This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

88. C. 15

Karl Friedrich Becker's

Weltgeſchichte.

Siebente,
verbeſſerte und vermehrte Ausgabe.

(Vierter unveränderter Abdruck.)

Herausgegeben

von

Johann Wilhelm Loebell.

Mit den Fortſetzungen

von

J. G. Woltmann und **K. A. Menzel.**

Neunter Theil.

Mit Königl. Würtembergiſchem allergnädigſtem Privilegium.

Berlin.
Verlag von Duncker und Humblot.

1844.

Karl Friedrich Becker's

Geſchichte der neueren Zeit.

Siebente,

verbeſſerte und vermehrte Ausgabe.

Neu bearbeitet

von

Johann Wilhelm Loebell.

Dritter Theil.

Mit Königl. Würtembergiſchem allergnädigſtem Privilegium.

Berlin.

Verlag von Duncker und Humblot.

1844.

Vorwort.

Da der raſch fortſchreitende Druck dieſer neuen Ausgabe dem Hrn. Profeſſor Loebell eine ſo durchgreifende Umarbeitung der zweiten Periode der neueren Geſchichte, wie ſie der heutige Standpunkt der Wiſſenſchaft und die nunmehrige Stellung des Werkes dringend erforderten, für ihn ſelber als unmöglich vorausſehen ließ, fand ſich derſelbe bewogen ſämmtliche der Darſtellung des ſiebzehnten Jahrhunderts beſtimmte Abſchnitte meiner Redaction zu überlaſſen, um dadurch zugleich Zeit und Muße für die eigene Umſchmelzung des achtzehnten zu gewinnen. Ueber die Grundſätze, von denen ich bei dieſer Arbeit, welche die letzten ſieben Bogen des achten und den ganzen neunten Band umfaßt, geleitet worden bin, verweiſe

ich auf meine Vorrede zur Geſchichte des Mittelalters im vierten Bande, und für die Ausführung derſelben wird auch die oberflächliche Vergleichung mit dem früheren Text einen vorläufigen Maßſtab an die Hand geben können.

Im October 1837.

Dr. M. Duncker.

Inhalt des neunten Bandes.

Neuere Geſchichte. Zweiter Zeitraum.

Vom Beginn des dreißigjährigen Krieges bis zum Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts. 1612—1700.

(Fortſetzung.)

	Seite
I. Deutſchland vom Tode Rudolfs II. bis zum Weſtphäliſchen Frieden. (Fortſetzung)	3
13. Axel Oxenſtierna. (Geboren 1583, geſtorben 1654)	3
14. Wallenſteins Ausgang. (1633 bis 1634)	7
15. Die Nördlinger Schlacht, der Prager Friede und Ferdinands II. Tod. (1634 bis 1637)	20
16. Fortgang des Kampfes unter Ferdinand III. Schwediſch-Däniſcher Krieg. (1637 bis 1648)	26
17. Der Weſtphäliſche Friede. (1648)	37
18. Die Folgen des dreißigjährigen Krieges. Innerer Zuſtand Deutſchlands	44
II. Spanien, Italien, die Niederlande und Frankreich bis zum Pyrenäiſchen Frieden	59
1. Die Spaniſche Monarchie unter Philipp IV.	59
2. Reactionen gegen die Regierung Philipps IV. in Catalonien, Portugal und Neapel.	66
3. Philipps IV. Ausgang	77
4. Italien in der erſten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts.	83
5. Die vereinigten Niederlande.	90
6. Frankreich unter der Regentſchaft Marias von Medici. (1610—1617)	104
7. Unruhen in Frankreich während der Regierung Ludwigs XIII. (1617—1624)	109
8. Richelieus Staatsverwaltung. (1624—1642)	115
9. Der Cardinal Mazarin und die Fronde. (1643—1651)	140

Seite

10. Condé's Empörung. (1651 bis 1654) 158
11. Ludwig XIV. unter Mazarins Leitung. (1654—1661). 166

III. England vom Tode der Eliſabeth bis zur Reſtauration Karls II. 171

1. Jakob I. (1603—1625)... 171
2. Karl I 178
3. Karls Eingriffe in die Verfaſſung des Staats und der Kirche 186
4. Das lange Parlament..... 196
5. Der Bürgerkrieg..... 207
6. Karls Gefangenſchaft und Hinrichtung..... 221
7. Die Republik (1649—1653). 245
8. Die Auflöſung des langen Parlaments..... 259
9. Cromwells Protectorat (1653—1658)..... 267
10. Die Reſtauration (1660)... 278

IV. Die Zeiten Ludwigs XIV. (1660—1700)..... 286

1. Ludwigs XIV. erſte Eroberungskriege..... 286
2. Ludwigs gewaltſame Eingriffe in Deutſchland und Italien. 321
3. Ludwigs dritter Eroberungskrieg..... 331
4. Der Hof Ludwigs XIV.... 350
5. Ludwigs XIV. Staatsverwaltung..... 363

Seite

6. Ludwigs Streitigkeiten mit Innocenz XI. Aufhebung des Edicts von Nantes. Die Janſeniſten..... 374
7. Die Franzöſiſche Litteratur unter Ludwig XIV. 388
8. Deutſchland unter Leopold I. (1658—1705)..... 400
9. Leopolds Türkenkriege..... 404
10. Die Deutſche Litteratur im ſiebzehnten Jahrhundert..... 423
11. England unter Karl II. (1660—1685)..... 434
12. Jakob II. (1685—1688).. 445
13. Die Revolution. (1688 bis 1689)..... 450
14. Wilhelm III. (1689—1702) 455
15. Englands Cultur im ſiebzehnten Jahrhundert..... 465
16. Die vereinigten Niederlande. 475
17. Spanien und Portugal unter Karl II. und Peter II. 485
18. Italien in der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts. 490
19. Die Schweiz..... 501

V. Der Norden und Oſten Europas..... 503

1. Dänemark..... 503
2. Schweden unter Chriſtinas Regierung..... 516
3. Die Polniſche Republik..... 527
4. Schweden unter Karl XI. 542
5. Das Ruſſiſche Reich..... 543
6. Die Osmanen..... 554

Neuere Geſchichte.

Zweiter Zeitraum.

Vom Beginn des dreißigjährigen Krieges bis zum Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts.
1612—1700.
(Fortſetzung.)

18. Axel Oxenſtierna.

(Geb. 1583, geſt. 1654.)

Die Schlacht bei Lützen war auch nach Guſtavs Fall gewonnen und mit dieſem Siege die Ueberlegenheit der Schwediſchen Waffen über Wallenſtein und ſeine Armee dargethan worden. Die Frage war, ob unter den Anhängern und Schülern Guſtavs Männer ſeyn würden, dieſe von ihm begründete Obmacht wenn nicht zu vermehren, ſo doch zu behaupten. Nach einer Verordnung des Königs ward deſſen kleine Tochter Chriſtine zur Königin gekrönt, und die Regierung bis zu ihrer Mündigkeit von einem dazu feſtgeſetzten Reichsrath geführt. Die Deutſchen Angelegenheiten dagegen wurden dem Kanzler Axel Oxenſtierna, den der König einige Zeit vor ſeinem Tode zu ſich berufen hatte, faſt mit unbeſchränkter Vollmacht übertragen. Oxenſtierna war zu Fanö in Upland im Jahre 1583 geboren, hatte in Roſtock und Wittenberg fünf Jahre lang Theologie und Jurisprudenz ſtudirt, und war 1609 Reichsrath geworden. Guſtav erhob ihn bei ſeinem Regierungsantritt zum Reichskanzler. Unſtreitig war ſeine Stellung von vorn herein ſchwieriger, als die des Königs geweſen war. Er ſollte das Werk eines größen Feldherrn und Herrſchers ausführen, ohne deſſen ſiegendes und durch die Natur gegebenes oberherrliches Anſehen zu haben. Was Guſtav den proteſtantiſchen Fürſten hatte bieten dürfen, konnte man hoffen, daß ſie ſich das von einem Schwediſchen Edelmanne würden gefallen laſſen? War nicht vielmehr vorauszuſehen, daß das bis jetzt noch unbeſiegte Schwediſche Heer aus Mangel an Unterſtützung und durch die Uneinigkeit ſeiner Anführer zerſtieben, alle Eroberungen verloren gehen, die alte Eiferſucht der Deutſchen Fürſten wieder losbrechen und dem Kaiſer zuletzt doch wieder den Sieg geben würde? Von Oxenſtierna's ſeltener Klugheit und Entſchloſſenheit ließ ſich indeß erwarten, daß er das Aeußerſte verſuchen würde, ein ſo glänzend begon-

nenes Unternehmen nicht ſchimpflich und fruchtlos enden zu laſſen Er machte zunächſt die proteſtantiſchen Fürſten mit ſeinem Auftrage bekannt — nach Dresden und Berlin reiſete er perſönlich — ſtellte ihnen auf das Dringendſte die Nothwendigkeit vor, jetzt mehr als jemals einträchtig zuſammen zu halten, und ladete ſie zu einem Convente ein, den Guſtav ſelber bereits nach Ulm ausgeſchrieben hatte, und auf welchem der große Bund aller Evangeliſchen hatte zu Stande kommen ſollen. Allein der Kurfürſt von Sachſen wollte nichts von einer Vereinigung wiſſen, deren Oberleitung er nicht erhielte, und George Wilhelm von Brandenburg war nicht minder ſchwierig, da er wohl ſah, daß die Schweden Willens ſeyen, ſich mit Pommern bezahlt zu machen. Auch die Niederſächſiſchen Stände weigerten ſich, unter dem Schwediſchen Kanzler zu ſtehen. Oxenſtierna beſchränkte daher vor der Hand ſeine Einladung nur auf die vier ſogenannten oberen Kreiſe, Schwaben, Franken, Ober- und Niederrhein, und dieſe mußten wohl gehorchen, da ihre Länder faſt alle von den Schweden beſetzt waren. Die Verſammlung geſchah zu Heilbronn, weil Ulm wegen der Kriegsunruhen nicht Sicherheit genug gewährte. Sie dauerte vom März 1633 an bis in die Mitte des April. Mit Verwunderung hörten hier die Fürſten die entſchloſſene Sprache des Kanzlers. Er drang, wie natürlich, auf das Directorium des Bundes, forderte Jedem einen beſtimmten Beitrag zur Fortſetzung des Krieges ab, und verlangte für den Nothfall ihre Städte und Feſtungen zum Quartier für die Schwediſchen Truppen. Das unbeſchränkte Directorium wollte keinem gefallen. Die Stände meinten, wer ſein Geld zu einer Sache hergebe, müſſe auch etwas dabei zu ſagen haben. Zu dem Ende wollten ſie durchaus dem Kanzler ein ſogenanntes consilium formatum an die Seite ſetzen, einen Ausſchuß von den Ihrigen, der beſonders das Geldweſen unter ſich hatte und die Einquartierungen beſorgte. Sehr richtig erwiederte Oxenſtierna darauf, wenn man ihnen ſelbſt das Eintreiben der Kriegsſteuern überlaſſe, ſo möchte wohl wenig einkommen, und wenn man ſie erſt fragen wollte, wo die Einquartierungen geſchehen ſollten, dürfte ihnen leicht gar keine recht ſeyn. Endlich gab er das consilium formatum, aus elf von den Ständen zu erwählenden Männern beſtehend, zu, aber mit der Bedingung, daß ihm in den Kriegsſachen jederzeit die letzte Entſcheidung verbleiben müſſe.

Eines war ihm nun noch übrig, diejenigen Bundesgenoſſen zu befriedigen, denen Guſtav bereits zur Entſchädigung beſtimmte Länder

katholiſcher Geiſtlichen verſprochen hatte. So verlangte Herzog Bernhard von Weimar die Bisthümer Bamberg und Würzburg mit dem Titel eines Herzogs in Franken; auch dem Landgrafen von Heſſen-Kaſſel und dem Herzoge von Wirtemberg waren mehrere benachbarte Stifter und Abteien zugeſagt. Oxenſtierna beſtätigte dieſe Verheißungen und verſprach den Fürſten, ſie beim Friedensſchluſſe in Beſitz derſelben zu ſetzen. Friedrich V., der unglückliche Kurfürſt und König, lebte nicht mehr; er war an einem bösartigen Fieber, elf Tage nach Guſtavs Tode (27. Nov. 1632), in Mainz geſtorben. Seine Witwe forderte die Unterpfalz für ihren älteſten Sohn; Oxenſtierna bewilligte augenblicklich das Geſuch, nur mit einigen Einſchränkungen, und zeigte den argwöhniſchen Fürſten eine Uneigennützigkeit, welche ihnen hinreichende Beruhigung gewähren konnte.

Nachdem auf dieſe Weiſe die Deutſchen Stände vorläufig vereinigt und beſchwichtigt waren, richtete Oxenſtierna ſeine Thätigkeit auf das Heer. Bernhard von Weimar hatte im November und December ganz Sachſen vom Feinde geſäubert, worauf die Kälte und Streitigkeiten zwiſchen ihm und ſeinem älteren Bruder über den Oberbefehl weitere Unternehmungen gehindert hatten. Oxenſtierna ſchlichtete dieſelben dadurch, daß er dem Herzog Bernhard das Commando in Franken übergab, da von Wallenſtein zunächſt nichts gegen Sachſen zu beſorgen war. Im Elſaß ſtand damals der Feldmarſchall Horn; in Baiern hatte der König bei ſeinem Marſche nach Sachſen den General Baner und den Pfalzgrafen Chriſtian von Birkenfeld zurückgelaſſen; am Niederrhein befehligte Baudiſſin; das Commando in Schleſien, wo bisher Alles unordentlich zugegangen war, erhielt der alte Graf Thurn; und um Weſtphalen ganz vom Feinde zu ſäubern, vereinigte ſich der General Kniphauſen mit dem Herzog Georg von Lüneburg. Indeß zeigten ſich dennoch bald die Folgen des Mangels eines über Alle gebietenden kriegeriſchen Hauptes; Keiner wollte von dem Andern Befehle annehmen, und der auf Landbeſitz und oberſte Anführung der Schwediſchen Partei gerichtete Ehrgeiz des Herzogs Bernhard ſollte dem erfahrenen Kanzler in kurzer Zeit neue Schwierigkeiten bereiten. Im Januar 1633 überraſchte Bernhard auf ſeinem Zuge nach Franken Bamberg, erſtürmte Hochſtedt, trieb die Baiern und Altringers Corps zurück, und vereinte ſich bei Donauwerth mit dem Feldmarſchall Horn, der ebenfalls vorgerückt war. Den Fortſchritt ihrer Waffen hemmte zuerſt die Unzufriedenheit der Soldaten, welche

längere Zeit keinen Sold erhalten hatten, und an demſelben Tage (13. April) den Dienſt verſagten, als das Bündniß zu Heilbronn geſchloſſen ward. Nicht minder heftig verlangten die Officiere zu wiſſen, wem ſie dienten, zu weſſen Nutzen die Eroberungen gemacht würden, wann ſie in den ihnen früher verſprochenen Genuß von Landbeſitz auf Deutſchem Boden geſetzt werden würden, damit ſie nicht länger von Raub und Erpreſſungen leben müßten. Erhielten ſie in vier Wochen keine genügende Antwort, ſo würden die einzelnen Regimenter ihnen zuſagende Gebiete pfandweiſe beſetzen. Auch Bernhard von Weimar forderte vom Kanzler die Verleihung des Herzogthums Franken immer dringender. Seine Abſicht war, dadurch vorläufig zum Mitgliede des Heilbronner Bundes, dann zum Oberhaupte deſſelben ſich zu erheben. Als ihm Oxenſtierna mit Entſetzung drohte, erwiederte er, ein Deutſcher Fürſt gelte mehr als zehn Schwediſche Edelleute, und jener ſah ſich endlich gezwungen, nachzugeben. Bernhard wurde mit Würzburg und Bamberg belehnt, nahm die Huldigung an und vertheilte unter die Officiere eine Menge von Gütern und Herrſchaften, deren Werth zu fünf Millionen Thaler angeſchlagen wurde. Alle auf dieſe Weiſe Ausgeſtatteten verſprachen, wie der Herzog ſelbſt, ſich unter den Schutz des Heilbronner Bündniſſes zu ſtellen, an deſſen Laſten Theil zu nehmen und ſich des Reichskanzlers Befehlen zu unterwerfen. Die Truppen wurden darauf durch eine Vertheilung von Geldern, welche die vereinigten Stände aufgebracht hatten, zufrieden geſtellt (9. Aug.).

So war denn die Schwediſch-proteſtantiſche Partei zu denſelben Maßregeln gekommen, durch welche die kaiſerliche zur Zeit ihrer Uebermacht das Reich bedrückt hatte. Wie Ferdinand wider Reichsverfaſſung und Recht ſeinem Feldherrn Mecklenburg geſchenkt hatte, ſo vergabte Oxenſtierna jetzt nach dem Rechte des Schwertes die Länder geiſtlicher Fürſten, ſeine Befehlshaber und ſeine Soldaten zu beſchwichtigen und zu belohnen. Nachdem dies geſchehen war, bemächtigte ſich Bernhard der ganzen Oberpfalz und ſchloß den Feldzug mit der Einnahme des wichtigen Regensburg, deſſen Einwohner ihm huldigen mußten, während Horn dem General Altringer nachgezogen war, aber deſſen Vereinigung mit dem Herzoge von Feria (ſ. II. Abſchn. 1.), der vierzehntauſend Mann Spaniſche Hülfstruppen für den Kaiſer über die Alpen herbeiführte, nicht verhindern konnte. Im Elſaß hatte Chriſtian von Birkenfeld die für den Kaiſer vom Herzoge Karl IV. von Lothringen zuſammengebrachten Völker bei Pfaffenhofen geſchlagen (1. Aug.); in Nieder-

ſachſen ſiegten die Schweden unter Georg von Lüneburg bei Oldendorf, zerſprengten das Heer der kaiſerlichen Generale von Merode und Gronsfeld und eroberten Hameln und Osnabrück.

---

14. Wallenſteins Ausgang.

(1633—1634.)

Aehnliche Entwürfe, als Bernhard von Weimar, verfolgte ſein Gegner, der Herzog von Friedland. Bereits währte der Krieg ſo viele Jahre, die Heere wurden von den Staaten, denen ſie dienten, ſo unabhängig verſorgt und geführt, daß in den Befehlshabern derſelben, wie früher in den Condottieren Italiens, das Bewußtſeyn der eigenen Macht und Gewalt durch das überwiegend an ihre Perſon geknüpfte Kriegsvolk mit größerer oder geringerer Stärke erwachen mußte; der Gedanke, eine ſolche Stellung zu eigenem Nutzen und Vortheil, zur Erwerbung von Land und Fürſtenthum zu gebrauchen, lag nicht ferne, erhielt aber bei Wallenſtein durch ſein näheres Verhältniß zum Kaiſer einen noch unſittlicheren Charakter als bei andern. Der Verluſt der Lützener Schlacht hatte den Herzog von Friedland auf das Aeußerſte gekränkt. Nicht ganz mit Unrecht ſchrieb er denſelben dem ſchlechten Benehmen mehrerer Officiere und Truppentheile zu, und ließ von den erſteren die der Feldflucht Beſchuldigten in Prag vor ein Kriegsgericht ſtellen. Vor dem Rathhauſe ward eine mit ſchwarzem Tuche bedeckte Blutbühne errichtet. Auf derſelben wurden zwei Obriſtlieutenants, ein Hauptmann, ein Rittmeiſter, vier Lieutenants, ein Fähndrich und zwei Hauptleute von der Artillerie enthauptet; ſieben Officieren wurden die Degen vom Henker zerbrochen. Auch mehrere gemeine Reiter wurden gehenkt, und mehr als funfzig Namen abweſender Officiere wurden als ehrlos an den Galgen geſchlagen (14. Februar 1633). Hierauf begannen neue Werbungen in allen kaiſerlichen Staaten. Das verloreneGeſchütz ward durch eingeſchmolzene Glocken erſetzt, die der Feldherr den ſtaunenden Gemeinen wegnehmen ließ; als der Frühling anbrach, war Wallenſteins Heer wieder zu fünf und zwanzig tauſend Mann angewachſen, und man glaubte jetzt ein um ſo entſchiedeneres und planmäßigeres Auftreten von ihm erwarten zu können, als ſein großer Gegner todt war und die innern Zerwürfniſſe der proteſtantiſchen Partei, die Streitigkeiten der Schwediſchen Befehlshaber dem kaiſerlichen Feldherrn nicht unbekannt

ſeyn konnten. Allein von dieſer Zeit an ſind Wallenſteins Plane und Schritte weit weniger kraftvoll und großartig als früher, wo er um einen viel ſchwächern und bedeutungsloſern Feind niederzukämpfen Rieſenſtärke entwickelte. Jetzt begnügt er ſich, das Naheliegende zu ergreifen, und die Mittel, deren er ſich dazu bedient, hüllen ſich in ein ſeltſames Dunkel. Er unterhandelt mit den Gegnern, vorzüglich mit den Deutſchen Proteſtanten, greift ſie, wenn er ſie ſicher gemacht hat, wieder an, und unterhandelt von Neuem. Mit dem Kaiſerhofe iſt er bald wieder geſpannt, und die Art, wie er jene Unterhandlungen betreibt, läßt zweifelhaft, ob er die Feinde dadurch täuſchen will, oder in Einverſtändniß mit ihnen den Kaiſer hintergehen, oder ſich als eine dritte unabhängige Macht hinſtellen, um den ſtreitenden Parteien zu Krieg und Frieden das Geſetz vorzuſchreiben.

Zunächſt wandte er ſich im Mai 1633 nach Schleſien, wo die verbündeten Sachſen, Brandenburger und Schweden unter dem Grafen Thurn, dem Feldmarſchall Arnim und dem Herzoge Franz Albrecht von Sachſen-Lauenburg, der gleich nach der Lützener Schlacht in Sächſiſche Dienſte getreten war, einige Fortſchritte gegen die dort befindlichen kaiſerlichen Truppen, welche Gallas befehligte, gemacht hatten. Es war wenig Einigkeit unter den feindlichen Heerführern, ein Umſtand, welcher dem Herzoge von Friedland den Sieg ſehr erleichtern mußte. Als aber beide Heere ſich begegneten, ſchloß Wallenſtein einen vierzehntägigen Waffenſtillſtand (7. Juni) und hielt mit den feindlichen Anführern Zuſammenkünfte. Während der Waffenruhe machte er den Verbündeten Friedensanträge. Wenn der Kaiſer, ließ er ſich vernehmen den billigen Frieden, den er mit Schweden, Kurſachſen und Kurbrandenburg ſchließen wolle, nicht würde annehmen wollen, ſo ſollte er mit Gewalt dazu gezwungen werden, wozu er gute Mittel wüßte. Aber die Unterhandlungen zerſchlugen ſich, und der Krieg begann aufs Neue. Oxenſtierna hielt alle Anerbietungen Wallenſteins für Fallſtricke, und in der That ſchlug der Waffenſtillſtand den Evangeliſchen zum Nachtheil aus. Die Kaiſerlichen verſahen ſich mit Kriegsbedarf und zogen Verſtärkungen an ſich, und die vier oberen Kreiſe wurden mißtrauiſch.

Die Feindſeligkeiten begannen von Neuem. Wallenſtein belagerte Schweidnitz (24. Juni), deſſen Beſatzung der Brandenburgiſche Oberſt Burgsdorf befehligte, und verſuchte drei vergebliche Stürme. Da kamen die Verbündeten, die Stadt zu entſetzen, und Wallenſtein zog ſich zurück. Zwiſchen Schweidnitz und Reichenbach ſchlug er ein wohl

verſchanztes Lager; ihm gegenüber thaten die Feinde daſſelbe, und nun lagen die Heere eine geraume Zeit bei einander, wie vormals bei Nürnberg, ohne ſich anzugreifen, und verheerten weit und breit das Land. Doch waren die Verluſte für beide Theile noch größer als damals, da die Peſt in Schleſien ausbrach und ſo fürchterliche Verheerungen anrichtete, daß große Bezirke ganz menſchenleer wurden. In Schweidnitz begrub man die Todten gar nicht mehr; in Breslau ſtarben dreizehntauſend Bürger und in Ohlau waren kaum zwanzig Menſchen übrig. Dazu wütheten beide Parteien, namentlich aber die Kaiſerlichen, auf das Entſetzlichſte gegen die Einwohner des unglücklichen Landes und übten die furchtbarſten Martern an Bürgern und Bauern, um ihnen Geld abzupreſſen. Naſen und Ohren wurden ihnen abgehackt, die Fußſohlen aufgeſchnitten, und ihnen ganze Riemen aus der Haut geriſſen. Andere hängte man bei den Beinen auf, und machte unter ihren Köpfen Feuer, füllte ihnen Miſtjauche in den Hals und trat dann mit den Füßen auf die geſchwollenen Leiber. Den Frauen wurden die Brüſte abgeſchnitten, nachdem ſie bis auf den Tod geſchändet worden; den Müttern die Kinder entriſſen und jubelnd an den Mauern zerſchmettert.

Am 22. Auguſt ward ein abermaliger Waffenſtillſtand unterzeichnet. Gleich nach dem Abſchluſſe deſſelben reiſte Arnim zu Oxenſtierna, der ſich damals in Gelnhauſen unweit Frankfurt aufhielt, um mit ihm über die eingeleiteten Unterhandlungen perſönliche Rückſprache zu nehmen. Der Herzog von Friedland, äußerte Arnim hier, habe den ihm von dem Wiener Hofe angethanen Schimpf noch nicht vergeſſen, und wenn er ſich auf Hülfe von den Evangeliſchen verlaſſen könne, ſey er entſchloſſen, ſich zu rächen. Auf einige ſeiner Unterfeldherren könne er ſchon zählen, und einem derſelben, dem Feldmarſchall Holk, möge der Kanzler, zu gemeinſchaftlicher Wirkſamkeit wider den Kaiſer, einige ſeiner älteſten Regimenter, auf die er ſich am meiſten verlaſſen könne, zugeben. Aber dieſer Vorſchlag verminderte Oxenſtierna's Mißtrauen nicht. Er war geneigt, ihn für eine Liſt zu halten, wodurch die Schweden um ihre beſten Truppen gebracht werden ſollten, und gab Arnim den Beſcheid, daß der Herzog ſeine Abſichten erſt weiter entwickeln müſſe. Dann ſolle es ihm an Unterſtützung nicht fehlen.

Wallenſtein ſcheint nunmehr den Plan gefaßt zu haben, die beiden Kurfürſten mit Gewalt zu ſeinen Bundesgenoſſen zu machen und mit ihrer Hülfe die Schweden aus Deutſchland zu jagen. Er kündigte

den Waffenſtillſtand auf, überfiel den Grafen von Thurn bei Steinau und nahm ſein aus viertauſend Mann beſtehendes Heer durch Capitulation gefangen. Die Bedingung war, daß die Anführer und Officiere frei abziehen durften; aber dieſe Entlaſſung eines der hartnäckigſten Feinde des Kaiſers, des vorzüglichſten Anſtifters der Böhmiſchen Empörung, wurde dem Herzoge in Wien ſehr übel genommen. Da Arnim ſich ſchleunigſt nach Sachſen zurückgezogen hatte, ging Wallenſteins Zug ohne große Hinderniſſe die Oder hinunter; am 16. October war Liegnitz erobert, am 18. ergab ſich Glogau, und darauf folgten Goldberg, Sagan, Kroſſen, Frankfurt und Landsberg nach. Fürſtenwalde ward verbrannt, Bärwalde ausgeplündert, das Schloß zu Köpnik weggenommen, und ſogar Berlin aufgefordert. George Wilhelm floh nach Tangermünde. Wallenſtein ſelbſt fiel mit dem Hauptheer in die Lauſitz ein, eroberte Görlitz mit Sturm, plünderte es aus, und ließ den Sächſiſchen Befehlshaber hinrichten, weil er die Stadt nicht hatte übergeben wollen. Bauzen, hierdurch geſchreckt, öffnete freiwillig ſeine Thore. Einige Monate früher hatte Wallenſteins General Holk ins Erzgebirge einfallen und Sachſen bis über Leipzig hin überſchwemmen müſſen. Dieſer Befehlshaber war eine der fürchterlichſten Geißeln des Landes. Wohin er kam, gingen die Dörfer und Städte in Rauch auf, und auf die Nachricht von ſeiner Annäherung floh Alles, was fliehen konnte. Die zurückgelaſſenen Bauernhunde rotteten ſich zuſammen, und da ſie in den niedergebrannten Dörfern nichts zu freſſen fanden, ſo heulten ſie grimmig auf den Landſtraßen umher, und zerriſſen einzelne Flüchtlinge *). Als Holk auf jenem Rückzuge von einer tödtlichen Krankheit befallen, einen Prediger zum Tröſter auf dem Sterbebette begehrte (er war lutheriſch), konnte weit und breit keiner gefunden werden, ob er gleich ſechshundert Thaler dafür bot.

Wallenſtein erreichte durch dieſe Feindſeligkeiten gegen die Kurfürſten ſeinen Zweck, ſie zum Abfall von den Schweden zu bewegen, doch nicht. Beide wieſen ſeine Vorſchläge zu einer Verbindung mit dem Kaiſer zur Vertreibung der Fremden und zur Reſtabilirung des Religions- und Profan-Friedens zurück. Als ſich der Herzog von Friedland zum Aufbruch nach Dresden bereitete, lief die Nachricht ein, daß Regensburg von Bernhard von Weimar eingenommen ſey. Auf die Mahnung des Kaiſers, dem bedrängten Kurfürſten von Baiern zu

*) S. Jeremias Simons Ellenburgiſche Chronica, S. 688.

Hülfe zu ziehen, rückte er in beſchleunigten Märſchen in die Oberpfalz ein; aber um Böhmen nicht von Truppen zu entblößen, konnte es nur mit getheilter Macht geſchehen. Die Jahreszeit war ſchon zu weit vorgerückt, der Feldzug blieb ohne Ergebniß, und Wallenſtein führte das Heer bald in die Winterquartiere nach Böhmen zurück. Dies erregte große Unzufriedenheit am Wiener Hofe. Man ſah die abermalige Belaſtung der Erblande ſehr ungern, und hätte gewünſcht, daß der Krieg völlig in fremde Gebiete geſpielt würde. Auch hatte man Wallenſtein in Verdacht, daß er böswillig gehandelt habe, und daß es ihm mit dem Kriege kein Ernſt mehr ſey. Seine Feinde, zu denen beſonders die Spaniſche Partei und die Hofgeiſtlichen des Kaiſers gehörten, erhoben von dieſem Augenblicke an ihre Stimme immer lauter. Es war um ſo leichter, mit ſolchen Vorſtellungen bei Ferdinand Gehör zu finden, da ihm die unerhörte in des Feldherrn Hände gelegte Macht immer läſtiger wurde, und, je länger ſie dauerte, je bedenklicher erſchien. Der Hofkriegsrath Queſtenberg wurde in des Herzogs Hauptquartier zu Piſen geſandt, um mit ihm wegen Verlegung der Truppen zu verhandeln, aber ein von dem Feldherrn verſammelter Kriegsrath der Generale und Regiments-Commandeure erklärte es für unmöglich, das Heer im December aus Böhmen und gegen den Feind zu führen.

Dieſer Beſcheid war nicht geeignet, die obwaltende Spannung zu löſen. Von beiden Seiten ward man immer mißtrauiſcher und unmuthiger. Am 12. Januar 1634, da die meiſten Generale und Oberſten ſich noch zu Pilſen befanden, trat der Feldmarſchall Illo*), einer der vorzüglichſten Vertrauten Wallenſteins, in eine Verſammlung derſelben und erzählte ihnen, wie der Kaiſer dem Feldherrn die Treue gebrochen, wie er ihn und das Heer allmählig entkräften wolle, den Soldaten den Sold vorenthalte, fremde Truppen ins Reich laſſe, keine ſeiner Zuſagen erfülle, und von den Jeſuiten, von denen er ganz umſtrickt ſey, fortwährend gegen den Feldherrn verhetzt werde; wie daher der Herzog beſchloſſen habe, den Oberbefehl freiwillig niederzulegen, damit er nicht noch einmal abgeſetzt werde. Aber, fügte Illo hinzu, dahin müſſe es kein rechtſchaffener Officier kommen laſſen; denn auf dem Herzog ruhten alle ihre Hoffnungen, auf ſeinen Namen hätten ſie ihre Regimenter geworben und führten durch ſeinen Willen das Commando; ziehe er ſich zurück, ſo ſey keine Hoffnung, daß ihnen die aufgewendeten

*) Eigentlich Ilow, aus einer Brandenburgiſchen Familie.

Summen jemals vom Hofe erſetzt werden würden. Deshalb müſſe man Abgeordnete an ihn ſenden, um ihn zu beſänftigen. Dies geſchah, und die Antwort fiel ſo aus, wie die Oberſten ſie wünſchten. Wallenſtein erklärte, daß er ihren Vorſtellungen nachgäbe, die Anführung noch eine Zeitlang behalten und ohne ausdrückliches Vorwiſſen und den Willen der Oberſten das Heer nicht verlaſſen wolle. Ob das Ganze nur ein verabredetes Spiel geweſen, um die Stimmung der Generale zu erforſchen, oder ob Wallenſtein aus Mißmuth und körperlichen Leiden, von denen er ſchon lange und hart geplagt wurde*), in der That mit einem ſolchen Entſchluſſe umgegangen ſey, iſt zweifelhaft. Illo legte den Generalen darauf einen Revers vor, kraft deſſen ſie „anſtatt eines körperlichen Eides" dem Herzog ewige Treue gelobten, ſo lange derſelbe ſie zum Dienſte des Kaiſers gebrauchen werde. Die Unterzeichnung geſchah während eines Gelages, bei dem es ziemlich lebhaft herging. Man ſagt, die Trunkenheit der Gäſte ſey dazu benutzt worden, ihnen unverſehens ein anderes Blatt unterzuſchieben, in welchem der Vorbehalt des kaiſerlichen Dienſtes fehlte, und welches dennoch unterſchrieben wurde; doch iſt dieſe Erzählung höchſt unwahrſcheinlich.

In welcher Abſicht dieſe Verbindung auch veranſtaltet worden ſeyn mag; in Wien wurde ſie als eine Verſchwörung wider den Hof betrachtet, gegen die ſchleunig und nachdrücklich verfahren werden müſſe. Einige dem Kaiſer beſonders ergebene Generale, Piccolomini, Gallas und Altringer, hegten dieſelbe Anſicht, oder gaben vor, ſie zu hegen, um den ihnen verhaßten Wallenſtein zu ſtürzen, und boten die Hand zur Abwendung der wahren oder angeblichen Gefahr. Beſtürmt von den Vorſtellungen der zahlreichen Feinde und Neider des Feldherrn, daß außerordentliche Umſtände auch außerordentliche Maßregeln nöthig machten, unterzeichnete der Kaiſer am 24. Januar ein an alle Generale, Oberſten und andere hohe und niedrige Officiere und Soldaten zu Roß und zu Fuß gerichtetes Patent, in welchem er anzeigte, daß er aus hochwichtigen und dringenden Urſachen mit ſeinem oberſten Feldhauptmann eine Aenderung vorzunehmen beſchloſſen, und den Oberbefehl einſtweilen dem General-Lieutenant Gallas übertragen habe. Dabei erhielt Gallas den beſonderen Befehl: Wallenſtein und ſeine vornehmſten Anhänger, Illo und den Grafen Terzky, in gefängliche

*) Wallenſtein litt damals an offenen Gichtbeulen ſo ſehr, daß er täglich eine Stunde im Schweißbade zubringen mußte, und ihm Stücke wildes Fleiſch aus den Geſchwüren geſchnitten wurden.

Haft zu bringen, oder ſich ſeiner lebendig oder todt zu bemächtigen. Am 18. Februar erfolgte ein zweites Patent, in welchem Wallenſteins Abſetzung, wegen gewiſſer Nachricht von einer gegen Krone und Leben des Kaiſers gerichteten Verſchwörung, wie es darin heißt, förmlicher ausgeſprochen ward.

Der erſte dieſer Schritte war in großer Heimlichkeit geſchehen. Man fürchtete Wallenſteins Einfluß auf das Heer, Gallas ſollte daher die Oberſten in aller Stille und ohne öffentliches Aufſehen von ihm abziehen. Ja der Kaiſer ſchrieb dem ſchon geächteten und dem Mordſtahle preisgegebenen Feldherrn bis zum 13. Februar noch mehrere Briefe ganz im alten Tone, ſogar mit der Aufſchrift: An den Herzog von Mecklenburg *). Indeß konnte es nicht fehlen, daß dieſer von dem Verderben, welches ihm drohte, Kunde erhielt. Er gab daher Befehl, daß das Heer nur ſeinen, ſo wie Illo's und Terzky's Anordnungen Folge zu leiſten habe, und beſchied mehrere Regimenter, ſich am 23. bei Prag zu verſammeln. An eine offene Empörung gegen den Kaiſer und deren Durchſetzung mit Gewalt der Waffen hatte Wallenſtein niemals gedacht, ſeine Abſicht war aller Wahrſcheinlichkeit nach immer nur dahin gegangen, ſich ſo unabhängig und feſt wie möglich zu ſtellen, um in ſolcher Lage die Angelegenheiten nach ſeinem Willen zu leiten und ſich eine genügende Entſchädigung und hinreichende Belohnung an Land und Leuten, ſo wie die Stellung eines Reichsfürſten zu ſichern. Hatte er aber bis zu dieſem Augenblicke noch keine geradehin verrätheriſchen und treuloſen Abſichten gehegt, ſo wurde er nunmehr durch das unredliche und hinterliſtige Benehmen ſeiner Gegner dazu getrieben, in jeder Weiſe auf ſeine Sicherheit zu denken. An den Kaiſer ſandte er am 21. und 22. Februar zwei Abgeſandte mit dem Erbieten, daß er bereit ſey, das Commando niederzulegen und ſich zur Verantwortung zu ſtellen; anderer Seits aber flogen Couriere über Couriere nach Regensburg, um den Herzog von Weimar zu beſtimmen, ſich mit ſeinen Truppen der Böhmiſchen Grenze zu nähern. Dieſer aber zögerte aus Furcht vor hinterliſtigen Abſichten, und Oxenſtierna beſtärkte ihn in dieſem Benehmen. „Ich möchte Ew. Fürſtl. Gnaden nicht rathen, ſchrieb dieſer, Ihre Truppen mit Wallenſtein zu conjungiren, aber auch ſeine Plane nicht zu hindern, ohne daß Sie dabei die Ihrigen hintanſetzen.“ Mehr Bereitwilligkeit fand der kaiſerliche Feldherr

*) Abgedruckt bei Förſter, Th. III. S. 183 fg.

bei Arnim, welcher die Sächſiſchen Truppen gegen Böhmen zu in Bewegung ſetzte. Indeß waren Wallenſteins Oberſten und Soldaten größten Theils für den Kaiſer gewonnen worden, und Piccolomini, Gallas, Maradas und andere brachen bereits aus ihren Quartieren gegen Pilſen auf, ſo daß der Herzog von Friedland ſeinen früheren Plan nach Prag zu gehen aufgeben mußte. Er beſchloß, vorläufig in dem Grenzplatze Eger eine Zuflucht zu ſuchen; dort befehligte der Schotte Gordon, dem er um ſo eher traute, da er ihn vom gemeinen Soldaten allmählig zum Oberſten erhoben, und ihn ſonſt noch auf mancherlei Art ausgezeichnet hatte. Am 22. Februar gegen zehn Uhr Morgens verließ er Pilſen, von ſeinen drei vertrauten Freunden, Illo, Terzky, Kinsky und zehn Reitercompagnien begleitet, und traf am 24. Nachmittags um vier Uhr zu Eger ein. Der Unglückliche wußte nicht, daß ſeine Mörder mit ihm einzogen. Er nahm ſeine Wohnung am Marktplatze im Hauſe des Bürgermeiſters Pachhübel. Oberſt Buttler, ein Irländer, der ihm mit zweihundert Dragonern, aber wider ſeinen Willen, folgte, hatte den Generalen Gallas und Piccolomini zugeſagt, ihnen Wallenſtein lebendig oder todt zu überliefern, und ſchon unterweges mit ſich gekämpft, ob er nicht mit ſeinen Dragonern Wallenſteins Sänfte umringen und ſich ſeiner bemächtigen ſollte. Aber die Furcht vor Terzky und Kinsky, den vertrauten Freunden und Anhängern Wallenſteins, welche die übrigen Truppen führten, hatte ihn zurückgehalten. Angekommen in Eger, war ſein erſtes Geſchäft, ſeinen Freund Gordon und deſſen Oberſtwachtmeiſter Leßlie, gleichfalls einen Schotten, aufzuſuchen und ihnen den von Gallas erhaltenen Befehl des Kaiſers bekannt zu machen. Zugleich eröffnete er ihnen ſeinen Entſchluß, die gegen den Herzog ergangene Acht zu vollſtrecken. Er fand ſie bereit, mit ihm gemeinſchaftliche Sache zu machen, obgleich beide, wie er ſelbſt, den Revers zu Pilſen unterzeichnet hatten. Anfangs wollten ſie den Herzog und ſeine Anhänger bloß gefangen nehmen; aber die Furcht, ſie nicht lebendig durch die ihnen anhängigen Truppen zu bringen, auch wohl die Ausſicht auf die reiche Beute, beſtimmte ſie zur Ermordung. Alle drei zogen ihre Degen, fielen auf die Knie, und beſchworen des Feldherrn Tod in Gordons Wohnung. Da aber auch des Herzogs Freunde zu fürchten waren, ſo wollten ſie mit ihnen den Anfang machen. Um ſie alle bei einander zu haben, ward verabredet, daß Gordon ſie auf den folgenden Tag

zum Abendeſſen auf die Citadelle einladen ſolle. Es geſchah, und ſie ſagten zu.

An dieſem Tage (Sonnabend den 25. Febr.) riefen die drei Verſchworenen — Buttler, Leßlie und Gordon — einige der ihnen ergebenſten Officiere, den Oberſtwachtmeiſter Geraldin und die Hauptleute Macdonald, Birch, Brown und Deverour, alle von Buttlers Regiment, zu ſich, und weihten ſie in das Geheimniß ein. Sie fanden ſie bereitwillig, der Unternehmung beizutreten, und erbötig, die erforderliche Anzahl entſchloſſener Gemeinen aus ihren Compagnien zu ſtellen. Am Abend erſchienen die vier Geladenen, der Feldmarſchall Illo, die Grafen Terzky und Kinsky und der Rittmeiſter Neumann. Aber während ſie ſorglos ſchmauſeten, hatte ſich Geraldin mit dreißig Buttleriſchen Dragonern hinaufgeſchlichen und die Thüren des Speiſeſaals wohl beſetzt. Das Thor der Citadelle ward geſchloſſen und die Zugbrücke aufgezogen. Nach acht Uhr, als bereits der Nachtiſch aufgetragen war, rief man die fremden Diener in ein entlegenes Zimmer zu Tiſche, und ſchloß ſie ein. Auf einmal trat von der einen Seite Geraldin mit ſechs, von der anderen Deverour mit vier und zwanzig Dragonern in den Saal mit dem Rufe: „Holla! wer iſt gut kaiſerlich?“ Gordon, Leßlie und Buttler ſprangen auf, ergriffen die Lichter, zogen ihre Degen und traten mit den Worten vivat Ferdinandus an die Seite, um den Dragonern Platz zu machen. Dieſe warfen den Tiſch um, und drangen in die Gäſte ein. Kinsky fiel zuerſt, dann ward Illo niedergehauen; den Grafen Terzky, der ſich mit großer Tapferkeit vertheidigte, ſchützte eine Zeit lang ſein Koller von Elennshaut, doch ſank auch er unter der Menge der Streiche nieder. Neumann war in den Vorſaal entkommen, allein hier empfingen ihn die ausgeſtellten Wachen, und da er das Loſungswort nicht wußte, ſtießen ſie ihn gleichfalls zu Boden. Die eingeſperrten Bedienten hörten das Geſchrei ihrer ſterbenden Herren, und ſtiegen durch die Fenſter, um ihnen Hülfe zu bringen, allein auch ſie wurden niedergehauen. Der Speiſeſaal glich einer Schlachtbank, und die Ueberreſte der Speiſen ſammt den Flaſchen und Bechern ſchwammen im Blute.

Während dies in der Citadelle vorging, herrſchte in der Stadt tiefe Ruhe. Wallenſtein, nach langem Berechnen und Beobachten der himmliſchen Zeichen, hatte eben ſeinen Aſtrologen Seni entlaſſen, und ſich früh zu Bette gelegt. Es war eine finſtere, unfreundliche Nacht, der Wind heulte, und ein feiner Regen klirrte gegen die Fenſter.

Leßlie ging leiſe mit zwei Compagnien Buttleriſcher Dragoner aus der Citadelle, und ward ſtill in das Stadtthor eingelaſſen. Er beſetzte die Gaſſen und den Markt, befahl der Hauptwache, ruhig zu bleiben, es möge vorfallen was da wolle, und ging dann wieder in die Citadelle zurück. Darauf machten ſich (Abends um elf Uhr) Buttler nebſt dem Oberſtwachtmeiſter Geraldin, dem Hauptmann Deverour und einer Anzahl entſchloſſener Dragoner auf den Weg nach der Stadt; ſie gingen gerade auf Wallenſteins Wohnung am Markte los. Die Schildwachen ließen ſie ſorglos ein, worauf Buttler die vordere, Geraldin die hintere Hausthür beſetzten. Deverour ſtieg mit ſechs Mann die Treppe hinauf. Ein Kammerdiener im Vorzimmer, der ſie abhalten wollte, ward niedergeſtoßen. Ein anderer ſchrie: Rebellen! Rebellen! und entfloh. Der Herzog, von dem Lärm geweckt, ſprang im bloßen Hemde aus dem Bett, und eilte zum Fenſter, die Schildwacht zu fragen, was es gäbe. In dem Augenblicke erbrachen die Dragoner die Thür, und Deverour drang mit vorgehaltener Hellebarde hinein. „Biſt du der Schelm, rief er, der Seiner Kaiſerlichen Majeſtät die Krone vom Haupte reißen will? Du mußt jetzt ſterben!“ Ohne einen Laut von ſich zu geben, empfing Wallenſtein den Stoß der Partiſane in ſeinen Eingeweiden, und röchelnd wälzte in ſeinem Blute ſich der Mann, der noch vor wenig Stunden die Schickſale großer Nationen in ſeinem Haupte abgewogen hatte. Er war ein und funfzig Jahre alt geworden.

Einer der Dragoner wollte den Leichnam zum Fenſter hinabwerfen, aber Deverour ließ es nicht geſchehen, ſondern wickelte ihn in einen vom Tiſch abgenommenen Teppich, und ließ ihn in Leßlie's Wagen in die Citadelle zu den vier anderen Entleibten bringen, mit denen er den folgenden ganzen Tag im Hofe liegen blieb. Am Montage wurden ſie alle (Neumann ausgenommen, der für ſeine läſterlichen Reden unter dem Galgen begraben ward) in Särgen auf Illo's Güter geſchafft. Wallenſteins Sarg war zu klein gerathen, und da der Leichnam ſteif geworden war, mußten ihm die Beine zerbrochen werden. Seine Witwe ließ ihn zwei Jahre darauf in der von ihm ſelbſt in der Nähe von Gitſchin erbauten Carthauſe beiſetzen.

Buttler bemächtigte ſich ſofort alles vorhandenen Geldes, des Feldgeräths und der Koſtbarkeiten des Herzogs, und ſtellte überall ſtarke Wachen aus. Den ganzen folgenden Tag blieb der Markt mit Soldaten und Geſchützen beſetzt, allein dieſe Vorſicht war überflüſſig. Es

war Niemand in Eger, der des Herzogs Tod zu rächen begehrt hätte. Buttler und Gordon machten darauf dem Kriegsvolke und den benachbarten Besatzungen das Geschehene bekannt, und ließen sie noch einmal dem Hause Oesterreich schwören. Leßlie war noch in der Mordnacht mit der Geschichtserzählung zum Grafen Gallas abgegangen, und dieser sandte ihn damit gerades Weges an den Kaiser. Diesen rührte die Nachricht von seines Generalissimus traurigem Ende, zu welchem die Feinde desselben ihm seine Einwilligung nur mit Mühe abgelockt hatten, bis zu Thränen. Er befahl, dreitausend Seelenmessen für ihn zu lesen, und ließ seiner hinterlassenen Gemahlin die Herrschaft Neuschloß in Schlesien zu ihrem Witwensitz. Gallas bekam die Herrschaft Friedland; das Herzogthum Sagan behielt der Kaiser. Mit Wallensteins übrigen reichen Gütern und Herrschaften so wie mit Kinskys und Terzkys eingezogener Habe wurden alle Uebrigen belohnt, die sich beim Sturze des vielfach angefeindeten und beneideten Mannes vorzüglich thätig erwiesen hatten. Mit wahrer Räubergier betrieben sie diese Vertheilung, und verhehlten ihren schmutzigen Geiz und ihre niedrige Gesinnung so wenig, daß sie beim Kaiser um Geld und andere Belohnungen für ihre geleisteten Dienste bettelten; ja mehrere hatten schon vor dem Fall des Herzogs über seine Kostbarkeiten gehadert. Mehrere Hauptleute, Bürger und Soldaten wurden als Anhänger Wallensteins hingerichtet. Auch einige Obersten, die man eines besondern heimlichen Einverständnisses mit Wallenstein und der Theilnahme an der vorausgesetzten Verschwörung gegen den Kaiser beschuldigte, wurden gefänglich eingezogen, vor Gericht gestellt, und so ungenügend die gegen sie vorgebrachten Beweise auch waren, zum Tode verurtheilt. Der Kaiser milderte indeß diesen Ausspruch und verwandelte ihre Strafe in Gefangenschaft auf der Festung, mit alleiniger Ausnahme des aus einer der angesehensten und ältesten Schlesischen Familien stammenden General Grafen Ulrich von Schafgotsch, dessen Todesurtheil er bestätigte. Es war dieser dem evangelischen Glauben zugethan. Der Unglückliche wurde, selbst nachdem ihm das Leben schon abgesprochen war, noch hart gefoltert, um Geständnisse über die Verschwörung aus ihm zu pressen, deren man allerdings bedurfte, um ein so regelloses und willkürliches Verfahren nur einigermaßen zu rechtfertigen. Er beharrte aber, trotz aller Martern, bei der Aussage, daß er weder Theilnehmer einer solchen Verschwörung gewesen, noch Kenntniß davon habe. Hierauf wurde er im Julius zu Regensburg enthauptet. Seine

Kinder wurden durch die Vorſorge des Kaiſers im katholiſchen Glauben erzogen.

Eben ſo wenig hat Wallenſteins Schuld nur einigermaßen überzeugend erwieſen werden können. Oxenſtierna erklärte noch im Jahre 1651, er habe nie ergründen können, ob es ihm Ernſt geweſen und was er eigentlich bezweckt habe. Die Darſtellungen, welche auf Veranlaſſung des kaiſerlichen Hofes nach Wallenſteins Ermordung erſchienen, um eine Handlung, welche nur die höchſte Noth und dringende Gefahr entſchuldigen kann, zu rechtfertigen, gründen ſich vornehmlich auf die Ausſagen eines begnadigten Böhmiſchen Auswanderers, Jaroslav Seſyna Raſchin von Rieſenburg, welchen Wallenſtein zu ſeinen Unterhandlungen gebraucht hatte. Er läßt den Feldherrn ſchon 1631 ein heimliches Bündniß mit Guſtav Adolf betreiben. Aber dieſe Ausſagen ermangeln näherer und vollgültiger Beweiſe, enthalten manchen Widerſpruch, und laſſen ſich in einzelnen Angaben durch urkundliche Nachrichten widerlegen. Dadurch wird auch ihre ſonſtige Glaubwürdigkeit ſehr verdächtig. Wir haben daher auch nicht für nöthig erachtet, dieſen in die meiſten hiſtoriſchen Werke wie gewiſſe und wohlbegründete Thatſachen übergegangenen Erzählungen hier nochmals einen Platz zu gönnen. Eben ſo wenig fühlen wir uns aber zu der Behauptung geneigt, daß Wallenſtein nie mit Entwürfen umgegangen ſey, deren Verfolgung der kaiſerlichen Macht höchſt gefahrbringend geworden ſeyn würde, ſondern glauben vielmehr, daß die unparteiiſche Geſchichte die Frage über ſeine Schuld oder Unſchuld als eine nicht mit Entſchiedenheit zu löſende ſtehen laſſen muß. Die Nachrichten von den ſpäteren Unterhandlungen des Herzogs mit Sachſen und Schweden mit ihren verdächtigen Umſtänden ſind aus Schriftſtellern der proteſtantiſchen Partei geſchöpft; und daß dieſe Eröffnungen bloß in der Abſicht geſchehen ſeyen, die Feinde zu täuſchen, läßt ſich keineswegs erweiſen. Auch haben wir zuverläſſige und ausführliche Nachrichten von Anträgen, die der Franzöſiſche Hof ihm zu verſchiedenen Zeiten machen ließ, ſich zum König von Böhmen aufzuwerfen, Anträge, die Wallenſtein wenigſtens nicht ſo entſchieden abgewieſen haben muß, wie es einem treuen Diener des Kaiſers geziemt hätte, weil ſie ſonſt nicht wiederholt worden wären. Wallenſtein war zu hoch geſtiegen, als daß er nur Feldherr des Kaiſers hätte ſeyn wollen; es war zu viel in ſeine Hände gelegt, als daß er nur nach dem Willen deſſelben hätte handeln können. Durch die ausſchweifenden Bedingungen, unter welchen er das

Generalat zum zweiten Male übernommen hatte, war er in eine ſehr ſchwierige und ſchlüpfrige Mitte zwiſchen den Verhältniſſen des Unterthanen und des unabhängigen Fürſten getreten. Es war eine Kriegsdictatur, erzeugt durch dringende Gefahr; nach Beſeitigung derſelben trat das Unnatürliche einer ſolchen Stellung auf allen Seiten hervor, gab überall Anſtoß, und trieb Wallenſtein von ſelbſt, aus der unentſchiedenen Mitte, in der er ſich befand, herauszutreten. Nach welcher Seite er ſich wenden ſolle, konnte für ihn wohl keine Frage ſeyn. Sein heftiger Ehrgeiz, das Bewußtſeyn der Kraft, die den gährenden Elementen der empörten Zeit zu gebieten im Stande war, und ſein Glaube an dunkele, geheimnißvolle Mächte, welche die Schickſale der Menſchen lenken, ſpornten ihn zu behaupten, was man jetzt nur mißgünſtig und beſorgt in ſeinen Händen ſah. Aber über die Wahl der an dies Ziel führenden Mittel kam er zu keinem entſchiedenen Entſchluſſe *), daher die Ungewißheit und das Zaudern, welche ſeitdem in ſeinen Schritten ſichtbar werden, und das zweideutige Licht, das auf ſie fällt **). Wie es indeß auch mit dieſen Plänen beſchaffen geweſen ſeyn mag, daß der kaiſerliche Hof ihn richtete, ohne ihn zu hören, ihn verdammte, ohne Beweiſe, und ihn Meuchelmördern Preis gab, die nach ſeinem Golde lüſtern waren, bleibt eine Handlung der Willkür und Ungerechtigkeit und empörende Undankbarkeit an dem, der einſt alle Reichsfürſten vor ihm zittern gemacht, und den raſchen Siegeslauf des gefährlichſten ſeiner Feinde unter den bedenklichſten Umſtänden zu unterbrechen und zu hemmen gewußt hatte.

*) Sehr bezeichnend ſchreibt Arnim während des Feldzuges von 1633 an den Kurfürſten von Brandenburg: „Mit dem Manne iſt nichts ſicheres zu tractiren, denn da iſt keine Beſtändigkeit.“ Briefwechſel, Th. III. S. 75.

**) Anders kann, auch nach den ſehr dankenswerthen Aufklärungen und mannigfachen Berichtigungen, die Hr. Förſter in dem Briefwechſel und in der Biographie Wallenſteins aus Urkunden gegeben hat, das Urtheil kaum gefaßt werden, in keinem Fall aber der Held in dem glänzend reinen Lichte gezeigt werden, in welchem Förſter ihn darſtellt. Es iſt hier nicht der Ort, weiter in dieſe Unterſuchung einzugehen, ſchwerlich aber dürfte das Dunkel, welches die Entſchlüſſe Wallenſteins umhüllt, je durch Briefe und Actenſtücke völlig verſcheucht werden können.

15. Die Nördlinger Schlacht, der Prager Friede und Ferdinands II. Tod.

(1634—1637.)

So waren die beiden großen Helden Schwedens und Oeſterreichs nach einander vom Schauplatz abgetreten, nachdem Wallenſtein ſchon in ſeinem letzten Feldzuge die Unterwerfung der Proteſtanten nicht mehr als die Hauptſache betrachtet hatte. An ſeinen Platz kam des Kaiſers älteſter Sohn, Ferdinand, bereits gekrönter König von Ungern, und ihm zur Seite ward der mehrfach erwähnte Gallas geſetzt. Bernhard von Weimar hatte ſich einen Tag vor der Ermordung Wallenſteins wirklich gegen die Böhmiſche Grenze in Bewegung geſetzt und ſein Vortrab drang in den erſten Tagen des März bis an die Thore von Eger; da er aber die feindlichen Truppen in Ordnung und dem Kaiſer gehorſam fand, ging er zurück und führte ſein Heer zur Erholung nach Schwaben, wo der General Horn ſeine Quartiere hatte. Dies gab Anlaß zu neuen Streitigkeiten, welche Altringer (oben S. 6) benutzte, um mit ſeinen, den Spaniſchen und den Bairiſchen Truppen von Süden her nach der Donau vorzudringen, während der König von Ungern und Gallas in gleicher Abſicht aus Böhmen hervorbrachen. Bei Regensburg vereinigten ſich beide Heere zur Belagerung dieſer Stadt. Bernhard warf Verſtärkung hinein, war aber zum Entſatz zu ſchwach, und als er endlich nach langem Zaudern ſeine Vereinigung mit Horn bewerkſtelligt hatte, mußte der Schwediſche Commandant Lars Kagge die heldenmüthig vertheidigte Stadt übergeben. Von hier aus drangen die Kaiſerlichen über Ingolſtadt und Donauwerth gegen Nördlingen vor, welches den Schweden treulich anhing, und deshalb einen vorzüglichen Beiſtand zu fordern berechtigt war. Horn rieth dem Herzoge, keine Schlacht zu wagen, weil ihre vereinigten Truppen durch Krankheit, Mangel und langes Herumziehen aufs Aeußerſte geſchwächt und entmuthigt ſeyen und überdieß an Zahl den Kaiſerlichen weit nachſtänden, und beſtand darauf, die Ankunft des Generals Craz und des Rheingrafen Otto Ludwig, der von der Belagerung Breiſachs abgerufen worden war, zu erwarten. Indem das Heer ſo bei Bopfingen lag, erhielten die Kaiſerlichen eine Verſtärkung von zehntauſend Mann welche der Bruder König Philipps IV. von Spanien, Erzbiſchof Ferdinand von Toledo, in Mailand zuſammengebracht hatte und nach den Niederlanden führte. Dennoch wollte Bernhard nach Crazens Ankunft

den Rheingrafen nicht länger abwarten, ſondern rückte zum Entſatz der Stadt nach Nördlingen vor. Der 7. September 1634 war der entſcheidenden Schlacht beſtimmt. Die Ueberlegenheit der Kaiſerlichen, welche fünf und dreißig tauſend Mann ſtark waren, denen die Schweden nur drei und zwanzig tauſend und unter dieſen ſechs tauſend in der Eil bewaffnete Würtembergiſche Bauern entgegenſtellen konnten, und viele örtliche Nachtheile drohten den Letzteren gleich von Anfang an Verderben; aber auch außerdem geriethen ſie durch Mißverſtändniſſe und Mangel an Einheit aus einer Verwirrung in die andere, ſo daß, nach einem achtſtündigen Gefechte, in welchem ſie das Aeußerſte von Tapferkeit aufgewandt hatten, der Sieg ſich dennoch vollkommen für die Kaiſerlichen entſchied. Acht tauſend Schweden lagen todt auf der Wahlſtatt, ſechs tauſend waren gefangen, dazu fiel das ſämmtliche Geſchütz und Gepäck (achtzig Kanonen und vier tauſend Wagen) dem Feinde in die Hände. Herzog Bernhard behielt nichts als was er am Leibe trug, die Generale Horn und Craz wurden gefangen. Auf kaiſerlicher Seite hatte Gallas den Oberbefehl gehabt, und außer ihm hatten der Herzog Karl von Lothringen, der ſich ſeit einiger Zeit in kaiſerlichen Dienſten befand (vgl. unten II. Abſchn. 8), und ein berühmter Parteigänger beim Bairiſchen Heere, Johann von Werth, das Meiſte zu dem Siege beigetragen.

Die Schlacht bei Nördlingen veränderte die Lage der Sachen ungemein und vernichtete das bisher noch immer behauptete Uebergewicht der Schweden. Nicht genug, daß die Kaiſerlichen nun Schwaben und Franken wie ein verheerender Strom überſchwemmten *), daß der Heilbronner Bund ſeiner Auflöſung unaufhaltſam entgegenging; auch Sachſen fiel von der gemeinen Sache der Proteſtanten ab. Johann Georg hatte die ihm ſchon früher pfandweiſe abgetretene Lauſitz ſeit Wallenſteins Einfall ſo gut als verloren, und es war zu erwarten, daß er ſie nach der Vernichtung der Schweden nie wieder bekommen würde. Dagegen konnte er ſie wohl mit Recht als eine Belohnung vom Kaiſer fordern, wenn er vom Schwediſchen Bündniſſe abtrat und zu ihm überging. Deshalb ließ er ſogleich nach der Nördlinger Schlacht die bereits eröffneten Unterhandlungen über einen beſonderen Frieden mit dem Kaiſer eifriger

*) Die verwittwete Herzogin von Würtemberg, die ſich auf der Flucht verſpätet hatte, ward zu Nürtingen von den Croaten bei den Haaren über die Leichname der im Schloſſe Ermordeten geſchleift.

betreiben. Der Krieg hatte nach Wallenſteins Tode in Norddeutſchland nicht geruht. Die Schweden hatten unter Baner Croſſen und Frankfurt eingenommen; Arnim war zum dritten Mal nach Schleſien vorgerückt und hatte die Kaiſerlichen unter Colloredo bei Liegnitz in einem großen Treffen geſchlagen; dann waren Schweden und Sachſen gemeinſam in Böhmen eingefallen und ſtanden vor Prag. Trotz dieſer Vortheile rief der Kurfürſt ſeine Truppen zurück und ſchloß ſchon am 22. November 1634 Präliminarien mit dem Kaiſer ab, die am 30. Mai 1635 zu Prag in einen förmlichen Frieden verwandelt wurden. Johann Georg erhielt die Lauſitz erblich, und für ſeinen zweiten Sohn, Auguſt, das Erzſtift Magdeburg auf Lebenszeit; die mittelbaren Kirchengüter, welche die Proteſtanten vor dem Paſſauer Vertrage eingezogen, ſollten den Beſitzern immerdar verbleiben; die übrigen und die ſämmtlichen unmittelbaren noch vierzig Jahre bis auf weitern Austrag der Sache. Für dieſe Vortheile ward der Kurfürſt von Sachſen des Kaiſers Freund, und opferte die Pfalzgräfliche Sache, ſo wie die Schweden auf, die in den Schlachten bei Leipzig und Lützen zunächſt für ihn geblutet, ja deren großer König ſelbſt, um ſein Land zu retten, das Leben gelaſſen hatte. Sogar zur Vertreibung der Schweden ſagte Johann Georg dem Kaiſer Hülfe zu, und überließ die Schleſiſchen Proteſtanten der Willkür deſſelben. Ueber die Ungerechtigkeit dieſes Friedens, den der Kaiſer in der Form eines Edicts bekannt machen ließ, war unter den Proteſtanten nur eine Stimme, und in vielen Flugſchriften wurde es dem Kurfürſten öffentlich geſagt, er habe die gemeine Sache der Religion und der Deutſchen Freiheit aus Eigennutz und Eiferſucht verrathen.

Durch den Abfall dieſes Bundesgenoſſen und den allmähligen Beitritt mehrerer proteſtantiſchen Stände zum Prager Frieden, wozu dieſelben vom Kaiſer aufgefordert worden waren, wurde die Lage der Schweden in Deutſchland immer bedenklicher. Dazu berichtete der Reichsrath an Oxenſtierna, daß wegen mehrjährigen großen Mißwachſes und Erſchöpfung aller Kaſſen und Geldmittel wenig auf Hülfe vom Vaterlande zu rechnen ſey. Dennoch ſchlug dieſer eine Entſchädigungsſumme von zwei und einer halben Million Gulden, welche der Kurfürſt von Sachſen für die gänzliche Räumung des Deutſchen Reiches von den Ständen herbeizuſchaffen verſprach, aus, und nachdem er vergeblich Unterhandlungen mit dem Kaiſer zu eröffnen verſucht, wandte er ſich an den früheren Verbündeten ſeiner Krone, an den Cardinal

Richelieu, um kräftigere Unterſtützung als bisher zu erhalten. Bei dem Scharfblick jenes Staatsmannes, bei deſſen gegen Oeſterreich und Spanien gerichteter Politik durfte er, da dieſe jetzt im Uebergewicht waren, nunmehr ſicher auf Hülfe rechnen; es kam nur darauf an, um welchen Preis ſie zu erhalten ſeyn würde. Bereits vor der Nördlinger Schlacht hatte Oxenſtierna den Franzoſen die Feſtung Philippsburg einzuräumen verſprochen, wenn er ſechstauſend Mann zur Verſtärkung der Schwediſchen Heere erhielte; und nach derſelben war Richelieu mit den zum Heilbronner Bunde gehörigen Ständen im November 1634 einen Vertrag eingegangen, durch den er ſich verpflichtete, zwölftauſend Mann für die Verbündeten zu beſolden, wofür dem König von Frankreich Sitz und Stimme im Bundesrathe und der ganze Elſaß bis zum Frieden zugeſagt wurden. Da Bernhard indeß mit dem Reſt ſeiner flüchtigen Schaaren und mit den Truppen des Rheingrafen die Fortſchritte der kaiſerlichen Waffen in Süddeutſchland nicht aufzuhalten vermochte, Würtemberg und Baden völlig verloren gingen, König Ferdinand rheinabwärts vordringend bereits Philippsburg und Speier einnahm und Heidelberg bedrohte, die franzöſiſchen Truppen, obgleich in der Nähe, noch immer zögerten, eilte Oxenſtierna im April 1635 perſönlich nach Frankreich, um den Abſchluß eines neuen Vertrages zwiſchen Schweden und Frankreich zu betreiben und wo möglich den Cardinal in einen offnen Krieg mit Spanien und mit dem Kaiſer zu verwickeln. Schon zwei Tage nach ſeiner Ankunft zu Paris kam das Bündniß auf der Grundlage wechſelſeitiger Hülfsleiſtung zu Stande; und als gerade damals der Kurfürſt Philipp Chriſtoph von Trier, der ſich in Franzöſiſchen Schutz begeben hatte, wegen dieſes den Reichsgeſetzen zuwiderlaufenden Verfahrens auf Veranlaſſung des Kaiſers von den Spaniern aus Luxemburg her in Trier überfallen und gefangen fortgeführt wurde, ergriff Richelieu dieſen Anlaß, zunächſt der Krone Spanien den Krieg zu erklären. Zwanzigtauſend Franzoſen ſtießen in den Niederlanden zum Heere des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien. Geringer war die Hülfe, welche die Proteſtanten von Frankreich erhielten, ſo daß Bernhard im Laufe des Sommers noch bis Metz zurückgedrängt wurde. Ebenſo war Baner, der ſich nach der Nördlinger Schlacht aus Böhmen zum Schutz des Fränkiſchen Kreiſes nach Thüringen gewendet hatte, genöthigt, vor dem Kurfürſten von Sachſen, der den Bedingungen des Prager Friedens gemäß mit ſechs und zwanzigtauſend Mann gegen ihn im Felde erſchien, bis nach

Mecklenburg zu weichen. Auch von Schleſien her war ein kaiſerliches Heer unter Marazini an der Oder glücklich vorgerückt und hatte die Schweden auf dieſer Seite bis auf die Inſel Wollin zurückgeworfen. Auf ſolche Weiſe ſtellten ſich trotz aller Bemühungen des Reichskanzlers die Sachen für Schweden immer verzweifelter. Die drei Brüder des Herzogs von Sachſen-Weimar, die Herzoge von Mecklenburg und Pommern, Braunſchweig-Lüneburg, Brandenburg, die Städte Erfurt, Lübeck, Hamburg und Bremen traten dem Prager Frieden bei. Nur Heſſen-Kaſſel, Würtemberg und Baden-Durlach hielten bei Oxenſtierna aus. Durch dieſe Ereigniſſe geſchreckt und von dem Geldmangel des Schwediſchen Kanzlers ohne Mittel zur Unterhaltung ſeines Heeres gelaſſen, ſchloß Bernhard von Weimar im October 1635 einen beſondern Vertrag mit Ludwig XIII., durch welchen er mit ſeinem Heere in Franzöſiſche Dienſte trat. Es wurden ihm jährlich vier Millionen Livres zugeſichert und das Verſprechen gegeben, ihm beim Friedensſchluß den Elſaß zu verſchaffen. Auch für die Erhaltung ſeines Herzogthums Franken ſagte ihm Richelieu ſeine Hülfe und Verwendung zu.

Nach dieſer unglücklichen Zeit, in welcher die Schweden bis über die Franzöſiſche Grenze und bis an die Oſtſeeküſte zurückgetrieben worden waren, ſchien das Glück ihren Waffen wieder einige Lichtblicke zuzuwenden. Leonhard Torſtenſon führte Verſtärkungen aus Preußen nach Pommern, Baner ſchlug die Sachſen bei Dömitz, und als ſich dieſelben mit Marazini vereinigen wollten, zum zweiten Mal bei Kyritz (7. Dec. 1635). Mit abwechſelndem Erfolge drängten ſich hierauf länger denn ein halbes Jahr Sachſen, Oeſterreicher und Schweden in der Mark und Niederſachſen auf und nieder, bis endlich in einem achtſtündigen blutigen Treffen bei Wittſtock (24. Sept. 1636) die Schweden einen entſcheidenden Sieg davon trugen. Sie überſchwemmten darauf Sachſen, und behandelten es aus Rache fürchterlich. Empörend lauten die Berichte von dem Elende jener unglücklichen Zeiten, wie uns dieſelben noch in den Chroniken der einzelnen Städte aufbehalten ſind. Niemand bebauete das Feld aus Mangel an Saatkorn an Zugvieh und an Menſchenhänden, die Dörfer ſtanden leer, weil Alles theils in die Städte flüchtete, theils Soldatendienſte nahm, die einzige Handtierung, die noch Unterhalt gewährte. Alle Zufuhr ſtockte, weil in mancher kleineren Stadt kein einziges Pferd zu finden war. Aas vom Schindanger, gefallenes Vieh, Ratten und Mäuſe wurden dann zu Leckerbiſſen; viele Leichname fand man auf Miſthau-

ſen, auf denen die Armen wenig Stunden vor ihrem Hungertode noch eine letzte Nahrung geſucht hatten. Im Magdeburgiſchen ſoll die Hungersnoth ſogar Menſchenfreſſer erzeugt haben. Wenn es zuweilen geglückt war, eine Fuhre Getreide aus der Ferne in einen ſolchen Ort einzuführen, ſo wurden die Bäckerhäuſer dergeſtalt umdrängt, daß viele erſtickten, und ſelten konnte doch das friſche Brot ſelbſt nur die befriedigen, welche noch Geld hatten. Nirgend konnte der Unrath aus den Höfen und von den Straßen hinausgeſchafft werden, der dann durch jahrelange Anhäufung ſo ekelhafte Ausdünſtungen erzeugte, daß Seuchen aller Art die Menſchen zu Hunderten wegrafften. An vielen Orten war das Sterben ſo groß, daß die Leichname haufenweiſe wie auf dem Schlachtfelde in die Gruben geworfen werden mußten. Im April 1638 ſchrieb Baner aus Pommern der von den Sachſen eingeſchloſſenen Stadt Erfurt, er würde ihr ſchon lange zu Hülfe gekommen ſeyn, wenn nicht zwiſchen der Oder und Elbe Alles ſo verwüſtet wäre, daß daſelbſt weder Hunde noch Katzen, geſchweige Menſchen und Pferde ſich aufhalten könnten. Durch ſolche Länder die der Feind wegen Hungers und Jammers verlaſſen müſſen, könne er ſein Heer nicht führen, ohne ſich mehr als durch ein verlornes Treffen zu ſchaden.

Am Rhein blieben die Kaiſerlichen im Sommer 1636 im Vortheil, und da auch die Spanier in den Niederlanden glücklich kämpften, beſchloß man Anfangs Juli einen Angriff auf Frankreich ſelbſt. Die Spanier ſollten verbunden mit der Reiterei Johanns von Werth durch die Picardie, Gallas und der Herzog Karl von Lothringen im Süden vordringen. Die Unternehmungen des erſten Heeres wurden zunächſt von den glücklichſten Erfolgen begleitet; mehrere Feſtungen ergaben ſich nach kurzem Widerſtande, der Uebergang über die Somme wurde erkämpft und Paris zitterte, bis Richelieu's kräftige Anſtalten im September ein bedeutendes Heer zuſammenbrachten, dem die Feinde nicht die Spitze bieten zu können glaubten. Gallas hatte indeß gegen Bernhard von Weimar und den Prinzen von Bourbon in Burgund nichts Bedeutendes ausrichten können und nach der vergeblichen Belagerung St. Jean's de Laune wegen Mangels und ſchlechter Witterung ſeinen Rückzug antreten müſſen.

Das neu erlangte Uebergewicht ſeiner Waffen und der Prager Friede verſchaffte dem Kaiſer die Möglichkeit wieder, eine Verſammlung der Deutſchen Fürſten zu berufen und auf derſelben die Wahl ſeines Soh-

nes zum Römiſchen König zu bewerkſtelligen. Es geſchah dies am 9. December zu Regensburg. Nachdem er ſo die Krone ſeinem Hauſe geſichert und die drohendſten Gefahren glücklich hatte vorüber gehen ſehen, ſtarb Ferdinand II. am 15. Febr. 1637. Es bleibt ihm der Ruhm, mit großer Feſtigkeit und Standhaftigkeit in guter und böſer Zeit dem einmal erfaßten Zweck und Zielpunkt ſeines Strebens treu geblieben zu ſeyn. Den Kaiſerthron, deſſen Grundfeſten unterwühlt, deſſen Glanz erloſchen war, als er ihn beſtiegen hatte, hinterließ er geachtet und gefürchtet; die proteſtantiſche Lehre in den Erblanden war für immer unterdrückt; es ließ ſich noch immer hoffen, mit den bedeutendſten Vortheilen über die evangeliſchen Fürſten aus dem Kampfe zu gehen. Dagegen war der materielle Wohlſtand des Reichs und der Erblande durch die gewaltſame Reſtauration des Katholicismus und die lange Dauer des Krieges vernichtet. In Böhmen zählte man beim Beginn von Ferdinands Regierung drei Millionen Menſchen, bei ſeinem Tode kaum achthunderttauſend. Dennoch war in Ferdinands Gemüth mit dieſer Härte in der Durchſetzung ſeiner Entwürfe eine gewiſſe Weichheit verbunden; als ihm nach der Schlacht bei Lützen Guſtav Adolfs blutiges Collet überbracht wurde, ſoll er, wie bei Wallenſteins Ermordung, Thränen vergoſſen haben. Der Hauptvorwurf, welcher ihm, neben dem fanatiſchen Eifer für ſein Glaubensbekenntniß, gemacht wird, iſt der mit dieſem und mit dem ganzen Grundzuge ſeines Lebens und ſeiner Regierung zuſammenhangende einer zu großen Abhängigkeit von den Geiſtlichen ſeines Hofes. Niemanden, ſagt ſein eigener Beichtvater, fürchtete er ſo als die Prieſter, in denen er etwas Ueberirdiſches achtete und ehrte. Begegnete ihm zugleich ein Engel und ein Prieſter, ſoll er einſt geäußert haben, ſo würde er zuerſt dem Prieſter ſeine Ehrfurcht bezeigen.

---

16. Fortgang des Kampfes unter Ferdinand III. Schwediſch-Däniſcher Krieg.

(1637—1648.)

Der Thronwechſel im Habsburgiſchen Hauſe äußerte wenig Einfluß auf den Gang des Krieges. Nachdem Bernhard von Weimar zum Theil wegen ſchlechter Unterſtützung und ausbleibender Geldzahlungen von Seiten des Franzöſiſchen Hofes im Jahre 1637 den Kaiſerlichen

nur unbedeutende Gefechte in Lothringen und Burgund geliefert, faßte er wieder größere Plane für den folgenden Sommer. Er wollte angriffsweise verfahren und den Krieg auf den Deutſchen Boden zurücktragen. Schon im Januar 1638 bewerkſtelligte er den Rheinübergang bei Seckingen, unternahm die Belagerung von Rheinfelden, ſchlug die zum Entſatz heranrückenden kaiſerlichen Truppen unter Johann von Werth, der für den nach Norddeutſchland abgerufenen Gallas in dieſen Gegenden befehligte, am 21. Februar, und nahm dieſen ſelbſt gefangen. In Folge dieſes Sieges eroberte Bernhard Rheinfelden und Freiburg, und begann die Einſchließung Breiſachs, der Hauptfeſtung im ſüdweſtlichen Deutſchland, des Schlüſſels zum ganzen Elſaß und den vorderen Beſitzungen Oeſterreichs. Der kaiſerliche Commandant, General-Feldzeugmeiſter von Reinach, vertheidigte die Stadt mit Heldenmuth. Auch der Hof zu Wien kannte die Wichtigkeit dieſes Platzes, und der Feldmarſchall Götz, der ſtatt des gefangenen Werth das Commando am Oberrhein erhalten hatte, erhielt die Weiſung, Alles zur Rettung Breiſachs zu wagen. Beim Dorfe Wittenweier ſtieß er mit achtzehntauſend Mann auf Bernhard, der etwa ſechzehn tauſend führte, und ward nach einem hartnäckigen Gefecht aus dem Felde geſchlagen (30. Juli). Nicht beſſer gelang ein zweiter Verſuch des Herzogs Karl von Lothringen, der Feſtung Hülfe zu bringen, und als Götzens neu geſammeltes und verſtärktes Heer am 14. October unter den Mauern Breiſachs ſelbſt wiederum eine Niederlage erlitten hatte, mußte ſich die Stadt, in welcher die furchtbarſte Hungersnoth herrſchte *), nach viermonatlicher Einſchließung, am 13. December ergeben. Angeſchwellt von kühnen Hoffnungen, wollte der Sieger dieſe Eroberungen zum Grundſtein ſeiner künftigen Herrſchaft am Rheine machen. Er ließ ſich von den Einwohnern förmlich huldigen, und benahm ſich in allem dem Hauſe Habsburg entriſſenen Beſitzungen als Landesherr. Dieſe Schritte verwickelten Bernhard in verdrießliche Unterhandlungen mit dem Franzöſiſchen Hofe, welcher ſich ſelbſt dieſe Länder zueignen wollte, obgleich man ſie, wie oben erwähnt worden iſt, im Dienſtvertrage dem Herzoge zugeſagt hatte. Wenn nun auch die Geldzahlungen, welche immer unregelmäßig geleiſtet worden waren, ganz ausblieben, nahm Bernhard dennoch mitten im Winter die Franche Comté

*) Die Armen kratzten den Kalk von den Wänden, um ſich davon zu nähren, oder verſchlangen halb verfaulte Cadaver. Eine Ratte ward für einen Gulden verkauft ein Ei für einen Thaler, der vierte Theil eines Hundes für ſieben Gulden.

den Spaniern, und bereitete ſich vor, im nächſten Feldzuge ganz ſelbſtſtändig in Deutſchland aufzutreten. Als er aber im Julius bei Neuburg über den Rhein gehen wollte, ward er daſelbſt plötzlich krank und ſtarb ſchon nach vier Tagen (18. Juli 1639), im fünf und dreißigſten Jahre ſeines Lebens. Er ſelber hielt ſich für vergiftet, und ſein Hofprediger äußerte in der ihm gehaltenen Leichenrede dieſen Verdacht mit lauten Worten. Indeß iſt darum die Anklage nicht für erwieſen zu halten; auch hatte Bernhard ſchon ſeit der Einſchließung Breiſachs öfter an einem bösartigen Fieber gelitten. Seinem Teſtamente gemäß ſollten alle Eroberungen im Elſaß beim Deutſchen Reiche bleiben und demjenigen ſeiner drei Brüder zufallen, der die Behauptung und Regierung derſelben übernehmen wolle. Trotz dieſer Beſtimmung bemühten ſich Richelieu, Oxenſtierna, ſo wie der kaiſerliche Hof wetteifernd, Bernhards Länder und Heer zu gewinnen. Richelieu's Geld trug den Preis davon. Am 9. October verſprachen die Officiere in einem Vertrage dem Könige von Frankreich Treue zu ſchwören zur Bekämpfung ſeiner Feinde, zur Herſtellung der unterdrückten Stände des Deutſchen Reichs und zur Gründung eines ſichern Friedens. Die Truppen wurden darauf mit Franzöſiſchem Kriegsvolke unter der Anführung des Herzogs von Longueville, dem ſpäter der Marſchall Guebriant folgte, vereinigt.

Auf dem Kriegsſchauplatze im nördlichen Deutſchland war indeſſen Gallas mit bedeutenden aus Süddeutſchland herbeigezogenen Streitkräften den Fortſchritten Baners entgegengeſtellt worden (1637), und eine bald darauf geſchloſſene Verbindung des Kurfürſten von Brandenburg mit dem Kaiſer drohte der Schwediſchen Macht in dieſen Gegenden völligen Untergang. Der alte Herzog Bogislav von Pommern ſtarb nämlich am 20. März 1637, und da die Schweden den Ständen dieſes Landes unterſagten, dem Kurfürſten von Brandenburg die verlangte Huldigung zu leiſten, ſo trat dieſer auf die Seite Ferdinands und ließ achttauſend Brandenburger zum kaiſerlichen Heere ſtoßen. Vor ſolcher Uebermacht mußte Baner bis an die äußerſte Küſte Pommerns zurückweichen. Allein im folgenden Frühjahr (1638) durch friſche Truppen aus Schweden, deren Abſendung der 1636 dorthin zurückgekehrte Oxenſtierna betrieben hatte, bis auf dreißigtauſend Mann verſtärkt, warf er Gallas wiederum bis nach Schleſien und Böhmen zurück, und verwüſtete das letztere Land auf eine Weiſe, wie ſie dieſer doch ſo furchtbare Krieg bis dahin noch nicht geſehen hatte. In man-

cher Nacht ſollen mehr als hundert Böhmiſche Flecken, Dörfer und Schlöſſer zugleich in Flammen geſtanden haben; ſelbſt die Barbareien der Wallenſteiniſchen Krieger wurden von dieſen Schwediſchen Gräueln übertroffen. Nachdem Baner den Winter hier zugebracht, beſchloß er, ſich nach Thüringen zu wenden, um dem Herzog Bernhard von Weimar, mit dem er ſich wieder in Verbindung geſetzt hatte, in Baiern die Hand zu reichen. Allein Bernhards Tod vereitelte dieſen Plan, und als Baner im folgenden Frühjahr (1640) von den Kaiſerlichen, denen Piccolomini Verſtärkungen aus den Niederlanden zugeführt hatte, endlich aus Böhmen gedrängt wurde, zog er durch Sachſen und Thüringen, und ſchlug ſeine Winterquartiere (im Nov. 1640) im Braunſchweigiſchen auf.

Je mehr die Planloſigkeit, mit welchem der Krieg bereits ſeit Guſtavs Fall von beiden Seiten geführt wurde, zunahm, deſto geringer mußten die Reſultate werden, welche durch ſolches Herumziehen bewirkt wurden. So ſchien die Ausſicht auf Friede und Ruhe noch ebenſo weit entfernt als im Beginn des Kampfes, beſonders da die eigentlich noch kriegführenden Parteien, Frankreich, Schweden und der Kaiſer, ihre Heere auf Koſten anderer Fürſten erhalten konnten; denn auch die Oeſterreichiſchen Erblande blieben bis auf Böhmen meiſt vom Feinde verſchont. Als im Jahre 1636 nach der Schlacht bei Wittſtock auf Dänemarks Vermittelung ein Friedenscongreß eingeleitet werden ſollte und Hamburg bereits zum Ort der Verſammlung beſtimmt war, erhoben die Franzöſiſchen Geſandten eine ſolche Menge von Schwierigkeiten, daß man nicht einmal die außerweſentlichſten Bedingungen zu Stande bringen konnte. Indeſſen gab der neue Kaiſer dem Andringen der Kurfürſten nach, und berief auf den September 1640 einen Reichstag nach Regensburg, desgleichen ſeit ſieben und zwanzig Jahren nicht gehalten worden war. Allein obgleich hier der Ruf nach Frieden laut genug ertönte, und über vier Monate berathen ward, konnte dennoch nichts entſchieden werden, weil es nur den Schwachen Ernſt mit der endlichen Beruhigung des Reiches war.

Bei dieſer Gelegenheit dachte Baner einen kühnen Streich auszuführen. Er wollte ſich heimlich aus ſeinen Winterquartieren aufmachen, Regensburg überfallen und den Kaiſer ſammt allen Reichsfürſten aufheben. Der Marſchall Guebriant, welchem Baner Nachricht von ſeinem Entwurfe gab, war bereit, ſich dazu mit ihm zu vereinigen. und ſo erſchienen plötzlich beide Feldherren mitten im Winter, da

zutreten. Oxenſtierna beſchloß dieſe Befürchtungen mit einem Schlage zu beendigen, und ſandte Torſtenſon Befehl, einen Einfall in Jütland zu machen. Deshalb brach dieſer ſein Lager in Mähren plötzlich ab (Sept. 1643), zog ſich durch Schleſien nach Torgau, und ließ überall das Gerücht ausſtreuen, er wolle durch Meißen nach der Oberpfalz und Baiern gehen, um dort ſeine Winterquartiere aufzuſchlagen. Dann wieder wandte er ſich nach Barby, und ſchien das Magdeburgiſche zu bedrohen; aber auf einmal brach er über Havelberg und Braunſchweig in das Holſteiniſche ein, und überſchwemmte es nebſt Jütland von einem Ende zum andern. Der Ueberfall geſchah in ſolcher Geſchwindigkeit, daß das Heer in funfzehn Tagen faſt hundert Deutſche Meilen zurückgelegt haben ſoll. Die wenig zahlreichen, überraſchten und beſinnungsloſen Däniſchen Truppen, welche Torſtenſon entgegentraten, wurden mit leichter Mühe aus dem Felde geſchlagen, und die Schweden erholten ſich in dieſen ihnen ſelbſt unerwarteten Winterquartieren ſo trefflich, daß im folgenden Frühling wieder kräftige Unternehmungen gemacht werden konnten. Inzwiſchen war noch eine zweite Schwediſche Armee unter dem Feldmarſchall Horn in Halland und Schonen eingerückt, und hatte im Februar 1644 Helſingborg und Landscrona eingenommen, um die Dänen aus der Herrſchaft des Sundes zu verdrängen. Malmö vertheidigte der bereits ſiebzigjährige König Chriſtian in Perſon. Aber dieſer Krieg wurde nicht bloß zu Lande geführt. Oxenſtierna wußte wohl, daß die Hauptſtärke Dänemarks in den Inſeln und in ſeiner zahlreichen und geübten Flotte ſey. Deshalb ſuchte er die Schwediſche Seemacht auf alle Weiſe zu verſtärken, um hierdurch einen Angriff auf Fünen und Seeland möglich zu machen. In dieſen Bemühungen unterſtützte ihn ein Holländiſcher Kaufmann, Ludwig van Geer, dem die Dänen einige Fahrzeuge im Sunde weggenommen hatten. Aus Rache ſchoß er ſehr bedeutende Summen vor, um dreißig Schiffe für den Dienſt Schwedens in ſeinem Vaterlande auszurüſten und zu bemannen. Schon im Mai ging er unter Segel; aber Chriſtian begegnete ihm mit ſeiner Flotte an der Küſte von Jütland und zwang ihn zur Rückkehr. Mit raſtloſer Thätigkeit wendete ſich der alte König darauf gegen die Schwediſche Seemacht, welche unter dem Admiral Klaes Fleming die Inſel Femern genommen hatte. Am erſten Juli lieferte er dieſem ein zehnſtündiges hitziges Treffen. Während er am Hauptmaſt des Admiralſchiffes ſtehend die Schlacht leitete, fuhren ihm die Splitter eines in der Nähe zerſchoſſenen Brettes

ins Geſicht und beraubten ihn ſeines rechten Auges. Dennoch blieb er auf ſeinem Platze, bis er die Schweden zum Rückzuge in den Kieler Meerbuſen gezwungen hatte. Solche Standhaftigkeit und Tapferkeit zu belohnen, erſchien im Auguſt ein kaiſerliches Heer unter Gallas in Holſtein, wodurch ſich Torſtenſon gezwungen ſah, den Angriff auf die Inſeln, zu dem alle Anſtalten bereits getroffen waren, aufzugeben, und ſeine Kräfte gegen dieſen Feind zu kehren. Mit ſeiner Entfernung war die höchſte Gefahr für Dänemark vorüber, wenn auch noch einige Truppen in Jütland zurückblieben, der Admiral Karl Guſtav Wrangel, durch van Geer's Schiffe verſtärkt, die Däniſche Flotte bei Laaland beſiegte (13. Oct.) und im folgenden Jahr Bornholm gewann. Bald darauf wurde der Friede zwiſchen beiden Staaten zu Brömſebro (13. Aug. 1645) abgeſchloſſen; hauptſächlich weil Frankreich großen Unwillen über einen Krieg bezeigte, der Schweden zur Univerſalmacht im Norden erheben konnte, und deshalb alle Unterſtützung in Deutſchland zu entziehen drohte. Die Vortheile, welche Schweden aus dem glücklich geführten Kampf zog, waren indeß dennoch immer bedeutend genug. Es erhielt unbedingte Zollfreiheit im Sunde und in den Belten, außerdem die Norwegiſchen Provinzen Jämteland und Herjedalen, die Inſeln Gotland und Oeſel, und Halland auf dreißig Jahre.

So ſtrahlte der Schwediſche Ruhm, durch Oxenſtierna, Baner, Torſtenſon, Wrangel erhoben, wieder in ebenſo glänzendem Lichte als zu Guſtav Adolfs ſieggekrönter Zeit. Gallas, der ſich dem kaiſerlichen Hofe nur durch ſeine Treue werth gemacht hatte, war einem Gegner wie Torſtenſon an kriegeriſcher Geſchicklichkeit durchaus nicht gewachſen. Mit leichter Mühe trieb ihn dieſer aus einer Stellung in die andere die ganze Elbe hinunter, ſchloß ihn überall ein, ſchnitt ihm die Zufuhr ab, und als er ihn bis nach Jüterbock gedrückt hatte, ſchlug er ſeine Reiterei völlig, und zerſtreute den Reſt des Heeres ſo, daß Gallas kaum tauſend Mann zurück brachte. Bei Magdeburg ſchlug Königsmark das Fußvolk. Da nun zu fürchten ſtand, daß der unwiderſtehliche Feldherr zum dritten Male in die kaiſerlichen Staaten eindringen werde, ſo brachten die Generale Hatzfeld und Götz mit größter Anſtrengung ein neues Heer auf, und gingen von Baieriſchen Truppen verſtärkt damit nach Böhmen. Torſtenſon ließ nicht lange auf ſich warten. Am 5. März 1645 begegnete er ihnen bei Jankowitz drei Meilen von Tabor. Nach achtſtündigem Gefecht lag

Götz mit viertauſend anderen Todten auf dem Schlachtfelde, Hatzfeld mit eben ſo vielen war gefangen, und das ganze Geſchütz nebſt ſieben und ſiebzig Fahnen und Standarten ward eine Beute der Schweden. Der Kaiſer, der ſich damals zu Prag befand, floh nicht nur in größter Eile nach Wien, ſondern ſchickte auch auf der Stelle ſeine Familie und alle Koſtbarkeiten nach Gráz. Und wahrlich, ſeine Furcht war nicht ungegründet, denn Torſtenſon, mit dem Siebenbürgiſchen Fürſten Ragoczy, der als ein zweiter Bethlen Gabor auftreten wollte, vereinigt, eroberte im Fluge ganz Mähren, ging über Znaim und Krems bis an die Donau und nahm die Schanzen an der Wolfsbrücke vor Wien. Um in Mähren feſten Fuß zu faſſen, eröffnete er darauf die Belagerung der wichtigen Stadt Brünn, allein der hartnäckige Widerſtand dieſes Platzes und die Verheerungen, welche die Peſt, mit der Ragoczy's Schaaren ſeine Truppen angeſteckt hatten, unter dieſen anrichtete, ſo wie der Umſtand, daß die Franzoſen, welche die Donau abwärts vordringen ſollten, ausblieben, nöthigten ihn im Auguſt nach Böhmen zurückzukehren. Er führte nur noch zehntauſend Mann. Hier war die Eroberung von Leutmeritz ſeine letzte That. Von Krankheit erſchöpft und voll Unmuth, daß Ragoczy Frieden geſchloſſen hatte, legte Torſtenſon den Befehlshaberſtab nieder, den er mit ſo großer Auszeichnung geführt hatte.

Am Rhein hatten unterdeſſen die Franzoſen den Krieg auf ihre Hand fortgeſetzt, obgleich Richelieu am 4. Dec. 1642 und fünf Monate darauf auch König Ludwig XIII. geſtorben war. Richelieu's Nachfolger in der Leitung der Angelegenheiten Frankreichs nach innen und außen, der Cardinal Mazarin, widmete dem Deutſchen Kriege noch größere Aufmerkſamkeit und erlangte auch bedeutendere Erfolge, da man ſeit Bernhards Tode nichts einigermaßen Wichtiges bewerkſtelligt hatte. Im Jahre 1643 drang Guebriant nach Rothweil vor und nahm die Stadt, aber von einer Kanonenkugel verwundet ſtarb er wenige Tage darauf. Unmittelbar nach ſeinem Tode wurde ſein Heer von dem Oeſterreichiſch-Baieriſchen unter Mercy und Werth bei Duttlingen überfallen und nach großem Verluſte zerſtreut. Dieſe Schmach zu rächen erhielten der Marſchall Turenne und Ludwig von Bourbon Herzog von Enghien, Sohn des Prinzen Heinrich II. von Condé den Befehl in Deutſchland, wo von den Eroberungen Bernhards nur noch Freiburg und Breiſach in den Händen der Franzoſen waren. Auch zum Erſatz der erſteren Stadt kamen Turenne und

Enghien zu ſpät; dennoch unternahmen ſie am 3. und 5. Auguſt 1644 den Angriff auf die Baiern unter Mercy, welche neben dem eroberten Freiburg ein verſchanztes Lager bezogen hatten, und nöthigten dieſelben durch die ausdauerndſte Tapferkeit am 9. Auguſt mit Zurücklaſſung ihres Geſchützes aus der mannhaft vertheidigten Stellung zu weichen. In Folge dieſes Sieges eroberte Enghien Manheim, Speier und Philippsburg, während Turenne Worms, Oppenheim, Mainz und Landau beſetzte. Im folgenden Frühjahr ſuchte Turenne, auf dieſe Plätze geſtützt, zur Erleichterung Torſtenſons tiefer in Deutſchland einzudringen, wurde aber durch die große Geſchicklichkeit Johanns von Werth am 5. Mai 1645 bei Mergentheim überfallen und geſchlagen. Durch Enghien und Schwediſch-Deutſche Hülfsvölker verſtärkt, lieferte er indeß den Baiern ſchon am 3. Auguſt wieder ein blutiges Treffen bei Allersheim, in welchem der Sieg lange ſchwankte, und ſich zuletzt vorzüglich durch die Tapferkeit der Heſſen, die hier als Verbündete Schwedens kämpften *), für die Franzoſen entſchied. Die Baiern hatten beſonders den Verluſt ihres wackern Führers Mercy zu beklagen, eines gebornen Lothringers, von dem die Franzoſen ſagten, ſie hätten durch ſeinen Tod mehr gewonnen, als wenn ſie eine ganze Provinz erobert und das zahlreichſte Kriegsheer zu Grunde gerichtet hätten. Doch waren auch ihre Schaaren ſo geſchwächt, daß Enghien dieſelben nach Philippsburg zurückführen mußte, ohne die Früchte des heißen Tages ernten zu können.

In den zu Hamburg zwiſchen den Geſandten von Oeſterreich, Frankreich und Schweden angeſtellten Berathſchlagungen über den Frieden war man zwar zu Ende des Jahres 1641 ſo weit gekommen, daß eine Anzahl Präliminarpunkte über den Ort der Verhandlungen beſtimmt waren, allein es vergingen wiederum zwei Jahre, ehe die Ratification dieſer Beſchlüſſe von Wien und Madrid aus erfolgte. Hierauf ward die Eröffnung des wirklichen Congreſſes auf den 11. Julius 1643 feſtgeſetzt, und zwar ſollte der Kaiſer zu Münſter mit den Franzoſen und zu Osnabrück mit den Schweden verhandeln. Gegen ſechs Jahre waren alſo damit zugebracht worden, zu beſtimmen, wo und wann mit den eigentlichen Berathſchlagungen der Anfang

*) Landgraf Wilhelm V. von Heſſen-Kaſſel, der eifrigſte Verfechter der proteſtantiſchen Sache, der erſte und ausdauerndſte Bundesgenoſſe Schwedens (Th. VIII. S. 346, war zwar ſchon am 4. September 1637 geſtorben, aber ſeine einſichtige Witwe, Amalie Eliſabeth, ging auf dem von ihrem Gatten betretenen Wege unerſchrocken fort.

gemacht, wer ſich dabei einfinden, und welche Rang- und Titelordnung dabei Statt haben ſolle. Nur die große Menge der dabei betheiligten Perſonen, und die Verſchiedenheit der Gegenſtände, die auf dieſen Congreſſe zur Sprache gebracht werden ſollten, können dieſe Langſamkeit einigermaßen erklärlich machen und theilweiſe entſchuldigen.

Indeß war das Schwediſche Heer in die Hände eines Mannes gekommen, der nicht unwerth war, Torſtenſons Nachfolger zu ſeyn, des ſchon erwähnten Wrangels. Belehrt durch die Erfolgloſigkeit der Unternehmungen Baners und Torſtenſons durch Böhmen und Mähren in die kaiſerlichen Erblande vorzudringen, beſchloß er vielmehr Guſtav Adolfs Plan wieder aufzunehmen und ſich durch Baiern einen Weg ins Oeſterreichiſche zu bahnen. Bei dem geſchwächten Zuſtande ſeiner Armee glaubte er überdieß nur in Verbindung mit den Franzöſiſchen Truppen wirkſam auftreten zu können. So verließ er im Frühjahr Böhmen, zog die Schwediſchen Streitkräfte aus Weſtphalen unter dem General Königsmark an ſich, und erwartete bei Gießen die Ankunft Turenne's, der erſt ſpät eintraf. Im Auguſt drangen ſie endlich nach Baiern vor, und die große Noth, in welche Maximilian durch dieſen Einbruch verſetzt ward, zwang ihn, der acht und zwanzig Jahre dem Kaiſer treu geblieben war, dem Bündniſſe zu entſagen und zu Ulm einen Waffenſtillſtand einzugehen (14. März 1647). Zwei Jahre zuvor hatte auch Sachſen einen Waffenſtillſtand mit den Schweden abſchließen müſſen. Jetzt lagen des Kaiſers innerſte Länder dem Feinde offen. Allein die Friedensverhandlungen in Münſter und Osnabrück waren bereits ziemlich weit gediehen; eine ſtarke Verrückung des Gleichgewichts würde alles dort ſo mühſam Aufgebaute wieder umgeſtürzt haben. Auch mißgönnte Frankreich den Schweden die letzten Erfolge ſchon allzu ſehr, und daher ward Türenne aus Baiern zurückgerufen. Der verlaſſene Wrangel mußte ſich nun nach Böhmen wenden, und der Kurfürſt von Baiern, kaum ſeiner beſchwerlichen Gaſte los, war Oeſterreichiſch genug geſinnt, um den Waffenſtillſtand zu brechen und ſich wieder mit den Kaiſerlichen zu vereinigen. Ferdinand war jetzt ſo arm an tüchtigen Feldherren, daß er den Oberbefehl über ſein letztes Heer einem Proteſtanten, dem von den Heſſen zu ihm übergegangenen General Melander von Holzapfel, übertragen mußte. Dieſer zog Wrangel bis in Niederſachſen nach, und hätte ihn bei dem traurigen Zuſtand, in welchem ſich die Schwediſchen Truppen befanden, leicht ſchlagen können wenn er ſich nicht zu lange mit der

Verwüſtung Heſſens aufgehalten hätte. Im folgenden Frühjahr vereinigte ſich Turenne mit Wrangel zum zweiten Male (23. März 1648), und Beide brachen jetzt als Rächer der gebrochenen Treue grauſamer als das erſte Mal in Baiern ein, nachdem ſie in der Schlacht bei Susmarshauſen (17. Mai) das ihnen entgegentretende Heer des Kaiſers zertrümmert hatten. Melander ſelbſt war geblieben. Der Kurfürſt flüchtete nach Salzburg; keine Truppen waren vorhanden, die den nach Oeſterreich vordringenden Feinden in den Weg geſtellt werden konnten. Da hemmte der durch Sommerregen heftig angeſchwollene Inn, de. keine Brücke tragen wollte, den weitern Zug der Schweden und Franzoſen, und nach einer entſetzlichen Verheerung des Baierlandes zogen ſich endlich Beide in die Oberpfalz zurück. Schon vorher hatte Königsmark von dieſen Gegenden aus einen Verſuch gemacht, Prag zu überfallen, und durch den Beiſtand eines Ueberläufers war es ihm auch gelungen, ſich der ſogenannten kleinen Seite zu bemächtigen. Dieſe That war die letzte des dreißigjährigen Krieges; zu Prag, wo er begonnen fand er auch ſein Ende. Eben wollte Wrangel dem Grafen Königsmark zu Hülfe ziehen, als die unerwartete Friedenspoſt aus Weſtphalen (Oct. 1648) allen weiteren Unternehmungen ein Ziel ſetzte.

---

17. Der Weſtphäliſche Friede.

(24. Oct. 1648.)

Da die Eröffnung der Verhandlungen zu Münſter und Osnabrück durch die Hamburger Präliminarien auf den 11. Julius 1643 feſtgeſetzt worden war, ſo hatten ſich die kaiſerlichen Geſandten, der Graf von Naſſau-Hadamar und der Doctor Volmar, ſchon im Mai dieſes Jahres in Osnabrück eingefunden, aber ſie mußten über vier Monate harren, ehe ſich die Abgeordneten der übrigen kriegführenden Mächte ſehen ließen. Endlich im December traf der Schwediſche Botſchafter Johann Oxenſtierna, ein Sohn des Reichskanzlers, ein; die Franzoſen ließen ſich jedoch bis zum April des folgenden Jahres erwarten. Sie erſchienen hierauf mit außerordentlichem Pomp, betrugen ſich wie die Geſetzgeber des Reichs, und ſahen verächtlich auf die Deutſchen Doctoren herab, die nur in einfachen zweiſpännigen Kutſchen angefahren kamen. Der Franzöſiſche Geſandte, Graf d'Avaux, hatte ſogar am Tage, wo der päpſtliche Nuntius Fabio Chigi ſeinen Einzug hielt, zwölf bewaff-

neten Reitern den Befehl gegeben, dem Spanischen Gesandten die Stränge zu zerhauen, wenn dieser ihm etwa vorfahren wollte. Allein der Spanier blieb lieber ganz weg, ehe er seinen Rang auf das Spiel setzte. In demselben Sinne begannen nun die weitläufigsten Verhandlungen über Ceremoniel, Titel, Sitz, Vollmachten und andere dergleichen Nebendinge, in welche die Staaten damals die Anerkennung ihrer Würde, die Fürsten die Befriedigung ihrer Eitelkeit setzten; ja man erkannte die Geschicklichkeit des Unterhändlers nicht darin, einen vortheilhaften Frieden bald abzuschließen, sondern den Abschluß möglichst zu verzögern und das Gehässige des Hinziehens auf den Gegner zu wälzen*). Mit großer Heftigkeit und in unanständigem Ton wurde über diese Sachen in Reden und Schriften hin und her gestritten.

Die Theilnahme der Stände des Deutschen Reichs wünschte der Kaiser auf die Communicationen seiner Gesandtschaft mit den bereits seit 1642 zu Frankfurt am Main versammelten Deputirten derselben zu beschränken; allein Frankreich und Schweden hatten die Reichsglieder bereits aufgefordert, sämmtlich Abgeordnete zu senden, um „ihre Libertät" und ihr „jus pacis et armorum" zu behaupten. So verging wiederum fast ein ganzes Jahr, bis der Kaiser nachgab und die Gesandten vollständig versammelt waren. Nach dieser Herbeiziehung der Stände und den Erklärungen der Schweden und Franzosen, welche zu jeder Zeit behauptet hatten, zur Beilegung der Streitigkeiten des Kaisers und der Fürsten in Deutschland Krieg zu führen, mußte man erwarten, daß mit der Wiederherstellung des Reiches und der Festsetzung des Verhältnisses der Protestanten zu den Katholiken der Anfang gemacht werden würde. Allein vergebens sprachen die Deutschen Gesandten dieß Verlangen aus; Schweden und Frankreich verlangten zuerst die Entschädigung für ihre Aufopferung und Anstrengungen bestimmt zu sehen, wodurch namentlich die protestantischen Fürsten die gerechte Besorgniß fassen mußten, daß Jene nach erhaltener Befriedigung sich zurückziehen und sie im Stich lassen würden, dem Kaiser und den Katholischen zum Raube. Endlich brachte es der Kurfürst von Baiern, der dem Reiche nur zu viel vergab, dahin, daß man sichs gefallen ließ, die Entschädigungssache der Franzosen zuerst vorzunehmen. Am 11. Juni 1645 überreichte der Graf d'Avaux zu Münster seine Forderungen. Sie bestanden, außer der völligen Hoheit über die schon seit 1552 von

*) Raumer Geschichte Europas. Bd. IV. S. 617.

Frankreich beſeſſenen Bisthümer Metz, Toul und Verdun, in dem ganzen Elſaß, dem Sundgau und Breisgau, der Feſtung Breiſach, den vier Waldſtädten in Schwaben, und dem Beſatzungsrecht in Philippsburg. Die Schweden verlangten ganz Schleſien und Pommern, die Stadt Wismar mit ihrem Gebiete, und die Bisthümer Bremen und Verden als weltliche Herzogthümer, um an der Oder, Elbe und Weſer ſtets offene Thore und Landungsplätze in Deutſchland zu haben. Hierauf trat auch Heſſen als beſtändiger Bundesgenoſſe der beiden Kronen mit einer anſehnlichen Forderung auf, welche die Stände noch mehr als die Anſprüche der Franzoſen und Schweden aufbrachte.

Was die Franzoſen verlangten, war faſt durchgehends Oeſterreichiſches Eigenthum oder ſtand unter Oeſterreichiſcher Hoheit, und ſchien um ſo wichtiger und koſtbarer, da es zu der Vormauer des Reichs gegen dieſe räuberiſchen Nachbarn gehörte. Lange zauderte der Kaiſer, und nur auf Baierns heftiges Dringen, das thöricht genug die Erhöhung der Macht Frankreichs für minder gefährlich hielt, als die der Proteſtanten und Schweden, gab er mehr nach, als die Franzoſen ſelbſt geglaubt hatten. Abgedrungen wurden ihnen nur die Waldſtädte und das Breisgau und als eine geringe Entſchädigung des Erzherzogs Ferdinand Karl, bisherigen Herrn des Elſaß, die Summe von drei Millionen Livres. Auch wurde es dem Könige von Frankreich zur Pflicht gemacht, die Reichsſtädte (wozu beſonders das wichtige Strasburg gehörte) ſo wie die übrigen unmittelbaren Stände im Elſaß in ihrer bisherigen Freiheit und ihrem Verhältniſſe zum Deutſchen Reiche zu laſſen. Die Franzöſiſchen Geſandten triumphirten, und ſprachen es laut aus, daß Frankreich noch niemals einen ſo glorreichen Frieden geſchloſſen habe.

Die Schweden ließen dagegen von ihrer großen Forderung Schleſien bald fallen, und auch von Pommern beſtanden ſie zuletzt nur auf Vorpommern und Stettin; für das übrige wollten ſie ſich durch eine Geldſumme abfinden laſſen. Kurfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der bereits im Jahre 1640 ſeinem Vater Georg Wilhelm gefolgt war, beharrte aber ſo feſt dabei, daß ihm Stettin übergeben werden müſſe, daß hier die Schwierigkeiten unauflöslich zu werden ſchienen. Der Kaiſer ließ ihn endlich fragen, ob er verlange, daß das ganze Reich um ſeinetwillen im Kriege verbleiben ſolle, und der alte Maximilian von Baiern rieth dem Kaiſer geradezu, mit den Schweden abzuſchließen ohne ihn zu fragen. So mußte der Kurfürſt freilich wohl

nachgeben; indeſſen wurde es bald für nöthig und billig anerkannt ihm für den Verluſt Stettins und Vorpommerns eine Entſchädigung an geiſtlichen Gütern zuzuwenden. Zu dem Ende wurden das Erzbisthum Magdeburg und die drei Bisthümer Halberſtadt, Minden und Camin ſäculariſirt und ihm als weltliche Erbfürſtenthümer überlaſſen; Magdeburg verblieb jedoch dem Sächſiſchen Prinzen Auguſt, ſo lange er lebte (o. S. 22), und vier Aemter des Erzbisthums kamen gänzlich an Kurſachſen. Dagegen machten die Schweden eine ungeheure Geldforderung, von der man ihnen nach langem Handeln fünf Millionen Thaler zugeſtand, die auf alle Stände, mit Ausnahme des Baieriſchen, Oeſterreichiſchen und Burgundiſchen Kreiſes, vertheilt wurden. Die Abtretungen an Frankreich wurden vom Reiche getrennt; dagegen erkannte die Krone Schweden die Lehnshoheit des Reiches über Pommern, Bremen und Verden an, und trat für dieſe Herzogthümer in die Rechte Deutſcher Reichsfürſten. — Mecklenburg wurde für das verlorene Wismar durch die Bisthümer Schwerin und Ratzeburg und zwei Johannitercommenden entſchädigt. Braunſchweig-Lüneburg erhielt für die verlorene Anwartſchaft auf mehrere der ſäculariſirten Stifter das Recht der alternativen Folge in Osnabrück, ſo daß daſelbſt immer ein katholiſcher Biſchof und ein Prinz aus dieſem Hauſe mit einander abwechſeln ſollten. Dann bekam auch Heſſen-Kaſſel die ſäculariſirte Abtei Hersfeld, vier Aemter und eine Summe von 600,000 Thalern, obſchon es nicht das Geringſte abgetreten hatte, und im Grunde gar keine Anſprüche zu machen berechtigt war. Aber die Schweden unterſtützten dieſes Fürſtenhaus, weil Wilhelm V. von Heſſen-Kaſſel der erſte und treueſte Bundesgenoſſe Guſtav Adolfs geweſen war, und ſeine Witwe, die kluge und ſchöne Landgräfin Amalia Eliſabeth, auch die Franzöſiſchen Geſandten ungemein für ſich einzunehmen gewußt hatte.

Für die Reichsſtände, welche durch die Ereigniſſe des Kriegs an Gütern und Rechten beſchädigt waren, ſprach der Friede eine allgemeine Amneſtie und Wiederherſtellung in den Stand von 1618 aus mit Ausnahme des Kurpfälziſchen Hauſes. Die Pfälziſche Kur mit der Oberpfalz blieb bei Baiern; der Sohn des unglücklichen Friedrich V., Karl Ludwig, erhielt nur die Unterpfalz zurück, und für ihn und ſeine Nachkommen wurde eine neue, die achte Kurwürde errichtet. Den Schweizern ward ihre der That nach ſchon lange beſtehende Unabhängigkeit vom Deutſchen Reiche beſtätigt, und die der Niederlande, mit

denen König Philipp IV. am 30. Januar 1648 ebenfalls zu Münſter Frieden ſchloß, wenigſtens ſtillſchweigend anerkannt.

Am ſchwierigſten war die Ausgleichung der Religionsangelegenheiten. Der geiſtliche Vorbehalt und das Recht der Landesfürſten, in ihren Gebieten den Religionszuſtand zu beſtimmen, waren Gegenſtände, über welche die Parteien ihre Anſichten mit der größten Hartnäckigkeit behaupteten. Nach unſäglichen Schwierigkeiten und nach langem Hader vereinigte man ſich endlich über folgende Grundſätze. In Anſehung des Beſitzes geiſtlicher Güter wurde der erſte Januar 1624 zur Norm beſtimmt; ſie ſollten von nun an auf immer in dem Zuſtande bleiben, wie ſie an dieſem Tage geweſen waren. Daſſelbe Jahr galt für den Religionszuſtand einer Landſchaft oder Stadt. Evangeliſche und katholiſche Unterthanen einer Obrigkeit von anderer Religion, welche damals das Recht des öffentlichen Gottesdienſtes hatten, ſollten es auch behalten, andere in ihrer Hausandacht nicht geſtört werden, letzteren ſollte auch die Auswanderung frei ſtehen; in den kaiſerlichen Erblanden wurde nur einem Theile der Evangeliſchen in Schleſien die erſtere Begünſtigung ertheilt; ſonſt wurde im Allgemeinen das Reformationsrecht der Landesherren anerkannt. In allen politiſchen Dingen ſo wie in allen Reichsverhältniſſen ſollten beide Religionsparteien durchaus gleich berechtigt ſeyn; in Sachen des Glaubens, der Lehre oder der Kirche aber ſollte in den Collegien der Reichstage nicht Stimmenmehrheit, ſondern gütlicher Vergleich zwiſchen beiden Parteien entſcheiden. In Betreff der Reichsjuſtiz wurde feſtgeſetzt, daß nicht nur geiſtliche Angelegenheiten, ſondern auch weltliche, ſobald dieſe zwiſchen katholiſchen und proteſtantiſchen Parteien oder bloß evangeliſchen verhandelt würden, beim Reichskammergericht durch eine gleiche Anzahl von Beiſitzern aus beiden Religionen entſchieden werden ſollten. Als die Geſandten über dieſen letzten Artikel einig geworden waren, entſtand eine ſolche Bewegung der Gemüther, daß ſie vor Freuden Thränen vergoſſen. Auch die Reformirten wurden diesmal, nicht ohne langes Widerſtreben der Lutheriſchen und beſonders Kurſachſens förmlich in den Religionsfrieden aufgenommen.

Völlig berichtigt und beſtimmt wurden in dieſem Frieden auch die Verhältniſſe der Stände zum Kaiſer, die Rechte eines jeden, und die Deutſche Staatsverfaſſung überhaupt. Die Spaltung des Reiches in ſo viele beſondere Staaten, deren jeder ſeine eigene Regierung hatte, ſchon ſeit vielen Jahrhunderten begründet und in deren Laufe ausge-

bildet, wurde jetzt durch neue Geſetze beſtimmter anerkannt. Es wurde den Fürſten die Landeshoheit als ein ausdrückliches Regierungsrecht zugeſprochen, in deſſen freier Ausübung ein jeder befeſtiget und von Niemandem geſtört werden ſollte, und allen Reichsſtänden geſtattet, theils unter einander, theils mit auswärtigen Mächten Verbindungen zu ſchließen, wenn ſie nur nicht gegen Kaiſer und Reich und gegen den Landfrieden gerichtet wären. Aber auch über die allgemeine Reichsregierung wurden Beſtimmungen erlaſſen, welche die Gewalt des Kaiſers allein auf die Leitung der Reichsgeſchäfte mit Zuziehung der Reichsſtände oder doch der Kurfürſten beſchränkten. Er ſollte künftig ohne Einwilligung des Reichstages und freie Abſtimmung aller Stände kein Geſetz geben noch erklären, keinen Krieg beſchließen, keine Werbungen anſtellen, keinen Frieden oder Bündniß machen, keine Steuern auflegen. Eine Streitigkeit mit dem Venetianiſchen Geſandten, dem der Titel Excellenz gleich denen großer Mächte gegeben ward, hatte die Kurfürſten gereizt, denſelben Titel auch für die ihrigen zu fordern, und ſie ſetzten dies nicht nur durch, ſondern erhielten es auch, daß künftighin jeder kurfürſtliche Geſandte den Rang vor den Geſandten der Republiken haben ſollte.

Einen umfaſſenderen und weitläufigeren Vergleich als dieſen Weſtphäliſchen Frieden, wie derſelbe nach faſt zwölfjährigen Berathungen am 24. Oct. 1648 vollzogen wurde, hatte die Welt noch nicht geſehen. Daß man bei allen den ungeheuren Schwierigkeiten, bei allen den Schwankungen in den Forderungen und Bewilligungen, welche das wechſelnde Kriegsglück der letzten Jahre bewirkte, doch endlich mit dem ſo künſtlich zuſammengeſetzten Werke zu Stande kam, iſt vornehmlich der Klugheit, Mäßigung und Standhaftigkeit zweier kaiſerlichen Abgeordneten, des Grafen von Trautmannsdorf, der ſeit dem Herbſt des Jahres 1645 die Verhandlungen Oeſterreichiſcher Seits leitete, und des ſchon erwähnten Doctors Volmar, zuzuſchreiben. Der erſtere hatte allein den wahrhaft würdigen Standpunkt für das ganze Friedensgeſchäft erfaßt, daß Deutſchland um jeden Preis im Innern beruhigt werden müſſe, um dann kraftvoll und einig den fremden Mächten entgegentreten zu können. Seine Bemühungen hemmte aber nicht bloß Eigennutz und Habgier, ſondern auch Neid, Vorurtheil, Unverſtand und Fanatismus, ſowohl von katholiſcher als von proteſtantiſcher Seite, vor Allem aber die heilloſe Ränkeſucht der Franzöſiſchen Politik. Namentlich war der zweite Botſchafter Frankreichs, Servien, ein Meiſter in der Kunſt, in einem

Athem zu verſprechen und zurückzunehmen, zu betheuern und abzuleugnen, vorwärts zu gehen und wieder zurückzutreten. Auch durch Beſtechung der Geſandten der kleineren Stände, namentlich der reichsſtädtiſchen gelang es ihm ſo wie dem Grafen d'Avaux, die Reichsglieder zu trennen, nach ihrem Willen zu lenken und die Unterhandlungen immer mehr in die Länge zu ziehen.

Nach der Unterzeichnung des Friedens war noch eine zweite, nicht viel geringere Arbeit übrig, die Ausführung deſſen, was für jetzt nur noch auf dem Papiere ſtand. Die Franzoſen hielten noch lange die eroberten Feſtungen beſetzt, und die Schwediſchen Truppen wurden in die Reichskreiſe mit Ausnahme des Baieriſchen, Oeſterreichiſchen und Burgundiſchen vertheilt, wo ſie auf Koſten der Einwohner lebten, bis ihnen der letzte Heller bezahlt war. Ja im Münſterſchen brandſchatzten einige Schwediſche Regimenter noch ſechs Jahre nach dem Frieden die umliegende Gegend, und faſt eben ſo lange dauerte es, ehe ſie ſich aus den Brandenburgiſchen Staaten entfernten, wo über die Pommerſche Theilung endloſe Streitigkeiten entſtanden waren. Noch mehr; da der Kaiſer und die Reichsſtände, mit ſchmählicher Hintanſetzung ihrer heiligſten Verpflichtungen, auf Frankreichs Forderung den Burgundiſchen Kreis, d. h. die Freigrafſchaft Burgund, weil dieſe der Krone Spanien, deren Krieg mit Frankreich noch nicht beendet wurde, gehörte, ſo wie die Länder des Herzogs Karl von Lothringen, des Verbündeten Philipps IV., trotz ſeiner dem Oeſterreichiſchen Hauſe geleiſteten Dienſte, von dem Frieden ausgeſchloſſen hatten, führte dieſer letztere den Kampf weiter fort, weigerte ſich mehrere von ihm beſetzte Rheinfeſtungen herauszugeben, ſandte im Jahre 1653 Geſandte auf den Reichstag, welche für die Zurückſtellung dieſer Eroberungen eine Entſchädigungsſumme von 300,000 Thalern begehrten, und forderte Durchmärſche und Brandſchatzungen, wie mitten im Kriege. Alle Rheiniſchen Fürſten klagten laut, und baten um Hülfe. Auch boten Brandenburg und der Niederſächſiſche Kreis Truppen an, allein man konnte ſich nicht vereinigen. Anſtatt einmüthig zu den Waffen zu greifen, ſtritt man lange, wie viel Officiere katholiſch und wie viel evangeliſch ſeyn ſollten, bis endlich, auf des Kaiſers Ermahnen, die Gedrückten zuſammenſchoſſen und ihre Feſtungen wirklich für den geforderten Preis loskauften.

18. Die Folgen des dreißigjährigen Krieges. Innerer Zuſtand Deutſchlands.

Die Beſtrebungen und Abſichten, durch welche der eben dargeſtellte Kampf, der Deutſchland ſo lange und ſo furchtbar verwüſtet und halb Europa in ſeinen Strudel gezogen hatte, herbeigeführt worden war, waren nicht zu ihrem Ziel gekommen, ſo nahe ſie demſelben mehrmals geſtanden hatten. Der Krieg war hervorgegangen aus dem Streben des Katholicismus, ſich wieder zur herrſchenden und allgemeinen Kirche zu machen, die bereits den Proteſtanten bewilligten Rechte zurückzunehmen und zu vernichten, und aus den nebenhergehenden politiſchen Zwecken des Oeſterreichiſchen Hauſes zur Erhebung des kaiſerlichen Thrones. Er endete mit noch größerer Schwächung deſſelben, mit der Zurückweiſung der katholiſchen Kirche, mit der politiſchen Anerkennung des Proteſtantismus, deſſen Ausbreitung durch äußere Mittel aber ebenfalls Grenzen geſteckt wurden. Die Romaniſchen Völker waren bei der alten Kirche geblieben, die Germaniſchen hatten das neue Princip aufgenommen. Deutſchland blieb getheilt, nach ſeiner eigenthümlichen Beſtimmung alle Richtungen und Beſtrebungen Europas in ſich aufzunehmen, zu pflegen und durchzubilden. Doch waren die Deutſchen Proteſtanten dießmal ſo wenig als früher im Schmalkaldiſchen Kriege im Stande geweſen, den weltlichen Waffen des Katholicismus zu widerſtehen, geſchweige denn jene großen Reſultate zu erkämpfen. Da nach den erſten Verluſten kein Moritz von Sachſen unter ihnen erſtand, waren die auswärtigen evangeliſchen Mächte, welche wohl fühlten, daß in Deutſchland das Schickſal der Reformation entſchieden werden müſſe, ihren Glaubensgenoſſen zu Hülfe gezogen. Als Dänemarks Verſuch erfolglos blieb, trat Schweden an deſſen Stelle; England wurde an kräftigerer Unterſtützung zuerſt durch die Schwäche ſeines Königs, darnach durch eigene innere Zerwürfniß gehindert. Dagegen hatte Spanien das verwandte und gleiche Principien verfolgende Fürſtenhaus unterſtützt; ſo wie Italien, ſo weit es unter Spaniſchem Einfluſſe ſtand. Ein ſehr bedeutendes Hinderniß des vollkommenen Sieges des Katholicismus war indeß der ſchon länger als hundert Jahre vorhandene politiſche Gegenſatz unter den Staaten, welche ſich zu dieſem Glauben bekannten. Frankreich hatte die Fortſchritte der Spaniſch-Oeſterreichiſchen Macht mit Erfolg zu hemmen geſucht. Selbſt die Päpſte, Urban VIII. und deſſen Nach-

folger Innocenz X., obwohl ſie in ihren Anſprüchen nichts aufgaben und der letztere ſogar eine Proteſtation gegen den Weſtphäliſchen Frieden einlegte, hatten Oeſterreich aus Furcht vor der Habsburgiſchen Macht mit äußeren Mitteln nicht weiter unterſtützt, und hiermit die Bahn der päpſtlichen Politik verlaſſen, welche ſeit der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts mit Aufgebung aller eigenen politiſchen Rückſichten einzig und allein den Sieg des Katholicismus herbeizuführen bemüht geweſen war. Auch hatte der Kampf in den letzten Jahren durch das Uebergewicht der politiſchen Intereſſen Frankreichs und Schwedens, während die meiſten proteſtantiſchen Stände ſchon im Frieden mit dem Kaiſer waren, ſeinen eigentlichen religiöſen Charakter faſt ganz verloren.

Es bezeichnet dieſe Wendung des Krieges zugleich die neue Richtung, welche das geiſtige Leben der Völker und die Bewegung der Staaten Europas von dieſer Zeit an genommen hat. Die religiöſen Intereſſen ſind äußerlich durchgekämpft und befeſtigt, allmählig verſchmilzt in den einzelnen Staaten der Beſitz des ſo theuer erkauften und behaupteten Glaubens mit dem Gefühl und dem innerſten Bewußtſeyn des Volkes; die Bande, welche die einzelnen Nationen an Rom gefeſſelt hatten, ſind großen Theils zerſprengt; wie das Kaiſerthum tritt der päpſtliche Stuhl mehr und mehr in den Hintergrund und die Völker Europas dürfen ſich als feſt in ſich abgeſchloſſene Individualitäten fühlen. Von dieſem neu gewonnenen Standpunkt aus an welchem das Religiöſe nur noch eine Seite ausmacht, verſuchen die Staaten ihre Kräfte von Neuem zu entwickeln und gegen einander zu meſſen. Das Machtverhältniß der einzelnen Reiche, die Gewalt der Höfe im Innern, die Förderung oder Zurückhaltung des materiellen Wohles der Unterthanen bilden die Hauptmotive der neuen Geſtaltungen, während zu gleicher Zeit an die Stelle der früheren Einheit Europas durch die Kirche das gemeinſame Intereſſe an denſelben geiſtigen und politiſchen Fragen tritt. Nach den faſt hundertjährigen Beſtrebungen der Spaniſch-Oeſterreichiſchen Macht, den Katholicismus zur univerſalen Geltung zu erheben, unternimmt es kein Glaubensbekenntniß mehr, das andere mit Waffengewalt anzugreifen, und die nach langen Stürmen erfolgte Durchbildung Englands zu einem mächtigen proteſtantiſchen Staat ſetzte die beiden Glaubenslehren auch in äußeres Gleichgewicht ihrer Kräfte und Mittel. Was Spanien und Oeſterreich erlangt hatten, war die Glaubenseinheit der

von ihnen unmittelbar beherrſchten Länder; das erſtere hatte dieſen Sieg freilich mit dem Verluſte der reichen Holländiſchen Provinzen erkaufen müſſen; Oeſterreich ging ohne eine ſolche Einbuße aus dem Kampf, indem ſeine ehemals evangeliſchen Unterthanen die Religionsprivilegien, deren Verletzung die nächſte Veranlaſſung zum Kriege gegeben hatte, weder behauptet noch wieder erobert hatten. Aber ſelbſt dieſe ſtrenge Rechtgläubigkeit kann Oeſterreich in ſeiner äußeren Politik nicht feſthalten, indem es bald durch die Erhebung Frankreichs gezwungen wird, in enger Verbindung mit den ſtreng proteſtantiſchen Ländern Norddeutſchlands, mit Holland und England den von Weſten her drohenden Gefahren entgegen zu treten. Ein vorzügliches Augenmerk der Franzöſiſchen Politik wurde die Erhaltung der Deutſchen Verfaſſung und der Deutſchen Stände, welche Frankreich im Weſtphäliſchen Frieden gewährleiſtet hatte, um das Uebergewicht über die loſe Zuſammenhängenden, mehr Vereinzelten als Verbundenen behaupten, und dieſelben namentlich Baiern nach Gefallen und Bedürfniß gegen Oeſterreich gebrauchen zu können.

Wenn aber in der folgenden Zeit, nachdem die proteſtantiſche Kirche den Kampf auf Leben und Tod mit der katholiſchen beſtanden hat, das religiöſe Intereſſe zurücktritt, ſo iſt darum jenes lange und angeſtrengte Ringen nicht vergebens geblieben. Die Freiheit des Glaubens, des Gewiſſens und des Denkens war im Allgemeinen errungen, es lag dies im Princip der proteſtantiſchen Kirche, auch wenn es von dieſer nicht ausgeſprochen und dieſelbe noch weit entfernt war, es anzuerkennen. Das Chriſtenthum war nicht mehr wie früherhin eine Sache der unbewußten Aufnahme und der naiven Hingebung; ſein Bekenntniß war ein Werk des Nachdenkens, der Ueberzeugung geworden, es konnte fortan zwiſchen den neben einanderſtehenden Glaubensformen gewählt werden. Zugleich war die proteſtantiſche Kirche in Verfaſſung und Lehre ſo feſt geworden, daß ſie ruhig Verſchiedenheiten der Meinung und des Glaubens in ihrem Inneren mit anſehen konnte, ohne ſie als Ketzereien verdammen oder mit Feuer und Schwert ausrotten zu müſſen, in der feſten Ueberzeugung, daß ſolche Abweichungen an ihrem ſichern dogmatiſchen Bewußtſeyn untergehen oder von demſelben von innen heraus überwältigt werden und ſo nur zu deſſen tieferer Begründung beitragen würden. Zunächſt ſchien zwar der knechtiſche Autoritätsglaube, den man am Papſtthum verworfen und verabſcheut hatte, ſich auch der proteſtantiſchen Kirche,

nur in andrer Form, bemächtigt zu haben. Schon gegen das Ende des ſechzehnten Jahrhunderts hatte der lebendige und ſchöpferiſche Geiſt, den die Reformatoren ihrer Kirche eingeflößt hatten, ſich mehr und mehr verloren und einer ſtarren Verehrung des Buchſtabens der bis dahin entſtandenen und als Glaubensnormen angenommenen Bekenntnißſchriften Platz gemacht, was der Geiſtesfreiheit nur einen geringen Spielraum übrig ließ. Die theologiſche Thätigkeit löſte ſich in eine Maſſe kleiner Controverſen auf, und die Polemik wurde um ſo rechthaberiſcher, je mehr das wahre geiſtige Leben von ihr gewichen war. Nicht bloß die Schriften, auch die Kanzeln hallten von den leidenſchaftlichſten und roheſten Ausdrücken gegen Andersdenkende wieder. Und doch war die Rückſichtsloſigkeit, mit welcher die Kanzelberedtſamkeit auftrat und außer den theologiſchen Zwiſten auch die im Schwange gehenden Laſter an einzelnen Beiſpielen rügte, noch das Achtungswertheſte des damaligen kirchlichen Lebens. Und nicht bloß gegen die Thorheiten und Sünden ihrer Gemeindeglieder, auch gegen die der Regenten und der Höfe eiferte die Geiſtlichkeit. Geheime Geſchichten hoher Perſonen, die man ſich ſpäterhin nur in vertraulichen Geſprächen mitzutheilen wagte, ärgerliche Anekdoten von bekannten Räthen und Günſtlingen wurden von der Kanzel herab mit ſcharfen Kritiken begleitet. Das damals noch weit höher als jetzt geachtete Amt berechtigte den Prediger zur höchſten Freimüthigkeit über das Thun und Denken Anderer, und wiederum trug dieſelbe ſehr Vieles bei, ihn ſelbſt bei Großen gefürchtet zu machen. Auch gegen die ſtarre Orthodoxie der Dogmatik erhoben ſich nach einiger Zeit wieder die beginnenden Reactionen eines friſcheren Lebens in zwei verſchiedenen Richtungen, deren eine, den Glauben feſthaltend, denſelben zu ſubjectiven, nur gemüthlichen Regungen und Ausbrüchen vorzog, und auch nach der politiſchen Seite von der höchſten Bedeutſamkeit in England auftrat; die andere von der Philoſophie her die Dogmatik, ſo wie den Glauben durch die Verbindung mit dem reflectirenden Gedanken auflöſte und den Verſtand an deſſen Stelle zu ſetzen ſuchte.

Nach der Anerkennung des Proteſtantismus im Weſtphäliſchen Frieden konnte ſich auch die Kirchenverfaſſung deſſelben, wie deren Grundſteine von den Reformatoren gelegt waren, ungehemmt von außen weiter entwickeln. Ihr Hauptunterſchied von der katholiſchen beſteht darin, daß das Weſen der proteſtantiſchen Kirche nicht in die äußere Vereinigung der Mitglieder und deren Leitung durch einen beſonderen

Stand, der durch die Uebertragung der Weihen ſich im unmittelbaren Beſitz des Glaubens, der Lehre und der göttlichen Gnade befindet, geſetzt wird, ſondern in die geiſtige Gemeinſchaft des Glaubens, welche ſich nach außen als eine Geſellſchaft darſtellen ſollte, in der das Evangelium gelehrt und die Sacramente gereicht würden, und der das Recht zugeſprochen war, ſich in Glaubensſachen nach ihrer Ueberzeugung zu beſtimmen. Die Jurisdiction der Kirchenlehrer ſollte fortan nur darin beſtehen, die notoriſch Laſterhaften von der Gemeinſchaft des Abendmahls auszuſchließen und die, welche Reue zeigten, wieder darin aufzunehmen, was aber auch bald in Verfall kam. Die Prüfung der Geiſtlichen, ob ſie im Stande ſeien, das Evangelium zu lehren, ihre Einſetzung, die Aufſicht über ihren Wandel und die Viſitation der Kirchen, was nach den katholiſchen Einrichtungen den Biſchöfen oblag, wurde einzelnen Pfarrherren unter dem Namen von Superintendenten übertragen, und für die Geſammtheit der ihnen untergebenen Kirchſpiele die Benennung Diöceſe beibehalten. Zur Entſcheidung über Eheſachen, über Vergehungen der Geiſtlichen, über ſtreitiges Kirchengut und andere rein kirchliche Verhältniſſe, wurde dem Landesherrn die Errichtung ſogenannter Kirchenräthe oder Conſiſtorien überlaſſen, die derſelbe wie andere Regierungsbehörden nach ſeinem Willen mit geiſtlichen und weltlichen Mitgliedern beſetzte. So viel Gewalt hierdurch den Fürſten über die Kirche eingeräumt wurde, ſo ſprachen ihnen die Reformatoren doch jede Art von Geſetzgebung über Glaubensſachen und Liturgie ab, es ſey denn, daß ihre Vorſchriften von der Kirche anerkannt würden; und Zwangsrechte derſelben gegen die Ueberzeugung der Geiſtlichen und Unterthanen, ſofern ſich dieſe in den Grenzen der bis dahin angenommenen Bekenntnißſchriften hielten, waren ebenfalls ſtets in Abrede geſtellt worden. Die verſchiedenen Weihen und mit ihnen die verſchiedenen Klaſſen der Geiſtlichkeit fielen in der evangeliſchen Kirche weg; es gab nur noch eine Art der Ordination, welche ebenfalls nicht mehr als die myſtiſche Uebertragung einer beſonderen Heiligkeit, ſondern nur als eine feierliche Uebergabe des Berufs der Seelſorge und der Verwaltung der Sacramente betrachtet wurde. Das Recht, die Geiſtlichen zu berufen, wurde im Allgemeinen der Kirche zugeſprochen, allein da das Patronatrecht (Th. IV. S. 157) beſtehen blieb, ſo gelangten wenige Gemeinden zu einem eigentlichen Wahlrecht; in den meiſten Ländern wurde überdieß der Landesherr als Verleiher aller der Kirchenämter betrachtet, zu denen es keinen andern Patron gab; obſchon dieß wider die

Abſicht und Meinung der Reformatoren war. Die Klöſter und Stifter waren zum Theil zu den Domänen der Landesherren gezogen, zum Theil zur Errichtung und Verbeſſerung der Schulen, Univerſitäten Hospitäler u. ſ. w. verwendet worden. Auch die Magiſtrate der Städte und die Gutsherrſchaften hatten zugegriffen und hierdurch die Einkünfte ihrer Pfarrer für die Zukunft übermäßig geſchmälert. Nachdem der erſte Sturm vorüber war, und die Anſprüche der katholiſchen Kirche auf Reſtitution des Kirchenguts bedächtiger machten, vergab man die Ausſtattung der Prälaten, der Chorherren in den Collegiatſtiften (Thl. IV. S. 208) und die Mönchsſtellen theils als Sinecuren an Begünſtigte, wodurch ſie ſowohl dem urſprünglichen Sinn ihrer Einrichtung als dem gemeinen Beſten völlig entfremdet wurden, theils, namentlich in Sachſen und Würtemberg, verwandelte man dieſelben in angemeſſenerer Weiſe in Erziehungsanſtalten und Seminarien. Die Reformatoren hatten gewünſcht, die Einkünfte dieſer Güter für immer mit den Univerſitäten verbunden zu ſehen. Auch von den reformirten Bisthümern hatte die proteſtantiſche Kirche keinen Gewinn, weil man dieſelben in höchſt ungebührlicher und niemals zu rechtfertigender Art in weltliche Fürſtenthümer umſchuf oder zur Erſtattung der Verluſte einzelner Landherren benutzte; ein Verfahren, welches im dreißigjährigen Kriege begonnen, auch auf die katholiſch gebliebenen übertragen und bis zum Ende des deutſchen Reiches fortgeſetzt worden iſt. Die Hochſtifter wurden zu Gunſten des alten Adels erhalten, der, auf die Statuten der Capitel und die Gewohnheit, welche noch dazu an manchen Orten ganz neu war, ſich berufend, das Recht auf die ausſchließliche Wahl zu den Canonicatsſtellen in Anſpruch nahm und meiſten Theils durchſetzte. Ebenſo wurden lediglich zum Vortheil dieſes Standes die meiſten Nonnenklöſter in Verſorgungsanſtalten für adeliche Töchter umgewandelt. Die Verwaltung der Güter der auf dieſe Weiſe reformirten Inſtitute kam meiſten Theils in die Hände der Landesherren *).

Von den durch den Weſtphäliſchen Frieden feſtgeſtellten Verhältniſſen zwiſchen dem Kaiſer und den Deutſchen Ständen iſt bereits die Rede geweſen. Das Reich war dadurch in der That für eine bloße Conföderation erklärt, die ſich gewiſſen, dem Ganzen und dem Kaiſer übertragenen Rechten der Oberherrſchaft unterwarf. Für die Ertheilung der wenigen Privilegien, die dem Haupte des Reiches noch übrig wa-

*) Eichhorn, Deutſche Staats- und Rechtsgeſchichte Th. IV. S. 418–422.

ren, die Beſtätigung der Reichslehen und die Entſcheidung der über ſolche Verhältniſſe entſtehenden Streitigkeiten war der Reichshofrath die competente Behörde. Eine Abhängigkeit der Landesfürſten zeigt ſich nur noch in ihrer Unterwerfung unter das Reichskammergericht bei dem von ihren Mitſtänden und Unterthanen gegen ſie geklagt werden konnte; ebenſo durfte von den Ausſprüchen der landesherrlichen an die Reichsgerichte in dritter Inſtanz appellirt werden, wogegen indeß die Fürſten allmählig Privilegien zu erlangen wußten. Wie das Anſehen des Kaiſers ſo war aber auch der hervorragende Einfluß der Kurfürſten, den dieſe ſeit dem vierzehnten Jahrhundert behauptet hatten, durch den Friedensſchluß dahin geſchmälert, daß beinahe Alles, was der Kaiſer bisher mit den Kurfürſten allein hatte entſcheiden können, zur Sache des Reichstages geworden war, deſſen langſame Verhandlungen nun einen um ſo ſchleppenderen Gang nahmen, je größer die Zahl der Berechtigten geworden war, je feſter ſich die herkömmlichen Formen ſtellten. Im Allgemeinen war bisher in der Abtheilung der Stände auf den Reichstagen in drei Collegien (Thl. VI. S. 194) nichts Bedeutendes verändert; eine weitere Ausbildung erhielt die Art und Weiſe der Berathungen erſt durch die neue Abſtimmung, welche auf dem Regensburger Reichstag im Jahre 1653 eingeführt wurde. Erſt im funfzehnten Jahrhundert hatte man überhaupt angefangen die Stimmen zu zählen; vorher reichte es hin, wenn ein Beſchluß von den mächtigeren Fürſten gefaßt worden war, dem dann die minder bedeutenden von ſelbſt beitreten mußten. Da nun die Stimmen der einzelnen Grafen und Herren unmöglich ſo viel Gewicht als die der großen Reichsſtände haben konnten, ſo bildeten ſich allmählig Vereinigungen mehrerer zur Ablegung einer Stimme. Hierauf fußend wurde jetzt beſtimmt, daß im fürſtlichen Collegium nur die Fürſten Virilſtimmen, dagegen die nicht gefürſteten Prälaten im Ganzen zwei Stimmen, die Grafen und Herren, welche zu dem Ende in die Schwäbiſchen, Wetterauiſchen, Fränkiſchen und Weſtphäliſchen Grafen getheilt wurden, vier Stimmen haben ſollten. Dadurch ſtellte ſich die Zahl der Stimmen auf folgende Weiſe. Mit Ausſchluß der Curiatſtimmen gaben neun und ſechzig geiſtliche Fürſten und ſechs und neunzig weltliche, ſo wie ein und ſechzig Reichsſtädte ihre Vota; mit den acht Kurfürſten gab es alſo im Ganzen zweihundert vierzig Reichstagſtimmen. Die Zahl der unmittelbaren Stände belief ſich auf dreihundert und ſiebzig ohne die Reichsritterſchaft. Die im Mittelalter ihres Ortes erwähnten und haupt-

ſüdlich gegen die Städte gerichteten Verbindungen des Adels (Thl. VI. S. 11) im ſüdlichen und ſüdweſtlichen Deutſchland hatten nämlich einen großen Theil der in dieſen Gegenden anſäſſigen Edelleute vor dem Schickſale der Ritterſchaft in den übrigen Gegenden Deutſchlands bewahrt, von den benachbarten Fürſten aus der Heerbannpflichtigkeit und Gerichtsfolge in die Landſäſſigkeit herabgedrückt zu werden. Gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts erkannte man die Ritterſchaft als Reichsſtand an, und ihre Mitglieder waren bemüht, dieſen Vorzug durch die Ausbildung einer corporativen Verfaſſung zu erhalten. Durch Begünſtigung von Seiten der Kaiſer unterſtützt, gelang ihnen dies Beſtreben vollkommen, und da ſie durch deren Privilegien allmählig faſt alle in den Beſitz des Blutbanns kamen, ſo konnte jedes einzelne Rittergut für ein geſchloſſenes und ſelbſtändiges Territorium gelten. Die Reichsritterſchaft theilte ſich in drei Kreiſe, den Schwäbiſchen, Fränkiſchen und Rheiniſchen, zu denen nach dem Weſtphäliſchen Frieden noch die Verbindung der Ritter im unteren Elſaß kam, die ſich aber wegen der Eingriffe Frankreichs nicht lange behaupten konnte.

Wie die Verſuche zur Unterdrückung der neuen Lehre durch militäriſche Gewalt und Execution, welcher Weg ſeit der Schlacht auf dem weißen Berge eingeſchlagen worden war, mit Anerkennung des Proteſtantismus geendet hatten, ſo war auch das Reſultat der auf dieſelbe bis dahin unerhörte Weiſe verſuchten Unterwerfung der Reichsſtände die Anerkennung ihrer vollſtändigen Unabhängigkeit. Es war die letzte Unternehmung dieſer Art geweſen. Die einzelnen Territorien konnten ſich ſeit dieſer Zeit vollkommen unabhängig und individuell ausbilden. Zunächſt erlangten die Fürſten, wie ſie ſich nach oben freier gemacht hatten, auch nach unten größere Rechte, und es erfolgte nun jene Concentrirung der Staatsgewalt in den einzelnen Ländern Deutſchlands, welche die Kaiſer dem Reichskörper als Ganzem nicht zu geben vermocht hatten. Die Macht der Landſtände, des Adels ſowohl als der Städte, war durch die Verluſte und Verheerungen des Krieges bedeutend vermindert worden; durch die Länge der Zeit, während welcher alljährlich die Kriegsſteuern aufgebracht werden mußten, hatten ſie ſich an eine regelmäßige Beſteuerung ohne Anfrage gewöhnt. Beſonders wichtig für die fürſtliche Gewalt war es, daß man dadurch in den Stand geſetzt wurde, die Soldtruppen, welche ſo lange gebraucht worden waren, auch im Frieden beizubehalten. Hierdurch hatten die Herrſcher ein ſtets bereites Mittel, jedem Widerſtand zuvorzukommen. Der Ritterdienſt,

ren, die Beſtätigung der Reichslehen und die Entſcheidung der über ſolche Verhältniſſe entſtehenden Streitigkeiten war der Reichshofrath die competente Behörde. Eine Abhängigkeit der Landesfürſten zeigt ſich nur noch in ihrer Unterwerfung unter das Reichskammergericht bei dem von ihren Mitſtänden und Unterthanen gegen ſie geklagt werden konnte; ebenſo durfte von den Ausſprüchen der landesherrlichen an die Reichsgerichte in dritter Inſtanz appellirt werden, wogegen indeß die Fürſten allmählig Privilegien zu erlangen wußten. Wie das Anſehen des Kaiſers ſo war aber auch der hervorragende Einfluß der Kurfürſten, den dieſe ſeit dem vierzehnten Jahrhundert behauptet hatten, durch den Friedensſchluß dahin geſchmälert, daß beinahe Alles, was der Kaiſer bisher mit den Kurfürſten allein hatte entſcheiden können, zur Sache des Reichstages geworden war, deſſen langſame Verhandlungen nun einen um ſo ſchleppenderen Gang nahmen, je größer die Zahl der Berechtigten geworden war, je feſter ſich die herkömmlichen Formen ſtellten. Im Allgemeinen war bisher in der Abtheilung der Stände auf den Reichstagen in drei Collegien (Thl. VI. S. 194) nichts Bedeutendes verändert; eine weitere Ausbildung erhielt die Art und Weiſe der Berathungen erſt durch die neue Abſtimmung, welche auf dem Regensburger Reichstag im Jahre 1653 eingeführt wurde. Erſt im funfzehnten Jahrhundert hatte man überhaupt angefangen die Stimmen zu zählen; vorher reichte es hin, wenn ein Beſchluß von den mächtigeren Fürſten gefaßt worden war, dem dann die minder bedeutenden von ſelbſt beitreten mußten. Da nun die Stimmen der einzelnen Grafen und Herren unmöglich ſo viel Gewicht als die der großen Reichsſtände haben konnten, ſo bildeten ſich allmählig Vereinigungen mehrerer zur Ablegung einer Stimme. Hierauf fußend wurde jetzt beſtimmt, daß im fürſtlichen Collegium nur die Fürſten Virilſtimmen, dagegen die nicht gefürſteten Prälaten im Ganzen zwei Stimmen, die Grafen und Herren, welche zu dem Ende in die Schwäbiſchen, Wetterauiſchen, Fränkiſchen und Weſtphäliſchen Grafen getheilt wurden, vier Stimmen haben ſollten. Dadurch ſtellte ſich die Zahl der Stimmen auf folgende Weiſe. Mit Ausſchluß der Curiatſtimmen gaben neun und ſechzig geiſtliche Fürſten und ſechs und neunzig weltliche, ſo wie ein und ſechzig Reichsſtädte ihre Vota; mit den acht Kurfürſten gab es alſo im Ganzen zweihundert vierzig Reichstagſtimmen. Die Zahl der unmittelbaren Stände belief ſich auf dreihundert und ſiebzig ohne die Reichsritterſchaft. Die im Mittelalter ihres Ortes erwähnten und haupt-

ſächlich gegen die Städte gerichteten Verbindungen des Adels (Thl. VI. S. 11) im ſüdlichen und ſüdweſtlichen Deutſchland hatten nämlich einen großen Theil der in dieſen Gegenden anſäſſigen Edelleute vor dem Schickſale der Ritterſchaft in den übrigen Gegenden Deutſchlands bewahrt, von den benachbarten Fürſten aus der Heerbannpflichtigkeit und Gerichtsfolge in die Landſäſſigkeit herabgedrückt zu werden. Gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts erkannte man die Ritterſchaft als Reichsſtand an, und ihre Mitglieder waren bemüht, dieſen Vorzug durch die Ausbildung einer corporativen Verfaſſung zu erhalten. Durch Begünſtigung von Seiten der Kaiſer unterſtützt, gelang ihnen dies Beſtreben vollkommen, und da ſie durch deren Privilegien allmählig faſt alle in den Beſitz des Blutbanns kamen, ſo konnte jedes einzelne Rittergut für ein geſchloſſenes und ſelbſtändiges Territorium gelten. Die Reichsritterſchaft theilte ſich in drei Kreiſe, den Schwäbiſchen, Fränkiſchen und Rheiniſchen, zu denen nach dem Weſtphäliſchen Frieden noch die Verbindung der Ritter im unteren Elſaß kam, die ſich aber wegen der Eingriffe Frankreichs nicht lange behaupten konnte.

Wie die Verſuche zur Unterdrückung der neuen Lehre durch militäriſche Gewalt und Execution, welcher Weg ſeit der Schlacht auf dem weißen Berge eingeſchlagen worden war, mit Anerkennung des Proteſtantismus geendet hatten, ſo war auch das Reſultat der auf dieſelbe bis dahin unerhörte Weiſe verſuchten Unterwerfung der Reichsſtände die Anerkennung ihrer vollſtändigen Unabhängigkeit. Es war die letzte Unternehmung dieſer Art geweſen. Die einzelnen Territorien konnten ſich ſeit dieſer Zeit vollkommen unabhängig und individuell ausbilden. Zunächſt erlangten die Fürſten, wie ſie ſich nach oben freier gemacht hatten, auch nach unten größere Rechte, und es erfolgte nun jene Concentrirung der Staatsgewalt in den einzelnen Ländern Deutſchlands, welche die Kaiſer dem Reichskörper als Ganzem nicht zu geben vermocht hatten. Die Macht der Landſtände, des Adels ſowohl als der Städte, war durch die Verluſte und Verheerungen des Krieges bedeutend vermindert worden; durch die Länge der Zeit, während welcher alljährlich die Kriegsſteuern aufgebracht werden mußten, hatten ſie ſich an eine regelmäßige Beſteuerung ohne Anfrage gewöhnt. Beſonders wichtig für die fürſtliche Gewalt war es, daß man dadurch in den Stand geſetzt wurde, die Soldtruppen, welche ſo lange gebraucht worden waren, auch im Frieden beizubehalten. Hierdurch hatten die Herrſcher ein ſtets bereites Mittel, jedem Widerſtand zuvorzukommen. Der Ritterdienſt,

der ſich bei der immer mehr veränderten Kriegführung immer unbrauchbarer erwies, kam nun ganz außer Uebung und der Adel zahlte ſtatt ſeiner perſönlichen Stellung ein Geldäquivalent, verlor aber dadurch bedeutend an ſeinem frühern Einfluß, wenn er ſich auch ſonſt meiſten Theils in Beſitz ſeiner Vorrechte wenigſtens gegen die niedern Stände zu erhalten wußte. Ebenſo büßten die Landſtädte ihre freiere Stellung ein. Sie mußten ſchon jetzt häufig geſtatten, daß die Gerichtsbarkeit in ihren Mauern durch landesherrliche Beamten ausgeübt ward, daß Kriegsvolk in ihre Häuſer gelegt ward, weil ſie weder die Koſten der neuen zuſammengeſetzten Befeſtigungsart aufbringen konnten, noch die weitläufigen Werke zu beſetzen und zu vertheidigen im Stande waren. Die Folge dieſer Umſtände und der vermehrten Thätigkeit der landesherrlichen Regierungen war, daß auch die bis dahin ſelbſtändigen ſtädtiſchen Räthe zu fürſtlichen Behörden herabgeſetzt wurden. Auch die Bauern wurden in ihren früheren Rechten namentlich durch die Uebertragung Römiſcher Begriffe auf die Germaniſchen Eigenthumsverhältniſſe vielfach gekränkt und beeinträchtigt, und ihre Dienſte ſowohl zum Beſten des Landesherrn als der Gutsherrſchaften ungebührlich ausgedehnt. Das Forſtregal der Fürſten wurde ſo erweitert, daß es alle größeren Waldungen umfaßte, die nicht ausſchließlich durch einzelne Perſonen oder Gemeinden benutzt wurden, und von der Jagd behauptet, daß der Landesherr dieſelbe auch auf eigenem Grund und Boden unterſagen könne. Dieſe Ausdehnung der landesherrlichen Gerechtſame erforderte größere Anſtalten zur Wahrnehmung und Verwaltung derſelben, als bisher vorhanden geweſen waren. Aus den Räthen des Fürſten wurde gewöhnlich ein Collegium gebildet, welches den Namen Hofrath, Kanzlei oder Regierung erhielt, an deſſen Spitze der Kanzler zu ſtehen pflegte. In Ländern größeren Umfanges oder in ſolchen, die aus mehreren früher ſelbſtändigen Theilen zuſammenwuchſen, gab es denn auch mehrere Regierungen. Auch aus den alten Landeshauptmannſchaften (Thl. VI. S. 197) bildeten ſich ſolche Behörden; daneben wurden dann noch beſondere Collegien für abgeſonderte Verwaltungszweige errichtet, namentlich für die fürſtlichen Domänen, für das Kriegsweſen u. ſ. w. Die Untergerichte wurden durch die landesherrlichen Aemter, die Patrimonial- und Stadtgerichte, die Obergerichte durch die Hofgerichte und die Regierungen gebildet. Für die Criminalgeſetzgebung war bereits unter Karl V. von einem Ausſchuß der Reichsſtände eine peinliche Gerichtsordnung ausgearbeitet und im Jahre 1532

publicirt worden, die aber den einzelnen Ländern ihre Gewohnheiten und Gesetze ließ, und nur, wo diese nicht ausreichten, eintreten sollte; für die bürgerliche Gesetzgebung begnügte man sich in den einzelnen Ländern und Landestheilen mit der Aufzeichnung des Gewohnheitsrechtes, welches dann aber zugleich ein Act der Gesetzgebung von Seiten der Landesherren war und von den Juristen mit ihren aus dem Römischen Recht gewonnenen Ansichten in die möglichste Uebereinstimmung gebracht wurde. Von den Reichsstädten bildeten nur wenige ihr statutarisches Recht weiter fort, bei den meisten blieben die Stadtrechte auf dem Punkte stehen, welchen sie im Mittelalter erreicht hatten. Im Allgemeinen war das recipirte Römische Recht Princip und Grundlage der Jurisprudenz; die Grenzen der Anwendung sollten die Deutschen Rechte bestimmen, welche indeß den damaligen Juristen häufig unverständlich und unbekannt waren *).

Die Unabhängigkeit der Deutschen Reichsfürsten so wie die Freiheit der Religion war durch Einmischung fremder Staaten erreicht worden, und mußte mit bedeutender Schmälerung des Reichsgebiets erkauft werden, deren bereits bei der Darstellung des Westphälischen Friedens gedacht ist. Es fehlte schon damals nicht an edlen Gemüthern, welche die Zerreißung des gemeinsamen Vaterlandes und die ausschweifenden Forderungen der auswärtigen Mächte tief und schmerzlich fühlten, und ihrem Zorn beredte Worte zu geben wußten. So rief ein gleichzeitiger vaterländischer Schriftsteller, Wassenberg, noch während der Unterhandlungen, im Jahre 1647, seinen Landsleuten zu: „Mit lauter Stimme rühmen sich Franzosen und Schweden, Deutschland sey von ihnen bezwungen, und die durch eigene Hände uns entrissenen Fahnen zeigen öffentlich Paris und Stockholm. Könige, die sonst dem Rufe des Kaisers folgen und sich zur Rechenschaft stellen mußten, entscheiden über Deutschland, berufen Reichstage, sitzen zu Recht und sind durch unsere Uneinigkeit unsere Herren geworden. Gerade in den Gegenden, wo unsere freien Väter den stolzen Varus besiegten, bieten jetzt, uns recht zum Hohne, waffenlose Ausländer, ohne Legionen, allen Deutschen Trotz, und triumphiren über ganz Germanien. Sie rufen, wir erscheinen; sie sprechen, wir hören's als Orakel an; sie verheißen, wir vertrauen ihnen gläubig wie Göttern; sie drohen, und wir zittern wie Sklaven. Wie uns ein Blatt von einem Weibe hier aus Stock-

*) Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte Th. IV S. 466.

holm, dort aus Paris *) auf den Tiſch geworfen wird, freuen oder ängſtigen wir uns. Und was bleibt uns übrig als der Tod? Schon rathſchlagen ſie in Deutſchland über Deutſchland, was ſie uns nehmen, was laſſen, welche Federn ſie dem Römiſchen Adler entreißen und dem Hahne (Gallo) einſetzen wollen. Wir müſſen's noch erwarten, was ſie erſt ſpät wollen und was ſie endlich nicht wollen, was ſie ſich jetzt gefallen laſſen und morgen mit Ekel und Ueberdruß wieder von ſich werfen. Bis auf den letzten Athemzug uneinig mit uns ſelbſt, verlaſſen wir über den Götzen fremder Völker unſere eigene ſchützende Gottheit und opfern jenen Leben, Freiheit und Ehre auf. Wie mit Judasküſſen nahen dieſe unſere angeblichen Befreier. Und wir Thoren hoffen, daß ſo arge heimtückiſche Feinde uns retten, daß ſie, die das herrlichſte aller Reiche aufzulöſen ſuchten, es heilen und herſtellen werden. In geſchmückten Bechern reichen ſie uns ihr ſüßes und langſames Gift und erwecken in unſerer Mitte mehr als einen Maſiniſſa, durch welchen ſie am Ende das ganze Reich unter ihre Botmäßigkeit zu bringen hoffen. Vom Rheine, der Oſt- und Nordſee her erſpähen ſie von ihren Warten jede Gelegenheit, jeden Streit, der entſteht oder den ſie herbeiführen, und ſind, wie einſt die Römer in Hellas, erſt freundliche Zureder, dann Rathgeber, Schiedsrichter und endlich Herren. O Deutſchland, erwache! Das Reich kann nur durch das Reich wieder geboren werden, nicht Römiſche oder Lutheriſche ſollen uns davon abhalten. Als Glieder eines Leibes, eines Staats, als Brüder müſſen wir uns Alle umfaſſen, mit allen Kräften und Tugenden jenem großen Ziel nachſtreben. Dann verſchwindet die geringe Kraft der wenigen Fremden; den langen Kriegsleiden wird ein ruhmvoller Friede folgen, ein Haupt des Doppeladlers mit Lorbeeren, das andere mit Oelzweigen ſich kränzen." Auch war das Gefühl der Gemeinſamkeit und die Liebe zum Vaterlande in den Ständen und Fürſten noch ſo lebendig, daß d'Avaux und Servien damals in folgender Art an Mazarin berichteten: „Die Meinung der Deutſchen Fürſten iſt ſehr verſchieden von jener der Italieniſchen. Nämlich dieſe, als ſehr einſichtsvoll und wohl berathen, billigen Alles, was dazu beitragen kann, ſie unabhängig zu machen, und ſind deshalb wohl zufrieden, daß Frankreich einige feſte Plätze hat, um ihnen im Fall der Noth die Hand zu reichen. Aber dieſe Deutſchen ſind weit mehr gerührt von der Liebe zu ihrem Vaterlande, wollen nicht

*) Nach Ludwigs XIII. Tode (1643) führte deſſen Gemahlin die Regentſchaft in Frankreich.

genehmigen, daß Fremde das Reich zerſtücken, und ziehen den Beſtand einer Genoſſenſchaft, deren Mitglieder ſie ſind, allen Vortheilen vor, welche jeder Einzelne durch die Zertheilung des Reiches gewinnen könnte. Mit einem Worte, ſie wünſchen wohl in ihre alten Rechte wiederhergeſtellt zu ſeyn; aber ſie wollen nicht, daß ihnen dieſes Gut durch Abtrennung einzelner Stücke ihres Staates zu Theil werde, oder daß die fremden Herrſcher, um mehr Hülfsmittel zu haben ihnen beizuſtehen, ſich auf ihre Koſten vergrößern. Wir werden bei Gelegenheit nicht unterlaſſen, ihnen begreiflich zu machen, daß ſie andere Grundſätze zu ihrem eigenen Heil feſthalten müſſen; aber es wird ſchwer ſeyn, ſie deſſen, was wir wünſchen, zu überreden, und zu hintertreiben, daß ſie nicht am liebſten alle unſere Eroberungen zurückgeſtellt ſähen." *)

So war es alſo beim Weſtphäliſchen Friedensſchluß weniger Mangel an patriotiſcher Geſinnung als wirkliche Ohnmacht und die Neigung des Kaiſers, eher dem katholiſchen Frankreich als dem proteſtantiſchen Schweden nachzugeben, welches die wichtigen Abtretungen am Oberrhein zu Wege gebracht hatte. Der materielle Wohlſtand des Reiches war durch den Krieg, der keine Landſchaft Deutſchlands von Trident bis Skagen, von Metz bis Presburg verſchont hatte, auf das Vollſtändigſte vernichtet. Man behauptet, daß zwei Drittel der Bewohner Deutſchlands umgekommen ſeyen. Die rückkehrenden Krieger fanden an der Stelle von Dörfern und Städten wüſte Aſchenhaufen und ſtatt der Wieſen und Felder wild aufgeſchoſſene Waldung. Nachdem der Landfriede zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts aufgerichtet, die Stürme der Bauernkriege und der erſten religiöſen Zwiſtigkeiten vorüber waren, hatten ſich Ackerbau, Gewerbe, Kunſtfleiß und Handel im ſechzehnten Jahrhundert in Deutſchland weit vor allen Staaten Europas mit Ausnahme der Italieniſchen erhoben. Während Frankreich durch Bürgerkriege zerfleiſcht, Spanien durch eine hartnäckige Politik ſeiner Kräfte beraubt wurde, ſtand der Handel der Deutſchen Städte noch in der vorigen Blüthe, noch nicht beeinträchtigt von den neugefundenen Seewegen. Noch hatte die Hanſe ihre Privilegien in Dänemark und England nicht verloren, wenn gleich der großartige Verſuch des Lübeckiſchen Bürgermeiſters Georg Wollenweber, die Herrſchaft des Bundes über den Norden neu zu befeſtigen, durch Unverſtand und Neid fehlgeſchlagen war und mit der Hinrichtung des Urhebers

*) Woltmann, Geſchichte des Weſtphäliſchen Friedens, Th. I. S. 63.

halten, und nicht bloß durch eine Menge von Unterröcken hervorgebracht, ſondern auch durch einen ringsum gelegten Wulſt, den man Speck nannte, und der zuweilen fünf und zwanzig Pfund wog. Schleppen und weit ausgeſchnittene Kleider, die Bruſt und Nacken entblößten, gaben einem damaligen Satiriker, dem Hamburger Lauremberg (geb. 1590, geſt. 1658, zuletzt Prof. der Mathematik in Roſtock) Stoff zu folgenden Spottverſen im Niederſächſiſchen Dialekt:

„Tucht un Schamhaftichheit is mit weggeſchneden,
Mit half blotem Libe kommen ſie hergetreden.
Int erſte, da diſſe Mode noch was unbekannt,
Un men nich wuſte, dat ſe was kommen int Land,
Blewen ſe vör ene Junfer ſtahn un gapen,
As wenn ſe ſegen enes Quackſalvers Apen.
De Stratenjungens hüpſch hinder er lepen,
Un ener thom andern mit vollem Halſe repen:
Süh, ſüh, dar geit en Wyff, dat vör er böſe Sack
Schall uthgeſtreken werden öffentlich am Kak! (Pranger)
De Bödelknecht hefft er dat Schnörlif uthgetagen,
Un will er mit de Rod de Flöh van'n Rüggen iagen! ꝛc.“

An den Schuhen wurden eine Zeit lang doppelte Hörner getragen Taſchenuhren gehörten auch ſchon zum Putze, ſelbſt der Frauenzimmer welche ſich außerdem noch mit einer Meſſer- und Gabelſcheide behängten. Die volle Deutſche und Spaniſche Männertracht, die den Körper ſo zweckmäßig als geſchmackvoll bekleidet hatte, wurde kürzer und enger; in Frankreich begann man zuerſt die Zipfel und Schöße der Wämſer und Collette zurückzuſchlagen, woraus allmählig der moderne Frack entſtand u. ſ. w. Die breiten Halskragen ſchmolzen in Franzöſiſche Jabots und Poſtillons, bei den Predigern in Bäffchen zuſammen; der männliche Bart ward immer mehr beſchnitten, und wie das Haupthaar mit Brenneiſen geformt nach mancherlei Moden, „jetzt wie ein Zirkelbärtel, jetzt wie ein Schneckenbärtel, bald wie ein Jungfrawenbärtel, ein Dotterbärtel, ein Spitzbärtel, ein Maikäferbärtel, ein Entenwädele, ein Schmalbärtel, ein Zuckerbärtel, ein Türkenbärtel, ein Spaniſch Bärtel, ein Italieniſch Bärtel, ein Sonntagsbärtel, ein Oſterbärtel, ein Lillbärtel, ein Spillbärtel, ein Drillbärtel, ein Stutzbärtel, ein Trutzbärtel“ *). Da faſt alle neue Moden aus Frankreich kamen, ſo erhielten auch die Kleidungsſtücke, beſonders der Weiber, Franzöſiſche

*) Geſichte Philanders von Sittewald, Th. II. S. 76.

Namen. „Kappen trägt man nun nicht mehr, ſagt der angeführte Laurenberg —

— neen! weren all Cornetten,
Kein Hemd, kee Wörmau gelt nich mehr ahn Points un Manchetten.
Et is keen Menſch, de mehr en Wamms un mehr en Rock anthůt,
Dewyl men luter Camisols un Chambrelouquen ſůht.
Wat ſchall ich van der dullen Dracht, von den Fontangen ſeggen,
De an de Jungfern alltomahl ahn Underſcheed anleggen?
Man legt dat Haar um iſern Draht mit ſünderlicken Flyt,
Man neiht dat Band up Iſern up: O rechte iſern Tydt!"

II. Spanien, Italien, die Niederlande und Frankreich bis zum Pyrenäiſchen Frieden.

1. Die Spaniſche Monarchie unter Philipp IV.

Der beginnende Verfall der Spaniſchen Macht, welcher, von Philipp II. vorbereitet, unter ſeinem Nachfolger deutlicher hervorgetreten war, iſt im vorigen Bande geſchildert worden. Alle Bewohner des weiten Reiches, die Spanier, Portugieſen, Neapolitaner, Sicilianer, die Mailänder und Belgier, hofften, wenn auch nicht auf Wiederherſtellung und Achtung ihrer politiſchen Freiheiten und Rechte, ſo doch auf ein einſichtigeres Regiment, auf die Erhebung des geſunkenen Wohlſtandes und beſſere Förderung ihrer materiellen Intereſſen, als Philipp IV. den Thron beſtieg. Das erſte Geſchäft des neuen, erſt ſechzehn Jahre zählenden Herrſchers war die Entfernung der Günſtlinge ſeines Vaters, des Herzogs von Uzeda, der ihn bisher tyranniſirt hatte, und Rodrigo Calderon's, aber nicht um ſelbſt die Regierung zu verwalten, ſondern nur dieſelbe in die Hände neuer Favoriten zu legen. „Es iſt beſſer, daß meine Miniſter irren als ich ſelber," pflegte er zu ſagen. Nur die äußere Würde des Regenten ſtrebte er der Spaniſchen Weiſe gemäß zu behaupten. Er lachte niemals, ſondern zeigte ſich ſtets ſtreng und ernſt und ſprach oft ganze Wochen lang keine Silbe, denn ſelbſt Geſpräche zu führen dünkte ihm einem Könige von Spanien und Indien unangemeſſen. Doch zeigte er ſonſt Vergnügen an der Jagd und Theilnahme für Dichtkunſt

und Muſik. Sein vollſtes Vertrauen beſaß zuerſt ſein ehemaliger Erzieher Balthaſar von Zuniga, der indeß bald in der königlichen Gunſt von ſeinem Neffen, Gaspar Gusman Grafen von Olivarez, überflügelt wurde. Schon am 12. April 1622 erhielt dieſer den Titel eines Herzogs und der nach zwei Jahren erfolgte Tod ſeines Oheims machte ihn zum alleinigen Lenker aller Angelegenheiten.

Olivarez war ein Mann von ſchönem Aeußeren und ſicherem Benehmen, von großer Thätigkeit und Nüchternheit in ſeiner Lebensweiſe, und wenn er auch einen unerſättlichen Ehrgeiz beſaß, ſo zeigte er ſich doch weder habgierig noch geldſüchtig, und hinterließ nach zwei und zwanzigjähriger Staatsverwaltung weniger Vermögen, als er im Beginn derſelben beſeſſen hatte. Um aber Spanien von den Uebeln, an denen es krankte, zu heilen, hätte es einer tieferen und umfaſſenderen Einſicht und größerer Kräfte bedurft, als dieſem Manne verliehen war. Zwar erging unter dem 10. Auguſt 1624 eine königliche Verordnung, welche die übermäßige Zahl der Beamten der Rechtspflege und Verwaltung auf ein Drittel herunterſetzte, den für die Provinzen verderblichen Aufenthalt der Großen in der Hauptſtadt beſchränkte und die Auswanderung bei Strafe der Confiscation unterſagte; allein die Urſachen der Uebelſtände lagen tiefer. Es war die Verſchwendung des Hofes, der Verfall des Handels, das ſtockende Gewerbe, die Untüchtigkeit der Verwaltung und die für die Armeen und Flotten nöthigen Summen. Da Olivarez die Theilnahme am dreißigjährigen Kriege, welche man bereits von Philipp III. überkommen, nicht aufgeben zu dürfen glaubte, um die Macht des Habsburgiſchen Hauſes nicht ſinken zu laſſen, und in Beziehung auf die inneren Verhältniſſe dem verderblichen leider in Spanien ſchon früh eingeſchlagenen Wege der Handelsſperren, der Ausfuhr- und Einfuhrverbote und anderen mehr oder minder niederdrückenden ſtatt erhebenden und aufhelfenden Maßregeln der Art folgte, mußte der Zuſtand des Landes ſich immer trauriger geſtalten und die Klagen über Steuerdruck, Entvölkerung und Verödung von Jahr zu Jahr ſteigen. Die Thätigkeit der Einwohner erlahmte unter den künſtlichen Hemmungen und Schranken immer mehr; um die kleinſte Unternehmung zu bewerkſtelligen, mußten neue Anleihen gemacht oder Krongüter verkauft werden, und doch wurde niemals ſo viel zuſammengebracht, um große und entſcheidende Schläge ausführen zu können. Auf welche ſonderbare, Handel und Wandel wie die perſönliche Freiheit auf das Aergſte beſchränkende Maßregeln man durch das herrſchende Finanz- und Regierungs-

ſyſtem geführt wurde, mögen folgende Beſtimmungen zeigen. Um die Waaren im Innern billiger zu haben, war ſchon längſt die Ausfuhr von Tuch, Leder, Wolle, Getreide und Vieh verboten; ſogar der Handel im Lande mit den beiden letzteren Producten war unterſagt. Im Jahre 1643 erging eine Verordnung gegen die Anwendung von Gold, Silber oder Vergoldung zur Zierde von Meubeln, Geräthen, Waffen, Geſchirren und Kleidern; ebenſo wenig ſollten dergleichen Sachen außer Landes verkauft werden. Die Stoffe ſowohl als die Länge und Breite der Kleider wurden auf das Genaueſte vorgeſchrieben. Ein Familienvater, der ein Einkommen von zwei bis fünfhunderttauſend Maravedis beſitzt, darf ſeine Tochter nur mit dem fünften Theil dieſer Summe ausſtatten. Jeder Fremde, vorausgeſetzt, daß er katholiſchen Glaubens ſey, kann ſich in Spanien niederlaſſen, aber nur in einer Entfernung von 20 Meilen von jedem Seehafen. Jede Frau, die ſich vor dem achtzehnten Jahre verheirathet, iſt auf vier Jahre von allen Steuern befreit.

Mit Philipps Thronbeſteigung begann der Krieg gegen die Niederlande; Spinola ſtand in der Pfalz und Gomez Suarez, Herzog von Feria, der Spaniſche Gouverneur von Mailand, unterſtützte den Aufſtand, welchen die Veltliner gegen Graubünden, dem ſie unterthan waren, erhoben hatten, um durch jene Landſchaft eine freie und ununterbrochene Verbindung mit Tyrol und den Oeſterreichiſchen Staaten zu erhalten. Im Herbſt drang der Herzog von der einen und der Erzherzog Leopold von Oeſterreich von der andern Seite ins Bündnerland, verwüſteten es weit und breit, und zwangen die Republik, das Veltlin an Spanien und Engadin an Oeſterreich abzutreten (1622). Dieſe neue Verſtärkung der Habsburgiſchen Macht auf den Grenzen Italiens weckte die Eiferſucht Frankreichs, Savoyens und Venedigs, ſie ſchloſſen ein Bündniß zur Zurückſtellung von Engadin und Valtellina an Graubünden (1623), worauf im folgenden Jahr der Marquis de Coeuvres mit einer Franzöſiſchen Armee durch das Gebiet von Bern, welches ihm den Durchzug geſtattete, in die eroberten Landſchaften einbrach und dieſelben befreite. Obgleich nun auch die Spanier von Deutſchland aus Verſtärkungen unter dem Befehl des Grafen Pappenheim erhielten, beſtätigte der 1626 zu Monzon in Aragonien geſchloſſene Friede doch den Graubündnern ihre Beſitzungen in dem Umfange, welchen ſie vor dem Jahre 1617, als der Aufſtand der Valtelliner ausbrach, gehabt hatten. Danach erhielten die Spaniſchen Truppen in en

Beſchäftigung durch den Mantuaniſchen Erbfolgekrieg (1627—1631), deſſen bereits oben Erwähnung geſchehen iſt, und im Jahre 1633 führte der Herzog von Feria dem Kaiſer 12,000 Mann nach Deutſchland zu Hülfe, auf welchem Zuge er zu München ſtarb (1634). Sein Nachfolger wurde Diego de Gusman. Ein zweites Corps führte Philipps Bruder Ferdinand nach den Niederlanden, und nahm unter Wegen an der Schlacht bei Nördlingen Theil (o. S. 20). Als Richelieu, durch Oxenſtierna und die Verluſte, welche die Schweden in Deutſchland erlitten hatten, bewogen, der Krone Spanien von Neuem den Krieg erklärte, konnte er in Oberitalien auf die Hülfe des Herzogs von Savoyen, Victor Amadeus, ſo wie auf den durch Frankreichs Mitwirkung eingeſetzten Herzog Karl I. von Mantua und Odoardo I. von Parma zählen; dagegen erklärte ſich der Herzog von Modena für Spanien. Der Herzog von Rohan, welcher Rochelle ſo tapfer gegen die königlichen Truppen vertheidigt (Abſchn. 8), danach aber Verzeihung und Ausſöhnung mit dem Hofe erhalten hatte, führte 1635 dreizehntauſend Franzoſen über Baſel und St. Gallen nach Italien, und ſchlug die den Spaniern aus Tyrol zu Hülfe ziehenden Oeſterreicher zuerſt bei Tirano, an den Ufern der Adda, und zum zweiten Mal am 31. October bei Mazzo. Am 30. November beſiegte er auch ein Spaniſches Heer unter Serbelloni bei Morbegno. Indeſſen Rohan auf dieſe Weiſe von Norden her in das Mailändiſche eindrang, hatte der Marſchall von Crequi, der mit zehntauſend Mann zum Heere des Herzogs von Savoyen geſtoßen war, das Gebiet von Mailand von Weſten her angegriffen und Valenza belagert, allein er wurde genöthigt, mit Zurücklaſſung ſeines Geſchützes die Unternehmung aufzugeben. Im folgenden Jahre machte Spanien großartige Zurüſtungen, den Schauplatz des Krieges nach Frankreich zu verlegen; in die Picardie und in Burgund brachen zu gleicher Zeit ſtarke Heeresabtheilungen ein (o. S. 25), eine Flotte bemächtigte ſich der Leriniſchen Inſeln an der Küſte der Provence, und im September drang ein viertes Spaniſches Corps über die Pyrenäen nach Guienne vor. Das Schickſal der von den Niederlanden und Deutſchland aus vorrückenden Truppen haben wir bereits erzählt; auch im Süden konnten die Spanier nur die Stadt Soroa behaupten. In Italien war Diego de Gusman in Parma eingefallen. Das Land dieſes Bundesgenoſſen zu befreien, ging Crequi über den Teſſino. Bei Tornavento traf er auf die Spanier und zwang ſie nach einem funfzehnſtündigen erbitterten Gefecht zum Rückzuge, den ſie indeß ohne

Verluſt bewerkſtelligten. Im folgenden Jahre zwangen ſie den Herzog Odoardo von Parma durch wiederholte Einfälle, ſeiner Verbindung mit Frankreich zu entſagen; wogegen die Franzoſen unter dem Marſchall Schomberg die Spanier ganz aus Guienne trieben, nachdem ſie die einrückenden Verſtärkungen geſchlagen hatten, unter dem Grafen Harcourt die Leriniſchen Inſeln wiedereroberten und einen Verſuch auf Sardinien machten, der aber mißlang. Glücklichere Erfolge begleiteten die Spaniſchen Waffen in Italien; der Marſchall Crequi fiel bei Breme, und gegen ſeinen Nachfolger, den Cardinal de la Valette, eroberte Gusman Vercelli. Noch bedeutendere Vortheile ſchienen ihnen die Todesfälle Victors Amadeus von Savoyen und Karls von Mantua zu gewähren. In beiden Ländern folgten unmündige Söhne, und wenn die Franzoſen auch die Gemahlin Victors, Chriſtine, welche die Regentſchaft führte und neutral bleiben wollte, zur Erneuerung der früheren Allianz mit Frankreich zwangen, ſo ſchloß ſich doch Maria Gonzaga von Mantua, Karls Gemahlin, eng an Spanien an. Auch in Savoyen erhob ſich bald eine bedeutende Partei gegen Frankreich. Der junge Herzog Franz Hyacinth folgte ſeinem Vater ſchon im October 1638 im Tode, und wegen der Vormundſchaft über deſſen jüngeren Bruder Karl Emanuel II., der erſt vier Jahre zählte, entſtanden Streitigkeiten zwiſchen der Herzogin Chriſtine und den Brüdern ihres verſtorbenen Gatten, den Prinzen Thomas und Moritz. Um ihre Anſprüche durchzuſetzen, verbanden ſie ſich mit dem Statthalter von Mailand, während Chriſtine ſich feſter an Frankreich anſchloß. Im Herbſt des Jahres 1638 und im folgenden Frühjahr eroberten die Prinzen mit Spaniſcher Hülfe faſt das ganze Land, bis der Graf Harcourt das Commando über die Franzöſiſchen Truppen erhielt und am 9. April den Marcheſe Leganes, der die Spanier befehligte, bei Caſale ſchlug und den Prinzen Thomas nöthigte, Turin zu übergeben.

Der Krieg in den Niederlanden beſchränkte ſich, wie auch in früheren Zeiten, größten Theils auf Belagerungen. Noch befehligte hier der berühmte Spinola, der ſein erſtes Auftreten auf dieſem Schauplatze vor zwanzig Jahren mit der Einnahme Oſtende's bezeichnet hatte. Er eroberte Jülich (1622), welches Moritz von Oranien im Jahre 1610 beſetzt hatte, und Breda (1624), nachdem die Belagerung von Bergen op Zoom durch die unerwartete Diverſion Ernſts von Mansfeld und Chriſtians von Braunſchweig, deren oben Erwähnung geſchehen iſt, hatte aufgegeben werden müſſen. Im folgenden Jahre

ſtarb Prinz Moritz, dem in den letzten Zeiten keine Waffenthat mehr hatte glücken wollen; ſein Bruder Friedrich Heinrich trat als Statthalter von Holland, Seeland, Geldern und Oberyſſel und als Lenker des Krieges gegen Spanien in ſeine Stelle. Obgleich das Bündniß, welches die Generalſtaaten um dieſe Zeit mit Richelieu abſchloſſen (o. S. 23), und eine Unterſtützung von 6000 Mann, welche Jakob von England ſandte, den Holländern das Uebergewicht zuzuſichern ſchien, ſo konnten ſie doch auch in den nächſten Jahren nicht viel ausrichten, bis der Admiral Peter Hein im Jahre 1628 die Spaniſche Silberflotte in der Bai von Matanzas wegnahm. Dieſes Ereigniß mußte bei dem ſonſtigen zerrütteten Zuſtande ihrer Finanzen die Thätigkeit der Spanier für das nächſte Jahr ganz lähmen, während es den Holländern reiche Mittel in die Hände gab. Friedrich Heinrich beſchloß deshalb, mit vier und zwanzigtauſend Mann Fußvolk und viertauſend Reitern die Belagerung der wichtigen Feſte Herzogenbuſch zu unternehmen, und ließ ſich von derſelben weder durch die Angriffe Heinrichs von dem Berge, der an Spinola's Stelle das Commando der Spaniſchen Truppen übernommen hatte, noch durch das Vordringen eines ſtarken kaiſerlichen Heeres unter Montecuculi auf Amſterdam zurückſchrecken. Am 14. September 1629 ergab ſich Herzogenbuſch. Ebenſo nachtheilig für Spanien als der Verluſt dieſer Stadt war der Fall von Weſel, deſſen ſich Spinola aus der Jülich-Cleviſchen Erbſchaft bemächtigt hatte, wegen des Rheinübergangs. Schon am 19. Auguſt hatte der Hauptmann Huygens von Emmerich aus dieſen Platz überrumpelt und eingenommen. Dieſe Unfälle wieder auszugleichen, machte die Erzherzogin Iſabelle, die Tochter Philipps II., welche nach dem im Jahre 1621 erfolgten Tode ihres Gemahls Albrechts von Oeſterreich die Regierung allein führte, große Anſtrengungen; auf einer ſtarken Anzahl kleiner Schiffe wurde zu Antwerpen ein zahlreiches Heer eingeſchifft, welches unter dem Schutz der Kriegsflotte gelandet werden ſollte. Aber die Holländiſche Seemacht griff dieſe Expedition im Fahrwaſſer des Slaak, eines Armes der Schelde, am 12. September 1631 an und vernichtete ſie nach einem hartnäckigen Gefecht. Die Spanier verloren 35 Fregatten und viele Transportſchiffe, 126 Geſchütze und fünftauſend Mann an Gefangenen. Fünf Tage nach dieſem Siege über die Spanier ſchlug Guſtav Adolf die Streitkräfte des Kaiſers und der Liga in den Ebenen von Leipzig. Auch die folgenden Unternehmungen der Holländer

waren glücklich. Prinz Heinrich eroberte Venlo und eröffnete die Belagerung von Maſtricht. Dieſe Stadt zu retten, brachten die Spaniſchen Befehlshaber der Marquis de Santa Croce und Don Gonzalez de Cordoba acht und dreißigtauſend Mann zuſammen, und Pappenheim, der nach der Schlacht bei Leipzig in Niederſachſen neue Werbeplätze eröffnet hatte (Th. VIII. S. 359), erhielt Befehl, ſeine Mannſchaften zuerſt zur Mitwirkung beim Entſatz Maſtrichts zu verwenden. Er erſchien mit ſechzehntauſend Kriegsleuten und wagte einen Angriff auf die Verſchanzungen, mit denen Prinz Heinrich ſeine Belagerungswerke umgeben hatte. Trotz ſeiner Tapferkeit ward er, zum Theil aus Mangel an Unterſtützung von Seiten der Spaniſchen Generale, zurückgeworfen (18. Aug. 1632), und zog mißvergnügt quer durch Norddeutſchland nach Merſeburg, um ſich in dieſen Gegenden mit Wallenſtein zu vereinigen. Am 16. November ſtarb er den Heldentod in der Schlacht bei Lützen (Th. VIII. S. 383). Schon am ſechſten Tage nach Pappenheims Abzug wurde Maſtricht übergeben.

Nach ſo ſchweren Verluſten beſchloß die Erzherzogin Unterhandlungen mit den Generalſtaaten zu eröffnen, welche ſich dem Frieden nicht abgeneigt zeigten; aber Richelieu's gewandte Staatskunſt wußte dieſe ſeinen Entwürfen hinderliche Annäherung zu unterbrechen, und Iſabellens Tod, welcher von den Belgiern tief betrauert am 2. December 1633 erfolgte, benahm vollends alle Ausſicht auf die Beendigung des Krieges. Die Verwaltung der Niederlande erhielt Philipps IV. Bruder, Ferdinand, der im November 1634 in Brüſſel eintraf, nachdem er am 7. September an der Schlacht bei Nördlingen (o. S. 20) Theil genommen hatte. Durch den in Folge dieſer Schlacht eingetretenen Umſchwung der Dinge ſah ſich Richelieu zu thätigerer Unterſtützung Schwedens veranlaßt. Er ſchloß deshalb ein enges Bündniß mit den Niederlanden, erklärte Spanien den Krieg, und ließ ein ſtarkes Heer zu den Truppen des Prinzen Heinrich ſtoßen (1635). Aber der Cardinal Infant — dies war der übliche Titel Ferdinands — kämpfte deſſenungeachtet zur See und zu Lande ſo glücklich, daß er im folgenden Jahre tief in Frankreich eindringen konnte. Eine Unternehmung auf Dünkirchen (1637) wußte er ebenfalls zu verhindern, und wenn die Verbündeten in dieſem Jahre auch Breda wieder eroberten, ſo konnte Ferdinand den Gewinn von Venlo dafür in die Wage legen. Mit demſelben Erfolge und Nachdruck führte er den Krieg trotz der ihm überlegenen feindlichen Streitkräfte fort, und ein Verſuch der Holländ-

der auf Antwerpen wurde mit großem Verluſte derſelben zurückgeſchlagen. Dagegen erlitt eine große Spaniſche Flotte unter Antonio de Oquendo, welche zwölftauſend Mann zu einer Landung in Flandern beſtimmter Truppen an Bord hatte, im Canal eine entſchiedene Niederlage durch die Seemacht der Generalſtaaten, welche Martin Harpertszoon Tromp führte; Oquendo verlor nach einem vierſtündigen Gefecht vierzig Schiffe und viertauſend fünfhundert Gefangene.

---

2. Reactionen gegen die Regierung Philipps IV. in Catalonien, Portugal und Neapel.

Nachdem die Einfälle der Spanier in Guienne in den Jahren 1636 und 37 vereitelt worden waren, beſchloß der Cardinal Richelieu in dieſen Gegenden zur Offenſive überzugehen. Im Juli 1638 führte der junge Prinz Condé ein anſehnliches Heer über die Bidaſſoa, nahm Irun und eröffnete die Belagerung von Fuentarabia von der Landſeite, während eine Franzöſiſche Flotte den Platz von der See her blokirte. Die Spaniſchen Galeeren, welche zur Befreiung des Hafens herbeieilten, wurden geſchlagen und zum Theil in Brand geſteckt; allein dieſe Vortheile blieben erfolglos, da der Admiral von Caſtilien vierzehn Tage ſpäter den Prinzen mit großem Verluſt aus ſeinen Belagerungswerken jagte. Ein zweiter Einfall, welcher im folgenden Sommer in die Grafſchaft Rouſſillon unternommen wurde, lief noch unglücklicher ab, — als der Stand der Dinge in dieſen Landſchaften durch ein unerwartetes Ereigniß dennoch plötzlich eine für Frankreich höchſt günſtige Wendung zu nehmen ſchien. Schon in den vorangegangenen Jahren hatten die Stände Cataloniens erhöhte Forderungen an Geld und Mannſchaft, welche der an ſo verſchiedenen Orten zu führende Krieg nöthig machte, zurückgewieſen und wie andere Provinzen den großartig gedachten Plan des Herzogs von Olivarez, alle Länder der Spaniſchen Krone mit Auslöſchung der localen und territorialen Rechte und Eigenthümlichkeiten in ein umfaſſendes, nach gleichen Geſetzen und Grundſätzen zu verwaltendes Staatsganze umzuſchaffen, mit entſchiedenem Unwillen zurückgewieſen. Als nun bei dem Vordringen der Franzoſen in Rouſſillon neue Abgaben gefordert wurden und zahlreiche Truppen ihre Winterquartiere in Catalonien erhielten, weil dieſe Gegenden dem Kriegsſchauplatz zunächſt lagen, ſtieg die Unzufrieden-

heit der Einwohner in dem Maße, daß dem Miniſter heftige Beſchwerden überreicht wurden. Ueber dieſe Vorſtellung äußerte ſich Olivarez in einem Briefe an den Vicekönig jener Provinz Santa Colonna in folgender Art: „Kein Fürſt in Europa, ſchreibt er, hat Unterthanen wie die Catalonier. Sie wollen zwar einen König haben, aber ihm nicht dienen, ſelbſt wenn es auf ihre eigene Erhaltung ankommt. Beſitzt ein Herrſcher nicht die Gewalt, in ſeinem Lande zu befehlen, was er will, oder darf er nicht einmal das thun, was für das Wohl ſeiner Unterthanen nöthig iſt? Soll der König die Catalonier vertheidigen, ohne daß ſie daran Theil nehmen, ſoll die Kriegsmacht anderer Provinzen die Feinde aus Catalonien jagen und dann nicht einmal im Winter dort bleiben dürfen? Ein Recht ſolcher Art kann nicht vorhanden ſeyn; das höchſte und erſte Geſetz eines Staates bleibt ſein Wohlſeyn und ſeine Erhaltung" *). Obgleich ſich dieſen Gründen mit Fug und Recht nichts entgegenſtellen ließ, bemerkte Santa Colonna, daß die Armuth in den Dörfern in der That auf eine ſolche Höhe geſtiegen wäre, daß es den Bauern ſelbſt nach den Berichten der Befehlshaber unmöglich ſey, die Truppen zu ernähren. Ebenſo unthunlich und verderblich ſchien aber auch, das Kriegsvolk zurückzuziehen, und als die Stände dabei beharrten, daß die Art, nach welcher die Soldaten mit der Laſt völliger Verpflegung eingelagert ſeyen, der Freiheit des Landes widerſpreche, befahl Olivarez die Leiter der Oppoſition, Paul Claris, Franz Tamarit und Franz Vargas, zu verhaften. Durch dieſe Maßregel wurden die Leidenſchaften noch ſtärker aufgeregt, es kam zu Gefechten zwiſchen den Landleuten und Soldaten; endlich begab ſich ein Haufe der Empörer nach Barcelona, und befreite die drei Gefangenen, welche hier aufbewahrt wurden (22. Mai 1640). Noch größere Unordnungen fanden hier einige Wochen ſpäter ſtatt, indem die Aufrührer das Zeughaus wegnahmen, an den Palaſt des Vicekönigs Feuer legten, und dieſen ſelbſt erſchoſſen. Als Olivarez hierauf Anſtalt machte, die durch die Provinz zerſtreuten Truppen zu ſammeln und zu verſtärken, um den Aufſtand mit Gewalt zu unterdrücken, ſetzten die Catalonier ſämmtliche Behörden ab, übertrugen die Regierung einem Rathe von ſechs und dreißig Perſonen, und wandten ſich um Hülfe nach Frankreich. Sie erhielten zuerſt nur fünftauſend Mann, weil Richelieu ſie erſt in ärgere Noth gerathen laſſen wollte, damit ſie ſich ihm

*) Raumer, Geſchichte Europas. Th. V S. 459.

dann auf alle Bedingungen in die Arme werfen ſollten. So geſchah es in der That, und als die Rebellen von den Königlichen trotz des Hülfscorps zurückgedrängt und geſchlagen wurden, erwählten die verſammelten Stände den König Ludwig XIII. zum Grafen von Barcelona (23. Jan. 1641). Von neuen Abtheilungen Franzöſiſcher Truppen verſtärkt, unternahmen die Rebellen hierauf die Belagerung der wichtigen Feſtung Taragona, während eine Franzöſiſche Flotte, dreißig Schiffe ſtark, von Sourdis, dem Erzbiſchof von Bordeaux, beſehligt, den Hafen dieſer Stadt einſchloß. Ein und vierzig Spaniſche Segel, welche die Blokade ſprengen wollten, wurden gänzlich geſchlagen, worauf die Hungersnoth in den Mauern den höchſten Grad erreichte. Doch nahte bereits zur Verſorgung oder Befreiung der Belagerten eine zweite Flotte, welche größten Theils in den Neapolitaniſchen Häfen ausgerüſtet worden war. Der Erzbiſchof ging derſelben kühn entgegen, obſchon ſie doppelt ſo ſtark als die ſeinige war, mußte ſich aber, nachdem er den ganzen Tag über muthig gekämpft (10. Aug.), am folgenden Morgen zum Rückzug entſchließen, worauf auch das Landheer die Belagerung aufgab. Auch in der Grafſchaft Rouſſillon hielten ſich die Spanier, obgleich von ihren Hülfsquellen abgeſchnitten und von überlegenen Franzöſiſchen Streitkräften gedrängt, noch zwei Jahre lang. Aber ſelbſt nachdem die feſten Plätze dieſes Landes, unter denen Perpignan der bedeutendſte war (u. Abſchn. 8), gefallen waren und die Franzoſen den Rücken frei hatten, fanden ſie in Catalonien ſolchen Widerſtand von Seiten der königlichen Truppen, daß ſie nicht über die Grenzen dieſer Provinz vordringen konnten. Der Krieg wurde mit abwechſelndem Glücke geführt, bis es dem Marſchall Karl von Schomberg 1648 gelang, bis an den Ebro vorzudringen und Tortoſa zu erobern. Dagegen vermehrte ſich aber die ſchon ſeit einiger Zeit vorhandene Unzufriedenheit der Catalonier mit der Franzöſiſchen Herrſchaft, ſo daß die Spanier bald darauf von dieſer Stimmung unterſtützt jene Feſtung ſo wie einen großen Theil der empörten Provinz wieder einnehmen konnten (1650). Da das Franzöſiſche Cabinet durch die Unruhen, welche Condé's Ehrgeiz im Inneren Frankreichs hervorrief, verhindert war, die nöthigen Verſtärkungen zu ſenden, eröffneten die Spanier im folgenden Feldzuge ungehindert die Belagerung von Barcelona von der Land- und Seeſeite, und erzwangen die Uebergabe nach vierzehnmonatlicher hartnäckiger Vertheidigung.

Mit dem Fall der Hauptſtadt war die Unterwerfung der Provinz unter das Scepter ihres rechtmäßigen Königs entſchieden.

Einen ganz anderen Ausgang nahmen die Bewegungen, welche um dieſelbe Zeit mit den Cataloniſchen in Portugal ausgebrochen waren. Mit den übrigen Ländern Spaniens theilte dieſes Reich die unerträgliche Laſt der Steuern, hatte aber zugleich die Unterdrückung ſeiner Nationalität, den Verluſt ſeiner Colonien, der Quellen ſeines Handels und ſeines Reichthums, zu beklagen, und den Stolz ſo wie die Willkür der Spaniſchen Statthalter und Beamten, welche Portugal als eine eroberte Provinz betrachteten, zu ertragen. Ohne Zuſammenberufung und Befragung der Stände wurden neue Abgaben auf die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe gelegt, und die Alcavala (Th. VI. S. 317), obgleich man Zeit und Gelegenheit genug gehabt hätte, ihre Verderblichkeit für ein handelndes Land einzuſehen, auch in Portugal eingeführt. Die Aemter des Staats und der Kirche wurden an die meiſtbietenden verkauft, über zweitauſend Geſchütze und dreihundert Schiffe waren nach und nach aus dem Lande gebracht worden. Indeß hatte das Haus Braganza die Hoffnung nicht aufgegeben, dereinſt den Portugieſiſchen Thron zu beſteigen *), und Herzog Johann, der Enkel deſſen, welcher Philipps II. Mitbewerber geweſen war, beſaß an liegenden Gütern und Gründen faſt den dritten Theil des Königreiches. Doch ging von ihm die Verſchwörung nicht aus, welche ſich um dieſe Zeit zum Sturz der Spaniſchen Tyrannei bildete; als ihm aber die Abſichten der Verbundenen mitgetheilt wurden, ſicherte er ihnen ſeine Mitwirkung zu. Auf großen Widerſtand war nicht zu rechnen, da wegen des Aufſtandes in Catalonien faſt alle Truppen weggezogen waren. Am Morgen des erſten December 1640 wurden die Wachen in Liſſabon von einigen hundert Menſchen überfallen und mit leichter Mühe entwaffnet, die Spaniſchen Zeichen abgeriſſen, und der Herzog Johann von Braganza zum Könige ausgerufen. Nur drei Perſonen kamen ums Leben. In wenig Tagen folgte das ganze Land ſo wie die Colonien dieſer Erhebung des vaterländiſchen Gefühles in der Hauptſtadt, und die zuſammenberufenen Reichsſtände, welche aus acht Biſchöfen und Erzbiſchöfen, neun und zwanzig Häuptern adelicher Familien und den Deputirten von vier und dreißig Städten und Land-

*) Die Herzoge v. Braganza ſtammten in männlicher Linie von Alfons, dem natürlichen Sohne König Johanns des Unechten von Portugal (Th. VI. S. 325), und in weiblicher von Katharina, der Tochter des jüngſten Sohnes König Emanuels (Th. VII. S. 85), als

ſchaften beſtanden, erklärten am 28. Juni 1641 Johann den vierten für den rechtmäßigen Inhaber des Thrones und die Succeſſion der Spaniſchen Könige ſeit Heinrichs Abſterben für Uſurpation und Anmaßung. Die erſten Maßregeln des neuen Herrſchers betrafen die Bildung eines Heeres und einer Flotte und den Abſchluß eines Bündniſſes mit Frankreich, an welche Macht ſich ſämmtliche antiſpaniſche Intereſſen Europas anſchloſſen. Ludwig XIII. verſprach (1. Juni 1641) eine Hülfsflotte von vierzig Kriegsſchiffen. Doch ſchien man kaum fremder Unterſtützung zu bedürfen, da die Spanier, auf allen Seiten im Kriege, nur unbedeutende Abtheilungen gegen Portugal ins Feld ſtellen konnten. Ohne Mühe behauptete Johann ſechzehn Jahre hindurch den Thron. Er ſtarb am 16. November 1656.

Die Aufſtände in Catalonien und Portugal und das Unglück, welches die Spaniſchen Waffen zur Zeit ihres Ausbruchs in Italien trafen, machten in Philipps IV. Gemüth Zweifel gegen Olivarez Verwaltung rege. Hierdurch ermuthigt, verbanden ſich deſſen Gegner, an deren Spitze die Königin Eliſabeth, die Tochter Heinrichs IV. von Frankreich, und der Marcheſe Grana, der kaiſerliche Geſandte zu Madrid ſtanden, zu ſeinem Sturze. Die erſtere wünſchte ſelbſt zu herrſchen, der zweite glaubte, daß Spanien, von kräftigeren Händen geleitet, auch ſeinem Hofe nachdrücklichere Hülfe leiſten würde. Lange Zeit widerſtand Philipp ihren vereinten Bemühungen, bis er endlich am 17. Januar 1643 in die Entlaſſung des Miniſters willigte. Sein Nachfolger wurde Don Luis de Haro. Obgleich milder und wohlwollender als Olivarez, mußte auch er einſehen, daß die Heilung der Uebel, an denen Spanien krankte, ſeine Kräfte überſteige, und die unter ſeiner Verwaltung ausbrechende Empörung Neapels zeigte deutlich, daß es nicht Olivarez Maßregeln allein geweſen waren, welche Catalonien und Portugal unter die Waffen gebracht hatten.

Neapel und Sicilien befanden ſich in keinem beſſern Zuſtande als Spanien ſelbſt, wurden aber um ſo weniger mit außerordentlichen Anforderungen verſchont, als man hier auf den geringſten Widerſtand rechnen zu dürfen glaubte. Der Statthalter Emanuel de Gusman, welcher Neapel von 1631 bis 1637 regierte, hatte während dieſer ſechs Jahre vier und vierzig Millionen Ducaten allein an außerordentlichen Steuern erpreßt und vier und funfzigtauſend Menſchen nebſt achttauſend Pferden für die Spaniſchen Armeen ausgehoben. Dazu kamen

die Bedrückungen und der Unterſchleif der Einnehmer und Steuerpächter, welches größten Theils Fremde und Kaufleute waren, die die Abgabenerhebung als Geldſpeculation betrieben. In Sicilien erreichte die Noth durch einen Mißwachs im Jahre 1646 den höchſten Grad. Als dem ungeachtet noch Steuern von den nothwendigſten Lebensbedürfniſſen gezahlt werden ſollten, brach der Pöbel von Palermo am 20. Mai 1647 los, öffnete die Gefängniſſe, und zwang den Vicekönig, den Marquis de los Veles, die Auflagen für Oel, Salz und Mehl, Fleiſch und Fiſche abzuſchaffen. Da indeß auch dieß die Empörten nicht beruhigte, rief Veles den Adel zu Hülfe, welcher für ſeine Beſitzungen und Güter fürchtete; allein das Volk ſtürmte unter der Führung Giuſeppe da Leſi's, eines Golddrahtziehers, das Zeughaus, und trieb Alle, welche ſich für die Spanier bewaffnet hatten, aus der Stadt (15. Auguſt). Dennoch gewannen dieſe bald wieder die Oberhand, da Giuſeppe unter den Händen des Pöbels, deſſen Unordnungen er ſteuern wollte, nach wenigen Tagen ſeinen Tod fand.

Bei weitem gefährlicher drohte der Aufſtand zu werden, welcher in Neapel ausbrach. Hier hatte der Vicekönig, Don Rodrigo Ponce de Leon Herzog von Arcos, am 3. Jan. 1647 ein Edict publicirt, welches ebenfalls Abgaben vom Getreide und Früchten zu zahlen gebot, und ließ dieſelben ſtreng eintreiben trotz der augenſcheinlichen Unzufriedenheit, welche dieſelben namentlich unter den ärmeren Klaſſen des Volkes erregten. Am 7. Julius, als die Bewohner Neapels zur Feier eines Marienfeſtes zahlreich in den Straßen verſammelt waren, entſtand auf dem Markte Streit, ob der Käufer oder der Verkäufer verpflichtet ſey, die Steuer zu bezahlen. Der herbeigeholte ſtädtiſche Beamte entſchied gegen die fremden Verkäufer. Da gerieth ein Mann aus Puzzuoli, der Feigen zu Markte gebracht hatte, in heftigen Zorn, daß ihnen auf dieſe Weiſe nach allen Koſten nicht das geringſte von ihren Waaren übrig bleiben ſolle. „Gott giebt Ueberfluß, rief er aus, aber die Beamten machen Theuerung! Da ich doch nichts davon habe, mögen alle eſſen!" Mit dieſen Worten ſtieß er ſeinen Korb um. Sogleich ſammelte ſich ein Schwarm barfüßiger Jungen, und ein Verwandter jenes Verkäufers, Tommaſo Aniello, oder wie ihn das Volk nannte, Maſaniello, ein kühner Fiſcher aus Amalfi, deſſen Frau ſchon früher einmal von den Zollbeamten beim Mehlkaufe mißhandelt worden war, ſagte: „eßt, Kinder, eßt, dann wollen wir die Steuern abſchaffen." Bald wuchs der Haufe bis zu viertauſend Köpfen an und begann die Zoll-

häuſer in der Stadt zu plündern und niederzureißen. Dann wurden die Gefängniſſe erbrochen, und unter dem Rufe: es lebe der König, nieder mit der ſchlechten Regierung! zogen alle vor den Palaſt des Vicekönigs, und verlangten die Zurücknahme des letzten Steueredicts. Auf den Balcon heraustretend, ſuchte der Herzog die Unruhigen durch Verſprechungen für den Augenblick zu beſänftigen, da ihm nur einige hundert Soldaten zu Gebot ſtanden, und gedachte ſodann in das feſte Caſtel nuovo, welches an den Hafen ſtößt, zu flüchten, wo er vor der Wuth des Pöbels in Sicherheit war. Aber das Volk erkannte ihn, als er ſich auf dem Wege dorthin befand, riß ihn aus dem Wagen, und zerrte ihn in die nahe Kirche des heiligen Franz von Paula, um ſeine Verſprechungen eidlich zu bekräftigen, bis der Erzbiſchof Filomarino herzukam, die Tobenden beruhigte und ihnen eine Urkunde vom Vicekönig über die Abſchaffung ſämmtlicher Steuern verhieß. Inzwiſchen benutzte der letztere die Nacht, um ſich in das Caſtell zu retten, und überließ die Stadt den Rebellen.

Der Fiſcher von Amalfi übte nun eine unbeſchränkte Herrſchaft. Viele Häuſer der Beamten und anderer dem Volke verhaßten Perſonen wurden geplündert, zerſtört oder verbrannt; aber Alles ward mit Ordnung und Ruhe vollführt; zu ſtehlen enthielt ſich auch der Aermſte. Noch höher ſtieg Maſaniello's Anſehen, als die von verſchiedenen Seiten zur Unterſtützung des Statthalters heranziehenden Truppen unter ſeiner Führung vom Pöbel zurückgeſchlagen wurden. Auf dem Platze Toledo ſaß er alle Tage zu Gericht, Verdächtige und wirkliche Verbrecher wurden mit gleicher Strenge beſtraft, und die Todesurtheile, welche er häufig ausſprach, wurden auf der Stelle von einem Haufen Bewaffneter vollzogen. Alles zeigte den größten und ſtrengſten Gehorſam; wie ein Fiſcher (Petrus) Rom vom Satan errettet habe, ſo rette jetzt ein zweiter Fiſcher Neapel vom Untergange, hieß es. Die Banditen und Räuber, welche haufenweiſe in die Stadt kamen, um an den Vortheilen der Anarchie Theil zu nehmen, wurden ergriffen und hingerichtet, oder nach heftigen Gefechten aus den Thoren getrieben. Am 10. Julius erließ Maſaniello folgende Verfügung: „Im Namen des allergetreueſten Volkes und der allergetreueſten Stadt Neapel und aller derer, die hier den Oberbefehl führen, durch die Gnade unſeres Herrn Jeſu Chriſti und ſeiner allerheiligſten Mutter Maria, immerdar Jungfrau, wird einem jeden, wes Standes und Gewerbes er auch ſey, bei Todesſtrafe verboten, Verkäufern von Lebensmitteln oder ande-

ten Handelsleuten weder bei Tage noch bei Nacht irgend ein Leides zu thun, ſo daß alle frei und ungeſtört Waaren einbringen und die Einwohner ſicher in ihren Häuſern und Buden leben können. Bei gleicher Todesſtrafe wird den Hauptleuten der Stadtviertel befohlen, ihre Mannſchaft zu jedem Auftrage in Bereitſchaft zu halten und dieſelbe nirgend herumſtreifen zu laſſen. Nicht minder werden als Rebellen gegen das allergetreueſte Volk betrachtet alle diejenigen, welche durch Feuer oder auf andere Weiſe Häuſer beſchädigen. Gegeben zu Neapel in unſerer Reſidenz zu Santa Maria del Carmine." Am folgenden Tage überreichte der Erzbiſchof Filomarino an demſelben Orte ſeinem Verſprechen gemäß dem Maſaniello die verlangte Urkunde, und unterhandelte mit dieſem über die Auslieferung eines Privilegiums, welches Karl V. einſt der Stadt Neapel ertheilt hatte, ſo wie über Zuſicherung völliger Amneſtie für alles Geſchehene, als mehrere vom Vicekönig oder deſſen Anhängern gedungene Meuchelmörder ſechs Schüſſe auf Maſaniello abfeuerten, jedoch ohne ihn zu verletzen. Das wüthende Volk zerriß die Banditen. Trotz dieſer Störung ſetzte der Erzbiſchof die Unterhandlungen wegen einer förmlichen Capitulation zwiſchen dem Pöbel und dem Vicekönig fort, zu deren Abſchluß ſich Maſaniello am 12. Juli, von mehr als hunderttauſend Menſchen begleitet, ſelbſt zum Herzog von Arcos begab. Er ritt einen ſchönen Zelter und hatte auf Anrathen des Erzbiſchofs ein Kleid von Silberſtoff angelegt. Ehe er in den Palaſt trat, befahl er dem Volke, dem Könige von Spanien ein Hoch zu bringen, und erklärte, daß er arm geboren ſey und arm ſterben wolle, daß er nichts aus Ehrgeiz gethan, noch ſich gegen ſeinen Herrn habe auflehnen, ſondern nur das gedrückte Volk habe befreien wollen. Sollte er innerhalb einer Stunde nicht zurückkehren, ſo möchten ſeine Freunde ſeinen Tod rächen. Als er den Vicekönig erblickte, der ihm entgegenkam, warf er ſich nieder; aber jener richtete ihn auf und umarmte ihn. Da ſich die Unterredung in die Länge zog, erhob die argwöhniſche Menge von draußen ein wildes Geſchrei, worauf Maſaniello ans Fenſter trat und ſeinen Finger an den Mund legte. Dieſes Zeichen genügte, die Aufgeregten in das tiefſte Schweigen zu verſetzen. Der Inhalt des Vertrages war, daß nicht mehr Abgaben, als zur Zeit Karls V., erhoben werden und Abgeordnete des Volkes und der Stadtobrigkeit bei der Einführung neuer Steuern gehört werden müßten. Bis zur Ankunft der königlichen Beſtätigung dürfe das Volk unter

Waffen bleiben, ſo wie dieſelben wieder ergriffen werden könnten, ſobald die Beſtimmungen des Vertrags verletzt werden ſollten.

Von dieſem Augenblick an, nachdem man Alles beruhigt und billig geordnet glaubte, ſchien Maſaniello, der ſich ſchon ſeit dem erſten Mordanfall argwöhniſcher und grauſamer als zuvor gezeigt hatte, das Bewußtſeyn ſeiner Stellung nicht nur, ſondern auch den gewöhnlichen Verſtand zu verlieren, ſey es, daß er vom Schwindel der erſtiegenen Höhe erfaßt ward, ſey es, daß die ungewohnten geiſtigen Anſtrengungen und Aufregungen oder der zu häufig und in zu großer Menge genoſſene Wein ſeinen Blick trübten; Andere beſchuldigten ſeine Gegner unter dem Volke oder die Spanier der Vergiftung. Im Stillen arbeitete der Vicekönig mit allen möglichen Mitteln die Anhänger Maſaniello's auf ſeine Seite zu ziehen, und als bei dieſem Spuren offenbaren Wahnſinnes hervortraten, bedachte das Volk ſich nicht, den „von Gott Gezeichneten" zu verlaſſen. Dieſe Veränderung entging dem Fiſcher in lichteren Augenblicken nicht; noch einmal berief er die Einwohner Neapels am 16. Juli zur Verſammlung in die Kirche del Carmine und begann von ſeinen Verdienſten zu ſprechen; aber was das erſte Mal mißlungen war, konnte jetzt zu Ende geführt werden. Ausgeſandte des Vicekönigs erreichten und tödteten den Demagogen im Carmeliterkloſter, und das Volk jubelte dem Vicekönig entgegen, als er ſich nach der That in den Straßen zeigte. Neun Tage hatte Maſaniello geherrſcht. Allein noch in der Nacht ſammelten ſich ſeine treueſten Anhänger und beſchloſſen den Befreier des Vaterlandes zu rächen. Mit dem dämmernden Morgen wurden die Häuſer aller derer, welche ſich in der letzten Zeit dem Ermordeten feindlich gezeigt hatten, geplündert, der Leichnam Maſaniello's, der in den Stadtgraben geworfen worden war, herausgeholt, geſalbt und mit Blumen geſchmückt. Nachdem man dem Todten eine Lorbeerkrone aufs Haupt geſetzt und einen Feldherrnſtab und ein Schwert zur Seite gelegt hatte, begleiteten fünfhundert Prieſter und vierzigtauſend Bewaffnete den Trauerzug in die Kirche del Carmine, wo Maſaniello beigeſetzt wurde.

Dieſer Vorfall zeigte deutlich, daß der Aufruhr des Volkes durch die Wegräumung Maſaniello's noch nicht beſeitigt ſey, aber dennoch glaubte der Vicekönig die Beſtimmungen des Vertrages verletzen zu können. So erhob ſich der Pöbel von Neuem, die wüthenden Haufen ermordeten alle Spanier, deren ſie habhaft werden konnten, und zwangen den Herzog zum zweiten Mal in das Caſtel nuovo zu flüchten, wo

er diesmal von den Rebellen belagert wurde. Um einen Anführer zu haben, nöthigten sie den Fürsten von Massa an die Stelle des Ermordeten zu treten. Auch in den benachbarten Städten folgte das Volk dem Beispiele, welches Neapel gegeben, und auf dem Lande empörten sich die Bauern gegen den Adel, welcher es mit dem Vicekönig hielt. Man faßte sogar den Entschluß alle Spanier aus dem Lande zu treiben. In dieser Absicht wurde dem Herzog von Arcos am 7. September eine neue Capitulation abgedrungen, in der festgesetzt war, daß nur Eingeborne zu Aemtern gelangen sollten. So war die Lage der Dinge, als Don Juan d'Austria, ein natürlicher Sohn Philipps IV., mit einer Spanischen Flotte zur Herstellung der Ordnung im Hafen von Neapel erschien. Die Häupter des Volkes hatten die besten Erwartungen von dem jungen Fürsten, welcher erst siebzehn Jahre zählte, aber Arcos wollte die Empörer seine Rache fühlen lassen und wußte ihn zu strengen Maßregeln zu bewegen. So verlangte er vor allem Andern die Auslieferung der Waffen, und als diese verweigert wurde, begann die Flotte plötzlich die Beschießung der Stadt, worin sie von dem Feuer der drei von den Spaniern besetzten Castelle, des Castel nuovo, del Uovo und S. Elmo, unterstützt wurde. Zu gleicher Zeit drangen die königlichen Truppen von allen Seiten vor. Aber Verzweiflung erhöhte und stählte den Muth der Empörer und nach einem zweitägigen Kampf in den Straßen mußten die Spanier aller Orten weichen. Nach diesen Vorfällen, welche die Leidenschaft des Volkes aufs Höchste entzündet hatten, wurde der Fürst von Massa, der in Verdacht geheimer Verbindungen mit den Spaniern gekommen war, am 22. October ermordet, und ein Büchsenmacher Gennaro Anneſe an seine Stelle gesetzt. Zugleich beschlossen die Empörer auswärtige Hülfe zu suchen und sich zu diesem Entzweck an König Ludwig XIV. zu wenden. Das Schreiben, welches an diesen abging, lautete: „Das allergetreueste Volk von Neapel und dessen Obrigkeit bittet Ew. Majestät mit blutigen Thränen, daß sie uns allergnädigst die Frucht ihrer Milde genießen lasse, mit ihrer Flotte der unglücklichen Stadt zu Hülfe komme und zugleich die des Feindes verbrenne. Durch Gottes Gnade ist der Spanische Stolz und ein Angriff von 60,000 Kugeln zurückgetrieben und die Flotte beträchtlich durch eine Kanone beschädigt worden, welche unser Oberhaupt Tage lang ununterbrochen abfeuerte. Wir verheu-

gen uns auf das Tiefſte und küſſen Ihre königlichen Kleider." *) Ehe von Seiten Frankreichs hierüber eine beſtimmte Antwort ertheilt wurde, fanden Deputirte des Neapolitaniſchen Volkes in Rom einen Sprößling ihrer alten Könige aus dem Hauſe Anjou, den Herzog Heinrich von Guiſe (Th. VIII. S. 77), der ſich dort zufällig aufhielt. Er hatte früher wegen aufrühreriſcher Verbindungen aus Frankreich entweichen müſſen, nachher aber Erlaubniß zur Rückkehr erhalten. Nach einigen Unterhandlungen mit der „königlichen Republik Neapel" ſchiffte ſich der Herzog in freudiger Hoffnung, einen Thron zu erkämpfen, nach jener Stadt ein, und gelangte glücklich durch die Spaniſchen Schiffe in den Hafen (15. Nov.). Er ward mit Jubelgeſchrei empfangen und zum Generaliſſimus der Armee des Volkes erklärt. Gennaro nöthigte ihn zum Zeichen ihrer Eintracht ſeine Wohnung im Carmeliter-Kloſter zu theilen, wo es nach den Berichten eines Augenzeugen wie in einer Räuberhöhle ausſah. Theils durch das Verhältniß zu dieſem Haupte des Volkes, theils durch gänzlichen Mangel an Geld und anderen Mitteln, theils endlich durch den Argwohn Mazarin's, der damals die Franzöſiſchen Angelegenheiten leitete, Guiſe möchte für ſich allein, nicht aber für Frankreich thätig ſeyn wollen, war ſeine Stellung und Aufgabe ungemein ſchwierig. Zuvörderſt ſuchte er die Stadt von dem Mangel an Lebensmitteln zu befreien, der ſich in derſelben fühlbar machte, da der bewaffnete Adel, von Spaniſchen Truppen unterſtützt, ſeit längerer Zeit vom Lande wie die Flotte von der See her die Zufuhr ſperrte. Die erſten Unternehmungen Guiſe's wurden von glücklichen Erfolgen begleitet. Er ſchlug die Königlichen an einigen Punkten, nahm Averſa und in Neapel ſelbſt die am Meere gelegene Vorſtadt Chiaja. Am 18. December zeigte ſich eine Franzöſiſche Flotte, welche die Spaniſche leicht hätte vernichten können; allein da Mazarin ihrem Befehlshaber angewieſen hatte, die Rebellen nur ſo weit zu unterſtützen, daß die Spanier Beſchäftigung fänden und von ihrem Kriege gegen Frankreich möglichſt abgezogen würden, nicht aber die Plane Guiſe's zu ſeiner eigenen Erhebung zu fördern, ſo ſegelte dieſe nach einigen für die Spanier verluſtvollen Gefechten und mit Zurücklaſſung einiger Munition für das Volk nach Toulon zurück. Inzwiſchen wurde der Herzog von Arcos nach Spanien zurückgerufen, was auf die Neapolitaner einen ſo günſtigen Eindruck machte, daß

*) Raumer, Geſchichte Europas Th. V. S. 494.

Don Juan in Geheim mit mehreren angesehenen Häuptern der Aufrührer Unterhandlungen eröffnen konnte, die schnelleren Fortgang erhielten, als ein allgemeiner Angriff Guise's auf die von den Spaniern besetzten Castelle und Posten am 12. Februar mit bedeutendem Verlust zurückgeschlagen wurde und die Hungersnoth in der Stadt auf eine bedenkliche Höhe stieg. Als der Herzog hierauf mit 8000 Mann aus der Stadt zog, um den Spaniern die Insel Nisida zu entreißen, wagten diese in der Nacht des 5. April 1648 einen Sturm auf die Stadt, welcher durch die angeknüpften Einverständnisse — Gennaro Annese war selbst gewonnen — leicht gelang. Der Herzog von Guise sah sich verrathen als er zurückkehrte, und ward auf der Flucht nach Rom von einer Abtheilung der Truppen des Adels gefangen und nach Gaeta geführt, von wo er erst nach langer Haft durch Vermittelung des Französischen Hofes befreit wurde. So war der Aufstand Neapels nach neun Monaten glücklich beendet, das Volk freute sich des hergestellten Friedens, den Juan den Häuptern des Volks auf billige Bedingungen zugesichert hatte; und wirklich wurde den dringendsten Forderungen in so fern abgeholfen, als die directen Steuern erhöht, von den indirecten aber die auf Früchte und Getreide gelegten ganz die übrigen zur Hälfte aufgehoben wurden. Doch mußte Gennaro Annese mit vielen Anderen den Tod erleiden.

---

3. Philipps IV. Ausgang.

Während aller dieser Unruhen im Innern war der Krieg gegen die Generalstaaten und Frankreich in den Niederlanden und in Oberitalien, so wie zur See fortgeführt worden, aber die Wage des Kampfes, welche sich bisher meist im Gleichgewicht erhalten hatte, neigte sich von nun an mehr zum Vortheile Frankreichs, wenn gleich auch dieser Staat durch mannigfache Zerwürfnisse in seinen Unternehmungen nach außen gehemmt wurde. Im Jahre 1640 eroberten die Französischen Truppen Arras nach zweimonatlicher Belagerung, bei welcher der Herzog von Enghien, nachher Prinz Condé, damals neunzehn Jahr alt, seine ersten Waffenthaten verrichtete. Empfindlicher als dieser Verlust war für Spanien der Tod des Cardinalinfanten (9. Nov 1642), welcher durch Francisco de Melos nur sehr ungenügend ersetzt wurde. Gleich im nächsten Feldzug brachte ihm der Herzog von

Enghien bei Rocroi (19. Mai 1643) eine verderbliche Niederlage bei, welche den Kern des Spaniſchen Fußvolks vernichtete. Nach dieſem Siege konnten die Franzoſen weit in Hennegau und Flandern vordringen; nach und nach fielen Gravelingen, Lens, Orchies, Courtray, Dünkirchen und andere wichtige Orte in ihre Hände. Dieſe Unglücksfälle brachten das Spaniſche Cabinet zu dem Entſchluſſe, mit den Generalſtaaten, die ihrer Seits Frankreichs allzu hoch anwachſende Macht nicht ohne Beſorgniß ſehen konnten und im Fall der Eroberung der Spaniſchen Niederlande von Seiten dieſes Staats einen viel gefährlicheren Nachbar zu fürchten hatten, Unterhandlungen zu eröffnen. Die Anträge Spaniens fanden deshalb leicht Gehör; auch hatte Prinz Friedrich Heinrich ſchon ſeit mehreren Jahren aus den eben angeführten Gründen im Felde nur unbedeutende Entwürfe und dieſe ohne Nachdruck verfolgt. Während beide Theile zu Münſter ihre Bedingungen und Zugeſtändniſſe vorlegten und gegeneinander abwogen, und die wichtigſten Punkte bereits feſtgeſtellt waren (1646), bot der Spaniſche Hof noch einmal alle Kräfte auf, die Franzoſen aus Belgien zu treiben, und die Unternehmungen des Erzherzogs Leopold, des Bruders Kaiſer Ferdinands III., deſſen Händen die Leitung des Krieges anvertraut worden war, begleitete ein günſtiger Erfolg, weil ſie mit Geſchick und Thätigkeit ausgeführt wurden. Mehrere der verlorenen Plätze wurden zurückerobert, und der am 30. Januar 1648 zu Münſter wirklich unterzeichnete Friede mit den Generalſtaaten, in welchem Philipp IV. die geſammten Stände der vereinigten Niederlande für frei und ſouverain erkannte, auf jeden Anſpruch an die Oberherrſchaft verzichtete, ſo wie den zur Zeit des Abſchluſſes vorhandenen Beſitzſtand in Europa, Aſien, Afrika und Amerika zuſicherte, erhöhte die Hoffnungen der Spaniſchen Regierung, dem nunmehr vereinzelten Frankreich ſeine Vortheile in kurzer Zeit wieder abringen zu können, zumal da die Unruhen der Fronde bereits das Innere des feindlichen Staates zerriſſen. Der Erzherzog eroberte Courtray und Ypern und wollte nach der Einnahme von Lens in Frankreich eindringen, als er auf der Ebene der letzteren Stadt eine Niederlage durch den Prinzen Condé erlitt, die ihm ſiebentauſend Gefangene nebſt der ganzen Artillerie koſtete und allen günſtigen Ausſichten ein Ende machte (20. Aug. 1648). Aber auch dieſer Verluſt konnte Don Luis de Haro nicht zum Abſchluß der Unterhandlungen bringen, welche mit Frankreich ebenfalls ſeit einigen Jahren zu Münſter betrieben wurden, da Mazarin, trotz

des lauten Verlangens aller Franzoſen nach Frieden, auf den Beſitz von Lothringen beſtand, deſſen Herzog ſchon vor vierzehn Jahren von Richelieu aus ſeinem Lande getrieben und im Weſtphäliſchen Frieden vom Kaiſer und Reich der Willkür und Anmaßung des Franzöſiſchen Kabinets ſchnöde preisgegeben worden war. So ging denn der Krieg fort. Bei Frankreichs damaliger Schwäche konnte der Erzherzog zunächſt wieder einige Vortheile erkämpfen, und da Turenne, der ſich nach der Verhaftung des Prinzen Condé (u. Abſchn. 9) gegen den Hof erklärt hatte, mit einigen Truppen zum Spaniſchen Heere ſtieß, drang daſſelbe bis Vincennes vor, wurde aber durch ein unglückliches Treffen bei Rethel (15. Dec. 1650) wieder zum Rückzuge genöthigt. Im Jahre 1652 eroberte der Erzherzog Gravelingen und belagerte Dünkirchen, während der General Fuenſaldagna mit fünf und zwanzigtauſend Mann in die Champagne eindrang, um den Prinzen von Condé, der in offener Empörung gegen den Hof war, zu unterſtützen; allein er kam bereits zu ſpät und konnte nichts weiter thun, als den ſchon Ueberwundenen mit dem Reſt ſeiner Truppen aufnehmen. Trotz dieſer Vereinigung nöthigte Turenne, der wieder mit Mazarin verſöhnt war und die königlichen Truppen befehligte, die Spanier ihre Winterquartiere außerhalb der Franzöſiſchen Grenzen zu nehmen. Indeß gelang es dem Erzherzoge, der inzwiſchen Dünkirchen eingenommen hatte, den nächſten Feldzug wieder in Frankreich zu führen und bis über die Somme vorzudringen; allein als die Truppen Philipps im folgenden Jahre die Belagerung des wichtigen Arras eröffneten, wurden ſie hier am 25. Auguſt in ihren Linien von Turenne angegriffen und geſchlagen. Die Niederlage würde vollſtändig geweſen ſeyn, wenn nicht der Prinz von Condé, der im Spaniſchen Heer befehligte, an der Spitze der Cavallerie die Franzoſen aufgehalten und den Rückzug mit Tapferkeit und Gewandtheit gedeckt hätte. Erſatz für dieſen Unfall gab das Treffen, welches Don Juan d'Auſtria und der Prinz von Condé am 16. Juli 1656 dem Marſchall de la Ferté-Sennecterre bei Valenciennes lieferten. Sie vernichteten ſeine Infanterie, zerſprengten die Cavallerie und nahmen ihn mit ſämmtlicher Artillerie und dem Feldgeräth gefangen. Auch das von Turenne bedrängte Cambray rettete Condé, indem er ſich durch einen kühnen Marſch mit fünftauſend Reitern in die Stadt warf (1657); als er aber im folgenden Jahre wider ſeinen Willen und Meinung mit Don Juan zum Entſatz des belagerten Dünkirchen heranrücken

mußte, ging ihm Turenne in den Dünen entgegen und erfocht einen ſeiner glänzendſten Siege, der die Uebergabe der Stadt zur Folge hatte.

In Italien war es den Franzoſen gelungen, die Herzogin von Savoyen mit ihren Schwägern, den Prinzen Thomas und Moritz, zu verſöhnen. Beide erhielten Statthalterſchaften und traten in die Dienſte Frankreichs. Ohne dieſen Beiſtand waren die Spanier zu ſchwach, ihre Eroberungen in Piemont zu behaupten, ja ſie verloren ſogar im Mailändiſchen Tortona (1642). Die nächſten Jahre verfloſſen ohne bedeutende Ereigniſſe, außer daß der Uebertritt des Herzogs von Modena auf die Seite Frankreichs die Kräfte dieſes Staates in Italien zu verſtärken ſchien. Indeß ſah ſich der Herzog ſchon nach zwei Jahren nach einigen Verluſten gegen die Spaniſchen Truppen gezwungen, dieſer Verbindung wieder zu entſagen. Bald darauf gewannen die Spanier auch den Herzog Karl II. von Mantua, der bisher mit den Franzoſen verbündet geweſen war, indem ſie ihm Caſale in Montferrat, welches der Marquis von Caracena im Jahre 1652 eroberte, überließen. Die Franzoſen hatten dieſen Platz ſchon im Mantuaniſchen Erbfolgekrieg beſetzt und ſeitdem gegen wiederholte Angriffe behauptet. Mit abwechſelndem Glück ging der Kampf fort, bis Turenne's eben erwähnter Sieg in den Dünen und der Verluſt von Dünkirchen und beinahe ganz Flanderns am 7. Mai 1659 einen Waffenſtillſtand herbeiführten, um Berathungen über eine Ausgleichung eröffnen zu können. Dieſe führten nach ſechsmonatlicher Dauer am 7. November zum Abſchluß des Pyrenäiſchen Friedens.

Die Verluſte Spaniens waren nicht ſehr bedeutend. Nur in den Niederlanden mußten der größte Theil von Artois und einige Flandriſche Landſchaften abgetreten werden. In Italien blieb Alles im vorigen Beſitzſtande; der Herzog Karl von Lothringen wurde wieder in ſein Land eingeſetzt. Mazarin trifft der Vorwurf, den Krieg unnützer Weiſe zehn Jahre verlängert zu haben, da Spanien auf dem Congreß zu Münſter von freien Stücken vortheilhaftere Bedingungen angeboten hatte, wenn ſich Frankreich nur in Beziehung auf Lothringen nachgiebiger gezeigt hätte. Dagegen muß das Verdienſt und die Thätigkeit anerkannt werden, mit welcher Don Luis de Haro, trotz aller inneren Aufſtände, trotz der Schwäche ſeiner Mittel, und des verfallenen Wohlſtandes des Landes, dem Feinde ſolche Streitkräfte entgegenzuſtellen wußte, daß dieſer doch bis zuletzt in den Niederlanden niemals ein entſchiedenes Uebergewicht erlangen konnte. Bei weitem traurigere Folgen aber als jene

oben erwähnten Abtretungen an Land und Leuten hatte die lange nachdauernde Erschöpfung, welche der fast vierzigjährige Krieg in allen Spanischen Provinzen zurückließ. Doch wurden diesen auch jetzt noch nicht einmal die Segnungen des Friedens zu Theil, da das Cabinet, nunmehr seines gefährlichsten Gegners entledigt, die Unterwerfung Portugals vorzunehmen beschloß.

In diesem Lande war auf Johann IV. dessen dreizehnjähriger Sohn Alfons VI. gefolgt. Dieser hatte von jeher sehr schwache geistige Anlagen gezeigt, so daß er nicht einmal schreiben und lesen lernte, und wurde ein ausschweifender, verschwenderischer und leidenschaftlicher Jüngling. Anfangs führte seine Mutter mit Einsicht und Thätigkeit die Regierung, bis der junge König durch die Genossen seines wüsten Treibens gegen dieselbe aufgereizt wurde. Im Jahre 1662 mußte sie ihm die Staatssiegel übergeben. Da er indeß in seinem neunzehnten Jahre nicht besser im Stande war zu herrschen als im dreizehnten, ernannte er den Grafen von Castel-melhor zum ersten Minister und vertraute ihm die Leitung aller Angelegenheiten an. Dieser bemühte sich mit rühmlichem Eifer den unsittlichen Wandel des Königs vor den Augen des Volks zu verbergen und ihn selbst durch eine angemessene Vermählung von seinen Ausschweifungen zurückzuhalten. Die Prinzessin Maria Franciska Elisabeth von Nemours nahm den Antrag einer Verbindung mit Alfons VI. an (1666); aber kaum hatte sie ihren Gemahl und den Hof kennen gelernt, als sie sich mit dem Infanten Pedro, dem jüngeren Bruder Alfons VI., verband, um selbst an die Spitze des Staats zu treten. Beide verlangten die Entlassung Castel-melhor's, die Berufung der Reichsstände und die Mitregierung des Landes für sie selber. Da diese Forderungen zurückgewiesen wurden, verließ Maria den Palast, erklärte ihre Ehe für nichtig und trug auf die Auslieferung ihres Heirathsguts an, um nach Frankreich zurückzukehren, wie sie vorgab und vielleicht auch wirklich beabsichtigte. Unterdeß zog Peter mit seinen Anhängern und anderen Mißvergnügten am 23. Nov. 1667 nach dem Palast, nahm den König, von der Stimmung des Volks unterstützt, gefangen, und zwang ihn, die Regierung niederzulegen. Die gleich darauf versammelten Cortes bestätigten diese Absetzung. Peter nahm den Titel eines Regenten von Portugal an (30. März 1668), und nachdem der päpstliche Legat die Scheidung Marias von Alfons ausgesprochen hatte, heirathete diese den neuen Herrscher, während der entthronte König als Staatsgefangener nach einer der Azo-

riſchen Inſeln gebracht wurde. Nach einigen Jahren, als nichts mehr zu fürchten war, erlaubte man ihm die Rückkehr und räumte ihm ein kleines Landhaus zu Cintra in der Nähe von Liſſabon ein, wo er ſeine Zeit in ſtumpfſinniger Muße verbrachte. Er ſtarb 1683. Inzwiſchen hatten die Spanier alle durch den Frieden disponibel gewordenen Truppen zuſammengezogen und betrieben den Krieg mit vielem Nachdruck. Aber die Königin Witwe, die damals noch am Ruder war, leiſtete ihren Anſtrengungen kräftigen Widerſtand. Mazarin, dem viel daran lag, die Spaniſche Herrſchaft nicht wieder über Portugal ausgedehnt zu ſehen, ſandte im Geheim Hülfe aller Art, obgleich er ſich in einem Artikel des Pyrenäiſchen Friedens zum Gegentheil verpflichtet hatte, und in dem Marſchall Friedrich von Schomberg einen tüchtigen Feldherrn. Auch Karl II. von England gab eine Hülfsflotte und einige tauſend Mann Landtruppen. Im Jahre 1663 drang Don Juan, der das Spaniſche Heer befehligte, weit in Portugal ein und nahm Evora; aber Schomberg ſchlug ihn am 8. Juni bei Almexial, und ein zweiter Sieg der Portugieſen (17. Juni 1665) bei Villa-Viçoſa vernichtete alle Hoffnungen des Spaniſchen Cabinets, die Portugieſen ſeiner Herrſchaft zu unterwerfen. Da Schomberg außerdem im nächſten Jahre tief in Andaluſien vorrückte und große Verheerungen anrichtete, kam der Friede von Liſſabon zu Stande (1668), in welchem Portugal als unabhängiges Reich anerkannt wurde.

Als Philipp IV. die Nachricht von der Schlacht bei Villa-Viçoſa erhielt, rief er aus: es iſt Gottes Wille! und ſank bewußtlos den Umſtehenden in die Arme. Den Abſchluß des Friedens erlebte er nicht mehr, denn er ſtarb, nachdem er ſeit jenem Vorfall drei Monat krank geweſen war, ſchon am 17. September 1665 im ein und ſechzigſten Jahre ſeines Alters. Auf dem Todbette ſtiftete er 100,000 Seelmeſſen für ſeine Ruhe, und fügte hinzu, daß dieſe, im Fall er ſelbſt ihrer nicht bedürfe, ſeinem Vater und ſeiner Mutter und den Seelen der gebliebenen Krieger zu Gute kommen ſollten. Don Luis de Haro war ſeinem König ſchon 1661 nach achtzehnjähriger Staatsverwaltung vorangegangen. Die fortdauernden Kriegsſtürme hatten ſeine Aufmerkſamkeit nicht ganz vom Inneren ablenken können, er hatte den Ackerbau hier und da gehoben und ſonſt in den Handelsbeziehungen gethan, was in ſeinen Kräften ſtand, ohne jedoch durch ſo vereinzelte Mittel den Verfall des Reiches aufhalten zu können.

4. Italien in der erſten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts.

Die großen Erfolge, welche der Katholicismus durch friedliche Bekehrung und Waffengewalt vom Beginn unſeres Zeitraums bis gegen das Jahr 1630 davontrug, fallen unter die Pontificate Pauls V. Gregors XV und Urbans VIII. Paul V. regierte ſeinen Staat, der im Jahre 1592 durch das Herzogthum Ferrara vergrößert worden war, und die katholiſche Kirche ſeit 1605 in dem ſtrengen Sinn, welcher ſich in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts wieder in der Curie geltend gemacht hatte. Auf das Eifrigſte ſuchte er auch die Gerechtſame des heiligen Stuhles gegen die Regierungen der einzelnen Länder feſtzuhalten, und gerieth dadurch beſonders in Italien in mannichfache Händel. Venedig ſetzte ihm einen kräftigen Widerſtand entgegen; der theoretiſch durch die Lehre ihres Staatsconſultors in kanoniſchen Rechtsſachen, des Mönches Paul Sarpi*), „daß die fürſtliche Gewalt unmittelbar von Gott ſtamme, und dieſer Geiſtliche wie Weltliche unterworfen ſeien" unterſtützt wurde; wogegen die Jeſuiten mit der Behauptung auftraten, „daß die Prieſterſchaft keinen weltlichen Oberen anzuerkennen habe; es würde thöricht ſein, wenn das Schaf den Hirten richten ſolle." Da der Papſt nicht daran denken durfte, ſeine Forderungen mit Waffengewalt geltend zu machen, ohne eine bedenkliche Spaltung in der katholiſchen Welt hervorzurufen, mußte er ſich am Ende mit einigen Zugeſtändniſſen von Seiten Venedigs begnügen. — Bei einer feierlichen Proceſſion, welche Paul auf die Nachricht vom Siege am weißen Berge veranſtaltete, ward er vom Schlage befallen und ſtarb bald darauf (28. Juni 1621). Nach ihm beſtieg der Cardinal Alexander Ludoviſio von Bologna, ſchon von Alter und Krankheit gebeugt, den heiligen Stuhl. Aber was ihm ſelber an Geiſt und Kühnheit abging, erſetzte ſein Neffe Ludovico Ludoviſio, welcher mit aller Entſchiedenheit, die die damalige Lage der Dinge nothig machte, in die Ereigniſſe eingriff. Er war von den Jeſuiten erzogen, und ſah in der Ausbreitung des Katholicismus das

*) Paul Sarpi war 1552 in Venedig geboren. Er trieb mit Eifer und Erfolg mathematiſche, chemiſche und phyſiſche Studien, und ſtand mit den erſten Männern der Republik in Verbindung. Während der Streitigkeiten mit dem Papſt ward er am 5. Oct. 1607, als er eines Abends in ſein Kloſter zurückkehrte, von fünf Meuchelmördern angefallen, die ihm funfzehn Dolchſtiche beibrachten. Er blieb für todt auf dem Platze liegen. Dennoch genas er und ſchrieb die Geſchichte dieſes Zwiſtes der Republik mit Paul V. Erſt ſpäter wurde ſein am meiſten berühmtes Werk, die Geſchichte des Tridentiner Concilums, publicirt, an welchem er faſt ſein ganzes Leben hindurch gearbeitet haben ſoll.

einzige Heil, wenn auch ſonſt ſein Sinn von der Welt und ihren Gütern nicht allzu entfernt war. Dem Kaiſer wurden die Subſidien, welche er zum Kriege gegen die Lutheriſchen ſchon von Paul erhalten, weiter gezahlt, ja ſogar erhöht; Spanien zu eifriger Kriegführung angetrieben; vornehmlich durch die Bemühungen Gregors erhielt Maximilian von Baiern die Pfälziſche Kur; den Streit, welcher zwiſchen Frankreich und Spanien über die Beſetzung des Veltlins ausbrach, ſuchte die Curie auf jede Weiſe zu hindern, weil man wohl einſah, was aus ſolcher Zwietracht für den Katholicismus entſtehen müſſe. Schon im dritten Jahre ſeines Pontificats ſtarb Gregor, aber die Hoffnung, welche ſich Ludovico gemacht hatte, nach dem Tode des Oheims die päpſtliche Krone zu tragen, ging nicht in Erfüllung. Es folgte der Cardinal Maffeo Barberino aus Florentiniſchem Geſchlecht unter dem Namen Urban VIII. Glänzende Siege über die Evangeliſchen in Frankreich und Deutſchland bezeichneten auch den Anfang ſeiner Laufbahn. Das Reſtitutionsedict ſollte nach Urbans Meinung deren Folgen für das letztere Reich auf alle Zukunft hinaus feſt ſtellen, durch unaufhörliches Betreiben brachte er den Kaiſer Ferdinand endlich zur Publication deſſelben. Auch für Englands Bezwingung hegte er Plane, Spanien und Frankreich hoffte er zu einem gemeinſchaftlichen Angriff zu vereinigen und jenes Reich auf dieſe Weiſe in den Schooß der Kirche zurückzuführen. Trotz dem war er entſchloſſen, nicht ſo feſt an Spanien zu halten als ſeine Vorgänger, ſondern auch als weltlicher Fürſt ſelbſtändig aufzutreten. Den Kirchenſtaat vergrößerte er durch eine bedeutende Erwerbung, die des Herzogthums Urbino. Die Stadt Urbino hatte Kaiſer Friedrich II. den Montefeltri verliehen; nach dem Ausſterben dieſes Hauſes war Montefeltre wie Urbino an die della Rovere gekommen. Die Oberherrlichkeit des Reiches wurde indeß von den Päpſten beſtritten. Der letzte Herzog Franz Maria II. hatte keine Erben, und Urban wußte ihn zu der Erklärung zu bringen, daß Alles, was er beſitze, ein Lehen des apoſtoliſchen Stuhles ſey. So kam dieſer beim Tode des Herzogs ohne große Schwierigkeit in den Beſitz. Aber auch nach einer ſolchen Verſtärkung konnte der Papſt nicht daran denken, eine freiere Stellung gegen Spanien, das im Norden und Süden Italiens übermächtig herrſchte, zu behaupten, er mußte ſich zu dieſem Endzwecke dem Franzöſiſchen Cabinet nähern. So begünſtigte er die Thronfolge des Herzogs von Nevers in Mantua, und als der Krieg von Seiten Spaniens eröffnet wurde, ſchrieb er an Ludwig XIII.: er

möge ſeine Truppen ins Feld rücken laſſen, ſelbſt ehe Rochelle genommen ſey; es werde dies ebenſo gottgefällig ſeyn als die Vernichtung jenes Bollwerks der Hugenotten. Sobald Ludwig nur auf dem Wege ſey und ſich für die Freiheit Italiens erkläre, werde auch er ein Heer zuſammenbringen und ſich mit dem Könige vereinigen." *) Die Erfolge der Schweden in Deutſchland erfüllten ihn ſogar mit heimlicher Freude, ſofern ſie zur Schwächung der Habsburgiſchen Macht beitrugen und die drohenden Maßregeln, welche der Kaiſer gegen Italien ergreifen wollte, für immer abwendeten. Ferdinand beklagte ſich laut, daß der Papſt ihn im Stich laſſe, nachdem er ihn zum Reſtitutionsedict vermocht, daß er die Verbindung der Franzoſen mit den ketzeriſchen Schweden nicht durch ſeine Amtsgewalt hintertreibe. Nicht eher entſchloß ſich Urban von ſeiner ſelbſtſüchtigen, verkehrten und eines wahren Oberhauptes der Kirche ganz unwürdigen Politik zu laſſen, bis Bernhard von Weimar die Päſſe Tyrols einnahm (Th. VIII. S. 373), und ganz Deutſchland den Waffen des Lutherthums zu erliegen ſchien. Aber es war zu ſpat, der Proteſtantismus konnte nicht mehr überwältigt werden. Dennoch widerſetzte ſich Urban in ſtarrſinniger Hartnäckigkeit Allem, was einer Ausgleichung ähnlich ſah; den Prager Frieden ſuchte er auf jede Weiſe zu hintertreiben. Eine ſolche eigenſinnige, auf keine Machtmittel baſirte Politik des heiligen Stuhles mußte denſelben immer mehr den lebendigen und wirkſamen Intereſſen entfremden und in eine luftige Höhe ſtellen, die ohne Verbindung mit den unter ihr vorgehenden Ereigniſſen blieb. Es kümmerte Niemand, als Innocenz X. (1644—1655), Urbans VIII. Nachfolger, der zur Spaniſchen Partei zurückgetreten war, gegen den Weſtphäliſchen Frieden feierlich proteſtirte, und die Abwendung der geiſtigen Entwickelung der Völker und Staaten von den unmittelbar religiöſen Dingen, deren wir oben Erwähnung gethan, vermehrte dieſe Nachtheile für die Lage der Römiſchen Curie.

Auch in der Verwaltung der Kirche waren die alten, nur auf einige Zeit zurückgedrängten Uebel des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts wiedergekehrt. Nepoten leiteten die Geſchäfte und bereicherten ſich mit den Einkünften des heiligen Stuhles. Schulden wurden auf Schulden gehäuft, Egoismus und Genußſucht traten von Neuem hervor. Ueber die Ernennung zu kirchlichen Aemtern wurden die früheren

*) Ranke, Fürſten und Völker, Th. III. S. 544.

Klagen wieder gehört; wenn auch in Frankreich die Verleihung der Pfründen meiſt den Königen zuſtand (Th. VII. 223), wenn in Deutſchland die größeren Capitel ihre Selbſtändigkeit behaupteten, ſo ſtand den Päpſten doch in Spanien noch die Vergebung der unteren, in Italien die Beſetzung aller Kirchenämter zu. Dieſe Rechte wurden nun wieder ohne Rückſicht auf Würdigkeit der Perſonen zu Gelderwerb und Erpreſſung benutzt; die Mitglieder der Curie erhielten drei, vier und mehrere der reichſten Pfründen zu gleicher Zeit. Hierzu kam ein neuer Mißbrauch, indem ſelbſt die Stellen, die man anderweitig vergabt, zum Vortheil eines Begünſtigten mit Penſionen für dieſen belaſtet wurden. Dies traf die Bisthümer wie die Pfarreien, ſo daß die Inhaber der bedeutendſten Stellen oft nur ein dürftiges Auskommen übrig behielten. Der Biſchof von Urbino klagte, daß ſeine Einkünfte jährlich nicht mehr als ſechzig Scudi betrügen, und im Jahre 1667 wurden in Neapel 28 Biſchöfe und Erzbiſchöfe entſetzt, weil ſie die ihnen aufgelegten Penſionen nicht bezahlten. Wenn ſich auf dieſe Weiſe Günſtlinge und Unfähige in die Kirchenämter theilten und der Dienſt des göttlichen Wortes in die unwürdigſten Hände gerathen mußte, verfielen auch die Klöſter und Congregationen, welche ſo viel zur Wiedererhebung des Katholicismus beigetragen hatten. Innocenz dem X. ſchien es nöthig, den Eintritt in die Orden zu beſchränken, weil er ſie bereits für überflüſſig anſah. Im Jahre 1649 verbot er, Novizen in irgend ein Kloſter aufzunehmen, bis das Einkommen berechnet und danach die Zahl der Perſonen beſtimmt ſey, welche von demſelben leben könnten, und drei Jahre darauf wurde eine zweite Bulle publicirt (15. Oct. 1652), welche alle kleinen Convente, in denen die Clauſur nicht beobachtet und die Officien nicht gehalten werden könnten, ſämmtlich aufhob. Noch mehr. Als Innocenz des X. Nachfolger, Alexander VII., von den Venetianern um Unterſtützung gegen die Türken gebeten ward, ſchlug ihnen das Oberhaupt der Kirche vor, einige Klöſter aufzuheben. Paul V. war nicht der einzige, welcher mit den Regierungen über die gegenſeitigen Rechte in Streitigkeiten kam, aber ſeine Nachfolger fanden um ſo größeren Widerſpruch, je mehr ſich indeß der kirchliche Sinn verloren hatte. Beſonders klagte der Römiſche Hof über willkürliche Beſchränkung der kirchlichen Jurisdiction; allein in den meiſten Fällen ohne Erfolg. Nicht bloß die Plane auf eine allgemeine Herſtellung des Katholicismus waren geſcheitert, nicht bloß die Proteſtanten hatten ſich behauptet; auch den Thronen ſeiner eigenen Bekenner gegenüber gerieth

der Papſt in Nachtheil; in ſich ſelbſt beginnt die Kirche von Neuem zu zerfallen, der heilige Stuhl darf von nun an nicht mehr auf neue Erwerbung und Erhebung denken, er ſucht ſich nur ſo gut als möglich zu vertheidigen.

Das Großherzogthum Toscana wurde von Cosmus II. (1608 bis 1621) und Ferdinand II. (bis 1670) im Ganzen ruhig und glücklich regiert. Unter dem Letzteren verlor indeß der gewinnreiche Handel von Florenz (Th. VIII. 39) ſehr bedeutend durch die größere Thätigkeit der Holländer und Engländer und das Land erlitt einigen Schaden durch mehrjährigen Mißwachs. Größeren verhütete Ferdinand, indem er allen Anforderungen Frankreichs widerſtand, ſich mit ihm gegen Spanien zu verbinden. Am Hofe dauerte nicht bloß die Pracht und der Luxus fort, welche die Mediceer in Europa berühmt gemacht hatte ſondern auch die frühere Unterſtützung der Wiſſenſchaften und Künſte durch die der erſte Cosmus, der Vater des Vaterlandes, noch heut mit dankbarem Andenken genannt wird. Ein minder friedliches Loos als den Landſchaften des Kirchenſtaats und Toscana's war dem oberen Italien beſchieden. Karl Emanuel, genannt der Große, Sohn und Nachfolger Emanuel Philiberts (Th. VIII. 39), vergrößerte Savoyen durch die Erwerbung der Markgrafſchaft Saluzzo, deren Herrſcherhaus ſchon früher ausgeſtorben war, und befriedigte die Anſprüche, welche Frankreich auf dieſes Beſitzthum erhob, durch die Abtretung einiger anderen ihm weniger wohlgelegenen Landſtriche an der Rhone. Ein Verſuch, die verlorenen Hoheitsrechte über die Stadt Genf mit Waffengewalt wieder herzuſtellen, ſchlug fehl. Schon hatte ſich Karl Emanuel mit zweitauſend Mann unter dem Schutz einer dunklen Nacht leiſe den Mauern genähert, ſchon waren mehrere hundert Kriegsleute glücklich hinüber, als die Bürger aus dem Schlafe erwachend herbeieilten, die Eingedrungenen hinaustrieben oder von den Mauern herabſtürzten und die Gefangenen als Räuber, die in tiefem Frieden ihre Stadt überfallen hätten, aufhängen ließen. Danach gerieth der Herzog in Krieg mit Spanien, als er alte Rechte auf Montferrat gegen Mantua geltend machen wollte. Nach fünfjährigen Kämpfen (1612—1617) mußte er Frieden ſchließen, ohne einen Fuß breit Landes gewonnen zu haben. Einen günſtigern Zeitpunkt, dieſe Anſprüche zu erneuen, glaubte er beim Ausbruche des Mantuaniſchen Erbfolgekrieges gefunden zu haben (Th. VIII. 327). Da ihm von Spaniſcher Seite die Hälfte Montferrats verſprochen wurde, verband er ſich mit dieſer Macht gegen Frankreich. Er ſtarb

indeß noch während des Krieges, nachdem er nach der Niederlage bei Suſa die Spanier verlaſſen, bald darauf aber wieder zu ihrer Partei zurückgekehrt war, im acht und ſechzigſten Jahre ſeines Alters und im funfzigſten ſeiner Regierung (26. Juli 1630). Sein Nachfolger Victor Amadeus I. gewann im Frieden von Chieraſco Trino und einige andere Gebiete von Montferrat. Von der Theilnahme Savoyens an dem großen Kriege Frankreichs gegen Spanien iſt ſchon oben die Rede geweſen, ſo wie von den Streitigkeiten, welche nach des Herzogs Tode über die Vormundſchaft Karl Emanuels II. zwiſchen der verwitweten Herzogin und ihren Schwägern ausbrachen. Nach ein und zwanzigjähriger Verwüſtung erhielt Savoyen, welches faſt immer der Schauplatz des Kampfes geweſen war, im Pyrenäiſchen Frieden nur die Beſtätigung deſſen, was ihm der Vertrag von Chieraſco zugeſichert hatte.

Mit Spanien und Savoyen theilte Venedig die Herrſchaft von Oberitalien. Gegen das Uebergewicht des erſteren Staates hielt ſich die Republik in natürlicher Oppoſition, und der glückliche Widerſtand gegen die Forderungen Papſt Pauls V. vermehrte Muth und Meinung von der vorhandenen Kraft. Als Karl Emanuel von Savoyen in den oben erwähnten Krieg mit Spanien gerieth (1612), zahlte ihm die Republik anſehnliche Hülfsgelder. Zu derſelben Zeit kam Venedig ſelbſt mit dem Erzherzog Ferdinand von Steiermark in einen Kampf, worin dieſer von Neapel und Mailand aus unterſtützt wurde. Schon ſeit funfzig Jahren hatten Flüchtlinge und Ausgewanderte aus Dalmatien, Bosnien und andern Slaviſchen den Türken unterworfenen Landſchaften ſich an der Küſte des Adriatiſchen Meeres feſtgeſetzt, und beunruhigten die zunächſt gelegenen Osmaniſchen Provinzen durch Räubereien zur See und zu Lande. Die Pforte forderte von den Venetianern, als Beherrſchern des Adriatiſchen Meeres, dieſem Unweſen zu ſteuern, welches auch die Schiffahrt der Republik beeinträchtigte. Allein der Erzherzog nahm die Uskoken, wie jene Schaaren genannt wurden, in ſeinen Schutz, weil ſie den Oeſterreichiſchen Heeren in den Türkenkriegen gute Dienſte leiſteten. Darauf blokirten Venetianiſche Galeeren die von den Uskoken bewohnte Küſte, Landtruppen brachen in Friaul ein (Febr. 1616), eroberten einige Orte, belagerten Gradiska und blieben gegen Ferdinands Heer im Vortheil. Im folgenden Jahre wurde zu gleicher Zeit zwiſchen Spanien und Savoyen und zwiſchen Venedig und dem Erzherzog Friede geſchloſſen, in welchem ſich der Letztere verpflichtete, die Fahrzeuge der Uskoken zu verbrennen und alle

Unruhige in das Innere ſeines Landes bringen zu laſſen, wogegen die Republik ihre Eroberungen aufgab. Zahlreiche Söldner, die ſich jetzt nach dem Friedensſchluß entlaſſen und dienſtlos in Venedig aufhielten, und die Geſinnungen des Vicekönigs von Neapel, des Herzogs von Oſſuna, der trotz der friedlichen Abſichten ſeines Hofes der Republik auf jede Weiſe zu ſchaden dachte und beſtimmte Ausſicht auf Unterſtützung gewährte, gaben einigen Franzöſiſchen Officieren im Dienſte Venedigs Veranlaſſung zu einem Complotte, ſich der Stadt zu bemächtigen, dieſelbe zu plündern und den Spaniern zu übergeben. Allein ehe die Sache zur Reife gedeihen konnte, erhielt der Rath der Zehen Anzeige. Er ließ die Verſchworenen einziehen und die Rädelsführer hinrichten *). Dieſer Vorfall konnte die feindſelige Stimmung Venedigs gegen Spanien nicht mindern, wenn auch dieſe nicht ſchon in der Natur der Verhältniſſe gelegen hätte; doch dachte die Republik nicht daran, offen und kühn die Waffen in der Hand aufzutreten, wie ehemals. Zwar war man noch immer reich und mächtig und gut bewaffnet, aber man fühlte ſich doch im Stillen den großen Mächten gegenüber nicht mehr gewachſen, und begnügte ſich deshalb mit Bündniſſen und Demonſtrationen; nur erhalten wollten die Venetianer, was einſt glorreichere Zeiten ihrem Staate verſchafft hatten. Als der Herzog von Feria die Valtellina beſetzte, als der Mantuaniſche Krieg ausbrach, ſchloß ſich die Republik an Frankreich an; dem Herzog Karl von Nevers gab ſie nach und nach über vierzehntauſend Krieger, die er in ſeine Hauptſtadt legte, achtzehntauſend andere rückten zum Entſatz heran; aber Gallas zog ihnen mit ſtreitgeübten Deutſchen Haufen entgegen und ſchlug ſie bei Valezzo. Darauf folgte die Erſtürmung der Stadt. Weiter nahm Venedig wie das übrige Italien, mit Ausnahme Sardiniens und des Mailändiſchen, keinen Theil am dreißigjährigen Kriege und ließ die Weltgeſchicke von Andern auskämpfen. Man erſparte ſich auf dieſe Weiſe die Verheerungen, welche Deutſchlands Wohlſtand vernichteten, ſeine Einwohner zu Hunderttauſenden hinrafften und die Denkmale ſeiner Vorzeit zerſtörten. Wenn aber hier eben durch und nach dem Kampf neue Kräfte hervorgerufen wurden zum Erſatz der Verlornen und zur Erzeugung neuer Entwickelungen, — ſo erſchlaffte Italien in tiefer Ruhe, und zeigte ſich in der Folgezeit noch weniger

*) Ranke, Verſchwörung gegen Venedig.

im Stande, den Anſprüchen und Kräften der Fremden zu widerſtehen, als früherhin.

---

5. Die vereinigten Niederlande.

Nach der Abwerfung des Spaniſchen Joches war die höchſte Gewalt in den freien Niederländiſchen Provinzen an die Generalſtaaten gekommen, wie man die Verſammlung der ſtändiſchen Deputirten der einzelnen Landſchaften nannte. Jede Provinz ſandte gewöhnlich ſechs bis ſieben Abgeordnete, und obgleich die Länder an Ausdehnung, Wohlſtand und Reichthum ſehr verſchieden waren, führte jedes doch nur eine Stimme. Der Vorſitz wechſelte von einer Woche zur andern, die Deputirten waren mit genauen Inſtructionen von den Provinzialſtänden verſehen und erhielten ihre Vollmacht auf drei oder ſechs Jahr oder auch auf Lebenszeit. Der Statthalter wie alle Kriegsleute waren von den Generalſtaaten ausgeſchloſſen. Wichtige Beſchlüſſe, z. B. über Krieg und Frieden, neue Steuern, Bündniſſe, Abänderung der Grundgeſetze, erforderten Einſtimmigkeit aller Provinzen. Wie die Verſammlung auf dieſe Weiſe die gemeinſame Regierung leitete, empfing ſie auch die fremden Geſandten.

Für die Vollziehung ihrer Beſchlüſſe ſorgte der Statthalter, welcher von den einzelnen Provinzen gewählt wurde; ihm zur Seite ſtand der hohe Rath, der zugleich die Rechte der Generalſtaaten verwaltete, wenn dieſe nicht verſammelt waren, er ſchied ſich in drei Collegien, für Polizei, für Finanzen und für die Marineſachen. Ein höchſtes Gericht beſaßen die vereinigten Lande nicht. Der Statthalter führte außerdem die Verwaltung des Kriegsweſens, wie er Oberanführer der Land- und Seemacht war und die Officiere ernannte. Die Verfaſſung ſo wie der Einfluß des Statthalters in den einzelnen Provinzen war ſehr verſchieden; gewöhnlich theilten ſich Adel und Städte in die Souveränetätsrechte, nur in Gröningen und Friesland ſendeten auch die nicht adelichen Beſitzer eines Grundeigenthums von gewiſſer Größe Abgeordnete zu den Landtagen. In Utrecht hatte auch die Geiſtlichkeit Sitz und Stimme in den Provinzialſtänden. Bei weitem am mächtigſten unter den verbundenen Landſchaften war Holland, welches über die Hälfte zu allen gemeinſamen Ausgaben beiſteuerte. Viermal im Jahre trat hier der Landtag zuſammen; er beſtand aus den berechtigten

Edelleuten, die aber alle nur eine Curiatſtimme führten, und ſechs und dreißig Abgeordneten von achtzehn Städten mit ebenſo viel Stimmen. Den Vorſitz hatte hier der Anwalt von Holland, oder wie er ſpäter genannt wurde, der Rathspenſionar, welchen die Stände dieſer Provinz gewöhnlich auf fünf Jahre wählten. Derſelbe Beamte leitete auch die Angelegenheiten im Rathe von Holland, der die Verwaltung dieſer Provinz dirigirte, und fehlte niemals unter den Deputirten Hollands zu den Generalſtaaten, ſo wie er auch ſtets Sitz und Stimme in dem Finanz-, Polizei- und Marinerathe der Vereinigung hatte. Er war der erſte Beamte nach dem Statthalter.

Den großen Einfluß jenes Mannes, der am Ende des ſechzehnten und im Beginn des ſiebzehnten Jahrhunderts (1586—1619) dieſe Stelle bekleidete, Johanns von Oldenbarneveld, haben wir ſchon bei der Erhebung des Prinzen Moritz von Oranien gegen den Grafen Leiceſter und bei dem Abſchluß des Waffenſtillſtandes mit Spanien gegen den Willen des Statthalters kennen gelernt. Die Stellung, welche der Rathspenſionar bald nach dieſer Zeit in den kirchlichen Angelegenheiten des jungen Freiſtaates einnahm, gab Moritz von Oranien Gelegenheit ſeinem Haß gegen dieſen Mann, der ſeine auf größeres Anſehen, vielleicht auf Oberherrſchaft in den Provinzen gerichteten Plane durchkreuzt hatte und fortwährend hinderte, Nachdruck und Geltung zu verſchaffen. Zu Leiden war damals zwiſchen zwei Profeſſoren der Theologie, Jakob Hermannszoon oder Arminius und Franz Gomarus, der Zwiſt über die Lehre von den göttlichen Rathſchlüſſen und dem freien Willen des Menſchen, der ſeit jenem Streite zwiſchen Auguſtinus und Pelagius (Th. III. S. 375) in der chriſtlichen Kirche von Zeit zu Zeit immer wieder hervorgetreten iſt, von Neuem mit Heftigkeit ausgebrochen. Gomarus wollte das Auguſtiniſche Dogma Calvins von der Gnadenwahl, „es ſey durch einen ewigen göttlichen Rathſchluß beſtimmt, welche Menſchen ſelig und welche verdammt werden ſollten; Gott ziehe daher ſeine Auserwählten durch die wunderbarſten Mittel zur Beſſerung, und laſſe Andere in ihren Sünden", in ſeiner ganzen Strenge aufrecht erhalten wiſſen. Arminius dagegen konnte ſich in ſeinem Gewiſſen nicht bei einer Lehre beruhigen, welche Gott, wie er es anſah, zum Urheber der Sünde machte, und lehrte daher: „Gott ſchenke Allen, die ihre Sünden bereuten und ihre Hoffnung auf Chriſtum ſetzten, Vergebung und das ewige Leben, er wolle, daß Alle zur Seligkeit gelangten". Der Streit verbreitete ſich

bald durch die Schüler jener Männer im ganzen Lande; doch hatte die erſtere Lehre, als die von Calvin und Beza beſtätigte, bei weitem die meiſten Anhänger. Auf allen Kanzeln hörte man vom Rathſchluſſe Gottes predigen, und in allen Bierhäuſern darüber ſtreiten. Dazu kam, daß die Arminianer dem Staate größere Rechte über die Kirchenverwaltung und über die Lehre einräumten als ihre Gegner, welche die Selbſtändigkeit der presbyterianiſchen Kirche ſtreng aufrecht erhalten wiſſen wollten. Da Oldenbarneveld auf Seiten der Arminianer ſtand, erklärte Moritz ſich öffentlich und entſchieden für die Gomariſten, obwohl er an dem Grunde des Streits gar kein Intereſſe nahm und einmal äußerte, er wiſſe nichts von der Prädeſtination, ob ſie grau oder blau ſey. Arminius ſtarb ſchon 1609; aber der von ihm angeregte Zwiſt überlebte ihn. Im folgenden Jahre übergaben ſeine Anhänger als der ſchwächere Theil den Staaten von Holland, der einzigen Provinz, in der ſie einiger Maßen zahlreich waren, eine Vorſtellung (Remonſtrantie), und baten, daß man ſie in einer freien und rechtmäßigen Synode hören, und wenn kein Verein möglich wäre, ihren Gegnern wenigſtens Stillſchweigen auflegen möchte. Dagegen überreichten die Gomariſten eine Contraremonſtrantie, worin ſie Jene Mameluken und Teufel nannten, und ſie mit den Cananitern verglichen, die Gott zu vertilgen befohlen, und mit den Baalspfaffen, die Elias geſchlachtet habe. Seitdem nannte man die beiden Parteien Remonſtranten und Contraremonſtranten. Auf den Rath Oldenbarnevelds und des Penſionars (Anwalt) der Stadt Rotterdam Hugo de Groot, gewöhnlich Hugo Grotius genannt, erließen die Staaten von Holland im Januar 1614 ein Edict, worin ſie den Predigern befahlen, den Streit über die Vorherbeſtimmung auf keine Weiſe mehr unter das Volk zu bringen und ſich mit einander in Liebe und Einigkeit auszugleichen. Die Remonſtranten unterwarfen ſich dieſer billigen Verordnung ſogleich, nicht aber die Contraremonſtranten, welche laut klagten, daß hierdurch das Predigen der Wahrheit verboten ſey, und an eine allgemeine Verſammlung der Niederländiſchen Geiſtlichkeit appellirten. Amſterdam, die mächtigſte Stadt des Landes, erklärte ſich gegen die Arminianer, und der Pöbel ſtörte die Verſammlungen und den Gottesdienſt derſelben trotz allen Gegenbemühungen Hugo de Groot's. Auch andere Orte folgten dieſem Beiſpiel; die Gomariſten bemächtigten ſich gewaltſam der Kirchen und vertrieben die Remonſtranten. Da die Arminianer auf dieſe Weiſe ihre Sicherheit, hie und da ſogar ihr Leben bedroht

ſahen, wußten ſie es bei den Holländiſchen Ständen durchzuſetzen, daß dieſe den Magiſtraten erlaubten, zum Schutze der Bedrohten eigene Stadtwachen, Waardgelders genannt, anzunehmen (4. Auguſt 1617) Doch widerſprachen die Gomariſtiſch geſinnten Städte Hollands dieſem Beſchluſſe und der Statthalter als Befehlshaber der Kriegsmacht betrachtete ihn als einen Eingriff in ſeine Rechte und als eine Beſchränkung ſeines Anſehens. Zunächſt gelang es ihm trotz Oldenbarnevelds Widerſpruch durch die Stimmen der Provinzen Seeland, Geldern, Friesland und Gröningen in den Generalſtaaten die Berufung einer Nationalſynode nach Dordrecht beſchließen zu laſſen; dann bereiſete er mehrere Holländiſche Städte, um dieſe für ſich zu gewinnen. Seine Bemuhungen blieben nicht ohne Erfolg, auch die Provinz Oberyſſel erklärte ſich für ihn. In Utrecht, einem bedeutenden Stützpunkte der remonſtrantiſchen Partei, änderte er eigenmächtig die Verfaſſung, ſo daß an die Stelle jährlich erwählter lebenslängliche Stadtbeamte traten, und dankte dann die auch hier errichteten Waardgelders ab, obgleich die Stände von Holland zwei Geſandte, die Penſionare von Leiden und Rotterdam, Hogerbeets und de Groot, nach Utrecht geſandt hatten, dieſe Aufhebung zu hindern. Hierdurch war die Stärke der remonſtrantiſchen Partei auf wenige Holländiſche Städte, Rotterdam, Leiden, Alkmar, Gouda und Hoorn, beſchränkt, und Moritz glaubte bei dieſer Lage der Dinge den religiöſen Haß der Gomariſten gegen ihre kirchlichen Widerſacher zur Ausübung eines politiſchen Streiches benutzen zu können. Am 28. Auguſt 1618 erhielt der Rathspenſionar, der ſich bei der Verſammlung der Generalſtaaten im Haag befand, eine Warnung von zwei Freunden, daß man damit umginge ihn zu verhaften. Er dankte ihnen und ſagte: es ſind böſe Menſchen; zog es aber dennoch vor, ſeinen Amtspflichten gemäß zu bleiben als furchtſam zu entfliehen. Als er ſich am folgenden Morgen in die Sitzung begab, wurde er in ein Seitenzimmer gerufen, unter dem Vorwande, daß ihn der Prinz zu ſprechen wünſche. Den Eingetretenen verhaftete die Leibwache des Statthalters; daſſelbe Schickſal traf de Groot und Hogerbeets. Auch der Secretär der Utrechter Stände, Ledenberg, wurde eingezogen. Moritz wagte dieſe kecken Schritte ohne das Wiſſen der Generalſtaaten, nur im geheimen Einverſtändniß mit einigen Mitgliedern von ſeiner Partei. Große Unzufriedenheit im Lande war die Folge dieſes willkürlichen Verfahrens; am lauteſten klagten die remonſtrantiſch geſinnten Städte Hollands über das Schick-

ſal ihrer Verfechter, Rotterdam und Leiden behaupteten, daß ihre Penſionare nur in ihrem Auftrag gehandelt und nur von ihnen gerichtet werden könnten, ebenſo proteſtirten die Stände von Holland gegen die Verhaftung des Rathspenſionars. Moritz machte jedoch dieſer Widerſetzlichkeit ſehr bald ein Ende, indem er ſchnell entſchloſſen mit einem Haufen Kriegsvolk die Provinz Holland durchzog und alle remonſtrantiſch geſinnten Magiſtrate abſetzte und ſeinen Abſichten günſtige Leute ans Ruder brachte. Hierdurch mußte auch die Oppoſition der Holländiſchen Stände von ſelbſt aufhören, da dieſe meiſt aus ſtädtiſchen Abgeordneten zuſammengeſetzt waren. Sie gaben die Rechte ihrer Provinz auf und überließen den Generalſtaaten das Loos der Gefangenen. Auch hier beſaß der Prinz nunmehr das entſchiedenſte Uebergewicht, und brachte es dahin, daß eine Commiſſion von vier und zwanzig Männern, zum Theil aus perſönlichen Feinden der Angeklagten beſtehend, beauftragt wurde, einen Proceß gegen Oldenbarneveld, Grotius, Hogerbeets und Ledenberg wegen Störung der öffentlichen Ruhe und Verſuche zur Trennung der vereinigten Niederlande zu eröffnen. Ledenberg brachte ſich ſelbſt ums Leben, da man ihm mit der Folter drohte, und Oldenbarneveld ward von den parteiiſchen Richtern, welche ihn ſchuldig finden wollten, zum Tode durch das Schwert verurtheilt, „weil er behauptet, es ſtehe jeder Provinz allein zu, in ihrem Gebiete in Kirchenſachen Einrichtungen zu treffen, weil er Gottes Kirche durch Beförderung irrgläubiger Lehren ſehr betrübt, weil er eine Verſchwörung der remonſtrantiſch geſinnten Städte in Holland zu Stande gebracht, eigenmächtig die Werbung von Kriegsvolk veranlaßt, Geſchenke von fremden Mächten angenommen und den Prinzen Moritz verläumdet habe". Der alte Rathspenſionar verſchmähte es um Gnade zu bitten. Am Abend vor ſeiner Hinrichtung ſchrieb er an ſeine Familie: „Sehr liebe geliebte Hausfrau, Kinder, Schwiegerſöhne und Enkel. Ich grüße euch insgeſammt ſehr freundlich. In dieſer Stunde empfange ich eine ſehr ſchwere und traurige Zeitung, daß ich alter Mann für alle meine Dienſte, die ich dem Vaterlande ſo viele Jahre lang treu und redlich erwieſen (da ich ſeiner prinzlichen Excellenz mit wahrer Liebe alle guten Dienſte, die mein Amt und Beruf zuließen, demüthig geleiſtet, vielen Leuten aller Art Freundſchaft bewieſen und meines Wiſſens Niemand Unrecht gethan habe), mich vorbereiten muß morgen zu ſterben. Ich tröſte mich in Gott dem Herrn, der ein Kenner der Herzen iſt und alle Menſchen richtet und bitte euch, daſſelbe zu thun.

Ich habe meinen Herren, den Ständen von Holland, fromm und treu gedient und gerathen, um sie vor allem Aufruhr und Blutvergießen zu bewahren, womit sie so lange bedroht wurden, und ebenso habe ich mich bemüht, daß in den Städten dieser Provinz jeder möge beschirmt und Niemand beschädigt werden. Lebt mit einander in Liebe und Friede, und bittet Gott den Allmächtigen für mich, daß er uns alle gnädiglich in seinen heiligen Schutz nehme. Aus meiner Kammer der Betrübniß den 12. Mai 1619." Dieselbe Ruhe des reinen Gewissens begleitete den Edlen am folgenden Morgen auf seinem letzten Gange. „Männer, sprach er zu dem versammelten Volk, glaubt nicht, daß ich ein Landesverräther bin! Ich habe aufrichtig und fromm als ein guter Patriot gehandelt und so will ich sterben." — Auf diese Weise endete der zwei und siebenzigjährige Greis, der neben den Oraniern das Meiste zur Befreiung der Niederlande beigetragen hatte. Hogerbeets und de Groot wurden von derselben Commission zu ewigem Gefängniß und zur Confiscation ihrer Güter verurtheilt. Nach zwei Jahren gelang es aber dem Letzteren, vom Schlosse zu Löveſtein, wo er gefangen saß, zu entkommen. Seine Gemahlin Maria, die Tochter des Bürgermeisters van Reigersberg zu Veer in Seeland die ihrem Manne hierher gefolgt war, kam nämlich auf den Gedanken, da er öfter Kisten mit Büchern erhielt und wieder fortschickte, ihn in einer solchen heraustragen zu lassen. Anfangs hatte der Commandant den Inhalt derselben stets untersucht, allmählig aber in dieser Vorsicht nachgelassen, und so wurde Grotius eines Tages glücklich nach Gorcum zu befreundeten Leuten geschafft, die ihn verkleidet über die Grenze brachten*). Hogerbeets wurde 1626 aus dem Gefängniß entlassen, starb aber kurz darauf.

Inzwischen war die Kirchenversammlung zu Dordrecht am 13. November 1618 eröffnet worden. Außer der Niederländischen Geist-

*) Grotius ging nach Frankreich, wo er sein berühmtes Buch de jure belli ac pacis herausgab, welches die Grundlage des neueren Staats- und Völkerrechts geworden ist, und eine Apologie seines Benehmens während der arminianischen Streitigkeiten publicirte. Gustav Adolf von Schweden wollte ihn in seine Dienste ziehen, starb aber darüber; jedoch beschied ihn Oxenstierna im Jahre 1634 nach Frankfurt a. M., besprach sich mit ihm und sendete ihn als Schwedischen Gesandten nach Paris, in welcher Würde er zehn Jahre blieb, immer zugleich mit mannichfaltigen gelehrten Arbeiten beschäftigt. Als er sodann von der Königin Christina nach Schweden zurückgerufen ward, wollten ihm der Hof und das Klima nicht gefallen. Auf seiner Rückreise starb er zu Rostock 1645. Außer den angeführten Werken hat er die alte Litteratur, die Theologie, die Geschichte und die Philosophie mit Geist und Ruhm bearbeitet.

lichkeit waren Abgeordnete der Engliſchen Kirche und einiger Deutſchen und Schweizeriſchen Gemeinden, welche zur reformirten Lehre hielten, erſchienen; im Ganzen zählte man neun und achtzig Perſonen. Die Remonſtranten waren in den Niederlanden ſchon größten Theils bei den Wahlen der Deputirten ausgeſchloſſen worden, und die Synode erklärte alsbald, daß dieſe nicht als Stimmberechtigte, ſondern als Beſchuldigte erſcheinen müßten. Zu dieſem Endzweck wurden an funfzehn Mitglieder jener Partei vorgefordert, die ſich indeß, mit dem gelehrten Episcopius, dem Nachfolger des Arminius zu Leiden, an der Spitze, würdig und gründlich vertheidigten. Im Allgemeinen führten ſie an, daß keine proteſtantiſche Synode Anſprüche auf ausſchließliche Geltung und Unfehlbarkeit zu machen habe, falls ihre Beſchlüſſe nicht mit noch größerem Rechte verworfen werden ſollten, als die Tridentiniſchen von den Lutheriſchen und Calviniſten überhaupt nicht anerkannt worden wären. Um die Disputationen abzukürzen, wurde den Berufenen am 19. Januar 1619 eröffnet, daß ſie heimgehen könnten, man würde ihre Lehre genugſam aus ihren Schriften beurtheilen können. So kam denn bald die Verurtheilung der Arminianer als Schismatiker und Neuerer zu Stande, und alle remonſtrantiſchen Prediger wurden ihrer Stellen für verluſtig erklärt. Am 9. Mai wurde die Synode mit der hundert vier und funfzigſten Sitzung geſchloſſen und dieſer glückliche Ausgang durch ein großes Feſt bezeichnet, worauf ſich die inländiſchen Geiſtlichen noch einige Zeit mit der Abfaſſung einer Kirchenordnung beſchäftigten. In Folge der Dordrechter Entſcheidungen wurden aber nun nicht bloß die arminianiſchen Geiſtlichen entfernt, ſondern auch die dieſer Partei anhängenden Lehrer der Leidener Univerſität abgeſetzt, alle Remonſtranten auch der geringſten Aemter entkleidet, und die Widerſpenſtigkeit, welche Rotterdam, Gouda und Hoorn zeigten, durch einquartiertes Kriegsvolk beſeitigt.

Die äußeren Verhältniſſe der Niederlande ſo wie die Ereigniſſe des wieder begonnenen Krieges mit Spanien haben ihre Darſtellung bereits in früheren Abſchnitten gefunden. Beſonders dem erneuten Kampfe hatte es der Prinz Moritz zu danken, daß viele Beſtrebungen gegen ihn und ſeine Partei, welche er durch ſein Verfahren gegen Oldenbarneveld und die Remonſtranten hervorgerufen hatte, nach außen hin abgelenkt wurden. Als Moritz im Jahre 1625 ſtarb, folgte ihm ſein Bruder Friedrich Heinrich in der Statthalterſchaft, da er keine Söhne hinterließ. Heinrich zeigte ſich im Ganzen milder und verſöhnlicher und

die Maßregeln gegen die Remonſtranten wurden unter ſeiner Verwaltung nicht mehr mit der vorigen Härte aufrecht erhalten. Auch Heinrich erlebte den Abſchluß des Friedens nicht; er ſtarb 1647, nachdem er ſchon früher ſeinem einzigen Sohne Wilhelm die Nachfolge in der Statthalterſchaft hatte zuſichern laſſen.

Der Weſtphäliſche Friede erkannte die Unabhängigkeit der vereinigten Niederlande nach mehr als ſechzigjährigem Kampfe an. Außerdem behielten dieſe beträchtliche Stücke von ihren Eroberungen in Brabant, Flandern und im Limburgiſchen, die fortan unter dem Namen der Generalitätslande als Domänen der Verbindung betrachtet wurden, ja Spanien bewilligte ihnen das Recht, die Schelde nach Gefallen zu ſchließen. Die Kräfte und Mittel, den langen Krieg zu führen und auszuhalten, waren dem kleinen Küſtenlande aus ſeinem ausgebreiteten Handel und einer geduldigen und ausdauernden Betriebſamkeit erwachſen, in welcher es kein Volk in Europa ſeinen fleißigen und ſparſamen Bewohnern zuvorthat. Um das Bild des Holländiſchen Lebens vollſtändig zu überſehen, wird es nöthig ſeyn, einige Blicke auf die Schifffahrt und die Colonien zu werfen. Schon lange hatten die Holländiſchen Städte einen beträchtlichen Handel mit dem Oſten und Weſten Europas betrieben, der meiſtentheils in Frachtſchiffahrt beſtand. Er vermehrte ſich bedeutend, als die Umgeſtaltung der inneren Verhältniſſe Deutſchlands und der Ausbruch des dreißigjährigen Krieges die Rivalität der Hanſeſtädte (o. S. 56) vernichtete. Seines Orts iſt dann erwähnt worden, wie die Niederländer ſelbſtändig den Weg nach Oſtindien ſuchten und fanden, wie die Oſtindiſche Compagnie bald in den Beſitz großer Reichthümer gelangte, und die Feſtſetzung der Holländer auf verſchiedenen Punkten die bisherigen Verhältniſſe der Colonien gänzlich umgeſtaltete. Im Jahre 1599 hatte Stephan van der Hagen die erſte Verbindung mit den Einwohnern von Amboina in den Molukken angeknüpft, wodurch ihm dieſe den ausſchließlichen Handel mit Gewürznelken verſprachen, und hier ein Fort gegen die Portugieſen errichtet. Weitere Fortſchritte der Holländer in den dortigen Portugieſiſchen und Spaniſchen Beſitzungen zu verhindern, wurde im Jahre 1601 eine Flotte von dreißig Schiffen auf Befehl Philipps III. ausgerüſtet. Nur mit fünf Schiffen wagte Wolfert Hermannszoon den Kampf gegen dieſe Uebermacht in der Nähe von Bantam, beſchädigte die feindliche Seemacht und ſchloß dann feſtere Bündniſſe auf Java, Banda und Ternate, wobei ihm der Haß der Einwohner gegen die Portugieſen bedeutend zu Statten kam. Auch

der Beherrſcher von Ceilan wünſchte die Hülfe der Holländer in ſeinem Kriege, den er gegen die Portugieſen begonnen hatte, ja die Kühnheit der erſteren ging ſo weit, Goa und Ormus, die alten Hauptſitze der Portugieſiſchen Niederlaſſungen, anzugreifen. Die Oſtindiſche Compagnie ließ darauf Colonien und Feſtungen auf den Molukkiſchen Inſeln anlegen, und konnte den Oſtindiſchen Handel nach einiger Zeit ſchon durch die jährliche Abſendung von vierzig großen Schiffen betreiben. Weniger bedeutend war der Weſtindiſche Verkehr; doch entdeckte Hudſon weiter nordwärts die Mündung des nach ihm benannten Fluſſes, an welchem bald mehrere Niederländiſche Colonien angelegt wurden. Ungleich wichtiger war die Anknüpfung des Verkehrs mit Japan, wo die Holländer freundlich empfangen wurden. Da die Wahrnehmung und Beaufſichtigung ſo vieler Beziehungen eines Mittelpunktes zu bedürfen ſchien, ward im Jahr 1610 zuerſt ein Generalgouverneur nach Indien geſchickt. Er nahm ſeine Reſidenz zu Bantam auf Java, von wo dieſelbe jedoch ſpäter nach häufigen Feindſeligkeiten mit den Eingebornen nach dem neu gegründeten Batavia 1619 an der Nordküſte verlegt wurde. Allmählig wurden die Portugieſen ganz aus den Molukkiſchen und Sundiſchen Inſeln verdrängt, auf Ceilon blieb ihnen nur Colombo, welches ſie jedoch auch im Jahre 1656 verloren. 1641 eroberten die Holländer Malacca, 1657 und in den folgenden Jahren Tutocorin, Negapatnam, Cochin und Cananor, wodurch der ganze dortige Pfefferhandel in ihre Hände gelangte. Hierauf kam endlich der Friede zwiſchen den Niederlanden und Portugal zu Stande. Das große Aufblühen der Oſtindiſchen Compagnie führte zu dem Entſchluſſe, auch den Weſtindiſchen Handel einer ähnlichen privilegirten Geſellſchaft zu übergeben. Gleich nach dem Wiederausbruch des Krieges mit Spanien ward ſie errichtet und wendete ihr Augenmerk zuerſt auf Braſilien. Im Jahre 1624 nahm der Admiral Jakob Willekens die damalige Hauptſtadt S. Salvador, aber dieſe Eroberung ging bald an eine große Spaniſche Flotte verloren. Nach einigen andern vereinzelten Unternehmungen gelang es den Holländern ſeit der 1629 erfolgten Einnahme Olinda's in Pernambuco ſich in Braſilien immer feſter zu ſetzen. Reciſe bei Olinda wurde ihr Hauptwaffenplatz; und als endlich den Erpreſſungen und Grauſamkeiten, mit welchen Niederländiſcher Seits gegen die Portugieſen verfahren worden war, Einhalt geſchah, unterwarfen ſich die Capitanerien von Pernambuco, Paraiba und Rio Grande, ſo daß Johann Moritz von Naſſau, ein Vetter des Statthalters

Friedrich Heinrich, der als Generalgouverneur im Jahre 1636 in Brasilien anlangte, ein blühendes Reich fand, dessen See- und Landmacht über sechzigtausend Mann betrug. Dennoch gelang es ihm nicht S. Salvador zu erobern, wenn er auch sonst nach allen Seiten hin bedeutende Fortschritte machte. Als Portugal endlich das Spanische Joch abschüttelte, beeilte sich Johann IV. mit den Niederländern einen Stillstand zu schließen, um weiteren Verlusten in den Colonien vorzubeugen. Die bisherigen Eroberungen sollten den Holländern bleiben. Da indeß Johann Moritz aus kleinlichen Gründen abberufen ward (1643) und die Kaufleute, in deren Hände das Regiment der eroberten Landschaften kam, durch niedrigen Geiz, gewinnsüchtige Habgier und schmählichen Uebermuth die Portugiesen aufbrachten, kam es zu einer Empörung der Unterdrückten unter Don Juan de Vieira, in welcher die letzteren von ihrem Heimathlande zuerst heimlich, dann öffentlich unterstützt, allmählig die Oberhand gewannen. Der Krieg wurde mit großer Erbitterung und Grausamkeit geführt, doch mit entschiedenem Nachtheile für die Holländischen Truppen, welche auf die festen Plätze beschränkt waren und denen der Geiz der Compagnie auch die nöthigsten Bedürfnisse nur in schlechtem und mangelhaftem Zustande aus Europa zukommen ließ. Nach einer äußerst tapferen und ausdauernden Vertheidigung wurde Recife am 23. Januar 1654 den Portugiesen übergeben, und der Fall dieses Platzes zog den Verlust aller noch übrigen Holländischen Besitzungen in Amerika nach sich. Erst 1662 wurde der Friede abgeschlossen. So hatten die Niederländer durch unverständige Maßregeln, Habsucht und Selbstsucht den Besitz der reichsten und wichtigsten Erwerbungen verscherzt, deren Ertrag in den ersten Jahren auf den ungeheuersten Gewinn für die Zukunft hatte schließen lassen. In Europa war der Friedenszustand zwischen Portugal und den Niederlanden bis ins Jahr 1658 ungestört geblieben, wo die Holländer angefangen hatten die feindlichen Küsten zu blokiren.

Dieselben Uebelstände, welche diese Verluste in Brasilien verursacht hatten, zeigten sich auch bald in den übrigen Niederlassungen. Die Einwohner wurden nach und nach unterworfen und mit großer Härte zur Gewinnung der Landesproducte angehalten, mit habgieriger Angst wachte die Compagnie über die Aufrechthaltung ihres Monopols. Eine eigentliche Besetzung der Colonien durch Holländer fand nicht Statt, da man sich weder durch Ueberfluß an Menschen noch durch andere Gründe genöthigt sah, das Vaterland in großer Anzahl zu verlassen; nur das

Cap der guten Hoffnung, welches 1651 von den Holländern in Beſitz genommen worden und vorzüglich als Station für die nach Oſtindien ſegelnden Schiffe von Wichtigkeit war, ward als eine Ackerbaucolonie angeſehen und behandelt, und auf einigen der Molukkeninſeln mußten Pflanzer angeſiedelt werden, da man durch zu große Härte und übermäßig auferlegte Dienſte die Eingeborenen ganz ausgerottet hatte. Doch zeichnete ſich die Verwaltung der Holländiſchen Colonien vor der der Spaniſchen und Portugieſiſchen durch beſſere Ordnung und ſtrengere Aufſicht über die Beamten, durch gänzliches Verbot des Handels für die Angeſtellten und durch eine den Verdienſten angemeſſene Beförderung derſelben von den niedrigſten zu den höchſten Plätzen aus. Doch nicht allein aus den Colonien floſſen den Holländern ihre Reichthümer zu; auch der Ausfuhrhandel aus den Oſtſeehäfen, aus Rußland durch das weiße Meer war ſehr bedeutend, 1624 konnte man eine eigene Kammer zur Direction des Levantiſchen Verkehrs errichten, und die Heringsfiſcherei wie der Wallfiſchfang in den nördlichen Gewäſſern warfen einen ungemeinen Gewinn ab. Im Jahre 1640 ſandte die einzige Stadt Enkhuizen mehr als 400 Schiffe auf den Heringsfang. Im Innern des Landes gelang es durch Entwäſſerung und Eindeichung viele Seen auszutrocknen und bedeutende Landſtrecken zu gewinnen; Manufacturen in Wolle, Hanf, Leinen und Papier wurden in Menge und mit großer Leichtigkeit angelegt, da die unermeßlich ſich anhäufenden Capitalien die nöthigen Mittel im Ueberfluß darboten. Das Bewußtſeyn dieſer Tüchtigkeit in Handel und Wandel, die Ueberzeugung, daß auf dieſem Wege, der die Freiheit gebracht habe, zum Heile des Staats wie zum Wohlbefinden der Einzelnen, fortgeſchritten werden müſſe, ſchlug um die Mitte unſeres Jahrhunderts immer tiefere Wurzeln in den Gemüthern der Niederländer, zumal da um dieſelbe Zeit jene Abwendung der geiſtigen Richtung Europas vom Religiöſen erfolgte, deren wir ſchon früher Erwähnung gethan haben. Es begann ein Streben nach merkantilen und commerciellen Zwecken, wie es die Welt noch nicht geſehen hatte, und Hollands Beiſpiel trug ohnſtreitig am meiſten dazu bei, auch die übrigen Staaten Europas in dieſe Bahnen zu reißen. Fabriken und Colonien galten ſeitdem als einzige Quelle des Nationalreichthums, den man außerdem durch Eingangszölle oder Einfuhrverbote heben zu können vermeinte, und dieſe Anſichten erzeugten allmählig einerſeits ein umfaſſendes Syſtem von drückenden Finanzmaßregeln und Beſteuerungskünſten, von dem ſich viele Staaten bis auf den

heutigen Tag noch nicht wieder befreit haben, andrerſeits eine engherzige, kalt verſtändige, kaufmänniſch rechnende und ſpeculirende Politik, die allen höheren Intereſſen immer entfremdeter wurde, und kein Bewußtſeyn darüber hatte, daß die Staaten noch zu anderen Zwecken beſtimmt ſeyen, als ihre Seelen und Quadratmeilen zu zählen und die Summe ihrer jährlichen Ausfuhren zu vergrößern.

Unmittelbar nach dem Abſchluß des Weſtphäliſchen Friedens brachen neue Zwiſtigkeiten im Innern der Vereinigung über die Abdankung des Kriegsvolkes aus, welches Prinz Wilhelm II. in ſtärkerer Anzahl beibehalten wiſſen wollte, als die Stände von Holland. Die Generalſtaaten waren auf der Seite des Statthalters; dennoch entließen die Holländer eigenmächtig neun und zwanzig Fahnen, welche von ihnen bezahlt wurden. Vergebens bereiſte der Prinz die Städte dieſer Provinz, um ſie zu andern Beſchlüſſen zu bringen; der Streit, ob die Souveränetät bei den Generalſtaaten oder bei den Provinzialſtänden ſey, der ſchon bei Gelegenheit der remonſtrantiſchen Unruhen zur Sprache gekommen war, brach mit neuer Heftigkeit aus, und Wilhelm entſchloß ſich, wie früher ſein Oheim Moritz, zu einem Gewaltſtreich. Er ließ ſechs Mitglieder der Holländiſchen Stände im Haag verhaften und nach Löveſtein abführen und ſandte Truppen ab, um an demſelben Tage Amſterdam zu beſetzen, von welcher Stadt der Widerſtand vornehmlich ausging. Allein ſo gut die Vorbereitungen getroffen waren, mißglückte dieſer Plan dennoch, indem ſich die erſten Reiter auf der Gooiländer Haide verirrten, und ſo die Nachricht von heranziehenden Truppen in die Stadt gelangte. Als dieſe nun herbeikamen, fanden ſie die Thore wohl verwahrt und die Mauern beſetzt, ja als der Prinz am folgenden Morgen ſelbſt erſchien, waren bereits die Schleuſen geöffnet, mittelſt deren die niedrige Umgegend Amſterdams unter Waſſer geſetzt werden kann. So mußte er den Generalſtaaten die Vermittelung dieſer Angelegenheiten überlaſſen, welche es denn auch bald dahin brachten, daß die Holländiſchen Stände, um weiteren militäriſchen Maßregeln zu entgehen, das Recht der Truppenhaltung und Abdankung für alle Zeiten den Generalſtaaten überließen. Noch in demſelben Jahre (1650) ſtarb Wilhelm II., im dritten ſeiner Statthalterſchaft und im vier und zwanzigſten ſeines Lebens, ein feuriger, kühner und leidenſchaftlicher Mann. Erſt acht Tage nach ſeinem Tode gebar ſeine Gemahlin einen Knaben, der nachher Wilhelm Heinrich genannt wurde. Dieſen günſtigen Augenblick glaubten die Provinzial-

ſtände, beſonders Hollands, benutzen zu müſſen, um ihre Rechte für immer gegen Beeinträchtigungen zu wahren und ſicher zu ſtellen. Die Gefangenen von Löveſtein wurden losgelaſſen, und eine allgemeine Verſammlung in Vorſchlag gebracht, um die Regierungsform der Verbindung zu berathen und feſtzuſtellen. Am 18. Januar 1651 trat dieſelbe wirklich im Haag zuſammen, und faßte den Beſchluß, um allen Eingriffen in das ariſtokratiſche Regiment der Stände zuvorzukommen, für die Zukunft keinen Statthalter mehr zu erwählen.

England war bisher der erſte und älteſte Bundesgenoß der Niederlande geweſen, weil dieſe der Spaniſchen Macht gegenüberſtanden, der es ſelbſt aus religiöſen und politiſchen Rückſichten entgegenwirken mußte; doch hatte ſich bereits ſeit dem Anſchluß Hollands an Frankreich ein gewiſſer Kaltſinn von Seiten des Engliſchen Cabinets gezeigt, der ſich während der inneren Umwälzung in England zum förmlichen Bruche zwiſchen beiden Ländern ſteigerte. Da die Niederländer die angetragene Vereinigung mit der damals errichteten Engliſchen Republik, vermöge welcher ſie auch die Witwe Wilhelms II. an der Unterſtützung ihres Bruders, des Sohnes des hingerichteten Königs Karl von England, verhindern ſollten, zurückwieſen, erließ das Parlament am 9. October 1651 die berühmte Navigationsacte, welche dem von den Holländern betriebenen Handel zwiſchen England und den Colonien und den übrigen Europäiſchen Staaten, ſo wie dem Verkauf der von den Niederländern eingefangenen Fiſche im Britiſchen Reiche ein Ende machen ſollte. Es beſtimmte jenes Geſetz nämlich, daß keine Waaren aus Afrika, Aſien und America auf anderen als auf Engliſchen Schiffen nach England gebracht werden ſollten, daß die Producte der Europäiſchen Länder nur auf Fahrzeugen der Staaten, in denen ſie gewachſen und gearbeitet wären, oder auf Engliſchen in Engliſche Häfen geführt werden dürften, und daß endlich auch Heringe, Stockfiſche und Wallfiſche nur auf Britiſchen Schiffen ein- und ausgebracht werden könnten. Noch wurde über die Zurücknahme dieſer Acte unterhandelt, als eine Holländiſche Flotte von zwei und vierzig Schiffen unter Martin Harpertszoon Tromp einer Engliſchen von funfzig Schiffen unter Robert Blake auf der Höhe von Dover begegnete. Im Vorbeiſegeln ließ der Niederländiſche Admiral bei der Begrüßung ſeine Flagge nicht herunter, worauf Blake mit ſeinem Schiffe den Kampf gegen Tromp begann, an dem bald die beiderſeitigen Flotten Theil nahmen. Die Holländer verloren zwei, die Engländer ſechs

Fahrzeuge (29. April 1652). So begann einer der hartnäckigſten Seekriege, der von beiden Seiten mit großer Anſtrengung geführt wurde. Im Verlauf von ſechzehn Monaten wurden zehn Seeſchlachten geliefert. Blake nahm zuerſt eine bedeutende Anzahl Heringsfänger an den Engliſchen Küſten weg, worauf Michael Adrianszoon de Ruyter, der vom Matroſen zum Admiral emporgeſtiegen war, die Engländer unter Ascue bei Plymouth ſchlug. Am 8. October griff er mit der Trompſchen Flotte, welche jetzt Witte Corneliszoon de Witte befehligte, vereinigt die beiden Engliſchen Admirale Blake und Ascue an der Flandriſchen Küſte an, mußte ſich aber nach Verluſt von vier Schiffen in guter Ordnung zurückziehen. Dieſen Unfall erſetzte Tromp, als er am 10. December eine Flotte von dreihundert Kauffahrern durch den Canal in die Holländiſchen Häfen begleitete und den ſich ihm entgegenſtellenden Blake in die Themſe zurückdrängte. Nicht ſo glücklich war eine zweite Expedition derſelben Art im Anfange des nächſten Jahres; das Gefecht auf der Höhe von Portland währte drei Tage, und Tromp verlor durch die ihm an Zahl doppelt überlegenen Engländer elf Kriegsſchiffe nebſt dreißig Kauffahrern. Bald darauf (14. März) beſiegte van Galen, der das Holländiſche Geſchwader im Mittelmeer führte, eine Engliſche Flotte in der Nähe von Livorno; doch die Entſcheidung ſollte in den nördlichen Gewäſſern fallen. Neu verſtärkt lief Tromp im Junius 1653 aus, und traf die Engländer auf der Höhe von Nieuport; die Zahl der Schiffe war auf beiden Seiten ziemlich gleich, jeder zählte etwa hundert Segel, doch waren die Engliſchen ungleich größer und ſtärker bemannt. Da die Schlacht am erſten Tage ohne Reſultat blieb, wurde der Kampf am folgenden Morgen erneuert; aber die Engländer, welche eine Verſtärkung von achtzehn Schiffen erhalten hatten, trieben nunmehr die Niederländer in die Schelde nach Vlieſſingen zurück, und nahmen eine bedeutende Anzahl Küſtenfahrer, bis Corneliszoon de Witte mit ſechs und zwanzig Schiffen vom Texel her zu Tromp ſtieß. Nun kam es bei Scheveningen zu einem wüthenden Gefecht, welches Tromps Tod, der durch eine Musketenkugel getroffen wurde, zum Nachtheil der Holländer entſchied; ſie verloren zehn, die Engländer acht Kriegsſchiffe.

Der Ausgang dieſer Schlacht mußte die Holländer belehren, daß ungeachtet aller Anſtrengungen, ungeachtet der ausgezeichneten Tapferkeit, mit welcher ſie fochten, die Kräfte ihres kleinen Freiſtaats der aufblühenden Macht Englands auf die Dauer nicht gewachſen ſeyn würden,

da mit einer ſo umfaſſenden Kriegführung, wie ſie jetzt von ihren Gegnern, ganz anders wie ehemals von den Spaniern, betrieben wurde, und bei der günſtigen Lage des Inſelreichs zugleich eine völlige Störung ihres Handels verbunden war. Mehr als ſechzehnhundert Holländiſche Kauffahrer waren von Engliſchen Kapern aufgebracht worden, kein Schiff kam durch den Canal, der Wallfiſchfang lag ganz darnieder, und ſelbſt der Oſtſeeverkehr erlitt bedeutende Verluſte. Unter ſolchen Umſtänden eröffnete Johann de Witt, der 1653, erſt acht und zwanzig Jahr alt, zum Rathspenſionar ernannt wurde, Unterhandlungen mit Cromwell), der ſich um dieſe Zeit als Protector an die Spitze der Engliſchen Republik geſtellt hatte), die nach langen Verzögerungen zum Abſchluß eines Friedens führten (1654), in welchem die Niederländer verſprachen, daß ſie niemals die geflüchtete Königsfamilie von England unterſtützen würden und daß ihre Fahrzeuge in den Britiſchen Gewäſſern ſtets vor Engliſchen Kriegsſchiffen die Flaggen ſtreichen ſollten.

6. Frankreich unter der Regentſchaft Marias von Medici.

(1610—1617.)

Heinrichs IV. älteſter Sohn, Ludwig, zählte kaum neun Jahre beim Tode des Vaters. Gleich am Tage nach der Ermordung ihres Gemahls begab ſich Maria von Medici ins Parlament, und ließ ſich von dieſem mit Uebergehung der Prinzen von Geblüt, der Nachkommen Ludwig Condé's, die Regentſchaft übertragen Um die Anſprüche der Großen und der Religionsparteien, die Heinrichs weiſe Regierung im Gleichgewicht erhalten hatte, zu befriedigen, nahm ſie Männer von allen Farben in großer Anzahl in den Staatsrath auf, war aber dabei entſchloſſen, wie ihre Vorgängerin Katharina von Medici die Angelegenheiten des Reiches nach eigenem Willen zu lenken. In den Verhältniſſen Frankreichs zu den auswärtigen Mächten ſchlug ſie ſogleich den entgegengeſetzten Weg von dem bisher befolgten ein; die Richtung gegen Oeſterreich und Spanien wurde aufgegeben, im Innern hatte ſie die Abſicht, die Rechte der Proteſtanten zu beſchränken. Um Freunde und Anhänger zu gewinnen, ſtreute Maria die unter Heinrich IV. geſammelten Schätze mit vollen Händen aus, alle Maßregeln der vorigen Regierung wurden untergraben oder geradezu zurückgenommen; ſo daß der wackere Sully, der Schöpfer und Begründer der meiſten Einrichtungen Heinrichs IV., welcher der Königin als Reformirter ver-

haßt war, ſchon im Januar 1611, durch allerlei wider ihn in Bewegung geſetzte Ränke gereizt, ſeine Entlaſſung begehrte und erhielt. Nachdem mit ihm die letzte Stütze des beſſern Sinnes gefallen war, überließ ſich Maria gänzlich ihren Vertrauten, den Botſchaftern Spaniens und des heiligen Stuhles, dem Jeſuiten Cotton, und dem Italiener Concini. Dieſer, der Sohn eines Florentiniſchen Edelmannes, war in Begleitung der Königin nach Frankreich gekommen und hatte hier auf deren Wunſch ihre Milchſchweſter Leonore Galigai geheirathet. Er war ein körperlich ſchöner ſo wie geiſtig gewandter Mann, und da die Königin eines ſolchen bedurfte, ſtieg ſein Einfluß täglich höher: er wurde nach der Reihe zum Marquis von Ancre, zum Gouverneur von Amiens, zum Großſtallmeiſter und im Jahre 1614 zum Marſchall von Frankreich ernannt.

Dieſe Erhebung eines Emporkömmlings, die maßloſe Verſchwendung und Verſchleuderung der Staatsgelder an dieſen und andere Günſtlinge, die jährliche Vermehrung der ohnehin von Heinrich nicht ganz getilgten Schuldenlaſt, wozu die willkürlichſten Hemmungen des Rechtsganges kamen, erregten laute Unzufriedenheit unter den zurückgeſetzten Prinzen und andern minder begünſtigten Großen, wie unter dem gedrückten Volke, welche die Königin durch das Verſprechen der Zuſammenberufung der Reichsſtände beſchwichtigen zu müſſen glaubte.

Nachdem der junge Dauphin ſein vierzehntes Jahr erreicht hatte, wurde er, einem Geſetze Karls V. gemäß, in einer feierlichen Sitzung des Parlaments, für mündig erklärt, worauf er ſelbſt ſeine Mutter in eingelernten Worten bat, die Regierung auch noch fernerhin zu führen (2. Oct. 1614). Hierauf traten am 27. Oct. die Stände zuſammen. Es waren 140 Geiſtliche, 132 Adeliche und 192 Abgeordnete des dritten Standes. Sie rathſchlagten getrennt in drei Sälen des Auguſtinerkloſters zu Paris; jeder Stand zerfiel nach den zwölf Provinzen, in welche Heinrich IV. das Reich getheilt hatte, in zwölf Abtheilungen mit zwölf Stimmen; die Mehrheit derſelben entſchied für jeden Stand insbeſondere, in den Abtheilungen die Mehrheit der einzelnen Stimmen. Eine Hauptfrage betraf die Beibehaltung oder Abſchaffung der Verkäuflichkeit der Beamtenſtellen. Wie ſeines Orts erwähnt iſt, hatte ſchon Karl V. Aemter verpachtet (Th. VI. S. 93); ſpäter war man hierin weiter gegangen, und Franz I. hatte Stellen und Einkünfte ſchon in großer Anzahl verkauft (Th. VII. S. 224). Unter Heinrich IV. wurden dieſelben durch die Einführung der Pau-

letté erblich; doch war die Auflegung dieſer Steuer (Th. VIII. S. 142) damals nur auf neun Jahre bewilligt worden, welche Friſt jetzt zu Ende lief. Obgleich Adel und Geiſtlichkeit auf die Abſchaffung drangen, ſcheiterte dieſe dennoch an dem Widerſpruch des dritten Standes, deſſen Repräſentanten größten Theils ſelbſt Inhaber erkaufter Stellen waren, und an der Unlösbarkeit der Frage, wie man den hierdurch entſtehenden Ausfall in den Finanzen decken ſollte. So wurde denn auch ſpäterhin trotz verſchiedener Verſuche der Aufhebung dieſe Verfaſſung des Beamtenſtandes bis auf die Zeiten der Revolution beibehalten. Die Anträge der Verſammlung in Betreff der die Einnahmen weit überſchreitenden Ausgaben, der Einziehung der hohen an Unwürdige und Geſchäftsloſe vom Hofe bezahlten Jahrgelder, ſetzte die Königin nicht in Vollzug, und dem Verlangen der beiden erſten Stände auf Einführung der Beſchlüſſe des Tridentiner Conciliums und Zurückſtellung des reformirten Kirchenguts in Bearn ſetzten die unter dem dritten Stand befindlichen Hugenotten heftigen Widerſpruch entgegen. So löſte die Königin, der die Uneinigkeit der Verſammlung erwünſcht kam, dieſelbe auf, ohne daß die von dem Volke, deſſen Unzufriedenheit täglich höher ſtieg, auf die Reichsſtände geſetzten Hoffnungen im Geringſten befriedigt worden wären. Seitdem iſt in hundert vier und ſiebzig Jahren kein Reichstag in Frankreich mehr berufen worden.

Wenn die Krone im Sinne uneingeſchränkten Gebahrens auf dieſe Weiſe vermied, die Rechte der Stände zur Anwendung kommen zu laſſen, ſo fühlten ſich von nun an die Parlamente immer mehr berufen, den Schutz derſelben gegen Willkür und Gewalt zu übernehmen. Wir kennen die Entſtehung ſo wie die Vermehrung dieſer Gerichtshöfe (Th. V. S. 324), ihre Anzahl ſtieg nach der der Gouvernements allmählig bis auf zwölf. Vor Allem war es das Pariſer Parlament, als der ehemalige höchſte Lehnshof des Königs und des Reichs, in welchem bei Anklagen hoher Barone auch noch die königlichen Prinzen und die Pairs von Frankreich ſaßen, das mit größerem oder geringerem Erfolg dieſe Vertretung durchzuführen ſuchte. Anlaß dazu gab gewöhnlich die lange hergebrachte Gewohnheit, den Parlamenten die neuen Geſetze und Verordnungen vorzulegen, da ſie als oberſte Rechtsbehörden vornehmlich über deren Ausführung zu wachen hatten. Hierbei machten ſie dann Gegenvorſtellungen, und die unteren Beamten und Behörden erklärten ſich mit Recht durch

keine Beſtimmung gebunden, welche ihre Vorgeſetzten nicht in die Geſetzregiſter eingetragen hätten. Dagegen behaupteten die Könige, es hange nur von ihrem guten Willen ab, die Vorſtellungen (remontrances) der Parlamente anzunehmen oder zurückzuweiſen, und zwangen die Räthe gewöhnlich durch perſönliches Erſcheinen in ihren Sälen (lit de justice) die Geſetze einzutragen. Indeß hielten ſich die Parlamente auch ſonſt berechtigt, über öffentliche Angelegenheiten mitzuſprechen. So übergab das Pariſer Parlament gleich nach Auflöſung der Reichsſtände am 22. Mai 1615 der Königin eine große Vorſtellung, die hauptſächlich gegen die Mißbräuche der Finanzverwaltung gerichtet war; allein Maria, durch den Tadel ihrer Regentſchaft, „der glücklichſten, die Frankreich geſehen", wie ſie ſich ausdrückte, erbittert, befahl den Abgeordneten, ſich niemals wieder dergleichen herauszunehmen, ſonſt werde der König die Schuldigen zu ſtrafen wiſſen.

Einen nachdrücklicheren Widerſtand drohte die Aufregung der Proteſtanten dem Hofe zu bewirken, als Maria durch die Vermählung Ludwigs XIII. mit der Tochter König Philipps III. von Spanien, Anna, ihre Abſichten und Zwecke auf das Deutlichſte an den Tag legte; mit ihnen vereinigten ſich die unzufriedenen Großen, an deren Spitze der junge Heinrich Condé, Sohn des 1588 geſtorbenen Prinzen gleiches Namens und Enkel Ludwig Condé's, ſtand. Man rüſtete und begann die Feindſeligkeiten von beiden Seiten, worauf der Hof zu ſeinem gewöhnlichen Mittel griff, den Prinzen durch Geld wiederzugewinnen. Er erhielt 1,500,000 Livres und den Vorſitz im königlichen Rath, worauf der Friede zu Loudun (6. Mai 1616) geſchloſſen wurde, welcher den Hugenotten einige Vortheile zuſicherte, die aber nachher nicht bewilligt wurden und neue Zwiſtigkeiten und Bewaffnungen herbeiführten. Inzwiſchen zog ſich ein gefährlicheres Ungewitter über dem Haupte der Königin und ihrer Vertrauten zuſammen. Der Geſellſchafter Ludwigs und Gefährte ſeiner kindlichen Spiele, Albert de Luynes, früher Page Heinrichs IV., hatte ſich deſſen ausſchließende Gunſt zu erwerben gewußt. Dem Uebermuth, mit welchem Concini und ſeine Frau den jungen Herrſcher behandelten, die unwürdige Vernachläſſigung, die er von ſeiner Mutter erfuhr, und die Eiferſucht, mit welcher ihn dieſe zugleich von allen Geſchäften entfernt hielt, benutzte der Vertraute, der ſelbſt nach d'Ancre's Macht begierig war, des Königs Gemüth gegen dieſen und Maria immer mehr einzunehmen. Er ſprach von Planen, die der Marſchall gegen

ihn im Schilde führe, von Vergiftung und andern Dingen, ſo daß Ludwig endlich in die Verhaftung d'Ancre's und deſſen Ermordung im Fall der Widerſetzlichkeit willigte. Als der Marſchall am 24. April 1617 gegen zehn Uhr Morgens in's Louvre kam, wurde das große Thor hinter ihm geſchloſſen, und der Befehlshaber der königlichen Leibwache, Vitry, trat auf der Brücke mit den Worten auf ihn zu: Ich verhafte Euch im Namen des Königs. In demſelben Augenblicke wurde Concini durch drei Piſtolenſchüſſe, welche die Begleiter Vitry's abfeuerten, niedergeſtreckt. Auf den Ruf der Mörder, es lebe der König! erſchien dieſer am Fenſter und ſprach: „Ich danke euch, zu dieſer Stunde bin ich König. Ruft die alten Diener meines Vaters; nach ihrem Rathe will ich regieren." Welchen Grad die Wuth eines gedrückten Volks erreichen kann, wenn es ſeiner Tyrannen endlich mächtig wird, ſah man auch hier. Man hatte d'Ancre's Leichnam ſtill in der Kirche St. Germain begraben, aber der Pöbel erfuhr nicht ſobald den Begräbnißort, als er in großen Schaaren hinſtürmte, ihn herausriß, durch die Straßen ſchleppte, an einen Galgen hängte, den er ſelbſt hatte erbauen laſſen, dann das Herz ausriß, das Fleiſch in Stücke zerſchnitt, Alles in einem großen Feuer verbrannte, und endlich Aſche und Knochen in die Seine warf. Gleich nach dem Morde des Marſchalls ließ Ludwig ſeiner Mutter ſagen, ſie möge auf ihrem Zimmer bleiben, er werde fortan für die Geſchäfte ſorgen. Hierauf wurde ſie, nachdem ihre Leibgarde entwaffnet war, ſtreng bewacht. Vergebens wünſchte ſie den jungen König, ihren Sohn, zu ſprechen; man deutete ihr vielmehr an, daß ſie den Hof verlaſſen und ſich auf ihre Beſitzungen begeben ſolle. Mit verbiſſenem Schmerze entſchloß ſie ſich endlich nach Blois zu gehen, und nahm am Tage der Abreiſe die Abſchiedsbeſuche des Hofes mit ziemlicher Faſſung an. Auch der König erſchien mit ſeinem Bruder Gaſton von Orleans und dem Herrn von Luynes, und ſagte ihr einige kalte Worte. Sie hatte gehofft, ihn noch bei dieſer Gelegenheit zu rühren und umzuſtimmen; da er ſich aber auf nichts einließ, und ſogar ihrer Umarmung durch eine ſchnelle Verbeugung auswich, ſtürzten ihr die Thränen der Verzweiflung von den Wangen, und weinend ſtieg ſie in die Sänfte (4. Mai 1617), welche ſie in Begleitung einiger Damen, von einer ſtarken Bedeckung umgeben, nach Blois führte. Ludwig ſah ihre Abreiſe vom Balcon des Louvre herab mit ſeiner Gemahlin an, aß ſehr heiter zu Mittag, und jagte dann im Gehölz von Vincennes. Gegen

Concini's Frau, welche ebenfalls verhaftet worden war, mußte das Parlament ein Verfahren eröffnen, in Folge deſſen dieſelbe als der Verletzung himmliſcher und irdiſcher Majeſtät ſchuldig und als Hexe zum Tode verurtheilt wurde, obgleich man ihr nichts hatte beweiſen können und ſie mit Feſtigkeit geantwortet und ihre Sache wohl vertheidigt hatte. Mit ähnlicher Standhaftigkeit benahm ſie ſich bei der Hinrichtung, worauf ihr Leichnam verbrannt wurde.

---

7. Unruhen in Frankreich während der Regierung Ludwigs XIII. (1617—1624.)

Durch den Sturz der Königin und den Fall der Concini wurde die traurige Lage Frankreichs wenig verbeſſert. Ludwig, deſſen Geburt einſt ſeinem großen Vater Freudenthränen entlockt hatte, war ſchwach an Körper und Geiſt, und fühlte ſelbſt das Bedürfniß, von Andern regiert zu werden; der träge Gang ſeiner Gedanken ſtand ganz ſtill, ſobald er nicht von lebhafteren Köpfen unaufhörlich angeſtoßen ward. So erlangte Luynes mit den Gütern bald auch den Einfluß des Marſchalls auf die Regierung, nur daß er im Ganzen noch unfähiger war als jener. Nicht blos die Kenntniß, ſondern auch die zu Staatsgeſchäften nöthige Gewandtheit mangelte ihm.

Gleich nach der Ermordung d'Ancre's hatte der König eine Bekanntmachung erlaſſen, in der er ſagte, daß er um der Unzufriedenheit ſeiner Unterthanen ein Ende zu machen und dem Aufruhr vorzubeugen, ſelbſt die Regierung angetreten habe; der Marſchall wäre zur Unterſuchung gezogen worden, wenn er nicht durch Widerſetzlichkeit ſeinen Tod herbeigeführt hätte*). Danach berief er zur Abhülfe der Beſchwerden eine Verſammlung der Notablen des Reiches, aus mehreren Geiſtlichen, Edelleuten, hohen Steuerbeamten und Parlamentspräſidenten beſtehend, nach Rouen, auf welcher indeß eben ſo wenig ausgerichtet wurde, als auf der Ständeverſammlung ſeiner Mutter. Der Gang der Ereigniſſe unter der Regentſchaft wiederholte ſich unter dem Könige; der Adel, welcher mit dem Marſchall unzufrieden geweſen war, daß er ihn von allem Einfluß auf die Angelegenheiten ausgeſchloſſen hatte, betrachtete Luynes aus demſelben Grunde bereits mit nicht minderem

*) Raumer, Geſchichte Europas Bd. IV. S. 44.

Haſſe. Hierauf baute die unruhige Königin Mutter einen Plan, wieder an das Ruder zu gelangen. Sie ſetzte ſich mit mehreren Unzufriedenen heimlich in Verbindung, obgleich ſie ſtreng beobachtet wurde, und fand, daß ſie am meiſten auf den mächtigen Herzog von Epernon rechnen könne, der Gouverneur von Angoumois und Saintonge war und reiche Landſchaften in Guienne beſaß. Zunächſt kam es darauf an, der Gewalt des Königs zu entfliehen. In der Nacht vom 21. zum 22. Februar 1619 ſtieg die Königin mit Hülfe ihres Stallmeiſters auf einer Leiter aus dem Fenſter ihres Zimmers im Schloſſe von Blois hinab, und eilte nach Angouleme in den Schutz des Herzogs. So geſichert, trug ſie ihre Beſchwerden dem Könige vor, wendete ſich an die Statthalter der übrigen Provinzen und an die unzufriedenen Edelleute, ſuchte den König von Spanien zu gewinnen, und ließ durch den Herzog von Epernon Werbungen und Bewaffnungen anſtellen, um ihre Plane nöthigen Falls mit Gewalt durchzuſetzen. Nicht ohne Unruhe ſah Luynes den Keim des Bürgerkrieges hervorgehen; und nachdem auch ein Verſuch, die Königin von dem Herzoge von Epernon zu trennen, mißlungen war, beſchloß er mit ihr zu unterhandeln und ſich zu dieſem Zwecke des Biſchofs von Luçon zu bedienen.

Armand Jean war der dritte Sohn Franzens du Pleſſis, des Herrn von Richelieu im Lande Poitou. Er war zu Paris am 5. September 1585 geboren, und früh ſchon trat in dem raſtlos thätigen Knaben das Beſtreben hervor, ſich weit über ſeines Gleichen emporzuſchwingen. Anfangs als jüngerer Sohn zum Kriegsdienſte beſtimmt, war er der erſte in allen Leibesübungen geweſen; als ihm aber Heinrich IV., nachdem ſein zweiter Bruder ins Kloſter gegangen, die Ausſicht auf deſſen Bisthum Luçon gab, legte er ſich mit dem größten Eifer auf theologiſche Studien, und bewirkte es durch ſeine vorzügliche Geſchicklichkeit, daß er ſchon in ſeinem zwei und zwanzigſten Jahre in Rom die biſchöfliche Weihe erhielt. Aber nicht zufrieden mit dieſer ungewöhnlichen Begünſtigung, richtete er ſogleich den Blick nach größeren Höhen. Auf der Ständeverſammlung von 1614 ward er der Königin und dem Marſchall d'Ancre bekannt, worauf er bald von dieſem zum Staatsrath und im Jahre 1616 ſogar zum Staatsſecretär befördert wurde. Nach dem Sturz des Günſtlings verlor er natürlich ſeine Stelle. Er begleitete die Königin in ihre Verbannung nach Blois, ward aber, weil man ſeinen Verſtand und ſein Urtheil fürchtete, auf Luynes Betreiben von hier nach Avignon verbannt. Jetzt wünſchte

der neue Günstling selbst sich Richelieus Einfluß auf die Königin bedienen zu können, und der Letztere zeigte keine Abneigung zu einem Geschäfte, welches ihn über beide Parteien stellte. Durch seine Vermittelung ward dann auch wirklich am 30. April 1619 ein Vergleich zwischen dem Könige und seiner Mutter zu Stande gebracht, bei welchem die Letztere das Gouvernement von Anjou sammt der Stadt Angers und volle Verzeihung für alle ihre Anhänger erhielt. So waren nun zwei Höfe in Frankreich, der königliche in Paris und der der Königin Mutter in Angers. Da diese in den ihr gemachten Zugeständnissen nur den Anfang größeren Gelingens sah, anderseits die Unzufriedenheit des Adels mit dem Günstlinge fortdauerte und sogar durch einige Veränderungen in der Besetzung der Gouvernements zum Vortheil von Luynes Freunden und Verwandten stieg, konnte der Ausbruch neuer Mißhelligkeiten nicht entfernt sein. Ehe ein Jahr verging, sammelte Epernon und der Herzog von Mayenne, Gouverneur von Guienne, Truppen gegen Luynes und den König. Der ganze Adel der Normandie, der Bretagne, von Maine, Anjou, Guienne und Gascogne erklärte sich für die Königin. Bei dieser Stärke seiner Gegner glaubte Luynes mit Recht durch bloße Unterhandlungen ohne den Nachdruck der Waffen nichts durchsetzen zu können. Mit dem Könige und achttausend Mann Fußvolk und einiger Reiterei brach er schnell gegen die Normandie auf, nahm Rouen, Caen, Dieppe, und wendete sich gegen die Bretagne, wo sein Vorrücken von ähnlichen Erfolgen begleitet wurde. „Eine Partei, die aus losen Bestandtheilen zusammengesetzt ist, sagt Richelieu in seinen Memoiren über diese Ereignisse, und keinen andern Mittelpunkt hat als Unzufriedenheit mit der Regierung, die Aenderungen will, aber ohne recht zu wissen welche, wird der rechtmäßigen Regierung gegenüber wenig Kraft und Bestand zeigen." In diesem Sinne rieth er der Königin, der er seit dem letzten Vertrage wieder eifrig zur Seite stand, dringend, sich mit Ludwig zu versöhnen. Auch Luynes durfte die Gegenpartei nicht aufs Aeußerste treiben und hatte namentlich den Anschluß der Hugenotten an die Mißvergnügten zu fürchten, so daß er die Vorschläge Marias nicht zurückwies, obgleich er schon bis in die Nähe von Angers vorgedrungen war. So kam am 10. August 1620 ein neuer Vertrag zu Stande, in Folge dessen die Königin gegen die Erlaubniß der Rückkehr an den Hof sich von den Mißvergnügten lossagte. Außerdem erhielt sie die Zusage, daß der König für den Bischof von Luçon in Rom um den Cardinals-

hut anhalten wolle, und deſſen Nichte, ein Fräulein von Pontcourlai, mit einem Neffen des nunmehrigen Herzogs von Luynes vermählt werden ſollte, zur dauernden Verſöhnung beider Parteien. Der König umarmte hierauf ſeine Mutter zu Briſſac mit großem Schein von Zärtlichkeit, und alle Mißvergnügten, welche binnen acht Tagen die Waffen niederlegten, erhielten Verzeihung.

So war die Ruhe des Reiches wiederhergeſtellt und die Königin am Ziel ihrer Entwürfe, aber die Entſcheidung des noch übrigen Streitpunktes, ob ſie oder Luynes größeren Einfluß auf den König und den Gang der Geſchäfte erlangen würde, wurde durch Begebniſſe anderer Art aufgehalten. Wie in Deutſchland hatte auch in Frankreich von der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts an eine innere Zuſammennahme und Reaction des Katholicismus ſtatt gefunden, welche in blutige Bürgerkriege übergehend, durch Heinrichs IV. Thronbeſteigung nicht gehemmt ward. Dieſer trug vielmehr, obgleich durch die proteſtantiſche Partei emporgekommen, durch eine beſſere und würdige Beſetzung der Kirchenſtellen, welche durch das Concordat von 1516 (Th. VII. S. 223) in der Hand des Königs von Frankreich war, ſehr bedeutend zu deſſen Erhebung bei. Die Kirche ſelbſt war mit eifrigen Reformen in ihrem Innern beſchäftigt, die Benedictiner, Dominicaner, Franziscaner traten zu neuen Congregationen zuſammen, die erſteren übernahmen es ganz beſonders ſich der Erziehung und dem Unterricht des Adels und der Geiſtlichen zu widmen, und ihren daneben betriebenen eigenen Studien haben wir die wichtigſten und umfaſſendſten Werke namentlich für die Geſchichte Frankreichs zu danken. Vincenz von Paula ſtiftete eine Vereinigung von Geiſtlichen zu Miſſionen unter den Landpfarrern und dem Landvolke; Peter von Berulle gründete ein Inſtitut zur Bildung von Geiſtlichen für den Kirchendienſt, ohne weitere Gelübde von den Mitgliedern zu fordern; für den erſten Unterricht der Kinder brachte Romillon eine Verbindung zu Stande. Ein ähnlicher Geiſt der Sorge für Erziehung, Unterricht, Krankenpflege, Wohlthätigkeit, für eigene Befeſtigung und Erbauung im Glauben lebte in den Congregationen der Frauen und vermehrte dieſelben *). Dies hatte bedeutende Rückwirkungen; ſchon begannen die Reformirten über Abtrünnige zu klagen. Gleich nach dem Tode Heinrichs IV. war von einigen Eiferern die völlige Unterdrückung der Proteſtanten in Vorſchlag gebracht,

*) Ranke Päpſte. Th. II. S. 430 fg.

von den Vernünftigen und Gemäßigten aber noch die Beſtätigung des Edicts von Nantes durchgeſetzt worden. Die Zurückſtellung des Kirchenguts in Bearn, das von Heinrich IV., ehe er den Thron Frankreichs beſtieg, eingezogen worden war, welche ſchon auf der Reichsverſammlung im Jahre 1614 in Antrag gebracht wurde, führte zu neuen Streitigkeiten, als Luynes dieſelbe im Jahre 1617 durch ein Edict anbefahl. Nach der Verſöhnung des Königs mit Maria von Medici, während man fortwährend mit den Reformirten unterhandelte, ließ Papſt Paul V. ernſtlich darauf bringen, den günſtigen Augenblick nun endlich zu einer großen Unternehmung gegen die übermächtigen Ketzer zu benutzen. Es hatten dieſe damals in Frankreich über ſiebenhundert Kirchſprengel inne, viertauſend Adelige hielten ſich zu ihnen, zweihundert befeſtigte Orte waren in ihren Händen. Man rechnete, daß ſie gegen fünf und zwanzigtauſend Bewaffnete ins Feld ſtellen könnten. Zur Wahrnehmung ihrer gemeinſamen Intereſſen hielten ſie von Zeit zu Zeit Verſammlungen, welche die verſchiedenen reformirten Landſchaften und Kirchſpiele durch Abgeordnete beſchickten; und diejenige, welche im Herbſt des Jahres 1620 zu La Rochelle zuſammentrat, beſchäftigte ſich die ſchon länger vorbereitete Eintheilung und Organiſation ihrer Länder in ſieben Kreiſe zu Stande zu bringen, und ernannte Befehlshaber für die Kriegsleute derſelben; wie denn überhaupt die Reformirten ſeit längerer Zeit einen feſten, für ſich abgeſchloſſenen Staat in Frankreich bildeten. Trotz dieſer Ehrfurcht gebietenden Macht wurden jetzt zuerſt die eingezogenen Kirchengüter in Bearn den Katholiken mit Gewalt zurückgegeben und ihnen die Hauptkirche des Landes in Pau wieder eröffnet, zur ſelben Zeit als die Böhmen in der Schlacht am weißen Berge unterlagen, und im folgenden Jahre beſchloß Luynes, der ſich deshalb mit der Würde des Connetable von Frankreich bekleiden ließ, offenen Krieg gegen die Reformirten zu erheben. In den nördlichen Provinzen wurden dieſelben mit leichter Mühe entwaffnet, weil ſie hier in unverhältnißmäßiger Minderzahl waren; ihre Hauptſtärke war im Süden von der Loire bis zu den Pyrenäen. Der König ſelbſt, mit dem erleſenſten Theile des Franzöſiſchen Adels, begleitete die Truppen, welche etwa funfzehntauſend Mann ſtark einige Plätze, Saumur, St. Jean d'Angely, Clerac und andere, eroberten. Vor Montauban ſcheiterten Luynes Anſtrengungen, und bei der Belagerung von Monheur, die hierauf unternommen wurde, fiel der Günſtling in ein Fieber, welches ſeinem Leben, im drei und vierzigſten Jahre ſeines Alters,

dem nachmaligen Könige Karl I., zu Stande; Spanien zwang er 1626 nach einigen Feindſeligkeiten zu einem Vergleich, in dem es die beſetzte Valtellina aufgab. Den Mantuaniſchen Erbfolgeſtreit, bei welchem Ludwig und Richelieu ſelber im Felde erſchienen, endete der Friede von Chierasco im Jahre 1631 in der Art, daß der Kaiſer und der König von Spanien Karln von Nevers als Herzog von Mantua anerkannten, und Savoyen die wichtige Feſtung Pignerol an Frankreich abtreten mußte. Von Richelieus Verbindung mit Schweden, ſeiner Theilnahme am dreißigjährigen Kriege, die zuerſt nur in Subſidien beſtand, dann aber durch eigene Heere am Rhein, in den Niederlanden, in den Pyrenäen und in Italien kräftiger eingriff, iſt bereits die Rede geweſen. Doch erntete er die Früchte aller dieſer Saaten noch nicht.

Im Innern verließ Richelieu mit der Uebernahme der Geſchäfte ſeine Stellung als Parteimann und faßte einzig und allein das Wohl des Staates ins Auge. In der Verfolgung der hierauf bezüglichen Zwecke konnte es nicht fehlen, daß er die mannichfaltigen unberechtigten Intereſſen, die unter der vorhergehenden ſchlaffen Verwaltung hervorgetreten und befriedigt worden waren, verletzte und ſich zahlreiche und leidenſchaftliche Feinde machte. Am Hofe fühlte ſich der Bruder und wahrſcheinliche Nachfolger des Königs, Gaſton von Anjou, obgleich er damals erſt achtzehn Jahr alt geworden war, durch den Miniſter herabgeſetzt und von dem ihm gebührenden Einfluß ausgeſchloſſen. Als daher Maria von Medici und der Cardinal wünſchten, daß er ſich mit der Prinzeſſin von Montpenſier, aus dem Hauſe Guiſe, vermählen möchte, glaubte er hierin nicht ganz mit Unrecht eine neue Maßregel zu ſehen, um ihn des Anſehens, das für ihn aus der Ehe mit einer auswärtigen Fürſtin hervorgehen würde, ein für alle Mal zu berauben. Von ſeinen ehrgeizigen Günſtlingen und Umgebungen wurde dieſer Argwohn immer höher geſteigert. Von geheimen Planen zur Erhebung Anjou's auf den Thron und von einer zu dieſem Zweck angeknüpften Verbindung des Prinzen mit Spanien und anderen Mächten unterrichtet, ließ Richelieu den Erzieher und Vertrauten deſſelben, den Marſchall von Ornano, verhaften. Wie dieſe durchgreifende Maßregel die Anhänger des Prinzen einerſeits mit Furcht erfüllen mußte, trieb ſie dieſelben anderſeits auch zur Schnelligkeit im Handeln und zur Rache. Man beſchloß, unter dem Vorwande einer Jagd, den Cardinal auf ſeinem Landgute Fleury zu beſu-

chen, und ſich entweder ſeiner Perſon zu bemächtigen, um ihn nach der Bretagne, deren Gouverneur, Ceſar von Vendome, im Einverſtändniſſe war, zu entführen, oder mit vorgehaltenen Dolchen zu entehrenden Verſprechungen zu zwingen, oder endlich ihn zu tödten. Der Graf von Chalais, ein leidenſchaftlicher junger Mann, der den Plan entworfen hatte, ſuchte auch den Commandeur von Valençay ins Geheimniß zu ziehen, allein dieſer entdeckte das Vorhaben dem Cardinal. Die Jäger fanden unvermuthet das Schloß zu Fleury mit ſtarken Wachen beſetzt, und gleich darauf wurden auf königlichen Befehl der Graf von Chalais, der Herzog von Vendome und deſſen Bruder, der Großprior von Bourbon, beide natürliche Söhne Heinrichs IV. und der ſchönen Gabriele d'Etrées, gefangen geſetzt. Dem Grafen von Chalais ward, mit unverzeihlicher Verletzung des rechtmäßigen Laufes der Geſetze, der Proceß vor einem außerordentlichen Gerichte gemacht, welches ihn zum Tode verurtheilte. Er ſollte zu Nantes, wo er gefangen ſaß, enthauptet werden. Seine Freunde beſtachen den Scharfrichter dieſer Stadt, daß er ſich wie zufällig entfernte. Allein das Urtheil mußte an demſelben Tage, da es dem Marſchall angekündigt wurde, auch vollzogen werden. In der Verlegenheit trug man jetzt zweien Verbrechern, denen man dafür Begnadigung verſprach, das Amt des Scharfrichters auf, und dies machte den Tod des Grafen ſehr ſchmerzlich, denn er erhielt einige zwanzig Hiebe, ehe der Kopf herunter fiel. Ornano war bereits im Gefängniß geſtorben; die beiden Vendome, deren königliches Blut man nicht vergießen wollte, blieben in enger Haft. Selbſt die Gemahlin Ludwigs, Anna von Oeſterreich, wie die Spaniſche Prinzeſſin als Tochter Margaretas von Oeſterreich in Frankreich genannt wurde, die der Mitwiſſenſchaft beſchuldigt war, durfte ſich nicht aus dem Louvre entfernen und ward vom Könige mit der größten Mißachtung behandelt. Der Herzog von Anjou, ein eben ſo großer Schwächling als der König, hatte ſich beim Mißlingen des Planes leicht gefügt und ohne Gewiſſensbiſſe die gefährlichen Abſichten ſeiner Genoſſen den Richtern offen dargelegt, und hierauf eine Erklärung unterzeichnet, in welcher er ſeine böſen Entwürfe eingeſtand und Beſſerung gelobte. Danach mußte er auch in die Heirath mit der Prinzeſſin von Montpenſier willigen, wurde aber dafür ſo freigebig bedacht, daß er die Herzogthümer Orleans und Chartres, die Grafſchaft Blois und außerdem noch 660,000 Livres jährlicher Ein-

künfte erhielt. Am 5. Auguſt 1626 wurde die Vermählung des Herzogs von Orleans (ſo wurde er von jetzt an genannt) gefeiert.

Nach dem Sturz der feindlichen Hofpartei ſchien Richelieus Anſehen für immer befeſtigt, da er ſich überdieß im vollkommenſten Einverſtändniß mit der Königin Mutter befand. Er beſchloß, dieſen Augenblick zur gänzlichen Entwaffnung der Partei, welche ſeit hundert Jahren ſo viele Unruhen in Frankreich veranlaßt und zu anderen den Vorwand hatte hergeben müſſen, der Reformirten, zu benutzen, um ſie nicht länger als einen Staat im Staate mit eigenen Heeren, Feſtungen und Steuern fortbeſtehen zu laſſen. Den Frieden, welcher 1622 geſchloſſen worden war, hatte man von Seiten des Hofes ſo wenig als die früheren ernſtlich gehalten. An vielen Orten wurde der proteſtantiſche Gottesdienſt gehindert, die Reformirten ſollten ihre religiöſen Lieder und Pſalmen nicht mehr öffentlich ſingen, man machte Verſuche, die Wahl der Magiſtrate in den reformirten Städten in die Hände des Königs zu bringen. Dazu kam die innere Schwächung der Calviniſten durch den Erfolg der katholiſchen Miſſionen. Die Jeſuiten hatten in Lyon, Aix, Pau neue Sitze ihres Ordens gegründet, die Capuziner bekehrten zahlreiche Abgefallene in Poitou und Languedoc, der Franciscaner Villele führte die ganze Stadt Foix in den Schooß der katholiſchen Kirche zurück; ſelbſt angeſehene Männer traten über, andere ließen ſich durch Geſchenke und Ehrenſtellen vom Hofe gewinnen; und daß allmählig in der Mehrzahl der reformirten Städte die Einwohnerſchaft ſich wieder theilweiſe zum Katholicismus bekannte, mußte deren Widerſtandsfähigkeit ungemein vermindern, wenn nicht ganz aufheben. Schon im Jahre 1625 hatten die Proteſtanten aufs Neue die Waffen ergriffen, um ſich gegen dieſe vielfachen Unbilden zu ſchützen und weiteren Verluſten vorzubeugen, und hatten dadurch Richelieus Plane gegen Oeſterreich und Spanien geſtört. Es war ein heftiger, aber kurzer Kampf geführt worden; denn die Kunde von dem mit Spanien abgeſchloſſenen Vertrage zwang die Reformirten ſchon im April 1626 zum Frieden, da ſie beim Beginn des Krieges auf die Beſchäftigung der katholiſchen Streitkräfte Frankreichs durch jene Macht gehofft hatten (Th. VIII. S. 317). Aehnlichen Störungen vorzubeugen, ſetzte Richelieu jetzt alle Kräfte gegen ſie in Bewegung. Er näherte ſich zu dieſem Zwecke ſogar dem Könige von Spanien wieder, und ſchloß mit ihm ein Bündniß gegen England, um die Reformirten der Hülfe dieſer Macht zu berauben. Selbſt die Holländer

gaben Schiffe gegen ihre Glaubensgenoſſen, da Frankreich nur eine unbedeutende und ungeübte Seemacht hatte, mehrere Hauptfeſtungen der Reformirten aber an der Küſte lagen. Dagegen traten die kriegsverſuchten Anführer der Reformirten, Rohan und Soubiſe, mit England in Verbindung und begannen im Frühjahre 1627 ihre Werbungen. In Languedoc eröffnete hierauf der Prinz von Condé den Krieg von Seiten des Hofes; die Belagerung von La Rochelle, des Hauptwaffenplatzes der Reformirten, wollte Richelieu ſelber leiten. Im Sommer ſetzten ſich die Truppen in Marſch, die der König in Perſon begleitete. Man eroberte mehrere kleinere Plätze, und wandte ſich hierauf gegen La Rochelle, wobei ſich der Cardinal ebenſo gewandt und thätig in kriegeriſchen als früher in politiſchen Dingen zeigte. Inzwiſchen war der Herzog von Buckingham, der neben dem König Karl von England eine ähnliche Stelle einnahm, wie Richelieu neben Ludwig XIII., bereits mit einer mächtigen Flotte auf der Inſel Rhe in der Nähe von La Rochelle gelandet, und hatte dieſelbe bis auf das Fort St. Martin erobert. Die erſte Aufgabe war, dieſen Punkt zu retten und die Engländer aus ihrer wichtigen Stellung zu vertreiben. Das Gelingen der hierauf bezüglichen Unternehmungen war vor Allem Richelieus Anſtalten zuzuſchreiben. Am 28. September brachen vierzehn Franzöſiſche Schiffe durch die Hafenſperre und verproviantirten das Fort; bald nachher gelang es dem Marſchall Heinrich von Schomberg, ſich mit einem zahlreichen Corps auf der Inſel feſtzuſetzen, wodurch Buckingham zur Aufhebung der Belagerung und zum Rückzuge auf die Flotte genöthigt wurde, bei welchem er über 2000 Mann verlor. Darauf wurde La Rochelle durch ungeheure Verſchanzungen von der Landſeite eingeſchloſſen; denn die Stadt ſchien durch Lage und Feſtungswerke ſo unüberwindlich, daß man kein anderes Mittel ſah, als die Beſatzung auszuhungern. Um auch von der Seeſeite her die Zufuhr zu verſperren, ließ Richelieu quer durch den 740 Toiſen breiten Canal, der von der Stadt nach dem Hafen führte, einen feſten Damm ziehen, der als ein Meiſterſtück der Waſſerbaukunſt bewundert und vor ſeiner Vollendung für unmöglich gehalten wurde. Jetzt verzweifelten die Rochelle ſelbſt an ihrer Rettung, denn eine zweite Engliſche Flotte, die im Mai 1628 an dem Hafen erſchien, kehrte bald wieder um, da ſie die gewaltigen Anſtalten der Belagerer geſehen hatte, und als Buckingham, der den Krieg gegen Frankreich vornehmlich betrieben hatte und leitete, das Commando derſelben übernehmen wollte, um ſie zum zweiten Mal

gegen den Feind zu führen, ward er am 23. Auguſt zu Portsmouth von einem fanatiſchen Puritaner ermordet, der auf dieſe Weiſe die Rettung ſeiner Glaubensgenoſſen verhinderte. Schon im März war die Hungersnoth in der Stadt ſo hoch geſtiegen, daß die Herzogin von Rohan und ihre Tochter nichts als Pferdefleiſch und höchſtens drei oder vier Unzen Brots täglich zu ſich nahmen; aber die Prediger ermahnten das Volk zur Standhaftigkeit im Glauben und zum Tode der Märtyrer. Den höchſten Heldenmuth bewies Johann Guiton, ein Mann von kleinem Körper, aber entſchloſſener Seele. Man bat ihn einmüthig, nachdem die Belagerung ſchon ein halbes Jahr gedauert hatte, in dieſer Noth das Amt des Maire zu übernehmen. Er ſträubte ſich lange, endlich ſagte er (4. März 1629): „Weil ihrs denn haben wollt, ſo will ich Maire ſeyn, aber mit dem Beding, daß es mir erlaubt ſey, dem Erſten, der von Uebergabe ſpricht, den Dolch in die Bruſt zu ſtoßen. Mir ſelbſt ſoll man dies thun, ſobald ich dazu geneigt werden ſollte.“ Er behielt dieſe Standhaftigkeit bis ans Ende. Als der Mangel ſchon ſehr hoch geſtiegen war, zeigte ihm Jemand einen matt vorüberſchleichenden, vom Hunger ganz abgezehrten Menſchen. Guiton antwortete: „Und das befremdet Sie? Es wird uns Beiden eben ſo gehen, wenn wir keine Hülfe bekommen.“ Ein Anderer ſagte ihm, es ſtürben ſo viel Leute Hungers, daß bald Niemand mehr da ſeyn würde. „Nur immerhin, ſagte Guiton, wenn nur Einer zum Thorſperren übrig bleibt.“ So hielt ſich die Stadt noch ſieben Monate. Immer hoffte ſie noch auf Entſatz von den Engländern; allein obgleich am 28. September hundert und vierzig Engliſche Schiffe anlangten, ſo verurſachten widrige Winde, Nachläſſigkeit des Befehlshabers, des Grafen von Lindſai, und ſchlechter Wille der Engländer überhaupt, daß die ganze Flotte, nachdem ſie die Franzöſiſche einen Tag lang (3. Oct.) beſchoſſen hatte, unverrichteter Sache wieder abſegelte. Nachdem dieſer letzte Hoffnungsſchimmer verblichen war, ſandten die Bürger Abgeordnete ins königliche Lager, welches ebenfalls von Krankheiten und Seuchen heimgeſucht wurde. Auf Richelieus Verſprechen der Sicherheit des Lebens und Eigenthums und freier Religionsübung ergaben ſich endlich die wenigen Menſchen, die der Hunger nach einer vierzehnmonatlichen Einſchließung noch übrig gelaſſen hatte. Die Beſatzung, die nur noch aus vier und ſechzig Franzoſen und neunzig Engländern beſtand, erhielt freien Abzug, die Officiere mit ihren Waffen, die Gemeinen mit weißen Stäben. Kraftlos wie Schatten wank-

ten ſie zum Thore hinaus. Am 30. October 1628 zog die Franzöſiſche Leibwache ein. Am Thore fand man den braven Guiton, der die Schlüſſel mit einer kurzen Anrede überreichte; worauf ihm der Marſchall von Schomberg ankündigte, daß ſein Amt und alle Freiheiten der Stadt aufgehoben wären. Zur Verhütung der Plünderung waren die ſtrengſten Befehle gegeben. Dagegen fielen die Einwohner die einziehenden Soldaten an, um ihnen das an ihren Bandelieren hangende Brot zu entreißen, und dieſe, durch den traurigen Anblick gerührt, wehrten ſich nicht, ſondern gaben es freiwillig hin. Der König konnte erſt am 1. November ſeinen Einzug halten, weil die Stadt ſo voller Peſtluft und Unreinigkeit war, daß man zwei Tage brauchte, um ſie zu ſäubern. Man rechnet funfzehntauſend, Andere ſogar fünf und zwanzigtauſend Menſchen, welche dem Hunger und den übrigen Leiden der Belagerung erlegen waren. Von dieſen lagen viele noch unbegraben in ihren Häuſern, viele auf den Kirchhöfen, wohin ſie ſich wenige Stunden vor ihrem Ende ſelbſt geſchleppt hatten, um wenigſtens auf geweihter Erde den Geiſt auszuhauchen. Nach der Entfernung des Königs wurden die Feſtungswerke geſchleift, ſelbſt die Stadtmauer niedergeriſſen, und die Stadt aller Privilegien beraubt. Im folgenden Jahre (27. Jun. 1629) ward mit den Reformirten im ganzen Reiche ein Friede geſchloſſen, dem gemäß die Befeſtigungen aller Sicherheitsplätze zerſtört wurden; doch erfolgten ſonſt keine Beſtrafungen, der Herzog von Rohan erhielt ſogar für ſich und ſeine Anhänger unbedingte Verzeihung. Die Hauptſache war, daß der Partei alle ihr durch das Edict von Nantes eingeräumten religiöſen Rechte gelaſſen wurden; nur als ein eigener politiſcher Körper ſollten die Reformirten nicht länger beſtehen. Es geſchah dieß zu derſelben Zeit, als auch in Deutſchland Kaiſer Ferdinand alle Verſuche der Proteſtanten, ihm zu widerſtehen, zu Boden geſchlagen und den Gipfel ſeiner Macht beſtiegen hatte; aber ſtatt ſich zu begnügen, den Ungehorſamen die Mittel zum Widerſtande zu nehmen, wie hier der Cardinal der römiſchen Kirche that, wollte Ferdinand II. den Proteſtantismus in ſeinen Erblanden wie im Reiche mit gewaltſamen Maßregeln ausrotten.

In demſelben Maße als Richelieus Anſehen durch den glücklichen Erfolg ſeiner Unternehmungen ſtieg, hatte ſich die Gunſt ſeiner vormaligen Beſchützerin, der Königin Mutter, von ihm abgewendet, beſonders da ſie verſchiedene Male genöthigt worden war, in der Berathung über die Angelegenheiten des Staats ſich ſeiner überlegenen Ein-

ſicht unterzuordnen. Zum Ausbruch kam dieſe Feindſchaft zuerſt bei Gelegenheit des Mantuaniſchen Erbfolgeſtreits, als Richelieu wiederum gegen Spanien auftreten wollte, eine Politik, die Marias von Medici lang genährten Anſichten und Wünſchen auf das Beſtimmteſte widerſprach. Der König vermittelte indeß eine Verſöhnung, Richelieu ſchrieb der Königin Mutter einen demüthigen Brief und überreichte ihr denſelben in kniender Stellung. Als aber Ludwig im Jahre 1630 zu Lyon in eine ſchwere Krankheit fiel und Maria ihn ſogleich pflegte, benutzte ſie das dadurch für ſie in der Seele des Königs erzeugte Wohlwollen, um ihm das Verſprechen abzulocken, den Cardinal von allen Geſchäften zu entfernen; jedoch fügte Ludwig hinzu, daß dieß ohne Nachtheil des Staats erſt nach Beendigung der Italieniſchen Händel geſchehen könne. Als der König aber auch nach dieſer Friſt mit der Erfüllung ſeiner Zuſage zögerte, und Richelieu, im Allgemeinen von den Abſichten Marias unterrichtet, ihn nicht aus den Augen ließ, ſtellte ſich die Königin krank, um auf dieſe Weiſe eine ungeſtörte Zuſammenkunft mit ihrem Sohne zu haben. In der That ermangelte dieſer nicht, ihr ſeinen Beſuch abzuſtatten (11. Nov. 1630), und jetzt drang ſie mit allen Waffen weiblicher Beredtſamkeit auf ihn ein. Schon ſchwankte der König, als auf einmal Richelieu hereintrat, der eine Kammerfrau der Königin beſtochen hatte, ihm eine Seitenthür zu öffnen. „Sie hier, Cardinal?“ rief Maria erſchrocken. — „Sie ſprachen alſo von mir?“ fragte dieſer. Die Königin wollte es anfangs leugnen, dann aber brach ſie in die Worte aus: „Nun ja, wir ſprachen von Ihnen, als von dem undankbarſten und ſchlechtdenkendſten Menſchen.“ In dieſem Tone überſchüttete ſie ihn dann noch mit einer Fluth von Vorwürfen, und bat den König dringend um ſeine Verweiſung. Der Cardinal ſtellte auf den Knien liegend unter Thränen die Redlichkeit ſeiner Abſichten dar, aber da der Zorn Marias nicht zu erweichen war, bat er den König, der ſich wie auf der Folter befand, daß er ihm erlauben möchte, den Hof zu verlaſſen und ſich in die Einſamkeit zu begeben, um daſelbſt lebenslang das Unglück zu beweinen, die Gnade der Königin Mutter verloren zu haben. Ludwig war geneigt ihn zu behalten, und redete ſelbſt zu ſeinen Gunſten; allein Maria beſtand auf ihr Begehren, und fragte ihn wiederholt, ob er ſeiner Mutter einen Diener vorziehen wollte? Um ſich aus dieſer peinigenden Lage zu ziehen, ſagte der König endlich: es ſey ſpät, er müſſe nach ſeinem Jagdſchloſſe Verſailles, ohne eine beſtimmte Antwort zu geben. Unter Weges be-

klagte er ſich gegen ſeinen Begleiter, den Herzog von St. Simon, über die Intriguen ſeiner Mutter, welches dieſer mit dem Lobe des Cardinals erwiederte, gegen den er große Verbindlichkeiten hatte, und der König ſtimmte ihm bei. Inzwiſchen traf Richelieu alle Anſtalten zur ſchleunigen Abreiſe von Paris. Jedermann glaubte bereits an ſeinen Sturz und drängte ſich glückwünſchend um die Königin, welche von den Herrlichkeiten einer neuen Regentſchaft träumte. Aber ſie ſollte ſchnell enttäuſcht werden. St. Simon hatte dem Cardinal la Valette, einem Freunde Richelieus, von den Aeußerungen des Königs Nachricht gegeben; Beide eilten auf der Stelle nach Verſailles, Richelieu erhielt Zutritt, ſtürzte zu den Füßen des Monarchen, dankte für die ihm erwieſene Huld, und nannte ihn den beſten Fürſten, der in der Welt ſey. „Und ich, verſetzte Ludwig, habe an euch den treueſten und ergebenſten Diener, den man finden mag. Ich bin Zeuge von der Ehrfurcht und Dankbarkeit geweſen, die ihr jederzeit für die Königin, meine Mutter, gehabt habt. Hättet ihr eure Schuldigkeit gegen ſie aus der Acht gelaſſen, ſo würde ich die Hand von euch abgezogen haben, allein ich weiß, daß ſie ohne Noth über euch klagt. Sie hat ſich von einer Partei einnehmen laſſen, die ich ſchon werde zu trennen wiſſen. Fahret fort mir ſo zu dienen, wie ihr bisher gethan habt, ſo will ich euch gegen alle feindſeligen Ränke beſchützen.“ Der Cardinal betheuerte, daß er ſich lieber entfernen als zu der geringſten Uneinigkeit zwiſchen dem König und ſeiner Mutter Anlaß geben wolle; aber Ludwig befahl ihm zu bleiben, verſicherte ihn aufs Neue ſeines Schutzes, und ſagte ihm, daß er künftig ſeine Wohnung im Schloſſe nehmen ſolle *).

Dieſen Ausgang des Tages, welchen die Franzoſen wegen ſeiner Täuſchungen la journée des dupes genannt haben, hatte Maria von Medici nicht erwartet. Obgleich Richelieu, wie er ſich bisher ſtets ehrerbietig, beſonnen und untadelhaft gegen die Königin benommen hatte, in dieſer Verhaltungsweiſe fortfuhr, ſo mußte ſie doch aus der Entſetzung mehrerer Mitglieder ihrer Partei von ihren Würden und Ehrenſtellen und aus der Einziehung anderer ſchließen, daß man damit

*) Einige Hiſtoriker ſind der Meinung, daß der König nie daran gedacht habe, Richelieu zu entlaſſen, und dieſer den Willen Ludwigs ſehr wohl gekannt habe, vielmehr ſey der ganze Hergang von ihnen ſelbſt eingeleitet worden, um die Königin und ihren Anhang bloß zu ſtellen; cf. Siri, Memorie recondite, ad. ann. 1630. Capefigue: Richelieu, Mazarin et la Fronde, tome V. p. 324. ed. Brux.

umgehe, ihren Einfluß auf die Staatsangelegenheiten ganz zu vernichten. Neue Verſuche, dies ihrer Seits zu vereiteln, bewogen Ludwig, die Sache dem Staatsrathe zur Ueberlegung vorzulegen. Auch Richelieu, obgleich ſelbſt ſo ſtark betheiligt, ſollte ſeine Meinung ſagen. Er that es unbefangen und freimüthig. Die eingetretenen Mißverhältniſſe, erklärte er, ſind groß und bedenklich, da man nicht bloß Theilnahme vieler Großen, Ungehorſam der Parlamente und Unruhen im Volke, ſondern auch Einmiſchung der feindlich geſinnten fremden Mächte fürchten muß. Die Königin Mutter werde man nicht umſtimmen können, denn ſie ſey unverſohnlich, wolle herrſchen und ſich rächen. Man könne ihn vom Staatsruder entfernen, aber auch dies würde keineswegs alle Uebel heilen und alle Unzufriedenen verſöhnen. Deshalb ſey es vielleicht am beſten, wenn der König ſeine Mutter eine Zeit lang von Paris und allen ihren ſchlechten Rathgebern fern halte, eine Maßregel, die ſeinem perſönlichen Rufe freilich ſehr ſchaden würde, da man ihn als den grauſamen Urheber derſelben verwünſchen werde. Auch könne dieſer Beſchluß große Gefahren erzeugen, wenn man nicht feſt entſchloſſen ſey ihn durchzuführen. Da die übrigen Räthe der Anſicht des Cardinals beitraten, und ein nochmaliger Verſuch des Königs, ſeine Mutter zur Ausſöhnung mit Richelieu zu bringen, vergeblich blieb, beſchloß der König dieſer Meinung zu folgen. Der Hof befand ſich damals in Compiegne, und als Ludwig am 23. Februar 1631 noch vor Tagesanbruch nach Paris abgereiſt war, kündigte der Marſchall d'Etrées der Königin Mutter an, daß er Befehl habe, ſie nicht zu verlaſſen, und am folgenden Morgen ward ihr ein Schreiben ihres Sohnes eingehändigt, worin ſie erſucht ward, ſich auf einige Zeit in das Schloß zu Moulins zu begeben. Höchlich beſtürzt ergoß ſich Maria in Klagen, dann erklärte ſie, kein Menſch ſolle ſie von Compiegne wegbringen, und ihr Trotz wurde durch die Furcht verſtärkt, daß man am Ende gar damit umgehe, ſie nach Italien zurückzuſchicken.

Richelieu hatte nicht viel Zeit ſich ſeines Triumphes zu freuen, denn ſchon harrte eine zweite Aufgabe ähnlicher Art der Löſung von ſeiner Hand. Der Bruder des Königs, der Herzog Gaſton von Orleans, hegte denſelben Ehrgeiz und eine ähnliche Eiferſucht gegen den gewaltigen Miniſter wie ſeine Mutter, obwohl er noch ungeſchickter und unfähiger zur Führung der Geſchäfte war als dieſe. Seines erſten verunglückten Planes und der ihm zugeſtandenen großen Bewilligungen iſt bereits gedacht worden. Deſſenungeachtet fuhr er in ſei-

nen herrſchſüchtigen Bemühungen fort, in denen er, wie Maria von Medici, vom Spaniſchen Hofe, welcher Richelieus Anſehen zu hemmen und ſelbſt wieder Einfluß auf Frankreich zu gewinnen wünſchte, unterſtützt ward. So hatte er ſich ſchon im Jahre 1629 zum Herzoge Karl IV. von Lothringen begeben, und dem Cardinal hatte es die größte Mühe gekoſtet, ihn durch die Vermehrung ſeiner Einnahme und neue Zugeſtändniſſe zur Rückkehr zu bewegen. Nach der Gefangenſchaft der Königin verließ er den Hof, weigerte ſich zurückzukehren, ſo lange ſeine Mutter von Richelieu in Gefangenſchaft gehalten werde, und ſammelte zu Orleans mit größtem Eifer Geld und Truppen. Richelieu glaubte dieſen Keim des Bürgerkrieges auf das Schnellſte unterdrücken zu müſſen; er rief einige Regimenter zuſammen, und mit dieſen eilte der König auf ſein Anrathen ſelbſt nach Orleans. Der Herzog, ſo unerwartet überraſcht, floh (im März 1631) nach der Bourgogne, dann, auch hier verfolgt, nach der Franche-Comte, und endlich wieder nach Lothringen. Richelieu ließ darauf im Namen des Königs alle Anhänger des Herzogs für Beleidiger der Majeſtät erklären, und wollte, daß das Pariſer Parlament dieſe Erklärung regiſtrire.

Hierbei ſtieß er auf einen neuen Widerſtand. Das Parlament lehnte die Forderung unter dem Vorwande, daß die Gründe dieſes Verfahrens nicht triftig genug ſeyen, ab (25. April 1631). Dieſe Weigerung betrachtete Richelieu als einen Eingriff in die königliche Gewalt, der kräftig zurückgewieſen werden müſſe. Es ward eine außerordentliche Verſammlung des Staatsraths (12. Mai) zuſammenberufen, und darin beſchloſſen, daß das Protocoll des Parlaments vom 25. April öffentlich caſſirt und in deſſen Büchern eine Acte eingetragen werden ſolle, wodurch daſſelbe für geſetzwidrig und nichtig erklart würde. Sämmtliche Parlamentsräthe mußten im Louvre erſcheinen, vor dem Könige niederknien, und von dem Siegelbewahrer einen ſcharfen Verweis anhören, daß ſie ſich unterſtünden, Staatsſachen ohne königliche Erlaubniß zu unterſuchen, da ſie doch nur dazu beſtellt wären Recht zu ſprechen. Der König drohte, ſechs oder ſieben von ihnen in ein Regiment zu ſtecken, damit ſie Gehorſam lernten, und ließ ſich das Regiſter geben, worin das Protocoll der Berathſchlagung vom 25. April eingetragen war, riß das Blatt heraus, vernichtete es vor Aller Augen, und befahl, den Ausſpruch des Staatsraths dafür hinzuſchreiben. Doch waren die Mitglieder des Parlaments beherzt genug, nach einigen Tagen

eine ſchriftliche Vertheidigung ihrer alten Rechte einzureichen, wofür aber der Präſident Barillon und zwei Räthe ſogleich aus Paris verwieſen wurden. Auch hierdurch nicht geſchreckt, hielt das Parlament ſogleich um die Zurückberufung der drei Verwieſenen an, und erhielt dieſelbe in der That nach einiger Zeit, da der vorſichtige Richelieu Bedenken trug den Bogen allzu ſtark zu ſpannen.

Bald nachher entkam die Königin Mutter, da man ihre Flucht abſichtlich erleichterte, um ſich ihrer zu entledigen, aus Compiegne nach Brüſſel, wo ſie Schutz bei der Erzherzogin Iſabella, ihrer Tante, der damaligen Regentin der Spaniſchen Niederlande (oben S. 64), fand, und den Herzog von Orleans wiederſah, der ſich von Lothringen zu ihr begab. Beide erließen Rechtfertigungsſchriften ihres Benehmens, klagten den Cardinal auf das Leidenſchaftlichſte an, und trafen Anſtalten zum Kriege wider den Verhaßten und wider Frankreich. Richelieu war zunächſt darauf bedacht ſich im Inneren zu ſichern. Jener dem Parlamente aufgedrungenen Verordnung gemäß, wurden die Ehrenſtellen und Güter aller Anhänger des Entflohenen nach richterlichem Spruch in Beſchlag genommen, und um den Unzufriedenen ein abſchreckendes Beiſpiel des Nachdrucks in der Strenge zu geben, wurde gegen den Marſchall von Marillac, der ſchon früher als einer der vornehmſten Anhänger der Königin eingezogen worden war, der Proceß wegen Erpreſſungen, unerlaubter Steuererhebung und rechtswidriger Bedrückung der Unterthanen vor einer von Richelieu ernannten Commiſſion eröffnet. Obſchon der Angeklagte die Competenz des Gerichtshofes mit Recht verwarf, erkannte die Mehrzahl der Richter auf Todesſtrafe. Trotz aller Fürbitte ſeiner Verwandten und vieler Adelichen ward ihm am 10. Mai 1632 das Haupt auf dem Greveplatze zu Paris abgeſchlagen. Vier Wochen darauf brach der Herzog von Orleans mit zweitauſend Mann unter Mordthaten und Plünderungen der wilden Söldner in Burgund ein und richtete ſeinen Marſch nach Languedoc (13. Juni 1632). Eine pomphafte Erklärung ging ihm voran, in der er ſich „den Generalſtatthalter des Königs zur Abſchaffung der vom Cardinal Richelieu geſtifteten Mißbräuche" nannte, und verſicherte, daß er gekommen ſey, das Land von dieſem Feinde des Königs und des Volks zu befreien. Zu ſeiner Verwunderung wirkte jedoch dies Manifeſt nicht das mindeſte; Alles blieb ruhig, und die Städte, die er um den Durchzug bat, hielten ihre Thore verſchloſſen. Dennoch geſchah was Richelieu durch Marillac's Hinrichtung zu verhindern ge-

dacht hatte; der Statthalter von Languedoc, Heinrich von Montmorency, erklärte ſich für Orleans und ſchien hierdurch der ganzen Angelegenheit eine bedenkliche Wendung zu geben. Dieſer war nämlich ein Mann von großem Anſehen, tapfer und kriegserfahren, und bis um dieſe Zeit mit dem Cardinal im beſten Vernehmen. Er hatte die Hoffnung gehegt Connetable von Frankreich zu werden; da aber Richelieu dieſe Würde als eine zu einflußreiche nicht wiederherſtellen wollte, glaubte er ſich hintangeſetzt, und ſeine Gemahlin, eine Italienerin aus dem Hauſe Urſini, eine Verwandte der Königin Mutter, beſtürmte ihn mit Bitten, ſein Vaterland und die königliche Familie von der Tyrannei des hochmüthigen Prieſters zu befreien. So hatte er denn dem Herzoge von Orleans Unterſtützung in der Hoffnung zugeſagt, daß durch ſeine Vermittelung ein gütlicher Vergleich zwiſchen dem Herzoge und dem Könige zu Stande kommen werde. Das unbeſonnene Verfahren Gaſtons und die ſchnelle Eröffnung der Feindſeligkeiten verſetzten ihn aber jetzt in die traurige Nothwendigkeit, entweder an dem Könige oder an dem Prinzen zum Verräther zu werden; endlich gab die Unzufriedenheit mit Richelieu den Ausſchlag. Im Auguſt 1632 vereinigte er ſich mit dem Prinzen, ſo wenig zweckmäßige Anſtalten er auch bis jetzt zur Führung eines Krieges hatte treffen können, und ſo wahrſcheinlich ihm ſelbſt das Mißlingen des Unternehmens war. Wie gegründet dieſe Beſorgniß ſey, ſah er mit voller Ueberzeugung ſchon bei ſeiner erſten Zuſammenkunft mit den Günſtlingen des Prinzen. Sie ſtritten um die Befehlshaberſtellen, und keiner hatte Ohren für des anderen Rath. Unterdeſſen gingen einige tauſend Mann königlicher Truppen unter den Marſchällen Heinrich von Schomberg und La Force nach Languedoc. Der Herzog von Orleans ſtand bei Beziers, und wollte von da aus das Städtchen Caſtelnaudari beſetzen, als der Feind ſich in der Ferne zeigte. Beide Heere ſtellten ſich in Schlachtordnung, und der Graf Moret, ein natürlicher Sohn Heinrichs IV., der des Herzogs linken Flügel führte, that den Angriff mit großer Heftigkeit. Montmorency folgte mit dem rechten. Der Mittelpunkt des Heeres, in dem ſich der Prinz ſelbſt befand, blieb auf eine ganz unbegreifliche Weiſe unthätig, ſo daß die Vorgedrungenen in Verwirrung geriethen, der Graf tödtlich verwundet ward, und Montmorency, der ritterlich Allen vorankämpfte, von ſiebzehn Wunden entkräftet, unter ſein Pferd ſank, auf welches noch ein anderes, auch ſchwer verwundetes, ſtürzte. Gefangen wurde er nach Caſtelnaudari gebracht. Dieſen Erfolg rechnete Schomberg für einen Sieg, und ließ das übrige Häuflein des

Prinzen auf dem Schlachtfelde unangegriffen (1. September 1632). In der That blieb dem Herzoge nach dem Verluſte des Mannes, auf deſſen Anſehen und Talente er ſein ganzes Unternehmen gebaut hatte, nichts übrig, als des Königs Gnade anzuflehen, und dieſe erhielt er gegen das Verſprechen, allen Verbindungen mit dem Auslande zu entſagen, ſeinen Aufenthalt nach der Beſtimmung des Königs zu nehmen und dieſem die Beſtrafung ſeiner Anhanger zu überlaſſen. Am 29. September ward der Vertrag zu Beziers unterzeichnet, der den beklagenswerthen Montmorency ſeinem Schickſale Preis gab. Vergebens erinnerte die Gemahlin dieſes unglücklichen Mannes den Prinzen an ſeine ihr oft wiederholten Schwüre, ohne ihren Gemahl keinen Frieden zu ſchließen. Nach der nun ohne Schwierigkeit bewerkſtelligten Beruhigung Languedocs wurde Montmorency nach Toulouſe gebracht, deſſen Parlament gegen ihn verfahren ſollte. Da er in den Waffen gefangen worden war, ſo konnte kein Zweifel über den Ausfall des Spruches ſtatt finden; allein viele und ſeine Richter ſelbſt verließen ſich auf die Gnade des Königs, der nicht zugeben würde, daß der letzte Sprößling eines ſo edlen und um das Reich ſo verdienten Hauſes ſein Leben auf dem Blutgerüſte endige. Aber Richelieu ſtellte vor, wie ſehr die Lage der Dinge ein großes, abſchreckendes Beiſpiel erfordete. Ohne ein ſolches würde ſich immer wieder Aufruhr erheben, da Orleans ſich doch nur aus Noth unterwürfe. Würde Montmorency aber hingerichtet, ſo könne der Prinz nie wieder Anhänger von Bedeutung finden. Dieſe Vorſtellungen wirkten auf Ludwig in dem Grade, daß er entſchloſſen war, ſich durch nichts erbitten zu laſſen. So wurden demnach die beiden Schweſtern des unglücklichen Herzogs, nebſt vielen anderen Freunden, die nach Toulouſe gekommen waren, um die Milde des Königs anzuflehen, an der Thür abgewieſen. Selbſt der Prinz von Condé, St. Simon, der Günſtling des Königs, und die Herzoge von Cheuvreuſe und Epernon konnten das Herz des Monarchen nicht erweichen. Umſonſt erzählte man ihm, die Richter ſelber hätten dem Herzoge ſein Todesurtheil weinend verkündigt, in Toulouſe herrſche tiefe Trauer, das Volk bete in den Kirchen und ſchreie auf den Gaſſen um Barmherzigkeit für den Unglücklichen — denn Montmorency war in ſeiner Provinz ſehr geliebt worden —; umſonſt ſagte der Marſchall von Chatillon, der König würde unzähligen Perſonen durch die Begnadigung des Herzogs eine Freude machen. Ludwig antwortete: „Ich würde nicht König ſeyn, wenn ich den verſchiedenen Meinungen einzel-

ner Perſonen folgen wollte." Darauf kam der Graf von Charlus, und überreichte ihm den dem Herzog abgeforderten Marſchallsſtab und Orden. Er konnte ſich nicht enthalten, dem König, der am Schachbrett ſaß, zu Füßen zu fallen und ihn weinend um Gnade zu bitten. Alle, die im Zimmer waren, warfen ſich mit ihm auf die Knie, und unterſtützten ſeine Bitte. Dennoch ſagte der König: „Nein, er muß ſterben! Man darf ſich über den Tod eines Mannes, der ihn ſo ſehr verdient hat, nicht beſchweren; man kann ihn nur über das Unglück beklagen, in das er gefallen iſt." Die Hinrichtung geſchah am 30. October 1632 im Hofe des Rathhauſes zu Toulouſe. Der Herzog bereitete ſich durch Gebete und geiſtliche Werke fromm und chriſtlich zum Tode vor, ließ den König um Vergebung bitten, und verzieh ſelbſt dem Cardinal Richelieu, dem er ſogar zum Zeichen ſeiner Verſöhnung ein koſtbares Gemälde, ein Meiſterwerk des großen Raphael, vermachte. Als er mit entblößtem Halſe in den Hof des Rathhauſes geführt ward, grüßte er freundlich nach ſeiner Gewohnheit alle Anweſende, kniete nieder, und verſuchte es, ſein Haupt auf den Block zu legen, welches ihm wegen einer Wunde am Halſe ſehr ſchwer fiel. Als er endlich die rechte Lage aufgefunden hatte, rief er: „Nun haut beherzt zu! Herr Jeſu, nimm meinen Geiſt auf!" — Er ſtarb im acht und dreißigſten Jahre ſeines Alters. Seine troſtloſe Witwe ging in ein Kloſter. Erſt nach Richelieus Tode konnte ſie die Erlaubniß erhalten, ihrem theuren Gemahl ein öffentliches Denkmal zu ſetzen. Von den übrigen Anhängern des Herzogs wurden nur wenige mit Verbannung beſtraft, den andern aber verziehen.

Sobald der Urheber dieſes Unheils von der erfolgten Hinrichtung Montmorency's Kunde erhielt, verließ er Frankreich zum dritten Mal und begab ſich wiederum nach Brüſſel. Dieſen Schritt zu vertheidigen, ſchrieb er dem Könige, es ſey ihm bei der Unterzeichnung des Vertrages die Hoffnung gemacht worden, daß der Herzog dennoch begnadigt werden würde, und nur in dieſer Ausſicht habe er ſo viel nachgegeben, aber auch ohne dieß hätte die Rückſicht auf ſeine Ehre die Vollſtreckung des Urtheils hindern müſſen. Zu gleicher Zeit erfuhr man, daß der Herzog von Orleans bereits ſeit ſeiner erſten Flucht nach Lothringen mit Margarete, der Tochter des dortigen Herzogs Karl IV., in Geheim vermählt ſey; die Prinzeſſin von Montpenſier war ſchon früher geſtorben. Da Karl IV. ſich überdieß ſeit längerer Zeit den Feinden Frankreichs günſtig gezeigt und dem Kaiſer Hülfstruppen geſchickt

hatte, Richelieu aber damals mit den Schweden und Proteſtanten im Bunde ſtand, ſo forderte ihn dieſer jetzt auf, ſeine Werbungen einzuſtellen und ſeine Truppen zu entwaffnen. Auf die verweigernde Antwort des Herzogs brach Ludwig ſelbſt in Lothringen ein, nahm Bar le Duc, St. Mihiel und Luneville, und ließ Nancy einſchließen, aus welcher Stadt Margarete in männlicher Kleidung unter tauſend Gefahren zu ihrem Gatten nach Brüſſel floh. Karl ſelbſt ſah ſich bald zu dem Verſprechen genöthigt, Nancy den Franzoſen zu öffnen und bis zum Ende des Krieges in Deutſchland in deren Händen zu laſſen, worauf Ludwig am 25. September 1633 feierlich in dieſe Stadt einzog. Außerdem mußte der Herzog geloben, aller Unterſtützung der Feinde Frankreichs zu entſagen. Kaum hatten die Franzöſiſchen Truppen das Herzogthum geräumt, ſo legte Karl, um ſeinen Verbündeten treu bleiben und ſeiner Kriegsluſt ohne weiteren Schaden ſeiner Länder nachhängen zu dürfen, am 19. Januar 1634 die Regierung in die Hände ſeines Bruders Franz, und trat mit zweitauſend fünfhundert Kriegern und vielen Edelleuten in kaiſerliche Dienſte, wo wir ihn zuerſt beim Siege von Nördlingen gefunden haben (oben S. 21). Die Hoffnung aber, ſein Herzogthum verſchont zu ſehen, ging nicht in Erfüllung. Denn auf die Nachricht, daß Karl, den Beſtimmungen des Vertrages zuwider, gegen die Freunde Frankreichs kämpfe, erklärte Richelieu ſeine Entſagung für nichtig, ließ den neuen Herzog durch den Marſchall de la Force zu Luneville aufheben, nach Nancy abführen, und das ganze Land beſetzen, welches erſt nach ſieben und zwanzig Jahren von den Franzoſen wieder geräumt wurde. Der Herzog ſelbſt entzog ſich der Gefangenſchaft durch die Flucht. Am Abend des 31. März begleitete er als Diener und ſeine Gemahlin als Edelknabe verkleidet einen Vertrauten, der ſie auf dem Schloſſe zu Nancy beſucht hatte, nach Hauſe. Bei dieſem blieben ſie die Nacht verſteckt, um am andern Morgen in einer neuen Verkleidung, als Bauersleute, Körbe voll Miſt auf dem Rücken tragend, zum Thor hinaus zu kommen. Eine nach der Stadt gehende Bäuerin erkannte ſie, und zeigte ihre Entdeckung der Thorwache an; allein da gerade der erſte April war, ſo glaubten die Soldaten, es ſey Scherz. Unter fortwährender Angſt und großer Beſchwerde, zumal für die Herzogin, kamen ſie endlich nach einer Stunde an den Ort, wo ein Wagen bereit gehalten wurde, der ſie glücklich nach Beſançon brachte. Von hier begaben ſie ſich nach Florenz; ſpäter nahmen ſie ihren Aufenthalt

zu Wien. Vergebens drang Karl IV. im folgenden Jahre mit den ſiegreichen kaiſerlichen Schaaren über den Rhein vor, ſein Herzogthum wieder zu erobern, vergebens ſuchte er im Jahre 1636, mit Gallas und Spaniſchen Truppen vereinigt, von der Grafſchaft Burgund aus vorzudringen. Alle Erfolge und einzelnen Eroberungen gingen durch die Fortſchritte Bernhards von Weimar und der dieſem folgenden Franzöſiſchen Feldherren in den nächſten Jahren wieder verloren.

Inzwiſchen hatte der Herzog von Orleans, der in Brüſſel auch mit ſeiner Mutter, obgleich die Natur, gemeinſames Intereſſe und gemeinſames Unglück ſie auf die engſte Verbindung angewieſen hatten, zerfallen war, wieder mit dem Hofe verhandelt, und nachdem ſeine Ehe mit der Lothringiſchen Prinzeſſin anerkannt worden war, kehrte er im October 1634 nach Frankreich zurück. Im folgenden Jahr erhielt er ſogar die Mitanführung des Heeres, welches in den Niederlanden gegen die Spanier fechten ſollte. Ebenſo theilte er 1636 mit dem Grafen von Soiſſons, dem dritten Sohne des erſten Ludwig Condé, den Marſchällen de la Force und Chatillon das Commando der Abtheilungen, welche ſich dem Eindringen der Spanier in die Picardie widerſetzten; wobei er ſich aber ziemlich ungeſchickt zeigte *). Nach dem Rückzuge der Feinde belagerte man vereinigt Corbie, wo jene eine Beſatzung zurückgelaſſen hatten (oben S. 25). Bei dieſer Gelegenheit wurde ein neues Complott gegen Richelieu geſchmiedet. Da alle bisherigen Plane fruchtlos geblieben waren, beſchloß man ihn zu ermorden, und der mißvergnügte Graf von Soiſſons verſprach ſeine Beihülfe. Ausgegangen war der Entwurf von dem Grafen Montreſor, einem unwürdigen Günſtling des Herzogs von Orleans, und deſſen Vetter St. Ibar. Als nun der König mit dem Cardinal nach Amiens kam, um die Belagerungsarbeiten vor Corbie zu beſchleunigen, und hier öfter Kriegsrath gehalten wurde, beſchloſſen die Verſchworenen ihr Vorhaben bei dieſer Gelegenheit auszuführen. Der Herzog von Orleans begab ſich deshalb mit dem Grafen und vielen Edelleuten zur beſtimmten Zeit nach Amiens; nach geendeter Berathung ſollte er und der Graf das Zeichen zur That durch einen Wink geben. Alles ging erwünſcht, der König fuhr gleich nach dem Schluſſe der Sitzung nach Hauſe, und der Cardinal blieb ohne Begleitung mitten unter ſeinen Feinden zurück. Er ging lange mit ihnen im vertraulichen Geſpräche

*) Laurentie, histoire des ducs d'Orléans, tome 2. p. 119.

auf und ab, während Montreſor kein Auge von dem Herzog von Orleans abwandte. Aber die Furcht und Unentſchloſſenheit des Letzterer war ſo groß, daß er, ſtatt das Zeichen zu geben, verwirrt und außer Faſſung davon eilte. Montreſor faßte ihn auf der Treppe beim Rocke. „Wollen Sie ſich unglücklich machen? rief er ihm zu. Soll ichs noch vollführen? Noch iſt es Zeit!" — Nein, nein, ſtammelte der Prinz und rannte davon. Dieſelbe Gemüthsbewegung theilte der Graf von Soiſſons. Auch ihm ſah Saint Ibar unaufhörlich nach den Augen, allein er konnte ſich nicht entſchließen. Unterdeſſen ſtieg der Cardinal ruhig in den Wagen, ohne zu wiſſen, welcher Gefahr er entgangen.

Der empfindlichſte Schlag traf den Herzog von Orleans, der der Nachfolge im Reiche ſchon gewiß zu ſeyn glaubte, nach einigen Jahren durch die unvermuthete Geburt eines Dauphins. Die Königin Anna war ungeachtet ihrer zwei und zwanzigjährigen Ehe kinderlos geblieben, und lebte nicht in der geringſten Gemeinſchaft mit ihrem Gemahl, wovon theils deſſen natürliche Kälte, theils ſein Unwille über die fortdauernde Verbindung Annas mit dem Spaniſchen Hofe und über ihre Oppoſition gegen das herrſchende Regierungsſyſtem die Urſachen waren. Nach langer Trennung bemühten ſich plötzlich ihre Freunde, ſie dem Könige wieder näher zu bringen. Es geſchah, daß dieſer zu Paris in dem Kloſter der heiligen Maria ſeine Freundin, das Fräulein von Lafayette, die des Hoflebens überdrüſſig ſich früh der Welt entzogen hatte, und deren geiſtreiche Unterhaltung Ludwig ſehr hoch ſchätzte, am Sprachgitter beſuchte, als ein ſo böſes Wetter einfiel, daß er nicht nach Verſailles kommen konnte. So ließ er ſich überreden, die Nacht im Louvre bei der Königin zuzubringen, und neun Monate nachher erſcholl die Nachricht, es ſey ein Thronerbe geboren *) (5. Sept. 1638).

Wie ſehr auch das Anſehen des Herzogs von Orleans durch dieſes unerwartete Ereigniß geſchwächt werden mußte, welche Hoffnung und Stütze hierdurch dem unruhigen Adel geraubt wurde, wie fruchtlos alle bisherigen Unternehmungen gegen den Cardinal geblieben waren, es fehlte dennoch nicht an neuen Verſuchen, dieſen zu verderben. Nach

*) Der nachher ſo berühmt gewordene Ludwig XIV. Er brachte drei Zähne mit auf die Welt, womit er ſeinen Ammen ſo beſchwerlich fiel, daß man zuletzt eine Bäuerin zu dem Geſchäft nahm, die ihm in der Angſt durch Zuſchlagen das Beißen abgewöhnte. Hugo Grotius gab dieß ſcherzhaft in einem Briefe an Oxenſtierna für eine Vorbedeutung künftiger Raubgier aus, welches nur zu ſehr eintraf. — Die in den Text aufgenommene Erzählung, wie es mit Ludwigs Erzeugung zugegangen, iſt die einfachſte und wahrſcheinlichſte, und findet ſich in den Mémoires de Madame de Motteville, T. I. p. 82.

dem vereiteltem Mordplan begab ſich Gaſton nach Blois, und der Graf von Soiſſons zum Herzog von Bouillon nach Sedan, aus Furcht, daß ihre üblen Abſichten verrathen werden könnten. Nach vielfachen Unterhandlungen erhielten beide ſogar noch Zugeſtändniſſe als Preis der Ruhe und Verſöhnung. Trotz dem verband ſich der Graf von Soiſſons im Jahre 1641 wieder mit Heinrich II., Herzog von Guiſe, Enkel des zu Blois getödteten (Th. VIII. S. 126), der vor zehn Jahren bei Gelegenheit des Montmorencyſchen Aufſtandes aus dem Reiche verbannt worden war, und dem Herzog von Bouillon, dem Herrn von Sedan, „um die Ordnung in Frankreich wieder herzuſtellen.“ Spanien und Oeſterreich verſprachen ihnen Unterſtützung an Geld und Truppen. Am 6. Juli ſchlugen die Empörer die gegen ſie ausgeſandten königlichen Kriegsvölker in der Nähe von Sedan aufs Haupt, als nach beendigtem Treffen der Graf von Soiſſons durch einen Piſtolenſchuß von unbekannter Hand *) getödtet wurde, was die Auflöſung des ganzen Unternehmens welches bedenkliche Gefahren hätte herbeiführen können, zur Folge hatte. Der Herzog von Bouillon erhielt Verzeihung; der Herzog von Guiſe war ſchon früher nach Brüſſel gegangen.

Nach Beſiegung aller ihm entgegenſtehenden Parteien des Hofes und der Großen entſpann ſich eine neue Gefahr für Richelieu in den Gemüth des Königs ſelbſt, welches die Eigenſchaften eines neuen Günſtlings zu feſſeln und dem Einfluß des Cardinals zu entziehen drohte. Heinrich von Cinqmars, der Sohn des Marſchall d'Effiat, ein Jüngling von einnehmendem Aeußern, gehörte ſeit einigen Jahren zu den liebſten Geſellſchaftern des Königs, und war durch Richelieu ſelbſt zu dieſer Stellung gekommen, der für ſeine Perſon weder Luſt noch Zeit hatte, mit dem Könige von andern Dingen als von Staatsgeſchäften zu reden. Cinqmars gewann die Gunſt Ludwigs in hohem Grade, ſo daß dieſer ihn zu ſeinem Garderobe- und dann zu ſeinem Oberſtallmeiſter (grand écuyer) machte, von welcher letzteren Würde derſelbe gewöhnlich le Grand genannt wurde. Hierdurch übermüthig gemacht, forderte der junge Mann, man ſolle ihn zum Herzoge und Pair erheben, ſeine Heirath mit der Prinzeſſin Maria von Mantua befördern, ihm den Oberbefehl über ein Heer anvertrauen und Sitz und Stimme im höchſten Rathe bewilligen. Vom Cardinal in ſeine Schranken zurückgewieſen, gelangweilt durch ſeinen anſtrengenden Dienſt

*) Vgl. Capefigue: Richelieu, Mazarin et la Fronde, tome 6. p 41 ed. Brux.

bei dem Könige, der ihn immer um ſich haben wollte, beſchloß er ſich an Richelieu zu rächen, um nach deſſen Sturz ſelbſt über den ſchwachen Ludwig herrſchen zu können. Es fehlte ihm nicht an Freunden, die ihm ihre Unterſtützung zuſagten. Am meiſten hoffte er durch den König ſelbſt auszurichten, über den er viel vermochte, und der ſeine bitteren Reden über Richelieus Herrſchſucht und über das große Elend, das deſſen fortdauernde Kriege über Frankreich verbreiteten, in Augenblicken der Verſtimmung mit ſichtbarem Beifall anhörte. Hierauf fußend, ging Cinqmars allmählig weiter, und ſtellte ihm vor, daß der Cardinal ihn ſelbſt in ſchmählicher Abhängigkeit erhalte, ihm nichts als den königlichen Titel laſſe, und daß die ganze Nation die Entlaſſung des Tyrannen ſehnlich wünſche. Aber auch dabei blieb es nicht. Der Günſtling wagte zuletzt ſogar von Ermordung des Cardinals zu ſprechen, worauf Ludwig nur erwiederte, daß dieſes den Bann der Kirche nach ſich ziehen würde, den Gedanken aber keinesweges mit dem Unwillen und der Verachtung von ſich wies, die eines Königs und eines ſolchen Vorſchlags würdig geweſen wären. In manchen Stunden ſchien es ihm wünſchenswerth, der drückenden Abhängigkeit vom Cardinal entledigt zu ſeyn, obgleich ſein beſſerer Sinn ihm ſagte, wie ſehr das Reich dieſes Mannes bedürfe. Cinqmars glaubte indeß, nun Alles wagen zu können, und zog mit großer Unbedachtſamkeit mehrere Officiere an ſich, konnte aber keinen finden, der das Wagſtück ohne höhere Bewilligung auf ſich nehmen wollte. Dagegen gelang es ihm, die Herzoge von Orleans und Bouillon für ſeinen Plan zum Sturze Richelieus zu gewinnen. Auch der Parlamentsrath de Thou, der Sohn des berühmten Geſchichtſchreibers dieſes Namens, Cinqmars Freund, ein Mann von Geiſt und Einſicht, deſſen Einfluß und Emporſteigen Richelieu verhinderte, weil er ſich zur Partei der Königin Anna hielt, wurde in die Verſchwörung gezogen. Die Verbündeten wandten ſich an die Spaniſche Regierung, und dieſe, in der frohen Hoffnung, ihren gefährlichſten Feind beſeitigen zu können, ſchloß mit ihnen am 13. März 1642 einen Vertrag folgenden Inhalts: Der König von Spanien bewilligt den Unzufriedenen zum Beſten der Chriſtenheit ſiebzehntauſend Mann Hülfstruppen und bedeutende Jahrgelder. Dafür giebt Frankreich alle ſeine Eroberungen zurück, und erklärt ſich für einen Feind der Schweden und aller Feinde Oeſterreichs und Spaniens. Dies geſchah, während der König ſich wegen des Krieges mit Spanien, der ſeit 1639 auch in Rouſſillon geführt und durch einen im

folgenden Jahr ausgebrochenen Aufstand der Catalonier unterstützt wurde, mit dem Hofe zu Lyon aufhielt (oben S. 66). Zum Unglück wurde der Cardinal auf der weiteren Reise nach dem Kriegsschauplatze in Narbonne krank, und mußte sich auf den Rath der Aerzte nach Tarascon an die Ufer der Rhone begeben, um den dortigen Brunnen zu brauchen. Jetzt triumphirte Cinqmars vollends, denn bisher hatte Richelieu den König fast niemals verlassen. Aber vielleicht gereichte diese Abwesenheit dem Cardinal zum Glück. Der König fand nämlich die Herrschaft eines übermüthigen Thoren weit lästiger, als die besonnene des vorsichtigen Staatsmannes, der doch Alles, was er that, nur als Diener und im Namen des Monarchen zu thun begehrte. Zu gleicher Zeit erhielt der Cardinal, der durch das wachsende Ansehen des Cinqmars bereits aufs Aeußerste beunruhigt war, auf dem Wege nach Tarascon auch eine Abschrift jenes Vertrages mit Spanien, der ihm über die Plane der Verschworenen vollständigen Aufschluß gab. Indem er dem Könige, welcher sich im Lager vor Perpignan (welche Stadt damals bezwungen wurde) mit seinem Günstlinge aufhielt, diese wichtige Schrift durch den Staatssecretär Chavigny vorlegen ließ, konnte er den überzeugendsten Beweis geben, daß diejenigen, die an seinem Sturze arbeiteten, ihn mit der Erniedrigung Frankreichs erkaufen wollten. Nach einigem Bedenken befahl der König Cinqmars, de Thou und den Herzog von Bouillon zu verhaften (14. Juli 1642). Um den Herzog von Orleans zu täuschen, wurde ihm das Commando über einen Heerhaufen in der Champagne angetragen, so daß er glauben konnte, daß von seiner Theilnahme an Cinqmars Verrath nichts bekannt geworden sey. Dennoch erweckten bald einige Maßregeln, welche auf eine genaue Beobachtung von Seiten des Hofes deuteten, seinen Verdacht, und er beschloß, sich wieder um den Preis des Verraths seiner Freunde mit dem Cardinal zu versöhnen. Nachdem er Alles entdeckt hatte, erhielt er Erlaubniß, sich nach Annecy in Savoyen zu begeben. Auch der Herzog von Bouillon, der gerade damals das Commando der Französischen Armee, welche in Italien gegen die Spanier focht, geführt hatte, bekannte seine Plane ohne Umstände, und wurde gegen die Ueberlieferung seiner Herrschaft und Festung Sedan an die Krone zum zweiten Mal begnadigt. Selbst der König fühlte sich seinem mächtigen Minister gegenüber in einer peinlichen Lage, da er sich von der Schuld, Cinqmars mittelbar zu jenen Plänen angereizt und in seinem Vorsatze bestärkt zu haben, nicht freisprechen konnte. Obgleich ebenfalls krank, ließ

er ſich in der Sänfte zu Richelieu nach Taraſcon tragen, und ſein Bett neben dem Lager des Cardinals aufſchlagen. Unter Thränen, die von beiden Seiten vergoſſen wurden, kam es zu Erklärungen und zu völliger Ausſöhnung. Der Cardinal begab ſich darauf von Taraſcon, die Rhone hinauf, nach Lyon, wo eine Commiſſion von vierzehn Perſonen niedergeſetzt war, welche das Urtheil über die Angeklagten ſprechen ſollte. An Richelieus Barke war ein Schiff befeſtigt, auf welchem ſich der gefangene de Thou befand; Cinqmars wurde von der Citadelle von Montpellier unter ſtarker Bedeckung ebenfalls nach Lyon gebracht. Da beider Verbrechen klar zu Tage lag und von ihnen eingeſtanden wurde, konnte über die Strafe kein Zweifel ſeyn. Beide litten den Tod, obgleich de Thou nur um die Verſchwörung gewußt, aber nicht thätig eingegriffen zu haben behauptete, am 12. September zu Lyon mit Standhaftigkeit und chriſtlicher Ergebung. Der letztere ſtarb im ſieben und dreißigſten, Cinqmars im zwei und zwanzigſten Jahre ſeines Alters; jener von allen rechtſchaffenen Männern, dieſer von der Jugend und den Damen betrauert.

Dies war Richelieus letzter Triumph. Seine ſtets ſchwachen Körperkräfte waren durch die Bewegungen und Anſtrengungen der letzten Zeit ſo erſchöpft, daß ſeine Krankheit in ein hitziges Fieber überging, und ein hinzukommender Blutſturz, auf welchen große Engbrüſtigkeit folgte, verrieth den Aerzten ſein nahes Ende. Auf die Nachricht davon eilte der König zu ihm. Der Cardinal dankte ihm für dieſe Ehre, und ſagte: „Sire, dieß iſt der letzte Abſchied, den ich von Ihnen nehme. Ich habe dabei den Troſt, daß ich Ihr Königreich auf dem höchſten Punkte des Ruhmes, auf dem es je geſtanden, hinterlaſſe. Ich empfehle Ihnen meine Verwandten, unter der Bedingung, daß ſie in Treue und Gehorſam verharren.“ Er ſchlug darauf den Cardinal Mazarini zu ſeinem Nachfolger vor, rühmte auch die Geſchicklichkeit der beiden Staatsſecretäre Chavigny und Desnoyers und des Kanzlers Seguier. Als der König fortgegangen war, reichte man ihm das Abendmahl, vor deſſen Genuß er betheuerte, daß er bei ſeiner Staatsverwaltung nie etwas Anderes als das Beſte der Religion und des Staats zur Abſicht gehabt habe. Als ihn der Beichtiger ermahnte, ſeinen Feinden zu verzeihen, ſagte der Sterbende: „Ich habe niemals andere Feinde gehabt als die des Staats.“ Er ſtarb am 4. Dec. 1642 im acht und funfzigſten Jahre ſeines Alters.

Der Ausſpruch des Königs, als er die Botſchaft von Richelieus

Tod erhielt: „es ist ein großer Staatsmann gestorben", ist von Freunden und Feinden jeder Zeit durch ihr Urtheil bestätigt worden. Richelieus Staatsverwaltung war ein beständiger Kampf nach innen und nach außen, in keinem Jahre ruhte der Krieg. Am beschwerlichsten und drückendsten für ihn war die Opposition der Mitglieder der königlichen Familie, weswegen er mehrmals ernstlich daran dachte, sich zurückzuziehen. Er verfuhr hier immer mit der lobenswürdigsten Schonung, aber dennoch lebten die Königin Mutter und der Herzog von Orleans am Ende seiner Regierung im Auslande. Strenger trat er gegen die Großen und den Adel auf, welche ihren Einfluß durch die Prinzen des Hauses behaupten oder neu erkämpfen wollten, wie er denn so wenig als der König von Natur zur Milde geneigt war, und hier ist es besonders sein eigenmächtiges, regelloses und willkürliches Rechtsverfahren, welches ihm mit Grund vorgeworfen werden muß. Seine Politik zeigt das Uebergewicht, welches der ordnende Verstand in der geistigen Entwickelung erlangt hatte; Richelieu war sich klar über die Principien, er führte sie gedankenmäßig aus, er hat sie in seinen hinterlassenen Memoiren gerechtfertigt. Im Innern hat er das Werk Ludwigs XI. im Ganzen und Großen vollendet. Dieser hatte die mächtigen Lehnsträger bezwungen, aber danach hatten sich die Herren aus den reichen und vornehmen Familien an den Hof gedrängt, um die Rathschläge und die Politik ihrer Könige zu beherrschen; und die zu Gouverneuren der Provinzen ernannten Herzoge und Grafen glaubten an die Stelle der alten Besitzer derselben getreten zu seyn. Doch war es hauptsächlich nur noch das militärische Element ihrer vormaligen Gewalt, welches sie noch furchtbar erscheinen ließ; die Verwaltung des Rechts, der Einkünfte und der übrigen Hoheitsrechte war in die Hände der reichen Bürgerlichen übergegangen, welche die Stellen erkauft hatten und nun auch vererbten. An der Spitze dieser Beamtenwelt, der noblesse de robe, wie sie späterhin genannt wurde, welche sich ebenso wie früher die Feudalherren dem Thron gegenüber zu befestigen drohte, standen die Parlamente, mit dem Bestreben, vor Allem die Rechte ihres Standes zu hüten und zu wahren. Beide Aristokratien unterlagen dem überlegenen Geiste Richelieus; der Adel wurde durch mehrere Hinrichtungen und zahlreiche Verbannungen gedemüthigt und erschreckt; gegen die Parlamente erging ein Edict, welches das Remonstrationsrecht auf eine einfache Bitte reducirte, ohne daß die Befehle des Königs jemals aufgehalten werden könnten. In jeder Provinz

wurden den oberſten Gerichtshöfen und den Gouverneuren Intendanten zur Seite geſetzt, welche der Miniſter ernannte und wieder abrief, und ihnen die höhere Aufſicht über die Finanzen und die Polizei gegeben; mit Ausnahme Montmorency's wurden alle des Verraths gegen den Staat Beſchuldigte vor beſondere Commiſſionen und nicht vor die Schranken der Parlamente geſtellt. Die Privilegien und Rechte der Communen waren längſt in Verfall; Widerſtand, einzelne Empörungen, die Unterdrückung der Hugenotten gab Gelegenheit ſie hie und da ganz aufzuheben. Die Reichsſtände wurden nicht zuſammenberufen; ungehemmt in allen Dingen, über alle ſollte der König gebieten. Neben dieſen politiſchen Zwecken behielt Richelieu das materielle Wohl der Unterthanen unverrückt im Auge, und die Bewohner Frankreichs erfreuten ſich einer geordneten Verwaltung und inneren Ruhe, von der die übrigen Länder Europas damals weit entfernt waren. Für Vermehrung der Seemacht, Erweiterung des Handels, Unterſtützung der Colonien, Anlage von Canälen und wiſſenſchaftlichen Anſtalten ſorgte er mit unermüdlicher Thätigkeit.

Ludwig liebte den Cardinal nicht, aber er erkannte die Wichtigkeit des Zieles, welches dieſer ſich geſetzt hatte, ſo wie deſſen Fähigkeit trotz aller Schwierigkeiten daſſelbe zu erreichen. Luynes, auch Cinqmars in ſpäteren Zeiten waren ihm perſönlich weit bequemer und angenehmer; aber Richelieu war der Repräſentant eines glücklichen politiſchen Syſtems. Der König war nicht ohne Einſicht, jedoch zu träge, zu unluſtig und zu ſchwach zu einer fortdauernden Thätigkeit, wie ſie eine Selbſtherrſchaft nothwendig gemacht haben würde; nur zuweilen glaubte er ſeine Kraft durch ſtrenge Maßregeln zeigen zu müſſen. Das Gefühl, welches ſich mit dem Bewußtſeyn, eigentlich auf einem untergeordneten Platz zu ſtehen, verbinden mußte, machte ihn argwöhniſch, mißtrauiſch und trübſinnig, welche Stimmung durch ſeine anhaltende Kränklichkeit vermehrt wurde. Seine liebſte Beſchäftigung war die Jagd, beſonders mit Falken; am Kriegsweſen zeigte er ebenfalls großes Intereſſe, und arbeitete die Ereigniſſe der Feldzüge und Belagerungen, welchen er beiwohnte, eigenhändig auf das Genaueſte aus. Richelieu übergab ihm öfter Denkſchriften über ſeine Gemüthsart und Regierungsweiſe, in denen es unter andern heißt: „Ew. Majeſtät ſind argwöhniſch und eiferſüchtig, für Launen und vorübergehende Eindrücke leicht empfänglich. Sie müſſen alle Kraft auf die großen Angelegenheiten des Staats wenden, das Kleine als Ihrer unwürdig bei Seite

laſſen, nie Ihre hohe Stellung aufgeben, um ſelbſt Partei zu nehmen, niemals Schwätzern und untergeordneten Dienern Gehör geben. Da Sie von Natur nicht mit freundlichem Weſen begabt ſind, müſſen Sie ſich um ſo mehr hüten Unangenehmes zu ſagen, und die mit Recht beſchränkten Großen durch Herablaſſung zu entſchädigen ſuchen. Auf Ihre Diener dürfen Sie nicht eiferſüchtig ſeyn, wenn dieſelben Geſchäfte übernehmen, welche Sie ſelbſt nicht ausführen können. Möchten Ew. Majeſtät ſich beſtreben, die Meinung zu widerlegen, daß Sie empfangener Dienſte kaum drei Tage lang eingedenk ſeyn, und erwägen, daß ein böſes Wort den Dienſteifer mehr erkältet, als alle Belohnungen ihn zu erhöhen vermögen. Ew. Majeſtät halten mit zu geringem Nachdruck auf die Beobachtung der Geſetze; man ſoll Gerechtigkeit ohne Leidenſchaft üben, nie an der Strafe Vergnügen finden, allein von gefährlichen Umtrieben werden die meiſten nur durch Furcht zurückgeſchreckt." *) Ludwig ehrte den Cardinal auch nach ſeinem Tode, indem er auf dem von ihm vorgezeichneten Pfade weiter zu gehen verſuchte; nur die Verwieſenen wurden großen Theils zurückgerufen. Mazarin ward, wie Richelieu auf dem Sterbebette gewünſcht hatte, in den Staatsrath gezogen; da er aber nicht Titel und Rang eines Premierminiſters führte, auch eher durch Mäßigung, Schlauheit und Gewandtheit als durch Kraft und durchgreifendes Benehmen die Angelegenheiten zu führen trachtete, konnte es bei den Anſprüchen der ſtarken Gegenpartei, welche Richelieus Grundſätze mit eben dem Haß als einſt ihn ſelber verfolgte, nicht an mannichfachen Schwankungen fehlen, welche durch Zwiſtigkeiten im Staatsrathe und durch eine ſchlimme Wendung, welche die Kränklichkeit des Königs im Februar 1643 nahm, vermehrt wurden. Alles drängte ſich in voraus zur neuen Regentſchaft, welcher die Kindheit des Thronfolgers — er zählte erſt fünf Jahr — eine lange Dauer verhieß; alle ſo lange und ſtreng zurückgehaltenen Intereſſen hofften jetzt endlich den freieſten Spielraum zu finden. Dieſen Streitigkeiten ein Ende zu machen und etwaigen Unruhen nach ſeinem Tode vorzubeugen, ordnete Ludwig ſelbſt einen Regentſchaftsrath an, in welchem die Königin, Orleans, Condé, Mazarin, Seguier, Bouthillier und der Finanzminiſter Chavigny ſitzen und alle wichtigen Angelegenheiten nach Stimmenmehrheit entſcheiden ſollten. Die Königin Anna ſollte den Titel der Regentin führen. Wenige Wochen darauf ſtarb Ludwig XIII. (14. Mai 1643). Er fürchtete

*) Raumer, Geſchichte Europas, Th. IV. S. 101 fg.

den Tod nicht, und wiederholte häufig die Worte Hiobs: Taedet animam meam vitae meae. In ſeinen letzten Augenblicken mußte der anweſende Gaspard von Coligny, Marſchall von Frankreich, entfernt werden, weil er ein Proteſtant war. Endlich verließ den König die Sprache, und ſo endete er um zwei Uhr Nachmittags, zwei und vierzig Jahr alt, nach einem drei und dreißigjährigen Thronbeſitz. Seine ehrgeizige Mutter, Maria von Medici, die ſich von Brüſſel nach England begeben, und ſich zuletzt in Köln aufgehalten hatte, war an dem letztern Orte ein Jahr vor ihm (3. Juli 1642), drei und ſechzig Jahr alt, beinahe in Dürftigkeit, geſtorben.

9. Der Cardinal Mazarin und die Fronde.

(1643—1651.)

Das Parlament zu Paris, welches Richelieu zum Range eines bloßen Gerichtshofes herabgedrückt hatte, verſuchte jetzt ſein früheres Anſehen in allgemeinen Reichsangelegenheiten wieder herzuſtellen; es entſchied auf Annas Wunſch, mit Umſtoßung der Verordnung Ludwigs, in einer feierlichen Sitzung am 18. Mai 1643, bei welcher auch der junge König gegenwärtig war, daß die Königin die unumſchränkte Vormundſchaft führen und ihre Räthe nach Belieben wählen ſolle. Demnach mochte man den Sturz des Richelieuſchen Syſtems und aller ſeiner Anhänger für gewiß anſehen; Mazarin bereitete ſich zur Abreiſe, die Ariſtokratie triumphirte, ſchon ſahen ſich die Prinzen und die übrigen treuen Anhänger der Königin während ihrer Vernachläſſigung von Seiten Ludwigs und des Cardinals, durch den Beſitz der Statthalterſchaften, der erſten Aemter und Ehrenſtellen reich belohnt. An der Spitze dieſer Partei, welche demnächſt ans Ruder zu kommen hoffte, ſtand der Sohn des von Richelieu verfolgten Ceſar von Vendome, der Herzog von Beaufort, den ausgezeichnete Körperkraft und unbegrenzte Freigebigkeit zum Liebling des Pariſer Pöbels machten. Allein die Königin zeigte bald, daß es ihr nur darum zu thun geweſen ſey, die Kraft des Regentſchaftsrathes zu brechen, daß ſie ebenſo unabhängig vom Adel und den Prinzen herrſchen wollte, als ihr Gemahl, und daß ſie, obgleich klüger und feſter als dieſer, dennoch, mit gleicher Scheu vor angeſtrengter Arbeit zurückſchreckend, nach ſeinem Beiſpiele die Regierung in die Hände eines Staatsmannes legen wollte; doch

war es ihr feſter Entſchluß, daß dieſer ihr gegenüber niemals Richelieus überlegene Stellung einnehmen ſollte.

Julius Mazarini, von den Franzoſen Mazarin genannt, war am 14. Julius 1602 zu Piscina in Abruzzo geboren, und erhielt in Rom eine ſorgfältige Erziehung. Späterhin ſtudirte er die Rechte in Alcala, trat in die Dienſte des Papſtes, und die Vermittelung des Friedens von Chieraſco (o. S. 116) zeigte ſeine Geſchicklichkeit in einem ſo glänzenden Lichte, daß er zum Botſchafter in Paris ernannt wurde. Im Jahre 1639 trat er auf Richelieus Veranlaſſung in Franzöſiſche Dienſte. Mazarins Geiſt war bei weitem nicht ſo großartiger Ideen fähig als Richelieu, und die Mittel, welche er zur Erreichung ſeiner Plane in Bewegung ſetzte, waren um vieles kleinlicher. Selten ſuchte er auf anderm Wege als durch Geſchmeidigkeit, Liſt, Intriguen und Zweideutigkeiten zu ſeinem Ziel zu kommen. Dies war der Mann, dem Anna jetzt gegen die Erwartungen der Meiſten die Verwaltung des Staates nach innen und außen mit dem Vorſitze ihres Raths übertrug. Der Herzog von Beaufort, der ſich bedenkliche Reden gegen den Cardinal erlaubte, und der Graf von Montreſor wurden verhaftet, die Herzoge von Vendome und von Guiſe wurden verbannt, und der Krieg gegen Spanien und Oeſterreich mit verſtärkten Kräften und Heeren fortgeführt, trotz des Verlangens nach Frieden, welches von allen Seiten laut geäußert wurde. Doch zeigte ſich die geringere Kraft oder die Milde Mazarins, der den Adel nicht bloß demüthigen und erſchrecken, ſondern auch gewinnen wollte, in großer Freigebigkeit und vielfachen Begünſtigungen im Hofleben, welche den Mitgliedern dieſes Standes ertheilt wurden.

Die hierdurch entſtehenden Ausgaben, verbunden mit den für die Heere nöthigen Summen, erregten aber von einer anderen Seite her den erſten bedenklichen Widerſtand gegen die neue Regierung. Allgemein wurde über den jährlich ſteigenden Steuerdruck und die Erpreſſungen des Finanzminiſters, eines Italieners Namens Particelli Herrn von Emery, geklagt, durch den Mazarin den früheren Miniſter Bouthillier erſetzt hatte. Als der erſtere nun im Jahre 1644, mit Bezug auf ein Geſetz Heinrichs II., welches neue Häuſer außerhalb der Ringmauer von Paris zu bauen unterſagte, die inzwiſchen entſtandenen Häuſer der Vorſtädte mit einer Steuer belegte, entſtand ein Auflauf in Paris, und das Parlament that ernſthafte Vorſtellungen gegen dieſe Abgabe ſowohl als die Finanzverwaltung im Allgemeinen. Dies hatte die

willkürliche Verfügung zur Folge, daß zwei Präſidenten und zwei Räthe des Parlaments gefangen genommen und aus Paris weggebracht wurden. Sogleich griff das Parlament zu ſeinem gewöhnlichen Mittel, den Stillſtand aller ſeiner gerichtlichen Geſchäfte zu erklären, und nöthigte den Cardinal, der das Parlament, welches bald neue Steueredicte regiſtriren ſollte, nicht aufs Aeußerſte treiben wollte, durch wiederholte Beſchwerden die Verhafteten freizulaſſen. Um allem Widerſpruch für die nächſten Verordnungen vorzubeugen, wurde eine feierliche Parlamentsſitzung im Beiſeyn der Großen und der Prinzen des Hauſes (Lit de Juſtice) auf den 7. September 1645 anberaumt. Der junge König ſprach: „Meine Herren, ich bin gekommen, mit Ihnen von meinen Angelegenheiten zu ſprechen; mein Kanzler wird Ihnen meine Meinung ſagen.“ Dieſer ſtellte nun die Nothwendigkeit neuer Auflagen ſehr beredt vor, worauf neunzehn Steueredicte eingetragen werden mußten. Dennoch erſchien bereits im nächſten Jahr wieder eine Verordnung, welche alle in Paris eingebrachten Waaren und Lebensmittel einem hohen Zoll unterwarf. Dieſem ſteigenden Drucke beſchloß das Parlament nachdrücklich entgegenzutreten und trug die neue Verordnung erſt nach ſo bedeutenden Modificationen ein, daß die Auflage nur noch wenig abwerfen konnte. Die Finanznoth und den Widerſtand des Parlaments auf einmal zu beſeitigen, kam die Königin auf den Gedanken, zwölf neue Parlamentsrathsſtellen zu creiren und dieſelben an nachgiebig Geſinnte zu verkaufen, um dann durch deren Stimmen auch eine Erhöhung der Paulette durchzuſetzen. Dieſe Maßregel ſollte mit einigen anderen in einem Lit de Juſtice am 15. Januar 1648 regiſtrirt werden, als der General-Advocat Omer Talon folgende freimüthige Worte an die Königin richtete: „Seit zehn Jahren, ſprach er, iſt das Land ruinirt, die Bauern liegen auf Stroh, ihr Geräth iſt verkauft, und die Unglücklichen müſſen von Hafer- und Gerſtenbrot leben. Bedenken Sie, Madame, dieſes Elend des Volks in Ihrem Herzen; alle Ehre gewonnener Schlachten, aller Ruhm eroberter Landſchaften kann Die nicht ernähren, welche kein Brot haben und Myrthen, Palmen und Lorbeeren nicht zu den ernährenden Pflanzen der Erde zählen können. Iſt es nicht eine moraliſche und politiſche Täuſchung, zu glauben, daß die Edicte, welche den Grundgeſetzen der Monarchie widerſprechen, welche die ſouveränen Kammern des Parlaments verwerfen, angenommen und begründet ſind, wenn ſie der König in ſeiner Gegenwart verleſen läßt? Eine ſo des-

poliſche Regierung mag für die Scythen und die Barbaren des Nordens paſſen, welche nur das Antlitz der Menſchen tragen; in Frankreich ſind wir gewohnt frei geboren zu werden und als wahre Franzoſen zu leben.“ Dieſe Rede beſtimmte das Parlament, die neuen Edicte trotz der königlichen Sitzung zu verwerfen, und als eine Bitte um Aenderung der Finanzverwaltung vom Hofe nicht beachtet wurde, traten am 13. Mai die höchſten Staatsbehörden, der Steuerhof und die Oberrechenkammer, mit dem Parlament zu einem gemeinſamen Beſchluß zuſammen, ſelbſtändig über die Abſtellung der Uebelſtände zu berathen und ſich darüber mit den andern Parlamenten des Landes zu vereinigen. Hierauf beſchloß die Königin, gegen Mazarins Meinung, deſſen unentſchloſſenes Benehmen einen bedeutenden Unterſchied von dem ſeines Vorgängers bei ähnlichen Widerſetzlichkeiten darbot, ſtrengere Maßregeln anzuwenden, und ließ am 25. Mai von Neuem mehrere Räthe verhaften. Zu gleicher Zeit erging ein Verbot gegen die gemeinſamen Berathungen. Dennoch beharrte das Parlament in ſeiner Oppoſition, welche um ſo bedenklicher zu werden drohte, als die Bürgerſchaften aller Städte Frankreichs bereit ſchienen, daſſelbe als den Vertreter ihrer Rechte nöthigen Falls mit bewaffneter Hand zu unterſtützen. Am 26. Junius erhielt die Königin eine Botſchaft vom Parlament durch den Präſidenten Molé, welcher ihr vorſtellte, daß ſie es vorziehen möge, das Volk durch Milde als durch Härte zu leiten und die Vermittelung der Behörden zwiſchen Herrſchern und Beherrſchten zu geſtatten, worauf die Königin am folgenden Morgen die Gefangenen frei ließ, und ihre Erlaubniß ertheilte, die gemeinſamen Berathungen im Saale des heiligen Ludwigs fortzuſetzen. Hier wurde nun beſchloſſen, die Intendanten der Juſtiz und Polizei, als von den Parlamenten unabhängige Beamte, abzuſchaffen, die Taillen auf den vierten Theil herabzuſetzen, keine neuen Aemter ohne Zuſtimmung des Parlaments einrichten und kein Steuergeſetz ohne Eintragung in die Regiſter gelten zu laſſen. Commiſſionen, außerordentliche Gerichte, königliche Sitzungen ſollten für immer aufgehoben ſeyn. Gegen dieſe Angriffe auf das ganze Regierungsſyſtem ſuchte der Miniſter bei den Prinzen des Hauſes Hülfe, und bewilligte, um dieſe zu gewinnen, dem Herzog von Orleans, ebenfalls gegen die Grundſätze Richelieus, das Gouvernement von Languedoc und dem Sohne des Prinzen Condé, dem Herzog von Enghien, das der Champagne. Dafür übernahm der erſtere, mit dem Parlament zu unterhandeln, das früherhin

ſeine Unternehmungen gegen Richelieu zu begünſtigen getrachtet hatte (v. S. 125). Aber vergebens ſuchte der Herzog die Popularität der damaligen Zeit geltend zu machen, vergebens entließ Mazarin den Finanzminiſter, vergebens wurde die Grund- und Weinſteuer bedeutend reducirt. Auch das Verſprechen, die Intendanten dem Beſchluß des Parlaments gemäß abzuſchaffen, konnte ihm dieſe Behörde nicht wieder gewinnen. Gegen ſolche Hartnäckigkeit beſchloß die Königin ſtrenger aufzutreten und die günſtige Stimmung, welche ſich auf die Nachricht von dem großen Siege bei Lens, den der Herzog von Enghien über die Spanier davongetragen hatte, unter dem Volk von Paris verbreitete, zur Verhaftung der kühnſten Sprecher des Parlaments zu benutzen. Nachdem das Tedeum in der Kirche Notre Dame in Gegenwart des Hofes geſungen worden war (26. Auguſt 1648), begab ſich der Hauptmann der Garde der Königin, Gaſton von Commiges, nach dem Hauſe des Raths Brouſſel, eines ſiebzigjährigen, ſehr beliebten Greiſes, und führte ihn trotz der Zuſammenrottungen und dem Geſchrei des Volkes nach St. Germain. Daſſelbe Schickſal traf den Präſidenten Blanc Mesnil; mehrere Andere, die ebenfalls verhaftet werden ſollten, konnten in ihren Wohnungen nicht aufgefunden werden. Die Nachricht von dieſen Begebenheiten brachte ganz Paris unter die Waffen. Auch der Prevot des Marchands und die Schöffen der Stadt ließen ihre Compagnien vor dem Rathhauſe verſammeln und die Straßen durch Ketten ſperren. Vergebens ſuchten die Marſchälle de la Meilleraye und l'Hopital an der Spitze einiger Gardetruppen das Volk zur Ruhe zu bringen.

Im Hintergrund dieſes Tumults ſtanden ſelbſtſüchtige Abſichten, welche denſelben auch zum Theil hervorgerufen hatten. Es war Johann Franz Paul von Gondi, aus einer alten Florentiniſchen Familie, Neffe und Coadjutor des Erzbiſchofs von Paris, ein Mann von unruhiger Ränkeſucht und den verdorbenſten Sitten, aber nicht ohne Geiſt und Kraft zum Handeln, welcher als Parteihaupt emporzukommen gedachte. Als Geiſtlicher war ihm nichts Höheres mehr zu erreichen übrig als der Cardinalspurpur; außer dieſem fühlte ſich aber auch ſein brennender Ehrgeiz getrieben, in anderen Kreiſen Geltung und Herrſchaft zu erlangen. Die Neigung des Volks hatte er ſich durch vorgeſpiegeltes Intereſſe am öffentlichen Wohl und große Geldſpenden bereits zu erwerben gewußt; und jetzt beförderte er die Unruhen gegen den Hof, um ſich, wenn er dieſelben durch ſeine Volksbe-

Liebheit gestillt, der Königin als Retter unentbehrlich zu machen. Er begab sich deshalb ins Palais Royal, setzte die Regentin von den drohenden Gefahren in Kenntniß, rieth die Gefangenen frei zu geben und bot ihr seine Dienste zur Besänftigung des Aufruhrs an. Allein Anna, von den Machinationen des Coadjutors im Allgemeinen durch Mazarin unterrichtet, antwortete sehr heftig, daß sie Broussel eher erwürgen als freigeben würde, und Gondi mußte sich unverrichteter Sache, vom Spott der Hofleute verfolgt, zurückziehen. Tief gekränkt und fest entschlossen sich zu rächen, verließ er das Louvre.

Den kurzen Zeitraum der Nacht benutzte er seine Gedanken zu sammeln und neue Entwürfe zu fassen *). Er entschied sich nunmehr ganz gegen den Hof, und beschloß zunächst, die Aufregung der Bürger zu vermehren, welche diesem Impulse folgend am Morgen in allen Straßen Barricaden in großer Anzahl zu errichten begannen. Als der Kanzler Seguier ins Parlament fahren wollte, um demselben im Namen der Königin anzuzeigen, daß es sich forthin nicht mehr um Staatsangelegenheiten zu bekümmern habe und im Fall weiterer Widersetzlichkeit aufgelöst werden würde, konnte er nicht durchkommen, sondern mußte sich vor dem erbitterten Volke in den nahen Palast Luynes retten. Auch hieher verfolgt, verbarg er sich in einen Wandschrank, während die Thüren erbrochen und die Zimmer geplündert wurden. Endlich erschien der Marschall de la Meilleraye mit vier Compagnien Garden, und brachte den von Todesangst Gefolterten glücklich in Sicherheit. Bei dieser Gelegenheit hatten die Truppen zuerst in Masse Feuer gegeben, ohne den Pöbel zurückschrecken zu können. Ein Weib warf sogar dem Marschall einen Stein an den Kopf, worauf sie derselbe durch einen Pistolenschuß tödtete. Dennoch blieben die Bürger bei fortgesetztem Kampfe überall im Vortheil, da die Gardesoldaten, mit Ausnahme der Schweizer, keine große Lust zum Fechten bezeigten. Unterdeß ging das ganze Parlament, nachdem es die Verhaftung des

*) Wie sehr es ihm an aller innern Haltung und Tüchtigkeit der Gesinnung mangelte und wie schlechte Beweggründe ihn leiteten, geht aus seinen eigenen Worten hervor, indem er die Betrachtungen erzählt, welche er in dieser Nacht anstellte: Je permis à mes sens de se laisser chatouiller par le titre de chef de parti que j'avois toujours honoré dans les vies de Plutarque. Mais ce qui acheva d'étouffer tous mes scrupules, fut l'avantage que je m'imaginai à me distinguer de ceux de ma profession par un état de vie qui les confond tous. Le dérèglement des moeurs très-peu convenable à la mienne me faisoit peur.... Les affaires brouillent les espèces, elles honorent même ce qu'elles ne justifient pas, et les vices d'un archevêque peuvent être dans une infinité de rencontres les vertus d'un chef de parti. Mém. du Card. de Retz, éd. d'Amst. 1718. T. I. p. 132.

Hauptmanns von Comminges und die Eröffnung eines Verfahrens gegen Alle, welche der Regentin zu gewaltſamen Maßregeln gerathen, beſchloſſen hatte, hundert und ſechzig Mitglieder an der Zahl, in einem feierlichen Aufzuge ins Louvre, die Königin um die Befreiung der beiden Gefangenen zu erſuchen. Eine unermeßliche Volksmenge begleitete die Bittſteller; überall ertönte der Ruf: es lebe der König, es lebe das Parlament! Anna unterbrach die Anrede des erſten Präſidenten Molé mit dem Einwurfe, der Tumult ſey nicht ſo groß, als man ihr vorſtelle, das Parlament möge die Bewegungen zur Ruhe bringen, die es ſelbſt veranlaßt habe. Auch die Bitten Mazarins und des Herzogs von Orleans hatten keinen beſſern Erfolg. Neugierig erwartete das Volk die Zurückkehrenden unten auf der Straße; aber bald erhob ſich ein lautes Murren und wildes Geſchrei, als man vom Ausgange der Unterhandlung Kunde erhielt. Doch vertröſtete Molé die Bürger, ſo gut er konnte, und ſuchte ſie zur Ruhe zu bewegen. Umſonſt; der Pöbel ſchrie, wenn die Räthe Brouſſels Befreiung nicht bewerkſtelligten, ſollten ſie keinen Schritt weiter kommen, ja bei der dritten Straßenſperre wurden dem erſten Präſidenten Piken und Hellebarden auf die Bruſt geſetzt mit dem Ruf: „Zurück, Verräther! wenn dir dein Leben lieb iſt, ſo ſchaff uns Brouſſel, oder bring uns Mazarin und den Kanzler als Geiſeln!“ Voll Schrecken kehrte der Präſident mit allen Räthen wieder um und ward von dem Pöbel mit Gewalt in den königlichen Palaſt zurückgedrängt. Nach einiger Berathung entſchloß ſich die Königin, geſchreckt durch die nachdrückliche Sprache des Präſidenten und das Toben des Volks, wiewohl ungern, den eingeſchlagenen Weg aufzugeben und dem Parlament zu erklären, es möge die nöthigen Maßregeln für die Sicherheit des Staates treffen. Mit heiterm Geſichte verließen die Räthe diesmal den Palaſt. Das Volk brach in ein Jubelgeſchrei aus, allein die Straßen leerten ſich nicht eher als am folgenden Tage, da man Brouſſel und Blanc Meſnil wirklich ankommen ſah. Der erſte ward mit einer Abfeuerung der Gewehre empfangen, und wie im Triumph in ſein Haus begleitet. Wenige Stunden darauf waren die Straßen wieder frei und alle Läden offen, und dieſer ſo leichten Kaufs über die Regentin errungene Sieg befeſtigte die Bürger in dem Entſchluß, das Parlament mit allen Kräften zu vertheidigen. Nicht wenig erſtaunt über den Ernſt und Nachdruck, mit welchem die Partei des Parlaments aufgetreten war, die ihre Höflinge bis dahin mit dem Spottnamen der Fron-

deurs *) bezeichnet hatten, verließ die Königin Paris und begab ſich mit ihren Prinzen nach Saint Germain. Das Parlament glaubte ſeine Vortheile verfolgen zu müſſen, und verlangte durch eine Geſandtſchaft die Abſtellung der bereits früher erhobenen Beſchwerden und die Rückkehr des Königs nach Paris. Die Geſandten beſtanden ſogar, vornehmlich auf Gondi's Betreiben, auf die Ausſchließung Mazarins von den Unterhandlungen. Man fügte ſich, bei der bedenklichen Stimmung der Pariſer Bürger, der Nothwendigkeit; worauf nach längeren Verhandlungen die Regentin ein Geſetz ſanctionirte, durch welches faſt alle Beſchlüſſe, welche von den vereinigten Behörden in Betreff der Abſchaffung der Intendanten, Commiſſionen, neuer Aemter und Steuern gefaßt worden waren, zugeſtanden wurden, 24. Oct. Nur die Aufhebung der königlichen Sitzungen wurde nicht bewilligt. Dieſe Erfolge verbreiteten allgemeine Freude über das ganze Reich, und als der König am 31. October nach Paris zurückkehrte, ſchienen alle Unruhen beſeitigt.

Indeß hoffte die Regentin im Stillen, die ihr abgedrungenen Geſetze bei günſtigerer Lage der Dinge bald wieder umſtürzen zu können. Zu dieſem Ende kam es vor allen darauf an, den Herzog von Enghien, ſeit ſeines Vaters Tode (1646) auch Prinz von Condé, zu gewinnen. Dieſer war bereits ſeit einiger Zeit aus dem Felde zurückgekehrt, wo er, erſt einige zwanzig Jahr alt, in Deutſchland und in den Niederlanden reiche Lorbeeren erfochten hatte. Seine Tapferkeit, ſeine Großmuth und ſein offenes Weſen machten ihn zum Vorbild und Liebling der adelichen Jugend Frankreichs, wie ihm dieſelben Eigenſchaften auch die Liebe des Heeres im hohen Grade erworben hatten. Dieſer letztere Umſtand mußte um ſo wichtiger erſcheinen, da der Hof, nachdem der Friede zu Münſter abgeſchloſſen war und der Sieg des Prinzen bei Lens die Spaniſchen Streitkräfte in den Niederlanden auf lange Zeit gelähmt hatte, daran dachte, Truppen von den Grenzen herbeizuziehen, um die Widerſpenſtigen mit Gewalt zum Gehorſam zu zwingen. Aus denſelben Gründen bemühte ſich aber auch der Coadjutor, mit dem Prinzen in nähere Gemeinſchaft zu treten und ihn auf ſeine Seite zu ziehen. Allein vergebens, Condé war zu ſtolz auf ſeine Geburt, zu ritterlich und feudal geſinnt, um als Beſchützer rebelliſcher Magiſtrate aufzutreten. Beſſer gelang es dem Coadjutor mit Condé's Bruder, dem Prinzen von Conti, der aber bei weitem deſſen Anſehen

*) Schleuderer. So nannte man die Straßenjungen, wenn ſie nach einer damaligen Sitte kleine Kriege mit Schleudern gegen einander führten.

nicht besaß, und nur als Prinz von Geblüt einige Geltung hatte. Wichtiger schien der Gewinn der schönen und geistreichen Herzogin Anna von Longueville, Condé's Schwester, für die Fronde. Sie so wie der Prinz von Conti fühlten sich von dem Stolze ihres ältern Bruders empfindlich gedrückt. Auch die Herzoge von Bouillon und Beaufort wußte Gondi für seine Absichten zu stimmen. Diese bedeutende Verstärkung der Gegenpartei, so wie die Spaltung der Großen beunruhigte den Hof, der deshalb nichts unversucht ließ, was wenigstens Condé selbst in seiner Gesinnung befestigen konnte. Weinend und liebkosend nannte ihn die Königin ihren dritten Sohn *), der junge König umarmte ihn, Mazarin versprach ihm Statthalterschaften und andere Vortheile, so wie den Befehl über die zusammenzuziehenden Truppen. Es bedurfte solcher Schritte kaum, den Prinzen zum Unwillen gegen eine Gesellschaft von Rechtsgelehrten aufzuregen, welche das Ansehen des Hofes mit Füßen treten und den Großen keinen Einfluß verstatten wollten, während sie doch selbst nie einen Degen gezogen hatten. Seine Gesinnungen zeigte er zuerst öffentlich in einer Sitzung des Parlaments, dem übrigens die Umtriebe Gondi's ganz fremd waren. Man war durch die Nachricht vom Heranzuge der Truppen aufgebracht und es kam hierüber zu langen Debatten. Condé unterbrach seinen Gegner, den Parlamentsrath Quatre-Sous, mit großer Heftigkeit und erlaubte sich eine drohende Bewegung mit der Hand, die lautes Murren verursachte (Dec. 1648). Dies herrische und ungestüme Auftreten beunruhigte auch die Bürger, welche darin eine Vorbedeutung härterer Maßregeln sahen.

In der That waren Condé's Plane gewaltsam genug. Er wollte sich der Stadtthore, der Bastille und des Zeughauses bemächtigen, und wenn die Bürger sich widersetzten, die Straßen von Paris in ein Schlachtfeld verwandeln. Allein der Hof zog es vor, sich zuerst in Sicherheit zu bringen und dann durch den Prinzen die Belagerung der Hauptstadt eröffnen zu lassen. Da man mit Grund fürchtete, daß die Einwohner die Abreise des Königs hindern würden, so fuhr die Königin mit diesem, dem Cardinal, Condé und einiger anderer Begleitung in der Nacht des 6. Januar 1649 vom Hause des Marschalls Grammont, wo man das Dreikönigsfest gefeiert hatte, in zwei Wagen heimlich durch das Thor St. Honoré nach Saint Germain, wo man, um Aufsehen zu vermeiden, keine Anstalten zum

*) Sie hatte 1640 einen zweiten Prinzen, den nachmaligen Herzog Philipp von Orleans, geboren.

Empfange des Hofes hatte treffen können. So mußten die Herzogin von Orleans und ihre Stieftochter, die Prinzeſſin von Montpenſier, aus Mangel an Betten auf dem Stroh ſchlafen, ja der König ſelbſt und ſeine Mutter litten an dem Nothdürftigſten Mangel. Dieſe Entweichung gab dem Pöbel Stoff zu den zügelloſeſten Spöttereien. Beſonders wurde die Königin nicht ohne einen beſchimpfenden Zuſatz genannt, und ihr Intereſſe für den Cardinal in ein zweideutiges Licht geſtellt. Dagegen fertigte das Parlament, welches am folgenden Tage vom Hofe Befehl erhielt, ſich ebenfalls aus Paris zu entfernen und nach Montargis zu gehen, Geſandte nach St. Germain ab mit Gegenvorſtellungen und Einladungen zur Rückkehr; als dieſe aber gar nicht vorgelaſſen und mißachtend behandelt wurden, erklärte ein Beſchluß deſſelben Mazarin für einen Feind des Staats. Hierauf vereinigten ſich der Vorſteher der Kaufleute, die Schöffen, Viertelmeiſter und Oberſten der Bürgerabtheilungen zu Paris mit dem Parlamente zu gemeinſamer Vertheidigung. Jedes der ſechzehn Stadtviertel ſtellte ein Regiment, an welches ſich in dringenden Fällen die bewaffneten Handwerker und Tagelöhner anſchließen ſollten. Außerdem ſollten zehntauſend Fußgänger und fünftauſend Reiter geworben werden. In dieſen Augenblicken der Aufregung trat auch der Coadjutor wieder hervor. Er brachte auf ſeine Koſten allein ein Reiterregiment zuſammen. An Anführern fehlte es nicht, da außer Conti, Beaufort und Bouillon ſich noch mehrere Prinzen und Herren einfanden, verlockt durch die Hoffnung, auf den Trümmern der gegenwärtigen Regentſchaft ihre eigene Größe zu gründen. Es war der Prinz von Marſillac, der Liebhaber der Herzogin von Longueville, deren Gemahl, der Herzog von Elboeuf, der Marſchall von la Motte, die Marquis von la Boulaye und Noirmoutier, die Herren von Montreſor, St. Ibar u. a. Mit vollen Händen gaben die Bürger und Parlamentsräthe Geld zur Beſoldung der Truppen, die Thore und Mauern wurden eifrig bewacht, und der Enthuſiasmus erreichte den höchſten Grad, als die Herzoginnen von Longueville und Bouillon ſich im Stadthauſe zeigten und erklärten, daß ſie hier unter dem Schutz der Bürger als Pfänder für die Treue und den Eifer ihrer Eheherren zu wohnen begehrten. So ſchienen Parlament, Volk und Adel auf das Engſte vereinigt, die Herrſchaft des Hofes und ſeines Miniſters zu brechen.

Die Lage der Regentin war in der That nicht ohne Gefahr. In den Provinzen zeigte ſich die Stimmung überall dem Hofe ungünſtig.

Die Parlamente der Bretagne, der Normandie, der Provence und von Languedoc folgten dem Beiſpiel, welches das Pariſer gegeben hatte, und erklärten ſich gegen Mazarin. Schon wurden hie und da Gewaltthätigkeiten gegen die Anhänger Annas und des Cardinals begangen; in Poitou ſammelte der Schwager des Herzogs von Bouillon, der Herzog de la Tremouille, Truppen zur Unterſtützung der Aufrührer in Paris; Turenne, der Bruder des Herzogs von Bouillon, neigte ſich ebenfalls auf dieſe Seite und gedachte, die Deutſche Armee, welche er ſo ruhmwürdig befehligt hatte, gegen den Hof zu führen; und der Erzherzog Leopold von Oeſterreich, Statthalter der Niederlande, erbot ſich mit funfzehntauſend Mann in Frankreich einzufallen, wenn die Fronde mit ihm in Verbindung treten wolle. Dagegen hatte der Prinz von Condé nur etwa zwölftauſend Mann unter ſeinem Commando ſo daß von einer ernſtlichen Einſchließung der großen Hauptſtadt gar nicht die Rede ſeyn konnte. Doch nahm er Longwy, Corbeil, St. Cloud, St. Denys und Charenton, wohin die Bürger Beſatzungen geworfen hatten, letztern Platz nach tapferem Widerſtande; dagegen hatten die Pariſer die Baſtille erobert, die darin befindlichen Truppen gefangen genommen, und brachten einige Transporte von Lebensmitteln glücklich in ihre Thore. Im Ganzen ward der Krieg ziemlich läſſig betrieben: von der Fronde, weil ihre zahlreichen Häupter gewöhnlich unter einander uneins waren; von Condé, weil er ſich deſſen ſchämte. Er nannte dieſe Händel nur la guerre aux pots de chambre. Bei dieſer Lage der Dinge begann der Hof die anfangs zurückgewieſenen Unterhandlungen mit dem Parlamente, welches trotz der Anreizungen des Adels eine lobenswerthe Mäßigung zeigte, ſeiner Seits anzuknüpfen. So kam am 11. März 1649 den Meiſten unerwartet zu Ruel ein Friede zu Stande, in welchem die Regentin die Beſtätigung des Geſetzes vom 24. October 1648, ſo wie eine allgemeine Verzeihung verſprach; dagegen ſollte Mazarin Miniſter bleiben, und alle ſeit dem . Januar bekannt gemachten Parlamentsbeſchlüſſe ſollten für null und nichtig erklärt werden. Dieſer Vertrag entſprach den Erwartungen des Adels keineswegs, auch ein Theil des Parlaments erklärte ſich gegen den Präſidenten Molé, deſſen für das Wohl des Staats beſorgte Geſinnung vorzüglich den Abſchluß betrieben hatte, und das Volk von Paris ſchrie laut über Verrath. Während das Parlament noch mit den Prinzen über die Annahme des Friedens rathſchlagte, drang der Pöbel, von den Parteimännern auf alle Weiſe aufgehetzt, in den Palaſt, und

der Advocat Deboisle forderte an der Spitze einiger hundert Bewaffneten unter wildem Geschrei die Auslieferung Molé's. Als der Präsident Novion heraustrat, die Wüthenden zu beruhigen, packte ihn ein Bürger beim Kleide, und rief: „Her mit den Friedensartikeln, daß des Henkers Hand sie verbrenne! An den Galgen mit den Bevollmächtigten, die diesen Frieden unterzeichnet haben!" Andere Stimmen riefen: „Keinen Frieden! Keinen Mazarin! Fort mit allen Mazarinern in die Seine!" Der Tumult wuchs, als Molé erschien, um sich durch die tobende Menge nach Hause zu begeben. Alle hatten ihn aufgefordert sich zu verbergen; er aber antwortete: „Das Parlament verbirgt sich niemals; wenn ich den Tod vor Augen sähe, würde ich diese Feigheit nicht begehen." Ohne eine Bewegung auf seinem Gesichte zu zeigen, schritt er durch die Haufen, und als ihm einer der Frechsten das Messer auf die Brust setzte, sprach er ruhig: „Mein Freund, wenn ich todt bin, brauche ich nur sechs Fuß Raum." Erst am folgenden Tage konnten die Berathungen fortgesetzt werden. Man beschloß, neue Abgeordnete nach St. Germain zu schicken, um die Entfernung des Cardinals zu bewerkstelligen und dem Hofe die Forderungen der Prinzen und Edelleute zu überbringen. Allein zwei übele Nachrichten stimmten jetzt den Muth der Fronde herab. Turenne, der sich bereits in Marsch gesetzt hatte, war plötzlich von seinem Heere verlassen worden. Mazarin hatte zur rechten Zeit eine Summe von 800,000 Livres an den Generallieutenant Erlach gesandt, der dieselbe unter die Obersten vertheilt hatte. Hierdurch gewonnen, hatten diese letzteren dem Oberbefehlshaber den Gehorsam aufgekündigt, und ihn genöthigt sich durch die Flucht zu retten. Von Rouen hatte der Herzog von Longueville mit sechstausend Mann herbeieilen wollen, allein auch von ihm erfuhr man, daß er bereits mit dem Hofe in Unterhandlungen stehe. Da nun vollends einigen von den Häuptern der Fronde bedeutende Versprechungen gemacht wurden, so bequemte sich einer nach dem andern zur Annahme des Vergleichs, und der innere Krieg war zu Ende, ehe man es selbst recht gewollt hatte.

So hatte sich Mazarin freilich gegen die Angriffe des Parlaments und des Adels zu gleicher Zeit gehalten, aber dabei doch auch lange nicht die Umsicht, Thätigkeit und Kraft gezeigt, welche Richelieu in solchen Augenblicken zu entwickeln pflegte. Für den Augenblick waren die Gegner zur Ruhe gebracht, aber nicht besiegt. Da das Volk in Paris noch in großer Aufregung war, verzögerte er die Rückkehr des

Hofes abſichtlich, um die Zeit zur Beruhigung der Gemüther mitwirken zu laſſen. Zu dem Ende ging die Königin nach Compiegne, wo ſie einige Monate zubrachte, und hielt erſt am 18. Auguſt mit dem Cardinal und dem Prinzen Condé ihren Einzug in Paris. Um ganz ſicher zu gehen, hatte Mazarin bedeutende Summen unter die Zünfte und den Pöbel austheilen laſſen. So umringte das Volk denn nicht bloß den König, welchen es wirklich liebte, mit Jubelgeſchrei, ſondern begrüßte auch den Cardinal mit freudigem Zuruf. „Das iſt (bemerkt der Prinz von Marſillac, als Schriftſteller bekannter unter dem Namen Rochefoucault, den er ein Jahr nach dieſen Begebenheiten durch den Tod ſeines Vaters erhielt) die Weiſe unſeres Volkes; mit demſelben Leichtſinn, mit dem es aus ſeiner Schuldigkeit heraustritt, kehrt es zu derſelben zurück, und geht in einem Augenblicke von Aufruhr zum Gehorſam über.“ Die Häupter der Fronde und vor Allen der Coadjutor bezeigten der Königin ihre Hochachtung und Unterwerfung, ſo wie ſie ſelbſt dem Prinzen von Condé öffentlich als ihrem Erretter dankte.

Allein der bloße Dank genügte dieſem hochſtrebenden Manne nicht; er war nie der Freund des Cardinals geweſen, und da er dieſen während des Krieges kennen gelernt, ihn ſchwach und unſchlüſſig geſehen hatte, glaubte er ihn ſogar verachten zu dürfen. Nicht den Miniſter; das Anſehen des Thrones, der königlichen Familie und des fürſtlichen Bluts hatte er gegen die Bürger und die Beamten vertheidigen wollen. Sein Ziel war die Herſtellung der alten Freiheit und Unabhängigkeit des Adels und die eigene Herrſchaft im Cabinette. Dieſe Geſinnung trug er bald ſo offen zur Schau, daß er ſich ſogar zu Unanſtändigkeiten gegen den Cardinal hinreißen ließ. Seinem Charakter getreu gab Mazarin lange nach; da indeſſen der Trotz des Prinzen, auch gegen die Königin, immer weiter ging, ſo dachte er endlich auf gewaltſame Mittel. Der Herzog von Orleans, der den Prinzen längſt beneidete, ward leicht gewonnen; die Königin ſelbſt übernahm es, den Coadjutor durch eine geheime Zuſammenkunft auf ihre Seite zu ziehen; auch mit den übrigen Häuptern der Fronde, welcher ſich der Prinz nach dem Frieden genähert hatte, hatte Mazarin ihn durch verwickelte Intriguen wieder zu entzweien gewußt. Nur auf ſeine Familie, mit der er ſich ganz ausgeſöhnt hatte, und den Herzog von Bouillon durfte Condé zählen. Nachdem Alles im Stillen vorbereitet war, erſuchte ihn der Cardinal am 18. Januar (1650) Nachmittags mit ſeinem Bruder Conti und dem Herzoge von Longueville auf das Schloß zu

kommen, da im Rathe Sachen von besonderem Interesse für sie verhandelt werden würden. Arglos erschienen alle drei. Im Vorzimmer traf Condé den Cardinal und sprach mit ihm, bis sie benachrichtigt wurden, daß der Kanzler, Conti und der Herzog bereits im Saale seyen. Condé trat hinein, Mazarin blieb einen Augenblick zurück und gab dem Hauptmann der Garde der Königin ein Zeichen, worauf dieser die Thür öffnete und den Prinzen ihre Verhaftung anzeigte. Durch eine Reihe von Bewaffneten wurden sie nach einer Hinterpforte geführt, wo ein Wagen wartete, der sie von Gensdarmen umgeben um zehn Uhr Abends nach Vincennes brachte.

Das Volk, das ehemals den Sieger bei Rocroy und Lens vergöttert hatte, empfing am andern Tage die Nachricht mit lautem Jubelgeschrei. Die Säle des Palais Royal füllten sich mit den Häuptern der Fronde, welche nach dem Sturze des Prinzen die Zügel der Herrschaft zu ergreifen gedachten. Indeß war dieser noch nicht von allen Freunden und Anhängern verlassen. Turenne, der nach erfolgter Amnestie nach Paris zurückgekehrt war, sammelte einige Truppen zur Befreiung der Prinzen und vereinigte sich mit dem Erzherzog Leopold. Gemeinschaftlich wollten beide durch die Champagne vordringen. Die Herzogin von Longueville entfloh mit dem Prinzen Marsillac und vierzig Bewaffneten zu Pferde in die Normandie, die Statthalterschaft ihres gefangenen Gemahls, um diese gegen den Hof unter die Waffen zu bringen. In Burgund, dessen Gouverneur der Prinz Condé selbst war, zeigten sich unruhige Bewegungen; in Limousin warb der Herzog von Bouillon Truppen und führte sie der Gemahlin des Prinzen Condé, einer Nichte Richelieus, zu, welche mit denselben nach Guienne zog, wo sie in Bordeaux vom Volke mit Begeisterung aufgenommen wurde. Zahlreich erklärten sich die Edelleute der Provinzen für Condé, in welchem sie den Beschützer ihres Standes und den Verfechter ihrer Freiheiten sahen. Gegen alle diese drohenden Bewegungen zeigte Mazarin diesmal schnelle Entschlossenheit. Mit dem Könige, der Regentin und einigen Truppen verließ er Paris und durchzog Burgund, welches sich fast ohne Schwertstreich unterwarf. Um den Rebellen nirgend Zeit zu gönnen, wendete er sich darauf schleunigst gegen die Normandie und wurde zu Rouen von den Bürgern mit Jubelruf empfangen. Die Herzogin von Longueville mußte sich nach Dieppe retten; allein nach einigen Tagen tapferen Widerstandes zwang sie ein Aufruhr der Einwohner auch diese Stadt und den Französischen Boden

zu verlaſſen. Sie ging nach England. Größere Schwierigkeiten erwarteten den Cardinal in Guienne. Die Bürger von Bordeaux vertheidigten ſich mit großer Entſchloſſenheit, und erſt zu Anfang Octobers kam ein Vergleich auf die Bedingungen zu Stande, daß die Truppen der Prinzeſſin frei abziehen könnten, um ſich mit Turenne zu vereinigen, und daß die Gemahlin Condé's ſelbſt ihren künftigen Aufenthalt zu Montrond, einem feſten Platz in Berry, nehmen dürfe. Ihren Anhängern ſo wie den Bürgern von Bordeaux wurde Verzeihung zugeſichert. Inzwiſchen war der Erzherzog Leopold mit Turenne gegen Paris vorgedrungen und hatte ſich Rethels bemächtigt, der Marſchall Hocquincourt, der ihnen den Weg verſperren wollte, ward geſchlagen, und Turenne ſetzte ſich an der Spitze der Cavallerie in Marſch gegen Vincennes, um die Gefangenen zu befreien; allein dieſe waren bereits auf Befehl des Herzogs von Orleans nach Marcouſſis gebracht worden, von wo ſie Mazarin zu noch größerer Sicherheit am 25. November nach Havre abführen ließ. In Paris ſtieg die Verwirrung auf den höchſten Gipfel, die Landleute flüchteten ſchaarenweiſe in die Hauptſtadt, wo auch ein Abgeſandter des Erzherzogs erſchien und die Erklärungen wiederholte, welche dieſer ſchon auf dem Marſche hatte ergehen laſſen, daß er nur Krieg führe, um Frieden zu erhalten, den Mazarin hartnäckig verweigere. Bald darauf kam dieſer ſelbſt mit dem Hofe aus Guienne zurück und begab ſich ſogleich mit dem Marſchall du Pleſſis in die Champagne, um die Fortſchritte des Feindes aufzuhalten. Am 15. December griffen ſie Turenne bei Rethel unvermuthet an und ſchlugen ihn vollkommen. Er verlor 5000 Mann, die Cavallerie war zerſprengt, die Artillerie und das Gepäck verloren. Nach einem vergeblichen Verſuch, die Truppen wieder zu ſammeln, mußte der Feldherr ſelbſt nach Stenay fliehen.

Dieſer Sieg rettete Frankreich und den Cardinal, erfüllte dieſen aber auch zu gleicher Zeit mit zu großem Selbſtvertrauen, während die Beſorgniß vor ſeiner neu befeſtigten Stellung und überwiegenden Gewalt den Coadjutor und die anderen Häupter der alten Fronde den Anhängern des Prinzen, welche ſeit einiger Zeit die neue Fronde genannt wurden, wiederum näherte. Das Parlament bat um Befreiung der Gefangenen, ward aber ebenſo wie die alten Frondeurs, die Condé jetzt als Gegengewicht gegen Mazarin zu brauchen gedachten, mit dieſem Verlangen zurückgewieſen. Aber ſchon hatten die Feinde des Cardinals im Stillen rüſtig weiter gearbeitet; auch der Herzog von Orleans ließ der Königin ſagen, daß er dem allgemeinen Wunſche beitrete und

ſie nicht eher ſehen werde, bis die Prinzen befreit ſeyen. Mazarin ſah das heraufziehende Wetter, und da außerdem ein Aufſtand des durch den Coadjutor bearbeiteten Volkes der Hauptſtadt, wohin der Cardinal nach dem Siege bei Rethel zurückgekehrt war, zu erwarten ſtand, beſchloß er ſich der perſönlichen Gefahr zu entziehen, und verabredete mit der Königin, daß er nach Havre de Grace gehen und ſo viel Truppen als möglich ſammeln wolle; könne ſie aber unterdeß in Paris nicht die Oberhand behaupten, ſo möge ſie ihm nachkommen. Im ſchlimmſten Falle würde man alsdann dem Prinzen die Bedingungen ſeiner Befreiung machen und ſich durch ſeinen Arm wieder an der alten Fronde und dem Parlament rächen. Am 6. Februar 1651 Abends um acht Uhr begab ſich Mazarin in der Kleidung eines Cavaliers mit drei Begleitern zu Fuß vor das Thor Richelieu, wo eine Bedeckung von dreihundert Pferden ſeiner wartete. Als ſeine Entfernung bekannt wurde, erließ das Parlament einen Beſchluß, welcher ihn aus allen Ländern des Königreichs verbannte. Bei dieſer entſchieden gegen Mazarin ausgeſprochenen Geſinnung wollte auch die Königin nicht in der Stadt bleiben, und ſchon war Alles zur heimlichen Abreiſe bereitet, als ihre Abſicht dem Coadjutor verrathen ward. In der größten Schnelligkeit brachte dieſer nun in einer einzigen Nacht nicht nur die Frondeurs, ſondern auch das ganze Volk unter die Waffen, welches tumultuariſch bis in das Schlafzimmer Annas drang. Erſchreckt und beſchämt erklärte die Königin jetzt, es ſey nie ihr Wille geweſen zu entfliehen, vielmehr wolle ſie gern Alles thun, was die Ruhe herſtellen könne. Hierauf drang man ihr einen Freiheitsbrief für die Prinzen ab, welcher ſofort nach Havre geſchickt wurde. Unter dieſen Umſtänden ſchien es Mazarin am angemeſſenſten, ſich ſelbſt das Verdienſt der Befreiung Condé's zu erwerben. Am 13. Februar ließ er ſich zu Havre in den Thurm führen, wo die Prinzen ſaßen, und kündigte ihnen ihre Entlaſſung an. Er fand bei Condé wenig Dankbarkeit, und ſeine Verſicherung, daß Orleans und Gondi die Haupturheber der Verhaftung geweſen wären, keinen Glauben. Aller Hoffnung beraubt, von ſeinen Anhängern verlaſſen, entwich er aus Frankreich, nachdem ihm ein zweiter Beſchluß des Parlaments von Paris mitgetheilt war, welcher ſeine Verhaftung und die Einziehung ſeiner Güter verfügte, und begab ſich mißmuthig nach Lüttich und von da nach Köln, um wenigſtens den erſten Sturm vorübergehen zu laſſen.

Hatte Mazarin den Widerſtand des Parlaments und der mit dieſem vereinigten Edlen mit Hülfe der Condéſchen Partei gebrochen

oder wenigſtens beſeitigt, hatte er dann mit Hülfe derſelben Gegner, der alten Frondeurs, Condé gefangen und deſſen Anhänger beſiegt, ſo war er jetzt ſelbſt durch die Vereinigung beider Parteien geſtürzt. Seine einzige Hoffnung ruhte auf der Regentin, aber auch dieſe befand ſich in einer ſchlimmen Lage. Zwar umgaben ſie noch Mazarins Geſchöpfe, die Staatsſecretäre Le Tellier, Servien und Lionne im Rathe, zwar ſtand ſie noch in geheimem Briefwechſel mit dieſem ſelbſt; aber Condé's Anſehen, dem jetzt Adel, Parlament und Volk mit gleicher Neigung anhingen, ſchien Alles zu erdrücken. Bereits hatten ihm ſeine Freunde gerathen, die Königin ins Kloſter zu ſperren und ſelbſt die Zügel der Regentſchaft zu ergreifen. Nur die Entzweiung der Gegner ſchien wieder günſtigere Ausſichten zu eröffnen. Dazu machte denn die Königin auch bald durch die verwickeltſten Ränke und Intriguen Anſtalt, und die verſchiedenartigen Anſprüche und Intereſſen der Verbündeten erleichterten ihr dieſe Abſichten. Die Häupter des geſammten Adels, achthundert Prinzen, Herzoge und Edelleute, hatten ſich eigenmächtig in Paris verſammelt und hielten regelmäßige Berathungen über die Gewaltſamkeiten und Unterdrückungen, welche ſeit mehreren Jahrhunderten gegen ihre Rechte, Freiheiten und Immunitäten begangen worden ſeyen, und über die Mittel dieſen Uebelſtänden abzuhelfen; es war die Rede davon, die alte Verfaſſung des Königreichs wieder herzuſtellen. Dagegen machte das Parlament geltend, die Verſammlung des Adels ſey ungeſetzlich und dem königlichen Anſehen nachtheilig, der Adel könne ohne die übrigen Stände nichts beſchließen und werde im Parlamente durch die Pairs genügend vertreten. Als die Edelleute aber hierum unbekümmert alle Mitglieder ihres Standes zur Erſcheinung in der Verſammlung bei Verluſt des Adels aufforderten, erließ das Parlament ein Verbot gegen dieſe Zuſammenkünfte; worauf die Adelichen beſchloſſen, die Räthe für ihre Frechheit zu züchtigen und den Präſidenten Molé in die Seine zu werfen. Beide Parteien ſuchten den Beiſtand des Hofes, der ſich für das Parlament erklarte. Darauf überwarf ſich Condé auch mit dem Präſidenten, Molé, wie er bereits mit Bouillon, Turenne und Gondi, dem die Königin den Cardinalshut auszuwirken verſprochen hatte, entzweit war; den Adel im Allgemeinen hatte er ſich durch Beobachtung einer ſtrengen Neutralität während jenes Streites mit dem Parlamente entfremdet. So war die große Verbindung, welche Mazarin geſtürzt hatte, durch die Rivalität des Adels und der Bürger, durch Condé's unbeſonnenes und zweck-

widriges Benehmen zersprengt, und der günstige Augenblick, an die Spitze der Regierung zu treten, für den letzteren auf immer dahin. Schon bereitete sich Anna, um den Minister zurückrufen zu können, wieder stärker gegen ihn aufzutreten, als er aus Furcht vor einer zweiten Verhaftung eiligst entfloh, und sich auf sein Landgut Saint Maur zurückzog (6. Juli 1651), wo sich denn auch bald sein Bruder, seine Schwester und der Herzog von La Rochefoucault einfanden.

Diese Entfernung des Prinzen bedrohte Frankreich von Neuem mit einem Bürgerkriege, wohin es Anna nicht kommen lassen wollte. Durch die größten Zugeständnisse suchte man Condé zur Rückkehr an den Hof zu bewegen. Wirklich entschloß er sich hiezu, als die Königin die Staatssecretäre Le Tellier, Servien und Lionne entlassen hatte, empörte aber durch seinen Trotz den Hof heftiger als jemals. Einmal fuhr er rasch vor dem Könige vorbei, ohne ihn zu grüßen; wenn er durch die Straßen ritt, war sein Gefolge bei weitem zahlreicher als das des Königs, und wenn er fuhr, umringten bezahlte Schreier seinen Wagen, die unaufhörlich riefen: „Es leben die Prinzen, aber kein Mazarin!" Um es ihm gleich zu thun und seine Person zu sichern, ließ sich der Coadjutor von einem ähnlichen Gefolge, das oft aus vierhundert Edelleuten und einigen tausend Bürgern bestand, begleiten. Da der Prinz fortfuhr die Königin zu beleidigen, im Stillen Werbungen anstellte, die Besetzung der erledigten Ministerstellen hinderte und mit Spanien unterhandelte, beschloß Anna, von Zorn hingerissen, ihn im Parlamente anklagen zu lassen. Es geschah. Am 19. August ging Condé in die Sitzung, um sich zu vertheidigen und Gondi zu vernichten, den er für den Urheber dieses Schrittes hielt. Feurig wie er war, griff er seinen Feind mit den heftigsten Worten an. Gondi blieb ihm nichts schuldig, und vergebens bemühte sich der erste Präsident, den Wortwechsel beizulegen. Einige Begleiter des Prinzen vergaßen sich bis zu Schimpfworten, und nun waren in einem Augenblicke alle Degen der zahlreich gegenwärtigen Anhänger des Coadjutors und des Prinzen entblößt. Ein schreckliches Blutvergießen würde erfolgt seyn, wenn nicht der Marquis von Crenan, Gardehauptmann des Prinzen, mit männlicher Stimme gerufen hätte: „Ein Schelm, der seinen Degen nicht einsteckt!" Dies einzige Wort ausgesprochen von einem tapfern Manne, brachte augenblicklich Alles zur Ruhe. Condé befahl darauf dem Herzog von Rochefoucault, alle seine Begleiter aus den anstoßenden Sälen und den Umgebungen des Palastes zu entfernen, worauf der Coadjutor hinaus-

ging, um ſeinem Gefolge die nämliche Weiſung zu ertheilen. Beim Zurückkommen begegneten ſich beide, Rochefoucault vor Zorn außer ſich, klemmte den Coadjutor zwiſchen die Flügelthüren und rief überlaut: „Stoßt ihn nieder! ſtoßt ihn nieder!“ Und ſchon war ihm ein Dolch nahe, als der Parlamentsrath Champlatreux dem Mörder in den Arm fiel, und jenen befreite. Der Lärm nahm hierauf von Neuem überhand; der Herzog von La Rochefoucault ſchalt den Coadjutor einen Verräther, dafür drohte ihm der Herzog von Briſſac mit Stockſchlägen, worauf der erſtere wieder ſchwur, er wolle ihn mit ſeinen Sporen zerfleiſchen. Mit kochendem Blute ging die Verſammlung auseinander. Condé verließ darauf Paris und begab ſich nach Montrond.

Am 5. September 1651 erreichte der junge König ſein vierzehntes Jahr und damit zugleich das Alter der Mündigkeit. Er erſchien daher im Parlamente, erklärte in einer Rede, daß er nun nach den Geſetzen des Staats die Regierung ſelbſt übernehmen wolle, in Hoffnung, Gott werde ihn mit den erforderlichen Kräften unterſtützen, um als ein frommer und gerechter König herrſchen zu können. Hierauf legte auch die Königin die bisher geführte Regentſchaft mit einigen Worten nieder und beugte das Knie vor ihrem Sohne. Der König hob ſie auf, umarmte ſie, dankte für ihre bisherigen Bemühungen um ſeine Erziehung und den Staat, und bat ſie, ihn ferner mit ihrer Einſicht zu unterſtützen und an der Spitze des Staatsraths zu bleiben. In der That konnte durch dieſe Förmlichkeit in der Führung der Staatsangelegenheiten nichts geändert werden, da die Natur kein Wunder für Ludwig den Vierzehnten gethan und die Königin ſeine Erziehung gänzlich vernachläſſigt hatte

10. Condé's Empörung.

(1651—1654.)

Condé hatte dem Hofe und deſſen ganzem Anhang tödtlichen Haß geſchworen, und fühlte ſich ſtark genug, das ganze Reich vor ſeiner Rache erzittern zu machen. Ein Bürgerkrieg ſollte ſich jetzt erheben, in welchem nicht, wie in jenen Hofgefechten, Weiberliſt und Italienerränke, ſondern Tapferkeit und Mannskraft den Ausſchlag geben ſollten. Das Spaniſche Cabinet, welches noch immer mit Frankreich im Kriege war, und dem nichts erwünſchter ſeyn konnte als dieſe inneren Zerwürfniſſe, zeigte ſich wie gewöhnlich zur Unterſtützung bereit, und das Volk von Guienne, wohin der Prinz mit la Rochefoucault eilte, nahm

ihn mit offenen Armen auf. In Bordeaux bemächtigte er sich aller königlichen Einkünfte, um seine Werbungen bestreiten zu können, suchte aber vergebens dem dortigen Parlamente, welches sich mit Besonnenheit und Vorsicht benahm, eine entschiedene Erklärung gegen den Hof abzulocken. Durch diese Schritte Condé's sah sich die Königin genöthigt, nachdem sie ihm wiederholt die ausgedehntesten Bewilligungen angeboten hatte, den Bürgerkrieg zu eröffnen. Mit viertausend Mann brach sie gegen Guienne auf und vereinigte sich zu Poitiers mit einem ebenso starken Heerhaufen versuchter Krieger, welchen der Graf Harcourt aus der Picardie herbeiführte. Der Prinz hatte ungefähr eine gleiche Anzahl unter seinen Fahnen, blieb aber bei den ersten Unternehmungen im Nachtheile. Inzwischen bereitete sich der Cardinal Mazarin nach Frankreich zurückzukehren, aber nicht hülflos und um Gnade bittend, sondern an der Spitze von einigen tausend Mann, die er in Deutschland hatte werben lassen. Die Nachricht, daß er mit diesem Heerhaufen die Grenze überschritten, setzte in Paris das Parlament und die Bürger in die unruhigste Bewegung. Vergebens suchte Molé, erzürnt über die Verbindung Condé's mit den Feinden des Reichs, und durch so viele erfolglose Anstrengungen das Gesetz gegen die Anmaßungen der Factionen aufrecht zu erhalten entmuthigt, die Parlamentsräthe auf die Seite der Königin zu bringen; sie erklärten Mazarin für einen Hochverräther und setzten einen Preis auf dessen Kopf, worauf Condé Unterhandlungen mit dem Parlamente eröffnete. Dessenungeachtet zog Mazarin mitten durch das Reich nach Poitiers, wo er am 28. Januar 1652 eintraf. Eine halbe Meile weit waren ihm der König und sein Bruder an der Spitze der Leibwache entgegengeritten, und empfingen ihn mit großer Freundlichkeit; die Regentin hatte bereits zwei Stunden am Fenster gestanden und konnte ihr Entzücken nicht bergen. Noch an demselben Abend nahm Mazarin seinen alten Platz im Cabinette wieder ein.

Mit dem Anbruch des Frühlings begannen die kriegerischen Unternehmungen von Neuem. Condé, der nun vom Hofe für einen Majestätsverbrecher erklärt worden war, zeigte sich seines alten Feldherrnruhms nicht unwürdig Er überfiel einen Theil der königlichen Truppen in ihren Quartieren bei Blesneau in der Nacht zum 6. April 1652 so unerwartet, daß diese Abtheilung fast gänzlich niedergemacht ward, ehe der tapfere Turenne, der die andere befehligte, davon Nachricht erhielt. Doch verhinderte dieser den Prinzen durch seine geschickte

Stellung, am folgenden Tage die Früchte ſeines Sieges zu ernten und ſich der Perſon des Königs zu bemächtigen. Da dem Hofe hierauf von mehreren Seiten Verſtärkungen zuzogen, ſah ſich der Prinz genöthigt, aus Mangel an Mannſchaft mehr vertheidigungsweiſe zu verfahren. Gelangweilt durch dieſe Art der Kriegführung und durch die Unterhandlungen, welche er mit den Bürgern der einzelnen Städte, um ſie zu gewinnen oder nach ſeinem Willen zu leiten, betreiben mußte, wozu Niemand weniger paſſen konnte als er, beſchloß Condé ſich kühn nach Paris zu wagen, um dieſe Stadt, ſo wie das Parlament auf ſeine Seite zu ziehen. Die Politik, welche das Parlament während dieſer Verwirrungen eingeſchlagen hatte, war ſowohl gegen Mazarin als gegen Condé gerichtet. Vergebens verſuchte der Prinz die ſtandhaften Räthe, die ſelbſt während der äußerſten Oppoſition gegen den Miniſter die dem Könige ſchuldige Loyalität und Treue bewahrten, von dieſem Pfade abzubringen, vergebens ſuchte der Pöbel, der für den Prinzen war, ſie einzuſchüchtern; die Bürger wußten die Ruhe zu erhalten und unterſagten dem Prinzen jede Werbung in ihren Mauern. Unter dieſen Umſtänden mußte Condé bedauern, ſeine Armee verlaſſen zu haben, welche durch Deſertion und Turenne's geſchickte Bewegungen immer mehr benachtheiligt wurde. Endlich wandte ſich der letztere gegen die Hauptſtadt, da man nicht wiſſen konnte, ob die Anſtrengungen des Prinzen und ſeiner Anhänger am Ende nicht dennoch durchdringen würden, und ſchlug Condé's Heer, das ſich ihm bei Etampes entgegenſtellte, mit einem Verluſt von beinahe dreitauſend Mann aus dem Felde. Hierdurch ſah ſich der Prinz genöthigt, das Commando wieder ſelbſt zu übernehmen und den Reſt ſeiner Truppen nach Charenton zurückzuführen, wo er beim Zuſammenfluß der Seine und Marne eine feſte Stellung nehmen wollte, um die Spaniſchen Hülfstruppen, die von den Niederlanden heranziehen ſollten, zu erwarten. Auf dieſem Rückzuge, deſſen Linie die Mauern von Paris berührte, von Turenne ereilt und angegriffen, machte der Prinz an der Vorſtadt St. Antoine Halt, und beſetzte die Verſchanzungen, welche dieſelbe beſchützten. Um eine zweite Vertheidigungslinie zu haben, ſperrte er außerdem die Eingänge der drei Straßen, aus denen die Vorſtadt beſtand, durch Barricaden, und beſetzte die daran ſtoßenden Häuſer mit Musketieren. Das Gepäck erhielt ſeinen Platz unter den Kanonen der Baſtille, welche unmittelbar an das Thor St. Antoine ſtieß. Die Vertheidigung der mittleren Straße hatte er ſelbſt über-

kommen; in der Straße Charenton (zur rechten Hand) befehligte der Herzog von Nemours, und in der Straße Charonne (linker Hand) der Marſchall von Tavannes. Dieſe Vorbereitungen waren in den letzten Stunden der Nacht vom erſten auf den zweiten Julius getroffen worden; um ſieben Uhr Morgens zeigte ſich die Spitze der Colonnen Turenne's. In eifriger Verfolgung des Feindes begriffen, hatte dieſer nur die Cavallerie und einen Theil der Infanterie bei ſich; das übrige Fußvolk war mit der Artillerie unter dem Befehl des Marſchalls La Ferté noch einige Meilen zurück. Er würſchte daher den Angriff zu verſchieben, aber die Ungeduld des jungen Königs und des Cardinals trieben ihn vorwärts. So ſtellte er ſich denn ſelbſt dem Prinzen gegenüber, links und rechts befehligten die Marquis von Navailles und Saint Maigrin. Der letztere überwältigte nach einem erbitterten Gefechte zuerſt das Retranchement und die Barricade von der Straße Charonne, trieb den Feind nach tapfrer Gegenwehr bis an den Platz am Thor der Stadt, wurde aber von dem Prinzen, der den Fliehenden mit einem Geſchwader zu Hülfe eilte, wieder durch die lange Straße zurückgejagt, und verlor ſelbſt in dem heftigen Feuer, das allenthalben aus den Fenſtern auf ſeine Leute herabdonnerte, das Leben. Aber auch die wenigen von dieſer Abtheilung, welche unverſehrt über die Barricade zurückkamen, waren ſo entmuthigt, daß ſie den Angriff nicht wieder zu erneuen vermochten. Noch hitziger war der Kampf in der Straße Charenton. Hier fochten die Herzoge von Beaufort, Nemours und La Rochefoucault gegen die königlichen Truppen mit unbezwinglicher Tapferkeit. Dreimal wurden ſie zurückgedrängt, dreimal erneuerten ſie den Angriff wieder, und jagten durch Blut und Leichen ihre Gegner wieder über die Barricade hinaus. Auch in der mittleren Straße, wo Turenne einen Haufen nach dem andern anführte und das Gedränge am wüthendſten ward, konnte Condé ſelbſt nach einer ſiebenſtündigen Arbeit nicht überwältigt werden. Nach einem fürchterlichen Feuer und unzähligen hingeſtreckten und im Getümmel zertretenen Leichen mußte ſich Turenne zurückziehen. Dennoch ſchien hierdurch wenig für den Prinzen gewonnen, da zu derſelben Zeit La Ferté ankam und ſogleich drei ſtarke Batterien den Straßeneingängen gegenüber aufgefahren wurden.

Mazarin und der Hof hatten dieſem wüthenden Gefecht auf der Anhöhe von Charonne, und die Pariſer von den Mauern, Dächern und Thürmen ihrer Stadt zugeſehen. Das Thor zur innern Stadt war indeß feſt verſchloſſen geblieben. Zwar hatten die Anhänger Condé's

noch vor wenigen Tagen das Parlament zur Verbindung mit dieſem durch einen Pöbelaufſtand zwingen wollen; die Haufen waren in die Säle gedrungen mit dem gewöhnlichen Geſchrei: Tod den Anhängern Mazarins, Union mit dem Prinzen! und hatten die Räthe, bevor ſie ſich für Condé erklärt, nicht nach Hauſe laſſen wollen. Mehrere Parlamentsglieder waren verwundet worden, bis die Compagnien der Stadtſoldaten und Bürger zur Rettung der ſtandhaften Magiſtrate herbeigekommen waren. Ungeſtört durch dieſe Bewegungen hatten die Schöffen beſchloſſen, die Stadt nicht zu öffnen, was ihnen dann auch noch durch ausdrückliche königliche Befehle vorgeſchrieben wurde. Am Tage des Kampfes kam es darauf an, den Pöbel in Schranken zu halten und die Bemühungen der Partei des Prinzen, ihn unter die Waffen zu bringen, zu vereiteln. Gondi, der inzwiſchen zum Cardinal erhoben worden war, ſprengte zu dieſem Ende aus, der ganze Lärmen ſey nur ein Spiegelgefecht, Condé ſey längſt mit dem Hofe verſöhnt, jener Kampf ſey nur darum verabredet, damit es ſcheinen ſolle, als habe er den Vortheil ſeiner Anhänger bei der Abſchließung des Friedens nicht bedenken können, und Mazarin ſuche eine Gelegenheit, die ihm verhaßten Pariſer zu verderben, wenn ſie das bedrängte Heer aufnähmen. Dagegen wurde von einer andern Seite her für die Rettung des Prinzen thätig gearbeitet. Die Tochter des Herzogs von Orleans, die Herzogin von Montpenſier, hatte ihrem Vater ſchon ſeit längerer Zeit angelegen, ſich offen und entſchieden für Condé zu erklären, der die Sache aller Mitglieder des königlichen Hauſes, des geſammten Adels ſo heldenmüthig und ritterlich vertheidigte. Seitdem der Kanonendonner in der Frühe ertönte, ruhte ſie nicht, bis ſie dem Herzoge eine Vollmacht zu den Schritten, welche ſie thun wollte, entriſſen hatte. Uneingedenk ihres Geſchlechtes und Standes eilte ſie durch die murrenden Volkshaufen auf das Rathhaus, wo der Prevot und die Schöffen verſammelt waren, bereits erſchreckt durch das Geſchrei des auf dem Greveplatze verſammelten Pöbels. Sie ſuchte die Behörden für den Prinzen umzuſtimmen, bat ſie mit allen Mitteln weiblicher Beredtſamkeit, Befehl zur Oeffnung des Thores zu geben, und drohte, als die Beamten widerſprachen, daß ſie in dieſem Falle für ihre Sicherheit und für ihr Leben nicht einſtehen könnte. Endlich erhielt ſie die erwünſchten Zeilen und begab ſich in der höchſten Eile an das Thor St. Antoine und auf die Baſtille, wo ſie in demſelben Augenblick ankam, als das aufgefahrene Geſchütz Turenne's zu ſchießen begann, und

den in den Straßen zuſammengedrängten Braven Condé's kein anderer Ausweg als ein ehrenvoller Tod zu bleiben ſchien. Bei dieſem Anblick befahl die Prinzeſſin von Montpenſier dem Commandanten der Baſtille, Feuer auf die Königlichen zu geben, und als dieſer ſich weigerte, wandte ſie ſich an die Soldaten und ſoll das erſte Geſchütz mit eigener Hand losgebrannt haben. Dieſe unerwartete Hülfe und die Oeffnung des Thores retteten Condé. Alsbald kam er in die Stadt, ſeiner Wohlthäterin zu danken, die ihn in einem der zunächſt an der Vorſtadt liegenden Häuſer erwartete. Mit Schweiß und Blut bedeckt, das bloße Schwert in der Hand, warf ſich der Held in einen Seſſel und weinte über das Schickſal ſeiner verwundeten oder getödteten Freunde. Die Prinzeſſin tröſtete ihn und bat ihn, die Truppen in die Stadt zu ziehen. „Man ſoll mir nicht vorwerfen, antwortete er, daß ich vor den Mazarinern am hellen Tage geflohen ſey.“ Nachdem das Gepäck und die Verwundeten hereingebracht waren, unterhielt der unermüdliche Condé das Gefecht noch bis zum Abend, unterſtützt von den Kanonen der Baſtille, und ließ dann ſeine Truppen unter dem Schutze der Dunkelheit in die Stadt rücken.

Der Prinz war vom Rande des Untergangs gerettet; um dem Hofe aber von Neuem mit Erfolg die Spitze bieten und ihn endlich beſiegen zu können, mußte man ſich jedes Falls des Beiſtandes der Bürgerſchaft von Paris und des Parlaments verſichern. Condé's Partei beſchloß, zu dieſem Endzweck noch einmal zum Terrorismus Zuflucht zu nehmen. Während man eine Zuſammenkunft der angeſehenſten Bürger veranſtaltete, wurde der Pöbel im Stillen immer mehr aufgereizt, aber trotz der wohnenden Anſtalten fanden ſich die Zuſammenberufenen unerſchrocken auf dem Rathhauſe ein. Um ſechs Uhr Abends, nachdem der Prinz ſchon am Vormittag auf Unterſtützung angetragen, jedoch durch die längſten Debatten nichts hatte erlangen können, trat er auf den Balkon hinaus, und ſprach zum Volke: „dieſe Leute wollen nichts für uns thun, es ſind Mazariner, macht mit ihnen, was ihr wollt.“ Als er ſich entfernt hatte, wurden einige Schüſſe gegen die Fenſter des Rathhauſes losgebrannt, welche bald in ein regelmäßiges Feuer übergingen. Vor den verſchloſſenen Pforten wurde Brennmaterial aufgehäuft und ſchnell in Flammen geſetzt. Als dieſe aber mit den Thüren herunterbrannten, fanden die Stürmenden die eingeſchloſſenen Bürger und Behörden hinter Tiſchen und Bänken verſchanzt, bereit, ihr Leben theuer zu verkaufen. Mehr als zweihundert der gedungenen Mörder fanden ihren Tod, und als

die Rathsherren ſich bis Mitternacht vertheidigt hatten, war die Wut der Angreifenden verraucht. Verwundet und erſchöpft, mit Zurücklaſſung mehrerer Leichen, ſchlichen die Verſammelten nach Hauſe. Nach dieſen Vorgängen wagten die Behörden der Stadt nicht mehr ihre Amtsgewalt auszuüben; die Herrſchaft des Pöbels war entſchieden, und das Parlament, welches ſich bisher in den langen Jahren der Unruhen ſtets ſo treu, feſt und ſeinen Pflichten angemeſſen benommen hatte, ließ ſich, nachdem ein Drittel ſeiner Mitglieder, aus Paris entwichen oder geſchreckt, die Sitzungen nicht mehr beſuchte, nachdem die Prinzen alle Mittel der Verführung und Einſchüchterung angewendet hatten, endlich durch eine Majorität von fünf Stimmen einen Beſchluß abnöthigen, welcher in Anſehung des unfreien Zuſtandes, in welchem der König durch Mazarin gehalten werde, den Prinzen zum Generaliſſimus des Heeres und den Herzog von Orleans zum Generallieutenant des Königreichs ernannte, in gehäſſiger Erinnerung an jene revolutionären Zeiten, da der Herzog von Mayenne den letzteren Titel geführt hatte.

Mazarin fand dieſe Umſtände ſehr bedenklich, zumal da er erfuhr, daß der Herzog Karl von Lothringen, der ſchon vor Abſchluß des Weſtphäliſchen Friedens aus den kaiſerlichen in Spaniſche Dienſte getreten war, und der General Fuenſaldagna mit fünf und zwanzigtauſend Spaniern aus den Niederlanden in Anmarſch wären (S. 79), die Partei des Prinzen zu unterſtützen. Er ließ ſogar ſchon bei dem Statthalter der Normandie anfragen, ob man wohl den König ſicher dahin flüchten könne. Allein Turenne verwarf dieſe ſchimpfliche Maßregel der Furchtſamkeit. Auf ſeinen Rath ward der Hof nach Pontoiſe gebracht, während er ſelbſt bei Compiegne mit dem Heere eine vortheilhafte Stellung nahm. Mazarin flößte darauf durch falſche Briefe dem Spaniſchen Befehlshaber Verdacht gegen Condé's Redlichkeit ein, und hielt denſelben hierdurch einige Zeit an der Grenze zurück. An das Parlament ſandte er einen königlichen Befehl, ſich nach Pontoiſe zum Sitze des Hofes zu begeben, dem die Mehrzahl ſeiner Mitglieder gehorchte. Aber auch hier beſtanden dieſe auf die Entlaſſung des Miniſters. Bei dieſer allgemeinen Stimmung der Hauptſtadt und des Landes entſchloß ſich Mazarin zu einer zweiten Selbſtverbannung, und ging nach Sedan. Doch blieb er nicht nur auch dort in der engſten Gemeinſchaft mit dem Hofe, ſondern er hatte auch das feſte Verſprechen des Königs und ſeiner Mutter, auf das Ehrenvollſte zurückgerufen zu werden, ſo

bald ihr Anſehen und die öffentliche Ruhe wiederhergeſtellt ſeyn würden (19. Aug. 1652).

Jetzt war dem Prinzen aller Vorwand zum fernern Kriege abgeſchnitten. Auch war das Volk der Hauptſtadt und der Umgegend durch die Drangſale des Krieges bereits ſehr lau und widerwillig gegen ihn geworden. Der Pöbel ſchrie nach Brot, ſo daß die Gegenpartei ihr Haupt erheben und die angeſehenen Bürger, welche durch Mazarins Entfernung vollkommen befriedigt waren, ſich wiederum zu zeigen und ihre dem Hofe günſtigen Geſinnungen geltend zu machen wagten. Eine durch Ausſchweifungen entſtandene Krankheit zwang den Prinzen überdieß in dem entſcheidendſten Zeitpunkte zur Unthätigkeit, und da die Pariſer nun vollends dem König für Mazarins Entlaſſung dankten, und ihn um ſeine Rückkehr in die Hauptſtadt erſuchten, ſo glaubte ſich jener in derſelben nicht mehr ſicher, und ging mit dem Reſt ſeiner Truppen in die Champagne, wo er ſich den Spaniern in die Arme warf. Am 21. October hielt Ludwig XIV. ſeinen Einzug, und ward dankbar und liebreich von ſeinem Volke empfangen. Alle Anhänger des Prinzen erhielten Verzeihung; nur die vornehmſten derſelben, unter denen auch der Herzog von Orleans und deſſen heldenmüthige Tochter waren, mußten Paris verlaſſen. Am ſchlimmſten ging es dem Cardinal von Retz, deſſen Planen und Ränken der Hof für die Zukunft ein Ziel ſetzen wollte. Er ward im Louvre feſtgenommen (18. December), und zuerſt nach Vincennes, hernach nach Nantes gebracht. Am letztern Orte entkam er zwar aus dem Gefängniß und irrte eine Zeitlang flüchtig umher, ſtarb aber zuletzt doch in der Einſamkeit unter frommen Uebungen (1679), weit entfernt von dem glänzenden Ziele, das er ſich einſt in glücklicheren Jahren vorgeſteckt haben mochte. Seine Entfernung erleichterte Mazarins Rückkunft ungemein. Dieſer hatte inzwiſchen an den Grenzen viertauſend Mann geworben, und mit denſelben den Spaniern einige eroberte Franzöſiſche Plätze wieder abgenommen. Mit dem Ruf dieſer Verdienſte erſchien er am 8. Februar 1653 vor den Thoren von Paris, wo ihn der junge Monarch ſelbſt, umgeben von vielen Prinzen und Edelleuten, empfing. Da der Cardinal in einiger Entfernung aus dem Wagen ſtieg, ſo that Ludwig daſſelbe, und umarmte ihn bei der Begrüßung. Er nahm ihn darauf in ſeinen eigenen Wagen, und das Volk, ermüdet durch die Länge und Noth der Unruhen, war unerſchöpflich in Jubelrufen und Freudenbezeigungen.

Von nun an erlebte Mazarin nichts als Triumphe. Guienne, welches die Freunde Condé's noch im Aufruhr erhalten hatten, ward durch Waffengewalt beruhigt; der Krieg mit Spanien, der während der inneren Unruhen nachläſſig hatte geführt werden müſſen, ward jetzt mit Nachdruck fortgeſetzt, und obgleich Condé an der Spitze der Vaterlandsfeinde ſtand, ſo konnte er doch gegen den vorſichtigen Turenne nichts ausrichten. In Paris vergaß man den Helden bald, der ſeine glänzenden Gaben nur zur Störung ſeines Vaterlandes angewendet hatte; ſeine eigenen Geſchwiſter ſagten ſich von ihm los, die Herzogin von Longueville ging in ein Kloſter, um ihrem auf Buhlereien und Ränke verwendeten Leben ein ernſteres Ende zu geben, und ihr Bruder Conti ſöhnte ſich mit der Hofpartei ſo vollſtändig aus, daß er ſogar eine Nichte Mazarins heirathete. Nach ſolchen Schritten konnte es der Hof wohl wagen, dem ältern Bruder den Proceß zu machen. Er ward vom Parlament als Hochverräther des Todes ſchuldig erklärt, und aller ſeiner Würden und Güter entſetzt (24. März 1654).

---

1. Ludwig XIV. unter Mazarins Leitung. (1654—1661.)

Durch Standhaftigkeit, ruhige Ueberlegung, rechtzeitiges Nachgeben und klare Auffaſſung der Verhältniſſe hatte Mazarin alle ſeine Widerſacher beſiegt. Mit ihrem Unterliegen waren zugleich die letzten der abſoluten Herrſchergewalt in Frankreich noch entgegenſtehenden Schranken zu Boden geworfen. Der Adel wagte ſeit dieſer Zeit keine Ränke, keine Umtriebe und Empörungen mehr; ſtatt wider den Hof aufzutreten, ſuchte er fortan nur durch feine, geſchmeidige Sitte und gewandtes Bezeigen in deſſen Mitte zu glänzen; ſeine Selbſtändigkeit war für immer dahin. Auch das Parlament, der Repräſentant des erblichen und darum unabhängigen Beamtenſtandes, welches in den letzten funfzig Jahren, ſeitdem die Reichsſtände nicht mehr berufen worden waren, Anſprüche auf die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten mit Nachdruck und Beſonnenheit geltend gemacht hatte, wurde gedemüthiget und bot nur zu bald zur Ausführung deſpotiſcher Entſchlüſſe die Hand; nur wenn der Glanz der Krone ſich auf Augenblicke verdunkelte, wagten es die Räthe zuweilen in der frühern Weiſe wieder hervorzutreten. Dem jungen hochfahrenden und herrſchſüchtigen König waren unter dieſen Unruhen die Folgen zügelloſer Willkür und

ſelbſtſüchtiger Widerſpenſtigkeit ſo ſtark entgegengetreten, daß ihm das entſchiedenſte und durchgreifendſte Verfahren und unbedingter Gehorſam für ſeine Befehle zur Ruhe des Staats unumgänglich nothwendig ſchienen. Mazarins Lehre und Beiſpiel fand unter ſolchen Umſtänden den günſtigſten Boden. Er zeigte ſeinem Zögling, den er in den nächſten Jahren noch vollkommen leitete, wie viel ein Herrſcher ſich erlauben dürfe, der durch Feſtigkeit und ſtrenge Uebereinſtimmung ſeiner Handlungsweiſe die Unterthanen an den Glauben zu gewöhnen vermöge, daß ſein Wille das höchſte Geſetz und ſein Vortheil der oberſte Zweck alles gemeinſchaftlichen Strebens ſeyn müſſe. Ludwig war noch nicht ſechzehn Jahre alt, als er einmal auf die Nachricht, das Parlament habe ſich eigenmächtig verſammelt, um gegen eine vom Hofe bekannt gemachte Verordnung eine Vorſtellung abzufaſſen, plötzlich von Vincennes nach Paris geſprengt kam, und wie er war, in Jagdkleidern, Stiefeln und Sporen, die Reitpeitſche in der Hand, in die Rathsverſammlung trat, um dieſer in den härteſten Ausdrücken ihr Widerſetzlichkeit vorzuwerfen. Die alten, meiſt der höchſten Achtung würdigen Männer fühlten ſich durch dieß außerordentliche Verfahren tief gekränkt, und thaten deshalb beſcheidene Vorſtellungen, allein di deſpotiſche Handlung war doch einmal ausgeübt, und als bei einer andern Gelegenheit das Parlament ſich nochmals eine Prüfung königlicher Befehle erlauben wollte, wurden einige Mitglieder deſſelben ſofort ins Elend verwieſen. Auch Mazarins Anmaßungen fanden keinen Widerſpruch mehr, ungeachtet ſie mit ſeiner Sicherheit zunahmen. Er behandelte die vornehmſten Herren wie ſeine Diener, ließ ſich aus ſeinem Zimmer während des Bartſcheerens und Ankleidens, oder während er mit ſeinen Affen ſpielte, die Staatsſachen vortragen, und erlaubte Niemandem mehr, ſelbſt dem Kanzler nicht, in ſeiner Gegenwart niederzuſitzen. Da ſein Verhältniß zur Königin Mutter allmählig erkaltete, wußte er den jungen Monarchen um ſo mehr an ſich zu feſſeln, theils durch die überlegene Einſicht, die er in allen Staatsangelegenheiten zeigte, und den glücklichen Erfolg ſeiner Unternehmungen, theils durch große Nachgiebigkeit gegen deſſen für alle Leidenſchaften und Genüſſe empfängliches Gemüth. Einen ungeziemenden Umgang mit einer ſeiner Nichten, Maria Mancini, ſah er dem jungen Monarchen, der ſchon früh eine ausſchweifende Neigung gegen das weibliche Geſchlecht zeigte, gern nach; als aber der König am Ende wirklich erklärte, dieſelbe heirathen zu wollen, überwog das Intereſſe des Staats-

mannes bei Mazarin alle übrigen Vortheile, welche eine ſolche Verbindung verſprach. Er erklärte dem Könige, wenn er bei dieſem Entſchluſſe bleiben ſollte, ſo müſſe er, der Cardinal, Frankreich verlaſſen und alle ſeine Verwandten aufgeben. „Ich beſitze, ſagte er, allen Ehrgeiz, den ein rechtlicher Mann haben darf, und gehe vielleicht in einigen Punkten über die Grenze hinaus. Ich liebe meine Nichte, aber ich liebe den König von Frankreich noch mehr, und intereſſire mich mehr für Ihren Ruhm und die Erhaltung Ihres Staates, als für alle andere Dinge in der Welt.“

Mazarin hatte eine ganz andere Verbindung für Ludwig XIV. in Vorſchlag. Philipp IV. von Spanien hatte nur eine Tochter, Maria Thereſia, und einen Sohn (den nachmaligen König Karl II.), deſſen ſchwache Geſundheit weder ein langes Leben noch Nachkommen erwarten ließ. Gelang es nun, die Vermählung Marias mit Ludwig zu Stande zu bringen, ſo fielen dieſem nach dem Ableben ihres Bruders alle Rechte der Succeſſion zu; die Macht Spaniens und Frankreichs, in deren Gegenſatz Europa ſeit den Zeiten der Reformation ſeine Freiheit geſehen hatte, war vereinigt, und alle andern Reiche mußten vor ſolchen koloſſalen Kräften den Nacken beugen. Dieſe großartigen Abſichten und Plane im Auge beſchloß Mazarin, den langen Krieg, welcher beſonders durch Turennes Verdienſte in den letzten Jahren in den Niederlanden ſehr glücklich geführt worden war, obgleich Condé ihm gegenüber befehligt hatte, zu beendigen. Im Jahre 1659 kam man wegen eines Waffenſtillſtandes überein und die Unterhandlungen begannen. Ein beſonderes Hinderniß bildete die Wiedereinſetzung des Prinzen von Condé in ſeine Güter und Rechte, welche der Spaniſche Hof als eine Ehrenſache betrachtete. Nach dem Abſchluß der Präliminarien begab ſich Mazarin und der erſte Miniſter Philipps IV., Don Luis de Haro, zu den weiteren Conferenzen auf die Faſaneninſel in dem Fluſſe Bidaſſoa, der innerhalb der weſtlichen Pyrenäen Frankreich und Spanien ſcheidet. Dieſelbe Förmlichkeit und Kleinlichkeit in Beziehung auf Ceremoniel und Etiquette, welche wir bei den Unterhandlungen zu Münſter bemerkt und getadelt haben, herrſchte auch hier. Auf der Mitte der Inſel war ein zeltartiges Gebäude errichtet, das halb auf Spaniſchem, halb auf Franzöſiſchem Boden ſtand. Zu beiden Seiten waren Eingänge angebracht, damit Mazarin und Haro zu gleicher Zeit eintreten könnten; ihre Stühle ſtanden nahe bei einander, ſo daß ſie ſich ſprechen konnten, ohne den Boden ihrer Reiche zu ver-

laſſen. Am 7. November 1659 ward die Urkunde, die aus hundert vier und zwanzig Artikeln beſtand, unterzeichnet. Frankreich gewann in dieſem Frieden nicht nur bedeutende Landſtriche und Feſtungen in Artois, Flandern, Hennegau, Luxemburg und zwiſchen der Sambre und Maas, ſondern auch an der Südgrenze die Grafſchaften Rouſſillon und Cerdagne, und eine baare Summe von fünfhundert tauſend Goldkronen als Brautſchatz für die Infantin Maria Thereſia. Obgleich Haro es durchgeſetzt hatte, daß Ludwig und die Infantin auf jede Art von Erbfolge in den Ländern und Reichen der Spaniſchen Krone im Voraus Verzicht thun ſollten, unterſchrieb und beſchwor Mazarin auch dieſen Punkt unbedenklich, überzeugt, daß dennoch ſich nach den Umſtänden größere oder geringere Anſprüche machen und durchſetzen laſſen würden. Andere Punkte des Pyrenäiſchen Friedens betrafen die Wiedereinſetzung Condé's und die Zurückſtellung des Herzogthums Lothringen, auf welche Bedingung Spanien, rühmlicher als Kaiſer Ferdinand und das Deutſche Reich, ebenfalls beſtanden hatte. Doch mußte Herzog Karl mehrere Plätze ſeines Landes, nebſt einer mitten durch daſſelbe gehenden Heerſtraße, eine halbe Meile breit und dreißig Meilen lang, von Metz nach dem Elſaß, an Frankreich abtreten. Condé kam nach Frankreich zurück, und erhielt ſeine Güter wieder. Zu Aix ſtellte er ſich dem jungen Könige vor, dankte, und bat um Verzeihung. Mit Franzöſiſcher Höflichkeit antwortete ihm Ludwig: „Mein Vetter, nach den großen Dienſten, die Sie meiner Krone erwieſen haben, erinnere ich mich eines Uebels nicht mehr, das nur Ihnen ſelbſt geſchadet hat.“

Am 9. Junius 1660 empfing der junge Monarch ſeine neue Gemahlin zu Saint Jean de Luz, und hielt mit ihr einen äußerſt glänzenden Einzug in Paris. Einige Monate früher war der Herzog von Orleans, des Königs Oheim, im zwei und funfzigſten Jahre ſeines Alters geſtorben (2. Februar). Auch Mazarin hatte von ſeiner Reiſe in die Pyrenäen einen äußerſt geſchwächten Körper zurückgebracht, und ging von der Zeit an langſam dem Tode entgegen. Die ihm noch übrige Zeit benutzte er, ſeine Geſchäfte in Ordnung zu bringen und dem Könige Rathſchläge für die Zukunft zu ertheilen. Er rieth ihm, keinen erſten Miniſter mehr zu ernennen, ſondern ſelbſt zu regieren. Den bisherigen Oberaufſeher der Finanzen, Marquis von Fouquet, ſchilderte er ihm als einen eigennützigen und gefährlichen Mann; dagegen empfahl er ihm Colbert als den trefflichſten

Kenner dieſes Zweiges, und zu Staatsräthen die beiden gewandten Secretäre Le Tellier und Lionne. Nicht ohne Gewiſſensunruhe konnte der Sterbende an die ungeheuren Schätze denken, die er während ſeiner Herrſchaft zum großen Theil auf unrechtmäßige Weiſe an ſich geriſſen hatte. Mehrere Schriftſteller ſchätzen ſeine Verlaſſenſchaft bis auf fünfzig Millionen Livres. Der Krone vermachte er achtzehn der ſchönſten und größten Diamanten, die man noch lange nach ihm die achtzehn Mazarins genannt hat, der Königin Mutter einen Ring mit einem großen Diamant und einige andere werthvolle Koſtbarkeiten, der jungen Königin einen Strauß von funfzig Diamanten, und dem Bruder des Königs ein und dreißig Smaragde. Dem Papſte ſchenkte er 600,000 Livres zur Führung des Türkenkrieges in Candia. Seiner Schweſter ſetzte er ein Jahrgeld von 18,000 Livres aus; ſeinem Neffen als Haupterben vermachte er das Herzogthum Nevers, beträchtliche Einkünfte von einigen andern Gütern, die Hälfte ſeines Hausgeräths und ſein ganzes Vermögen zu Rom, das ſich auf mehrere Millionen belief. Wie Mazarin nach Richelieus Vorgang ſtets einen großen Theil ſeiner Einkünfte für Schauſpiele, Feſte, Gemäldeſammlungen, Statuen, Bildſäulen und Bibliotheken verwandt hatte, ſo ließ er es auch in ſeinem Teſtamente an Vermächtniſſen für Gelehrte, Künſtler und Bauunternehmungen nicht fehlen. Das Collegium der vier Nationen zu Paris iſt ſeine Stiftung; ihm vermachte er auch ſeine Bibliothek. Während ſeiner letzten Tage, da er ſchon von großen Schmerzen niedergedrückt war, ſpielte ein Anderer für ihn in ſeinem Zimmer und ſagte dem Kranken, daß er gewinne. „Ich verliere unterdeß im Bette weit mehr," antwortete dieſer. Kurz vor ſeinem Tode ließ er ſich noch einmal ſorgfältig kleiden und durch ſeinen Palaſt und Garten tragen, um von den Herrlichkeiten, deren Anblick ihn ſo lange erfreut hatte, Abſchied zu nehmen. Am 9. März 1661, im neun und funfzigſten Jahre ſeines Alters, ſtarb er mit großer Standhaftigkeit, welche indeß weniger aus chriſtlicher und dem Himmel zugekehrter Geſinnung, als aus der Abſicht hervorging, keine Schwäche zu zeigen. Ludwig ſelber, obgleich er ſeinen ganzen Hof die Trauer anlegen ließ, war zufrieden, eines Führers entledigt zu ſeyn, deſſen er nicht mehr zu bedürfen glaubte. Ganz frei wurde der König indeſſen erſt einige Zeit ſpäter, als auch ſeine Mutter im Jahre 1666 im vier und ſechzigſten ihres Alters ihre Tage beſchloß.

III. England vom Tode der Eliſabeth bis zur Reſtauration Karls II.

1. Jakob I.
(1603—1625.)

Mit Eliſabeth erloſch das Geſchlecht der Tudor auf dem Engliſchen Thron. Das Erbrecht ſicherte die Nachfolge dem König Jakob VI. von Schottland aus dem Hauſe Stuart, der von einer Schweſter Heinrichs VIII. abſtammte, obgleich Eliſabeth ſeine unglückliche Mutter Maria hatte hinrichten laſſen; und die Engländer, weit entfernt, ſich zu Gunſten eines andern Thronbewerbers zu erklären, ſahen ihrem neuen Herrſcher mit Vertrauen und Hoffnung entgegen, eine Stimmung, welche Jakobs Erſcheinung und Betragen bald verſcheuchten. Sein Aeußeres konnte weder Furcht noch Liebe erwecken, ſeine Geſtalt war unmännlich, ſeine Haltung von Würde und Anmuth entblößt, ſeine Sprache ſchwerfällig, ſeine Kleidung ärmlich und vernachläſſigt. Er war gelehrt und ſelbſt Schriftſteller, vornehmlich intereſſirten ihn theologiſche Streitfragen; aber ſeine Beurtheilung zeigte weder Scharfſinn noch Umſicht, ſeine Kenntniſſe beſtanden meiſt in pedantiſchen Kleinigkeiten, und nichts konnte ihn mehr erfreuen, als wenn Jemand in ſeiner Gegenwart Fehler gegen die Lateiniſche Grammatik beging, weil er dadurch Gelegenheit erhielt, dieſelben zu verbeſſern. So blieb ſeine Bücherweisheit eine ganz unfruchtbare, da ihm praktiſches Talent, im Leben und Staate das Rechte zu fühlen und zu ergreifen, ſo wie wahrer Adel des Geiſtes und der Geſinnung gänzlich abgingen. Die Kunde, daß er in England zum König ausgerufen ſey, erfüllte ihn mit Freude und Entzücken; längſt war er ſeines Schottiſchen Thrones müde, wo Geldmangel ihn hinderte, ſeinen Neigungen und Launen nachzugehen, und der ſtarre Sinn der presbyterianiſchen Geiſtlichkeit, ſo wie der Trotz des Adels ſeinen hohen Begriffen von der Größe und Unumſchränktheit der königlichen Würde, zu deren Aufrechterhaltung ihm doch Klugheit und Kraft fehlten, hemmend in den Weg traten. Auf ſeiner Reiſe von Edinburg nach London ſtrömte das Volk von allen Seiten herbei, ſeinen Herrſcher jubelnd zu empfangen, aber Jakob ließ dieß

aus angeborner Aengſtlichkeit unterſagen, und verſtimmte dadurch von vorn herein die Gemüther. Die Engländer dachten an Eliſabeths alle Herzen gewinnende Herablaſſung und Freundlichkeit bei ſolchen Gelegenheiten, und weiſſagten ſich ſchon aus dieſem erſten Zuge eine traurige Regierung. Der verdiente Staatsſecretär Eliſabeths Sir Robert Cecil, der Sohn Burleigh's, blieb in ſeinem Amte, und wurde zum Grafen von Salisbury erhoben; aber zugleich mißfiel, daß Jakob ſeine mitgebrachten Schottiſchen Höflinge mit Würden und Ehren überhäufte und ſechs derſelben in den Staatsrath aufnahm. Doch ließ er es auch an Gunſtbezeigungen gegen ſeine neuen Unterthanen nicht fehlen; innerhalb der erſten drei Monate ſeiner Regierung wurde die Ritterwürde an ſieben hundert Perſonen verliehen, ſo daß ein an die Pauls-kirche gehefteter ſatiriſcher Anſchlag Unterricht in der Kunſt anbot, die Namen des neuen Adels zu behalten.

Die Katholiken hegten große Erwartungen von einem Könige deſſen Mutter ſie als eine Märtyrin für ihren Glauben verehrten. Papſt Clemens VIII. ſchrieb ihm, noch ehe er den Engliſchen Thron beſtieg, daß er für ihn bete als den Sohn der tugendreichen Maria, daß er ihm alles geiſtliche und weltliche Heil wünſche, und daß er hoffe, ihn dereinſt katholiſch zu ſehen. Seine Krönung wurde in Rom mit Gebeten und Proceſſionen gefeiert. Auch war Jakob nicht abgeneigt, den Katholiken Einiges zu gewähren und die feindſelige Richtung der Engliſchen Politik gegen Spanien nach und nach aufzugeben, nur mußte er aus Rückſicht auf die Mehrzahl ſeiner Unterthanen vorſichtig zu Werke gehen. Indeß erhöhte ſich die Thätigkeit der katholiſchen Miſſionäre in England zuſehends, und die Puritaner klagten, daß die Meſſe wieder öffentlich gehalten werde und binnen kurzer Zeit an funfzigtauſend Perſonen in die alten Irrthümer zurückgefallen ſeyen. In dem erſten Parlamente Jakobs, welches am 19. Mai 1604 zuſammentrat, wurden deshalb nicht allein die Verordnungen Eliſabeths gegen die Katholiken erneut, ſondern auch Jeder, der in einem überſeeiſchen Collegium oder Seminar ſtudirt hätte, für unfähig erklärt, bewegliches oder unbewegliches Gut zu erben, zu kaufen oder zu genießen, und allen denen der Unterricht des Volks und der Jugend unterſagt, die nicht eine Erlaubniß des Diöceſanbiſchofs aufzuweiſen hätten. Jakob beſtätigte dieſe Beſchlüſſe, da er entſchloſſen war, den Katholicismus wohl zu dulden, aber nicht zur Herrſchaft kommen zu laſſen, ſondern die biſchöfliche Kirche, welche in ihm ihr unumſchränktes Oberhaupt er-

kannte und den Engliſchen Königen ſtets die größte Unterwürfigkeit zeigte, aufrecht zu erhalten. Als nun zu gleicher Zeit mit dem Parlamente auch die verſammelte Geiſtlichkeit der Epiſcopalkirche neue Diſciplinarverordnungen erließ und über funfzig puritaniſche Geiſtliche aus ihren Stellen getrieben wurden, ſchrien dieſe von Neuem über Papismus, ſo daß der König, um dieſen Vorwurf abzuwälzen, auch Verfolgungen über die Katholiken verhängen mußte. Dieß Fehlſchlagen aller Hoffnungen brachte die Anhänger der alten Kirche in die größte Aufregung. Sir Robert Catesby, einer der eifrigſten Katholiken, beſchloß mit einem Streiche das Joch, das ihn und ſeine Glaubensgenoſſen drückte, zu vernichten. Zu dem Ende verband er ſich mit Thomas Winter und Guy Fawkes, die früher ſchon als geheime Agenten ihrer Partei in Madrid geweſen waren, und zog darauf noch zwei andere Männer, Percy und Writh, in ſein Complott. Alle fünf ſchworen einander auf das Sacrament, welches ſie aus den Händen des Jeſuitenmiſſionars Gerard empfingen, die ſtrengſte Verſchwiegenheit über ihre Abſicht, welche keine andere war, als den König mit dem ganzen Parlament in die Luft zu ſprengen. Zur Ausführung dieſes Entſchluſſes mietheten die Verſchworenen zuerſt ein Haus, welches an den Weſtminſterpalaſt ſtieß, um von hier aus eine Mine zu eröffnen, an der ſie ohne Zuziehung Anderer eifrig arbeiteten, bis ſie erfuhren, daß ein gewölbter Keller unter dem Parlamentshauſe ſelbſt vermiethet wurde. Sie nahmen ihn ſofort in Beſchlag und brachten allmälig ſechs und dreißig Tonnen Schießpulver, die zum Theil in Holland gekauft waren, hinein, und bedeckten ſie mit Brennholz und Steinen. Der zur Ausführung des ungeheuren Frevels beſtimmte Tag war der 5. November 1605, an welchem das Parlament nach mehrmaliger Vertagung wieder zuſammentreten ſollte. Indeß hatte die längere Verzögerung die Verſchworenen genöthigt, um Geld zu ihrem Aufenthalt in London und zur Erreichung ihrer weiteren Plane zu erhalten, die in einem allgemeinen Aufruf der Katholiken und der Proclamation des jungen Prinzen von Wales zum Könige beſtanden, nach und nach noch ſieben Perſonen in das Geheimniß zu ziehen. Einer von dieſen, Franz Treſham, ſandte zehn Tage vor der Ausführung ſeinem Schwager, dem Lord Mounteagle, einen Brief ohne Unterſchrift, theils um ihn zu retten, theils um das Complott zu hintertreiben, ohne die Theilnehmer zu verrathen. Er lautete: „Mylord, aus Liebe für Sie bin ich für Ihre Erhaltung beſorgt. Ich rathe Ihnen, wenn Sie Ihr Leben lieben, erſcheinen Sie nicht bei dieſem

Parlamente. Gott und Menſchen haben ſich vereinigt, die Bosheit dieſer Zeit zu ſtrafen. Verachten Sie dieſe Warnung nicht; ich ſage Ihnen, dieſes Parlament wird einen ſchrecklichen Streich empfangen, und doch nicht ſehen, von wannen er kommt. Die Gefahr wird ſo geſchwind vorüber ſeyn, als Sie dieſen Brief verbrennen." Der Lord, vielleicht ſchon näher durch Treſham unterrichtet und im Einverſtändniß mit dieſem, gab das räthſelhafte Schreiben dem Staatsſecretär, der auf eine Pulvermine rieth. Am Abend des vierten November ging der Lord Kammerherr, Graf von Suffolk, mit Mounteagle in das Parlamentshaus, um nachzuſehen, ob alle Vorbereitungen zur Eröffnung getroffen ſeyen, und ſtieg zuletzt in den Keller hinab. Hier fanden ſie den Verſchworenen Fawkes, der ſich für einen Diener des Miethers ausgab. Dieſem war das gefährliche Geſchäft zu Theil geworden, das Pulver zu entzünden. Man blickte umher, aber am Ende äußerte der Kammerherr nichts weiter gegen Fawkes, als daß ſein Herr ja ſehr viel Holz aufgehäuft habe. Kaum waren ſie entfernt, ſo benachrichtigte Fawkes ſeine Gefährten von dem Vorfall, erklärte ihnen aber auch, daß er auf ſeinen Poſten zurückkehren und bei dem erſten Zeichen von Gefahr ſich mit ſeinen Feinden in die Luft ſprengen werde. So erwartete er unter geſpannter Erwartung den Morgen. Als er um zwei Uhr zufällig die Thür des Kellers öffnete, drang eine Abtheilung Soldaten ein, welche ihn alsbald ergriffen und das Gewölbe unterſuchten. In ſeinen Taſchen fanden ſich drei Lunten, und unter dem weggeräumten Holz die Pulvertonnen. Um vier Uhr ſtand er bereits vor dem Könige und dem Staatsrathe. Er räumte ſeine Abſicht ohne Widerſtreben ein, antwortete feſt und ehrerbietig, und war dann im Tower auch durch die entſetzlichſten Folterqualen nicht zur Nennung der Theilnehmer zu bewegen. Dieſe hatten ſich auf Fawkes Nachricht, daß man Verrath beſorgen müſſe, zu Pferde geworfen und waren nach Dunchurch geeilt, wo bereits die angeſehenſten Katholiken unter dem Vorwande einer Jagdpartie von Sir Eberhard Digby, einem der Mitverſchworenen, verſammelt waren, der ihnen am nächſtfolgenden Tage das Gelingen des Complotts eröffnen und ihre Mitwirkung für die weiteren Schritte in Anſpruch nehmen ſollte. Bei der nunmehrigen verzweifelten Lage der Sache aber fanden ſich von allen nur drei, welche das Schickſal der Verſchworenen theilen wollten. Dieſe flohen dann mit ihren Dienern, im Ganzen achtzig an der Zahl, nach Holbeachhouſe in Staffordſhire, dem Wohnſitz eines ihrer Genoſſen.

Die Sheriffs waren ihnen mit der bewaffneten Macht gefolgt, und als ſich die Verfolgten hier zur Vertheidigung rüſteten, fiel zufälliger Weiſe ein Funke in ihren eigenen Pulvervorrath, Catesby mit einigen anderen wurden ſtark verletzt, und die Mehrzahl der Dienerſchaft benutzte die entſtandene Verwirrung zur Flucht. Dennoch ſetzten die Uebrigen die Vertheidigung fort, bis Catesby, Percy und Writh gefallen waren. Digby und Winter wurden mit fünf andern gefangen. Am 30. Januar 1606 wurden dieſelben ſo wie Fawkes hingerichtet, ohne daß einer Reue gezeigt hätte, ſo feſt waren ſie von der Verdienſtlichkeit ihres Unternehmens für die Herſtellung der wahren Kirche überzeugt. Mehrmals waren die Gefangenen verhört und gefoltert worden, um Geſtändniſſe über die Theilnahme der im Lande befindlichen Miſſionare zu erhalten. Gerard, der ihnen das Sacrament gereicht, wußte nichts von dem Vorhaben der Verſchworenen, entzog ſich aber dennoch der Unterſuchung durch die Flucht, ſo wie ein anderer Jeſuit, Greenway, dem Catesby in einem Anfall von innerer Angſt und Unruhe die ganze Sache im Beichtſtuhl vertraut hatte. Von Greenway hatte der Provinzial Garnet das Complott ebenfalls unter dem Siegel des Beichtgeheimniſſes wiedererfahren, daſſelbe aber wie dieſer in den ſtärkſten Ausdrücken gemißbilligt, und ſelbſt einen Verſuch gemacht, Catesby davon abzubringen, den er aber, da er die Kunde erſt in den letzten Tagen vor dem zur Ausführung des Complottes beſtimmten erhielt, nicht mehr aufzufinden vermocht hatte. Dennoch wurde Garnet hingerichtet. Treſham ſtarb im Tower.

Um ähnlichen Verſuchen der katholiſchen Partei zuvorzukommen, wurde auf Beſchluß des Parlaments ein neuer Eid, der ſogenannte oath of allegiance, entworfen, in welchem die Anſprüche des Papſtes auf Suprematie in weltlichen Sachen zurückgewieſen wurden und der Schwörende gelobte, ſich weder durch Gebote des heiligen Stuhles noch durch Excommunicationen des Königs zur Untreue gegen dieſen verführen zu laſſen. Die Katholiken, welche dieſen Eid ablegten, ſollten ſich noch ferner in England, doch niemals in London aufhalten können, jedoch auch nur auf beſondere Erlaubniß der Ortsbehörden im Lande reiſen dürfen; jeder Zeit ſollte es den Behörden freiſtehen ihre Häuſer zu durchſuchen. Außerdem hatte jeder zwanzig Pfund monatlich in die Staatscaſſe zu bezahlen, und für jeden katholiſchen Dienſtboten mußte auch der reformirte Herr zehn Pfund in denſelben Friſten einliefern. Zu Beamtenſtellen aller Art wurden die Katholiken für unfähig erklärt. Wer den

Schwur aber nicht leiſtete, was bei vielen Strenggläubigen der Fall war, da Papſt Paul V. denſelben verdammte, ſollte für immer in die Gefängniſſe geſperrt und ſeine Güter eingezogen werden; ja mehrere katholiſche Prieſter wurden ſogar wegen Verweigerung des Eides hingerichtet, und Jakob gab ſelbſt eine Abhandlung unter dem Titel: „Apologie des Eides der Treue" heraus, welche er bald darauf noch einmal in lateiniſcher Sprache umarbeitete. Die katholiſchen Lords, zwanzig an der Zahl, leiſteten den Eid, mit Ausnahme eines einzigen.

So ſtreng dieſe Maßregeln waren, zeigte ſich der König doch im Stillen viel gemäßigter. Geheimen Abgeordneten des heiligen Stuhles ſagte er, daß er allerdings den Papſt für den oberſten Biſchof halte, daß er gern eine Ausſöhnung befördern wolle; wenn man einen Schritt thue, werde er vier entgegenkommen. Dieſe Meinungen und Anſichten führten ihn auf einen andern Plan, welcher dem Princip der Regierung Eliſabeths durchaus entgegenſtand. Gleich zu Anfang ſeiner Regierung hatte er den Krieg mit Spanien beendigt (Th. VIII. S. 195), jetzt wünſchte er den Prinzen von Wales mit der Spaniſchen Prinzeſſin Donna Maria, der Schweſter Philipps IV., zu vermählen, um ſich hierdurch auch ſeine katholiſchen Unterthanen näher und feſter zú verbinden, als alle gewaltſamen Maßregeln bewirken könnten. Eifrige Beförderung fand dieſer Entwurf bei dem Günſtlinge des Königs, Georg Villiers, Herzog von Buckingham, den Jakob hauptſächlich wegen ſeiner körperlichen Schönheit liebgewonnen hatte. Einige Jahre nach Robert Cecil's Tode, unter deſſen Leitung die Angelegenheiten noch mehr im Sinne der früheren Zeit geführt worden waren, war es dieſem gelungen, den größten Einfluß auf die Staatsgeſchäfte zu erhalten. Dem Spaniſchen Hofe entgingen die Vortheile einer ſolchen Verbindung nicht, welche die ihrer Politik gefährlichſte Macht aus den Reihen ihrer Gegner auf ihre Seite hinüberführte und die Proteſtanten ſowohl in den Niederlanden als in Deutſchland den Habsburgiſchen Angriffen bloß ſtellte. Doch zog ſich die Unterhandlung in die Länge, da aus der Verſchiedenheit der Religion bedeutende Hinderniſſe entſprangen; und die ganze Angelegenheit ſchien noch verwickelter zu werden, als deſſen Schwiegerſohn, Kurfürſt Friedrich von der Pfalz, der 1613 Jakobs Tochter, Eliſabeth, geheirathet hatte, den Böhmiſchen Thron beſtieg, aber bald nicht nur dieſen, ſondern auch ſeine Erbländer durch kaiſerliche, ligiſtiſche und Spaniſche Truppen verlor. So groß die Freude in England über den Ausbruch der Unruhen in Böhmen gewe-

ſen war, ſo ſtark war auch die Betrübniß über den unglücklichen Ausgang, über Jakobs Unthätigkeit und die beabſichtigte Heirath. Die Vorſtellungen des Unterhauſes wurden ſo heftig, daß Jakob das Parlament, welches damals zum dritten Male nach ſeiner Thronbeſteigung berufen war, auflöſte, und die Unterhandlungen mit Spanien eifriger fortſetzte, weil er auf dieſe Weiſe ſeinen Schwiegerſohn am beſten zu unterſtützen glaubte. Auch für die Engliſchen Katholiken ließ er auffallende Begünſtigungen eintreten. Um die Ungeduld des Prinzen Karl von Wales zu befriedigen, rieth Buckingham, nachdem die Unterhandlungen beinahe ſchon fünf Jahre gedauert hatten, dieſer ſolle ſelbſt ins Geheim nach Madrid gehen, ein Schritt, der bei ſolchen Gelegenheiten damals nicht ganz ungewöhnlich war, und Lord Digby, der Engliſche Geſandte am Spaniſchen Hofe, erſtaunte nicht wenig, als ihn eines Tages (7. März 1623) in der Abenddämmerung zwei Herren Smith gemeldet wurden, in denen er alsbald den Sohn und den Günſtling des Königs erkannte. Dieſes unerwartete Entgegenkommen erhöhte die Hoffnungen des leitenden Miniſters in Spanien, des Herzogs von Olivarez (o. S. 60), ungemein, wie es den Hof und die Hauptſtadt mit Freude erfüllte. Der Papſt ertheilte im November ſeine Dispenſation: ſchon früher waren die Heirathsartikel in der Art feſtgeſetzt, daß fortan die Privatübung des Katholicismus in England frei ſeyn, daß die Prinzeſſin von Wales eine katholiſche Kapelle im Palaſt haben, und daß die erſte Erziehung der Söhne aus dieſer Ehe von ihr abhangen, dieſelben aber, auch wenn ſie zur allgemeinen Kirche übertráten, unter keinem Vorwande von der Thronfolge ausgeſchloſſen werden ſollten. Dennoch kam die Verbindung nicht zu Stande. Buckingham hatte ſich inzwiſchen perſönlich mit Olivarez veruneinigt; ſein leichtfertiges Betragen, ſeine galanten Abenteuer, ſeine Vertraulichkeit mit dem Prinzen beleidigte die Spanier täglich; Philipp forderte die Vollziehung der Heirath in Madrid, Jakob dagegen von Spaniſcher Seite das Verſprechen, die Wiederherſtellung des Kurfürſten Friedrich nöthigen Falls durch einen Krieg gegen Oeſterreich zu bewerkſtelligen. Hierüber zerſchlug ſich Alles. Schon hatte der Prinz mit ſeinem Begleiter die Spaniſche Hauptſtadt verlaſſen, Jakob verſammelte ſeiner Seits das Parlament von Neuem, um mit deſſen Hülfe kräftigere Maßregeln zur Unterſtützung ſeines Schwiegerſohnes zu ergreifen, und ließ ſogar, in ſchnellem Wechſel der Freundſchaft und des Haſſes, eine Kriegserklärung gegen Philipp IV. ergehen (1624). — Am 27. März des folgenden Jah-

res ſtarb Jakob, nach einer zwei und zwanzigjährigen Regierung über England, deren Laſt er vornehmlich in der ſpäteren Zeit ſeinen Günſtlingen übertragen hatte, um ſich in ſeinen perſönlichen Vergnügungen und Genüſſen möglichſt wenig ſtören zu laſſen. Seine Lieblingsunterhaltungen waren Jagden und Trinkgelage, welche er durch häufig ſehr derbe Späße mit ſeiner Umgebung zu beleben ſuchte.

— —

2. Karl I.

Die königliche Gewalt hatte ſich im Laufe des ſechzehnten Jahrhunderts in England wie in den übrigen Ländern weit über ihren früheren Umfang erhoben. Der Adel war durch die Kämpfe der Roſen in dem Maße geſchwächt, daß zu Heinrichs VII. Zeit nur ſieben und zwanzig Barone im Oberhauſe ſaßen. Obgleich die Tudor auf dem Wege der Unterdrückung der Adelsrechte gegen die Krone fortſchritten, ſo waren die Edelleute dennoch mit Heinrichs VIII. Regierung zufrieden, weil er ihrem geſunkenen Wohlſtand durch reichliche Verleihungen aus der Maſſe der eingezogenen Kirchengüter aufhalf, und der geliebten Eliſabeth glanzvolles Regiment ließ über manche Eigenmächtigkeit leicht hinwegſehen. Die Bürger hatten ſich dagegen durch den aufblühenden Handel und das Emporkommen des Gewerbes bereichert, der hohe Adel, der Hof ſelbſt war ihnen verſchuldet, und ihre verbeſſerte Lage bewirkte, daß ſie bereits unter Jakob den Druck der Herrſchaft ſtärker als zuvor empfanden, und ſich allmählig bereiteten, der Regierung, wo ſie ſich von dieſer beeinträchtigt ſahen, mit Nachdruck entgegen zu treten. Die geſetzlichen Mittel zu einem ſolchen Benehmen wurden ihnen durch die alten Nationalinſtitute geſichert, und das Parlament, wenn auch oft genug zum Diener der Gewalt erniedrigt, freute ſich dennoch ſeines alten Glanzes und ſeiner in der Theorie unangefochtenen Rechte. Es mußte als der hauptſächlichſte Mangel der königlichen Prärogative in England betrachtet werden, daß es den Herrſchern nicht, wie in Frankreich, gelungen war ein feſtſtehendes, von ihnen allein abhängiges Abgabenſyſtem einzuführen, ſondern trotz aller Eingriffe der Krone das Parlament im Beſitz des Rechtes war die Steuern zu bewilligen. Der König hob jährlich nur etwa 450,000 Pfund Sterling an ordentlichen Einnahmen von Monopolien, Strafgeldern, Zöllen und Kam-

mergütern; aber da dieß unmöglich ausreichen konnte, mußte man ſobald die Herrſcherkraft nachließ und die Geſinnungen des Volks der Regierung ungünſtig waren, im Fall außerordentlicher Bedürfniſſe auf Widerſtand gefaßt ſeyn. Dieß erfuhr König Jakob ſchon bei ſeinem erſten Parlamente. Es entſtanden Streitigkeiten über die Geldbewilligungen, und was während ſeiner ganzen Regierung zugeſtanden wurde, überſchritt die Summe von zwei Millionen Pfund nur um ein Geringes. Weit gefährlicher aber als dieſe Oppoſition ſollte dem Sohn und Erben Jakobs die religiöſe Entzweiung ſeiner Unterthanen werden. Jakob hatte die Puritaner, deren republikaniſche Kirchenverfaſſung ſeinen monarchiſchen Neigungen ein Gräuel war, verfolgt und unterdrückt, oft genug hatte er, die Abhängigkeit und Unterwürfigkeit der Epiſcopalkirche im Auge, geäußert: „kein Biſchof kein König", und Karl machte ſich Puritaner wie Epiſcopale ſogleich beim Antritt ſeiner Regierung zu Feinden, indem er eine katholiſche Gemahlin heimführte. Es war Henriette Marie, Tochter Heinrichs IV. von Frankreich. Die Unterhandlungen über dieſe Heirath waren gleich nach dem Abbruch des mit Spanien eröffneten Verhältniſſes noch zu Jakobs Lebzeiten begonnen worden, und als nun die Braut im Mai des Jahres 1625 zu Dover mit einem großen Gefolge Franzöſiſcher Hofleute landete, glaubte die Mehrzahl der Engländer den leibhaftigen Antichriſt über das Meer zurückkehren zu ſehen.

Wie ſtark die hierdurch gegen ihn erweckten Geſinnungen ſeyen, wie unklug er durch Begünſtigung der Katholiken die Epiſcopalen und Puritaner zu einer Vereinigung gebracht habe, mußte der neue König ſchon in dem Parlamente erfahren, welches er gleich nach ſeiner Thronbeſteigung verſammelte, um Geld zur Deckung der Schulden, welche ihm ſein Vater hinterlaſſen hatte, ſo wie für die Ausgaben, welche ſeine Vermählung nöthig gemacht hatte, und zur Führung des Spaniſchen Krieges zu erhalten. Dazu kam, daß der Geiſt religiöſer Forſchung und Unterſuchung, wie er durch die Reformation geweckt worden war, in England zuerſt mit Schärfe und Eindringlichkeit auch auf politiſche Verhältniſſe gewendet wurde, eine Richtung, welche von Jakob ſelbſt durch die große und willkürliche Ausdehnung, welche er in ſeinen Schriften der königlichen Gewalt gegeben hatte, unkluger Weiſe befördert und zum Kampfe aufgefordert worden war. Die entſchloſſenſten Glieder des Unterhauſes wollten daher die Verlegenheit der Krone benutzen, um durch die ihnen rechtlich und verfaſſungsmäßig

zuſtehende Verweigerung der Geldhülfe Bewilligungen zu Gunſten der Religion und der bürgerlichen Freiheit zu erlangen. Dieſen Geſinnungen folgend beſtimmte das Haus ſo geringe Subſidien, daß ſie mit den großen Bedürfniſſen der Krone in gar keinem Verhältniß ſtanden. Karl ließ hierauf dem Parlamente eine Erörterung über die Ausgaben vorlegen, die er zu machen gezwungen ſey, aber ohne beſſeren Erfolg. Unwillig über einen Mangel an Willfährigkeit, der nach ſeiner Meinung von aufrühreriſchem Trotze nicht weit entfernt war, löſte der König dies Parlament auf, ſtatt es zu vertagen, und ſchrieb, um Geld zu erhalten, eigenmächtig einige Zölle aus. Von dem Ertrag derſelben und einigen anderen durch Bitten und Drohungen erpreßten Summen ward eine Flotte von neunzig Schiffen zur Wegnahme und Plünderung von Cadix ausgerüſtet. Allein die ungeſchickte Führung ließ das ganze Unternehmen ſcheitern. Um dieſe Schmach zu tilgen, ſollte ein abermaliger Feldzug gemacht werden, die Mittel dazu ein zweites im folgenden Jahr (1626) zuſammenberufenes Parlament hergeben. Die Oppoſition in dieſer neuen Verſammlung, obgleich einige Geldbewilligungen ſtattfanden, richtete ſich vornehmlich gegen den übermächtigen Günſtling des Königs, den Herzog von Buckingham, der die einflußreiche Stellung, welche er unter Jakob erhalten, unter ſeinem Sohne nicht bloß behauptet, ſondern ſogar noch erhöhet hatte; und der vom Unterhauſe zur Abfaſſung der obwaltenden Beſchwerden erwählte Ausſchuß erklärte, daß wie Buckingham als die eigentliche Urſache aller Uebel zu betrachten wäre, ſo auch ſeine Beſtrafung das beſte Hülfsmittel dagegen ſeyn würde. So ward ein Beſchluß gefaßt, den Herzog vor dem Oberhauſe anzuklagen. Dieß zu verhindern berief der König das Parlament am 28. März nach Whitehall, lobte das Oberhaus und ließ dem Unterhauſe durch den Großſiegelbewahrer Lord Coventry ſeine Fehler vorhalten. Dieſer begann mit der Erklärung, daß der König ihre gerechten Beſchwerden hören und beantworten werde, denn Niemand liebe ſein Volk mehr als er, Niemand ſey aber auch eiferſüchtiger auf ſeine Rechte, welche er unter dem Vorwande parlamentariſcher Freiheit in keiner Weiſe verletzen ſehen wolle. „Ihr habt die Rechte, ſo fuhr er fort, einer berathenden, nicht einer controlirenden Behörde. Was den Herzog von Buckingham betrifft, ſo kennt der König deſſen Verfahren und Verdienſt am beſten, und findet, daß die wider dieſen gerichteten Maßregeln ihn ſelbſt und ſeinen Vater, den König Jakob, verletzen. Deshalb befiehlt er dieſe Unterſuchung zu beendigen und ſeiner Weisheit die Reform der Dinge zu

überlaſſen, von denen ihr vorausſetzt, daß ſie anders ſind als ſie ſeyn ſollen. Uebrigens dürfen die Geldbewilligungen nicht bis zur Erledigung der Beſchwerden aufgeſchoben werden." Hierauf fügte der König hinzu: „Bedenkt, daß die Berufung, die Dauer und die Auflöſung der Parlamente allein von meiner Macht abhängt; je nachdem ich alſo gute oder ſchlimme Früchte bei ihnen finde, werden ſie fortdauern oder nicht mehr ſeyn."*) Nicht geſchreckt durch den nachdrücklichen und eigenmächtigen Ton dieſer Reden, eröffnete das Unterhaus am 8. Mai die Klage gegen Buckingham durch ſieben Abgeordnete, welche ſich zu den Lords begaben, weil er die Staatsämter für Geld verkaufe, die Einkünfte der Krone zu ſeinem Nutzen verwende und dem Cardinal Richelieu ein Geſchwader gegen die damals im Kriege begriffenen Reformirten geliehen habe (Th. VIII. S. 317). In der erſten Hitze befahl der König, zwei jener Abgeordneten, Dudley Diggs und Elliot, gefangen zu ſetzen, weil ſie ihn ſelbſt bei der Einbringung der Anklageacte durch unangemeſſene Ausdrücke beleidigt hätten; allein da ſich bei näherer Unterſuchung nichts Unehrerbietiges fand, ſo entſchloß ſich der König die beiden Gefangenen wieder loszugeben, machte aber bald allen weiteren Schritten gegen den Günſtling dadurch ein Ende, daß er auch dieſes Parlament am 15. Juni auflöſte, ohne die Abſicht, in welcher es berufen worden war, erreicht zu haben.

Dennoch hörte er nicht auf, Buckinghams unbedachtſame Rathſchläge, der jede Annäherung des Königs und des Parlaments fürchten mußte, wie früherhin zu befolgen. Er entband, ſeinen proteſtantiſchen Unterthanen zum Aerger, die Katholiken gegen gewiſſe Summen von den gegen ſie beſtehenden Strafgeſetzen; er befahl, die Lehre von der unumſchränkten Gewalt der Könige von den Kanzeln herab einzuſchärfen, und ſetzte eine Commiſſion nieder, um die Einkünfte aus den Kronländereien zu verbeſſern. Schlimmere Folgen hatte, daß er das Tonnen- und Gewichtgeld (tonnage and poundage), welches die Hauptmaſſe des jährlichen Einkommens ausmachte, zu erheben gebot, ohne durch eine Bill des Parlaments dazu bevollmächtigt zu ſeyn. Dennoch reichten alle dieſe Maßregeln für Karls Bedürfniſſe nicht aus, und er entſchloß ſich deshalb am 7. October ein zwangweiſes Anlehen auszuſchreiben, welches allen Unterthanen einen Vorſchuß nach dem Verhältniß von einem Procent vom unbeweglichen und einer Mark vom Pfunde in Betreff

*) Raumer, Geſchichte Europas Th. IV. S 298.

des beweglichen Vermögens abforderte. Um die Anleihe einzutreiben, legte man denen, welche ihren Beitrag verweigerten, Soldaten von den Regimentern ins Haus, welche von der verunglückten Unternehmung nach Cadix zurückgekommen waren; und zahlreiche Einkerkerungen der Reicheren bekundeten die Gewaltſamkeit des Verfahrens, während die Aermeren ſogar zum Dienſt im Heer oder in der Flotte gezwungen wurden. Die Abſicht, in welcher dieſe von Neuem gerüſtet wurde, lag allerdings mehr im Wunſche des Volkes, ſie ſollte zum Beiſtande der in La Rochelle belagerten Reformirten dienen (1627), und Buckingham hoffte ſich hierdurch mit vielen Feinden auszuſöhnen; allein der unglückliche Ausgang des von uns bereits erzählten Unternehmens diente nur den Haß gegen den Günſtling zu vermehren und die vorangegangenen harten Maßregeln in ein noch ſchlimmeres Licht zu ſtellen.

Indeß wurden die Mahnungen der Bürger von Rochelle um Hülfe und Rettung immer dringender, und da die vermittelſt der gezwungenen Anleihe erhobenen Summen nur ſehr langſam eingegangen waren, und den Unwillen der Nation in dem Grade gereizt hatten, daß es gefährlich ſchien ſie zu erneuern, ſo ward im März 1628 ein drittes Parlament zuſammenberufen. Die Geſinnung des Volks hatte ſich in der Zwiſchenzeit noch entſchiedener vom Könige abgewandt, und die Wähler hatten meiſt ſolchen Männern ihre Stimmen gegeben, welche den Abſichten des Hofes ſchon früher entgegengetreten waren. Die ſchwankende Politik, welche der König befolgte, erhöhte ihre Hoffnungen, ſie waren gefaßt jeden Eingriff in die verfaſſungsmäßigen Rechte des Parlaments zurückzuweiſen, und entſchloſſen dieſelben aufs äußerſte zu vertheidigen. Zwar hatte Karl vor der Eröffnung über ſiebenzig Perſonen höheren Standes, welche wegen ihrer Widerſetzlichkeit gegen die erzwungene Anleihe eingezogen worden waren, wieder freigelaſſen, aber der Großſiegelbewahrer erklärte in ſeiner Rede, welche der Verſammlung den Zweck ihrer Zuſammenberufung auseinanderſetzte, dennoch ausdrücklich, der König wende ſich wegen der Steuerbewilligung nur deswegen an das Parlament, weil dieſes das bequemſte, aber nicht das einzige Mittel ſey Geld zu erhalten; auch fehle es keineswegs an anderen Wegen. Mit Mäßigung und Beſonnenheit ſchritten die Abgeordneten vorwärts; vorläufig wurde eine ſo anſehnliche Beiſteuer bewilligt, daß der König gerührt äußerte, an dieſem Tage ſey er in der Achtung der Chriſtenheit mehr geſtiegen als durch den Gewinn mehrerer Schlachten; aber die Zeit der Hebung war nicht beſtimmt, um

vorher die Abſtellung mehrerer Beſchwerden durchſetzen zu können. Auf den Antrag des berühmten Rechtsgelehrten Edward Coke wurden die Wünſche des Hauſes in eine Bitte um Recht (petition of right) zuſammengefaßt, welche die Beſtimmungen enthielt: daß Niemand zu einem Geſchenk, Darlehen oder Steuer anders als mit gemeinſchaftlicher Einwilligung der beiden Kammern des Parlaments gezwungen werden könne; daß das Volk mit Einquartierung der Matroſen und Soldaten mehr als in der letzten Zeit geſchehen verſchont werden, daß Niemand willkürlich und ohne Angabe der Urſach verhaftet, oder anders gerichtet werden ſollte als vor ſeinem ordentlichen Gerichtshof. Auch die Lords traten der Petition der Gemeinen bei, und Karl, der ſchon während der Debatten allerlei Mittel in Bewegung geſetzt hatte, die Annahme jener Beſchlüſſe durch allgemeine Verſprechungen der Aufrechthaltung der Landesgeſetze zu hintertreiben, ſuchte ſich jetzt durch eine ähnliche ausweichende Erwiederung der Beſtätigung derſelben zu überheben. Er antwortete, daß es ſein Wille ſey, das Recht nach den Geſetzen des Reiches zu verwalten; er fühle ſich zu ihrer Aufrechthaltung nicht minder verpflichtet als zur Sicherung ſeiner königlichen Prärogative. Beide Häuſer verlangten aber eine beſtimmtere Antwort und machten Anſtalt, von Neuem gegen den Herzog von Buckingham aufzutreten. Um dieſen zu retten und die Geldbewilligungen definitiv zu erhalten, entſchloß ſich Karl mit ſchwerem Herzen zur Nachgiebigkeit, begab ſich ins Oberhaus, ließ die Gemeinen rufen und erkannte die Bittſchrift für ein Reichsgeſetz, indem er die in ſolchen Fällen üblichen Worte ausſprach: Laßt es Geſetz ſeyn, wie gebeten wird (Let it be law, as is desired). Aber Karl und ſeine Anhänger waren im Irrthum, wenn ſie durch dieß Zugeſtändniß den Eifer der Oppoſition zur Ruhe gebracht wähnten; unaufgehalten ſchritt das Unterhaus zur Unterſuchung anderer Beſchwerden. Sie betrafen zunächſt das Tonnen- und Gewichtgeld, welches den Königen gewöhnlich beim Regierungsantritt lebenslänglich zugeſtanden wurde. Bei Karls Thronbeſteigung war dieß nicht geſchehen, weil ihm die Geſinnung der Unterthanen von vorn herein fremd und feindlich geweſen war. Dennoch hatte er dieſe Abgabe, dem eigenmächtigen Beiſpiel mehrerer ſeiner Vorgänger folgend, fortdauernd eingetrieben, was das Unterhaus nunmehr für eine offenbare Verletzung ſeiner Rechte erklärte. Um dieſem Widerſpruch ein Ende zu machen, vertagte der König das Parlament am 26. Junius 1628. Als Grund dieſes Verfahrens gab er ſelbſt in ſeiner Rede an,

obgleich er, wie er zu Anfang derſelben ſagte, eigentlich nur Gott Rechenſchaft ſchuldig ſey, daß man ihm das Tonnen- und Gewichtgeld unter dem Vorwande, er habe dieſes durch die Beſtätigung der Bitte um Recht aufgegeben, nehmen wolle. Er könne dieſe Abgabe nicht entbehren, auch habe er keine neuen Freiheiten zugeſtanden, ſondern nur die alten bekräftigt.

Die bewilligten Subſidien hatte Buckingham indeß auf die Ausrüſtung einer zweiten Flotte zum Entſatz von Rochelle gewandt, und begab ſich nach Portsmouth, den Befehl derſelben zu übernehmen, nicht ahnend, daß ihm hier ſein Ende bereitet ſey. Ein ſchwärmeriſcher Menſch, Namens Felton, Puritaner und früher Officier in dem königlichen Heere, hielt ſich durch die im Unterhauſe über Buckingham geführten Klagen für überzeugt, daß dieſer der Urheber alles Unglücks ſey, und daß er durch die Wegſchaffung dieſes Mannes Gott und dem Könige ſo wie dem Lande den größten Dienſt erweiſen würde. Er beſchloß, ſein Leben an die Ermordung des Herzogs zu ſetzen, und folgte ihm deshalb nach Portsmouth. Als Buckingham hier eines Morgens (23. Aug. 1628) aus ſeinem Zimmer in den Vorſaal trat, um in den Wagen zu ſteigen, erhielt er plötzlich einen Stich mit einem Meſſer in die linke Bruſt. Mit dem Ausrufe: „Schurke, du haſt mich getödtet!“ ſank er zu Boden und ſtarb auf der Stelle. Felton hätte in der Verwirrung wohl entfliehen können, allein er gab ſich ſelbſt als Mörder zu erkennen und ließ ſich willig ins Gefängniß und von da zum Tode führen. Bei ſeinen Vernehmungen erklärte er, daß er keinen Mitſchuldigen habe und dem Herzoge perſönlich niemals Feind geweſen ſey, vielmehr habe er, während er den Stoß geführt, für das Heil ſeiner Seele gebetet. Die Expedition nach La Rochelle, welche Buckingham, ſo wie auf der anderen Seite Richelieu, zu ſeiner perſönlichen Angelegenheit gemacht hatte, blieb ohne allen Erfolg, da ihr auf dieſe Weiſe das eigentliche Haupt entriſſen war (oben S. 120).

Buckingham war nur ſechs und dreißig Jahr alt geworden. Aus niederem Stande entſproſſen, hatte er durch Gewandtheit, Schönheit und einnehmendes Weſen den höchſten Platz unter zwei Herrſchern eingenommen. Aber wenn es ihm auch nicht an Einſicht und Verſtand fehlte, ſo hatte er doch niemals Kraft gehabt, ſeine Launen zu beherrſchen und ſtatt ſeines eigenen Nutzens nur den des von ihm geleiteten Staates ins Auge zu faſſen. Oft genug hatten ihn Leidenſchaften verblendet und Thorheiten fortgeriſſen. Dem König eröffnete ſein

Tod die Aussicht auf eine bessere Stellung zum Parlament, dessen Sitzungen am 20. Januar des folgenden Jahres wieder begannen. Aber diese Hoffnungen trübten sich bald, als sich das Augenmerk der Versammlung auf die Angelegenheiten der Religion und des protestantischen Glaubens richtete, für dessen Reinheit man von Seiten des Papismus und Arminianismus Befürchtungen zu haben glaubte, und die Gemeinen hier noch heftigeren Widerspruch zu erheben drohten als bei der früheren Vertheidigung der politischen Gerechtsame der Nation. Vergebens ersuchte sie Karl, zuerst über das Tonnen- und Gewichtgeld zu verhandeln; sie beschlossen, daß die Geschäfte des irdischen Königs denen des himmlischen weichen müßten; vergebens befahl er ihnen von Dingen abzulassen, über welche dem Unterhause vermöge des königlichen Supremats in der bischöflichen Kirche auch nicht im Entferntesten eine Stimme eingeräumt werden könne. Endlich ließ er den Sprecher Sir John Finch anweisen, die Sitzungen von Neuem zu vertagen. Als dieß den versammelten Gemeinen am zweiten März bekannt gemacht wurde, entgegneten viele Mitglieder mit vollkommenem Rechte, daß ein solcher Befehl ihnen auf solche Weise nicht mitgetheilt werden könne; und da der Sprecher aufstand, um sich zu entfernen, rief Hollis: „bei Gott, ihr sollt hier sitzen, bis es uns gefällt die Berathungen zu schließen", und hielt ihn mit Hülfe einiger anderen mit Gewalt auf seinem Sitze zurück trotz seines Widerstrebens und der Versuche der Anhänger des Hofes ihn zu befreien, wobei es von beiden Seiten zu heftigen Scheltworten, ja sogar zu Schlägen kam. Von diesen Auftritten unterrichtet, sandte Karl einen Beamten der Krone, der Versammlung seinen Befehl zu wiederholen, allein dieser fand die Thüren verschlossen. Schon war der Hauptmann der Leibwache auf dem Wege den Eintritt zu erzwingen und die Thüren einzustoßen, als das Haus seine Sitzung beendete. Man hatte sich auf den Vorschlag Elliots mit der Abfassung einer Protestation beschäftigt, welche die Richtung und Ansichten der Versammlung zusammenfaßte, und dieselbe einen Augenblick vor der Ankunft der Soldaten angenommen. Diese Acte erklärte Alle, die den Papismus oder Arminianismus begünstigten, so wie Jeden, der zur Erhebung des Tonnen- und Gewichtgeldes ohne Bewilligung des Parlaments riethe oder dasselbe erhebe oder bezahle, für einen Todfeind des Königreichs und einen Verräther der Englischen Freiheit. Am 10. März begab sich der König zu

den Lords und löſte das Parlament auf, ohne die Gemeinen rufen zu laſſen, „wegen ungehorſamen Benehmens des Unterhauſes".

Indeß glaubte Karl hierbei nicht ſtehen bleiben zu dürfen, ſondern dieſen Geiſt der Widerſetzlichkeit durch ſtrengere Maßregeln wenn nicht unterdrücken, ſo doch ſchrecken und einſchüchtern zu müſſen. Neun der heftigſten Oppoſitionsmänner wurden eingezogen und von dem geheimen Rathe trotz der parlamentariſchen Freiheit zu hoher Geldbuße und zur Einſperrung nach Gefallen des Königs verurtheilt. Sechs zahlten die Strafſumme und wurden gegen Bürgſchaft freigelaſſen, Elliot, Hollis und Valentine wollten ſich weder ſchuldig bekennen noch die Buße zahlen und blieben ſtandhaft und muthig in ihren Gefängniſſen.

8. Karls Eingriffe in die Verfaſſung des Staates und der Kirche.

Der König hatte nach drei erfolgloſen Verſuchen in Uebereinſtimmung mit dem Parlament zu regieren, ſeinen Ideen von dem Umfang und dem göttlichen Rechte der königlichen Gewalt gemäß, nunmehr beſchloſſen, ohne Frage und Mitwirkung der Stände des Reiches zu herrſchen. Ihm zur Seite ſtand ſeit Buckinghams Tod Sir Thomas Wentworth, der früher ein Vorkämpfer der Oppoſition geweſen war, die Bitte um Recht auf das Eifrigſte unterſtützt hatte und wegen Verweigerung der gezwungenen Anleihe eingezogen worden war. Die Theilnahme, welche ihm der König jedoch ſpäterhin bewies, hatte ihn auf die entgegengeſetzte Seite geführt; mit dem Platze wechſelte er die Geſinnung, und zeigte hiedurch, daß ſeine frühere Richtung weder tief noch kräftig begründet geweſen, daß er mehr Talent und Entſchloſſenheit gezeigt habe, als von hingebender Ueberzeugung und feſter Standhaftigkeit geleitet worden ſey. Sein jetziger Plan ging darauf hinaus, mit aller Thätigkeit und allem Ernſt die Unumſchränktheit des Königs herzuſtellen, demſelben Achtung zu verſchaffen und eine ſtarke und conſequente Verwaltung zum Beſten des Landes unbekümmert um die Rechte des Volkes zu begründen; Buckinghams eigenſüchtige und hofmänniſche Intereſſen waren ihm fremd, doch wurde er oft von Leidenſchaft, Rachſucht und Jähzorn hingeriſſen. In ähnlichem Sinne wie Wentworth für die Angelegenheiten des Staates wirkte Laud für die Kirche. Er war

ein Mann von reinen und ſtrengen Sitten und tadelloſem Wandel, kam durch Buckingham am Hofe empor, und ward dann zum Biſchof von London erhoben. Das Princip einer abſoluten Herrſchaft, ob er ſie ausübe oder ihr diene, erfüllte ihn ganz; Recht war ihm gleichbedeutend mit Ordnung, ſtrafen hieß nur die Ordnung herſtellen.*) Er war unerſchütterlich und beharrte ſtarrſinnig auf ſeine Meinungen; die Puritaner mußte er ſeiner ganzen Richtung nach verabſcheuen, während er in dem leidenden Gehorſam der Epiſcopalkirche den ihm gemäßen Geiſt erkannte. Die Wiſſenſchaften fanden Beförderung bei ihm, die Geiſtlichen wurden ſtreng beaufſichtigt und zur Erfüllung ihrer Pflichten angehalten.

Zunächſt ſah der König ein, daß er Friede ſchließen müſſe, wenn er der Geldbewilligungen des Parlaments für den Augenblick überhoben ſeyn wollte, und die deshalb mit Frankreich und Spanien eröffneten Unterhandlungen kamen in der That am 14. April 1629 und am 5. November 1630 zum Abſchluß. Allein man konnte dennoch nicht ohne neue Auflagen fertig werden. Außer dem Gewicht- und Tonnengelde, welches weiter erhoben wurde, ertheilte Karl die ausgedehnteſten Monopole für die Production und den Verkauf ſelbſt nothwendiger Lebensbedürfniſſe gegen ſtarke Zahlungen oder jährliche Abgaben, worunter das Volk ungemein leiden mußte. Auf Seife, Salz, Licht, Wein, Leder wurden neue Steuern gelegt, von den Inhabern ehemaliger Domänen unter dem Vorwande mangelhafter Beſitztitel große Summen erpreßt, und die königlichen Forſten ungebührlich erweitert. Den größten Unwillen erregte das Schiffsgeld, welches zum Bau einer Flotte in jährlichem Betrage von mehr als 200,000 Pfund eingefordert ward. Indeß hätte man wahrſcheinlich noch lange auf dieſem Wege fortſchreiten können, wenn die Empfindungen des Volks nicht noch auf eine andere und härtere Weiſe verletzt worden wären. Die Puritaner wurden auf Laud's unabläſſiges Betreiben heftiger als jemals verfolgt. Aus ihren Pfarren vertrieben zogen ihre Geiſtlichen von Ort zu Ort und predigten auf freiem Felde, in Höhlen und Wäldern gegen den Papismus, welchen, wie ſie glaubten, der König und Laud einzuführen beabſichtigten. Auch von den Staatsämtern wurden die Diſſenters ausgeſchloſſen, auf alle Weiſe bedrückt und geplagt, und ihnen ſogar die Auswanderung verboten. Noch größer wurden die Beſorgniſſe der

*) Guizot, histoire de la révolution d'Angleterre, tome I. p. 69.

Puritaner, als Laud, dem der Cultus der Engliſchen Kirche zu ſehr der Feierlichkeit und der äußeren Würde zu ermangeln ſchien, eine Liturgie entwarf, vermöge welcher eine Menge längſt abgeſchaffter Ceremonien wieder eingeführt und durch neue von ſeiner Erfindung vermehrt werden ſollten. Alle Kirchenvorſteher wurden vereidet, jeden Prediger anzuzeigen, der dieſe Vorſchriften nicht befolgen würde. Die Gährung, welche im Volke herrſchte, zeigte ſich in einer Fluth von Schriften welche gegen die Begünſtigung des Papismus, gegen die Ausſchweifungen des Hofes, gegen die Tyrannei in der Kirche und im Staate gerichtet waren. Der Advocat Prynne, ein Mann von finſterer Sinnesart, voll Eifer für die ſtrengen, der Welt entſagenden Lehren der Puritaner, hatte einen Quartband von tauſend Seiten gegen die Vergnügungen und Zerſtreuungen, beſonders gegen das Theater geſchrieben; auch die Prieſter der biſchöflichen Kirche, ihren Schmuck, die Ceremonien und namentlich den Kirchengeſang unterwarf er einem ſtrengen Tadel. Laud, der inzwiſchen Erzbiſchof von Canterbury geworden war, ließ ihn in der Sternkammer, einem von Heinrich VII. angeordneten Gerichtshofe, der urſprünglich die hohen Lords und Barone, welche die Autorität der gewöhnlichen Rechtspflege verachteten, richten ſollte, aber ſeine Competenz weit über dieſe urſprüngliche Beſtimmung ausgedehnt hatte und durch ſeine Zuſammenſetzung vom Könige ſehr abhängig war, als Verfaſſer eines aufrühreriſchen Libells durch den Kronanwalt verklagen. Nach einem übereilten und rechtswidrigen Verfahren ward Prynne verurtheilt, fünftauſend Pfund Strafe zu zahlen, am Schandpfahl zu ſtehen, beide Ohren zu verlieren und Zeitlebens im Gefängniſſe zu ſchmachten. Zu denſelben Strafen wurden wegen ähnlichen Vergehens ein Arzt, Namens Baſtwick, und Burton, ein Geiſtlicher, verdammt. Das Volk verehrte ſie aber als Märtyrer für den Glauben, und verbarg ſeinen Unwillen nicht, als ihnen öffentlich die Ohren abgeſchnitten wurden. Andere Vorfälle folgten, welche die Menge noch ſtärker aufregen mußten. Ein gewiſſer Alliſon wurde zu einer Strafe von tauſend Pfunden verdammt, außerdem noch durchgepeitſcht, mußte in drei verſchiedenen Städten am Schandpfahl ſtehen, und Zeitlebens im Gefängniſſe ſitzen, weil er ein verläumderiſches Gerücht von dem Erzbiſchof von York ausgebreitet hatte. Der Biſchof von Lincoln, Williams, war wegen Widerſetzlichkeit gegen die neue Liturgie um zehntauſend Pfund von der Sternkammer geſtraft worden. Außerdem verlor er ſein Amt, und ſollte ſo lange im Tower ſitzen, als es dem

Könige gefallen würde. Die Beamten, welche ſeine Effecten in Beſchlag nahmen, fanden unter dieſen einen Brief von einem Schulmeiſter, in welchem der Erzbiſchof Laud ſpöttiſch ein „kleiner Zwerg" genannt ward. Dafür ward der Biſchof als einer, der ehrenrührige Briefe über einen hohen Kronbeamten empfangen und es nicht angezeigt, zu einer neuen Geldſtrafe von dreitauſend Pfunden verurtheilt; der Schulmeiſter ſollte fünftauſend Pfund bezahlen und beide Ohren verlieren, zum Glück gelang es ihm noch zu entkommen. Mit derſelben Strenge ward in Staatsſachen verfahren. Ein Kaufmann, welcher Walkererde gegen das königliche Verbot ausgeführt hatte, ward zu einer Buße von zweitauſend Pfund verurtheilt, und ein gewiſſer Morley mußte zehntauſend bezahlen, weil er einen von des Königs Leuten geſchlagen hatte. Bedeutendere Folgen hatte der gegen einen angeſehenen Edelmann aus Buckinghamſhire, John Hampden, wegen Verweigerung des Schiffsgeldes eröffnete Proceß. Man brachte ihn gefangen vor das Schatzkammergericht, wo er ſich mit einer ſolchen Freimüthigkeit und mit ſo ſiegreicher Beredtſamkeit vertheidigte, daß er die Richter ſelbſt verlegen machte, und ob ſie gleich alle, bis auf viere, für des Königs Vortheil ſtimmten, ſo hatte doch Hampden die größte Ehre von den Verhandlungen, in welchen über die Rechte der Krone und des Volks dreizehn Tage lang debattirt worden war; die ganze Nation ſah ihn als ihren Sprecher an, und fühlte ſich durch ſein Beiſpiel zum Widerſtand gegen den Mißbrauch der königlichen Gewalt ermuthigt.

Aber weit entfernt, die ſich immer mehr entwickelnde Volksſtimmung richtig zu würdigen, ging Karl jetzt ſogar ſo weit, Laud's neue Liturgie, wie ſie in England ſchon beſtand, mit Gewalt in Schottland einführen zu wollen. Bereits hatte Jakob, nachdem er den Engliſchen Thron beſtiegen, verſucht, die presbyterianiſche Kirchenverfaſſung in Schottland zu ſtürzen, um die Epiſcopalkirche an deren Stelle zu ſetzen; allein die Hartnäckigkeit der Prediger, ihr ſtrenger und düſtrer Sinn, der ſogar Maria Stuart den katholiſchen Gottesdienſt für ihre Perſon beſtritten hatte, hatten ihm große Hinderniſſe in den Weg gelegt. Zwar war es ſeinem Eifer gelungen, die dreizehn alten Schottiſchen Bisthümer wieder an Geiſtliche ſeines Anhangs zu verleihen und ihnen den Vorſitz in den Provinzialſynoden der presbyterianiſchen Prediger zu verſchaffen, auch hatte die Generalverſammlung der Geiſtlichkeit dem Könige zugegeben, daß ihre Zuſammenberufung von ihm abhange. Dagegen hatte Jakob aber die Katholiken ihrem Fanatismus völlig preisgeben müſſen, deren

Loos ſich deshalb hier noch trauriger als in England geſtaltete. Trotz jener Zugeſtändniſſe waren in der Lehre und Liturgie der herrſchenden Schottiſchen Kirche noch bedeutende Abweichungen übrig geblieben, obgleich Jakob auch in dieſer Beziehung durch Liſt und Gewalt einige Veränderungen durchzuſetzen gewußt hatte. Karl wollte das Werk ſeines Vaters vollenden. Nach dem Vorbilde der Engliſchen Liturgie mußten die Biſchöfe von Roß, Gallowai, Dumblain und Aberdeen eine Sammlung von Kirchengeſetzen entwerfen, welche Laud durchſah und verbeſſerte. Allein der König war nicht das geſetzliche Haupt der Schottiſchen Kirche, wie der Engliſchen, die Schotten waren ſtolz auf dieſen Vorzug, die Reformation war bei ihnen nicht vom Hofe, ſondern aus dem Schooße des Volkes ſelbſt hervorgegangen; ſie erklärten laut, daß der König kein Kirchengeſetz erlaſſen könne, und bereiteten ſich zum Widerſtande. Als der Dechant von Edinburg an dem Tage, da die neue Liturgie in Schottland eingeführt werden ſollte (23. Juli 1637), in der Kathedrale in einem weißen Chorhemde erſchien, um die Gebete abzuleſen, ſo ſchrien die Zuhörer, ehe er noch den Mund geöffnet hatte, und beſonders die Weiber: „Papſt! Papſt! Antichriſt! ſteinigt ihn!“ und der Tumult ward ſo arg, daß der Dechant ſich zurückziehen mußte; worauf der Biſchof die Kanzel beſtieg, um die Gemüther zu beſänftigen. Allein da die Unruhe immer mehr zunahm und ſogar Schemel und Fußbänke gegen ihn heraufflogen, mußte auch er ſich ſchleunigſt zurückziehen. Auf dem Wege nach Hauſe wurde er von einem Haufen wüthender Weiber verfolgt und in den Koth geworfen. Noch einige Tage nachher waren alle Diejenigen, welche Antheil an der verhaßten Neuerung hatten, ſelbſt in ihren Häuſern den Mißhandlungen und Läſterungen des Pöbels ausgeſetzt. Ein zweiter Verſuch, der am 18. October gemacht ward, lief nicht beſſer ab; aus dem ganzen Lande ſtrömte das Volk in Edinburg zuſammen, und Bittſchriften über Bittſchriften gegen die neue Liturgie wurden nach London geſendet. Endlich erlaubte die Behörde, um weiteren Aufſtänden vorzubeugen und der gefahrdrohenden Anhäufung von Menſchen in der Hauptſtadt ein Ende zu machen, daß die Bittſteller, wie ſie ſich nannten, durch eine beſtändig in Edinburg anweſende Deputation vertreten werden ſollten, wenn alle Auswärtige die Stadt verließen. Dem gemäß bildeten ſich ganz von ſelbſt vier Ausſchüſſe, beſtehend aus dem höchſten Adel, aus den geringeren Güterbeſitzern, aus der Geiſtlichkeit und aus dem Bürgerſtande, deren jeder die Angelegenheiten für ſich behandelte und dann vier Ab-

geordnete in einen Hauptausschuß zu gemeinsamer Berathung absandte Mit den Ausschüssen oder Tafeln, wie man sie nannte, welche in Edinburg zusammengetreten waren, standen andere in den Provinzen in Verbindung, und nach kurzer Zeit wurden die Befehle dieser neu errichteten Regierung überall beachtet und befolgt. Der König ertheilte hingegen auf die Bittschriften, „welche nach Form und Inhalt sein Ansehen verletzten," eine abschlägige Antwort, und erklärte die Tafeln für ungesetzlich, versprach indeß Verzeihung für das Vorgefallene. Aber die Bittsteller protestirten dennoch nicht nur gegen diese Befehle, sondern beschlossen auch, zum Schutz der Rechte und Freiheiten ihres Landes in einen engeren Bund (Covenant) zusammenzutreten, wie dieß schon früherhin öfter geschehen war. Die Bundesschrift, auf welche man sich verpflichten wollte, enthielt die Verwerfung und Abschwörung des Papismus und das Gelübde, sich jeder Neuerung einmüthig zu widersetzen, auch die weltlichen und geistlichen Rechte der Bischöfe niemals anzuerkennen, bevor nicht eine freie Kirchenversammlung und ein freies Parlament darüber entschieden habe, jedoch mit dem Zusatze, daß die Rechte des Königs nicht vermindert werden sollten. „Im Gegentheil versprechen und schwören wir, heißt es weiter, mit Leib und Leben und aus allen Kräften unsern verehrten Herrn, des Königs Majestät, ebenso wie die Religion und die Freiheit gegen jedermann zu vertheidigen. Auf keine Weise wollen wir uns aber durch Lockungen, Drohungen und Einflüsterungen von dieser gesegneten und loyalen Verbindung abbringen lassen, und in jeglichem leben, wie Christen geziemt, die ihren Bund mit Gott erneut haben, und fortan in Frömmigkeit, Mäßigkeit und Gerechtigkeit vor dem Herrn wandeln." Jedermann ward von den Tafeln eingeladen, die Schrift zu unterzeichnen, und kaum war der Aufruf ergangen, als Tausende und aber Tausende eilten, ihre Vaterlandsliebe und ihren Glaubenseifer zu bewähren. In Edinburg ward ein feierliches Fasten ausgeschrieben, „als Vorbereitung der Erneuerung des Bündnisses Gottes mit Israel," und hierauf der Covenant nach langen Ermahnungen und inbrünstigen Gebeten am 1. Mai 1638 von einer unzähligen Volksmasse mit aufgehobenen Armen beschworen.

Diese besonnene Ruhe der Schotten mußte mit Recht dem Könige gefährlicher scheinen als alle planlosen Widersetzlichkeiten, die er bisher in England nur von einzelnen Mißvergnügten erfahren hatte. Um Zeit zur Vorbereitung von strengen Maßregeln zu gewinnen, wurde der Graf Hamilton als königlicher Statthalter nach Edinburg gesandt,

da der aus Schotten beſtehende geheime Rath, welcher ſeit Jakobs Thronbeſteigung die dortigen Geſchäfte leitete, den Covenantern gegenüber alle Macht verloren hatte. Bevor der Graf eintraf, ward wieder ein allgemeines Faſten ausgeſchrieben, um Gottes Segen für die Schottiſche Kirche zu erflehen; zu Leith empfingen ihn fünfhundert presbyterianiſche Geiſtliche, von zwanzigtauſend Covenantern umgeben, und begleiteten ihn unter feierlicher Abſingung von Pſalmen nach Edinburg. Nach langen Verhandlungen glaubte der König auf die dringenden Vorſtellungen Hamiltons für den Augenblick nachgeben zu müſſen, und bewilligte zuletzt gegen Zurücknahme des Covenants die Aufhebung der neuen Liturgie und der Einrichtungen Jakobs, die hohe Commiſſion, welche dieſer nach dem Vorbilde der Engliſchen Kirche als höchſtes geiſtliches Gericht auch für die Schottiſche angeordnet hatte, mit eingeſchloſſen, ſo wie die Abhaltung einer Kirchenverſammlung und eines Parlaments. Dieſe großen Zugeſtändniſſe konnten aber das Mißtrauen der Schotten, denen die wahren Geſinnungen des Königs nicht unbekannt waren, nicht vertilgen; ſie erließen eine Proteſtation gegen die Zurücknahme und Auflöſung des Covenants und ſandten außer den Geiſtlichen, trotz Hamiltons Verbot, auf Anordnung der Ausſchüſſe, aus jedem Presbyterium, wie die aus den nachbarlich zuſammenliegenden Pfarreien beſtehenden Unterabtheilungen der kirchlichen Provinzialverbindungen genannt wurden, einen Kirchenvorſteher und vier Beiſitzer nach Glasgow zur Verſammlung. Als Hamilton ſah, daß er auf dieſer Synode in keinem Punkt ſeinen gemäßigten Meinungen das Uebergewicht verſchaffen konnte und die Verſammlung bereits daran dachte, über die Biſchöfe zu richten, erhob er ſich und erklärte dieſelbe für aufgelöſt (28. Nov. 1638) Ohne darauf zu achten, fuhren die Mißvergnügten in ihren Berathungen fort, und vernichteten durch einen weitläufigen Beſchluß die ganze biſchöfliche Verfaſſung, die hohe Commiſſion und die neue Liturgie. Die Frage, ob ſie dazu befugt ſeyen, beantworteten die presbyterianiſchen Geiſtlichen durch die Gegenfrage: „Welche Macht iſt ehrwürdiger, die geiſtliche oder die weltliche? wer iſt größer, Chriſtus oder der König?“ Dabei ermangelten ſie indeß nicht, dem Könige mit der Bekanntmachung dieſer Maßregel anzuzeigen, daß ſie Alles mit der demüthigſten und loyalſten Rückſicht auf Seine Majeſtät eingerichtet hätten, deſſen Ehre ihnen nächſt Gott am theuerſten ſey. Doch fehlte es den Schotten an Muth und Willen und bald auch an einem tüchtigen Haupte zu gewaltſamem Widerſtande nicht, im Fall ein ſolcher nöthig

werden ſollte. Den Grafen von Argyle machten Volksbeliebtheit, Einſicht und Kraft zu einem trefflichen Führer. Es ward ein Heer aufgeboten, die Schlöſſer und Burgen an der Grenze wurden mit Vorräthen verſehen und ſtärker befeſtigt, und die allgemeine Begeiſterung ließ ſelbſt Weiber und Kinder Holz und Steine herbeitragen. Viele Officiere, die in Deutſchland unter Mansfeld, Wallenſtein und Guſtav Adolf ihre Schule gemacht hatten, übernahmen die Bildung und Einübung der neugeworbenen Truppen. Es ward viel gepredigt, gebetet und geſungen, und die Reden einer Frau Namens Michelſon, die beſondere göttliche Eingebungen zu haben glaubte, trugen zur Vermehrung der Aufregung bei. Die Heilige bekam von Zeit zu Zeit Verzückungen, in denen ſie vor Tauſenden anbetender Zuhörer von dem Covenant und dem Heiland ſprach, den ſie nicht anders als den covenantiſchen Jeſus nannte.

Auch der König hatte ſeine Rüſtungen begonnen, obgleich ihn die Stimmung des Engliſchen Volkes, welches in den Schottiſchen Angelegenheiten ſeine eigene Sache ſah, zur Nachgiebigkeit hätte bewegen ſollen; aber noch ehe er die Grenze erreichte, hatten die Aufrührer alle feſten Plätze ihres Landes, in denen ſich königliche Beſatzungen befanden, in ihre Hände gebracht. Schon ſtanden beide Heere bei Berwick einander im Geſicht, als Verhandlungen eröffnet wurden, denen Karl, welchem der ſchlechte Zuſtand und die Läſſigkeit ſeiner Truppen Beſorgniſſe einflößten, keine Hinderniſſe in den Weg legte, weil er dieſelben im Geheim ſelbſt veranlaßt hatte. Es ward ausgemacht, daß beide Theile ihre Truppen entlaſſen ſollten, und daß eine neue Kirchenverſammlung und ein nächſtens zuſammentretendes Parlament alle obwaltenden Streitigkeiten entſcheiden ſollten (18. Juni 1639). Mißmuthig kam der König nach Hauſe. Tief empfand er ſeine verlorene Achtung, und ſchon reute ihn ſeine allzu raſche Nachgiebigkeit. Die Schotten, in der beſtimmten Vorausſetzung, daß die letzte Entſcheidung doch von den Waffen ausgehen würde, blieben im Stillen gerüſtet, während Karls Erſparniſſe durch die erfolgloſe Expedition bereits erſchöpft waren. Die neue Kirchenverſammlung, welche in Edinburg zuſammentrat, zeigte ſich nicht viel geſchmeidiger als die zu Glasgow abgehaltene, und der königliche Commiſſarius mußte zufrieden ſeyn, daß einiges gemäßigter gefaßt, und eine Erklärung des Gehorſams gegen den König in allgemeinen Ausdrücken hinzugefügt wurde. Nicht geringere Beharrlichkeit gab das Betragen des Parlaments zu erkennen.

Das Schottiſche Parlament beſtand ſeit langer Zeit aus den Baronen, der Geiſtlichkeit und den Abgeordneten der Freigutsbeſitzer und der Städte, welche aber alle gemeinſam abſtimmten. Die gegenſeitigen Rechte der Krone und der Stände waren nicht genau beſtimmt, ſondern die Verhältniſſe trugen hier noch mehr den natürlichen Charakter, daß der König ohne den Willen der Mächtigeren oder der Mehrzahl der Reichsglieder größere Unternehmungen und umfaſſendere Geſetze aus eigenen Mitteln und ſelbſtändiger Gewalt nicht durchführen konnte. Das Stimmrecht im Parlamente ruhte auf dem Landbeſitz, und wurde von den hohen Baronen in Perſon geübt; der niedere Adel und die nicht adelichen aber freien Gutsbeſitzer wählten in jeder Grafſchaft zwei Abgeordnete, ſo wie daſſelbe Recht ſeit den Zeiten König Roberts I. von einigen Burgen und Städten ausgeübt ward; erſt ſeit dem Ende des ſechzehnten Jahrhunderts gab es Pairs, welche vermöge königlicher Ernennung in erblicher Folge im Parlamente ſaßen, ohne durch den Beſitz hochadelicher Güter hierzu berechtigt zu ſeyn. In ſpäteren Zeiten übten die Könige durch die ſogenannten Lords der Artikel großen Einfluß auf die Verſammlungen der Stände. Dieſen lag nämlich die Vorberathung aller Angelegenheiten in der Art ob, daß ohne ihre Einwilligung gewöhnlich nichts in das Parlament gelangte. Ihr Collegium beſtand aus zwei und dreißig Perſonen, acht waren Beamte der Krone, acht Deputirte des Adels, welche die Biſchöfe wählten, acht Geiſtliche, welche die Barone wählten, und acht Bürger, welche die beiden andern Stände gemeinſam ernannten. Sobald dieſer Ausſchuß gebildet war, wurde das Parlament vertagt, und nachher nur wieder eröffnet, um die Beſchlüſſe der Lords von den Artikeln zu beſtätigen. Die Ernennung derſelben wurde dießmal dem Grafen Traquair, dem Bevollmächtigten des Königs, überlaſſen, aber die Verſammlung verlangte, daß dafür ins künftige jeder Stand ſeine Bevollmächtigten aus ſeiner eigenen Mitte wählen müſſe. Außerdem wurde auf Abſchaffung allen Geſetze über das Epiſcopat gedrungen, und vorgeſchlagen, daß die Schlöſſer zu Edinburg, Dumbarton und Stirling nur Einheimiſchen anvertraut werden dürften. Auch die Rechte des geheimen Rathes (o. S. 192) und die Gültigkeit königlicher Verfügungen ſollten naher beſtimmt werden. Auf die Nachricht von dieſen Vorgängen ließ Karl das Parlament vertagen, worüber die Schotten als eine Verletzung des Vertrages von Berwick laute Klage führten, und beſchloſſen den Krieg zu erneuern. „Man muß dieſe Leute mit Peitſchenhieben zur Vernunft

bringen", ſagte Wentworth. Er hielt die Empörung und das Verbrecheriſche im Benehmen der Schotten für ſo augenſcheinlich und verwerflich, daß er glaubte, ganz England müſſe ſeine Entrüſtung theilen und bereitwillig ſeinem Könige zu Hülfe kommen. In dieſem Sinne rieth er dieſem zur Verſammlung eines Parlaments, worein Karl, um Geld zum Kriege zu erhalten, ungern und zögernd willigte, mit dem Entſchluß, ſobald ſich Widerſpenſtigkeit zeige, auf das Strengſte einzugreifen.

Die Berufung eines Parlaments nach elfjähriger Unterbrechung erfüllte England mit Staunen und Freude. Die Wahlen wurden indeß, obſchon es die meiſten unverſtändig fanden, den Schotten das Epiſcopat durch Krieg aufdringen zu wollen, in einem gemäßigten Sinne getroffen, wenn auch einige heftige Puritaner hineinkamen; im Ganzen war man Willens die Mißbräuche abzuſchaffen, ohne die Ruhe des Landes in Gefahr zu ſetzen. So trat das Parlament am 13. April 1640 zuſammen, und nahm, anſtatt ſich ſogleich in des Königs Geldgeſuche einzulaſſen, zunächſt die alten Beſchwerden wieder vor. Doch ließen ſich die Gemeinen bald bewegen, die Forderung des Königs, welche etwa achthunderttauſend Pfund Sterling betrug, zu berathen, als die trotzige Erklärung des Staatsſecretärs Harry Vane, daß der König nichts nehmen werde, wenn nicht die ganze Summe zugeſtanden werde, Alles verdarb. Als die Debatten hierauf heftiger wurden, und dabei ſo kühne Reden zum Vorſchein kamen, als man bisher im Unterhauſe noch nicht gehört hatte, bediente ſich der König des ſchon oft verſuchten Mittels; er hob die Sitzungen ſchleunig auf, und ließ die kühnſten Sprecher ins Gefängniß werfen. Doch gewann er damit nichts, vielmehr erbitterte er die Gemüther nur immer heftiger. Tumulte an allen Enden der Hauptſtadt verkündigten die allgemeine Gährung; in einer Nacht ward der Palaſt des Erzbiſchofs Laud von etwa fünfhundert Aufrührern beſtürmt, und gegen zweitauſend andere drangen in die St. Paulskirche, als die hohe Commiſſion daſelbſt Gericht hielt, warfen alle Bänke um, und riefen laut: „keine Biſchöfe, keine hohe Commiſſion!"

So ganz von ſeinem Volke verlaſſen, ſah ſich der König in die Nothwendigkeit verſetzt, von ſeinen Miniſtern, Hofleuten und Geiſtlichen Geld zu leihen oder als freiwillige Gabe zu empfangen. Die Lords bewilligten ein Darlehen von zweimal hunderttauſend Pfund. Für das Zuſammengebrachte wurden neunzehntauſend Fußſoldaten und zweitauſend Reiter ausgehoben; da ſich aber die Einwohner an vielen

Orten der Recrutirung, welche auf alle Grafſchaften vertheilt worden war, widerſetzten oder dieſelbe doch auf jede Weiſe erſchwerten, waren die Schotten früher an der Grenze als der König. Bei Newburn an der Tyne ſtießen ſie auf einen königlichen Heerhaufen von viertauſend fünfhundert Mann, der in die Flucht geſchlagen ward (28. Aug. 1640); worauf die Engliſchen Truppen ſämmtlich bis nach Yorkſhire zurückwichen. Die Schotten führten in ihren Fahnen die Inſchrift: „für Chriſti Krone und den Covenant"; auf den Schall der Trompeten ſammelten ſich Morgens und Abends die Krieger, um Pſalmen zu ſingen und ihre begeiſterten Prediger zu hören. Die Führer erließen eine Erklärung, daß ſie nicht herbeizögen gegen das Engliſche Volk, ſondern gegen den Erzbiſchof Laud, gegen die Papiſten, Atheiſten, Arminianer, ſo wie gegen die Biſchöfe, und daß ſie den Frieden herſtellen wollten durch die Beſtrafung der Ruheſtörer von Iſrael, der Feuerbrände der Hölle, der Korah, der Bileam, der Doeg, der Rabſchakeh, der Haman und Sanballat ihrer Zeit. Zu gleicher Zeit ſandten ſie jedoch wie das erſte Mal, unterwürfige Botſchaften an den König, und baten um einen friedlichen Vergleich. Karl, deſſen Schatz ſchon wieder erſchöpft, deſſen Heer unzufrieden und meuteriſch war, und der außerdem Verbindungen ſeiner unzufriedenen Unterthanen mit den Schotten zu fürchten hatte, mußte die frühere Rolle zum zweiten Male übernehmen und Unterhandlungen mit ſeinen Unterthanen eröffnen.

---

4. Das lange Parlament.

Noch ehe der König mit den Schotten zum Abſchluß kam, erhoben die Engländer neue Beſchwerden. Die angeſehenſten Pairs ſo wie die Stadt London erſuchten Karl, um aller Noth und Bedrängniß ein Ende zu machen, ein neues Parlament zu berufen; ſelbſt Wentworth, den Karl kurz zuvor zum Grafen von Strafford erhoben hatte, und Laud, durch ſo viele erfolgloſe Verſuche entmuthigt und ermüdet, wollten nicht länger gegen den offen und nachdrücklich ausgeſprochenen Willen des Volkes ſtreiten. Nicht ohne die größten Beſorgniſſe, ſich ganz dem guten Willen ſeiner Unterthanen anzuvertrauen, nach langen Kämpfen in ſeinem Innern, gab der König nach. Ganz England war geſpannt auf die Entwickelung der Ereigniſſe, als das Parlament am dritten November 1640 eröffnet wurde. Die Aufhebung der letzten Verſammlung hatte Alles aufgebracht, und die Füh-

ter der Oppoſition waren entſchloſſen, nicht anders als nach großen Zugeſtändniſſen und Gewährleiſtungen für ihre Rechte auseinanderzugehen. So rechtfertigte gleich der Beginn der Berathungen die Befürchtungen des Königs. Zuerſt ward der Graf Strafford, der große Abtrünnige von der Sache des Volkes, wie man ihn im Unterhauſe bezeichnete, als Feind des Vaterlandes und Hochverräther angeklagt. Der Miniſter kam ſo eben vom Heere zurück und trat in das Haus der Lords, um ſeinen Platz einzunehmen, als mehrere Stimmen ihm zuriefen, ſich zu entfernen, bis man ihn hole. Er gehorchte, und als er nach Verlauf einer Stunde vorgelaſſen wurde, ward ihm befohlen vor den Schranken zu knien, worauf ihm der Siegelbewahrer ankündigte, daß die Lords in Folge einer Anklage des Unterhauſes ſeine Verhaftung, bis er ſich gereinigt haben würde, verfügt hätten. Das nämliche Schickſal traf kurz darauf des Königs zweiten Rathgeber, den Erzbiſchof Laud. Dem Siegelbewahrer Lord Finch und dem Staatsſecretär Windebank war ein gleiches zugedacht, aber Beide retteten ſich nach Frankreich. So war in wenigen Tagen der Staatsrath des Königs aufgelöſt, während dieſer ſeine Schwäche und die Rathloſigkeit ſeiner Anhänger durch Unthätigkeit vermehrte. Um ſo ſchneller ſchritt das Unterhaus vorwärts. Die Mitglieder, welche Monopole vom Könige erkauft hatten, wurden für unfähig erklärt, ihre Stimmen abzugeben, und ihres Sitzes im Parlament beraubt. Alle in den letzten Jahren erlaſſenen Beſchlüſſe der Sternkammer und der hohen Commiſſion wurden vernichtet; alle Geiſtlichen, welche wegen Nichtconformität ihrer Pfründen beraubt worden waren, erhielten dieſelben zurück. Auch Prynne, Burton und Baſtwick wurden in Freiheit geſetzt und überall jubelnd empfangen. Beide Häuſer vereinigten ſich, um die Erhebung des Schiffsgeldes und das ganze aus dieſem hervorgegangene Verfahren für geſetzwidrig zu erklären, und alle Beamte, die an der Ausführung der von den Kammern verworfenen Maßregeln Theil genommen, ſollten zur Rechenſchaft gezogen werden. Hatte Karl vorher die verfaſſungsmäßige parlamentariſche Gewalt nicht geachtet, ſo waren jetzt die Eingriffe, welche das Unterhaus in die königliche that, nicht minder groß. Die Verhandlungen mit den Schotten nahm das Parlament ohne Weiteres in ſeine Hand, und ſchloß, anſtatt die Entfernung ihrer Truppen zu beſchleunigen, wie der König wünſchte, einen Vertrag mit ihnen, wonach das Schottiſche Heer in den nördlichen Grafſchaften gegen Unterhalt von Engliſcher Seite und eine

Subſidie von 300,000 Pfund bis zur Vollendung der Reform in Staat und Kirche ſtehen bleiben ſollte. In Betreff der letzteren hatten ſich die in der Hauptſtadt befindlichen Schottiſchen Commiſſäre mit den Führern der Oppoſition bereits verſtändigt, um auch in England die Einführung der Presbyterialverfaſſung durchzuſetzen. Auch im Volke war dieſe Stimmung ſehr verbreitet. Mehrere Grafſchaften, achtzehnhundert Geiſtliche und funfzehntauſend Einwohner von London reichten Bittſchriften um eine gänzliche Kirchenverbeſſerung in dieſem Sinne ein, und ehe noch darauf geantwortet war, fand man ſchon eine Menge Bilder, Altäre und Crucifixe vom Pöbel zerſchlagen.

Karl, von allen Freunden verlaſſen, ſah kein anderes Mittel die Gegenpartei zu entwaffnen und zu gewinnen, als wenn er ſich mit Denen willig vereinigte, die er zu bekämpfen zu ſchwach war. Er bildete ein neues Miniſterium aus Mitgliedern der Volkspartei, und gab ſeine Einwilligung zu dem Geſetze, daß künftig Tonnen- und Gewichtgeld nur mit Bewilligung des Parlaments erhoben, und nach einigem Bedenken auch zu einer Bill, zufolge welcher wenigſtens alle drei Jahr ein Parlament verſammelt werden ſollte. Für die Zuſtimmung zu der letzteren Verordnung, welche die Verfaſſung in einem weſentlichen Punkte änderte, votirte das Parlament eine Dankſagung und das Volk bezeugte durch Freudenfeuer und Jubelgeſchrei ſeine Zufriedenheit. Das Verlangen, Strafford zu retten und der Kirche das Epiſcopat zu erhalten, hatte den König zu dieſer Nachgiebigkeit bewogen; aber auch dieſe verfehlte nunmehr das Ziel. Umſonſt vertheidigte ſich Strafford dreizehn Tage lang im Oberhauſe gegen die wider ihn erhobenen Anklagen edel und gründlich, ſo daß kein einziger der vom Unterhauſe aufgeſtellten Punkte die Beſchuldigung des Hochverraths rechtfertigte; er hatte den allgemeinen Haß aller drei Königreiche auf ſich geladen und weiter Strebenden mochte es wichtig erſcheinen, den König jedes Falls eines ſolchen Mannes zu berauben. Am Schluß der Verhandlungen ſagte Strafford: „Mylords, gegenwärtig iſt es mein Unglück, künftig möchte es das eure werden, und das Vergießen meines Blutes wird den Weg zum eurigen bahnen. Die Sache betrifft euch, euer Eigenthum, eure Nachkommen; die Abgeordneten des Unterhauſes ſagen, ſie ſprächen zur Vertheidigung des gemeinen Weſens gegen meine willkürlichen Geſetze; ich ſpreche ebenfalls zur Vertheidigung des gemeinen Weſens gegen ihren Verrath. Etwas mehr hätte ich noch zu ſagen, doch mir gebrechen Kraft und Stimme. Möchte ich der Pharus ſeyn, der euch vor Schiffbruch rei-

tet. Wälzet nicht Felsen in euern Weg, die weder Klugheit noch Vorsicht vermeiden können. In te domine confido, non confundar in aeternum.“ Da sich die Stimmung der Lords zu Straffords Gunsten neigte, griffen die Führer der Opposition, bereits von Leidenschaft und Parteisucht verblendet, zu despotischen Maßregeln. Hym brachte eine Bitte in das Unterhaus, den Grafen für überführt zu erklären, welche mit zweihundert vier Stimmen durchging. Die Namen der neun und funfzig Mitglieder, welche dagegen gestimmt hatten, wurden in den Straßen Londons angeschlagen, als Strafforddianer, die bereit seyen, zur Rettung eines Verräthers das Vaterland zu verrathen. Als die Ueberführungsbill (bill of attainder) den Lords überbracht war, rief der König beide Häuser vor sich, und sagte ihnen, daß er ihrem Verfahren den Lauf gelassen haben würde, wenn man bei den Gesetzen stehen geblieben wäre. Es sey ihm unmöglich, Strafford als Verräther zu verdammen, da er dessen Unschuld kenne, oder die Bill des Unterhauses zu bestätigen, obschon er wisse, daß der Minister seine Amtsgewalt übertreten; dafür werde aber seine Entsetzung und Entfernung eine hinlängliche Strafe seyn. Vergebens. Die Eiferer von Rachsucht getrieben drängten vorwärts, das Volk wurde durch allerlei Gerüchte, unter andern, daß Strafford aus dem Tower, wo er gefangen saß, befreit werden sollte, wozu allerdings von Seiten des Königs ein Versuch gemacht worden, aber an der Festigkeit des Gouverneurs gescheitert war, aufgeregt, und da die katholischen Pairs so wie die Bischöfe von dem Urtheilsspruche ausgeschlossen worden waren, erklärten von sechs und vierzig anwesenden Lords sechs und zwanzig den Grafen für schuldig (8. Mai 1641). Nicht einmal die Verwandlung der Todesstrafe in ewiges Gefängniß eben so wenig als einen Aufschub von einigen Tagen konnte der König erlangen. Endlich ließ sich Karl mit durch seine Gemahlin (die dem Grafen immer abgeneigt gewesen und seinen Entwürfen entgegen getreten war) bewegen, die Einwilligung zur Hinrichtung seines redlichsten Freundes und Dieners zu geben. Strafford ging mit großer Würde und Standhaftigkeit zum Blutgerüst. Nachdem er von seinem Bruder und seinen Freunden, die ihn auf diesem letzten schweren Gange begleiteten, Abschied genommen und ihnen die herzlichsten Grüße an seine abwesenden Lieben aufgetragen hatte, sagte er ruhig: „Nun ist es bald vorüber. Ein Hieb wird mein Weib zur Witwe, meine geliebten Kinder zu Waisen machen, und alle Guten, die mich bis hieher geliebt von mir trennen. Gott

ſey mit ihnen allen! Ihm danke ich, daß er mir dieſe Ruhe im Tode gewährt, und daß ich mein Haupt eben ſo kummerlos auf dieſen Block legen kann, als ich es jeden Abend auf mein Ruhekiſſen legte." Mit einem Hiebe flog der Kopf herunter. Der Unglückliche ſtand erſt im neun und vierzigſten Jahre.

Durch ſolche Erfolge kühner gemacht, griff das Unterhaus zugleich eines der weſentlichſten Vorrechte der königlichen Gewalt an, indem eine Bill eingebracht ward und mit großer Schnelligkeit durchging, vermöge deren das Parlament ohne ſeine eigene Zuſtimmung weder aufgelöſt noch vertagt werden ſollte. Eine zweite verordnete, daß die beiden verhaßten Gerichtshöfe, durch welche die Tudors das Volk beknechtet hatten, die Sternkammer und die hohe Commiſſion, auf ewig abgeſchafft ſeyn ſollten, und der König beſtätigte auch dieſe Verfügungen. In ſteigendem Eifer entwarf St. John, einer der heftigſten Oppoſitionsmänner, einen Vorſchlag zur Abſchaffung des Epiſcopats, welcher im Unterhauſe am 27. Mai mit einer Mehrheit von ein und dreißig Stimmen durchging und den parlamentariſchen Gegnern des Königs ſchon jetzt die vollſtändigſte Verbindung mit den immer zahlreicher werdenden Puritanern im Lande geſichert hätte, wenn die Bill nicht vom Oberhauſe verworfen worden wäre.

Rathlos um Hülfe umherſpähend, kam der König auf den Gedanken, nach Schottland zu gehen, um wo möglich ſeine Schottiſchen Unterthanen durch Zugeſtändniſſe aller Art zu gewinnen und ſich ihrer Unterſtützung gegen die Widerſetzlichen in England zu bedienen. Das Parlament ſchöpfte Argwohn und ſuchte die Reiſe des Königs zu hintertreiben; da dieſer aber unbeweglich auf ſeinem Vorſatz beharrte, vertagte ſich die Verſammlung, nachdem ſie zwei Ausſchüſſe mit großen Vollmachten ernannt hatte, von denen der eine in London der Angelegenheiten wahrnehmen, der andere den König begleiten ſollte. Vorher noch hatten ſie die Auflöſung des Engliſchen Heeres, welches ſeit dem letzten Einbruch der Schotten in Yorkſhire eingelagert war und auf Bezahlung wartete, beſchloſſen, weil ſich unter den Officieren eine günſtige Stimmung für den Thron zeigte und der König die Standquartiere der Truppen auf ſeiner Durchreiſe berühren mußte. Die nöthigen Summen wurden durch eine Kopfſteuer zuſammengebracht. Auch die Schottiſchen Truppen kehrten jetzt in ihre Heimath zurück. Am 14. Auguſt 1641 kam der König in Edinburg an, und fand hier ein eben ſo ſtürmiſches Parlament, als er in London verlaſſen hatte. Anklagen

und Rechtsforderungen drängten einander. Die Puritaner betäubten ſeine Ohren mit fanatiſchem Geſchrei. Dennoch zeigte er ſich freundlich und gütig, und wenn man auch ſeine Geſchenke und Gunſtbezeigungen meiſt für Ergebniſſe der Nothwendigkeit nahm, blieben ſein Benehmen und ſeine Bewilligungen allmählig nicht ohne Wirkung auf die beſſer Geſinnten, und das Parlament erklärte bei ſeiner Abreiſe: er habe ihnen hinſichtlich der Religion und Freiheit vollſtändig Genüge geleiſtet und ein zufriedener König verlaſſe ein zufriedenes Land. Schon ſchöpfte Karl neue Hoffnungen, als ein unerwartetes Ereigniß Alles wieder zum Nachtheile des Königs umwandelte.

Seitdem der Proteſtantismus in England zur herrſchenden Kirche erhoben worden war, hatten die Irländer, nicht mehr bloß, wie vordem, über Bedrückung in politiſchen, ſondern auch in religiöſen Dingen zu klagen. Als darauf der von uns erwähnte Aufſtand unter Eliſabeths Regierung beruhigt worden war, hatte ſich Jakob angelegentlich mit den Irländiſchen Angelegenheiten beſchäftigt; aber auch er ſuchte, wie früherhin immer geſchehen war, auf dem Wege der Härte und Gewalt zum Ziele zu kommen, weil man Irland als ein erobertes, mithin rechtloſes Land und ſeine Bewohner als Wilde betrachtete. Er löſte die ganze Clanverfaſſung (Th. V. S. 122) auf, welche ſchon Heinrich VII. in der Art modificirt hatte, daß die Privatfehden der Häuptlinge oder Lords, wie man ſie nach Engliſcher Weiſe nannte, aufhörten und die Dienſte und Abgaben, welche ihnen ihre Unterthanen leiſteten, regulirt wurden. Indeß war von dieſen Beſtimmungen mit Ausnahme des von Engländern bewohnten Theiles der Inſel wenig durchgeführt worden. Jakob nahm den Häuptlingen ihre Gerichtsbarkeit, führte Gerichtshöfe und reiſende Richter nach Engliſchem Vorbilde ein, und vernichtete die Bretoniſchen Criminalgeſetze, vermöge welcher jedes Verbrechen durch Geldbuße geſühnt werden konnte. Ebenſo ward die Erbfolge verändert; alles den Häuptlingen unmittelbar zugehörige Grundeigenthum wurde in Lehen der Krone verwandelt, und die von ihren Unterthanen bebauten Ländereien wurden dieſen unter der Bedingung übergeben, den Gutsherren dafür eine jährliche Rente zu zahlen. Durch dieſe Maßregeln gelang ein Schritt, an dem die Engliſchen Könige ſeit Jahrhunderten vergeblich gearbeitet hatten, die Macht der Stammhäupter zu brechen. Jakob blieb hierbei nicht ſtehen. Zuerſt wurde die Provinz Ulſter, von welcher immer der heftigſte Widerſtand gegen die Engliſche Regierung ausgegangen war, den Einwohnern, welche

vereinzelt in andere Theile der Inſel verſetzt wurden, entriſſen und Engliſchen Anbauern übergeben, und ſpäterhin beſchloß der König dieſes Verfahren, wenn auch nicht ganz ſo umfaſſend, auch über die Küſte zwiſchen Dublin und Waterford und mehrere anſtoßende Grafſchaften auszudehnen. Es wurden zu dem Ende Unterſuchungen wegen mangelhafter Rechtstitel angeſtellt, und durch das unwürdigſte Verfahren herausgebracht, daß faſt alles Land der Krone gehöre. Zwar befahl Jakob drei Viertheile des Landes den Beſitzern zu laſſen, aber die Habſucht der Commiſſäre trieb dem ungeachtet die meiſten Eigenthümer von ihren Heerden und Höfen; die übrigen mußten zufrieden ſeyn, nur ein Viertheil zurückzubehalten. Kein Anſiedler durfte Irländer oder Katholik ſeyn. Um den Klagen der Eingeborenen über ſo willkürliche Eingriffe in ihr Eigenthum, die nach demſelben Rechte über die ganze Inſel ausgedehnt werden könnten, ein Ende zu machen, ſetzte Karl im Jahre 1628 in der Urkunde der Gnaden (charter of graces) feſt, daß ſechzigjähriger Beſitz vor allen Anſprüchen ſichern ſollte; und wenn der König hier auf dem Wege der Milde und Verſöhnung fortgegangen wäre, hätte er an der Dankbarkeit der Irländer leicht eine ſtarke Stütze gegen die widerſetzlichen Schotten und Engländer erhalten können. Daß dies nicht geſchah, lag vornehmlich in Wentworths herrſchſüchtigem und eigenwilligem Charakter, der das Land acht Jahr verwaltete, obſchon er Handel und Gewerbe emporbrachte. Unter ſolchen Umſtänden konnte der Vorgang des Engliſchen Unterhauſes und des Schottiſchen Covenants in Irland nicht ohne großen Eindruck bleiben. Man glaubte mit gutem Grund, eben ſo viel Recht als jene zur Abſtellung viel größerer, bereits Jahrhunderte lang drückender Uebel zu haben. Das Unternehmen ſchien nicht allzuſchwierig, da das Engliſche Parlament achttauſend Krieger, welche das Land bisher in Gehorſam erhalten, aus Mißtrauen, daß der König dieſelben zu ſeinem Schutze herbeiziehen könne, verabſchiedet hatte. Im October erhoben ſich die Bewohner der Grafſchaften, in welchen ſich Engliſche Anſiedler befanden, und wütheten mit Feuer und Schwert gegen deren Leben und Eigenthum. Die Angegriffenen flüchteten eilfertig nach Dublin und in die übrigen Städte, wo ihnen königliche Beſatzungen Sicherheit verhießen. Allmählig ſchloſſen ſich Leute von größerem Anſehen, namentlich mehrere Lords an die Bewegung, und ſuchten dieſelbe zu mäßigen und zu leiten. Vier und zwanzig Männer, Adliche, Geiſtliche und Bürger traten an die Spitze der Aufrührer, und verlangten im November, daß

alle Strafgeſetze gegen die Katholiken für Irland aufgehoben werden ſollten, und daß dieſelben zu Aemtern zugelaſſen würden. Dieſe billigen Forderungen wies das Engliſche Unterhaus, das nur für ſich die Freiheit, für andere Tyrannei wollte, in ſchmachvoller Verblendung zurück.

Karl wurde bei ſeiner Rückkunft nach London vom Jubelrufe des Volkes begrüßt (25. November 1641); aber ſeine Gegner wußten dieſe Regungen der Treue und Ergebenheit bald zu unterdrücken, indem ſie ihm den Irländiſchen Aufſtand zur Laſt legten und ihn des heimlichen Einverſtändniſſes mit den Rebellen beſchuldigten. Mit Schrecken hatten die Eiferer für Glauben und Freiheit die Abnahme der Begeiſterung in ihren Reihen wahrgenommen; die Selbſtſüchtigen unter den Führern der Oppoſition fühlten, daß ſie zu weit gegangen, um zurückzukehren, und durch heimliche Aufreizungen der Schotten gegen den König Verbrechen begangen hatten, zu deren Rechtfertigung oder Vertheidigung ſie noch weiter fortſchreiten müßten. Wenige Tage vor der Ankunft Karls hatten die Sitzungen wieder begonnen, und die Volksmänner ſorgten dafür, daß alsbald eine überaus heftige Vorſtellung, welche dem Könige überreicht werden ſollte, in Vorſchlag kam. Sie behauptete die Exiſtenz einer Verbindung der Papiſten, Biſchöfe und Höflinge zum Umſturz der Verfaſſung, ſchilderte mit düſtern Farben eine lange Reihe alter und verjährter Beſchwerden, zeigte die Verdienſte des Parlaments dieſe abgeſtellt zu haben, und war durch ihre Faſſung mehr ein Aufruf an das Volk, ſich um das Unterhaus zu verſammeln, zu deſſen Schutz und Rettung vor angeblichen Gefahren als eine an den Souverän gerichtete Schrift. Die Gemäßigten widerſetzten ſich einem ſo aufregenden, durch die Verhältniſſe durchaus nicht motivirten Schritt aus allen Kräften, die Debatten, welche von drei Uhr Nachmittags die Nacht hindurch bis um zehn Uhr Morgens währten, wurden mit großer Erbitterung geführt, ergaben aber die Annahme der Vorſtellung mit elf Stimmen, worauf am folgenden Tage mit einem Mehr von drei und zwanzig Stimmen auch der Druck derſelben, etwas bis dahin Unerhörtes, angenommen ward. In der That wurde das Volk durch die Vorſtellung in offene Gährung verſetzt, finſtere Gerüchte verbreiteten ſich, es bildeten ſich Vereine zum Schutze der Freiheit und des Glaubens, bewaffnete Pöbelhaufen durchzogen London, die Abgeordneten zu beſchützen, während ſich Edelleute und Officiere um den König zu Whitehall zur Vertheidigung ſeiner Perſon

und Familie verſammelten, und der Haß der Parteien zeigte ſich in häufigen Streitigkeiten und erbitterten Worten. Auch gegen die Biſchöfe war der Grimm des Pöbels in dem Grade geſtiegen, daß zwölf derſelben dem Oberhauſe eine Erklärung überreichten, ſie würden ſich vorläufig nicht mehr in den Sitzungen einfinden, da dies nicht ohne Lebensgefahr für ſie geſchehen könne, aber auch alle Geſetze für nichtig erachten, die während ihrer Abweſenheit gegeben werden würden. Die Commons ergriffen dieſe Gelegenheit mit Freuden, alle dieſe Biſchöfe des Hochverraths anzuklagen, weil ſie ſich das Recht angemaßt, durch ihre Abweſenheit die Handlungen des Parlaments zu unterbrechen, und entzogen durch ihre Verhaftung, welche die Lords genehmigten, dem Hofe im Oberhauſe zwölf Stimmen.

Faſt zur Verzweiflung gebracht, ließ ſich der König jetzt, nach ſo vielen Verſuchen der mildeſten Nachgiebigkeit, ſtatt bei dieſem Verfahren zu beharren, welches endlich der Nation wohl die Augen über die Anmaßungen des Parlaments hätte öffnen müſſen, von der Königin und dem Lord Digby zu einem höchſt unbeſonnenen Schritte verleiten, der Ernſt und Strenge zeigen ſollte, aber ſehr übel berechnet war*). Am 3. Januar 1642 erſchien der Kronanwalt Sir Eduard Herbert im Oberhauſe, um im Namen des Königs fünf der kühnſten Sprecher des Unterhauſes, Hampden, Haslerig, Hollis, Pym und Strode, des Umſturzes der alten Verfaſſung anzuklagen, während zu gleicher Zeit Boten ausgeſendet wurden, ihre Papiere und Effecten zu verſiegeln, und ein königlicher Waffenherold im Unterhauſe ihre Verhaftung forderte. Beide Häuſer lehnten die Verhaftung von Parlamentsgliedern als ungeſetzlich ab, während man kurz vorher ohne Bedenken in die Gefangenſchaft der Biſchöfe gewilligt hatte; doch erklärten die Gemeinen, die Angeklagten zum rechtlichen Verfahren ſtellen zu wollen. Der König beſchloß ſeinen Willen am folgenden Tage in Perſon durchzuſetzen, und erſchien von einer Anzahl bewaffneter Cavaliere (ſo nannte man die Anhänger des Königs, weil ſie meiſtentheils aus Edelleuten beſtanden) und einigen hundert Trabanten begleitet im Unterhauſe. Indeſſen hatten die An-

*) The angry party would have been compelled to have given over all their designs for the alteration of the government both in church and state; if the volatile and unquiet spirit of the Lord Digby had not prevailed with the king, contrary to his resolution, to have given them some new advantage, and to depart from his purpose of doing nothing without very mature deliberation. Clarendon history of the rebellion etc. Vol. II. p. 324 ed. Basil.

geklagten bereits Nachricht von der ſicht des Königs erhalten und ſich auf Befehl des Hauſes entfernt. Das Gefolge Karls blieb im Vorſaale zurück, während er ſelbſt nur mit ſeinem älteſten Neffen, dem Prinzen Karl Ludwig von der Pfalz, der nebſt ſeinem jüngern Bruder Rupert nach dem Tode ſeines unglücklichen Vaters in England Schutz geſucht hatte, begleitet in die Verſammlung trat, und hier eine Rede hielt, in welcher er erklärte, daß er die Privilegien des Hauſes auf keine Weiſe verletzen wolle, aber auf die Verhaftung der Angeklagten beſtehen müſſe, weil für den Fall des Verraths kein Vorrecht beſtünde. Beim Herausgehen verfolgten ihn trotzige Stimmen, die ihm Privilegium! Privilegium! nachriefen; es ward ein Beſchluß gefaßt, der das Verfahren des Königs als unverträglich mit der Sicherheit und Freiheit des Parlaments bezeichnete, die Nothwendigkeit einer Genugthuung darſtellte und eine hinreichende Wache zum Schutze der Verſammlungen verlangte; und am Abend waren alle Bürger der City in Waffen, theils die fünf Parlamentsglieder zu beſchützen, theils weil die Feinde des Königs das Gerücht verbreitet hatten, die Cavaliere wollten in der Nacht die Stadt an allen Ecken anzünden und die Bewohner niedermetzeln. Nach einigen Tagen beſtimmte ein zur Sicherſtellung der Parlamentsglieder niedergeſetzter Ausſchuß im Einverſtändniß mit den Stadtbehörden von London, daß die fünf Angeklagten am 11. Januar aus dem Hauſe der City, in welchem ſie Zuflucht gefunden hatten, feierlich nach Weſtminſter in die Sitzungen zurückgeführt werden ſollten. Man wählte den Weg auf der Themſe, welche mit Boten bedeckt war, in denen ſich über zweitauſend Bewaffnete befanden. Am Ufer marſchirten zu beiden Seiten ſtarke Abtheilungen der Stadtmiliz von einer unzähligen Volksmenge umgeben, und beim Anlanden wurden die Helden des Tages noch von viertauſend bewaffneten Reitern empfangen, welche aus Buckinghamſhire herbeigeeilt waren, um die Unſchuld und Freiheit ihres Repräſentanten, Sir John Hampdens, zu vertheidigen. Als der Zug vor Whitehall vorbei kam, riefen viele Stimmen überlaut: „Was iſt denn aus dem Könige und ſeinen Cavalieren geworden, und wo ſind ſie hingekommen?“ Dazwiſchen ward geſchoſſen, getrommelt und Muthwille aller Art verübt. Ueberall zeigte ſich ein Enthuſiasmus für die Sache des Unterhauſes, der deſſen Führer die kühnſten Entſchlüſſe nicht mehr ſcheuen ließ.

Karl war nicht mehr in Whitehall, als ſeine Gegner im Triumph

vorüberzogen. Nach dem Mißlingen des letzten Verſuches, auf dem Wege der Strenge durchzudringen, welcher zunächſt durch die Abweſenheit der Angeklagten im Unterhauſe, wo ſie der König ſelbſt hatte verhaften wollen, vereitelt worden war, hielt er ſich bei der ſteigenden Heftigkeit und Gährung im Volke zu London nicht mehr ſicher, und begab ſich am Abend vor den zuletzt erwähnten Ereigniſſen nach Hamptoncourt und von da nach York, um dem Pöbel und den Parteiführern der Hauptſtadt entronnen in den Provinzen neue Mittel des Widerſtandes zu ſuchen. Ehe er zu weiteren Maßregeln ſchritt, forderte er das Unterhaus noch einmal auf, eine vollſtändige Aufzählung alles deſſen zu geben, was ſie verlangten. Es war die Ausſchließung der Biſchöfe aus dem Parlament, die früher vom Könige verworfen war, ſo wie eine andere Bill, daß die Krone nicht berechtigt ſey, einen Engländer mit Gewalt zum Dienſt im Heere oder bei der Flotte zu zwingen. An neuen Forderungen fügten die Gemeinen hinzu, daß der Befehl über die Land- und Seemacht nur Leuten gegeben würde, welche das Parlament dazu vorſchlüge, daß alle übrigen entſetzt, und die katholiſchen Lords aus dem Oberhauſe entfernt würden. Ohne die Antwort des Königs abzuwarten, der die beiden älteren Bills ſogleich beſtätigte, erließen die Gemeinen Befehle an die Commandanten der feſten Plätze des Landes in ihrem Namen, und ernannten für jede Grafſchaft einen Lordlieutenant, um alle waffenfähige Mannſchaft wegen drohender Gefahren zu verſammeln und einzuüben. Auch über die letzten Beſchlüſſe, welche die ganze Verwaltung des Königreichs in die Hände des Parlaments bringen und den Herrſcher zu deſſen willenloſem Werkzeuge herabſetzen mußten, erklärte ſich Karl ſehr gemäßigt, und verlangte nur, daß die Beſtellung der demgemäß in Aemter Tretenden auf eine gewiſſe Zeit beſchränkt werden ſollte. Ferner erbot er ſich, alle noch obwaltenden oder entſtehenden Streitigkeiten über die Liturgie der Erwägung des Parlaments zu überlaſſen. Unbefriedigt durch alle dieſe Zugeſtändniſſe, erklärte das Unterhaus, daß ſeine Verfügungen über das Kriegsweſen auch ohne Beſtätigung des Königs Gültigkeit haben ſollten, und daß jeder, der von beiden Häuſern angenommene Geſetze beſtreite, die Rechte des Parlaments ſchwer verletze. Auch dieſen Beſchlüſſen trat das Oberhaus, welches ſich überhaupt ſeit der Verſammlung des langen Parlaments äußerſt ſchwach gezeigt hatte, durch die Drohungen der Volksmänner eingeſchüchtert, und in der Hoffnung, durch Nachgiebigkeit die eigenen Privilegien zu erhalten, nach einigem Zögern bei.

5. Der Bürgerkrieg.

Das Beginnen der Stuarts, die Herrſchergewalt in derſelben unumſchränkten Weiſe geltend zu machen, als nicht lange vor ihnen die Tudors, war an Karls eigener Schwäche, ſeinem Geldbedürfniß und vornehmlich an den veränderten Anſichten und Meinungen des Volks vollkommen geſcheitert. Indeß hatte der König ſeit dem Zuſammentritt des langen Parlaments ſo viele Zugeſtändniſſe gemacht, als vernünftiger und rechtlicher Weiſe nur immer zur Sicherſtellung der Freiheiten des Volks verlangt werden konnten; und wenn das Unterhaus trotz dem noch weiter ging und ſtets neue Forderungen ſtellte, ſo griff es ſeiner Seits die Verfaſſung nicht minder an, wie früherhin der König. So konnte dieſem, als er endlich die Behauptung ſeiner Rechte mit den Waffen verſuchte, die Urſach des Krieges nicht mehr zur Laſt gelegt werden. Die Volksmänner ließen ſich vom Lauf der Ereigniſſe fortreißen, ein beſtimmter Plan hatte ſie nicht von Anfang an geleitet, jetzt aber waren ſie entſchloſſen, dem Parlamente und wenn es ſeyn müßte, dem Unterhauſe die höchſte Gewalt beizulegen. Die Umwandlung des Verhältniſſes zwiſchen dem König und dem Parlament blieb den Gemäßigten nicht verborgen; hatte die Oppoſition früher durch Flugſchriften und Publicationen auf das Volk mit bedeutendem Erfolge gewirkt, ſo fehlte es jetzt auch nicht an Blättern royaliſtiſcher Tendenz, die Partei des Königs mehrte ſich mit jedem Tage und ließ es an Petitionen und Bittſchriften bei beiden Häuſern nicht fehlen. Zwei und dreißig Lords und mehr als ſechzig Mitglieder der Gemeinen begaben ſich zum Könige nach York. Die Bewohner dieſer Stadt boten ihm freiwillig ihre Hülfe an, und mehrere Provinzen im Weſten und Norden folgten dieſem Beiſpiel, ſo wie Karl im Allgemeinen auf die große Mehrzahl der Landedelleute, die auf ihren Gütern dem Treiben der Factionen fremd geblieben waren, zählen konnte. Um die Partei des Königs zu ſchwächen, erging nun ein Beſchluß des Parlaments, daß jeder, der dem Könige Beiſtand leiſten oder auf ſeinen Befehl die Waffen ergreifen würde, für einen Feind des Vaterlandes zu achten ſey. So rüſteten beide Theile, aber mit ungleichem Vortheil. Der König litt an großem Geldmangel und konnte kaum die Bedürfniſſe ſeiner Tafel beſtreiten; dagegen hatte ſich das Parlament bereits in Beſitz der Flotte, der Hauptſtadt und aller Seeſtädte zu ſetzen gewußt, und alle königlichen Einkünfte in Beſchlag genommen. Die Londoner

ſchickten ſo viel Silbergeſchirr in die Münze, daß es an Leuten fehlte, die Gaben anzunehmen; die Weiber gaben willig ihren Schmuck, und die jungen Leute ließen ſich wetteifernd zum Dienſt einſchreiben; an einem einzigen Tage meldeten ſich über viertauſend Mann. Mit den Schotten, die noch in Waffen waren, wurden Verbindungen eröffnet. Gegen ſolche Hülfsmittel waren die des Königs allerdings gering. Seine Commiſſarien reiſten durch das Land von einem Edelhofe zum andern, um Geld zu ſammeln, und die Königin, welche ſich kurz nach der Abreiſe Karls von London größerer Sicherheit wegen nach Holland begeben hatte, verpfändete hier ihre Juwelen und erhielt dafür Geld und Schiffe; allein leider ward ein Theil der letzteren von Engliſchen Kapern aufgebracht, und ſo blieb auch dieſe Hülfe unbedeutend. Die auswärtigen Mächte konnten ſich um dieſe Händel nicht bekümmern. Die meiſten waren in den dreißigjährigen Krieg verwickelt, und in Frankreich erfolgte um dieſe Zeit Richelieus Tod, der die innere Zerriſſenheit Englands nicht ungern geſehen und den Covenantern früherhin ſogar Beiſtand verſprochen hatte.

Da Karl eine definitive Antwort auf ſeine letzten Vorſchläge verlangte, ließ ihm das Parlament im Juni 1642 neunzehn Artikel überreichen, durch deren Annahme eine Ausſöhnung bewerkſtelligt werden könne. Alle wichtigen Angelegenheiten ſollten im Parlamente entſchieden werden, Niemand im königlichen Rathe bleiben, als wer dem Parlamente gefiele, und der König nichts vornehmen können, ohne die Einwilligung dieſes Raths; alle Beamten ſo wie die erſten Richter ſollten durch das Parlament ein- und abgeſetzt werden; die Glieder der königlichen Familie nur mit deſſen Bewilligung ſich verheirathen dürfen; auch die Liturgie und das Kirchenregiment ſollten durch daſſelbe geordnet werden. Der König ſelbſt müſſe ſeine Truppen entlaſſen und dürfe keinen Pair mehr ernennen, den papiſtiſchen Lords vielmehr ihre Stimmen nehmen und die Wahl der Erzieher ſeiner Kinder dem Parlament überlaſſen. Es war dies eine neue, ſehr bedeutende Steigerung der Anforderungen, ein Verſuch, auch die Familie des Herrſchers in die Abhängigkeit des Parlaments zu bringen, und überhaupt eine ſo tiefe Herabſetzung der königlichen Macht, daß Karl mit Recht antwortete, er würde dann allenfalls noch das äußerliche Zeichen und der Schatten eines Königs ſeyn, und entſchloſſen war, lieber das Aeußerſte zu verſuchen. Das Parlament hatte keine andere Antwort erwartet und viele ſeiner Mitglieder auch nicht gewünſcht; aber die Furcht vor

dem Bürgerkriege bei den gemäßigteren Gliedern des Unterhauſes und der Wunſch der heftigen, die Schuld des Krieges auf den König zu werfen, ließ noch eine Bittſchrift für den Frieden an Karl beſchließen und abſenden; worauf dieſer erwiederte, ſobald das Parlament ihm die Anſtellung der Befehlshaber bei der Land- und Seemacht überließe und die Nothwendigkeit ſeiner Beiſtimmung zu allgemeinen Geſetzen anerkenne, wolle er Rüſtungen und Werbungen einſtellen und eine allgemeine Amneſtie erklären. Nach Empfang dieſer Antwort beſchloß das Parlament den Krieg, wählte einen Sicherheitsausſchuß, aus fünf Lords und zehn Mitgliedern der Gemeinen beſtehend, zur Leitung der öffentlichen Vertheidigung, und befahl die Aufſtellung eines Heeres von zwanzigtauſend Fußgängern und viertauſend fünfhundert Reitern. Karl forderte dagegen alle getreuen Unterthanen auf, ſich zu Nottingham am 22. Auguſt bewaffnet bei ihm einzufinden. An demſelben Tage ward die königliche Kriegsfahne mit der Inſchrift „Gebet dem Kaiſer was des Kaiſers iſt" auf einer Anhöhe in der Nähe dieſer Stadt aufgepflanzt und mit einer Wache von ſechshundert Mann umgeben. Vielen galt es als eine übele Vorbedeutung, daß das Panier noch in derſelben Nacht durch ein furchtbares Unwetter herabgeworfen wurde und erſt mit vieler Mühe wieder aufgerichtet werden konnte. Während die Mehrzahl der Edelleute der Lehenspflicht gemäß ſich mit ihren Vaſallen und Untergebenen um die Fahne des Königs ſchaarten, ſtrömten die Kaufleute, Bürger und freien Bauern nach den Sammelplätzen des Parlaments. Dieſem verdankten ſie die Befreiung von laſtenden Monopolien, vom Schiffs-, Tonnen- und Gewichtgelde, und waren darum der feſten Meinung, daß die Einſicht ihrer Abgeordneten ſich auch jetzt auf dem rechten Wege befinden müſſe. Noch eifriger waren die Puritaner, welche ſich ſelbſt am liebſten die Heiligen nannten, und die Strenge ihrer Geſinnungen und ihres Wandels durch einfache Kleidung und kurz abgeſchnittenes Haar auch äußerlich zu zeigen ſuchten, was ihnen von Seiten der Cavaliere den Spottnamen der Rundköpfe zuzog. Sie hielten die Religion und den Glauben Gottes durch die Abſichten des Königs und den katholiſchen Aufſtand in Irland auf das ſchlimmſte bedroht; für die Einführung ihrer Kirchenverfaſſung, für die Vertheidigung ihrer Lehre Gut und Leben zu wagen galt ihnen für die höchſte Pflicht.

Karl brach mit ſechstauſend Mann von Nottingham auf, und ſein Marſch längs den Grenzen von Wales vermehrte dieſe Zahl um das

Dreifache. Von Shrewsbury rückte er gegen London hin vor. Das Heer des Parlaments, unter den Befehlen des Grafen von Eſſex, des Sohnes deſſen, der unter Eliſabeth hingerichtet worden war, ging ihm von Worceſter aus entgegen. Bei Edgehill kam es zum Treffen (23. Oct. 1642). Die Ungeübtheit und ſchlechte Diſciplin beider Heere brachte nur eine ungeſchickte Verwirrung zuwege; indeß hatte doch der Prinz Rupert große Kühnheit gezeigt, beide Flügel der Parlamentstruppen waren aus dem Felde geſchlagen, und Karl konnte ſeinen Weg nach London fortſetzen, während Rupert mit einigen Reiterhaufen voraneilte und bis an die Thore der Hauptſtadt ſtreifte. Aber das Unterhaus blieb feſt, und als ſich ſpäterhin ſelbſt in ſeinem Schooße Verlangen nach Frieden zeigte, ward am 6. Juni 1643 ein Eid vorgelegt, der von jedem Mitgliede beſchworen werden mußte, „niemals zur Niederlegung der Waffen zu rathen, ſo lange die Papiſten — mit dieſem Namen bezeichnete man in religiöſem Eifer die königliche Partei — im offenen Kriege gegen das Parlament begriffen ſeyen.“ Inzwiſchen dehnte ſich der Kampf über das ganze Königreich aus; jede Grafſchaft, jede Stadt, ja jedes Dorf war in Factionen getheilt, die ſich gegenſeitig beraubten und ausplünderten, und die ſchwächere Partei zwangen, für ihre Sache beizuſteuern. Viele Edelleute führten den Krieg von ihren befeſtigten Schlöſſern und Landſitzen aus auf eigene Hand. In der Gegend um Oxford, wo der König ſeine Winterquartiere genommen hatte, nachdem er nur noch wenige Meilen von London entfernt aus Mangel an Munition hatte umkehren müſſen, in den nördlichen Grafſchaften, in Wales, Shropſhire und Worceſterſhire ſchalteten die Royaliſten; im Süden und im Oſten bis nach York hin war das Uebergewicht des Parlaments entſchieden. Doch wurde der Krieg noch ohne Wildheit geführt, wenn ſich auch die Cavaliere ausgelaſſen und räuberiſch zeigten. Ihre gegenſeitige Eiferſucht, ihr Ehrgeiz und Mangel an Gehorſam ſetzten dem Könige Hinderniſſe in den Weg, welche das Parlament nicht kannte. Dennoch ſchien ſich der zweite Feldzug noch günſtiger für die Waffen Karls als der erſte zu geſtalten. Am 16. Mai ſchlug ein Haufe Königlicher einen faſt noch einmal ſo ſtarken Feindeshaufen bei Stratton, und am 18. Juni überfiel Prinz Rupert die Stadt Wycomb und machte in derſelben zwei Regimenter nieder. Als ſich ihm bei der Rückkehr eine Abtheilung der Parlamentstruppen in den Weg ſtellte, zerſtreute er dieſelbe nach einem heftigen Gefecht in der Ebene von Chalgrave, wobei Sir John Hampden tödtlich verwundet wurde, ein Verluſt,

der nicht bloß die Patrioten mit Schmerz erfüllte, denn obschon einer der ersten Gegner des Hofes, war er edler und gemäßigter als Viele, die nach ihm die Leitung der Angelegenheiten erhielten. Einen weit bedeutenderen Sieg erfochten die königlichen Truppen am 13. Julius bei Roundwaydown; Prinz Ruvert nahm darauf am 25. Julius Bristol, die zweite Stadt des Königreiches, mit Sturm, und der König schickte sich an, Gloceſter zu belagern. Dieſe Stadt, welche sich heldenmüthig vertheidigte, zu retten, zog Eſſex mit vierzehntausend Mann von London herauf. Bei seiner Ankunft brach der König sein Lager ab, verſuchte aber die feindliche Armee auf ihrem Rückzuge nach der Hauptſtadt abzuſchneiden. Bei Newbury ſtellte er sich dem Grafen in den Weg; die Schlacht währte mit großer Heftigkeit den ganzen Tag über, allein obschon die Royaliſten ihre Stellung behauptet und Prinz Rupert die feindliche Cavallerie zerſprengt hatte, zeigten ſie doch kein Verlangen, am folgenden Morgen den Kampf zu erneuen, und Eſſex gelangte unangefochten nach London. Karl zog sich hierauf nach Oxford in die Winterquartiere zurück, und beſchloß, da der Name des Parlaments eine ſo bedeutende Gewalt über die Gemüther des Volks ausübte, dem aufrühreriſchen ein legales entgegenzuſetzen, da er sich bei demſelben aufhalten und ſeine Vorſchläge genehmigen oder verwerfen werde. Am 22. Januar 1644 fanden sich gegen ſiebzig Lords und an hundert und achtzig Mitglieder des Unterhauſes dem Rufe des Königs gehorſam in Oxford ein, während nur etwa zwanzig Pairs und einige über zweihundert Gemeine in London zurückblieben. Aber dennoch waren die Ausſichten des Königs nicht glänzend. Seine Geldnoth war höher geſtiegen als jemals, die nicht bezahlten Kriegsleute murrten, und die Bürger und Bauern, denen ſie zur Laſt fielen, klagten noch lauter. Das Londoner Parlament half sich durch ſtets erneute Auflagen und überbot in dieſer Rückſicht Alles, wodurch der König früher das Volk gegen sich aufgebracht. Vordem, ſagt Clarendon, hießen zwei Subſidien (etwa 150,000 Pfund) eine unerſchwingliche Summe, jetzt erhebt man 1,750,000 Pfund. Bereits im November 1642 hatte das Parlament eine Abgabe von einem Zwanzigſtel des Vermögens gefordert und ſeinen Commiſſarien Vollmacht zur Abſchätzung ertheilt. Nöthigen Falls ſollten ſie den Widerſtrebenden mit Gewalt ihre Habſeligkeiten bis zum Betrag der geforderten Summe wegnehmen und verkaufen und die Widerſetzlichen einſperren. Im Mai 1643 wurden neue Verbrauchsſteuern aufgelegt und immer weiter ausgedehnt; ſie

trafen Bier, Wein, Brantwein, Tabak, Zucker, Fleiſch, Salz, Hopfen, Leder, Glas und andere Gegenſtände, und das begeiſterte Volk, ſonſt zum Geben ſo ſchwierig, zahlte ſie mit Freuden. Eine andere ſehr bedeutende Hülfe für den Feldzug des nächſten Jahres nahte dem Parlament in dem Schottiſchen Heere. Als die Siege des Königs im letzten Sommer die Volksmänner in London in die dringendſte Gefahr verſetzten, hatten ſie Bevollmächtigte nach Schottland geſendet, wo man die Früchte des frühern Aufſtandes zu verlieren fürchten mußte, wenn die Volkspartei in England unterlag. Der Sieg des Parlaments zeigte dagegen auch Sicherheit für die Schottiſchen Freiheiten und konnte, bei den auch in England immer weiter um ſich greifenden puritaniſchen Meinungen, die presbyterianiſche Kirchenform über England ausdehnen. Es wurde ein feierliches Bündniß und Covenant beider Reiche abgeſchloſſen, zur Verfolgung der Unruheſtifter, zum Schutze des Lebens und der Autorität des Königs, zur Aufrechthaltung der Reinheit der Schottiſchen Kirche und zur Reformation der Engliſchen dem Worte Gottes gemäß. Die Schotten wurden von ihren Geiſtlichen belehrt, daß in England der Herr Jeſus bekämpft werde vom Antichriſt und deſſen Jüngern, daß der Fluch von Meros treffen müſſe Alle, welche dem Herrn nicht willig zu helfen ſeyen wider den Entſetzlichen. Beide Kirchen und Reiche ſegelten in einem Schiffe; Juda werde nicht frei bleiben, wenn Iſrael hinweggeführt werde in Gefangenſchaft. Schon ſey der Grund des Tempels gelegt, da England das große Götzenbild, die Prälatur, hinausgeworfen, und die Schotten ſeyen berufen, in Gottes guter Zeit den Schlußſtein darauf zu ſetzen; darum möge ſich Jeder demüthig in Faſten und Gebet an den Herrn wenden. Nachdem der neue Covenant auch in London von beiden Häuſern und allen Beamten beſchworen war, führte Leslie ſchon im Januar 1644 zwanzigtauſend Schotten über die Grenze.

Wie das Parlament in Schottland, hatte Karl in Irland Hülfe geſucht. Das Unterhaus, ſo ſehr es die von den Iriſchen Katholiken drohenden Gefahren übertrieben und zur Aufregung des Volks benutzt hatte, war in demſelben Maße läſſig zur Unterſtützung der dorthin geſendeten Truppen geweſen. Die Befehlshaber derſelben, hierdurch unzufrieden gemacht, neigten ſich zum Könige, und ebenſo wandten ſich die conföderirten Irländer, nachdem ſie auch einen Covenant zur Vertheidigung des katholiſchen Glaubens und der Perſon und Rechte des Souveräns geſchloſſen, gleichfalls an Karl mit einer Petition, in wel-

cher ſie erklärten, daß ſie keine Empörung bezweckten, ſondern nur durch Bedrückungen ihrer Religion, ihrer Ehre und ihres Eigenthumes, welche alle menſchliche Geduld überſtiegen hätten, unter die Waffen gebracht ſeyen, und ihn zur Beendigung des Kampfes um die Zuſammenberufung eines Parlaments bäten. Seine Feinde ſeyen auch die ihrigen. So konnte es dem König nicht ſchwer werden, zunächſt einen Waffenſtillſtand zu Stande zu bringen und dadurch vorläufig einen Theil des Heeres nach England zu berufen. Auch die Inſurgenten verſprachen dem Könige monatlich dreißigtauſend Pfund zu zahlen. Trotz dieſer Hülfe war das nächſte Jahr für den König unglücklich. Sir Thomas Fairfax, der für das Parlament ſchon in den frühern Feldzügen im nördlichen England mehrere Vortheile erfochten hatte, griff die Iriſchen Regimenter, ehe ſie zum Heere des Königs geſtoßen waren, bei Nantwich an (25. Januar), und vernichtete ſie völlig. Nachdem ſich der Sieger dann mit den Schotten und einem neuen im Oſten des Reiches für das Parlament zuſammengebrachten Heer unter Lord Mancheſter vereinigt hatte, ſollte er auf York marſchiren, während Eſſex den König bei Oxford beſchäftigte. Auch die königlichen Streitkräfte waren in zwei Armeen getheilt, von denen die eine bei der zuletzt genannten Stadt, die andere im Norden unter dem Befehl des Lord Newcaſtle ſtand. Dieſer mußte vor den vereinigten, nunmehr weit überlegenen feindlichen Heerhaufen in den Mauern Yorks Schutz ſuchen, das alsbald umlagert wurde, während der König die ihm gegenüberſtehenden Feinde durch Hin- und Herzüge und einzelne glückliche Gefechte ermüdete und ſchwächte. Auf die Nachricht der Berennung Yorks ſandte er den Prinzen Rupert zum Entſatz mit allen Truppen, welche entbehrt werden konnten. Bei ſeiner Annäherung hoben die Generale des Parlaments die Belagerung auf, der Zweck ſeiner Sendung war erreicht; dennoch beſchloß der heftige Prinz gegen den Rath vieler Erfahrenen in der Nähe der Stadt die Schotten nebſt den Truppen des Parlaments anzugreifen. Jedes der beiden Heere, welche ſich auf dem Marſtonmoor begegneten, zählte einige zwanzigtauſend Mann. Erſt um fünf Uhr Nachmittags begann das Treffen und um zehn Uhr waren die Truppen des Königs völlig zerſprengt (2. Juli). Den Ruhm dieſes Tages hatte vor Allen der Generallieutenant Cromwell.

Oliver Cromwell ſtammte aus einer guten Familie, wiewohl ſein Vater nicht reich war. Er war am 25. April 1599 zu Huntingdon geboren, war zu den Wiſſenſchaften angehalten worden, hatte aber

ſeine Jugendzeit in Ausſchweifungen vergeudet und ſich nur durch Raufereien berüchtigt gemacht. Nachdem er ſein väterliches Erbtheil im Trunk und Spiel verſchleudert hatte, ſah man eine ſeltſame Bekehrung mit ihm vorgehen. Innere Unruhe ließ ihn nicht länger auf dem betretenen Wege fortſchreiten, welchem er ſich mehr aus dem bedeutenden Geiſtern inwohnenden Drang und Ungeſtüm als aus Unſittlichkeit und Schwäche überlaſſen hatte; er miſchte ſich unter die hitzigſten puritaniſchen Eiferer, veranſtaltete religiöſe Clubs, hielt ſeinen Hausleuten lange Predigten, und erbot ſich, Allen, denen er ſonſt im Spiele Geld abgewonnen, daſſelbe wieder herauszugeben. Er erbte darauf von einem Oheim eine Summe Geldes, verheirathete ſich mit Eliſabeth Bouchier, und zog ſich auf das Land zurück, um ungeſtört ſeinen geiſtlichen Uebungen leben zu können. Als der König im Jahre 1628 ſein drittes Parlament berief, wurde er zum Abgeordneten ſeiner Vaterſtadt gewählt, und beſuchte die Sitzungen mit Eifer, wurde aber von Niemand beſonders bemerkt, denn ſein Eindruck war mehr widerlich als angenehm. Er war häßlich von Perſon, ſchmutzig in ſeinem Anzuge, grob in ſeinen Sitten. Seine Stimme war dumpf und unrein, und was er ſprach, hing übel zuſammen. Er ſelber mochte ſich unter ſo glänzenden Rednern, wie damals das Unterhaus zählte, nicht gefallen; doch trieb ihn ſeine religiöſe Ueberzeugung, mehrere der ihm verhaßten Biſchöfe des Papismus anzuklagen. Aus demſelben Grunde ſchien ihm die Tyrannei, welche Laud gegen die Puritaner in Anwendung brachte, ſo unerträglich, daß er mit vielen Gleichgeſinnten nach Amerika auszuwandern beſchloß. Schon lagen acht mit Unzufriedenen angefüllte Schiffe auf der Themſe ſegelfertig, als das oben erwähnte unkluge Verbot des Hofes Cromwell zwang, das Fahrzeug zu verlaſſen, welches ihn für immer vom Boden Englands entfernen ſollte. Danach verſchaffte ihm ſeine ſtreng puritaniſche Geſinnung Ruf und Verbindungen, aber es bedurfte trotz dem noch Ränke mancher Art, um ſeine Wahl für Cambridge durchzuſetzen, als das lange Parlament zuſammentrat. Hier ſchloß er ſich auf das engſte an die Führer der Oppoſition, an ſeinen Vetter Hampden und an Pym, und ſprach ſtets mit großer Erbitterung und Heftigkeit gegen den Hof. Als jene feindſelige Vorſtellung, durch welche nach der Rückkehr Karls aus Schottland das Volk zuerſt in größere Gährung verſetzt wurde, unter den heftigſten Debatten vom Unterhauſe angenommen worden war, ſagte Cromwell im Bewußtſeyn deſſen, was er gethan und ferner zu thun vorhatte, beim

Herausgehen zu Lord Falkland: „Wäre die Bill durchgefallen, so hätte ich morgen Alles verkauft, was ich besitze, und England niemals wieder gesehen.“ Bald darauf kam der Krieg zum Ausbruch und Cromwell erhielt auf sein Verlangen vom Unterhause ein Hauptmannspatent für die Anwerbung einer Reiterschwadron. Nachdem die ersten Gefechte die Ueberlegenheit der Truppen des Königs und namentlich seiner Reiterei gezeigt hatten, beschloß er im Jahre 1643 dem Parlamente Krieger zu bilden, die durch moralische Stärke dem Muth, dem Ehrgefühl und der Entschlossenheit der Cavaliere gewachsen wären. Aus den Grafschaften im Osten, wo er früher gelebt und persönlich vielen bekannt war, brachte er vierzehn Schwadronen aus Freisassen, oder Söhnen solcher Leute, denen es auf Sold nicht ankam, zusammen; ihrer Gesinnung nach waren es harte und stolze Fanatiker wie Cromwell selbst. „Wenn ich dem Könige auf dem Schlachtfelde begegne, sagte er zu ihnen, so drücke ich mein Pistol gegen ihn ab, wie gegen jeden andern; erlaubt euch euer Gewissen nicht dasselbe zu thun, so könnt ihr nicht unter meiner Führung kämpfen.“ *) Er gewöhnte sie an die strengste Disciplin, an die beste Sorgfalt und Pflege für ihre Waffen und Pferde, und führte sie als Oberst ins Feld. Nachdem er in den östlichen Grafschaften mit Eifer gekämpft, vereinigte er sich mit dem Heere Manchesters und stieß mit diesem zu Fairfax, einem Manne, der Ruf, Achtung und Feldherrngaben besaß, aber sich vor Cromwells durchdringenderem Geiste beugen mußte. Cromwell erwies ihm überall die größte Ehrerbietung, und erwarb sich dadurch dessen Vertrauen im höchsten Grade. Das der Soldaten hatte er längst. Sein rasches, durchgreifendes Wesen und seine unerbittliche Strenge erfüllte die Trägen eben so sehr mit Furcht, als sein belebender Zuspruch den Tapferen schmeichelte, und ungeachtet er erst in seinem drei und vierzigsten Jahre das Kriegshandwerk ergriffen hatte, so führte er dennoch bereits den Befehl mit der Einsicht eines längst erprobten Kriegers. Aber ein noch höheres Ansehen im Heere als diese Eigenschaften erwarben ihm sein religiöser Eifer, seine Predigten und seine politischen Ansichten. Der wachsende Fanatismus hatte im Lauf des Krieges neben Katholiken, Episcopalen und Presbyterianern eine vierte Secte hervorgerufen, deren Ursprung indeß noch weiter rückwärts zu suchen ist. Die Anhänger derselben nannten sich Indepen-

*) Guizot, histoire de la révolution d'Angleterre, tome I. p. 335.

denten, und wollten auch die Macht der presbyterianiſchen Geiſtlichen, ihre Synoden und Generalverſammlungen nicht mehr anerkennen, indem es gleichgültig ſey, ob die Kirche von einem Papſt, oder von Biſchöfen, oder von einfachen Geiſtlichen tyranniſirt werde; die Religion ſey ein rein Innerliches, und dieſen Charakter innerer Freiheit müſſe dieſelbe auch nach außen zeigen. Jede chriſtliche Gemeinde, die ſich freiwillig in der Gemeinſchaft des Geiſtes zuſammenfinde, ſtehe unmittelbar und unabhängig (independenter) von allen andern Kirchen unter Chriſtus, und ſey ſelbſt die ganze und vollkommene Kirche. So lange die Presbyterianer gegen die Epiſcopalen kämpften, hatte ſich dieſe innere Spaltung im Schooße ihrer Partei nicht gezeigt; jetzt erſt, nachdem die biſchöfliche Kirche für überwunden zu achten war, traten die Indepenbenten mit neuen Forderungen hervor, und erhielten durch Cromwell einen bedeutenden Vertreter ihrer Meinungen im Parlament und im Heere. Noch weiter als die Indepenbenten gingen die ſogenannten Levellers, welche nicht einmal die Zuſammenfaſſung der Gemeinde anerkannten, ſondern für jeden Einzelnen das unbedingte Recht religiöſer Selbſtbeſtimmung forderten, obgleich ſie nicht in Abrede ſtellten, daß die gleichartige Selbſtbeſtimmung ein Aneinanderſchließen mehrerer herbeiführen könne. Sie kamen durch dieſe Anſichten auf das äußerſte Extrem der Anſicht, welche in der katholiſchen Kirche herrſcht und die geiſtige Einheit der ganzen Chriſtenheit durch äußere Einrichtungen, gemeinſame Regierung und ein allgemeines Oberhaupt feſthalten will. Dazwiſchen ſtand die Ariſtokratie der Epiſcopalen und die Demokratie der Presbyterianer, welche die Geiſtlichen von den Laien erwählen läßt, den Synoden derſelben aber jedes Recht über die Kirche einräumt.

Parallel mit der Entwickelung der kirchlichen Parteien und ganz mit derſelben verknüpft ging die Veränderung der politiſchen Factionen. War man zunächſt bei der Eröffnung des langen Parlaments davon ausgegangen, die bisherigen Eingriffe des Königs in die Verfaſſung zu vernichten und dieſelbe gegen künftige Angriffe ſicher zu ſtellen, ſo hatten die Volksmänner dieſe Grenzen längſt überſchritten, um die Macht des Parlaments über die königliche zu erheben; in dieſer Abſicht hatten ſie es bis zum Kriege kommen laſſen. Aber dieſer Kampf wurde ihr Verderben, denn eben hierdurch gaben ſie den extremen Meinungen Gelegenheit emporzukommen, weil jeder Kampf Extreme verlangt, und dem, welcher die äußerſten Maßregeln ergreift, der Sieg

ſelten zu entgehen pflegt. Es kamen allmählig republikaniſche Anſichten und Intereſſen zum Vorſchein, welche in einigen durch die begeiſterte Erinnerung des Alterthums entſtanden, bei der Mehrzahl indeß aus den religiöſen Anſchauungen von Freiheit und Gleichheit hervorgingen; die Independenten waren zugleich Republikaner.

Inzwiſchen hatte ſich die Entſcheidung der Waffen wieder günſtiger für den König geſtellt. Eſſex war mit ſeinem Heere nach Cornwales, Devonſhire und Somerſetſhire aufgebrochen, um den Royaliſten dieſe Gegenden zu entreißen. Allein der König folgte ihm, ſchnitt ihm die Verbindung mit London ab, und ſchloß ihn endlich vollkommen ein, ſo daß ſein Heer, nachdem er ſelbſt entkommen war, capituliren mußte. Zu gleicher Zeit erhielt Karl erfreuliche Nachrichten aus Schottland. Jakob Graham, Marquis von Montroſe, einer der treueſten und geſchickteſten Anhänger des Königs, war verkleidet und nur von zwei Männern begleitet von dem Schlachtfelde auf Marſtonmoor entkommen und hielt ſich am Fuß der Grampianberge verborgen, bis ein von ſeinen Freunden in Irland geworbener Heerhaufe herüberkam. Zu gleicher Zeit erklärten ſich mehrere der hochländiſchen Clans für den König, und Montroſe beſiegte mit dieſen Truppen in vierzehn Tagen zwei gegen ihn ausgeſandte Heerhaufen, beſetzte Perth und erſtürmte Aberdeen. Durch alle dieſe Erfolge glaubte Karl die Niederlage bei Marſtonmoor wieder ausgeglichen und unternahm zum dritten Mal den Marſch gegen London. Aber das Parlament hatte bereits ſeine Truppen ergänzt, die Londoner Miliz trat in die Reihen des Heeres, und nachdem ſich Lord Mancheſter, der aus dem Norden herbeigeeilt war, mit Eſſex vereinigt hatte, traten beide dem König bei Newbury am 27. October 1644 in den Weg. Das Gefecht wüthete hartnäckig und ohne Entſcheidung bis Abends zehn Uhr, wo der König ſeinen Rückmarſch nach Oxford antrat.

Als das Parlament nach beendetem Feldzuge über den Zuſtand der Angelegenheiten rathſchlagte, trat Cromwell auf und erklärte, daß ohne entſchiedenere Maßregeln der Sache kein Ende gemacht, vielmehr nur der Haß des Volkes gegen das Parlament erregt werden würde, und ein ſonſt unbekannter Fanatiker Zouch Tate brachte, wahrſcheinlich von Cromwell dazu beſtimmt, ein Geſetz in Vorſchlag, daß kein Parlamentsglied ferner einen Befehl im Felde führen ſolle. Dieſer Vorſchlag war vielen der Commons ſehr willkommen, die ſchon lange mit Neid die vornehmſten Glieder des Oberhauſes an der Spitze

der Armeen geſehen hatten; im Grunde aber war Cromwells Abſicht, den Gemäßigten ſo wie den Presbyterianern, von denen die Revolution ausgegangen war, die executive Gewalt aus den Händen zu nehmen und die Armee ihnen gegenüber zu einer ſelbſtändigen Macht zu bilden. Trotz alles Widerſtandes, an welchem es beſonders das Oberhaus nicht fehlen ließ, ging das unter dem Namen der Selbſtverleugnungsbill bekannte Geſetz durch; alle Pairs, unter andern der Graf von Eſſex, mußten ihre Befehlshaberſtellen niederlegen, und ſo kam das Obercommando in Sir Thomas Fairfax Hände, der nicht Parlamentsglied war. Eigentlich hätte nun auch Cromwell ſeine Stelle aufgeben müſſen, allein viele ſtellten vor, daß dieſer beim Heere unentbehrlich ſey, und ſo geſchah es, daß das neue Geſetz zu ſeinen Gunſten ſogleich verletzt ward.

Auch die Engliſche Kirche war bereits vollſtändig reformirt worden. Im Juni 1643 hatte das Parlament hundert und zwanzig von ihm ausgewählte Geiſtliche nach Weſtminſter zuſammenberufen, um die Angelegenheiten der Kirche vollſtändig zu berathen und zu ordnen, mit dem Vorbehalt, alle Beſchlüſſe dieſer Synode nach ſeinem Gutdünken zu beſtätigen oder zu verwerfen. Nachdem dann im September deſſelben Jahres der oben erwähnte Covenant mit den Schotten geſchloſſen worden war, deſſen Beſchwörung indeß ſechzehnhundert oder nach anderen fünftauſend Engliſche Geiſtliche verweigert hatten und darauf ſämmtlich ihrer Stellen entſetzt worden waren, erging in Folge der Beſtimmungen der verſammelten Geiſtlichen im October jenes Jahres eine Bill, welche die biſchöfliche Verfaſſung ſammt der Liturgie aufhob; alle Gemälde, Bildſäulen, Leuchter, Kreuze und Orgeln ſollten aus den Kirchen entfernt, und alle Schauſpielhäuſer geſchloſſen werden; Niemand ſollte Chorhemden und Prieſterkleider tragen. Dagegen wurden Buß-, Bet- und Faſttage eingeführt. So lange hatten Presbyterianer und Independenten in der Verſammlung übereingeſtimmt; als man aber zur Anordnung des Kirchenregiments fortſchritt, traten dieſe mit einem hartnäckigen Widerſtand hervor; ſie hatten das Joch der Epiſcopalkirche nicht zerbrechen helfen, um ſich das der presbyterianiſchen auf die Schultern zu legen. Obſchon ihre Zahl in der Verſammlung nicht über zwölf oder funfzehn ſtieg, waren dies doch alle verſuchte Kämpfer des Herrn, in Disputationen ergraut, unermüdlich, ſtarr und in fanatiſcher Anhänglichkeit an ihren Lehren durch frühere Verfolgungen beſtärkt. Im Unterhauſe konnten ſie auf die Unterſtüz-

zung der damals mächtigſten Volksmänner, St. Johns, Cromwells des jüngeren Vane, Selden's und Whitelocke's zählen. Länger als ein Jahr hielt ihre ausdauernde Beharrlichkeit die Beredtſamkeit und den Eifer ihrer zahlreichen Gegner hin; doch hatte man ſich inzwiſchen über den Gottesdienſt, die Feier der Sacramente, den Krankenbeſuch und die Begräbnißceremonien geeinigt. Die vollſtändige Einführung der presbyterianiſchen Kirchenverfaſſung durch Parlamentsſchluß verzögerte ſich noch zwei Jahr. Vorher noch hatte die befreite Kirche ein Werk der Rache für vormalige Bedrückungen verübt. Der Erzbiſchof von Canterbury ſaß ſeit langer Zeit im Tower, und war faſt vergeſſen, als das Parlament den Proceß gegen den alten und kranken Mann wieder vorzunehmen beſchloß, und die Anklage dem ehemals auf Lauds Betreiben verurtheilten und mißhandelten Prynne übertrug. Wie ſich vorausſehen ließ, wurde er, mit noch größerer Verletzung der Rechtsformen als Strafford, zum Tode verurtheilt. Auch er ging den letzten Gang mit Würde und Faſſung. „Niemand, ſagte er auf dem Schaffotte, kann eifriger begehren mich aus der Welt zu ſchaffen, als ich hinauszugehen wünſche.“ Für den König, die Herſtellung der Wahrheit, der Kirche und des Friedens betend, kniete er nieder, und legte das Haupt auf den Block, das mit einem Streiche herab flog (12. Jan. 1645).

Der König verſuchte, wie ſchon mehrmals während des Krieges, auch in dieſem Winter von Oxford aus Unterhandlungen mit dem Parlament; auch wären die Conſtitutionellen ſo wie die Presbyterianer, durch das wachſende Anſehen der Independenten erſchreckt, einem Friedensſchluß nicht abgeneigt geweſen, der das Uebergewicht in ihrer Hand gelaſſen hätte. Von beiden Seiten erſchienen Abgeordnete zu Uxbridge. Die Presbyterianer verlangten vor allen Dingen die ausſchließliche Herſtellung ihrer Kirche; die Vertheidiger der politiſchen Freiheiten den Befehl über die Land- und Seemacht, die Verpflichtung des Königs, nach dem Frieden ſieben Jahre hindurch alle Geſetzvorſchläge des Parlaments zu beſtätigen, und die ſofortige Wiedereröffnung der Feindſeligkeiten in Irland; endlich die Independenten, St. John und Vane, welche ſich unter den Abgeordneten mehr um einen Vertrag zu hindern als abzuſchließen befanden, forderten laut und nachdrücklich die Freiheit des Gewiſſens, ein Verlangen, welches die Geiſtlichen ihrer Partei auch auf der Synode zu Weſtminſter durchzuſetzen ſuchten. So wurden auch dieſe Verhandlungen abgebrochen,

beſonders da die Hoffnungen des Königs durch neue Siege, welche Montroſe in den Hochlanden über den Grafen Argyle (o. S. 193) erfochten hatte, bedeutend erhoben worden waren. Allein England war der Schauplatz, auf welchem ſich der Kampf entſcheiden mußte, und hier zeigte ſich bald die Treue der Royaliſten dem Fanatismus und der Ausdauer des parlamentariſchen Heeres, das jetzt der Selbſtverleugnungsbill gemäß neu organiſirt worden war und bei der raſchen Ausbreitung der independentiſchen Grundſätze bereits zu zwei Dritthei len aus Anhängern dieſer Partei beſtand, nicht mehr gewachſen. Karl brach von Oxford gegen die Schotten auf, um ſein früheres Uebergewicht in den nördlichen Provinzen wieder zu erlangen, oder um ſich mit Montroſe in Verbindung zu ſetzen. Fairfax und Cromwell folgten auf Befehl des Parlaments dieſer Bewegung, und erreichten den König am 14. Junius 1645 bei Naſeby. In beiden Armeen ſtand die Reiterei auf den Flügeln, das Fußvolk in der Mitte; allein Karl war weit ſchwächer und nur der Ungeſtüm der Cavaliere hatte auf eine Schlacht gedrungen. Prinz Rupert warf mit der Reiterei des rechten Flügels die Schwadronen des Parlaments in raſchem Anlauf aus dem Felde, aber dieſelbe Uebereilung, welche in allen Treffen ſeine Erfolge vereitelt hatte, riß ihn auch hier fort, die Fliehenden bis zum Gepäck des Heeres zu verfolgen, ſtatt das Centrum in der Flanke anzugreifen. Auch das Fußvolk des Parlaments ſchwankte, die Generale Ireton und Skippon waren verwundet, und es gelang dem Oberbefehlshaber nur durch große perſönliche Tapferkeit das Gefecht zu erhalten. Aber ſchon nahte Hülfe; Cromwell, der auf dem rechten Flügel des Parlaments commandirte, war Sieger, und erſchien in dieſem Augenblicke mit ſeinen Schwadronen in der Seite und im Rücken des Königs. Karl, von Schrecken ergriffen, ſetzte ſich an die Spitze des Garderegiments, ſeiner einzigen Reſerve, um daſſelbe gegen den neuen Feind zu führen, als der Graf von Karneworth ſein Pferd am Zügel ergriff und ihn mit den Worten „Wollen Sie ſich tödten laſſen?“ ſeitwärts hinwegführte. Die Begleiter des Königs folgten dieſem Beiſpiel und das hierdurch entmuthigte Regiment kehrte plötzlich den Rücken. Vergebens gebot ihm der König zu halten, und Prinz Rupert erſchien erſt wieder auf dem Schlachtfelde, als es zu ſpät war. „Meine Herren, rief der König deſſen Geſchwadern zu, noch ein Angriff, und der Tag iſt wieder gewonnen.“ Aber Niemand folgte ihm. Verzweiflungsvoll erreichte er mit zweitauſend Reitern Leiceſter. Seine

Artillerie, ſeine Kriegsfahne, alle ſeine Papiere fielen in die Hände der Feinde. Mit dieſer Schlacht war Alles verloren. Von Leiceſter floh Karl nach Wales und ſchickte ſeinen älteſten Sohn nach Frankreich, wohin die Königin, die während des Krieges wieder aus Holland herbeigekommen war, bereits vorangegangen war. Er ſelbſt, zu einem härtern Schickſal aufgeſpart, blieb um ſeine Krone zu retten. Aber Montroſe, auf den er große Hoffnungen baute, ließ ſich, nachdem er am 15. Auguſt bei Kilſyth ſeinen ſiebenten und glänzendſten Sieg über die Covenanter davon getragen hatte und ſelbſt die Hauptſtadt im Begriff war ihm ihre Thore zu öffnen, durch den General Leslie bei Philipphaugh ſo unvorbereitet überfallen, daß ſein ganzes Heer zerſprengt wurde und er ſich ſelbſt nur mit Mühe in die Hochlande rettete; die in England noch zerſtreuten Heerestheile des Königs wurden von den Parlamentstruppen aufgeſucht und vernichtet, und Karl ſelbſt gezwungen mit einem kleinen Haufen unſtät umherzuirren, bis er endlich in Oxford wieder für eine kurze Friſt Zuflucht fand.

---

6. Karls Gefangenſchaft und Hinrichtung.

Die äußerſte Noth, in welche der König gerathen war, trieb ihn zu einem verzweifelten Entſchluß, dem ähnlich, welchen einſt ſeine Großmutter die unglückliche Maria Stuart gefaßt hatte, als ſie ebenfalls von ihren empörten Unterthanen beſiegt war. Wie jene ſich damals zu den Engländern, obgleich auch dieſe ihre Feinde waren, begab, ſo wollte Karl zu dem Schottiſchen Heere fliehen, und hoffte daſſelbe immer noch günſtiger als das Parlament zu finden. Beiden Entwürfen folgte derſelbe tragiſche Ausgang. Als Cromwell und Fairfax zur Berennung Oxfords im Frühjahr 1646 heranzogen, verließ der König die Stadt, obſchon ſie wohl befeſtigt, mit hinreichenden Vorräthen und einer fünftauſend Mann ſtarken Beſatzung verſehen war, weil ihm nichts unerträglicher dünkte, als in die Hände der Truppen des Parlaments zu fallen. In der Nacht des 27. April machte er ſich, nur von Sir John Asburnham und dem Doctor Hudſon, einem Geiſtlichen, begleitet, auf den Weg, und traf, langſam und auf Umwegen reiſend, am 5. Mai im Schottiſchen Lager vor Newark ein, in welcher Stadt ſich noch eine königliche Beſatzung befand. Obgleich bereits durch den Franzöſiſchen Geſandten, Montreuil, von der Abſicht des Königs unter-

richtet, ſtellte ſich der Oberbefehlshaber, General Leven, ſehr erſtaunt über ſeine Ankunft, und da das Londoner Parlament auf die erſte Nachricht von ſeiner Entweichung in einer ſchnell erlaſſenen Verordnung jedem den Tod gedroht hatte, der ihn beherbergen würde, ſo hielt man es, obgleich die meiſten Officiere geneigt waren den König zu retten, jedoch ohne mit den Machthabern in London zu brechen, für das Gerathenſte das Parlament ſogleich in Kenntniß zu ſetzen. Indeſſen behandelte man den König mit ſchuldiger Ehrfurcht, umgab ihn mit einer Ehrenwache, welche zugleich ſein Entfliehen verhindern ſollte, und ſetzte ſich gegen die Grenze in Bewegung, um ein ſo wichtiges Unterpfand gegen etwanige Angriffe der Engländer in Sicherheit zu bringen. Vielleicht wäre es dem Könige gelungen, das Vertrauen der Schotten zu gewinnen, wenn er ſich entſchloſſen hätte, zur presbyterianiſchen Kirche überzutreten, wozu ihn die Officiere wie das Parlament in Edinburg zu bekehren wünſchten. Der erſte Geiſtliche der Schottiſchen Kirche und Verfaſſer des Covenants, Alexander Henderſon, begab ſich deshalb perſönlich zum Heere, das ſchon bis Newcaſtle zurückgegangen war, und disputirte lange mit dem Könige, der ſeine Anſichten mit Würde und Einſicht vertheidigte. Da er nicht nachgab, wurde allmählig ſeine Behandlung ſtrenger, ſeine Correſpondenz ward unterbrochen, und die fanatiſchen Prediger, deren Reden er anhören mußte, wählten abſichtlich Texte und Worte, die ihn kränken mußten. So begann ein Geiſtlicher, der zu Newcaſtle vor ihm predigte, nachdem er im Eingange von gottloſen Regenten heftig geſprochen, den ein und funfzigſten Pſalm: „Was rühmſt du noch, Tyrann, dich deiner Frevelthaten?“ Worauf der König von ſeinem Sitze aufſtand, und mit lauter Stimme einen andern Pſalm ankündigte, deſſen Anfangsworte waren „Hab' Mitleid, Herr, ich bitte dich, ſie wollen mich verſchlingen“, und die Freude hatte, daß die gerührte Verſammlung wirklich den letzteren Geſang anſtimmte.

Karls Hartnäckigkeit für die Epiſcopalkirche hatte in politiſchen und religiöſen Bedenklichkeiten ihren Grund, und in Betreff der letzteren konnte er ſich, wie er ſagte, nicht entſchließen, ſein Gewiſſen zu verletzen. Wenn ſich hiergegen auch nicht viel einwenden ließ, ſo hatte er doch dem Parlament bereits mehrmals auch Zugeſtändniſſe dieſer Art angetragen, und in ſeiner damaligen Lage konnte ſeine Weigerung kaum anders als eine unerklärliche Verblendung erſcheinen. Dieſelbe Feſtigkeit ſetzte er den Forderungen des Engliſchen Parlaments ent-

gegen. Noch war der Augenblick nicht vorüber, wo eine offene und aufrichtige Vereinigung mit den Presbyterianern und der conſtitutionellen Partei ihn an die Spitze der Angelegenheiten zurückgeführt und ihm nur die Independenten als Feinde gegenüber gelaſſen haben würde. Als die Abgeordneten des Parlaments, in dem die Presbyterianer noch immer die Mehrzahl bildeten, ſeinen Beitritt zum Covenant, die Vernichtung der biſchöflichen Kirche, neue Geſetze wider Jeſuiten und Papiſten, Abtretung des Kriegsweſens auf zwanzig Jahre und Anerkennung aller über die Anhänger des Königs beſchloſſenen oder noch zu beſchließenden Maßregeln verlangten, wies er dieſelben nach zehn Tagen Bedenkzeit zurück und verlangte eine perſönliche Zuſammenkunft mit dem Parlament zu Weſtminſter.

Laut triumphirten die Independenten, daß ſowohl der Bekehrungsverſuch der Schotten als die beabſichtigte Ausſöhnung des Engliſchen Parlaments geſcheitert ſeyen; das Beſtreben, die Perſon des Königs in ihre Hände zu bringen, ſchien hierdurch bedeutend erleichtert. „Was ſoll aus uns werden, da der König unſere Vorſchläge zurückgewieſen hat?“ fragte ängſtlich ein Presbyterianer im Parlament, als die Geſandten Karls Antwort überbrachten. „Was wäre aus uns geworden, antwortete ein Independent, wenn er ſie angenommen hätte?“ Zunächſt kam es darauf an, den König dem Schottiſchen Heere zu entreißen, und die Independenten durften bei den hierüber im Unterhauſe entſtehenden Debatten auf die Unterſtützung der Presbyterianer zählen, da es dieſen ebenſo gefährlich als die Volksehre kränkend erſcheinen mußte, den König nach Schottland hinwegführen zu laſſen. So ward zunächſt beſchloſſen, daß dem Engliſchen Parlament das Recht zuſtehe, über den König zu verfügen; worauf die Schotten es nicht an Gegenvorſtellungen fehlen ließen, und insbeſondere bemerklich machten, daß Karl auch König von Schottland ſey. Als das Unterhaus aber Anſtalten traf, ſeine Abſicht nöthigen Falls mit Waffengewalt gegen das Schottiſche Parlament, welches im November 1646 zuſammengetreten war, durchzuſetzen, trug dieſes Bedenken ſich in einen ſo ſchweren Krieg zu verwickeln, vornehmlich da ſich die durch die Zurückweiſung des Covenants beleidigte presbyterianiſche Geiſtlichkeit leidenſchaftlich gegen jede für Karl günſtige Maßregel erklärte. Nachdem es ſeine Wünſche in Betreff der Achtung der Perſon des Souveräns und ſeiner Kinder, ſo wie für die Aufrechthaltung der beſtehenden Regierung ausgeſprochen hatte, erhielten die Befehlshaber des

Heeres die Anweiſung, den König Karl den Engländern zu übergeben und nach Empfang von 400,000 Pfund an ſchuldigen Hülfsgeldern den Boden des Nachbarreiches mit ihren Truppen zu verlaſſen. Karl ſaß eben am Schachbret, als er dieſe, allerdings nicht unerwartete Nachricht erhielt, und hatte Faſſung genug das Spiel ruhig zu beendigen. Am Anfange des Jahres 1647 holte ihn ein Engliſches Reiterregiment aus dem Schottiſchen Lager ab, und brachte ihn nach Holmby in der Grafſchaft Northampton in engen Gewahrſam, obgleich das Volk, welches ſchon während ſeiner Reiſe große Theilnahme gezeigt hatte, ſich ſchaarenweis, jedoch vergeblich herbeidrängte, um ſeinen unglücklichen Herrſcher zu ſehen.

Auf dieſe Weiſe war der Kampf zwiſchen dem König und Parlamente nach vierjähriger Dauer zu vollkommenem Triumph des letzteren entſchieden; aber das Heer, durch welches die Gemeinen geſiegt, war bereits im Begriff ihnen einen tiefen Sturz und eine Vergeltung deſſen, was ſie gegen den Herrſcher begonnen, zu bereiten, die ſie ſo raſch und ſo vollgemeſſen ſchwerlich geträumt hatten, wenn es ſelbſt auch dem Könige noch weit feindſeliger geſinnt war. Wir haben geſehen, wie die Partei der Independenten durch wenige aber ausgezeichnete Mitglieder ſich während der Dauer des Krieges im Parlamente erhob, wie ſie durch Tapferkeit und Fanatismus ſich des Heeres zu bemächtigen wußte, und wie dann erſt der König beſiegt ward. Sobald man dieſen in Holmby und das Schottiſche Heer über die Grenze wußte, beeilten ſich die Presbyterianer, die zur Befeſtigung ihrer Obmacht und Sicherheit nöthigen Maßregeln zu treffen; am 19. Februar ſetzten ſie vermöge ihrer, wenn auch nur noch unbedeutenden Majorität den Beſchluß durch, daß die Armee, bis auf einige nach Irland und zu Garniſonen beſtimmte Regimenter, verabſchiedet und vorläufig aus der Nähe der Hauptſtadt entfernt werden ſollte. Alle im Dienſt bleibenden Officiere ſollten den Covenant annehmen. Indeß hatte das Heer noch große Summen rückſtändigen Soldes zu fordern, die vom Parlament trotz der unerhörten Steuern, mit denen es bereits das Volk belaſtet hatte, doch ſo ſchnell nicht aufgebracht werden konnten, und die Independenten zögerten nicht, dieſen Umſtand verbunden mit der beſchloſſenen Auflöſung zur Aufreizung der Soldaten zu benutzen. Die entſchloſſenſten Officiere und Gemeinen gaben zunächſt eine Bittſchrift ein, in welcher das geſammte Heer vollkommene Entſchädigung für ſeine Dienſte verlangte, und den Antrag machte, nur Freiwillige

nach Irland zu ſenden, worauf die Presbyterianer im Unterhauſe durch eine Bill erklärten, daß die Bittſchrift unſtatthaft ſey, und das Beharren auf dieſem Wege als Meuterei betrachtet werden würde (30. März 1647). Nun erfolgte eine noch ernſthaftere Gegenſchrift von Seiten der Independenten, unterſchrieben von mehr als hundert und funfzig Officieren. Cromwell und ſeine Anhänger waren heimlich die Seele des ganzen Aufruhrs; allein der erſte war ſo ſchlau in der Verheimlichung dieſes Antheils, daß das Parlament eben ihn nebſt einigen Anderen beauftragte, den Quellen der Widerſetzlichkeit nachzuforſchen und das Heer zu beruhigen, welches bereits zwei berathende Körperſchaften, eine aus den Officieren, die andere aus zwei Repräſentanten für jede Compagnie beſtehend, gebildet hatte, um ſeine Intereſſen wahrzunehmen.

Unterdeſſen gab ein unerwarteter Vorfall dem Stande der Angelegenheiten und Parteien plötzlich eine andere Wendung. Am 2. Juni Abends wurden die Commiſſäre des Parlaments, welche ſich zur Beaufſichtigung des Königs in Holmby befanden, benachrichtigt, daß ſich auf der in der Nähe des Schloſſes befindlichen Harleſton-Heide ein ſtarker Reitertrupp zeige. Man ließ ſogleich die Thore ſchließen und die Beſatzung unter die Waffen treten, als die Reiter wirklich, gegen ſiebenhundert Mann ſtark, um Mitternacht unter den Mauern erſchienen. Es wurde nach dem Befehlshaber und ihrer Abſicht gefragt, worauf jene antworteten, daß alle commandirten, und einer der Ankommenden hinaufrief: er nenne ſich Joyce, ſey Cornett im Regiment des General Fairfax und habe mit dem Könige zu ſprechen. Der Commandant, Oberſt Graves, befahl den Soldaten der Beſatzung Feuer zu geben; allein dieſe, wahrſcheinlich ſchon früher unterrichtet, zogen das Fallgatter auf, die Reiter ſprengten in den Hof, und ſagten ihren Cameraden, ſie kämen auf Befehl des Heeres, die Perſon des Königs in Sicherheit zu bringen, da man damit umginge, ihn nach London zu führen (woran die Presbyterianer allerdings gedacht hatten), eine zweite Armee zu werben und den Bürgerkrieg von Neuem zu erheben. Joyce trat darauf die Piſtole in der Hand in das Schlafgemach des Königs und theilte ihm den Zweck ſeiner Ankunft mit. Um ſechs Uhr Morgens erſchien Karl auf der Treppe, die in den Hof führte, auf welchem die Reiter aufmarſchirt ſtanden. Er fragte nach ihrer Vollmacht, und als Joyce ſich auf den Willen der Armee berief, antwortete er: „Das iſt keine geſetzliche Autorität, ich kenne in England nur

die meine, und nach dieſer jene des Parlaments. Habt ihr einen ſchriftlichen Auftrag von Sir Thomas Fairfax?" Joyce entgegnete, daß Fairfax ein Glied des Heeres ſey. „Hier ſteht meine Vollmacht," fuhr er fort, auf die Reiter weiſend. „Sie iſt deutlich und leſerlich genug, erwiederte lächelnd der König. Aber wenn ihr mich nicht ehrfurchtsvoll behandelt, und etwas von mir verlangen wollt, das meiner Ehre und meinem Gewiſſen zuwider iſt, ſo werde ich mich nur mit Gewalt wegführen laſſen." Alle betheuerten durch lauten Zuruf, daß dies keineswegs ihre Abſicht ſey, worauf der König in einen Wagen ſtieg, und der Zug ſich nach Newmarket in Bewegung ſetzte, während Joyce einen Eilboten an Cromwell, auf deſſen heimliches Betreiben er gehandelt, mit der erfreulichen Nachricht ſendete, daß der Streich gelungen ſey. Fairfax, der äußerſt überraſcht war, ging dem Könige mit ſeinem Generalſtabe in der Gegend von Cambridge entgegen, und alle küßten ihrem Herrſcher die Hand, nur Cromwell und Ireton hielten ſich entfernt.

Die Presbyterianer im Parlamente waren in der größten Beſtürzung; einen Augenblick glaubten ſie bereits den König an der Spitze des Heeres zu ſehen, und kaum wollten ſie, hierüber beruhigt, ſich neuen Hoffnungen hingeben, als ſie erfuhren, daß die Truppen gegen die Hauptſtadt heranzögen. Zugeſtändniſſe, Geldbewilligungen, Verſprechungen, Zurücknahme der Beſchlüſſe vom 30. März, nichts konnte ſie aufhalten; und Fairfax ließ ſich als willenloſes Werkzeug der Officiere gebrauchen, die faſt alle Independenten und Anhänger Cromwells waren. Vergebens ſuchten die Häupter der Gemäßigten eigene Werbungen anzuſtellen und ein Heer zu ihrem Schutze aufzubringen, obgleich das Volk und die Miliz von London ihnen durchaus geneigt waren. Die Armee verlangte, daß ihre Feinde, welche jene ſchlimmen Maßregeln gegen die Truppen vorgeſchlagen und vertheidigt hätten, vom Parlamente ausgeſchloſſen und beſtraft würden. Als ſolche wurden die elf mächtigſten Häupter der Presbyterianerpartei, unter denen ſich auch Hollis befand, angegeben. Dieſen blieb nichts übrig, als freiwillig auszuſcheiden; aber das Heer hatte ſchon wieder eine neue Forderung in Bereitſchaft. Um dem Parlamente die letzte Waffe aus den Händen zu reißen, erſuchte es beide Häuſer, das Commando der Londoner Miliz den übelgeſinnten Leuten (d. h. den Presbyterianern), in deren Händen es war, zu nehmen, und Männern zu geben, die ſich im Kampfe für das Vaterland ausgezeichnet hätten. Schon hatten die

beläubten Mitglieder des Unterhauſes auch dieſes zugegeben, als die Bürger von London beſchloſſen, dem Heere ſo wie dem Parlament zu widerſtehen. Ein neuer Covenant, durch welchen man ſich in Gegenwart Gottes und mit Hintanſetzung von Gut und Blut verpflichtete, den König nach Weſtminſter zu bringen, damit ſeine Verſöhnung mit dem Parlamente bewerkſtelliget werden könne, ward zu Skinnershall ausgelegt, und war in wenig Stunden mit Unterſchriften bedeckt, und eine Petition, die von einigen tauſend Bürgern, Matroſen und ehemaligen Officieren von Eſſer Armee übergeben ward, erſuchte die Gemeinen um ihre Mitwirkung zu dieſem Bunde. Dieſe ſchwankten einen Augenblick, da die Independenten verlangten, daß jeder, der dieſem Covenant beiträte, des Hochverraths ſchuldig erklärt werde; aber bald entſchied ſich auch die Mehrzahl der Presbyterianer, in der Ueberzeugung, daß die Hauptſtadt dem Heere doch nicht werde widerſtehen können, für ihre Meinung. Am zweiten Tage darauf zwang indeß der vor den Thüren verſammelte Pöbel die Lords und Gemeinen — das Oberhaus zählte damals nur noch ſieben Mitglieder — dieſen Beſchluß zurückzunehmen; worauf ſich ſämmtliche Independenten des Parlaments zum Heere begaben, „um ſich der Wuth des Pöbels zu entziehen.“ Die Armee, erfreut einen ſolchen Vorwand zu finden, erklärte, daß das Parlament vor aller Gewaltthätigkeit ſicher geſtellt werden müſſe. In der Stadt waren zehntauſend Mann unter den Waffen, Kriegsvorräthe in hinreichender Menge, und die elf ausgeſtoßenen Mitglieder des Unterhauſes bemühten ſich die Begeiſterung der Bürger zu erhöhen. Als aber Fairfax mit dem gefürchteten Heer unter den Mauern erſchien, ſank Allen der Muth. Gegen das Verſprechen allgemeiner Sicherheit wurden die Thore ohne Widerſtand geöffnet, Fairfax zog an der Spitze von vier Regimentern in die Stadt und führte die entflohenen Parlamentsglieder im Triumph auf ihre Sitze im Unterhauſe zurück (6. Aug. 1647). Zwei Tage darauf folgten die übrigen Truppen unter Cromwell, und wurden durch die ganze Stadt vertheilt. Alles geſchah mit der größten Ruhe und Ordnung. Dann wurde in allen Kirchen ein Dankfeſt für die wiederhergeſtellte Freiheit gefeiert.

In den Tagen der Spannung zwiſchen Heer und Parlament hatten ſich die Officiere wie die Presbyterianer in gleicher Weiſe um Karls Beitritt zu ihrer Sache beworben. Allein die ſchwankende Geſinnung Karls, ſeine Neigung zu geheimen Intriguen und die eitele Hoffnung, beide Parteien ſich bald aufreiben zu ſehen, hatte ihn verhindert, wie

ſo oft, auch dieſe günſtige Wendung des Schickſals zu benutzen. Er wurde nach Hamptoncourt gebracht, und hier mit Achtung und Auszeichnung behandelt, ſeine Diener und mehrere ſeiner Anhänger erhielten Zutritt und er fühlte ſich heiterer und muthvoller im Glanze eines kleinen Hofes. Cromwell überlegte ſorgfältig, auf welchem Wege nunmehr ſeinem Ehrgeiz die vollſte Befriedigung werden könne, und einen Augenblick ſchien ihm eine Annäherung an den König große Ausſichten darzubieten. Die Presbyterianer waren geſtürzt, die Republikaner ſchienen ihm übertrieben und phantaſtiſch. Miſtreß Cromwell und Miſtreß Ireton, deren Tochter, ließen ſich dem Könige vorſtellen, ihre Männer ſah man häufig mit dem Könige im Park von Hamptoncourt, und dieſer ließ es an Verſprechungen nicht fehlen. Indeß konnte Cromwells Betragen, ſo ſehr er es zu verbergen bemüht war, den ſcharfen Blicken der Republikaner und Independenten nicht entgehen, mit denen er bisher ſtets in der engſten Vertraulichkeit gelebt hatte; ſelbſt im Heere verbreitete ſich Argwohn, und als Cromwell ſogar einmal nicht anſtand im Parlament für den König zu ſprechen, wurde ihm nach der Sitzung von ſeiner Partei Verrath und Lüge offen vorgeworfen. Zu derſelben Zeit, wo ſo viel für ihn auf dem Spiel ſtand, erfuhr er durch ſeine Spione, daß der König im Geheim mit den Schotten und Irländern unterhandele. Er äußerte ſeinen Unwillen gegen Asburnham. Der König, ſagte er, iſt ein Mann von Geiſt und Verſtand, aber von unheilbarer Falſchheit beſeſſen, während er das Heer um Hülfe bittet, ſucht er zugleich deſſen Untergang herbeizuführen. Cromwell war übrigens, obgleich anfangs durch religiöſe Begeiſterung und Fanatismus emporgetragen, auf der jetzt erſtiegenen Höhe bereits auf dem beſten Wege, den König an Heuchelei bei weitem zu übertreffen. Inzwiſchen befand ſich Karl durch die kurz zuvor ergangenen Anerbietungen beider Parteien in einer ſolchen Täuſchung über ſeine Wichtigkeit, daß er damals zu Ireton, Cromwells Schwiegerſohn, nach anderen heftigen Reden äußerte: „ihr ſeyd verloren, wenn ich euch nicht halte.“ Bald ſollte der unglückliche Monarch aus ſeinem Wahne geriſſen werden.

Zunächſt trat zwar eine Aufregung und Spaltung im Heere ein, welche allerdings den Independenten wiederum das Uebergewicht zu entreißen drohte, wie dieſe es den Presbyterianern abgenommen hatten. Unter den Kriegern hatten die Lehren der Levellers eben ſo ſchnellen Eingang gefunden wie vormals die der Independenten; die Schwär-

merei der erſteren ging ſo weit, daß ſie nicht bloß in religiöſen, ſondern auch in politiſchen Angelegenheiten jeden Zwang und jede Autorität verwarfen; jede Abhängigkeit und jede Verſchiedenheit des Ranges ſollte verſchwinden, und eine allgemeine Gleichheit wie der Stände und Perſonen ſo des Eigenthums und Vermögens eingeführt werden. An dieſe Partei, welche den maßloſeſten Wünſchen und Beſtrebungen Raum und Vereinigung gab, ſchloſſen ſich Abenteurer und Mißvergnügte aller Art; ein unheilſchwangerer Geiſt bewegte die Maſſe, und hatte bereits an einigen Oberſten eifrige und hochgeſtellte Vertreter gefunden. Am 1. November überreichten ſechszehn Regimenter, unter denen ſich auch Cromwells ſelbſt befand, durch ihre Repräſentanten dem Rath der Officiere zwei Schriften, die Angelegenheit des Heeres und die Uebereinkunft des Volkes betitelt. Die erſte enthielt ihre Beſchwerden, die zweite eine neue Conſtitution, nach welcher König und Lords ganz wegfielen. Dieſe Verfaſſung ſollte auf den gemeinſamen Rechten aller ruhen; es wurde dargethan, daß die Souveränetät einzig und allein beim Volke ſey, welches dieſelbe durch ſeine Abgeordneten ausübe, doch dürfe auch durch dieſe die Gleichheit vor dem Geſetz, die Gewiſſensfreiheit und die Befreiung vom gezwungenen Kriegsdienſte nicht verletzt werden. Die Wahlbefugniß müſſe erweitert, die Stellvertretung gleichförmiger gemacht werden, und das Parlament ſich alle zwei Jahr auf ſechs Monate verſammeln. Cromwell ſah ein, daß Alles für ihn und ſeine Partei verloren ſey, wenn es nicht gelänge, die meuteriſche Stimmung der Soldaten zu unterdrücken und das Heer zum Gehorſam zurückzuführen; ſchon hatten die Levellers gedroht, er ſolle mit ſeinem Kopfe für die Intriguen mit dem Könige büßen. Die Truppen forderten eine allgemeine Zuſammenkunft, um dem General ihre Wünſche vorzutragen; aber Cromwell rieth klüglich zu drei verſchiedenen Abtheilungen, und ſeine Meinung wurde befolgt. Zur erſten Verſammlung zu Ware hatte man nur ſieben der ruhigſten Regimenter beſchieden, um ſich zunächſt dieſer und dann mit ihrer Hülfe der übrigen zu verſichern. Als Fairfax, von Cromwell und den entſchloſſenſten Officieren begleitet, in ihrer Mitte erſchien, bemerkte er mit Erſtaunen das Cavallerieregiment Harriſon und die Infanterie von Robert Lilburne, welche ohne Befehl und ohne Officiere erſchienen und an ihren Hüten die Inſchrift „des Volkes Freiheit und der Soldaten Rechte" trugen. Unerſchreckt trat der General mit ſeinem Gefolge an einen Truppentheil nach dem andern, warf ihnen mit nachdrücklichen Worten ihr aufrüh-

reriſches Benehmen vor, verſprach aber dagegen, wenn ſie zum Gehorſam zurückkehrten, ihre Wünſche zu unterſtützen. Sie gelobten ſämmtlich Unterwerfung, auch Harriſons Reiter ſchreckte der Anblick des Generals in die alte Diſciplin zurück, nur das Regiment Lilburne antwortete mit meuteriſchem Geſchrei Cromwell tritt vor. „Reißt die Inſchrift von euern Hüten", ruft er mit drohender Stimme, und als ſie nicht gehorchen, ſtürzt er ſich mitten unter ſie und reißt mit überraſchender Kühnheit vierzehn der ärgſten Schreier aus den Reihen. Auf der Stelle tritt ein Kriegsgericht zuſammen, drei der Aufrührer werden zum Tode verurtheilt und einer ſogleich vor aller Augen erſchoſſen. Still entfernten ſich die Soldaten, und das Beiſpiel ſolcher durchgreifenden Strenge wirkte ſo kräftig, daß auf den beiden folgenden Verſammlungen kein Widerſpruch laut wurde.

Während dieſer Ereigniſſe war der König aus Hamptoncourt entflohen. Die zunehmende Stärke der Partei der Levellers, die ihn nicht anders als mit den Namen Ahab und Jerobeam, als das ſtete Hinderniß des Friedens und Quelle alles Blutvergießens bezeichneten, ja ſelbſt von dem todten Hunde ſprachen, der über die Seite geſchafft werden müſſe, erſchreckte ihn nicht minder als die verſchärften Sicherheitsmaßregeln, mit denen man ihn bewachte; ſelbſt Cromwell warnte vor einem Ueberfall der aufrühreriſchen Soldaten, ſey es, daß er wirklich eine ſolche Gefahr fürchtete, oder ſich noch den Schein der Anhänglichkeit an den König geben wollte, obgleich er nach der Entdeckung jener geheimen Verbindungen Karls mit Schottland feſt entſchloſſen war ihn fallen zu laſſen. Andere anonyme Briefe deuteten ängſtlich auf meuchelmörderiſche Anſchläge. Dieſen Gefahren glaubte Karl nur durch die Flucht entgehen zu können. Am 11. November Abends entſchlüpfte er glücklich mit ſeinem Kammerdiener Legge, mit Asburnham und noch einem dritten Vertrauten Berkeley aus Hamptoncourt. Ungewiß wohin er ſich wenden ſollte, entſchied er ſich endlich für die Inſel Wight, um hier vor Nachſtellungen geſichert ſowohl ſeine geheimen Verbindungen als ſeine offenen Unterhandlungen mit dem Parlament fortſetzen zu können, da eine Flucht ins Ausland ein Aufgeben aller ſeiner Thronrechte in ſich zu ſchließen ſchien. Oberſt Hammond, erſt kürzlich zum Gouverneur jener Inſel ernannt, ein Schwiegerſohn Hampdens und Cromwells Vetter, nahm ihn ehrerbietig auf, wies ihm das Schloß Carisbrooke zum Aufenthalt an und bat das Parlament um weitere Inſtructionen. Indeß waren die Freunde des Königs in Schott-

land, an deren Spitze jetzt der Graf Hamilton ſtand, nicht unthätig geweſen, und ihren Bemühungen war es endlich gelungen, den König zur Unterzeichnung eines geheimen Vertrages zu bewegen, durch welchen ſie ihre Landsleute für ſeine Rettung zu bewaffnen gedachten. Aber auch jetzt hatte Karl ſich noch nicht entſchließen können in Hinſicht der Kirche nachzugeben; er wollte, hieß es, zwar den Covenant annehmen, aber nur verſuchsweiſe auf drei Jahre. Dieſe Halbheit mußte von vorn herein die Schritte ſeiner dortigen Anhänger lähmen, wenn auch die Volksſtimmung ſich im Allgemeinen nicht ungünſtig anließ und ſelbſt die puritaniſche Geiſtlichkeit, die offenbar den größten Einfluß in Schottland behauptete ſeit dem Emporkommen der Independenten in England, ſich heftig gegen dieſe ausgeſprochen hatte. Jetzt aber ergoſſen ſich die eifrigen Prediger nicht minder in Schmähungen über den Vertrag, welchen ſie eine Apoſtaſie vom Covenant ſchalten, ein gottloſes Beſtreben, den Thron des Königs über jenen Chriſti zu erheben; während Karl in freudiger und feſter Hoffnung auf die in kurzem zu erwartende Hülfe der Schotten vier Bills verwarf, welche ihm das Parlament als Bedingung aller weiteren Verhandlungen über eine Ausſöhnung am 11. December 1647 vorlegen ließ. Es wurde darin für das Parlament, wie ſchon früher, die Leitung des Kriegsweſens auf zwanzig Jahre und das Recht der ſelbſtändigen Verſammlung und Vertagung gefordert. Ungeachtet auch die Schottiſchen Commiſſäre, welche zur Wahrnehmung der Intereſſen ihrer Nation in London waren, ſich gegen dieſe Forderungen, wie gegen die ganze Behandlung des Königs, welche dem Uebergabevertrage (oben S. 223) zuwider laufe, erklärt hatten, zeigten ſich bei Empfang der Antwort des Königs die Abſichten der revolutionären Partei im Unterhauſe zum erſten Male rückhaltlos und in bedenklicher Stärke. „Bedlam, rief Sir Thomas Wroth, iſt für Wahnſinnige, Tophet für die Könige. Ich ſchlage vor, den König in ſtrenge Haft zu bringen, ihn anzuklagen, und das Königreich ohne ihn zu ordnen.“ Ireton fuhr fort: „Durch die Verweigerung unſerer letzten Vorſchläge hat Karl ſeinem Volke Schutz und Sicherheit verweigert, deswegen iſt ihm auch dieſes keinen Gehorſam mehr ſchuldig.“ Danach erhob ſich Cromwell: „Die Stunde iſt gekommen, ſprach er, wo das Parlament regieren und das Königreich allein retten muß; diejenigen, welche euch bisher mit ihrem Blut vertheidigt haben, werden es auch ferner thun. Erklärt ihr euch nicht entſchieden, ſo wird das Heer ſich verrathen und verkauft glau-

ben. Ueberlaßt es nicht ſeiner Verzweiflung, andere Mittel ſeiner Sicherheit zu ſuchen, als euch anzuhangen; denn welche Folgen ein ſolcher Entſchluß für euch haben würde, zittere ich zu denken und überlaſſe ich euch zu beurtheilen." Er legte die Hand ans Schwert und ſetzte ſich nieder. Die Gemäßigten waren von Schrecken gelähmt und gedachten ſeiner neu befeſtigten Macht über die Armee. Es ward beſchloſſen, da Karl die Geſetze, welche allein die Ruhe des Reiches herſtellen könnten, verworfen habe, müſſe das Parlament die Regierung auf die möglichſt beſte Weiſe anordnen; es ſolle mit dem Könige nicht weiter verhandelt werden, ja wer dazu Verſuche mache, habe die Strafe des Hochverraths zu erwarten (3. Januar 1648). Einige Tage darauf verließen die Schottiſchen Commiſſäre die Hauptſtadt Englands, während die Republikaner und insbeſondere die Levellers laut über ihren Sieg triumphirten. Schutz und Unterthanenpflicht, erklärten ſie wiederholt, bedingten einander wechſelſeitig. Karl habe bei ſeiner Thronbeſteigung geſchworen, die Rechte der Engländer zu ſchützen; indem er dieſen Eid gebrochen, ſey auch der Schwur der Treue gegen ihn aufgehoben. Er habe die Entſcheidung auf das Schwert geſtellt, aber der Gott der Schlachten habe wider ihn entſchieden; ſo ſey er verantwortlich für das vergoſſene Blut, und die Repräſentanten des Volkes hätten ihn darob zur Rechenſchaft zu ziehen. Um für die Zukunft ähnliches Unheil zu verhüten, müſſe man das Königthum abthun, was nach vielen Stellen der Bibel ein verderbliches Inſtitut ſey, und eine Republik einrichten *). Auch Cromwell äußerte, um ſich ganz mit ſeinen ehemaligen Anhängern auszuſöhnen, die Ehren der Welt hätten ihn in ſchwachen Stunden verblendet, daß er das Werk des Herrn nicht deutlich geſehen; jetzt aber wolle er ſich um ſo demüthiger zeigen und mit den Heiligen Gott um Verzeihung anrufen, daß er nach eigenem Vortheil geſtrebt. Er verſammelte die Häupter der Levellers ſo wie die der Independenten in ſeinem Hauſe zu Disputationen, wobei die heftigſten Meinungen noch freier als im Parlament zum Vorſchein kamen. Selbſt noch immer nicht völlig mit ſich einig über den Weg, welchen er zu ſeiner ſchnellſten und höchſten perſönlichen Erhebung einzuſchlagen habe, erklärte er ausweichend: er ſey allerdings für die Republik, allein es würde Schwierigkeiten haben, dieſe Verfaſſung einzuführen. Dennoch wußte er die Eiferer ſo zu gewinnen, daß ſie ihm bei ſeinem Abgange

*) Lingard, Geſchichte Englands, deutſch von Salis Th. X. S. 348.

gegen die Royaliſten, welche die Waffen von Neuem ergriffen hatten, aus den Thoren Londons das Geleit gaben.

Ganz anders als im Parlament zeigte ſich nämlich die Stimmung im Volke. Die Mehrzahl war entſchieden für den König und der Tyrannei des Militärs überdrüſſig. In Schottland war es dem Grafen Hamilton gelungen, trotz aller Hinderniſſe, welche ihm Argyle und ſeine Partei in den Weg legten, beim Parlament den Beſchluß der Aufſtellung einer Armee von vierzigtauſend Mann zum Schutz des Königthums und des Covenants durchzuſetzen. Auf dieſe Nachricht erhoben ſich die Royaliſten von einem Ende Englands bis zum andern; ein neuer Krieg war da, welcher nunmehr zwiſchen den Independenten und der Armee einerſeits und den bereits mit einem Theil der Presbyterianer verbündeten Royaliſten andrerſeits entſcheiden ſollte. Während Fairfax die Aufſtände in der Nähe Londons glücklich bekämpfte und unterdrückte, eilte Cromwell mit fünf Regimentern nach dem Weſten des Reiches, wo die Royaliſten zu Pembroke ihr Pannier erhoben hatten. Er trieb ſie in die Thore des Schloſſes zurück, aber obgleich die Fanatiker prophezeihten, die Mauern deſſelben würden einſtürzen, gleich denen von Jericho, vor den Heerſchaaren des lebendigen Gottes, leiſtete die Beſatzung dieſer unbedeutenden Feſte ſechs Wochen lang den hartnäckigſten Widerſtand (Mai und Juni 1648). Indeß waren die Rüſtungen in Schottland durch den Widerſtand der Gegenpartei ſehr langſam von Statten gegangen, erſt am 8. Juli überſchritt das Heer, ſchlecht verſehen und ohne Zutrauen zu ſeinen Führern, die Grenze. Als hier viertauſend Cavaliere, welche ſich in den nördlichen Gegenden unter Sir Marmaduke Langdale geſammelt hatten, zu ihnen ſtoßen wollten, widerſetzten ſich die eifrigen Puritaner ſo hartnäckig, daß die Royaliſten abgeſondert marſchiren mußten. Cromwell, obgleich nur neuntauſend Mann ſtark, beſchloß am 19. Auguſt den Angriff gegen die an Zahl weit überlegenen Feinde. Die Cavaliere, welche die Avantgarde bildeten, kämpften mit der größten Anſtrengung und Aufopferung bei Preſton ſechs Stunden lang allein gegen die durch Kriegsübung und Fanatismus unbezwinglichen Truppen des Parlaments; vergebens baten ſie die Schottiſchen Befehlshaber um Hülfe, und als ſie ſich auf die Hauptmacht zurückziehen wollten, fanden ſie die Brücke über den Ribble, der hinter ihrer Stellung floß, bereits in den Händen des Feindes und die Schotten in vollem Rückmarſch. Da ſetzte Langdale mit ſeiner Reiterei durch den Fluß, ſeine Infanterie mußte ſich zer-

ſtreuen. Nicht zufrieden mit dieſem Vortheil, verfolgte Cromwell die Fliehenden mit der größten Schnelligkeit und vernichtete einen Schottiſchen Heerhaufen nach dem anderen. Hamilton und Langdale wurden gefangen. Mit der Auflöſung des Schottiſchen Heeres endeten auch die royaliſtiſchen Aufſtände in England. Colcheſter war der letzte Platz, den die Königlichen vertheidigten. Er mußte ſich zuletzt an Fairfax ergeben, der auf Iretons Antrieb zwei der ausgezeichnetſten Officiere der Beſatzung, die ſchon früher im Dienſte des Königs großen Ruhm erworben hatten, Sir Charles Lucas und Sir George Liſle, als Rebellen zum Tode verurtheilen ließ. Alle übrigen gefangenen Officiere verlangten ein gleiches Schickſal, weil es unbillig ſey, daß nur jene zwei für ein Verbrechen büßen ſollten, an dem ſie Alle gleichen Antheil hätten. Dies ward abgeſchlagen; dagegen wurden jene beiden ſogleich vorgeführt, um erſchoſſen zu werden. Lucas trat zuerſt auf den Platz, und gab ſelbſt den Befehl zum Abfeuern. Kaum war er gefallen, ſo rannte ſein Freund Liſle auf ihn zu, küßte den Leichnam, ſtellte ſich dann gleichfalls hin, und befahl den Schützen, ihm näher zu treten. „Seyd unbeſorgt, Sir, rief einer von ihnen, wir werden euch ſchon treffen!“ Lächelnd antwortete er: „Freunde, ich bin euch ſchon näher geweſen und ihr habt mich doch verfehlt.“ — Ihre Schüſſe ſtreckten ihn zu Boden.

Die Presbyterianer im Parlament hatten nicht verkannt, daß der Triumph der Independenten im Felde eine vollſtändige Niederlage für ſie im Parlament herbeiführen müſſe; aber durch Unentſchloſſenheit und Trägheit vieler Glieder ihrer Partei waren die koſtbarſten Augenblicke unbenutzt vorübergegangen, oder die wichtigſten in ihrem Sinne gemachten Vorſchläge ununterſtützt durchgefallen. Als der Major Huntingdon am 3. Auguſt 1648 mit einer Anklage auf Hochverrath gegen Cromwell hervortrat, wagte Niemand zu reden; und obgleich ſich auch die Stadt London lebhaft für den König verwandte, entſchloſſen ſich die Presbyterianer nicht eher mit dieſem von Neuem zu unterhandeln, bis ſie die Nachricht vom Siege zu Preſton aus ihrer Unthätigkeit aufſchreckte. Fünf Lords und zehn Mitglieder der Gemeinen gingen nach Aufhebung der Bill vom 3. Januar nach der Inſel Wight zum Könige. Wiederum ſcheiterte die Ausſöhnung an Karls Hartnäckigkeit in Betreff des Epiſcopats, obgleich er geſehen, wie er hierdurch die Schottiſche Hülfe vereitelt, wollte er dennoch auch den Engliſchen Presbyterianern ihre Verfaſſung nur auf drei Jahre zugeſtehen. Hol-

lis, der während der Abweſenheit des Heeres ſammt den übrigen ausgeſchloſſenen Mitgliedern zurückgerufen worden war, beſchwor den König auf den Knien, die Bedingungen ohne Zögern anzunehmen, es handele ſich nicht mehr bloß um ſeine Rechte, es handele ſich um die Rettung der ganzen Verfaſſung und des Volkes von ſoldatiſcher Tyrannei. Umſonſt, der König hatte wieder neue Luftſchlöſſer auf den ſchwankenden Grund geheimer Verbindungen mit den Iriſchen Katholiken gebaut. Am 28. November entließ der König die Commiſſäre des Parlaments. Sein Haar war durch die Leiden der letztern Zeit ergraut, aber alle Unfälle hatten die ihm eigene Würde nicht zu beugen vermocht. „Ich glaube kaum, ſagte er ihnen, daß wir uns jemals wiederſehen. Doch geſchehe Gottes Wille. Mit ihm habe ich Frieden geſchloſſen und will furchtlos ertragen, was er den Menſchen gegen mich zu thun verſtattet. Ihr aber müßt in meinem Untergang auch den eurigen ſehen. Gott gebe euch beſſere Freunde, denn ich gefunden habe. Ich bin ſehr wohl von den Verſchwörungen gegen mich unterrichtet, nichts aber ſchmerzt mich mehr als die Leiden, welche von Männern, die unter dem Vorwande des öffentlichen Wohls ihren eigenen Vortheil verfolgen, über meine Königreiche gebracht werden."

Karls Befürchtungen waren nur zu gegründet. Zum zweiten Mal nahte ſich das fanatiſche Heer unter Fairfax ſiegreich der Hauptſtadt, während Cromwell ſeine Vortheile bis nach Edinburg verfolgte. Täglich wurde den Soldaten gepredigt, daß der König ſo gut unter dem Geſetz ſtehe wie der geringſte Unterthan und bei Verletzung ſeiner Pflichten mit demſelben Urtheil gerichtet werden müſſe, daß es gottlos ſey, ſein Heil noch länger von einem Monarchen zu erwarten, deſſen Herz der Herr verhärtet habe. Dazu kamen die Vorſtellungen einer allgemeinen Freiheit und Gleichheit. „Blut iſt dem Lande ein Makel, ſagten die Independenten, und kann nach der heiligen Schrift nicht anders getilgt werden, als durch das Blut deſſen, der es vergoſſen hat." Oberſt Ludlow erklärte laut, nur Karls Tod könne den Zorn Gottes beſänftigen, und Iretons Regiment reichte dem General Fairfax eine Bittſchrift ein, jeden, der für den König ſprechen oder handeln werde, als Verräther zu beſtrafen, ſo lange derſelbe nicht von dem Vorwurfe, unſchuldiges Blut vergoſſen zu haben, freigeſprochen ſey. Ein zweites Regiment verlangte geradezu, den König vor Gericht zu ſtellen und einen Kriegsrath zur Abſtellung der Leiden des Landes einzuſetzen. Fairfax verſammelte die Officiere ſeines Heeres zur Berathung über dieſe Peti-

tionen, und das Reſultat dieſer Verſammlung war eine lange und heftige Vorſtellung, welche dem Unterhauſe am 20. November 1648 überreicht wurde, ganz jener ähnlich, die das Parlament an demſelben Tage ſieben Jahre vorher an den König gerichtet hatte, um entſchieden mit ihm zu brechen. Die Schrift begann mit einer langen Aufzählung aller möglichen Uebel, welche größten Theils dem ſchlechten Benehmen der Parlamentsglieder zuzuſchreiben ſeyen, dann folgte das Verlangen, die Unterhandlungen mit dem Könige abzubrechen, ihn ſchleunig vor Gericht zu ziehen und einen Zeitpunkt zur Auflöſung des jetzigen langen Parlaments zu beſtimmen. Die repräſentative Verſammlung ſolle fortan die höchſte Gewalt beſitzen und den König wählen, der aber kein Recht erhalten werde, Beſchlüſſen des Parlaments ſeine Genehmigung zu verweigern. Das Oberhaus müſſe aufgehoben werden, da die Lords nicht als Abgeordnete des Volkes betrachtet werden könnten. Als die Presbyterianer hierauf nicht ſogleich eingingen, erſchien der Oberſtlieutenant Cobett am 30. November mit einigen Truppen auf der Inſel Wight um den König zum zweiten Mal in die Gewalt des Heeres zu bringen, und führte ihn nach dem Schloſſe Hurſt, welches auf einem einſamen Felſen am Meere lag, der mit der Küſte von Hampſhire nur durch einen ſchmalen Damm zuſammenhing. Zugleich ließ Fairfax mehrere Regimenter in London einrücken. Mitten unter den Waffen und Drohungen der Soldaten zeigten die Presbyterianer diesmal einen Muth und eine Standhaftigkeit, die ihnen, früher angewendet, das Uebergewicht erhalten haben möchten. Obgleich der Beſchluß, die Nähe des Heeres verletze die Freiheit der Berathungen, durch eine Minderzahl von elf Stimmen durchfiel, bewirkten ſie die Annahme einer Erklärung, die Armee habe ſich des Königs ohne Autoriſation bemächtigt. Am heftigſten wurde die Debatte über den verlangten Abbruch aller Unterhandlungen mit Karl. Prynne, der berühmte Gegner Lauds, der von dieſem und dem Könige eine ſo harte Verfolgung hatte dulden müſſen, ſprach laut für den Thron. Endlich, nachdem die Discuſſion zwei Tage und eine Nacht gedauert hatte, erklärte ein Mehr von ſechs und dreißig Stimmen, daß die Bewilligungen des Königs eine hinreichende Grundlage zur künftigen Anordnung der Verfaſſung gäben (5. Dec. 1648).

Dieſe Niederlage beſtimmte die Führer des Heeres zu gewaltſamen Maßregeln. Noch an demſelben Tage entwarfen die Häupter der Independenten im Parlamente in Verbindung mit Ireton und anderen

aus dem Hauptquartier herbeigekommenen Officieren eine Proscriptionsliste ihrer Gegner. Als die Mitglieder des Unterhauses am folgenden Morgen zur Sitzung gingen, fanden sie alle Zugänge und Treppen der Westminsterhalle mit Truppen besetzt. Am Eingang stand Oberst Pride, ein Papier in der Hand, neben ihm Lord Grey, der ihm die ankommenden Abgeordneten nannte. Ein und vierzig Presbyterianer wurden ergriffen und verhaftet, die Uebrigen ließ man ein. Als mehrere fragten, in wessen Gewalt so verfahren würde, antwortete Hugh Peters, Caplan bei Fairfax: „in Gewalt des Schwertes." Hierauf wurden noch hundert und zwei andere Parlamentsglieder ausgeschlossen, und nur die erklärtesten Independenten, etwa funfzig oder sechzig an der Zahl, zu den Sitzungen gelassen. So war die Partei der Presbyterianer vernichtet und die übrig gebliebenen Abgeordneten erklärten natürlich sofort alle mit dem Könige gepflogenen Unterhandlungen für ungültig. Cromwell war während aller dieser Vorgänge, wenn auch nicht ohne Theilnahme, doch nicht in London gegenwärtig. Nachdem er die Schottische Grenze überschritten, war Argyle mit einigen Haufen zu ihm gestoßen, und die Royalisten, so wie Alle, welche an der Expedition nach England Theil gehabt, hatten sich beeilt, einen Vertrag abzuschließen, der ihnen gegen Niederlegung der Waffen Sicherheit ihres Lebens und Eigenthums versprach. Nach mehreren geheimen Conferenzen mit Argyle ließ Cromwell zwei Regimenter in Edinburg und trat langsam seine Rückreise an. Bei seiner Ankunft in London fand er den Rath der Officiere eifrig beschäftigt, den errungenen Sieg auszubeuten. Längst waren die Independenten überzeugt, daß das Leben des Königs mit ihrer Herrschaft und Sicherheit unverträglich sey, der Augenblick schien gekommen, mit diesem Plan hervorzutreten. Nicht heimlich sollte er ermordet werden, der Spruch des Parlaments sollte der Frevelthat das Siegel der Rechtmäßigkeit aufdrücken und den Willen des Volkes aller Welt verkünden. Auf die Beistimmung mehrerer aufrichtiger Republikaner im Unterhause durften sie zählen, und drei Viertheile der Mitglieder gehörten ihrer Partei. Am 23. December trug der Rath der Officiere in einer langen Vorstellung beim Unterhause darauf an, den König auf den Tod anzuklagen. Nach einigem Widerspruch der Gemäßigteren in Beziehung auf die Heiligkeit der Person des Souveräns und auf die Unklugheit, durch solche Rache heftige Gegenwirkungen hervorzurufen, ging die Petition mit sechs und zwanzig Stimmen durch. Nur sechs und vierzig Abgeordnete waren zugegen. Darauf

ward ein Ausſchuß von acht und dreißig Mitgliedern ernannt, um ein angemeſſenes Verfahren aufzufinden, auf deſſen Vorſchlag das Haus eine Bill genehmigte, kraft welcher verordnet wurde, daß es für Hochverrath zu achten ſey, wenn der König ſich mit Waffengewalt ſeinem Parlamente widerſetze, und daß daher ein Gericht zur Entſcheidung der Frage eingeſetzt werden müſſe, ob „Karl Stuart" dieſes Verbrechens ſchuldig ſey. Als dieſe Bill, dem Geſchäftsgange nach, an das Oberhaus geſchickt ward, verwarfen die anweſenden Lords (nur zwölf an der Zahl) dieſelbe einmüthig. Die Commons aber erklärten: ſie ſelber ſeyen genug, weil die Urquelle aller rechtmäßigen Gewalt bei dem Volke zu ſuchen ſey, deſſen alleinige Stellvertreter ſie wären (4. Jan. 1649). Cromwell beharrte auf dem Wege der Heuchelei. Er verſicherte, daß er über Gottes wunderbare Fügungen verwundert ſey, und daß er den verabſcheut haben würde, der noch vor wenig Wochen von des Königs Abſetzung geſprochen hätte; aber da die göttliche Vorſehung und die Nothwendigkeit die Verſammlung auf dieſe Berathung gebracht hätte, könne er nichts thun als ſich dem Willen des Herrn unterwerfen. Noch kürzlich habe er für die Wiedereinſetzung des Königs beten wollen, allein die Zunge habe ihm plötzlich am Gaumen geklebt, ein deutliches Zeichen, daß Gott den König verworfen habe.

Indem dieſe Dinge alle Gemüther beſchäftigten, verlangte ein begeiſtertes Weib aus Hertfordſhire Gehör vor dem militäriſchen Rathe, ſprach viel von gehabten Offenbarungen, und verſicherte, daß der eingeſchlagene Weg nach Gottes eigenem Zeugniß der rechte ſey. Dies tröſtete und beruhigte Viele, die bis dahin noch gezweifelt hatten. Der König ward von Hurſt abgeholt, und erſt nach Windſor, dann nach Whitehall geführt. Ungeachtet ſeiner Gefangenſchaft war er bisher mit allen äußeren Ehrenbezeigungen, welche ſeinem hohen Range gebührten, behandelt worden; das plötzliche Unterbleiben derſelben machte einen tieferen Eindruck auf ſeine Stimmung, als ſich erwarten ließ. Sonſt hatte er Zeit gehabt, ſich auf Alles vorzubereiten, und wenn er auch immer noch einige Hoffnungen hegte, war er doch auf das Aergſte gefaßt, wie die Gedanken zeigen, welche er um dieſe Zeit niederſchrieb: „Der Tod behält ſeine Schrecken, heißt es hier unter andern, mag ich ihn erleiden durch ſchnellen Mord, oder mit jener größeren Förmlichkeit, welche meine Feinde hinzufügen werden, um den Schein des Rechts über eine nach göttlichen und menſchlichen Geſetzen verdammliche That zu verbreiten. Sie werden nie glauben,

daß ihr Werk gedeihen werde, bevor ſie es mit königlichem Blut begießen. Aber Gott wird ſie nicht lange in dem Babel wohnen laſſen, was ſie auf meinen Gebeinen erbauen und mit meinem Blute kitten. Sie werden die Rächer meines Todes in ihrer eigenen Mitte finden. Jetzt ſcheint der Wille meiner Feinde einziges Geſetz, ihre Macht das Maß und ihr Erfolg der Prüfſtein deſſen, was ſie Gerechtigkeit nennen; ſie erwarten Sicherheit durch meinen Tod und vergeſſen, daß gerade dann die ſtrengſte Vergeltung hereinbricht, wenn den Menſchen geſtattet wird, ihre gottloſen Abſichten bis ans äußerſte Ende zu führen. Des Herrn Wille hat den meinen gezügelt; ſo werde ich ohne Rachſucht ſterben, wie es einem Chriſten gegen ſeine Feinde und einem König gegen ſeine Unterthanen ziemt. Die harte Tyrannei meiner Gegner wird die Verleumdungen über meine eigene widerlegen, die halsſtarrigſten und bösartigſten unter ihnen werden geſtraft werden wie die Rotte Korah, und derſelbe Pöbel, auf den ſie ihre Plane gegen mich, die Kirche und den Staat gebaut, wird ſich in gerechter Verachtung ihrer ſchlecht gewonnenen und mißbrauchten Gewalt über ſie herſtürzen und ſie verſchlingen."*)

Die Commons hatten auf den Vorſchlag des kürzlich niedergeſetzten Ausſchuſſes hundert fünf und dreißig Männer ernannt, welche über den König richten ſollten, von denen ſich aber kaum ſiebzig einfanden. Es waren nicht bloß Mitglieder des Unterhauſes, ſondern auch viele Officiere, mehrere Rechtsgelehrte und einige andere Männer, welche kein Amt in der Staatsverwaltung bekleideten. Alle Independenten, Levellers und Republikaner, auch Cromwell und Ireton hatten Sitz und Stimme in dieſem hohen Gerichtshofe, wie er genannt wurde. Nach acht vorbereitenden Sitzungen verſammelten ſich die Richter am 20. Januar in der Weſtminſterhalle, um den König vor die Schranken zu rufen. Der Präſident, ein Advocat, John Bradſhaw, ein Mann von ſtrengen Sitten, aber heftigen und harten Geſinnungen, nahm auf einem erhöhten Seſſel Platz, zu beiden Seiten ſaßen die Richter, diesmal drei und ſechszig an der Zahl, auf Bänken, welche mit Scharlachtuch belegt waren. Zu den Füßen des Präſidenten hatten zwei Schreiber an einem Tiſche ihren Platz gefunden, auf welchem Schwert und Scepter lagen, dieſen gegenüber ſtand ein Stuhl für den König. Die Galerien waren mit Zuhörern dicht angefüllt. Bradſhaw rief die Richter namentlich auf. Als er den General Fair-

*) Raumer Geſchichte Europas, Th. V. S. 272.

ſax nannte, der ebenfalls zum Beiſitzer gewählt war, rief eine Stimme aus dem Zuſchauerhaufen: „der iſt zu klug um hier zu ſeyn.“ Es war Mittag, als der König in einer verſchloſſenen Sänfte zwiſchen einer doppelten Reihe der in den Straßen aufgeſtellten Soldaten an der Pforte erſchien. Vom Oberſt Hacker und zwei und dreißig Officieren begleitet, trat er in den Saal. Seine Haltung war feſt und würdevoll. Nachdem er ruhig und ſtrenge rings umhergeſehen, ſetzte er ſich nieder ohne das Haupt zu entblößen. Bradſhaw erhob ſich in demſelben Augenblick. „Karl Stuart, König von England — alſo begann er — die Gemeinen des Reichs, im Parlament verſammelt, tief durchdrungen vom Gefühl der Leiden, welche auf unſere Nation gefallen ſind, haben beſchloſſen, den vorzüglichſten Urheber derſelben vor das Blutgericht zu ziehen. Deshalb haben ſie dieſen Juſtizhof errichtet, vor dem Ihr heute erſcheinet. Ihr werdet die Anklage hören.“ Als die erſten Worte derſelben von dem Generaladvocaten Coke vorgeleſen wurden „Im Namen des ganzen Engliſchen Volks —“ rief die Stimme, welche den Aufruf für den General Fairfax beantwortet hatte: „Nicht des vierten Theils deſſelben!“ Der wachthabende Officier, Oberſt Axtell, befahl jetzt, Feuer nach der Stelle zu geben, woher die Stimme komme, und man erkannte Lady Fairfax, die, muthiger als ihr Gemahl, der ebenfalls das Verfahren gegen den König mißbilligte, den Richtern zu trotzen wagte. Nur mit großer Mühe konnte die Aufregung der Zuhörer geſtillt werden. Karl verhielt ſich während der Vorleſung der Anklage ruhig; erſt am Schluſſe, wo es hieß, er werde als Tyrann, Verräther und Mörder vor Gericht gezogen, ging ein wehmüthiges aber zugleich bittres Lächeln über ſeine ernſten Züge. Dann hub er an: „Ich wünſche zu wiſſen, durch welche rechtmäßige Gewalt ich hierher geführt bin. Nicht längſt unterhandelte ich mit beiden Kammern, wir waren daran, den Vertrag abzuſchließen. Wohl weiß ich, daß es viele Gewalten auf Erden giebt, auch die der Räuber und Straßendiebe, aber deren Macht kann keinen Anſpruch auf Rechtmäßigkeit machen. Ich werde antworten, ſobald ich von eurer Autorität überzeugt bin.“ Der Präſident erwiederte: „Ihr würdet dieſe Autorität kennen, wenn Ihr aufmerkſam gehört hättet, was vorgeleſen worden iſt. Der Gerichtshof verlangt von Euch, im Namen des Engliſchen Volkes, das Euch zum König gewählt, zu antworten; und wenn Ihr ſeine Rechtmäßigkeit nicht anerkennt, wird er dennoch gegen Euch vorſchreiten. Unſer Auftrag gründet ſich auf die Vollmacht

Gottes und des Reiches. Genügt Euch dies nicht, ſo genügt es uns.“ ‚England war niemals ein Wahlreich, lautete die Antwort des Königs, und weder meine noch Eure Meinung darf hier entſcheiden.“ Der Präſident brach die Sitzung ab. „Das Gericht hat Euch gehört. Man führe den Gefangenen fort,“ ſagte er. Als dieſer den Saal verließ, tönte der Ruf: Gott erhalte den König! laut und vernehmlich aus den Reihen der Zuſchauer. Am folgenden Tage begann die Sitzung von Neuem mit Discuſſionen über die Befugniß der Verſammlung ihn zu richten, die Karl wiederum in Abrede ſtellte. Als Bradſhaw ſagte: „Wir ſitzen hier in Vollmacht der Gemeinen von England, welchen Ihr wie alle Eure Vorgänger verantwortlich ſeyd,“ erwiederte Karl: „Die Gemeinen von England waren nie ein Gerichtshof, nennt mir einen ähnlichen Fall.“ Zornig entgegnete der Präſident: „Wir ſind nicht hier um Eure Fragen zu beantworten, vertheidiget Euch über die Anklagepunkte.“ Worauf der König ruhig ſprach: „Ihr habt meine Gründe noch nicht vernommen, zeigt mir einen Gerichtshof, wo man die Sprache der Vernunft nicht hörte.“ „Wir zeigen ihn hier, unterbrach ihn Bradſhaw, die Gemeinen von England.“ Zu den Zuſchauern gewendet fuhr Karl fort: „Erinnert euch, daß der König von England verdammt wird, ohne daß man ihm erlaubt ſeine Gründe zum Beſten der Freiheit des Volkes auszuſprechen,“ und wie das erſte Mal erhob ſich der Ruf: Gott erhalte den König! Karl behauptete mit Recht, daß ſeine Sache die des geſammten Engliſchen Volkes ſey, denn wenn das Haupt von rechtloſer Gewalt getroffen werden könne, ſo ſeyen die anderen um ſo weniger ſicher. Mit ebenſo gutem Grund läugnete er in der folgenden Sitzung (23. Januar), daß die ganze geſetzgebende Gewalt in den Gemeinen wohne, wenn die Lords und der König nicht dazu gezogen würden, und daß ſie anderen eine Gerichtsbarkeit übertragen könnten, die ſie ſelbſt nicht beſäßen. Die Stimmung des Volkes für den Angeklagten ward täglich günſtiger, und nöthigte die Richter ihr Verfahren zu beſchleunigen. Am 24. und 25. Januar wurden zwei und dreißig Zeugen vernommen, welche beeideten, daß der König in mehreren Gefechten commandirt habe, worauf der Gerichtshof bei verſchloſſenen Thüren, ohne dem Angeklagten einen Vertheidiger beigeſellt oder ihn überhaupt gehört zu haben, faſt ohne alle Discuſſion ſeine Verurtheilung ausſprach. Am 27. Januar ward dem Könige das Urtheil publicirt: „nachdem das Gericht in ſeinem Gewiſſen überzeugt ſey, daß er, genannter Karl Stuart ſich der ihm zur Laſt gelegten Verbre-

chen ſchuldig gemacht habe, verdammte es ihn als Tyrannen, Verräther, Mörder und öffentlichen Feind der Nation zum Tode durch Trennung des Hauptes vom Rumpfe. Vergebens bat der König um Gehör, vergebens forderte er vor dem vollen Parlament zu ſprechen. Mit Gewalt riſſen ihn die Soldaten von der Barre. Wie übel berechnet auch ſo Manches in ſeinem Leben geweſen war, ſo zeigte der König doch in dieſen letzten Tagen die würdigſte Faſſung und die edelſte Beſonnenheit. Als die Kriegsleute, die ihn zum Gerichte hinführten, laut ſchrien: Gerechtigkeit! Hinrichtung! ſagte Karl, die Aufrichtigkeit ihres Haſſes bezweifelnd: „Arme Wichte! für ein wenig Geld würden ſie eben ſo mit ihren jetzigen Anführern verfahren!“ Nur einer war unter den rohen Soldaten, der von Mitleid ergriffen laut ausrief: Gott ſegne Eure Majeſtät! Aber ein barbariſcher Offizier, welcher dazu kam, gab ihm mit ſeinem Stock einen Hieb über den Kopf, daß er niederſtürzte. Mit ſanfter Stimme ſagte der König: „Mich dünkt, die Strafe war zu hart für das Vergehen.“ Als er nach Verkündigung des Urtheils aus der letzten Sitzung nach Whitehall gebracht wurde, hatte man den Fanatismus der Soldaten durch fortwährendes Beten auf eine ſolche Höhe zu ſteigern gewußt, daß einige dem König ſogar ins Geſicht ſpien. Er erinnerte ſich des Erlöſers und trug dieſe wie andere Mißhandlungen mit ergebener Ruhe. Aber wie in Zeiten ſchwerer Verhängniſſe im Gegenſatz zur Ausartung der Leidenſchaften auch die ſchönſten Züge der menſchlichen Natur ſich kund zu thun pflegen, ſo ſah man auch in dieſen traurigen Tagen manche rührende Erſcheinung. Vier ehemalige königliche Räthe, der Herzog von Richmond, der Marquis von Hertford und die Grafen von Southampton und Lindſay ſtellten ſich perſönlich vor Gericht, und ſagten aus, ſie allein ſeyen als Rathgeber des unſchuldig verurtheilten Königs an allen den Schritten ſchuld, die man ihm jetzt zum Verbrechen angerechnet habe, und nach dem Geſetz dafür verantwortlich, ſie alſo ſolle man ſtrafen. Aber ſie wurden abgewieſen, da den Machthabern nicht an ihrem Untergange, wohl aber an dem des Königs gelegen war.

Nach ausgeſprochenem Urtheil verſtattete man dem Könige nur noch drei Tage bis zur Vollſtreckung deſſelben. Cromwell betrieb vor allen den Befehl zur ſchleunigen Hinrichtung. Während viele Mitglieder des Gerichtshofes faſt mit Gewalt zur Unterſchrift deſſelben gezwungen werden mußten, war er heiter und ſcherzhaft, gleich als ob eine große Laſt von ihm genommen wäre. Schon in den letzten Sit-

jungen hatte er gelacht und Poſſen getrieben; nachdem er jetzt die Ordre unterzeichnet, ſtrich er ſeinem Nachbar Harry Martin, einem eifrigen Republikaner, die mit Dinte gefüllte Feder ins Geſicht, der nicht zögerte ihm daſſelbe zurückzugeben. Das waren die Empfindungen der neuen Machthaber in den furchtbarſten Augenblicken, welche die Weltgeſchichte bis dahin herbeigeführt hatte. Andere Scenen zeigten die Zimmer von Whitehall. Man hatte dem Könige erlaubt ſeine beiden jüngſten Kinder, die zwölfjährige Prinzeſſin Eliſabeth und den noch vier Jahr jüngern Herzog von Gloceſter, welche in England zurückgeblieben waren, zum letzten Mal zu ſehen. Er nahm den rührendſten Abſchied und hatte auch noch den Troſt, ſich von ſeinem älteſten Sohn nicht verlaſſen zu wiſſen. Es traf ein Abgeordneter von dieſem, der ſich damals in den Niederlanden befand, mit einem Blanquet des Prinzen ein, welches die Parteihäupter nach Belieben ausfüllen ſollten. Aber auch hierauf wollten nur wenige eingehen. Karl hatte ſeine Blicke bereits von dem Weltlichen abgewendet und beſchäftigte ſich nur noch mit den Tröſtungen der Religion, um mit derſelben Ruhe, welche ſeine Großmutter in der Halle von Fotheringhay gezeigt, in London auf das Schaffot treten zu können. Noch in der letzten Nacht erquickte ihn der ſanfteſte Schlaf. Am Morgen des Todestages (30. Jan. 1649) ſtand er früh auf, legte ſeine koſtbarſte Kleidung an, und ließ ſich von dem Biſchof von London, Doctor Juxon, dem es in den letzten Tagen erlaubt worden war den Monarchen zu beſuchen, zur Blutbühne begleiten, welche unmittelbar am Schloſſe von Whitehall errichtet war. Durch eine in die Mauer geſchlagene Oeffnung trat der König heraus. Ringsum wogte eine unzählbare Volksmenge, aber mehrere Reiter- und Fußregimenter hielten die Haufen in weiter Entfernung. Er ſah, daß ſeine Stimme den Raum nicht ausfüllen könne, und begnügte ſich deshalb folgende Worte an den Biſchof und den Oberſt Tomlinſon, der wie jener neben ihm ſtand, zu richten: „In Gegenwart Gottes, ſprach er, wälze ich die Verbrechen ab, deren man mich angeklagt. Nicht mir, ſondern dem Parlamente fällt der Krieg zur Laſt. Es hat die Rechte der Krone verletzt, indem es den Befehl über das Heer forderte, indem es Werbungen anſtellte, ehe ich einen Mann zu den Waffen rief. Ich verzeihe meinen Feinden, ich bitte Gott, daß er ihre Herzen zur Reue wende. Hätte ich in die willkürliche Herrſchaft des Parlaments gewilligt und Alles nach der Gewalt des Schwertes ändern laſſen, ich ſtünde nicht hier. Ich habe für mich eine gute Sache und einen

gnädigen Gott." Hierauf begann der Biſchof: „Jetzt iſt nur noch ein Schritt übrig, er iſt beſchwerlich und ſchmerzlich, aber kurz, er bringt Sie von der Erde zu dem Himmel." — „Ich gehe von einer vergänglichen zu einer unvergänglichen Krone", fuhr der König fort, worauf der Biſchof mit den Worten ſchloß: „Sie vertauſchen eine irdiſche gegen eine ewige Krone. Der Tauſch iſt gut." Karl kniete nieder, und legte ſein Haupt auf den Block. Ein Scharfrichter mit einer Maske trennte daſſelbe mit Einem Hiebe vom Rumpfe, worauf ein anderer, gleichfalls verlarvt, es bei den Haaren ergriff, und es mit den Worten dem Volke zeigte: „dies iſt der Kopf eines Verräthers!" Bisher hatte ſich das Volk nicht gerührt; das Ungeheure der Begebenheit und der ſchreckende Ernſt der bewaffneten Gewalthaber hatten jede Zunge gefeſſelt, erſt in dieſem Augenblicke machte ſich der Unwille und der Abſcheu der gepreßten Herzen in einem langen und dumpf tönenden Murren Luft. Zwei ſtarke Reiterabtheilungen zerſtreuten die Menge nach verſchiedenen Seiten. Cromwell, der dem Schauſpiel aus einem Fenſter zuſah, ſagte ruhig zu den Umſtehenden: „Nun iſt die Religion gerettet und die Freiheit von Tauſenden gegründet. Die Grundpfeiler der Engliſchen Republik ſind befeſtigt. Laßt uns jetzt unſer Leben daran wagen, den Staat blühend zu machen und die Ruhe von außen zu erhalten."

Der Leichnam des Königs blieb ſieben Tage in Whitehall ausgeſtellt, dann wurde er dem Herzog von Richmond übergeben, der denſelben mit dem Biſchof Juxon und einigen anderen treuen Anhängern des Hingerichteten in ſtillem Trauerzuge in der St. Georgscapelle zu Windſor beiſetzte. Von den auswärtigen Mächten waren nur von den vereinigten Niederlanden Vorſtellungen zu Gunſten des unglücklichen Monarchen gethan worden, und von den Parteihäuptern hatte nur Fairfax Theilnahme für deſſen Schickſal gezeigt. Um ganz ſicher zu gehen, ließ Cromwell dieſen am Tage der Hinrichtung durch den Oberſten Harriſon und andere Officiere durch endloſe Gebete und fromme Geſänge ſo lange aufhalten, bis die That geſchehen war. Karl war ein Mann von würdevollem Aeußern, ernſtem Benehmen und im Ganzen gemäßigten und wohlwollenden Geſinnungen. Im Privatleben würde er durch ſeine perſönliche Liebenswürdigkeit, ſeinen Verſtand und ſeinen häuslichen Sinn Glück und Achtung genoſſen haben, in früheren Zeiten vielleicht auch mit Ruhm die Krone getragen haben. An ſeinem Schickſale war er nicht ganz unſchuldig; Eingriffe in die Verfaſ-

ſung riefen den Widerſtand des Volkes und der erſtarkten öffentlichen Meinung hervor; ſeine Anſicht von der biſchöflichen Kirche theilten nicht Viele, und wenn er auch in den letzten Jahren Eigenſchaften entwickelte, die den Tadel früherer Schritte aufzuwiegen geeignet ſind, ſo iſt ſein Verfahren doch auch in dieſer Zeit von Eigenwillen und Hartnäckigkeit nicht frei zu ſprechen; wie er auch noch in jenen oben mitgetheilten Worten vom Schaffot herab die Schuld alles Unglücks ſeinen Feinden beimaß. Die lange im Geheimen genährte Hoffnung zuerſt durch die Waffen, dann durch die Streitigkeiten der Parteien die volle Königsgewalt wieder zu erlangen, läßt die fortwährende Beſchuldigung der Volksmänner, alle ſeine Zugeſtändniſſe ſeyen trügeriſch, nicht ganz unbegründet erſcheinen; und die unſelige Neigung, alle Wege zu verſuchen, aber keinen bis ans Ende zu gehen und im Geheimen immer mit zwei Parteien zu unterhandeln, ſtatt einer mit Offenheit und Vertrauen entgegenzutreten oder ſich an deren Spitze zu ſtellen, trägt nicht dazu bei, Karls Charakter in einem ganz reinen Lichte zu zeigen. Was er indeß geirrt und gefehlt, was ſeine Vorgänger an den Rechten des Volkes gefrevelt, hat er durch ſeinen unglücklichen Tod über alles Maß hinaus gebüßt, den eine Handvoll kühner Fanatiker herbeizuführen wußte; das Engliſche Volk iſt von dieſem Frevel freizuſprechen.

Die Revolution zu vollenden, ward nun das Königthum in England für auf ewige Zeiten abgeſchafft erklärt, das Oberhaus als unnütz und ſchädlich vernichtet (6. Febr. 1649), die Verfaſſung nach republikaniſchem Fuß eingerichtet, ein neues großes Reichsſiegel mit der Umſchrift „Im erſten Jahre der durch Gottes Segen hergeſtellten Freiheit“ (1648) verfertigt, des Königs Bildſäule umgeſtürzt, und das Fußgeſtell mit der Inſchrift verſehen Exiit tyrannus, regum ultimus.

7. Die Republik.

(1649—1653.)

So war denn nun England eine Republik, und das Volk hieß frei, ungeachtet es niemals von härteren Banden gedrückt worden war als unter den gegenwärtigen Gewalthabern. Die Leitung der executiven Gewalt wurde einem Staatsrathe von ein und vierzig Mitgliedern übergeben, unter welchen Cromwell, Ireton, Bradſhaw, Martin, Vane

und St. John des bedeutendſten Anſehens genoſſen. Doch war die Macht dieſer Männer durch den Tod des Königs bei weitem nicht befeſtigt. Von der königlichen Familie, von Irland und Schottland, von den Royaliſten und den Presbyterianern wie von den Levellers, welche offen äußerten, daß Cromwell mit ſeinem Anhange unter dem Deckmantel des Patriotismus nur nach eigener Größe ſtrebe, endlich von dem durch den Krieg, durch die Erhaltung des Heeres und die Laſt der Abgaben niedergedrückten Volke Englands ſchienen der neuen Regierung die größten Gefahren zu drohen. Die verwitwete Königin lebte mit ihren Kindern — auch den Herzog von Gloceſter ließ Cromwell ſpäterhin (1653) über das Meer führen — in ihrer Vaterſtadt Paris; ward aber, obwohl ſie Heinrichs IV. Tochter war, von Mazarin während der Unruhen der Fronde ſo ſehr vernachläſſigt, daß ſie zur Winterszeit zuweilen aus Mangel an Holz ſich ſelbſt am Tage mit ihrer Tochter im Bette erwärmen mußte. Ihr älteſter Prinz, der nachmalige König Karl II., hielt ſich bald in Holland, bald in Frankreich, bald auf der Inſel Jerſey auf, arm und verlaſſen, doch nicht ohne Hoffnung zurückzukehren und ſeines Vaters Thron wieder zu beſteigen. Die meiſten Ausſichten gab ihm der Zuſtand Schottlands und Irlands, auf deren Beiſtand auch ſein unglücklicher Vater in der letzten Zeit gebaut, und ſolchen in der That, nur nicht mit der rechten Kraft und dem nöthigen Nachdruck erhalten hatte. In dem erſten Lande machte die Hinrichtung des Königs den größten Eindruck, und erfüllte die Gemüther der Mehrzahl mit Abſcheu gegen die Machthaber in London. Allein der Graf von Argyle, der nach Cromwells ſiegreichem Zuge nach Schottland in Uebereinſtimmung mit dieſem handelte und gern deſſen Rolle ſeinen Landsleuten gegenüber durchgeführt hätte, ſuchte alle Regungen dieſer Art niederzuhalten. Die meiſten drangen indeß auf eine bedingte Wiederherſtellung Karls II., und Argyle, zu ſchwach dem laut ausgeſprochenen Verlangen zu widerſtehen, gab nach, daß mit dem jungen Fürſten Unterhandlungen angeknüpft würden. Wie von ſeinem Vater verlangte man auch von ihm die Anerkennung des Covenants, ohne welchen das Volk keine Bürgſchaft ſeiner Religion und Freiheit habe und das mit Römiſcher Verderbtheit ſo angefüllte Kirchengebetbuch der Epiſcopalen nicht bei Seite gelegt werden würde. Während Karl zögerte ſich dieſen Bedingungen zu unterwerfen, hatten die unterdrückten Royaliſten bereits die Fahne für ihn im Norden Schottlands erhoben. Nach der Niederlage bei

Philipphaugh war Montroſe nach Frankreich und Holland gegangen; jetzt beſchloß er noch einmal Kraft und Leben an die Wiedereinführung der rechtmäßigen Monarchie zu ſetzen. Mit etwa fünfhundert Deutſchen, die ſeine Begeiſterung um ihn verſammelt hatte, landete er auf den noch faſt wilden Orkneyinſeln, wohin ſich ſchon früher mehrere andere vertriebene Royaliſten gerettet hatten, bewog außer dieſen auch einen Theil der dort wohnenden Fiſcher durch ſeine männliche Beredtſamkeit zur Theilnahme an ſeinem gewagten Unternehmen, und betrat darauf mit ſeinem kleinen Haufen den Schottiſchen Boden, in der Hoffnung, viele aus dem gemeinen Volke für die gute Sache zu gewinnen, und mit der Abſicht, dem jungen Könige unter ehrenvolleren Bedingungen, als das Parlament angeboten hatte, den Eingang in ſein väterliches Reich zu bahnen. Aber vergebens wartete er auf Zulauf; auch die hochländiſchen Clans, an deren Spitze er vordem ſo glänzende Thaten verrichtet, regten ſich nicht. So wurde er bei Corbiesdale in der Grafſchaft Roß von David Leslie, der die Truppen des Parlaments befehligte, am 17. April 1650 mit leichter Mühe überwunden. In Bauernkleidung vermummt, blieb er mehrere Tage verborgen, aber ein falſcher Freund verrieth ihn doch endlich, und auf einem Karren gebunden ward der brave Mann unter den Schmähungen der puritaniſchen Eiferer in Edinburg eingebracht. Die Geiſtlichen, die noch immer die lauteſte Stimme bei der Verwaltung der Regierung hatten, nahmen nicht nur auf den Kanzeln den großen Haufen gegen dieſen Feind der Religion und des Covenants ein, über den ſie ſchon während ſeines früheren Unternehmens den Bann ihrer Kirche ausgeſprochen hatten, ſondern bewirkten auch ſeine Verurtheilung im Parlament. Vor daſſelbe geführt, ſprach Montroſe: „Wenn ich vordem zu den Waffen gegriffen, hat mich keine andere Abſicht getrieben, als die, meine Landsleute von dem gottloſen Kriege abzubringen, welchen ſie damals gegen die Gewalt des Königs in England führten; wenn ich jetzt von Neuem ins Feld gerückt bin, habe ich keine Zwecke verfolgt, als die begonnene Unterhandlung der Nation mit dem jungen König zu ſchleuniger Entſcheidung zu bringen. Als Chriſt habe ich ſtets für die Sache gefochten, zu der mich mein Gewiſſen trieb, als Unterthan habe ich das Schwert ſtets für den rechtmäßigen König gezogen.“ Das Parlament verdammte ihn, mit einer Härte, von der in den bisherigen Unruhen kein Beiſpiel vorgekommen war, zu einem ſchmählichen Tode. Er ſollte an einem dreißig Fuß hohen Galgen drei Stunden hangen,

dann abgenommen und in ſechs Stücke zerhauen werden. Der Kopf ſollte zu Edinburg auf einen Pfahl, Arme und Beine an die Hauptthore der vier größten Städte des Landes genagelt, und der Rumpf verbrannt werden. Mit Würde hörte er die Vorleſung dieſes Urtheils an, und verſicherte, daß er ſtolzer darauf ſey, ſein Haupt von ſolchen Richtern zum Zeugniſſe ſeiner Tugend und ihrer Schande öffentlich aufgeſteckt, als ſein Bildniß im Zimmer des Königs zu wiſſen; ja daß er es bedaure, nicht ſo viel Arme und Beine zu haben, als Städte und Dörfer im Königreiche wären, damit jeder brave Schotte empört würde über die Verblendung ſeiner Führer, die aus Eigennutz und Neid jeden wahren Freund des Vaterlandes unter dem Deckmantel der Religion vernichteten. Bei ſeinem Hingange zum Gericht wurde ihm ein Strick um den Nacken gelegt, an welchem eine von ſeinen früheren heroiſchen Kriegsthaten handelnde Schrift hing. Er dankte dafür dem Henker, der dies thun mußte, als für eine Zierde, die er höher als den Orden des Hoſenbandes ſchätze, und erlitt hierauf den Tod mit der Standhaftigkeit, die eines ſolchen Geiſtes würdig war (21. Mai 1650).

Nach Montroſes Fall ſah der Prätendent wohl ein, daß nichts Anderes übrig ſey als ſich den Schotten auf jede Bedingung in die Arme zu werfen. Er bewilligte Alles, was ſie verlangten, und erſchien, nachdem er der auflauernden Flotte des Engliſchen Parlaments glücklich entgangen war, mit ſieben Holländiſchen Fahrzeugen (23. Juni) an der Schottiſchen Küſte. Noch am Bord des Schiffes, das ihn trug, mußte er den Covenant unterſchreiben; worauf er mit den größten Ehrenbezeigungen in Edinburg empfangen und jährlich über hunderttauſend Pfund allein für ſein Hausweſen bewilligt erhielt. Dennoch war Karl in der unbequemſten Lage. Die Geiſtlichen umringten ihn täglich, ja ſtündlich, und ermüdeten ſeine Ohren durch unendliche Predigten; theils aus wahrem und ungeheucheltem religiöſen Eifer, theils um ihn immer mehr in ihre Gewalt zu bringen. Außer fortwährenden Gebeten mußte er zuweilen ſechs Predigten an einem Tage hören, ungeſcheut wurde die Gottloſigkeit ſeiner Eltern geſchmäht und ſein eigener Wandel dem härteſten Tadel unterworfen. So widerlich und peinigend dies Alles einem jungen Herrſcher ſeyn mußte, der von Natur zu Leichtſinn und jedem Lebensgenuß hinneigte, zeigte er ſich dennoch fügſam und geduldig, weil er nicht verkannte, daß er nur hierdurch einigermaßen die ſtarren Herzen gewinnen und auf Hülfe gegen England rechnen könne.

Inzwischen hatte auch Cromwell in England mit großen Hindernissen zu kämpfen gehabt. Die Levellers zögerten nicht, durch Reden und Flugschriften das durch die Hinrichtung des Königs noch in der vollsten Aufregung befindliche Heer von Neuem zu bearbeiten. Vergebens verbot Fairfax alle Zusammenkünfte, es sey denn im Dienste, von Officieren und Soldaten, „durch welche die Armee in Verwirrung gebracht würde", vergebens wurden die ärgsten Schreier bestraft. Wiederum gab die beabsichtigte Sendung von zwölftausend Mann nach Irland Gelegenheit zum offenen Ausbruch der Meuterei, und nur Cromwells Schnelligkeit, der die einzelnen Haufen mit einigen treu gebliebenen Truppen überfiel und zum Gehorsam zurückbrachte, konnte die Ruhe wieder herstellen. Darauf erklärte Cromwell im Staatsrath, man möge sich vorsehen; falls man die Levellers nicht mit Stumpf und Stiel ausrotte, werde man von ihnen in kurzem vernichtet seyn.

Doch wurde die Aufmerksamkeit der Machthaber zunächst wieder auf andere Verhältnisse abgelenkt. In Irland hatte der Waffenstillstand, welchen König Karl I. zwischen den Aufrührern und der dortigen Armee zu Stande gebracht (S. 213), den eifrigen Katholiken nicht genügt, weil ihnen darin die Freiheit ihrer Religion nicht zugesichert worden war. Es war zu neuen Feindseligkeiten gekommen, die jedoch ohne bedeutende Resultate blieben, bis der Herzog von Ormond drei Monate vor dem Tode Karls I., mit Vollmachten von diesem versehen, von Seiten des Königs alle Forderungen der Empörten bewilligte. Neu gestärkt und ermuthigt drangen sie nunmehr gegen die Truppen des Parlaments vor, trieben sie überall zurück und beschränkten sie auf Dublin, Belfast und Coote. Nach Karls Tode riefen sie seinen Sohn zum Herrscher aus und erkannten Ormond als dessen Statthalter an. Den völligen Verlust Irlands zu verhüten, sollte jetzt Cromwell als Lord-Lieutenant dahin abgehen. Nach einigem Bedenken brach er am 10. Juli von Whitehall auf. Drei Geistliche flehten um Gottes Segen für die Waffen seiner Heiligen, und nachdem zuerst Oberst Harrison, dann Cromwell selbst über mehrere auf die Umstände bezügliche Stellen der Bibel gepredigt hatte, stieg der Letztere in einen mit sechs Pferden bespannten Wagen und verließ, von seiner glänzenden Leibwache — es waren achtzig junge Leute aus den höchsten Ständen und sämmtlich schon zu Officierstellen vorgerückt — so wie von den ersten Staatsbeamten begleitet, unter dem Beifallruf der Menge die Hauptstadt. Mit acht Regimentern, die durch das Loos ausgewählt

worden waren, landete er in Irland und rückte vor Drogheda, welches von dreitauſend Royaliſten vertheidigt wurde. Beim dritten Sturm drangen die Soldaten des Parlaments, Cromwell voran, über die Mauern und metzelten Beſatzung und Einwohnerſchaft ohne Unterſchied bis auf den letzten Mann nieder. Daſſelbe Schickſal traf die Stadt Wexford. Die durch ſolche Unfälle und ſolche Grauſamkeit entmuthigten Royaliſten, denen es außerdem an Geld, Waffen und Geſchütz fehlte, wichen auf allen Punkten; geheime Unterhandlungen mit einzelnen Häuptern trugen Zwieſpalt und Verrath in ihre Reihen, und ſchon im Mai des folgenden Jahres konnte Cromwell den fernern Befehl gegen die bereits auf die Provinz Connaught beſchränkten Empörer ſeinem nicht minder entſchloſſenen Schwiegerſohne Ireton anvertrauen, um nach England zurückzukehren, deſſen Staatsrath und Parlament nach Entfernung der dringendſten Gefahren in Irland die Schotten mit Krieg zu überziehen und den Befehl über das zu dieſer Expedition beſtimmte Heer dem Beſieger von Irland mit dem Titel eines Lord General zu übergeben beſchloſſen hatten.

Cromwell fand den General Leslie an der Spitze von zwei und dreißigtauſend Mann in einer ſo vortheilhaften Stellung zwiſchen Edinburg und Leith verſchanzt, daß er, überdies an Zahl der Truppen weit ſchwächer, nicht wagte ihn anzugreifen, und alle ſeine Verſuche den Feind aus ſeinen Linien zu locken waren vergebens. Der Name des jungen Königs hatte dem Schottiſchen Heere einen trefflichen Zuwachs verſuchter Krieger verſchafft, welche, die jetzigen Gewalthaber haſſend, nur um ſeinetwillen das Vaterland der Vertheidigung werth gehalten hatten und dieſe Geſinnungen nicht verhehlten. Als Karl im Lager erſchien, empfingen ihn die Truppen mit lauten Freudenbezeigungen, und tranken jubelnd auf ſein Wohl. Hierdurch entrüſtet, klagte ein Ausſchuß von presbyterianiſchen Geiſtlichen, der dem Heere folgte, daß die Ankunft des Königs die Krieger zu Ausſchweifungen und weltlicher Geſinnung verleite, daß ſich außerdem viele Böswillige und viele Feinde des Covenants im Lager befänden, deren Sünden den Zorn Gottes auf das Heer der Heiligen herabrufen müßten. Die Lords von den Artikeln, welche die Geſchäfte leiteten, da das Parlament nicht beiſammen war, gingen auf dieſe Beſchwerden nicht nur ein, ſondern verfügten auch ſogleich eine Unterſuchung über die Geſinnung vieler Perſonen in der Armee, wodurch dieſer gegen achtzig treffliche Officiere und einige tauſend Mann geübter Soldaten entzogen wurden,

und verlangten außerdem vom König eine Erklärung, daß er seine und seiner Vorfahren Sünden von Herzen bereue, damit die Rache des Allmächtigen vom Reiche der Schotten abgewendet werde. „Er solle wehklagen, hieß es, über seines Vaters Widersetzlichkeit gegen das Werk des Herrn und den Covenant, wodurch dieser sich schuldig gemacht, das Blut des Volkes Gottes vergossen zu haben, er solle trauern über das abgöttische Wesen seiner Mutter, das den erzürnen müsse, der als ein starker und eifersüchtiger Gott die Sünden der Väter an den Kindern heimsuche, er solle bekennen, daß er den Covenant mit aufrichtigem Herzen unterschrieben habe und keine andern Freunde und Feinde haben wolle, als die für oder gegen diesen Bund seyen; von der Sündhaftigkeit seiner Verbindungen, welche er mit den bluttriefenden Empörern in Irland angeknüpft habe, möge er sich endlich überzeugen und dieselben für null und nichtig erklären, und von Papstthum und Prälatur, von Abgötterei und Ketzerthum sein Herz abwenden; sonst werde er finden, daß der Zorn des Herrn noch über ihm sey und dessen Rechte noch ausgestreckt gegen ihn und die Seinigen." Als Karl sich weigerte diese demüthigende Erklärung zu unterzeichnen, erklärten die Frommen, sie würden sich lossagen von der Sündenschuld des Königs und seines Hauses, und keinen Schritt mehr für ihn thun, und die Geistlichen verkündeten laut, der König sey die Wurzel aller Bosheit und ein Heuchler, der den Covenant unterschrieben ohne den Willen ihn zu halten. Voll Schmerz und Furcht mußte Karl zuletzt seine Beistimmung geben, worauf noch ein feierlicher Fasttag gehalten ward „zur Abbüßung der Sünden der zwei Könige, des Vaters und des Sohnes", und die Geistlichen dem General Leslie verkündeten, er werde nunmehr mit leichter Mühe den gotteslästernden Anführer der Feinde und seine ketzerische Rotte vernichten. Cromwells Lage war in der That sehr schwierig geworden; der Mangel an Lebensmitteln in der von den Schotten absichtlich verwüsteten Gegend wurde täglich dringender, die Vorräthe, welche ihm von der See her zukamen, reichten nicht aus; Krankheiten verminderten die Zahl seiner Streiter; bereits wurde er auch im Rücken durch einen feindlichen Heerhaufen bedrängt. Endlich beschloß er sich nach Dunbar hin einen Ausweg zu bahnen, wo sich ihm Leslie wiederum auf den Hügeln von Lammermuir entgegenstellte. In Besorgniß, die Engländer möchten entkommen, zwangen die Geistlichen den General, trotz seiner gegründeten Vorstellungen, in die Ebene hinabzusteigen, um den Feind anzugreifen.

Cromwell betete ſchon ſeit mehreren Stunden mit ſeinen Hauptleuten und traute ſeinen Augen kaum, als er die Bewegung der Schotten ſah. Freudig rief er aus: „Sie kommen herab, der Herr hat ſie in unſere Hände gegeben, laſſet den Herrn ſich erheben und ſeine Feinde zerſtreuen.“ In der Ebene von Dunbar gewann er den vollſtändigſten Sieg (3. Sept. 1650). Dreitauſend Todte bedeckten das Schlachtfeld, und neuntauſend wurden zu Gefangenen gemacht. Der Ausſchuß der Prediger, welcher das Unglück des Schottiſchen Heeres herbeigeführt hatte, verkündete in einer Erklärung und Warnung die dreizehn Urſachen des über die Nation gekommenen Verderbens. Als ſolche wurden angegeben: das Mißfallen Gottes an den vielen geheimen Königlichen, die noch im Lande verborgen ſeyen; die offenbaren Aergerniſſe, welche Karl II. durch ſeinen leichtſinnigen Lebenswandel gegeben; die Theilnahme ſeiner Leibwache an der Schlacht, ehe dieſelbe von der Sünde gereinigt worden; die Vermeſſenheit mehrerer Hauptleute, ſiegen zu wollen, ehe ſie den Herrn angerufen; die fleiſchliche Selbſtſucht der Gewalthaber u. ſ. w. Dies Alles, meinten ſie, habe den Herrn gereizt, ſein Antlitz von den Söhnen Jakobs abzuwenden und ſein Volk mit einer ſo ſchrecklichen, aber dennoch wohlverdienten Züchtigung heimzuſuchen. Andere Geiſtliche äußerten indeß, es ſey ſehr unklug von Gott, wenn er ſeinen Zorn zu weit triebe, da es doch am Ende ſein eigener Schade ſeyn werde, wenn die Auserwählten auf der Erde unterdrückt würden, und nur ſeine abgeſagteſten Feinde übrig blieben; er ſolle ihr Gott nicht mehr ſeyn, wenn er ſie, die ſtets ſo treu ihre Pflicht erfüllt, nicht aus dieſer Noth rette, und beteten eifrig zu ihm: „O Gott, du haſt uns für unſer vieles Faſten ſchon ſo lange nicht ſiegen laſſen. Was meinſt du damit, o Herr, uns in einen Graben zu werfen und darin liegen zu laſſen? O Herr, willſt du einen Stuhl nehmen und im Hauſe der Pairs ſitzen, oder willſt du in dem hochachtbaren Hauſe der Gemeinen abſtimmen, die ſo eifrig für deine Ehre ſind? Viele Hände ſind wider uns aufgehoben, aber es giebt einen Gott, und das biſt du ſelbſt, der uns mehr Schaden thut als jene alle.“

Nicht minder eifrig als bei den Schotten wurde im Engliſchen Heere gebetet und gepredigt. Als Cromwell nach der Schlacht bei Dunbar ohne Widerſtand in Leith und Edinburg eingerückt war, indeß das Schottiſche Parlament nach St. Johnſtone floh, erklärte er, nicht ihm gebühre die Siegesehre, ſondern dem Allmächtigen, in deſſen Hand er nur ein ſchwaches Werkzeug ſey, Gott habe ſeinen Arm erhoben

und ſeine Sache gerächt. Täglich hielt er Predigten, in denen er die Soldaten zu gottesfürchtigem Wandel ermahnte, und den Officieren gebot ſich unter einander wie Brüder zu lieben, Reue zu fühlen über ihre todten Werke, und die Blindheit ihrer Gegner im Gebet zum Herrn zu beklagen. Mit den puritaniſchen Geiſtlichen, welche ſich in das Caſtell von Edinburg, das ſich noch vertheidigte, geflüchtet hatten, eröffnete er einen theologiſchen Schriftwechſel, in welchem er den Grundſätzen der Independenten gemäß durchführte, daß es auch den Laien zukomme das Evangelium zu predigen und ihre geiſtlichen Gaben zur Erbauung der Brüder zu benutzen, und daß nach den vielen Faſttagen, welche beide Nationen gehalten, nach den häufigen und nachdrücklichen Berufungen auf den Herrn der Heerſchaaren die Schlacht bei Dunbar als eine Verkündigung Gottes zu Gunſten der Engliſchen Republik betrachtet werden müſſe. König Karl II. gewann indeß durch jene Niederlage mehr an Anſehen, als er verloren; am 1. Januar 1651 empfing er die Krone, welche ſeine Vorfahren getragen hatten, in der Kirche zu Scone, wobei ihm vom Prediger Douglas noch einmal die Haltung des Covenants eingeſchärft wurde; aber im Allgemeinen waren die Geiſtlichen, durch die Unfälle des vorigen Jahres belehrt, weniger anmaßend und überließen dem jungen Fürſten die Führung des neugeſammelten Heeres. Während Cromwell im Frühjahr nach Perth vordrang, beſchloß Karl in deſſen Rücken einen kühnen Einfall in England zu machen. Er erklärte ſeine Abſicht und forderte Alle, welche Glück und Gefahr mit ihm theilen wollten, zu dieſem Zuge auf. Elftauſend Mann fanden ſich bereit. Auf dieſe Nachricht theilte Cromwell ſeine Armee; zunächſt mußte die ganze Reiterei, ſechstauſend Mann, unter Harriſon und Lambert zur Verfolgung des Feindes aufbrechen, mit achttauſend Mann Fußvolk blieb Monk in Schottland, er ſelbſt führte zehntauſend Infanteriſten an der Küſte nach York hinab. Karl hatte gehofft die Royaliſten in England weit und breit unter den Waffen zu finden; aber zu ſeinem Schmerz ſtellten ſich nur etwa tauſend bei ſeinem Heere ein, da ihnen der Einbruch zu unerwartet kam, und die zahlreichen mißglückten Empörungen ſie entmuthigt hatten, während ſich die Truppen des Parlaments von allen Seiten in der Gegend von Worceſter ſammelten und durch Cromwells Ankunft bis auf dreißigtauſend Mann verſtärkt wurden. Mit dem gewöhnlichen Nachdrucke angegriffen, wich das Heer des Königs von den Ufern der Severn, die er beſetzt hielt; Cromwell erzwang den Uebergang an zwei Punkten

und trieb nach einem heftigen Widerſtand, in welchem Karl die größte Tapferkeit zeigte, die Fliehenden in die Thore von Worceſter. Mit ihnen drangen die Republikaner in die Straßen. Es war der Jahrestag der Schlacht bei Dunbar (3. September). Dieſer Schlag vernichtete das Heer und die Hoffnungen des Prätendenten, der nur mit großer Mühe und auf eine wunderbare Art ſein Leben rettete.

Am Abend des unglücklichen Tages entfloh er der Verwirrung und dem Gemetzel, welche die Straßen von Worceſter erfüllten, mit funfzig oder ſechzig Begleitern, legte mit ihnen ohne anzuhalten mehr als fünf Deutſche Meilen in einem Zuge zurück, trennte ſich dann in der Nacht plötzlich mit dem Grafen von Derby von dem großen Haufen, und eilte auf den Rath des letzteren ſeitwärts der Grenze von Staffordſhire zu, nach einem abgelegenen Hof, Boscobelhaus genannt, den ein redlicher Pachter katholiſchen Glaubens, Namens Penderel, mit ſeinen vier gleich wackern Brüdern bewohnte. Dieſen treuen Männern vertraute er ſich an, und willig beherbergten ſie ihn als einen Verwandten mehrere Tage lang. Sie gaben ihm eine Bauernkleidung und nahmen ihn des Morgens mit, wenn ſie als Forſtwärter in den benachbarten Wald gingen, Holz zu hauen oder Reiſig zu ſammeln. Des Nachts lag er mit ihnen auf dem Stroh, und ihre grobe Koſt war auch ſeine Nahrung. Faſt täglich zogen Cromwellſche Streifwachen durch, die den Flüchtling ſuchten, jedem den Tod drohten, der ihn verheimlichen, und dem eine reiche Belohnung verſprachen, der ihn ausliefern würde. Oberſt Careleß, ein treuer Royaliſt, der ebenfalls in Boscobelhaus Schutz ſuchte, beredete den König, als die Gefahr immer dringender wurde, mit ihm auf eine Eiche zu klettern, in deren dichtem Laube ſie über vier und zwanzig Stunden verborgen ſaßen, während mehrere Soldatenhaufen dicht unter dem Zufluchtsort vorübergingen. Lord Wilmot, der ſich auf der Flucht vom Könige getrennt und gleichfalls von einem der Brüder Penderel an einem andern Ort verſteckt worden war, rieth ihm danach Boscobelhaus zu verlaſſen und nach dem Städtchen Bentley zu gehen, wo der Oberſt Lane wohnte, ein eifriger Royaliſt, von deſſen Treue alles Gute zu erwarten war. Er machte ſich auf, und Wilmot nebſt den fünf Penderel begleiteten ihn. Mit wunden Fußſohlen (denn er war des langen Gehens in plumpen Bauernſtiefeln nicht gewohnt) kam der Flüchtling in Bentley an (10. Sept.) und fand in dem Oberſten den Mann, den er erwartet hatte. Hier entließ er die redlichen Brüder mit innigem Dankgefühl. Lane, um ſeinen

Gaſt nach der Küſte hinzuſchaffen, entwarf einen Plan zu einer Reiſe nach der Gegend von Briſtol, wo eine nahe Verwandte von ihm, Miſtreß Norton, wohnte, welche zu beſuchen er ſich einen Paß für ſich, ſeine Schweſter und einen Bedienten auswirkte. Den Letztern ſtellte der König vor, und Wilmot zog auf ſeinem Gaule, gleichfalls verkleidet, mit einem Falken auf der Hand und mehreren Hunden zur Seite als ein reiſender Jäger nach, der ſich zufällig angeſchloſſen habe. Im Nortonſchen Hauſe ſagte man nichts von der Wichtigkeit des Gaſtes; vielmehr führte ihn das Fräulein Lane als ihren Bedienten ein, der aber unterwegs ein Fieber bekommen habe, und für den ſie deßhalb um eine abgelegene Kammer bat. Hier erkannte ihn ein Aufwärter, und warf ſich vor ihm nieder. Der erſchrockene Karl hob ihn ſchnell auf, und beſchwor ihn um Gottes willen, ihn nicht zu verrathen. Leider hörte man hier, daß in Briſtol kein einziges Schiff ſegelfertig liege. Man mußte alſo auf einen andern Weg denken, und die Wanderungen in dem unſichern Lande begannen von Neuem. Zunächſt begab man ſich nach Trent bei Sherburn in Dorſetſhire, zu dem Oberſten Windham, gleichfalls einem bekannten Anhänger der Königspartei, der den verfolgten Gaſt mit derſelben Treue wie die vorigen Freunde verbarg, und das Geheimniß allen ſeinen Leuten mittheilte, die ſich beeiferten, ihm ihre Liebe und Anhänglichkeit zu bezeigen. Solche Zeiten der Angſt und der allgemeinen Verwirrung ſind es, in denen die Tugenden der Treue und der Aufopferung in ihrem ſchönſten Lichte hervortreten. Die alte Mutter des Oberſten zerfloß in Freudenthränen beim Anblick des verkappten Königs, und betheuerte, daß ſie jetzt gern ihre drei im Kriege für ſeinen Vater umgekommenen Söhne verſchmerzen wolle, da ſie das Glück habe ein Werkzeug zu ſeiner Erhaltung zu werden. Der Oberſt ſelbſt erzählte ihm, wie ſein ſterbender Vater ihn und ſeine vier Brüder im Jahre 1636 vor ſein Bette kommen laſſen, und zu ihnen geſprochen: „Meine Kinder, wir haben unter den drei letzten Regierungen ruhige und friedliche Zeiten gehabt, aber jetzt werden Wolken und Stürme kommen. Macht euch darauf gefaßt; doch gehe es wie es gehe, bleibt euerm Landesherrn treu und gehorſam. Verlaßt die Krone nicht, und ſollte ſie an einem Haarbüſchel hangen.“ Dieſe letzten Worte, fügte Windham hinzu, hätten einen ſo tiefen Eindruck auf ihn und ſeine Brüder gemacht, daß keine Widerwärtigkeit in den nachher erlebten ſchweren Zeiten ſie hätte aus ihrem Gedächtniß verlöſchen können.

Neunzehn Tage blieb der König in Windhams Hauſe verborgen, indeß das übrige England vergebens forſchte, ob er lebe oder todt ſey. Lange ſah man ſich umſonſt nach einem Schiffe um. Zu Lyme wurde endlich ein Fahrzeug gefunden und gemiethet, um einen Herrn von Adel und ſeinen Diener (Wilmot und den König) nach Frankreich zu bringen. Ort und Stunde der Einſchiffung waren verabredet, aber der Schiffer, durch Beſorgniſſe ſeiner Frau zurückgehalten, erſchien in der beſtimmten Nacht nicht, und Karl mußte traurig nach Trent zurückkehren. Auf dieſem Wege fand er zu Bridport funfzehnhundert Soldaten, welche nach der Inſel Jerſey eingeſchifft werden ſollten. Schnell entſchloſſen führte Karl ſein Pferd mitten durch den Haufen, der laut über dieſe Frechheit murrte, auf das Wirthshaus zu. Im Stalle begrüßte ihn der Hausknecht als einen alten Bekannten, den er früherhin zu Exeter im Dienſte des Herrn Potter kennen gelernt habe. Wirklich hatte Karl einmal während des Bürgerkriegs noch bei Lebzeiten ſeines Vaters bei dieſem Manne gewohnt, verſetzte aber mit dem Anſcheine der größten Ruhe: „Ja, ich war einmal bei Herrn Potter im Dienſt, habe aber jetzt keine Zeit, und behalte mir vor, unſere Bekanntſchaft bei einem Kruge Bier zu erneuen, wenn ich von London zurückkomme.“ — Nach vielen vergeblichen Verſuchen ward endlich ein zweites Fahrzeug im Hafen von Shoreham in Suſſex ausgekundſchaftet, das nach Frankreich gehen wollte. Auch die Reiſe dahin, auf welcher oft die Verkleidung gewechſelt werden mußte, war nicht ohne Gefahren. Unter andern entdeckte ein Schmid, daß die Hufeiſen ſeines Pferdes Schottiſche Arbeit wären, da der Prinz doch vorgab, ſie ſeyen in England gemacht; und mit genauer Noth entrann er dieſer Schlinge. Es iſt in der That bewundernswürdig, wie er ein und vierzig Tage lang von ſo vielen tauſend Spähern und Feinden umgeben unentdeckt bleiben konnte, da doch mehr als funfzig Perſonen um ſeinen Aufenthalt wußten. Am 17. October kam er glücklich in der Normandie an.

Nach Cromwells Abzuge hatte Monk trotz der geringen Zahl ſeiner Krieger mit großem Glück gefochten, Stirling und Dundee erobert und die leitenden Ausſchüſſe des Parlaments und der Kirche in Ellet überrumpelt und gefangen genommen. Darauf erhielt er gegen zwölftauſend Mann Verſtärkung, mit der er ganz Schottland bis an den Fuß der Gebirge unterwarf, an deren Saum er eine Poſtenkette einrichtete, um die Bewohner des Hochlandes im Zaume zu halten.

Als die Beſiegung der Schotten auf dieſe Weiſe vollendet war, ſandte das Parlament von England mehrere Commiſſäre ab, St. John und Vane an der Spitze, welche eine Verſammlung von Stellvertretern der Grafſchaften, Städte und Burgflecken nach Dalkeith beriefen, um über die Union des Reichs mit der Engliſchen Republik zu verhandeln (Oct. 1652). Die Kronländereien ſo wie das Vermögen Aller, die dem König nach England gefolgt waren, wurden eingezogen und Engliſche Sheriffs und Richter abgeſendet, um die früheren Tribunale zu erſetzen. Zu dem Kummer der Schotten über die Unterdrückung ihrer Nationalität kam noch die Ungeſchicklichkeit und Unwiſſenheit dieſer Beamten, die meiſtens Engliſche Soldaten waren, ſo wie die Laſt der hohen Abgaben und ſtarken Einquartierungen. Im Jahre 1654 wurde endlich die Union beider Reiche, für welche die meiſten Abgeordneten zu Dalkeith geſtimmt hatten, erklärt, die Grenzzölle abgeſchafft und dreißig Schottiſche Deputirte in das Londoner Parlament aufgenommen.

Noch trauriger war das Loos, welches die Irländer traf. Ireton hatte unter Blutſtrömen, auf dem Wege Cromwells fortſchreitend, die Unterwerfung des Landes weitergeführt, als er im Herbſte des Jahres 1651 kurze Zeit nach der Eroberung von Limerick, welches ſich länger als vier Monate vertheidigt hatte, an einer peſtartigen Krankheit, welche im Gefolge der langen Kriegsnoth Irland verheerte, ſeinen Tod fand. Mit leichter Mühe konnte ſein Nachfolger Fletwood, der bald darauf Iretons Witwe heirathete, das ſo weit gediehene Werk vollenden, und im Sommer 1653 war kein Rebell mehr unter den Waffen. Nachdem ein hoher Gerichtshof eingeſetzt war, um Alle, welche ſeit dem Ausbruch des Aufſtandes das Blut eines Proteſtanten anderswo als auf dem Schlachtfelde vergoſſen hätten, zu richten, und der Rachgier dieſes Tribunals zweihundert der erſten Männer des Landes zum Opfer gefallen waren, erhielten alle Häuptlinge und ehemalige Krieger, welche es wünſchten, Erlaubniß zur Auswanderung und zur Anwerbung ſo vieler Leute, als ſie zuſammenbringen könnten. Die meiſten gingen nach Frankreich, viele nach Spanien, einige nach Oeſterreich und Venedig. Dieſe Entfernung von dreißig bis vierzigtauſend ſtreitbaren Männern ſchien jedoch der Tyrannei des Parlaments zur Schwächung der Iriſchen Nationalkräfte noch nicht hinreichend; obgleich man ſchon während des Krieges mit beiſpielloſer Grauſamkeit alle Gefangene als Sklaven nach Weſtindien geſchickt oder verkauft hatte, wurden jetzt doch nach und nach über zwanzigtauſend Jünglinge, Weiber und Kinder

willkürlich aufgegriffen und nach Jamaika oder andern Inſeln Amerikas hinübergeführt. Dann wurde beſchloſſen, das früher begonnene gewaltſame Coloniſationsſyſtem (oben S. 202) in der umfaſſendſten Weiſe fortzuſetzen. Zu dieſem Ende wurde Allen, welche Führer oder Rathgeber bei den Rebellen geweſen, ihr Grundbeſitz vollſtändig entriſſen; alle übrigen, welche gegen das Parlament die Waffen geführt, verloren zwei Drittel, und welche nicht für daſſelbe geſtritten, ein Drittel ihrer Ländereien. Man rechnet, daß damals ſiebentauſend achthundert Millionen Morgen Landes eingezogen wurden, welche man theils an die Soldaten und Engliſche oder Schottiſche Coloniſten vertheilte, theils der Regierung vorbehielt. Um dieſe grauſamen Maßregeln zu vollenden, trieb man alle gebornen Irländer über den Shannon nach Connaught, mit dem Befehl, daß jeder Verpflanzte, der ſich auf dem linken Ufer jenes Fluſſes blicken ließe, von dem Erſten, der ihm begegne, niedergeſtoßen werden könne; eben ſo ſollte jeder, der Waffen führe oder im Hauſe halte, des Todes ſchuldig ſeyn. Nicht zufrieden, das politiſche Daſeyn des Volkes auf dieſe Weiſe zertreten zu haben, erklärten die Commiſſäre, welche das Parlament zur Anordnung der Angelegenheiten hinübergeſandt hatte, obſchon ſie als Independenten fortwährend die Forderung der Gewiſſensfreiheit der Epiſcopalkirche und den Presbyterianern gegenüber geltend gemacht hatten, daß die Uebung des katholiſchen Cultus in Irland verboten ſey, daß kein Katholik ohne einen Paß, der ſeine Perſon, ſeinen Stand und ſein Gewerbe genau bezeichne, in einer Markt- oder Garniſonſtadt ſich aufhalten dürfe, daß alle katholiſchen Prieſter bei Strafe des Hochverraths Irland innerhalb zwanzig Tagen verlaſſen müßten, und daß Jeder, der ſie herberge, ebenfalls den Tod leiden ſolle. Die Ortsbehörden wurden ermächtigt, den Katholiken ihre Kinder wegnehmen zu laſſen, um dieſelben zur Erziehung nach England zu ſenden. — So viel die Herrſcher Englands an der Iriſchen Nation durch Härte, Gewalt und Grauſamkeit gefrevelt hatten, alle ihre Geſetze und Thaten wurden weit durch das Verfahren übertroffen, durch welches die Engliſche Republik, die den König im Namen der Freiheit ermordet hatte, die Irländer zu beknechten und auszurotten ſtrebte. Es war nicht möglich, alle dieſe Grauſamkeiten in ihrem ganzen Umfange durchzuführen; viele Irländer blieben jenſeit des Shannon zurück, andere flüchteten in Wälder und Moräſte, hörten mit knirſchendem Ingrimm die Worte ihrer Prieſter und fielen raubend und mordend in die Be-

ſitzungen der verhaßten Anſiedler. Trotz alles Zuſluſſes, welchen die letztern erhalten hatten, überſtieg die Zahl der Katholiken auf der Inſel die der Proteſtanten noch immer um das Siebenfache.

---

8. Die Auflöſung des langen Parlaments.

Die Herſtellung der Ruhe in allen drei Königreichen mußte wiederum vornehmlich Cromwells Einſicht und Tüchtigkeit zugeſchrieben werden. In der Zwiſchenzeit hatte ſich der Staatsrath durch ſtrenge Maßregeln gegen die zahlreichen Royaliſten und noch ſtärkeren Presbyterianer, welche ebenfalls im Stillen an der Reſtauration eines gemäßigten Königthums arbeiteten, ſo wie anderer Seits gegen die Kühnheit der Levellers in unangetaſtetem Anſehen zu behaupten gewußt. Schon im September 1649 war ein Geſetz des Inhalts erlaſſen worden: daß Niemand ohne Cenſur eine Schrift zum Druck geben dürfe, und nach verbotenen Büchern Hausſuchungen angeſtellt werden ſollten. Außerdem wurden die Orte beſtimmt, an denen Druckereien ſeyn könnten, und das Verbot, nicht cenſirte Bücher zu verkaufen, dringend eingeſchärft. Es folgten dieſen Mitteln der Unterdrückung der gegneriſchen Anſichten auch Verfolgungen ihrer Perſonen. Die kühnſten Royaliſten und Levellers wurden verhaftet, und von den erſten, an die man ſich eher wagte, viele hingerichtet; eine den bisherigen Unruhen fremde Erſcheinung, da, außer auf den Schlachtfeldern, wenig Blut gefloſſen war. Die Aufmerkſamkeit der Nation ward darauf durch den in Folge der vom Parlament votirten Schifffahrtsacte mit Holland ausbrechenden Krieg, deſſen nähere Ereigniſſe wir bereits oben dargeſtellt haben, von den innern Zuſtänden abgelenkt, und der Nachdruck, mit welchem derſelbe geführt ward, gab ein glänzendes Zeugniß ſowohl für die vermehrte Seethätigkeit und Erfahrung der Engländer als für die Einſicht und die Anſtrengungen der Staatsverwaltung, welche Schiffe von einer bisher unerhörten Größe und Zahl zum Kampf ausrüſtete und für Mannſchaft und Bedarf im Ueberfluß ſorgte. Der Krieg endete zum Ruhme Englands mit der Anerkennung der Ueberlegenheit der Engliſchen Flagge von Seiten der Niederländer, der bis dahin erſten Seemacht Europas, und drohte, dieſen in kurzem auch den Beſitz des bisher mit ſo vielem Glück geführten Welthandels ſtreitig zu machen.

Cromwells aufgeregter Geiſt konnte ſich jetzt weniger als jemals entſchließen, auf dem erreichten Punkte ſeiner Macht ſtehen zu bleiben. Er beſchloß, die Unzufriedenheit der Officiere, welche mit Schrecken bemerkten, wie Einfluß und Anſehen, welche ſie nach der Reinigung des Parlaments erhalten und längere Zeit behauptet hatten, während ihrer Anſtrengung und Kämpfe in den Feldlagern auf die Häupter des Staatsraths übergegangen ſey, zu ſeiner weitern Erhebung zu benutzen. Um ihre Stimmung zu prüfen, berief er die Angeſehenſten derſelben mit mehreren Parlamentsgliedern ſeines Anhangs zuſammen und legte ihnen zu ihrem großen Erſtaunen die Frage vor, ob ſie ſich, da der gegenwärtige Zuſtand als ein ungenügender und vorübergehender zu betrachten ſey, für die reine Republik oder eine mit monarchiſcher Autorität gemiſchte erklären würden, und wem ſie im letztern Falle die höchſte Stellung übertragen würden. Die Officiere waren mit wenigen Ausnahmen für die Republik, ſonſt aber hielten ſie es für gerathen, Karl Stuart oder ſeinen zweiten Bruder, den Herzog von York, zu wählen. Unwillig und verſtimmt, jedoch ohne ſeine Abſicht kund zu geben, ließ Cromwell die Sache fallen und ſann auf andere Mittel. Die Republikaner im Parlament, welches nach ſeiner Reinigung oder Verſtümmelung durch das Heer, gewöhnlich das Rumpfparlament oder der Rumpf genannt wurde, mit Cromwells geheimen Entwürfen nicht unbekannt, verdoppelten ihre Thätigkeit. Ermuthigt durch die gelungene Vereinigung Schottlands und Irlands und die Erfolge des Seekrieges, wie ſie waren, befehligten ſie zwei Regimenter von der Armee zum Dienſt auf der Flotte, um ſie Cromwells Händen zu entziehen, und genehmigten eine Bill, welche, in Betracht mehrfacher Petitionen die Maßregeln zur Wohlfahrt des Volkes zu beſchleunigen und den Druck der Steuern zu ermäßigen, die Entlaſſung des vierten Theils des Landheeres, welches gegen funfzigtauſend Mann betrug, anbefahl. Bald darauf kam noch eine weitere Reduction der Truppen in Vorſchlag. Hiergegen übergaben die Officiere und Soldaten eine Vorſtellung, in welcher nicht nur auf ſchnelle Auszahlung des rückſtändigen Soldes gedrungen wurde, ſondern den Abgeordneten auch in gebieteriſchem Tone gerathen ward, ihre Aufmerkſamkeit mehr als bisher der Verbreitung des Evangeliums und der Verbeſſerung der Geſetzgebung zu widmen, und ſündhafte, der guten Sache abgeneigte Perſonen nicht länger in ihren Stellen zu laſſen. Zuletzt wurden Anordnungen zur Zuſammenberufung eines neuen Parlaments gefordert

damit, wie es hieß, auch andere wackere Männer sich um das Vaterland verdient machen könnten. Die Versammlung beschloß, daß künftig Alle, welche dergleichen Bittschriften übergeben würden, des Hochverraths schuldig seyn sollten; eine Maßnahme, welche Cromwell nicht unerwünscht kam, um den Bruch zwischen Parlament und Heer entscheidend und unheilbar zu machen. Der Armee unter solchen Umständen gewiß, wollte Cromwell allen Qualen des Zweifels und der Sorge, von denen er bestürmt wurde, ein Ziel setzen, und da er vergebens List, Schlauheit und Verstellung, die ihm so weit geholfen, aufgeboten hatte, um die starren Republikaner zu gewinnen, sah er deutlich ein, daß ihn kein anderer Weg als offene Gewalt über die letzte Kluft, welche ihn von seinen Hoffnungen trennte, hinüberführen würde. Sein Plan war zunächst das ihm hinderliche Parlament zu zersprengen und einen neuen Staatsrath aus seinen Anhängern zu bilden. Während er hierüber am 20. April 1653 mit seinen Anhängern und mehreren einflußreichen Officieren eine eifrige Berathung hielt, beschäftigte sich auch das Parlament mit seiner Auflösung, aber nur in dem Sinne, durch Bestimmungen über die Wahlen, seiner Partei in der nächsten Versammlung das Uebergewicht von Neuem zu sichern und sich durch den Beistand der Presbyterianer und Gemäßigten gegen Cromwell und die Forderungen der Armee zu verstärken. Indeß Harrison, ein eifriger Anhänger Cromwells, die Debatten hierüber auf jede Weise aufzuhalten suchte, eilte Oberst Ingoldsby nach Whitehall, wo dem General bald nach Karls Hinrichtung seine Wohnung angewiesen worden war, diesen von dem Gegenstand der Verhandlung in Kenntniß zu setzen. Rasch sprang Cromwell auf, nahm einige seiner vertrauteren Officiere mit sich, befahl dreihundert Muketieren ihm zu folgen, und eilte nach Westminsterhall. Nachdem er die Soldaten an den Thüren, Treppen und Vorzimmern des Gebäudes vertheilt, trat er ruhig in den Saal, setzte sich auf seinen gewöhnlichen Platz und hörte eine Zeit lang den Verhandlungen zu. Dann sagte er seinem Nachbar, dem Oberst Harrison, ins Ohr: „jetzt ist es Zeit!" — „Herr, erwiederte dieser leise, es ist ein gefährliches Unternehmen; ich bitte euch, es ernstlich zu überlegen, ehe ihr Hand anleget." — „Wohl gesprochen!" entgegnete der General, und saß wieder eine Viertelstunde still. Als nun endlich der Sprecher die Frage zur Abstimmung brachte, stand er auf. Von gemäßigten Vorstellungen über das Benehmen der Parlamentsglieder ging er allmählig zu immer heftigeren Vorwürfen über:

wie ſie in Herzenshärtigkeit und Selbſtſucht den Staat und die Sache des Herrn vergeſſen hätten, wie ſie die Krieger vernachläſſigt, die im Felde ihr Blut verſprützt, wie ſie die abtrünnigen Presbyterianer gewinnen und die Fortdauer ihrer Gewalt für immer begründen wollten, um ihre Beutel zu füllen. Aber ihre Zeit ſey gekommen. „Schämt euch, fuhr er fort, und entfernt euch! Macht beſſern Leuten Platz, die ihr Amt getreuer verwalten. Der Herr hat ſich von euch losgeſagt; er hat andere Werkzeuge erkoren, ſein Werk zu betreiben.“ Hier unterbrach ihn Sir Peter Wentworth und äußerte, daß er noch niemals eine ſo unparlamentariſche Sprache vernommen, die um ſo beleidigender ſey, da ſie von einem Manne ausgehe, der der Diener des Hauſes ſey und den daſſelbe nur zu ſehr begünſtigt habe. Bei dieſen Worten ſtürzte Cromwell in die Mitte des Saales und rief zornglühend: „Kommt nur her, Sir, ich will euerm Geſchwätz ein Ende machen.“ In der heftigſten Bewegung ſchritt er einige Mal auf und ab, dann ſtampfte er heftig mit dem Fuße und ſchrie: „Ihr ſeyd nicht länger ein Parlament, ich ſage euch, ihr ſeyd kein Parlament mehr! Bringt ſie herein!“ — Die Thüren öffneten ſich und Oberſt Worſelei trat mit zwanzig Musketieren in den Saal. Als der Republikaner Harry Vane bei dieſem Anblick ausrief: „das iſt gegen Sitte und Recht, gegen Treue und Glauben!“ brüllte Cromwell faſt krampfhaft: „O Sir Harry Vane! Sir Harry Vane! Der Herr befreie mich von Sir Harry Vane! Er hätte Alles verhindern können, aber er iſt ſelbſt ein Heuchler ohne Treu und Glauben.“ Hierauf nahm er Harry Martin beim Rocke, und ſagte zu ihm: „du biſt ein Hurer!“ zu einem andern: „du biſt ein Ehebrecher!“ zu einem dritten: „du biſt ein Säufer!“ zu einem vierten: „du biſt ein Wucherer! — Was ſollen wir mit dieſem Geſindel, welches den Bekennern des Evangeliums eine Schmach und ein Aergerniß iſt? Fort damit; ihr ſelber habt mich gezwungen ſo zu verfahren! Ich habe den Herrn Tag und Nacht angerufen, daß er mich lieber hinwegnehmen als meine Hand zu ſolchem Werk gebrauchen möchte.“ Dann wendete er ſich gegen die Soldaten mit dem Befehl das Haus zu leeren. Oberſt Harriſon führte den Sprecher von ſeinem Sitze bei der Hand herunter, die andern wichen vor den nahenden Kriegern. Cromwell blieb bis zuletzt, und als der Saal leer war, ließ er die Thüren verſchließen, und ging ruhig nach Whitehall zurück. Noch eine ſeinen Planen hinderliche Behörde hatte Cromwell aus dem Wege zu ſchaffen, nämlich den Staatsrath. An

denſelben Tage, an welchem die Auflöſung des langen Parlaments in ſo ſeltſamer Weiſe vor ſich gegangen war, trat er nach Mittag in die Sitzung jenes Collegiums und erklärte deſſen Befugniſſe mit der Aufhebung des Parlaments für erloſchen. Der Präſident, Bradſhaw, welcher auch im Blutgericht über Karl I. den Vorſitz geführt, entgegnete dem Lord General mit republikaniſcher Feſtigkeit: „Sir, wir haben gehört, was ihr heute im Parlament vorgenommen, und bevor wenige Stunden vorübergehen, wird dieſe Kunde ganz England erfüllen. Aber das Parlament iſt nicht aufgelöſt, keine Macht unter dem Himmel kann es auflöſen als die Mitglieder ſelbſt.“ — Seine Worte blieben ohne Wirkung, und die Räthe wurden auseinander getrieben.

So hatte in ſchneller Folge der Entwickelung eine Partei die andere geſtürzt und die äußerſte Anſicht ſtets die Oberhand behalten, um wiederum den Kräften, welche ſie ſelbſt entfeſſelt und hervorgerufen, zum Opfer zu fallen. Die Armee, von ihrem kühnen Führer geleitet, triumphirte nunmehr entſchieden; gelang es dem letztern, die in derſelben liegende rohe Gewalt auf die Dauer zu bändigen und als ſein Werkzeug zu gebrauchen, ſo mochte er furchtlos die höchſte Spitze des Staates ins Auge faſſen und erſteigen. Cromwell hatte jetzt zum erſten Male ſeine Abſichten offener gezeigt, die Feſtigkeit des Parlaments hatte ihn genöthigt, die Maske der Demuth und Heuchelei, die er ſo lange getragen, abzuwerfen. Doch wollte er auch jetzt noch nicht als Alleinherrſcher in vollem Sinne auftreten und die Formen der Verfaſſung, unbeſchadet ſeiner wirklichen Gewalt, möglichſt ſchonen, ſich alle Parteien verbinden und zugleich eine durch die andere ſchrecken. Für die Royaliſten hatte er bereits in dem letzten Parlament eine Amneſtie durchgeſetzt; den Presbyterianern zeigte er die Aufrechthaltung ihrer Kirchenverfaſſung nach ihren Hauptzügen; bei den Republikanern klagte er über Selbſtſucht und Eigennutz des vorigen Regiments; den Independenten und Heiligen bewies er die Unmoralität des Lebenswandels der bisherigen Machthaber. Zunächſt bildete er einen Staatsrath, der unter ſeinem Vorſitz aus vier Rechtsgelehrten und acht Officieren beſtand; die Berufung eines neuen Parlaments ſollte folgen. Da der religiöſe Fanatismus offenbar die meiſten Anhänger, ſowohl unter Presbyterianern, Independenten als Levellers zählte, da das ganze Heer in ſolchen Anſichten lebte und webte, da Cromwell ſelber durch die Gluth ſeiner Begeiſterung und die Gewalt ſeiner Rede, die ihm in dieſen Kreiſen zu Gebote ſtand, auf

Leute ſolcher Art am meiſten zu wirken hoffen durfte, und unter dem Deckmantel ſtrenger Gottesfurcht die Verletzung politiſcher Rechte am wenigſten in die Augen fallen würde, ſollte die neue geſetzgebende Verſammlung Englands aus lauter Begeiſterten und Heiligen beſtehen. Die Geiſtlichen der presbyterianiſchen Kirche, die Gemeinden der Independenten und Levellers mußten namentliche Liſten ihrer gottesfürchtigſten, gläubigſten und allen Sünden des Fleiſches feindlichſten Glieder und Angehörigen einſenden, und aus dieſen wählte der Staatsrath, unbekümmert um die Gerechtſame des Volkes, hundert funfzig Abgeordnete, denen in ihren Einberufungsſchreiben mitgetheilt wurde, welche Grafſchaft oder welchen Ort ein jeder zu vertreten hätte. Aus Irland wurden nur ſechs, und für Schottland nur vier Mitglieder ernannt. Sie ſollten funfzehn Monate ſitzen, und nachher ihre Nachfolger ſelbſt wählen. Am 4. Julius eröffnete Cromwell das neue Parlament im Rathszimmer von Whitehall. Er zeigte den Verſammelten die Hand Gottes in den Ereigniſſen der nächſten Vergangenheit, in der Verurtheilung des Königs, in der Abſchaffung des Oberhauſes, der Reinigung und Auflöſung des langen Parlaments, und ermahnte ſie, das Gericht der Gnade und Wahrheit treu zu üben und mit den Heiligen im Glauben zu verharren. „Wir ſind berufen, fuhr er in erhöhter Begeiſterung fort, zu dem Krieg des Lammes mit ſeinen Feinden; wir ſind angelangt an der Schwelle des Eingangs bei dem äußerſten Saume der Verheißungen und Prophezeihungen; Gott hat ſich erhoben ſein Volk aus den Tiefen zu erretten, Juda heimzuführen in ſeine Sitze. Gott erſchüttert die Berge und ſie taumeln; Gott hat auch einen hohen Hügel, ſein Hügel iſt wie der Hügel von Baſan, und der Wagen Jehovahs ſind zwanzig tauſend Engel, und Gott wird wohnen auf dieſem Hügel immerdar.“ Denſelben Charakter wie dieſe Rede trugen auch die Zuſammenkünfte des neuen Parlaments. Sie glichen mehr pietiſtiſchen Conventikeln als Staatsverſammlungen. Gleich der folgende Tag ward nach dem damaligen Ausdruck angewendet den Herrn zu ſuchen; und ununterbrochen von ſechs Uhr Morgens bis acht Uhr Abends wurde gebetet und gepredigt. Jede Sitzung eröffneten lange Anrufungen Jehovahs und endeten ſie; man hörte nichts als Anſpielungen und Sprüche aus dem alten Teſtamente, alle politiſchen Verhältniſſe wurden aus dem bibliſchen Geſichtspunkte betrachtet; überdies waren die meiſten Mitglieder Leute niederen Standes ohne Vermögen und Kenntniſſe, weil Crom-

weil bei ihrer Berufung der Meinung geweſen war, daß geiſtige Beſchränktheit, verbunden mit religiöſer Befangenheit, ihm die geringſten Hinderniſſe in den Weg legen würde. Da viele als Wiedergeborne in dem Herrn betrachtet ſeyn wollten, hörte man ſeltſame Vornamen. Einer unterſchrieb ſich Nachfriede Heaton, ein anderer Tödtedieſünde Pimple, ein dritter Stehfeſtinderhöhe Stringer, ein vierter Weinenicht Billing, ein fünfter Kämpfedengutenkampfdesglaubens White u. ſ. w. Von einem der eifrigſten Beter und Sprecher, dem Lederhändler Preiſegott Barebone, wird dieſes Parlament auch wohl das Barebone Parlament genannt.

Indeß zeigte die Verſammlung bei aller Maßloſigkeit und Verkehrtheit in Reden und Ausdrücken doch mehr praktiſchen Sinn und bei der Bewilligung der Auflagen mehr Widerſtand, als dem Lord General erwünſcht war. Als ſie den Satan in ſeiner feſten Burg angriffen, d. h. alle Patronats- und Präſentationsrechte abſchafften, weil es wider Vernunft und Billigkeit ſey, daß die Staatsgewalt oder ein Privatmann der Gemeinde ihren Führer vorſetze, und dann auch über das Aufhöcen der Kirchenzehnten, welches eine große Verwirrung in den Eigenthumsverhältniſſen im Allgemeinen und in der Ausſtattung der Pfarrer im Beſondern hervorgebracht haben würde, fünf Tage lang auf das heftigſte debattirten, beſchloß Cromwell das von ihm geſchaffene Parlament wieder zu vernichten. Er beſprach ſich mit ſeinen nächſten Anhängern, welche ebenfalls in jener Verſammlung Platz gefunden hatten; hierauf gingen dieſe am 12. December 1653 eine Stunde früher als gewöhnlich in die Sitzung, und faßten auf den Antrag des Oberſten Sydenham den Beſchluß, daß das Parlament, nachdem es ſo viel verkehrte Maßregeln ergriffen, ſich auflöſen und die Herrſchaft in die Hände desjenigen zurückgeben müſſe, von dem es dieſelbe empfangen habe. Inzwiſchen hatten ſich noch andere Mitglieder eingefunden und erklärten ſich ſogleich gegen einen ſo ſchlecht begründeten Vorſchlag; aber die Independenten verließen, ohne darauf zu achten, ihre Sitze, und begaben ſich, den Sprecher, der ebenfalls gewonnen war, an ihrer Spitze, in feierlichem Zuge, etwa funfzig Perſonen, nach Whitehall, wo man in Eil eine Schrift aufſetzte, welche von Allen unterzeichnet und danach Cromwell übergeben ward. Sie enthielt die Entſagung der oberſten Staatsgewalt. Voll Erſtaunen und Verwunderung hatten die Uebrigen unterdeß die Berathungen in Weſtminſterhall fortgeſetzt. Allein ſie wurden bald auf eine ähnliche Art

unterbrochen wie das Rumpfparlament acht Monate vorher. Oberſt White erſchien mit einer Compagnie Soldaten, und fragte ſie, was ſie hier machten. „Wir ſuchen den Herrn," antwortete Einer. „Dann müßt ihr anders wohin gehen, verſetzte der Oberſt, denn wie ich gewiß weiß, iſt er ſeit mehreren Jahren ſchon nicht mehr hier geweſen." Und damit trieb er ſie zum Hauſe hinaus (12. Dec. 1653).

So lag nun die Regierung abermals in den Händen Cromwells und des Heeres, und es kam jenem nun nur noch darauf an, die Mehrzahl der Officiere für ſeine Erhebung zu gewinnen. General Lambert, einer ſeiner treueſten Anhänger, bemächtigte ſich raſch der Gemüther, und entwarf, nachdem der Rath der Officiere vier Tage lang den Herrn geſucht hatte, mit Beihülfe deſſelben eine ſogenannte Regimentsordnung mit einer neuen Würde für Cromwell, die unter dem Titel einer Protection die volle Kraft der Königswürde haben ſollte. So hoffte man alle Theile zu befriedigen. Cromwell gab ſeine Zuſtimmung nach ſcheinbarer Weigerung, worauf er am 16. December durch acht in Parade aufgeſtellte Regimenter im feierlichen Zuge von Whitehall nach Weſtminſter fuhr. Vor ihm her ging der Lord Major und die Aldermänner von London, hinter ihm der Staatsrath und der Rath der Officiere. Nachdem Cromwell, der in ſchwarzen Sammet gekleidet war, auf einem Prunkſitz Platz genommen hatte, trat Lambert vor, und ſetzte den Anweſenden auseinander, wie die bedrohlichen Zeitumſtände eine ſtarke und einige Regierung forderten, und bat den Lord General im Namen der drei Nationen, die Würde eines Protectors von England, Schottland und Irland anzunehmen. Hierauf verlas einer der Secretäre des Staatsraths die neue Verfaſſungsurkunde. Die Hauptbeſtimmungen waren: Die geſetzgebende Gewalt iſt bei dem Lord Protector, zu dem Oliver Cromwell als der erſte auf ſeine Lebenszeit ernannt iſt, und beim Parlamente, welches alle drei Jahr berufen werden muß, und vor Ablauf des fünften Monats ſeiner Sitzungszeit nicht aufgelöſt werden darf. Die Zahl der Mitglieder deſſelben iſt vierhundert für England, je dreißig für Schottland und Irland. Auch wenn der Protector ſeine Genehmigung verſagt, erhält ein Beſchluß des Parlaments nach zwanzig Tagen Geſetzes Kraft. Wer ein Vermögen von zweihundert Pfund beſitzt, hat Wahlrecht, wer unbeſcholten, gottesfürchtig und reines Wandels iſt, und über drei und zwanzig Jahre zählt, darf gewählt werden. Die ausübende Gewalt hat der Protector, welcher mit Zuſtimmung

des Staatsraths Krieg erklärt und Frieden schließt, den Befehl über die Land- und Seemacht führt und die Staatsämter besetzt. Er kann ohne Zustimmung des Parlaments keine Gesetze geben, noch Abgaben erheben. Von der Religionsduldung bleiben die Katholiken ausgeschlossen. Die königlichen Domänen erhält der Protector. Nach seinem Tode ernennt der Staatsrath seinen Nachfolger. Ein stehendes Heer von zwanzigtausend Fußsoldaten und zehntausend Reitern soll die neue Verfassung schützen, und aus den öffentlichen Einkünften seine Besoldung ununterbrochen erhalten. Nach der Vorlesung dieser Bestimmungen erhob sich Cromwell und leistete stehend den Eid, die neue Verfassung gewissenhaft zu halten; worauf ihm Lambert kniend ein Bürgerschwert überreichte und dagegen Cromwells Degen zurückerhielt, zum Zeichen, daß er fortan nicht durch Kriegsgewalt, sondern den Gesetzen gemäß regieren wolle.

---

9. Cromwells Protectorat.

(1653—1658.)

Cromwell stand am Ziel seiner Wünsche. Er war entschlossen, seine Stellung mit der ganzen Kraft seines Herrschergeistes nach innen und außen zu behaupten. Ungeachtet während des Bürgerkrieges fast alle Verbindungen mit fremden Mächten abgebrochen waren, brachte er das von ihm verwaltete Reich bald zu hohem Ansehen bei allen Nachbarn. Auswärtige Monarchen, selbst der stolze Ludwig XIV., buhlten um des Protectors Freundschaft, und sandten ihm Glückwünsche; der Seekrieg mit Holland endete (15. April 1654) eben so ehrenvoll, als er geführt worden war, und der Protector beschloß, durch diese Erfolge ermuntert, die Aufmerksamkeit seiner Unterthanen auf neue Kriegsthaten zu lenken. Obgleich eine gesunde Politik ihm rathen mußte, Frankreichs bedenklich aufsteigende Macht nicht zu erhöhen, verband er sich dennoch mit diesem Staate gegen Spanien, das ohnehin im Sinken war, theils aus religiösem Eifer, weil Spanien vorzugsweise das katholische Princip repräsentirte, theils weil der Krieg gefahrlos schien und reiche Beute in Europa und Amerika verhieß. Der treffliche Seeheld Blake, ein würdiger Nebenbuhler Tromps und Ruyters, schuf seinem Vaterlande in diesen Kämpfen eine Seemacht, dergleichen es bisher nicht gekannt hatte, und begeisterte die Engländer durch seine

Thaten ſo ſehr für den Seedienſt, daß man von ihm den Anfang jener Größe der Engliſchen Kriegsſchiffahrt rechnen kann, die in unſeren Tagen eine ſo bewundernswürdige Höhe erreicht hat. Er führte ſein Geſchwader, noch ehe der Krieg gegen Spanien erklärt war (März 1655), in das Mittelmeer, mit dem geheimen Auftrage, die Weſtindiſche Silberflotte wegzunehmen. Vorher griff er Algier an, und vernichtete die Flotte des Bei; auch Tunis und Tripolis, hierdurch geſchreckt, verſprachen in Zukunft keine Engliſchen Schiffe mehr zu berauben. Doch gelang der Hauptzweck ſeines Zuges erſt im folgenden Jahr. Inzwiſchen hatte der Admiral Penn in Weſtindien S. Domingo angegriffen und Jamaica erobert, und Blake drang am 20. April 1657 mit großer Verwegenheit in den Hafen von Santa Cruz auf Teneriffa, wo er die Silberflotte von Peru verbrannte, trotz des Schutzes, welchen derſelben die begleitenden Kriegsſchiffe und zahlreiche am Ufer aufgeworfene Batterien gewährten. Blake ſtarb auf der Rückkehr von dieſem Zuge, eben als ſein Schiff in den Hafen von Plymouth einlief. Um dieſem Kriege noch mehr Gewicht zu geben, ſchloß Cromwell auch ein Bündniß mit Schweden, und unterhielt die Verbindung mit Frankreich, welches dafür die Stuarts mit allen ihren Anhängern von ſeinem Boden verbannte. In den Jahren 1657 und 1658 fochten ſechstauſend Engliſche Veteranen unter Turennes Commando in den Niederlanden gegen die Spanier.

Die neue Verfaſſung gewährte den Engländern wenig mehr Rechte und Freiheiten, als ſie zur Zeit König Karls beſeſſen; mit Grund konnte gefragt werden, ob jene zu den ungeheuren Anſtrengungen, die man ſeit zehn Jahren gemacht, zu den Verbrechen, die man im Namen der Freiheit begangen, auch nur in einigem Verhältniß ſtünden. Schlimmer war, daß man befürchten mußte, auch dieſe Beſtimmungen, wie ſie willkürlich und eigenmächtig von Unberechtigten getroffen waren, auf dieſelbe Weiſe widerrufen zu ſehen; man hatte die Beiſpiele der ungeſetzlichen Auflöſung des langen und des Bareboneparlaments vor Augen, man kannte das Verfahren des jetzigen Machthabers, durch Berufungen auf das Innere und das Gemüth die Gottſeligkeit und den frommen Lebenswandel, die feſten Formen, durch welche Freiheit und Recht geſichert und geſchützt werden ſollten, zu verſpotten und niederzureißen Doch konnte Cromwell zu ſeiner Sicherheit auf den Ueberdruß des Volks an Umwälzungen, auf die aus ihm völlig ergebenen Leuten gebildeten Verwaltungsbehörden rechnen, ſo wie auf die zahlreichen Trup-

pen, welche durch die verſchiedenen Städte des Reichs vertheilt und pünktlich beſoldet wurden. Seine Gegner unter den Officieren ſuchte er auch noch fernerhin durch den Schein der Demuth zu täuſchen. Hätte er ſein Gefühl zu Rathe gezogen, äußerte er öfter, ſo würde er lieber den Stab des Schäfers ergriffen, als die Protectorſtelle angenommen haben. Nur dem Gebote der Vorſehung und der Nothwendigkeit habe er gehorcht, das eigene Glück dahingegeben, um ſein Vaterland vor Anarchie und Untergang zu bewahren. Mit Freuden werde er die ſchwere Bürde niederlegen, ſobald es mit Sicherheit für die Nation geſchehen könne. Aber er konnte mit ſolchen Worten nur noch wenige täuſchen; viele nannten ihn ohne Scheu einen liſtigen und meineidigen Böſewicht, dem ein noch ſchlimmerer Ausgang als dem letzten Tyrannen bereitet werden ſolle. Gegen ſolche ließ der Protector nunmehr unnachſichtige Strenge walten; ſelbſt Oberſt Harriſon, bisher ſein treueſter Anhänger und Genoſſe bei der Auflöſung des langen Parlaments, mußte in den Tower wandern; einige Royaliſten, einer Verſchwörung gegen Cromwell beſchuldigt, wurden hingerichtet, und ein Aufſtand mehrerer Schottiſcher Großen, der Grafen von Angus, Athol, Seaforth, Lennure und anderer ward ſchnell durch Monk unterdrückt.

Unter ſo drohenden Anzeichen trat den Vorſchriften der neuen Verfaſſung gemäß Cromwells zweites Parlament am 3. September 1654 zuſammen. Der Protector begab ſich mit königlichem Gepränge nach Weſtminſter, um daſſelbe zu eröffnen. Seine Leibwache eröffnete den Zug, welcher mehrere hundert Edelleute und Officiere entblößten Hauptes folgten. Vor dem Wagen Cromwells ſchritten ſeine Pagen und Lakaien in reicher Kleidung einher; hinter demſelben führte der Gemahl der zweiten Tochter des Protectors, Claypole, neuerlich zum Oberſtallmeiſter erhoben, das prächtig geſchmückte Staatsroß deſſelben. Den Beſchluß machten der Staatsrath und die erſten Beamten. Cromwell begann den Zuſtand des Reiches beim Schluſſe des letzten Parlaments zu ſchildern. Das Volk ſey in Aufregung geweſen, ſagte er, durch die Gleichheit, welche die Levellers einführen wollten, durch die Lehren der Wiedertäufer und Fünfmonarchiſten — zweier Secten, welche ſeit einiger Zeit hervorgetreten waren, und die nahe Ankunft des Erlöſers, mit der nach ihrer Rechnung das fünfte Weltreich beginnen ſollte, vorbereiten wollten — durch die Träume und Hirngeſpinnſte der Ideologen und Theoretiker, mit denen die vorhandenen Zuſtände nicht zu vereinigen ſeyen, durch die Verfechter der Gewiſſensfreiheit, die jede kirch-

liche Einrichtung als babyloniſch und unchriſtlich verdammten, endlich durch ganze Schaaren von Jeſuiten, welche die Gemüther durch ihre Verführungskünſte verleitet hätten. Dieſem Bilde hielt er den Zuſtand entgegen, welcher ſeit jener Zeit herbeigeführt worden. Mit ſchnellen Schritten, ſo ſchloß er, habe die Regierung das Volk dem Lande der Verheißung genähert; das Parlament habe es nur hineinzuführen. Sie möchten nicht zurückblicken auf die Fleiſchtöpfe Aegyptens und ihn nicht als ihren Gebieter, ſondern als ihren Mitknecht im Weinberge des Herrn betrachten. Trotz dieſer Ermahnung und aller Eingriffe, welche der Staatsrath in die Wahlfreiheit gethan hatte, zeigte ſich indeß ſchon in den erſten Sitzungen der Geiſt, von welchem dieſe Verſammlung beſeelt war. Zu Cromwells größtem Erſtaunen und Unwillen wurde ſeine ganze Stellung, ſo wie die neue Verfaſſung von den Abgeordneten in Zweifel geſtellt. Es wurde gefragt, warum man ſich einem Manne unterordnen ſolle, der ſein Recht einzig und allein nach der Länge ſeines Schwertes abmeſſe, warum die Mitglieder des langen Parlaments, die nur der Gewalt gewichen ſeyen, nicht wieder zuſammenträten. Broadſhaw und Haſlerig ſtanden an der Spitze der Oppoſition, welche ungeachtet der ſtarken Anzahl von Anhängern des Protectors in der Verſammlung, die durch Einfluß der Regierung und Einſchüchterung bei den Wahlen hineingekommen waren, die Frage zur Discuſſion brachten, ob die Verwaltung des Reziments bei einem Haupte bleiben ſolle oder nicht. In Betreff des juridiſchen Standpunktes, ob Cromwell ein Recht habe in der angemaßten Stelle zu bleiben, ward gegen ihn entſchieden; der zweite Geſichtspunkt, ob eine Beſchränkung des Parlaments durch einen Protector nützlich ſey, unterlag einer langen Debatte indem die Opponenten ſich mit Grund darauf ſtützten, daß eben wegen der Unräthlichkeit ſolcher Beſchränkung das Königthum abgeſchafft worden ſey; wenn die Souveränetät nicht bei den Stellvertretern des Volks ſey und bleibe, wären die, welche Karls Tod herbeigeführt, nothwendig für Schurken und Mörder zu achten. Dieſem Geiſte der Widerſetzlichkeit glaubte Cromwell ſchnell Schranken ſetzen zu müſſen. Am 12. September erklärte er in der Verſammlung, daß er ſich ſeine Würde nicht angemaßt, ſondern durch Gott und das Volk dazu erhoben worden ſey; darum käme es dem Parlament nicht zu, ſeine Stellung und die Grundlagen der neuen Verfaſſung in Zweifel zu ziehen; ſie müßten die Staatsgewalt nothwendiger Weiſe anerkennen, von der ihre eigene Berufung ausgehe, weil ſie ſonſt vollkommen rechtlos daſtehen würden.

Eine hierüber ſprechende Erklärung habe er abfaſſen laſſen, wer dieſe nicht unterzeichne, ſchließe ſich ſelbſt vom Parlament aus. In der That wurden über hundert Mitglieder, welche ihre Unterſchrift verweigerten, am folgenden Tage von den Wachen nicht eingelaſſen. Aber auch dieſe gewaltſame Maßregel reichte zur Unterdrückung des Widerſpruchs nicht hin; das verſtümmelte Parlament fuhr fort Cromwells Verordnungen zu unterſuchen und die neue Verfaſſung bis auf die Hauptpunkte, welche die noch verſammelten Mitglieder durch ihre Erklärung ſanctionirt hatten, umzugeſtalten. Unwillig und mit großem Mißbehagen ließ ſie der Protector, nachdem die von der Conſtitution des 16. December 1653 beſtimmte Friſt von fünf Monaten verſtrichen war, auseinandergehen.

Solches Benehmen gegen das Parlament konnte die Unzufriedenheit mit dem Protector nur ſteigern. Noch andere Gründe kamen hinzu, die Zahl ſeiner Anhänger zu ſchwächen. Cromwells höhere Stellung, die geordnete Hofhaltung, mit welcher er ſich umgab, entzogen ihn mehr und mehr der religiöſen Gemeinſchaft mit den ſogenannten Heiligen, und der Vertraulichkeit, in der er bisher mit ſeinen Kriegsgefährten gelebt hatte. Zwar war der Protector vorſichtig genug, beide Parteien, deren Macht er wohl kannte, nicht ganz zurückzuſtoßen; doch kam er ſeltener als ſonſt dazu mit ihnen zu beten und zu ſingen, zu ſeufzen und zu weinen, und über die Weiſſagungen im alten Teſtament zu reden. Eben ſo hatte er ehemals, da er noch General geweſen war, nach dem rohen Geiſte der Zeit, bei fröhlichen Mahlen mit ſeinen Officieren ſich die ausgelaſſenſten Soldatenſtreiche erlaubt, wie ſein Charakter überhaupt neben dem religiöſen Enthuſiasmus zu derber Spaßmacherei hinneigte. Jetzt zeigte er auch hierin eine größere Zurückhaltung die ihn die Herzen vieler entfremdete. Eine Verſchwörung der Royaliſten und Republikaner folgte der andern, die immer mit Blutſtrömen gedämpft werden mußten. Flugſchriften aller Art wurden unter dem Volke verbreitet, welche die Heuchelei und den Eidbruch des Protectors auseinanderſetzten; ſelbſt die Aufwiegelung des Militärs blieb nicht unverſucht. Cromwell kam indeß den geheimen Planen durch ſchlaue, zahlreiche und wohlbeſoldete Kundſchafter zuvor; um die offenen Aufſtände niederzudrücken und die Steuern, welche auf eine bis dahin unerhörte Höhe geſtiegen waren (die jährlichen Staatseinkünfte unter Cromwells Protectorat betrugen 1,200,000 Pfund) ſchnell herbeizutreiben, theilte er im April 1656 das ganze Reich in zwölf Militärgouver-

rements, deren jedem ein Generalmajor mit faſt unbeſchränkten Vollmachten vorgeſetzt wurde. Sie hatten nicht bloß das Recht Truppen in ihren Bezirken auszuheben, nach Willkür zu verhaften und Güter einzuziehen, ſondern auch die Aufſicht über Kirchen und Schulen zu führen.

Dieſe Einrichtungen vermehrten den allgemeinen Unwillen des Volkes; und daß militäriſcher Despotismus das Ende ſo langer und blutiger Kämpfe ſeyn ſollte, erfüllte jeden mit Erbitterung. Als der Protector auf den 17. September 1656, ſowohl aus Geldmangel als um den Beſtimmungen der Verfaſſung zu genügen, ein neues Parlament berufen mußte, belehrte ihn der Augenſchein über die bedenkliche Stimmung des Landes. Faſt aller Orten fielen ſeine Candidaten durch, an andern erreichten die Beamten und Generalmajore die Wahl der von ihnen vorgeſchlagenen Bewerber nur durch offene Gewalt und Blutvergießen. Dennoch beſchloß Cromwell keinen ſeiner erklärten Gegner zum Parlament zuzulaſſen. Die Generalmajore mußten über alle Gewählten in politiſcher und religiöſer Beziehung berichten, und ihren Angaben oder ſonſtiger Kunde gemäß ſtrich der Protector über hundert Abgeordnete unter dem Vorwande unmoraliſcher Geſinnung aus den Liſten. So glaubte er auf den Geiſt des Hauſes zählen zu können. Er eröffnete die Sitzungen mit einer Rede, in welcher er den neuen Stellvertretern die Gefahren, welche der Regierung drohten, ausführlich ſchilderte. Indem er die Wichtigkeit des Krieges gegen Spanien übertrieb, forderte er ſie zur Unterſtützung auf gegen das Land, von welchem in Bezug auf England die Stelle der Schrift gelte: „und ich will Feindſchaft ſetzen zwiſchen deinem Samen und ihrem Samen"; dann erzählte er, daß Karl Stuart ein Heer in Belgien ſammle, daß die Papiſten und Cavaliere, die ſo oft blutige Verſchwörungen geſtiftet, wiederum aufſtehen wollten, daß ſie ſich jetzt zu dieſem Zwecke mit den Levellers verbündet hätten, von denen auch ſchon ein Geſandter nach Madrid geſchickt worden ſey. Auch die Gläubigen der fünften Monarchie ſchlöſſen ſich an die Letzteren zu ſeinem Verderben und ſuchten eine Verſöhnung zu ſtiften zwiſchen Herodes und Pilatus, Chriſtum zum Tode zu bringen. Die Mittel gegen ſolche Gefahren ſeyen kräftige Fortſetzung des Krieges und Verſtärkung der Regierungsgewalt nach innen; die Abgeordneten möchten daher keine Zeit mit unwichtigen Dingen verlieren, ſondern ungeſäumt die nöthigen Geldſummen votiren; eine Ermahnung, die Karl I. in derſelben Weiſe öfter ausgeſprochen hatte. „O Herr, fuhr Cromwell fort, der du biſt vormals gnädig geweſen

deinem Lande und haſt die Gefangenen Jakobs erlöſet, erzeige uns auch jetzt deine Gnade und hilf uns; und wenn ſich der Papſt und die Spanier und der Teufel gegen uns ſetzen und uns umringen wie ein Bienenſchwarm, werden wir ſie in deinem Namen ausrotten. Ja, der Herr der Heerſchaaren iſt mit uns, der Gott Jakobs iſt unſere Zuflucht." — Dennoch zeigte auch dieſe Verſammlung anfangs einigen Widerſtand, welcher beſonders durch eine heftige Schrift der ausgeſchloſſenen Parlamentsglieder erregt ward, in der unter andern von Cromwell geſagt wurde: „Ungeachtet ſo vieler heuchleriſchen Gelübde und Verſprechungen iſt Alles in die Hände dieſes Sultans und ſeiner Janitſcharen gefallen, und zum Beweiſe, daß die Nation alle Rechte verloren hat, nimmt er ihr auch die Wahlfreiheit und ſetzt ein Ding ein, Parlament genannt, um das zu thun, deſſen er ſelbſt ſich ſchämt. Aber ſogar dieſe Thiere ſeiner Zucht verſchmähen ſolch einen Reiter, dieſen größten Uſurpator, Räuber und Mörder, den England jemals ſah, und wider den ſich Alle vereinigen ſollten als den Vernichter ihres Glückes und ihrer Rechte." Es waren dies böſe Zeichen für den Protector, eben jetzt, da er damit umging, den Schlußſtein auf ſein kühnes Gebäude zu ſetzen und ſein Protectorat in ein erbliches Königthum zu verwandeln. Aber was dem kühnen Gewalthaber in unſeren Tagen, dem freilich auch anders vorgearbeitet war, auf ein Jahrzehend gelang, war Cromwell nicht beſchieden. Wenn ſich ſeine Gegner über ſeine lange Reihe von Heucheleien und Verſtellungen beſchwerten, ſo kann zu Cromwells Entſchuldigung angeführt werden, daß es ihm allerdings ehemals mit ſeinem Freiheitsdrange Ernſt geweſen zu ſeyn ſcheint, ſo wie es jetzt ſeine Ueberzeugung war, daß nicht eher an eine ruhige Verwaltung dreier ſo großen Reiche zu denken ſey, als bis die geſetzgebende und vollziehende Gewalt in einer Hand ruhe, und die Thronfolge auf alle folgenden Zeiten feſtgeſetzt ſey. Aber die Selbſtſucht verhehlte ihm, gerade wie dem mächtigen Uſurpator der neueſten Zeit, daß die Familie eines Emporkömmlings die Bürgſchaft der Ruhe und bürgerlichen Ordnung nicht gewähren kann, welche in den Banden liegt, die das Volk an ein fürſtliches, durch Alter und hiſtoriſche Erinnerungen befeſtigtes Geſchlecht knüpfen.

Der Antrag ward endlich, nach langen und ſchlauen Vorbereitungen, im Parlamente wirklich gemacht, allein er erweckte große Bewegungen. Dennoch brachten Cromwells Freunde es dahin, daß die Stimmenmehrheit auf ſeiner Seite war, und daß zuletzt doch der Schluß durch

ging, man ſolle dem Protector die Krone anbieten. So ſchien denn der lange Wunſch des unruhig Strebenden erreicht. Allein in Begriff den letzten Schritt zu thun ſchwankte Cromwell. Als ihm der Sprecher den ſchriftlich in Form eines „gehorſamen Geſuchs und Gutachtens" abgefaßten Beſchluß überreichte, erwiederte er, er müſſe zuvor den Herrn ſuchen, damit ihm eine Antwort in den Mund gelegt werde; ſey es, daß er wirklich Beſorgniſſe vor der durch die Annahme des Königstitels zu vermehrenden oder neu zu erweckenden Zahl und Stärke der Feinde hegte, ſey es, damit ihm die Zögerung den Schein gewönne, er habe dieſen Schritt nothgedrungen, nicht aber aus Herrſchſucht gethan. Inzwiſchen zeigten ſich abermals von verſchiedenen Seiten bedenkliche Gefahren. Nirgend hatte die Abſicht der Wiedereinführung des Königthums ſtärkern Unwillen erregt als unter den fanatiſchen Wiedertäufern und den Bekennern der fünften Monarchie. Dünkte ihnen ſchon das Protectorat eine gottloſe Einrichtung, ſo war das Königthum eine freche Anmaßung der Rechte und der Gewalt, welche nach ihrer Meinung allein dem Herrn und Heiland Jeſu zukämen. Sie hielten ſich für die in der Offenbarung verkündeten Blutzeugen, die ihren Schlaf beendet hätten, um für des Herrn Sache das Schwert zu ſchwingen. Deshalb beſchloſſen ſie Cromwells Erhebung zum Könige Englands als ein Werk des Satans zu hindern. Es waren nur achtzig Männer, welche in London zuſammentraten; aber von Fanatismus begeiſtert, hielten ſie ſich jedem Werke gewachſen, denn ſie ſeyen die Krieger des Gottes, der, wenn ſie auch nur die Kraft des Wurmes beſäßen, ihnen dennoch Gewalt geben würde, die Berge zu zertrümmern, der den Löwen von Juda ihnen zum Panier verliehen habe, ſein zerſtreutes Volk zu ſammeln. Das Ziel der Verſchwörung war, Jeſus Chriſtus als himmliſchen und irdiſchen König zu verkündigen, und in ſeinem Namen einen Rath der Heiligen zur Regierung des Landes einzuſetzen. Aber Cromwell bezahlte ſeine Spione nicht vergebens. Am Abend vor dem zum Ausbruch beſtimmten Tage wurden die Rädelsführer in den Tower geſetzt, und als die Krieger Chriſti am folgenden Morgen auf ihren Sammelplatz eilten, wurden ſie einzeln von der bewaffneten Macht überwältigt und gefangen. Noch drohender war die Stimmung des Heeres. Selbſtändig trat der Rath der Officiere zuſammen; die Majorität ſprach ſich gegen das Königthum aus, und mehr als hundert Mitglieder dieſer Verſammlung begaben ſich zum Protector, ihm ihre Meinung offen darzulegen. Vergebens ſuchte er

die Angesehensten durch Privatconferenzen zu gewinnen; an demselben Tage, wo seine Entscheidung über den Antrag erwartet wurde, übergaben zwei Obersten, sieben Oberstlieutenants, acht Majore und sechzehn Hauptleute dem Parlament eine dringende Vorstellung „an der alten Sache festzuhalten." Diese Nachricht bestimmte Cromwell, wie viel es ihm auch kostete, den Antrag abzulehnen (8. Mai 1657), wofür er von dem Parlamente eine feierliche Bestätigung der Protectorwürde und das Recht, seinen Nachfolger selbst zu ernennen, erhielt. Nachdem die Stellvertreter des Volks hierauf noch die Staatseinkünfte um 300,000 Pfund für drei Jahr vermehrt hatten, wurde das Parlament auf sechs Monate vertagt.

Von dieser Zeit an scheint sich der Protector, voll Erbitterung gegen die Volkspartei, einen andern Plan vorgezeichnet zu haben. Daß die Independenten zur Zerstörung der bisherigen Verfassung nothwendig gewesen waren, fühlte er wohl, aber eben so sehr, daß durch sie eine gesetzmäßige Ordnung der Dinge nicht erhalten werden könne. Er suchte nunmehr den Adel zu gewinnen. Gelegenheit dazu gaben ihm die Beschlüsse des Parlaments, welches in dem gehorsamen Gesuch und Gutachten neben der Erhebung des Protectors bestimmt hatte, daß auch das Parlament künftig wieder aus zwei Häusern bestehen solle. Das „andere Haus", wie man um den Namen Oberhaus zu umgehen sagte, sollte nicht unter vierzig und nicht über siebzig Mitglieder zählen dürfen. Diese sollten von dem Protector ernannt, aber von den Gemeinen bestätigt werden. Zunächst vermählte Cromwell seine dritte Tochter mit dem Lord Falconberg und seine vierte an den Grafen Warwick; außer diesen ernannte er noch acht Pairs von altem Adel für das neue Oberhaus, die übrigen waren Officiere und Rechtskundige; im Ganzen zwei und sechszig Personen. Sie erhielten wie früherhin die Vorrechte der Pairschaft für sich und ihre Familien. Als nun der Protector aber am 20. Januar 1658 beide Häuser zusammenberief, hatten sich von den alten Lords außer Falconberg nur noch Lord Eure eingefunden; und das Unterhaus, dem er den Eintritt der von den früheren Versammlungen ausgeschlossenen Glieder für die Bewilligung des Oberhauses zugestanden hatte, zeigte so große Widersetzlichkeit, daß er das Parlament schon am 4. Februar wieder auflöste. Mehrere Mordplane gegen Cromwells Leben wurden entdeckt; das Unterhaus hatte keine neue Subsidien bewilligt, und die Armee murrte, da der Sold bereits mehrere Monate im Rückstande war: Schriften wurden ver-

breitet, in denen Cromwells Tödtung als eine gerechte und würdige Handlung dargeſtellt war, viele Officiere ſprachen von der Herſtellung der Republik „ohne einen Mann an der Spitze"; Karl unterhandelte von den Niederlanden aus mit den Royaliſten und Presbyterianern.

Alle dieſe Verſuche zu ſeinem Sturze ſchleunig und nachdrücklich zu vereiteln, ſcheute ſich Cromwell nicht, zu einem unter den Tudors und Stuarts arg verrufenen Werkzeuge der Tyrannei ſeine Zuflucht zu nehmen. Er errichtete wieder einen hohen Gerichtshof und beſetzte ihn mit ſeinen ergebenſten Anhängern. Als die erſten Opfer dieſes Tribunals fielen zwei Royaliſten, Sir Henry Slingsby und Doctor Hewet, ein Geiſtlicher der Epiſcopalkirche. Für des Letzteren Leben verwendete ſich ſelbſt Cromwells geliebteſte Tochter, Eliſabeth Claypole, vergebens. Bald darauf hatte der Protector ihren Verluſt zu beweinen, der durch eine ſehr ſchmerzhafte Krankheit erfolgte; auf dem Sterbebette ſoll ſie ihren Vater mit eindringenden Worten quälende Zweifel an der Gerechtigkeit ſeiner Sache erweckt haben. Wenigſtens vermehrte ſich ſeitdem die innere Unruhe Cromwells in demſelben Maße, wie die Sorgen für die Behauptung ſeiner Stellung ſtiegen. Alle Qualen des Tyrannen, der auf dem Wege des Verbrechens zur Größe gelangt iſt, verfolgten ihn. Faſt von allen Freunden, ja von ſeiner früheren Zuverſicht, daß er im Namen Gottes handle, verlaſſen, ſtand er in trauriger Einſamkeit allein da, und ſah nichts als Feinde um ſich her, die ſein Leben bedrohten. Jedes fremde Geſicht beunruhigte ihn; Alles, was er that, verrieth die Angſt und das Mißtrauen, von denen er gefoltert ward. In großer Geſellſchaft ſchreckte ihn das Geräuſch und im einſamen Zimmer die Stille. Er führte nicht nur beſtändig Piſtole, Dolch und Degen bei ſich, ſondern trug auch einen Panzer unter der Kleidung, und that keinen Schritt unbegleitet von ſtarken Wachen. Seine Reiſen machte er mit großer Schnelligkeit. Nie kehrte er auf demſelben Wege zurück, den er gekommen war; nie ſagte ers vorher, wann und wohin er gehen wolle. Seine Zimmer hatten ſämmtlich verborgene Ausgänge, ſein Schlafgemach wechſelte er häufig, und beſetzte die Thüren mit ſicheren, königlich bezahlten Wachen. Unter dieſer fortdauernden geiſtigen Aufregung mußte jedoch ſeine körperliche Kraft allmählig erliegen. Am 17. Auguſt 1658 ward er von einem Fieber befallen, welches bald die Beſorgniß der Ärzte erregte. In der Nacht vom zweiten zum dritten September fragte der Kranke ſeinen Caplan

Starry, ob es möglich ſey, aus der Gnade zu fallen. Jener verneinte es. „Nun dann wohl mir! rief Cromwell aus; denn das weiß ich gewiß, daß ich einmal in der Gnade geweſen bin!“ Hierauf betete er: „Mein Herr und mein Gott, obſchon ich nur ein elender, beklagenswerther Menſch bin, ſtehe ich doch durch deine Gnade im Bunde mit dir, und werde zu dir kommen um deines Volkes willen. Du haſt mich zum geringen Werkzeuge erkoren, ihm einiges Gute zu thun. Viele in dieſem Volke halten mich zu hoch, andere werden ſich freuen über meinen Tod. Doch was du auch über mich beſchloſſen haſt, o Herr, thue ihnen auch ferner Gutes, zeige denen, welche zu viel auf das Werkzeug achteten, mehr auf dich ſelbſt zu bauen, und verzeihe den andern, welche den Staub eines Wurmes mit Füßen treten wollten, denn auch ſie ſind dein Volk.“*) Am folgenden Morgen endete der Protector, am Jahrestage der Schlachten von Dunbar und Worceſter. Sein Körper ward mit großem Gepränge und königlichen Ehren in der Weſtminſterabtei unter den Gräbern der Herrſcher Englands beigeſetzt. Jedes Falls ſtarb Cromwell zu einer glücklichen Stunde für ihn, denn unter den äußerſt ſchwierigen Umſtänden der letzten Zeit würde die Behauptung der Herrſchaft neue Gewaltthaten nöthig gemacht und dieſe vielleicht wieder ſtärkere Reactionen hervorgerufen haben. Seine Staatsverwaltung war im Ganzen kräftig, ſtrenge und gerecht, ſo weit ſeine Stellung nicht ins Spiel kam. In dieſer letzteren Beziehung ſchreckte er vor Ungeſetzlichkeiten und deſpotiſchen Mitteln, wie wir geſehen haben, niemals zurück. Doch zeigte er ſich nicht blutgierig; er war zufrieden, die Complotte, welche gegen ihn geſchmiedet wurden, zu kennen und zu vereiteln; Hinrichtungen waren nicht allzu häufig. Trotz dem hat er an Eingriffen in die Verfaſſung, an willkürlichem Verfahren gegen das Parlament Karls I. Thaten, welche den Bürgerkrieg hervorriefen und dieſen ſelbſt aufs Blutgerüſt brachten, weit überboten. Cromwells Hofhaltung war bei feierlichen Gelegenheiten, beim Empfange fremder Geſandten glänzend und prunkvoll; außerdem lebte er ſtill und einfach. Seiner Familie zeigte er ſich ſtets als ein zärtlicher Gatte und Vater; ſeine Mutter, die erſt im Jahre 1654 ſtarb und die Erhebung ihres Sohnes mehr mit Sorge als Freude betrachtet hatte, ehrte er bis an ihre letzten Tage, hörte auf ihre Rath-

*) Lingard, Geſchichte Englands, deutſche Ueberſ. Bd. XI. S. 333.

ſchläge, wenn er ſie auch nicht befolgte, und veranſtaltete ihr ein glänzendes Leichenbegängniß.

---

10. Die Reſtauration.

(1660.)

Cromwell hinterließ, außer ſeinen Töchtern, zwei Söhne, Richard und Henry. Der erſte hatte bisher zurückgezogen gelebt, beſaß weder das religiöſe noch das militäriſche Anſehen ſeines Vaters, und zeigte überhaupt wenig Luſt und Geſchick zu Staatsgeſchäften; während der zweite, damals gerade Statthalter von Irland, bereits vielfach im Kriege und in der Verwaltung beſchäftigt, ſtets einen kraftvollen und gewandten Geiſt verrathen hatte. Dennoch erklärte der Staatsrath, da Cromwell keine Beſtimmung über ſeinen Nachfolger getroffen hatte, den älteſten zum Protector des Reiches. Die verſchiedenen Parteien waren noch unentſchloſſen über die Wege, welche nunmehr einzuſchlagen wären, und da viele ſich von Richards milder Gemüthsart beſſere Zeiten verſprachen, fehlte es in den erſten Tagen nicht an glückwünſchenden Adreſſen. „Die Sonne ſey untergegangen, hieß es in dieſen, aber es folge keine Nacht. Wenn der Protector gleich Moſes das Volk Gottes aus Aegypten geführt, ſo erblühe in ſeinem Sohne ein Joſua, der es in den Beſitz des gelobten Landes der Wahrheit und Gottesfurcht ſetzen werde. Elias ſey gen Himmel gefahren, Eliſa aber verweile auf Erden, der Erbe ſeines Mantels und ſeines Geiſtes.“ Dagegen wurden aber auch andere Stimmen laut. So beteten die Schottiſchen Geiſtlichen: „der Herr möge ſich gnädig erzeigen den Verbannten und Gefangenen, er möge gewähren, daß ſie zurückkehren mit Garben der Freude, er möge ſein Volk von Pharaos Joch und den Frohnvögten Aegyptens befreien und die Zeit der Heimführung beſchleunigen;“ die Officiere hielten heimliche Zuſammenkünfte, die Armee murrte, daß nunmehr ein Mann an die Spitze treten ſolle, der ſchlecht zu Pferde ſitze und nie das Schwert für die Sache des Herrn gezogen habe. Die Beſtätigung oder Verwerfung ſeiner Stellung mußte der neue Protector von dem Parlamente erwarten, welches am 27. Januar 1659 zuſammentrat. Die Erſchöpfung aller Geldmittel hatte ihn genöthigt, daſſelbe ſo ſchnell zu berufen; auch ſein Vater hätte nicht lange mehr ohne Parlament regieren können. Die Wahlen, welche

nicht nach dem durch die neue Verfaſſung vorgeſchriebenen Verfahren, ſondern nach der älteren Weiſe erfolgten, brachten die Republikaner in ebenſo ſtarker Anzahl ins Unterhaus als die Anhänger des Protectors, an der Spitze der erſteren die alten Vorkämpfer Vane, Haslerig und Bradſhaw, und ſo geſchah es, daß die Majorität gewöhnlich von wenigen Gemäßigten abhing. Das neue Oberhaus zeigte ſich noch unterwürfiger und fügſamer als früher zur Zeit des Bürgerkrieges. Zwar genehmigten die Gemeinen zunächſt die Nachfolge Richards, aber mit dem Zuſatze, daß die Beſchränkung ſeiner Rechte zu Gunſten der Freiheit des Volkes einer künftigen Bill vorbehalten bliebe, und erkannten auch das Oberhaus als eine parlamentariſche Verſammlung nur unter der Bedingung an, daß dieſe Beſtimmung einzig und allein für die Dauer der gegenwärtigen Sitzungen Kraft haben ſollte. Bald traten die Abſichten der Republikaner deutlicher hervor, die nichts Anderes bezweckten, als dem Parlamente wiederum die höchſte Gewalt im Staate zu gewinnen, und da das Heer dieſen Entwürfen entgegenarbeitete, um ſich ſelbſt die Alleinherrſchaft zu erwerben, ſo mußte man auf die Erneuerung jenes Kampfes gefaßt ſeyn, der nach der Gefangennehmung König Karls I. ausgebrochen und durch die Uſurpation Cromwells beendet worden war. Nachdem eine von ſechshundert Officieren unterzeichnete Vorſtellung, ihren Soldforderungen zu genügen, des Landes Beſchwerden abzuſtellen und an der guten alten Sache feſtzuhalten, nicht bloß vom Parlamente zurückgewieſen worden war, ſondern dieſes auch einen Beſchluß gefaßt hatte, daß jede Verſammlung der Befehlshaber der Armee ohne vorgängige Erlaubniß des Protectors und des Parlaments ſtrafbar ſeyn, und alle Officiere, welche nicht das ſchriftliche Verſprechen ablegten, niemals die Sitzungen des Parlaments zu ſtören oder deſſen Freiheiten zu ſchmälern, ihre Stellen verlieren ſollten, beſtürmten einige der heftigſten Hauptleute den jungen Protector mit unziemlicher Verwegenheit, das Parlament auf der Stelle aufzulöſen. Wolle er dieß nicht, ſo werde das Heer ſeine Abſicht mit dem Schwerte in der Hand durchſetzen; er möge dann ſehen, wie es mit ſeiner Würde ſtehe. Richard war ſchwach genug, nachzugeben (22. April); aber die Officiere, nur bedacht die Folgen ihres Sieges zu benutzen, bekümmerten ſich noch weniger als früher um den Protector.

Da ſich die neuen Gewalthaber in ihren Verſammlungen nicht über die Anordnung des zukünftigen Regiments vereinigen konnten, kamen ſie endlich auf den Gedanken, das lange Parlament wieder zu

verſammeln, aber nur in der Geſtalt, welche es nach der Ausſchließung der presbyterianiſchen Mitglieder gehabt hatte. Nach und nach wurden zwei und vierzig Abgeordnete zuſammengebracht, welche ihre Sitzungen am 7. Mai mit einem Programm eröffneten, in welchem ſie die religiöſe und politiſche Freiheit herzuſtellen und das Protectorat abzuſchaffen verſprachen. Dieſer Erklärung folgte die Einſetzung eines Sicherheitsausſchuſſes und eines Staatsrathes. Um indeß auch dem neuen Parlamente von vorn herein jede Selbſtändigkeit zu nehmen, ward demſelben von den Officieren ſogleich eine in gebietendem Tone abgefaßte Vorſtellung überreicht, welche den Mitgliedern ihr weiteres Benehmen vorzeichnen und die Geſichtspunkte angeben ſollte, denen gemäß ſie ihre Beſchlüſſe zu faſſen hätten. Nach dieſen Vorfällen legte Richard, faſt von allen verlaſſen, und im ſchüchternen Bewußtſeyn, daß er der Mann nicht ſey, ſolche Stürme zu beſchwören, am 25. Mai ſeine Würde durch eine öffentliche Erklärung nieder. Auch ſein Bruder Heinrich, noch unentſchloſſen, für welche Partei er ſich erklären ſolle, wurde von den Soldaten, welche die Republik proclamirten, zur Abdankung gezwungen. Beide kehrten demnach in den Privatſtand zurück, in welchem ſie ihre Tage ruhig und ungekränkt verlebten. Richard ſtarb erſt 1712.

Wider Erwarten der Officiere und der eingereichten Vorſtellung zum Trotz nahm auch das Rumpfparlament den Kampf gegen die Armee auf, und nur die Furcht vor den Presbyterianern und Royaliſten konnte während einiger Monate ein ſcheinbares Einverſtändniß zwiſchen beiden Parteien erhalten. Nachdem aber Lambert (o. S. 266) einen Aufſtand, welchen die Royaliſten in Cheſhire erhoben hatten, mit einigen Regimentern unterdrückt hatte, forderten die Officiere derſelben einen ihren Verdienſten angemeſſenen Lohn, das Verſprechen, daß keinem Officiere ohne Urtheil des Kriegsgerichts ſeine Stelle genommen werden dürfe, und die Uebergabe der Staatsverwaltung in die Hände eines beſtändigen Senats. Haslerig, der Führer der republikaniſchen Partei im Parlamente, brachte ſtrenge Maßregeln gegen das Heer in Vorſchlag, worauf eine zweite Petition der in London befindlichen Officiere folgte, welche darauf antrug, Alle, welche grundloſe Beſchuldigungen gegen das Heer erheben würden, zur Unterſuchung zu ziehen. Haslerig, im Vertrauen auf drei Regimenter, welche dem Parlament Schutz verſprochen hatten, beſchloß das Aeußerſte zu wagen, und brachte am 12. October einen Beſchluß bei den Gemeinen durch, welcher die Ab-

ſetzung Lamberts und acht anderer Oberſten, der Häupter der Partei des Heeres, verfügte. In der Nacht verſammelte er die treuen Soldaten und beſetzte die Umgebungen des Parlamentshauſes; allein Lambert hatte bereits ſeine Abtheilungen in den Straßen, welche zu demſelben führten, aufgeſtellt, und ließ die Mitglieder, welche ſich zur Sitzung begeben wollten, nicht durch. Beide Parteien ſtanden ſich darauf den ganzen Tag ſchlagfertig in Weſtminſter gegenüber, es ward unterhandelt, und da viele von den Soldaten Haslerigs zu ihren Kameraden übergingen, gab dieſer endlich ſo weit nach, daß das Haus ſeine Sitzungen einſtellen, und die Officiere eine neue Verfaſſung entwerfen, dieſelbe aber der Beſtätigung eines neuen Parlaments unterwerfen ſollten. Die Regierung war nun abermals in den Händen der Befehlshaber, welche kraft der „der Armee inwohnenden höchſten Gewalt" die Staatsverwaltung vorläufig in die Hände eines neuen Sicherheitsausſchuſſes von drei und zwanzig Perſonen legten.

Durch dieſe ſchnell auf einander folgenden Veränderungen hatte indeß der Zuſtand Englands den höchſten Grad der Verwirrung erreicht; die Ideen, welche die Revolution und die Republik hervorgerufen hatten, übten keine Kraft mehr über die Gemüther, und die Führer der Parteien überließen ſich rückhaltlos ihrer Selbſtſucht und ihrem Eigennutz; Lambert glaubte, daß die Zeit gekommen ſey, ſeinen lange genährten Plan auszuführen, der ihn zu Cromwells Nachfolger machen ſollte; die Maſſe des Volkes war dagegen aller Umwälzungen müde, welche ſeit achtzehn Jahren nichts als Gelderpreſſungen, Gütereinziehungen, Verhaftungen, Hinrichtungen und Verfolgungen bewirkt hatten. Dies war die Lage der Dinge, als General Monk beſchloß, ſich des unterdrückten Parlaments im Intereſſe „der alten Geſetze und Freiheiten des Landes" anzunehmen. Monk ſtammte aus einer angeſehenen Familie in Devonſhire, machte ſeine militäriſche Schule in den Niederlanden, kämpfte dann für den König, wurde gefangen und trat nach längerer Gefangenſchaft in die Dienſte des Parlaments. Hier erwarb er im Irländiſchen und Schottiſchen Kriege Cromwells Vertrauen in dem Grade, daß er ihn in Schottland zurückließ (oben S. 253. 256) und ihm ſeitdem den Oberbefehl aller dortigen Truppen übergab. Sein Benehmen war vorſichtig, ſchweigſam und ſo zurückhaltend, daß ſchwerlich Jemand ſeine wahren Abſichten errathen konnte; doch hatte er ſich die Liebe der Soldaten in hohem Grade zu erwerben gewußt. Dem Sicherheitsausſchuß wurde er jedoch trotz aller

Zurückhaltung verdächtig, und die Nachricht, daß dieſer damit umgehe, ihn verhaften zu laſſen, bewog Monk gegen Ende des Jahres 1659 mit ſechstauſend Mann nach London aufzubrechen. Lambert, als General des Sicherheitsausſchuſſes, ging ihm mit dem Engliſchen Heere entgegen. Aber in der Gegend von York ſtieß Fairfax, der ſich ſeit Cromwells Erhebung in das Privatleben zurückgezogen hatte, mit einem zahlreichen Heerhaufen, vornehmlich aus Royaliſten der umliegenden Grafſchaften beſtehend, zu Monk; viele Soldaten von Lamberts Armee deſertirten, und dieſer ſelbſt, im Begriff die Feindſeligkeiten zu eröffnen, erhielt plötzlich Befehl vom Parlament, das Commando niederzulegen. Gleich darauf wurde er verhaftet. In London war nämlich in der Zwiſchenzeit eine neue Umwälzung zum Ausbruch gekommen. Auf die Kunde von Monks Unternehmen hatten die Bürger, der Militärtyrannei überdrüſſig, die Waffen für ein freies Parlament ergriffen, ein Theil der zurückgebliebenen Truppen war, von Haslerig gewonnen, zu den Bürgern übergegangen, worauf die Führer der Partei des Heeres den Muth verloren und die Flucht ergriffen hatten. Darauf war das Rumpfparlament wieder zuſammengetreten und entfernte, die neu gewonnene Macht ſchnell benutzend, alle ſeine Gegner aus den Befehlshaberſtellen des Heeres. Deſſen ungeachtet ſetzte Monk ſeinen Marſch nach London fort, äußerte gegen Fairfax, der ihm rieth Karl II. zu proclamiren, daß dies ein gefährliches Unternehmen ſeyn würde, und langte im Februar in der Nähe der Hauptſtadt an. Nachdem die dort noch liegenden Truppen auf ſein Verlangen entfernt worden waren, zog er am ſechſten mit ſeinem Heere ein und nahm in Weſtminſter ſein Quartier. Er wurde ins Parlament geführt, wo der Sprecher ihm für die großen Dienſte dankte, die er dem Vaterlande erwieſen. Er antwortete in unbeſtimmten und allgemeinen Ausdrücken, daß ſein Zweck nur die Herbeiführung geſetzlicher Ordnung ſey, welchen das hergeſtellte Parlament nunmehr zu übernehmen habe. Als ihm eine neuerlich vom Parlament entworfene Eidesformel, welche gegen die Zurückführung der Stuarts gerichtet war, vorgelegt wurde, weigerte er ſich, dieſelbe zu beſchwören. Hierdurch beunruhigt, war ſchon die Rede davon ihm den Oberbefehl zu nehmen, doch beſchloß man, zuvor noch ſeine Treue zu prüfen.

Die City von London hatte erklärt, keine Steuern zu bezahlen, bevor nicht ein vollſtändiges und freies Parlament nach den alten Grundgeſetzen des Landes an die Stelle des Rumpfparlaments zuſam-

mengetreten ſey, und die Bürger, um ſich gegen etwaige Gewaltmaßregeln zu vertheidigen, hatten die Straße durch Verrammelungen und Ketten geſperrt; Monk erhielt jetzt Befehl, die Aufrührer zu unterwerfen. So unangenehm dem General dieſer Auftrag ſeyn mußte, da er darauf berechnet war, ihn mit der Stadt zu verfeinden, vollzog er ihn dennoch, ohne großen Widerſtand zu finden. Als nun aber das Parlament noch weiter ging und auch die Auflöſung des Stadtraths der City von ihm verlangte, glaubte Monk nicht länger zögern zu dürfen; erhielten die Republikaner im Parlament durch ſeine eigene Hülfe vollſtändig die Oberhand, ſo würde es leicht geweſen ſeyn ihn bei Seite zu ſchieben. Noch an demſelben Abend entwarf er mit Beiſtimmung ſeiner Officiere eine Vorſtellung an die Gemeinen, worin ſich das Militär beklagte, daß es zum Werkzeug perſönlicher Rache der Machthaber gebraucht worden ſey, und die Einberufung der vormals ausgeſchloſſenen Mitglieder des Parlaments verlangte, damit dann ſogleich die Vorbereitungen zu einer neuen Verſammlung der Stellvertreter des Volks getroffen werden könnten.

Dieſer Schritt verwandelte auf der Stelle den allgemeinen Unwillen des Volks von London gegen Monk in den ausgelaſſenſten Jubel. Erleuchtungen, Freudenfeuer und Lobgeſchrei verkündigten auf allen Straßen die neu auflebende Hoffnung, die lange entbehrte Zufriedenheit. Auf Monks Einladung erſchienen die ausgeſchloſſenen Mitglieder des ehemaligen langen Parlaments von der presbyterianiſchen Partei, alle ſchon damals royaliſtiſcher Geſinnung, in ſo fern ſich König Karl I. ihren Bedingungen unterworfen hatte (vergl. o. S. 223. 236), und jetzt, von ſo vielen Stürmen ermüdet, noch unbedingter für die Wiederherſtellung des Königthums intereſſirt. Da ſie die Mehrheit bildeten, ſo verließen die meiſten Republikaner das Haus. Jene, von allem Widerſpruch ihrer Gegner befreit, fügten ſich ganz in Monks Willen, ernannten ihn zum Oberbefehlshaber in allen drei Reichen, löſten ſich auf (16. März), und ordneten an, daß ſogleich ein neues Parlament zuſammentrete. Bis zur Eröffnung deſſelben errichtete Monk einen Staatsrath von geachteten und meiſtens königlich geſinnten Männern, denen die Nation vertraute. Alles war nun wieder beruhigt, und die Revolution ſchien beendigt zu ſeyn.

Monks Abſichten gingen weiter; wahrſcheinlich hatte er ſchon von Beginn ſeines Unternehmens den mit ausgezeichneter Schlauheit und Heuchelei verhüllten Plan gehegt, das Königthum wieder herzuſtellen,

vielleicht mit der Beſchränkung, denſelben dem Ausgang der Dinge gemäß fallen zu laſſen oder weiter zu verfolgen. Die Umſtände ſchienen in dieſem Augenblick günſtig, aller Orten erhoben die Royaliſten nach dem Sturz des Heeres und der Republikaner das Haupt, auf die ſtarke Partei der Presbyterianer konnte Monk ſicher rechnen. Aber wer ſollte den Thron beſteigen (da Monk ſelbſt von Cromwells Ehrgeiz frei war), als der unglückliche Prinz, dem dieſe Würde nach dem durch ſo viele Jahrhunderte geheiligten Erbrechte gebührte, deſſen Rückkehr die ſich kreuzenden Anſprüche der Parteien vernichten und die höchſte Gewalt wieder auf jene alte dem Ehrgeiz und der Selbſtſucht ſo wie den Freiheitsſchwärmern unzugängliche Spitze erheben mußte? Die Stimmung des Volkes zeigte ſich auch bei den Wahlen der neuen Parlamentsglieder, welche meiſt ſchon mit Rückſicht auf die Geſinnung zu Gunſten des Königs geſchahen. Endlich ward das Parlament am 25. April 1660 eröffnet. Der Sprecher Sir Harbottle Grimſtone, von der presbyterianiſchen Partei, fing an, die Verhandlungen auf die Nothwendigkeit einer beſſern Verfaſſung zu leiten. Viele Mitglieder, die Monks Wünſche kannten, ſtimmten darin überein, und allgemeine Klagen erhoben ſich über die Gräuel der Anarchie, die man ſo lange geduldet; Cromwells willkürliche Regierung ward verwünſcht und die Hinrichtung des Königs als ein die Britiſche Nation ſchändender Flecken beklagt. Nachdem man mehrere Tage lang dieſe Sprache geführt hatte, glaubte Monk ſeiner Sache gewiß zu ſeyn. In der Sitzung vom 1. Mai trat der Präſident des Staatsraths herein, und zeigte der Verſammlung an, daß Sir John Greenville mit Briefen von Sr. Majeſtät dem Könige Karl II. abgeſendet um Einlaß bitte. Die Erlaubniß ward ſogleich ertheilt; von Breda aus verhieß Karl, der durch ſeine Anhänger und Monk bereits von den letzten Vorfällen unterrichtet war, Allen, welche binnen vierzig Tagen zu Treue und Gehorſam zurückkehren würden, volle Verzeihung an Leib, Leben, Freiheit, Gütern und Rechten, von welcher nur diejenigen ausgenommen ſeyn ſollten, welche das Parlament ſelbſt bezeichnen werde, volle Gewiſſensfreiheit für Jedermann, und für die Armee Bezahlung des Soldrückſtandes und Uebertritt in den Dienſt des Königs mit Beibehaltung des bisherigen Grades für jeden, der es wünſche.

Die wilde Leidenſchaft für eine Freiheit, die nur in den träumeriſchen Vorſtellungen von Schwärmern oder Unerfahrenen lebte, war

durch die bittere Erfahrung von ihren unheilbringenden Wirkungen in den Gemüthern erloſchen, und hatte, nach einer in ſolchen Begebenheiten gewöhnlichen Umkehrung der Geſinnung, dem Geiſte der Ordnung und des Gehorſams Platz gemacht. Ohne Berufung traten die alten Lords als geborne Räthe des Königs im Oberhauſe zuſammen, worauf ſie ſowohl als die Gemeinen beſchloſſen, daß, da nach den alten Grundgeſetzen des Landes die Regierungsgewalt bei dem Könige und beiden Häuſern des Parlamentes ſey, es auch in Zukunft ſo gehalten werden ſolle. Wappen und Zeichen der Republik ſollten vernichtet und Karl eingeladen werden, die Krone in Empfang zu nehmen. Nur Prynne, der auch in dieſem Parlament einen Sitz gefunden hatte, der unbeugſame Verfechter des Rechts und der ſtrengen Geſetzlichkeit, trug darauf an, Maß und Ziel in dem neuen Eifer zu halten, das Wohl des Volkes zu bedenken und einen Ausſchuß zur Abfaſſung eines Vertrages niederzuſetzen, um alle zwiſchen dem Könige und dem Parlament ſtreitigen Rechte, aus denen der Bürgerkrieg und aller ſeitherige Zwiſt hervorgegangen ſey, auf eine billige Weiſe feſtzuſetzen. Aber Monk ſey es um ſeinen Dienſten bei Karl II. noch höheren Werth zu geben, ſey es aus Furcht, bei dieſen Verhandlungen alle Anſprüche der Parteien, den kaum unterdrückten Haß, die alte Eiferſucht und den mißtrauenden Argwohn wieder aufleben zu ſehen, widerſprach entſchieden: der König komme allein, ohne Heer und Flotte, er werde in Weſtminſter wie in Breda in ihren Händen ſeyn. Allerdings mochten Monks Beſorgniſſe, den günſtigen Augenblick unbenutzt verſtreichen zu laſſen, wohl begründet ſeyn, anderer Seits trägt er aber die Schuld, daß Karl, der den Thron auf dieſe Weiſe ohne durch irgend ein Zugeſtändniß gebunden zu ſeyn beſtieg, ſich wieder zu jener Machtfülle berechtigt glaubte, die ſein Vater zu Anfang ſeiner Regierung hatte geltend machen wollen, und dadurch ſpäterhin den Grund zu einer neuen Umwälzung legte. Am 8. Mai ward Karl feierlich zum Könige ausgerufen. Hierauf berathſchlagten die Gemeinen über die Geſchenke, die man den Ankömmlingen machen wollte. Für Greenville, den Bringer der frohen Botſchaft, ward ein Diamant für 500 Pfund Sterling gekauft; dem Könige überſandte man ein Geſchenk von 50,000, ſeinem ältern Bruder, dem Herzog von York, 10,000, und dem zweiten, dem Herzog von Gloceſter, 5000 Pfund. Eine Geſandtſchaft von Lords und Commons ſchiffte nach Holland hinüber und lud den neuen Herrſcher ein, von ſeinem Reiche Beſitz zu nehmen.

Schon dort fingen die Ehrenbezeigungen an. Keine Stadt ließ Karl II. ohne feſtliche Veranſtaltungen durch, und überall drängte man ſich um ſo mehr den Fürſten zu ſehen, je weniger Kenntniß man noch kurze Zeit zuvor von ihm genommen hatte. Admiral Montague hatte ſich mit der Engliſchen Flotte in der Bai von Scheveling eingefunden. Hier ging Karl mit ſeinen Brüdern an Bord, indeß Montague ſogleich ehrerbietig den Befehl dem Herzog von York als künftigem Lord Großadmiral übergab. Zu Dover empfing Monk an der Spitze des Adels der benachbarten Grafſchaften den neuen Herrſcher, der ihn im Angeſicht unzähliger Zuſchauer mit Thränen des Danks und der Freude umarmte. Alle Wege bis London waren mit jubelnden Volksmaſſen bedeckt, ſelbſt die Armee empfing den König auf Blackheath mit freudigem Zuruf. Am 29. Mai, ſeinem dreißigſten Geburtstag, zog Karl in die Hauptſtadt, die Häuſer waren mit Teppichen geſchmückt, die Straßen mit Blumen bedeckt, unaufhörliches Beifallsgeſchrei ſtieg zum Himmel. „Wo ſind denn meine Feinde?“ rief der König aus, und als ihn der Lord Major von London und die Sprecher beider Häuſer mit den Worten eifrigſter Ergebenheit empfangen hatten, ſagte er: „Gewiß es muß meine Schuld geweſen ſeyn, daß ich nicht früher gekommen bin; heute habe ich wenigſtens Niemand getroffen, der nicht betheuert hätte, wie meine Herſtellung ſtets ſein Wunſch geweſen ſey.“

IV. Die Zeiten Ludwigs XIV.

1660—1700.

1. Ludwigs XIV. erſte Eroberungskriege.

Schon am Morgen nach Mazarins Tode (10. März 1661) erklärte Ludwig dem Kanzler von Frankreich, Seguier, dem Oberintendanten der Finanzen, Fouquet, und den Staatsſecretären, daß er nunmehr die Regierung ſelbſt übernehmen wolle. Nur die Achtung für einen Miniſter, der dem Staate unter ſchwierigen Umſtänden bisher ſo treu gedient, habe ihn abgehalten, dieſen Schritt ſchon früher zu thun. Ohne ſeinen ausdrücklichen Befehl hätten ſie nichts, nicht einmal einen Paß, auszufertigen. Dieſe gebietende Stellung, welche Ludwig im

Innern ſeines Reiches annahm, war er auch entſchloſſen gegen die Nachbarn, ja gegen ganz Europa durchzuſetzen, und das Supremat Frankreichs in einer Weiſe zu begründen, wie ſie bis dahin unerhört geweſen. Seinen Anſpruch, überall der Erſte ſeyn zu wollen, zeigte er zunächſt in einem Rangſtreit mit Spanien, der den kaum geſchloſſenen Pyrenäiſchen Frieden wieder zu vernichten drohte. Wir kennen den Werth, welchen die damalige Zeit auf den Vortritt der Geſandten und das Ceremoniel im Allgemeinen legte, aus den Unterhandlungen zu Münſter und auf der Faſaneninſel. Als im Jahre 1661 bei der Ankunft eines Schwediſchen Botſchafters die fremden Geſandten in London dieſem entgegengingen, wollte der Spaniſche Geſandte, da die Abgeordneten ſeines Staates ſeit hundert und funfzig Jahren, wo ſie zur Zeit Karls V. zugleich kaiſerliche Boten waren, den Vortritt vor allen übrigen hatten, auch hier dieſes Ehrenrecht behaupten; und als der franzöſiſche Geſandte, Graf d'Eſtrades, ihm vorfahren wollte, kam es unter den Dienern zu Thätlichkeiten, an welchen der Londoner Pöbel ſo eifrig für die Spanier Theil nahm, daß d'Eſtrades Wagen zertrümmert, ſeine Pferde getödtet und viele ſeiner Leute verwundet wurden. Auf das höchſte erzürnt, gab Ludwig XIV. dem Spaniſchen Geſandten an ſeinem Hofe ſogleich Befehl, Paris zu verlaſſen, rief den ſeinigen aus Madrid zurück, und ſchrieb dem Könige Philipp IV., ſeinem Schwiegervater, er werde den Krieg ſofort wieder beginnen, wenn der Vorrang des franzöſiſchen Botſchafters ſeinerſeits nicht anerkannt werden würde. Philipp, der es nicht der Mühe werth hielt, ſeine Unterthanen eines ſo leeren Zwiſtes wegen in einen Krieg zu verwickeln, ſagte: „wir wollen als Vater handeln," ließ ſeinen Geſandten aus London zurückkommen, und ſchickte 1662 den Grafen Fuentes nach Fontainebleau, der dann (24. März) in Gegenwart des Hofes und aller fremden Botſchafter die Erklärung that, daß der König von Spanien allen ſeinen Miniſtern befohlen habe, künftig bei öffentlichen Feierlichkeiten nicht mehr mit dem Franzöſiſchen Geſandten um den Vorrang zu ſtreiten, worauf ſich Ludwig, dieſe Worte für ein vollkommenes Zugeſtändniß nehmend, an die übrigen Diplomaten wandte, indem er ſagte: „Ich bitte Sie, Ihren Herren dieſe Erklärung zu melden, damit ſie wiſſen, daß der katholiſche König ſeinen Geſandten befohlen hat, den meinigen bei aller Gelegenheit den Vorrang zu laſſen."

In noch weit höherem Grade ließ der König Papſt Alexander VII.

(oben S. 86) ſeine Uebermacht und ſeine Anmaßungen empfanden und zeigte durch ſeine heftigen und gewaltthätigen Schritte, wie wenig das Anſehen des Oberhauptes der Kirche ſelbſt bei katholiſchen Herrſchern noch geachtet wurde. Ludwig war bereits mit der Curie geſpannt, die päpſtlichen Nuntien beſchwerten ſich über Beſchränkungen der geiſtlichen Jurisdiction in Frankreich, über Beſtrafung der Prieſter von weltlichen Tribunalen in Criminalſachen, noch ehe die kirchliche Degradirung erfolgt, und über willkürliche Anordnungen des Königs im Allgemeinen. So ſtanden die Sachen, als die Leute des Franzöſiſchen Geſandten, des Herzogs von Crequi, eines ſtolzen und übermüthigen Mannes, mit einigen Soldaten des Papſtes, welche damals größtentheils in Corſica geworben wurden, ebenfalls durch freches und anmaßendes Weſen in Streit geriethen. Dieſe Händel dauerten einige Zeit fort, und da die Franzoſen mehrmals das Uebergewicht behalten hatten, gab der General den päpſtlichen Truppen, Mario Chigi, Bruder des Papſtes, und der Cardinal Imperiali, Gouverneur von Rom, den Corſen die Weiſung, bei nächſter Gelegenheit Rache zu nehmen. Bald (20. Aug. 1662) begegneten einige Bedienten des Geſandten dreien Corſen, fingen, wie gewöhnlich, Händel mit ihnen an, bekamen Schläge, wehrten ſich, wurden von andern Franzoſen, wie jene von anderen Corſen, unterſtützt; endlich wurde die Zahl der letztern größer; wüthend eilten ſie nach der Wohnung des Geſandten im Palaſt Farneſe und ſchoſſen nach ſeinen Fenſtern, ja nach dem Wagen ſeiner Gemahlin, die eben nach Hauſe kam; viele Franzoſen wurden verwundet, ein Page getödtet. — Sofort mußte Crequi auf Befehl ſeines Monarchen Rom verlaſſen, der päpſtliche Geſandte zu Paris wurde von den Franzöſiſchen Reitern über die Grenze gebracht, und der König von Spanien ſo wie die Herzoge von Savoyen und Toſcana wurden erſucht, achtzehntauſend Franzoſen den Durchzug durch ihre Gebiete zu erlauben. Als Alexander hierauf Anerbietungen zu einer Genugthuung machte, ſtellte Ludwig die ausſchweifendſten Forderungen. Unter andern ſollte der Bruder des Papſtes auf ſechs Jahre des Landes verwieſen, und dem Cardinal Imperialii dieſe Würde genommen werden. Natürlich zögerte der päpſtliche Hof, dieſe Bedingungen anzunehmen, worauf Ludwig Befehl gab, Avignon und die Grafſchaft Venaiſſin (bekanntlich damals dem Papſte gehörig) mit der Krone Frankreich zu vereinigen. Um den König zu befriedigen, ließ Alexander hierauf einen Corſen und einen Sbirren, welche vorzugsweiſe bei dem Tumulte betheiligt waren,

hinrichten, aber dennoch brach wirklich ein Franzöſiſches Heer von funfzehntauſend Mann Fußvolk und ſechstauſend Reitern nach Italien auf. So bedrängt, mußte ſich der hülfloſe Papſt wohl Alles gefallen laſſen. Am 12. Februar 1663 ward deshalb ein förmlicher Friede zu Piſa unterzeichnet, worin der Papſt verſprach: ſeinen Neffen Fabio Chigi als Legaten nach Frankreich zu ſchicken, der öffentlich eine demüthige Abbitte der Beleidigung thun ſollte; die Corſiſche Nation für unfähig zu erklären jemals wieder im Kirchenſtaat zu dienen; vor der Corſiſchen Hauptwache eine Säule, die dies Decret enthielte und verewigte, zu errichten; auch den Häſcherhauptmann in Rom, der bei dem Aufſtande thätig geweſen, ſeiner Stelle zu entſetzen. Noch mehr, Mario Chigi ſollte ſich ſchriftlich entſchuldigen und auf ſein Ehrenwort verſichern, daß er an dem Frevel gegen den Franzöſiſchen Geſandten keinen Antheil gehabt habe, und der Papſt dieſe Erklärung durch ein Breve beſtätigen. Der Cardinal Imperiali ſollte ſich perſönlich in Paris rechtfertigen, und endlich, zum Uebermaße des Hohns, ſollte Auguſtin Chigi, ein anderer Neffe des Papſtes, nebſt ſeiner Gemahlin, einer Farneſiſchen Prinzeſſin, dem Herzoge von Crequi und deſſen Gemahlin bei ihrer Rückkehr nach Rom zehn Meilen weit entgegenkommen, und denſelben ihr Mißvergnügen über den Vorfall vom 20. Auguſt bezeigen. — Der Papſt erfüllte dieſen entehrenden Vertrag pünktlich, und erhielt dafür Avignon und Benaiſſin wieder zurück. Drei Jahre nachher erlaubte Ludwig auch, die Schandſäule wieder niederzureißen.

Bald fand Ludwig Gelegenheit, ſeine Uebermacht auf vortheilhaftere Weiſe zur Vergrößerung ſeines Reiches geltend zu machen. Es war ein Lieblingsgedanke Mazarins geweſen, die Spaniſchen Niederlande mit Frankreich zu vereinigen, und dieſe Abſicht hatte ihn allein vermocht, den Krieg gegen Philipp IV. ſo übermäßig zu verlängern. Was damals fehlgeſchlagen war, beſchloß Ludwig jetzt, nachdem Philipp im Jahre 1665 geſtorben war, mit aller Kraft durchzuſetzen. Er erklärte, daß er als Gemahl der Tochter Philipps IV. erſter Ehe Erbanſprüche auf jene Länder habe, und ſuchte den Einwand, daß Maria Thereſia feierlich auf ihre Succeſſionsrechte verzichtet (ob. S. 169), durch die Berufung auf gewiſſe Eigenthümlichkeiten des in einigen Niederländiſchen Provinzen geltenden Erbrechts zu widerlegen. Außerdem machte er bemerklich, daß die Spanier die Mitgift ſeiner Gemahlin nicht in den verſprochenen Friſten bezahlt hätten wodurch alſo

der ganze damalige Tractat gebrochen ſey. So elend nun ins beſondere jener aus den privatrechtlichen Gewohnheiten von Brabant und Malines hergeleitete Vorwand war, welche beſtimmten, daß bei einer zweiten Heirath des Vaters oder der Mutter die Kinder erſter Ehe den Beſitz an Grund und Boden mit Vorbehalt der Benutzung für den noch lebenden Theil der Eltern erben ſollten, rückte Turenne dennoch mit fünf und dreißigtauſend Mann, denen noch eine Reſervearmee von einigen zwanzigtauſend Kriegern folgte, im Mai 1667 in Flandern ein, während der Prinz Condé, deſſen Talente der König jetzt wieder zu gebrauchen dachte, bald darauf die Franche-Comté angriff. Die Spanier waren ohne alle Vorbereitung. Es fehlte an Geld, an geübten Truppen, an tüchtigen Anführern; auch von Deutſchland durfte man keine Hülfe erwarten, da Kaiſer Leopold gerade zu jener Zeit mit den unzufriedenen Ungern beſchäftigt war. So war es denn freilich den zahlreichen Franzöſiſchen Truppen ein Leichtes, einen großen Theil der Spaniſchen Niederlande im erſten Anlauf wegzunehmen, und die Eroberung der Franche-Comté machte keine größern Schwierigkeiten. Ludwig war bei der Belagerung von Lille und einigen andern Feſtungen zugegen und zog mit Gepränge in die eroberten Plätze ein. Noch glänzender war ſeine Rückkehr nach Paris, und von den Schmeichlern des Hofes umgeben fühlte Ludwig ſeinen Ehrgeiz vollkommen befriedigt. Einen großen weltgeſchichtlichen Ruhm ſuchte er ſo wenig, als er an weitreichende Eroberungszüge dachte, wofür ihn auch die nöthigen kriegeriſchen Gaben gefehlt hätten, obgleich er nicht ohne Muth war; ſeine Uebermacht zu zeigen und dann triumphirend zu den Feſten des ſtaunenden Hofes zurückzukehren, genügte ihm.

Von allen benachbarten Staaten waren vorzüglich die Holländer über die reißenden Fortſchritte Frankreichs in Sorgen; denn es mußte ihnen auf alle Weiſe lieber ſeyn, ein ſchwaches Spaniſches Gebiet zwiſchen ſich und Frankreich zur Scheidewand, als das letztere zum unmittelbaren Nachbarn zu haben, wie die Generalſtaaten aus demſelben Grunde auch ſchon im Jahr 1648 das Franzöſiſche Bündniß aufgegeben und auf ihre Hand Friede mit Spanien geſchloſſen hatten. Jetzt eröffneten ſie mit England und Schweden geheime Unterhandlungen, und ſchloſſen unter dem Namen der Tripelallianz mit beiden einen feſten Bund, kraft deſſen ſie ſich verpflichteten, zuerſt als Vermittler zwiſchen Frankreich und Spanien aufzutreten, nachher aber, im Fall ihre gütliche Dazwiſchenkunft fruchtlos ſeyn ſollte, Frankreich zur

See und zu Lande anzugreifen. Ludwig ſtutzte über die Kühnheit der Holländer; indeß war man eines Theils auf ſo viele Feinde nicht gefaßt, andern Theils glaubte man, durch die gewiſſe Ausſicht auf einen höchſt vortheilhaften Frieden die verhältnißmäßig geringen Anſtrengungen hinlänglich belohnt zu ſehen. Außerdem wirkte auch die Eiferſucht des Kriegsminiſters Louvois, eines Sohnes des Kanzlers Le Tellier, gegen Turenne, deſſen bereits ſchon bedeutendes Anſehen beim Könige durch neue Siege immer mehr wachſen mußte, auf eine friedliche Stimmung des Franzöſiſchen Cabinets ein. So wurde am 2. Mai 1668 zu Aachen ein Vertrag unterzeichnet, zufolge deſſen Frankreich die Franche-Comté wieder an Spanien zurückgab; dagegen aber alle ſeine Eroberungen in den Spaniſchen Niederlanden, zwölf Städte, Dornik, Oudenarde, Ryſſel, Cortryck, Charleroi, Ath, Binch, Furnes, Bergues, Scarpe, Armentieres und Douai mit allen dazu gehörigen Aemtern und andern Pertinenzien behielt.

Aber die Waffen ruhten nicht allzu lange. Wenige Monate nach dem Abſchluß des Aachener Friedens war im Rathe des Königs ſchon von neuen Eroberungsplanen die Rede. Louvois ſtellte vor, wie weit größerer Ruhm und Gewinn, als von den Spaniſchen, von der Eroberung der vereinigten Niederlande zu erwarten ſey. Dieſe ſeyen nicht nur der Sammelplatz aller Reichthümer der beiden Indien, ſondern auch der Markt von ganz Europa, und wenn man die Holländer mit allen ihren auswärtigen Beſitzungen zu Unterthanen hätte, würde man der ganzen übrigen Welt Geſetze vorſchreiben können. Ja, verbunden mit den Holländern würde es ſodann ein Leichtes ſeyn, die zwiſchenliegenden Belgiſchen Niederlande auch noch wegzunehmen, und gegen Oſten — ein lang genährter Wunſch der Franzoſen — die Grenze des Reichs bis an den Rhein auszudehnen. An Vorwänden konnte es nicht fehlen, da die Holländer ſich in den vorigen Krieg mit Spanien gemiſcht und dem Könige zwei mächtige Feinde erregt hatten. Außerdem wurde mit heuchleriſchen Trugſchlüſſen angeführt, daß den Holländern ſelbſt durch die Vereinigung mit Frankreich mehr Gewinn als Nachtheil erwachſen würde, indem ſie der unaufhörlichen inneren Unruhen zwiſchen Republikanern und Oraniſch Geſinnten endlich überhoben werden würden, die doch über kurz oder lang ihrer Freiheit ein Ende machen müßten; ihren Handel aber würden ſie unter Franzöſiſchem Scepter mit noch mehr Sicherheit betreiben können als zuvor. Zunächſt ſuchte ſich der König durch Bündniſſe zu ſtärken; gelang es

die Holländer allein und vereinzelt zu ſtellen, ſo konnte der Erfolg nicht zweifelhaft ſeyn. Auch den Folgen der Aufregung und Entrüſtung, welche ſo fortgeſetzte willkürliche Eingriffe in den rechtmäßigen Beſitzſtand der Staaten hervorrufen mußten, glaubte man auf dieſem Wege am beſten zuvorzukommen. Sofort begannen Unterhandlungen der umfaſſendſten Art. Mit leichter Mühe wurde der Kurfürſt Maximilian Heinrich von Köln, ein Prinz aus dem Baieriſchen Hauſe, durch ſeinen Miniſter, den Fürſten Wilhelm von Fürſtenberg, gewonnen, um durch deſſen Land einen Weg nach Holland zu haben, ohne die Spaniſchen Niederlande berühren zu dürfen; der Biſchof von Münſter, Bernhard von Galen, ſchon früher in Streit mit den Holländern begriffen, weil dieſe die Bürgerſchaft ſeiner Stadt, mit der er wegen Beeinträchtigung ihrer Freiheiten zerfallen war, unterſtützt hatten, verſprach Hülfstruppen. So verblendet, ſo uneingedenk ihrer heiligſten Pflichten gegen das Vaterland handelten deutſche Reichsfürſten, daß ſie eine ſchon an ſich überlegene feindliche Macht in ihren Eroberungsplanen gegen die Niederlande unterſtützten, deren Gelingen zugleich den Verluſt ihrer eigenen Freiheit ſo wie der des geſammten Deutſchlands herbeiführen mußte. Der Herzog Johann Friedrich von Hannover, ja ſelbſt Chriſtian von Meklenburg-Schwerin ſagten dem König von Frankreich zahlreiche Hülfstruppen zu; Braunſchweig, Baiern, die Pfalz und Würtemberg verſprachen neutral zu bleiben. Sogar am kaiſerlichen Hofe fand Franzöſiſches Geld Eingang; Fürſt Lobkowitz, der erſte Miniſter Kaiſer Leopolds, des Nachfolgers Ferdinands III., ſchloß einen geheimen Freundſchaftsbund mit Frankreich. Auch Spanien, mit dem Kaiſer und den deutſchen Ständen zunächſt betheiligt, wußten die diplomatiſchen Künſte der Franzöſiſchen Abgeſandten zu beſchwichtigen. Noch wichtiger war der Gewinn der Theilnehmer an der Tripelallianz. Noch eben mit den Niederlanden verbündet, erklärte ſich Schweden bereit, für 600,000 Thaler jährlicher Subſidien ein Heer von ſechzehntauſend Kriegern in Pommern und Bremen bereit zu halten, um jeden Reichsſtand, der ſich etwa zur Unterſtützung der Holländer rüſten ſollte, durch eine Ueberziehung ſeines Gebiets im Zaum zu halten. Mit England waren gleich nach dem Aachener Frieden geheime Unterhandlungen angeknüpft worden, bei denen Karl II., ungewarnt durch die gewaltigen Ereigniſſe der nächſten Vergangenheit ſeines Reiches, unumwunden erklärte, er wünſche mit Ludwig in engere Verbindung und Freundſchaft zu treten. Zugleich entſchuldigte er ſein

Benehmen bei der Tripelallianz, welches allein ſeinem damaligen Botſchafter im Haag beizumeſſen wäre. Karls Abſicht war nämlich, zum katholiſchen Glauben überzutreten und den Kampf gegen die ſtändiſchen Gerechtſame ſeines Volkes im Intereſſe des Abſolutismus wieder aufzunehmen. Der unglückliche Ausgang ſeines Vaters hatte ihm gezeigt, daß die Kräfte der Engliſchen Krone hiezu allein nicht ausreichten, deshalb war er bemüht, ſich frühzeitig mächtige und nahe gelegene Bundesgenoſſen zu verſchaffen; und die Handelseiferſucht, welche ſeine Unterthanen gegen die Niederländer hegten und die ſchon während ſeiner Regierung zu einem zweiten Kriege beider Staaten geführt hatte, ließ ihn hoffen, daß das mit Frankreich gegen Holland geſchloſſene Bündniß vorläufig die Geſinnung des Volkes nicht verletzen werde. Ludwig ging mit Freuden auf ſeine Anträge ein, welche ihm den Beiſtand der kriegsbewährten Seemacht jenes Reiches verhießen, vornehmlich da er ſich auf ſeine eigene neugebildete Flotte noch nicht verlaſſen zu dürfen glaubte. Karl II. erhielt das Verſprechen von 350,000 Pfund Subſidien und des Beſitzes der Provinz Seeland bei der bevorſtehenden Theilung der vereinigten Staaten.

Umfaſſendere Vorbereitungen hatte die Politik noch niemals zu einer Unternehmung getroffen, geſchweige denn gegen einen ſeinem äußeren Gebiete nach ſo unbedeutenden Staat. Auch im Inneren Frankreichs ſorgte die thätige und kräftige Verwaltung, welche Ludwig unter ſeinen Augen ausbildete, für alle Bedürfniſſe des Krieges im reichlichſten Ueberfluß, und dieſelbe Macht, welche die Niederlande einſt in ihrer Empörung gegen die Spaniſche Krone unterſtützt hatte, rüſtete ſich jetzt aus allen Kräften zu deren Untergang, und ſah ſich von der verkehrten Politik ganz Europas in dieſem Beginnen unterſtützt oder doch nicht gehemmt. Werfen wir nun auch einen Blick auf den Zuſtand des Staates, gegen welchen alle dieſe Anſtalten gerichtet waren.

Wir haben die Darſtellung der Niederländiſchen Verhältniſſe beim Ende des erſten Krieges der Republik gegen England abgebrochen. Kurze Zeit darauf wurden die Holländer zum Schutze ihres Oſtſeehandels in einen Kampf gegen Schweden verwickelt. Karl Guſtav, der Nachfolger Chriſtinens auf dem Schwediſchen Throne, bekriegte, in der Abſicht die von Guſtav Adolf begonnenen Entwürfe fortzuſetzen, Polen und Dänemark; und da die Unterwerfung beider Reiche dem bedeutenden Handel der Niederlande mit den Oſtſeeküſten ein Ende gemacht haben würde, ſandten die Generalſtaaten (1656) eine Beſatzung nach

Danzig, um dieſe Stadt gegen Karl Guſtavs Angriff zu vertheidigen; im zweiten Jahr darauf erſchien auch eine Holländiſche Flotte im Sunde, ſchlug die Schwediſche Seemacht und brachte Verſtärkungen nach Kopenhagen (1658). Da der König ſich dennoch den Forderungen Englands, Frankreichs und der Niederlande, alsbald Frieden zu ſchließen, nicht fügen wollte, führte Ruyter ſiebzig Kriegsſchiffe durch den Sund und blokirte die Schwediſche Flotte in Landscrona. Bald darauf machte Karl Guſtavs Tod dieſen Kämpfen, auf die wir in der nordiſchen Geſchichte zurückkommen werden, ein Ende. Die Angelegenheiten der Republik wurden damals von dem ſtaatsklugen Rathspenſionar Johann de Witt mit Entſchloſſenheit und Einſicht geleitet. Wie Oldenbarneveld ſtand er an der Spitze der ariſtokratiſchen, antioraniſchen Partei, welche ſeit dem Tode Wilhelms die Oberhand hatte (o. S. 102). Doch fehlte es nicht an Beſtrebungen der Gegner. In Gröningen, Seeland und Oberyſſel, wo die Anhänger der Oranier beſonders zahlreich waren, kam es ſogar zu blutigen Auftritten. Höher ſtiegen die Ausſichten der ſtatthalteriſchen Partei, deren Hoffnungen damals einzig und allein auf Wilhelms II. nachgebornem jetzt zehn Jahr altem Sohn beruhten, als Karl II., deſſen Oheim, den Thron von England beſtieg, der überdies die Ariſtokraten Hollands, welche ihn während ſeines Exils in ihrem Lande vollkommen unbeachtet gelaſſen hatten, perſönlich haßte. Dieſer Stimmung Raum zu geben, fand Karl in kurzem Gelegenheit. Die Engländer hatten mehrere kleine Niederlaſſungen auf der Küſte von Guinea angelegt, denen die Holländer, um den dortigen Handel mit Negern und Goldſtaub auch für die Zukunft allein betreiben zu können, durch ihre überwiegende Macht und ihren Einfluß bei den einheimiſchen Stämmen in jeder Weiſe zu ſchaden ſuchten. Um ſich gegen dieſe Nachtheile zu ſichern, rüſtete die kürzlich in England errichtete Afrikaniſche Compagnie mehrere Kriegsfahrzeuge aus, und ließ die Holländiſchen Forts auf Guinea mitten im Frieden wegnehmen. Hiermit nicht zufrieden, ſegelte der Engliſche Befehlshaber Sir Robert Holmes über den Atlantiſchen Ocean, eroberte mehrere Beſitzungen der Republik in Nordamerika und nannte deren Hauptſtadt ſtatt Neu-Amſterdam, zu Ehren des Lord Admirals von England (o. S. 286), New-York (1664). Schnell entſchloſſen gab der Rathspenſionar dem Admiral de Ruyter Befehl, die Afrikaniſchen Forts wieder wegzunehmen, was dieſer berühmte Seemann mit ſeiner gewohnten Kühnheit und Schnelligkeit ausführte, und dieſen erſten Feindſeligkeiten folgte ein ſtrenges

Verbot aller Engliſchen Fabrikate von Seiten der Niederlande. Hierauf erklärte Karl am 14. März 1665 den Generalſtaaten förmlich Krieg, deſſen Beginn für die Republik höchſt ungünſtig war. Der Herzog von York, der die Zurüſtungen in England mit großem Eifer betrieben hatte, ging im April mit neun und neunzig Kriegsſchiffen in See und traf auf der Höhe von Loweſtoff, einer Engliſchen Küſtenſtadt, die Holländiſche Flotte unter dem Admirallieutenant Waſſenaar, die etwa eben ſoviel Segel zählte. Nach einem vierſtündigen Gefecht fing das Holländiſche Admiralſchiff Feuer, und ſprengte Waſſenaar mit fünfhundert Seeleuten in die Luft, worauf ſich die Holländer mit Verluſt von achtzehn Schiffen zurückziehen mußten. Die Generalſtaaten ſchrieben dieſe ſehr bedeutende Niederlage dem ſchlechten Benehmen mehrerer Schiffsführer zu, die alsbald vor Gericht geſtellt wurden. Drei derſelben wurden zum Tode verurtheilt, ſechs andern die Degen zerbrochen. Schon wollte die Unzufriedenheit der Oraniſch Geſinnten gegen de Witt nach jenem Unfall offen ausbrechen, als de Ruyter aus Afrika zurückkehrte, und die außerordentliche Thätigkeit des Großpenſionars die Flotte in acht Wochen neu bemannte, ausbeſſerte und wieder auf drei und neunzig Fahrzeuge brachte, welche er ſelbſt das Senkblei in der Hand durch eine bisher für unbefahrbar gehaltene Oeffnung zwiſchen Holland und Texel aus der Zuiderſee ins Nordmeer führte. Um die Oraniſche Partei einigermaßen zu befriedigen, bewirkte er zu gleicher Zeit einen Beſchluß der Generalſtaaten, welcher den jungen Wilhelm zum Kinde des Staats erklärte, der ſeine Erziehung zu Kriegs- und Friedensämtern übernehmen werde. Zu einem größeren Seetreffen kam es erſt wieder im folgenden Frühjahr, als ſich Ruyter und Monk, jetzt zum Herzog von Albemarle erhoben, am 11. Juni bei Foreland begegneten. Die überwiegende Anzahl der Holländiſchen Schiffe erfocht nach einem vier Tage hindurch fortgeſetzten Kampf einen glänzenden Sieg, der den Engländern drei und zwanzig Fahrzeuge und ſechstauſend Mann koſtete. Bei einem zweiten Zuſammentreffen am 4. Auguſt blieben die Engländer im Vortheil, weil Cornelis Tromp, der Sohn des berühmten Martin Harpertszoon, ſich mit ſeiner Abtheilung zu weit vorwagte und dadurch von der Hauptflotte abgeſchnitten wurde. Das Vordringen der Engländer bis an die Holländiſche Küſte und in die Vlieſtraße, wo ſie hundert funfzig Kauffahrer verbrannten, waren die Folgen dieſes Unglücks; aber de Witt ſchwur das Schwert nicht in die Scheide zu ſtecken, bis er

Rache für dieſe Verluſte genommen. Dieſe zu vollführen erſchien Ruyter im Juni des nächſten Jahres unerwartet mit ſeiner Flotte an der Mündung der Themſe, und drang trotz aller auf den Ufern errichteten Batterien und Forts bis nach Upnor Caſtle den Fluß hinauf, wobei er den Engländern acht ihrer größten Schiffe nahm; dreizehn andere hatten ſie ſelbſt vernichtet. Dies kühne Unternehmen, die fortdauernde Blokade der Themſe und der ſüdlichen Häfen Englands beſchleunigte den Abſchluß der ſchon zu Breda begonnenen Unterhandlungen, um ſo mehr als ſich Karl II. überzeugt hatte, daß die Abſicht, in welcher er den Krieg unternommen, die Erhebung des Prinzen von Oranien, dadurch auf keinen Fall erreicht würde.

Befeſtigt in ihrer Macht und in ihrem Anſehen, ja mit Vortheil, ging die Republik aus dieſem gefährlichen Kampfe, denn wenn auch Neu Niederland an Karl abgetreten werden mußte, ſo behielten die Generalſtaaten dafür Surinam, welches ſie im Laufe des Krieges erobert, und die Navigationsacte wurde für ihren Handel dahin beſchränkt, daß ſie auf Deutſche Producte, welche in Holland den Rhein hinab oder zu Lande eingeführt worden ſeyen, keine Anwendung finden ſolle. Die Freude und das Vertrauen auf die eigene Kraft, welche dieſe glückliche Beendigung des Krieges überall verbreitete, benutzte de Witt, um das ſogenannte immerwährende Edict bei den Ständen Hollands durchzuſetzen, welchem gemäß der Generalcapitän der See- und Landmacht zugleich nie wieder Statthalter ſeyn dürfe, zwei Würden, welche die Oranier bisher in ihren Perſonen vereinigt hatten (o. S. 90). Obgleich dieſes Edict in den übrigen Provinzen, wo die Oraniſche Partei ſtärker war, bedeutenden Widerſpruch erregte, ſo gelang es der geiſtigen Ueberlegenheit des Rathspenſionars dennoch, im Jahre 1670 die ſogenannte Acte der Harmonie zu Stande zu bringen, welcher ſämmtliche Landſchaften beitraten. Sie beſtimmte, gegen den Beſchluß der Generalſtaaten von 1651, daß die Statthalterſchaft in den Niederlanden wiederum ins Leben treten könne, aber nur unter der Bedingung der Trennung dieſer Würde vom Generalcapitanat. Hierdurch ſchienen dem Rathspenſionar die künftigen Statthalter hinreichend beſchränkt, und die Gefahr, welche der Verfaſſung von dem Mißbrauche der Gewalt eines mächtigen Hauſes drohen könne, für immer abgewendet.

So ſtanden die Sachen, als Ludwig ſeine Vorbereitungen zur Vernichtung der Republik machte. Prinz Wilhelm hatte das ein und

zwanzigſte Jahr erreicht, und die Oraniſch Geſinnten wünſchten bei dem drohenden Kriegswetter ein Oberhaupt aus dem geliebten Fürſtenhauſe an der Spitze des Staates zu ſehen. De Witt wußte auch diesmal deſſen Anſtellung als Generalcapitän auf Lebenszeit, wie ſeine Anhänger verlangten, zu hintertreiben; er wurde nur für den bevorſtehenden Feldzug zum Anführer des Heeres ernannt. Trotz ſeiner Jugend zeigte der Prinz eine Strenge und einen Ernſt der Gemüthsart, eine Verachtung des Prunkes und alles weichlichen Weſens, welche ungewöhnliche Eigenſchaften in ihm vermuthen ließen und die Erwartungen ſeiner Anhänger, daß Muth und Klugheit ſeiner Ahnen auch auf ihn übergegangen ſeyen, nicht zu täuſchen ſchienen. Aber dennoch war er ohne alle kriegeriſche Vorbereitung und Erfahrung, und was noch ſchlimmer war, die Landmacht der Republik befand ſich, weil der Rathspenſionar und die ariſtokratiſche Partei ihre Aufmerkſamkeit nur auf die Flotte gewendet hatten, in einem gänzlichen Verfall. Kaum zwanzigtauſend Mann ungeübte Krieger konnte man zuſammenbringen. Auch nach Verbündeten ſahen ſich die Generalſtaaten vergebens um. Die Deutſchen Reichsfürſten beharrten auf den verkehrten Wegen, die ſie eingeſchlagen hatten, obgleich ein gerade damals eintretendes Ereigniß vollkommen geeignet war, ihrer ſtrafbaren Verblendung ein Ende zu machen.

Der Herzog von Lothringen, Karl IV., von Frankreich während des dreißigjährigen und des folgenden Spaniſchen Krieges ſo hart bedrängt und nur durch die Anſtrengungen des Madrider Cabinets vor dem ſchon damals drohenden Franzöſiſchen Joche gerettet, unterhandelte jetzt mit den Generalſtaaten über ein Bündniß. Ein willkommener Vorwand für Ludwig, durch ſeine bereitſtehenden Truppen das ihm wohlgelegene Land, welches die Verbindung der alten Gebietstheile mit den neuen Franzöſiſchen Beſitzungen im Elſaß herſtellte, im tiefſten Frieden, mit der Erklärung, daß der allerchriſtlichſte König Lothringen fortan in ſeinen Schutz nehme, im Fluge überfallen und beſetzen zu laſſen. Der Herzog rettete ſich mit Mühe vor der Gefangenſchaft. Dennoch erkannte von allen Deutſchen Fürſten nur ein einziger die Gefahren, welche dem Vaterlande von Frankreichs ſchnell anwachſender Uebermacht drohten. Es war Friedrich Wilhelm, Kurfürſt von Brandenburg. Wie er ſich früherhin ſchon allen Unterhandlungen und gleißneriſchen Verſprechungen, mit denen die Franzoſen bereits ſeit dem Abſchluß des Weſtphäliſchen Friedens die einzelnen Deutſchen Stände zu

ungarnen und in ihr Netz zu ziehen bemüht waren, mit Feſtigkeit widerſetzt hatte, ſo ſcheiterten auch jetzt alle Ueberredungskünſte. Vergebens bot man ihm bei der Theilung der Niederlande die an Cleve grenzenden Provinzen Geldern und Zütphen; überdies war er der Oheim Wilhelms von Oranien (Friedrich Heinrichs Tochter war ſeine Gemahlin); ſeine Weſtphäliſchen Beſitzungen grenzten an das Gebiet der Generalſtaaten, und ſeine geſunde Einſicht ſagte ihm zu deutlich, was er ſelbſt nach der Unterwerfung Hollands zu erwarten habe. So ſchloß er am 26. April 1672 zu Berlin einen Vertrag mit der Republik, in welchem er derſelben 20,000 Mann Hülfstruppen verſprach, die die Holländer zur Hälfte unterhalten ſollten.

Dieſes verhältnißmäßig unbedeutende Heer, welches erſt aus weiter Entfernung herbeigeführt werden mußte, verbunden mit ihren eigenen Truppen und einer anſehnlichen Flotte, waren alle Kräfte, welche die vereinigten Staaten der furchtbaren Macht Ludwigs und ſeiner Bundesgenoſſen entgegenzuſetzen im Stande waren. Schon war am 7. April 1672 die Franzöſiſche Kriegserklärung erfolgt, bald darauf erging auch die Engliſche. Noch in demſelben Monat erſchien der König mit ſeinem Bruder, umringt von prächtigen Garden und von dem Kern des Franzöſiſchen Adels, an der Spitze von hundert und zwölftauſend Mann, an der Holländiſchen Grenze. Von Köln und Münſter aus ſetzten ſich zwanzigtauſend Deutſche in Marſch. Louvois war ſelbſt überall gegenwärtig; Condé und Turenne führten die Heere; Vauban, der erſte Ingenieur ſeiner Zeit, ſollte die Belagerungsanſtalten leiten, und ein anderer trefflicher Artilleriſt, Martinet, führte die erſten Pontons, ſeine Erfindung, dem Heere nach, das, gleichfalls auf ſeinen Vorſchlag, zum Theil mit Bajonettgewehren verſehen worden war. Furcht und Schrecken ging vor dieſen Kriegern her, ſie ſelbſt aber jauchzten, und der König führte einen Geſchichtſchreiber (Peliſſon) mit ſich, zum Augenzeugen ſeiner bevorſtehenden Heldenthaten.

Der erſte Stoß des furchtbaren Koloſſes erſchütterte die Gemüther am meiſten. Eine Anzahl kleiner Holländiſcher Städte ward in größter Schnelligkeit weggenommen; Maſtricht ließen die Franzoſen liegen, Weſel leiſtete keinen Widerſtand. Am 12. Juni ſetzte der König bei Tolhuis ohne Schwierigkeit über den Rhein, und wollte in das Herz des Landes eindringen. Prinz Wilhelm mußte ſich zurückziehen, die Fortſchritte der Franzoſen waren reißend, am 20. Junius ging ſchon Utrecht bald darauf Naarden über. Overyſſel, durch Bernhard von

Munſter erobert, ſagte ſich von der Union los, um unter des Biſchofs Hoheit wieder zum Deutſchen Reiche zu treten; die Franzöſiſchen Vortruppen ſtanden bereits auf dem Boden der Provinz Holland. Aber die zahlreichen Städte, die ſich ergaben, ſchwächten das Hauptheer durch die Beſatzungen, die man darin laſſen mußte. Condé rieth daher, ſie zu ſchleifen und unaufhaltſam nach Amſterdam vorzudringen. Geſchah dies, ſo war Holland verloren. Aber Louvois glaubte auch ſo ſchon immer ſicher genug zu gehen; der König ſelbſt zauderte, und ſo unterblieb die Ausführung dieſes wichtigen Vorſchlags. Fünf Franzöſiſche Dragoner, die nach Beute umherſtreiften, kamen an das Thor von Muiden, drei Meilen von Amſterdam, wo ſich die Schleuſen befinden, durch deren Oeffnung die Fluthen der Vecht über die ganze Landſchaft geleitet werden können. Erſchrocken brachte der Magiſtrat ihnen die Schlüſſel, ſie warfen dieſelben übermüthig in den Stadtgraben, und ritten zurück. Bald darauf, als die Franzoſen die Wichtigkeit des Orts erfuhren, ſandten ſie eine Abtheilung hin um ſich deſſelben zu bemächtigen, aber es war zu ſpät; Johann Moritz von Naſſau (S. 98) hatte ſich mit einer kleinen Schaar in die Stadt geworfen, und bald war nun die ganze Gegend in einen See verwandelt. Dennoch war die Republik in der größten Muthloſigkeit, die Gewerbe ſtanden ſtill, die Läden waren geſchloſſen, in den Kirchen drängten ſich zitternde Schaaren, mit angſtvoll erhobenen Händen um Rettung und Erbarmen zum Himmel flehend. Der Unwille des großen Haufens wandte ſich gegen den Rathspenſionar, und als dieſer nun in der höchſten Noth durch Peter de Groot (einen Sohn des berühmten Hugo) Unterhandlungen mit Frankreich verſuchte, und Alles bot, was nur irgend mit ſeines Vaterlandes Ehre beſtehen konnte, gelang es ſeinen Gegnern mit leichter Mühe, das unwürdige Gerücht unter das Volk zu ſtreuen, de Witt ſey mit den Franzoſen heimlich einverſtanden und wolle die Republik dem Feinde verkaufen. Lieber Franzöſiſch als prinzlich, ſollte er geſagt haben. So ſtieg der Zorn des Volkes immer höher. Als de Witt in der Nacht zum 22. Junius aus der Verſammlung der Generalſtaaten heimkehrte, ward er von vier Meuchelmördern überfallen, doch ſeine tapfere Gegenwehr rettete ihm das Leben. Indeß war dieſes Ereigniß nur das Vorſpiel zu allgemeinern Angriffen. Das Volk, meiſt Oraniſch geſinnt, erzwang die Aufhebung des immerwährenden Edicts, und Wilhelm III. ward am 2. Julius von den Generalſtaaten zum lebenslänglichen Statthalter von Holland und

Seeland, der beiden einzigen vom Feinde damals nicht beſetzten Provinzen, ernannt *). Nicht zufrieden mit dieſem Siege, ruhten die Gegner de Witt's nicht, das Volk gegen dieſen edlen Patrioten, deſſen frühere Staatsverwaltung für die Niederlande ſo bedeutende Früchte getragen hatte, noch heftiger aufzuregen. Vergebens legte der Penſionar unter dieſen Umſtänden ſeine Stelle nieder (4. Auguſt), der Haß der Verblendeten kannte keine Grenzen. Als ein kundiger Böſewicht, Namens Tichelaar, ſich rühmte, von dem eben ſo rechtſchaffenen Bruder des Großpenſionars, Cornelis de Witt, durch Geldverſprechungen zur Ermordung des Prinzen von Oranien verſucht worden zu ſeyn, ließ der Hof von Holland ihn einziehen, im Haag gefangen halten und den würdigen ſchuldloſen Mann viertehalb Stunden lang auf eine barbariſche Weiſe foltern. Kaum hatte er mit Heldenmuthe unter fortdauernden Betheuerungen ſeiner Unſchuld die entſetzliche Marter überſtanden, als der bethörte und wüthende Pöbel ihn und ſeinen Bruder, den man unter dem Vorwande, der Gefangene wünſche ihn zu ſprechen, herein gelockt hatte, mit Gewalt aus dem Gefängniſſe riß, beide mit Schlägen, Stößen, Stichen und Schüſſen tödtete, und an den Leichnamen den abſcheulichſten Muthwillen übte (20. Auguſt). Die Stände von Holland verlangten Unterſuchung und Beſtrafung der Mörder, allein der neue Statthalter wußte dies zu verhindern, und jener Mann, der Cornelis de Witt des Mordverſuches angeklagt und den Pöbel bei der Blutthat angeführt hatte, erhielt ſogar von ihm ein Jahrgehalt; ein unauslöſchlicher Schandfleck im Leben des Prinzen, der hierdurch, de Witt gegenüber, nicht viel ſchuldloſer erſcheint als ſein Ahnherr Moritz bei der Verhaftung und dem Proceß Oldenbarneveldts. Darauf wurde Wilhelm von der Deputation der Generalſtaaten (ſ. o.) bevollmächtigt, ſämmtliche Anhänger de Witt's aus der Zahl der Beamten und der ſtädtiſchen Magiſtrate zu entfernen. Wie gewaltſam dieſe Umwälzung auch war, ſo hatte ſie für die Zuſammenfaſſung und Einheit der Staatsgewalt dennoch zunächſt höchſt günſtige Folgen, da die innere Zerriſſenheit bisher alle Maßregeln gegen den Feind geſchwächt und vereitelt hatte.

Von einem Vergleich mit Frankreich war nicht mehr die Rede, vielmehr war Wilhelm von Oranien feſt entſchloſſen, ſich mit ſeinen Kriegern,

*) Späterhin wurden auch Utrecht und Geldern, die ſich den Franzoſen faſt ohne Schwertſtreich ergeben hatten, ſo wie Overyſſel wieder in die Union aufgenommen.

denen er ſeinen Heldengeiſt mitgetheilt hatte, bis auf den letzten Augenblick zu vertheidigen, und auf den ſchlimmſten Fall hielten die reichſten Familien Amſterdams eine Anzahl Schiffe bereit, um ſich mit ihren Schätzen nach Oſtindien einzuſchiffen und die hier vernichtete Republik in jenen andern Welttheil hinüber zu pflanzen. Aber es kam ſo weit nicht. Der Augenblick der größten Gefahr war bereits vorüber; der tapfere Widerſtand Gröningens hielt die Biſchöfe von Münſter und Köln lange Zeit in ihrem Vordringen auf und ſchwächte ihre Truppen. In Holland hatte man das ganze Land vermittelſt Durchgrabung der Dämme, welche die Fluthen der Yſſel, des Rheins, des Leck und der Merve zuſammenhalten, unter Waſſer geſetzt, was in den frühern Monaten wegen großer Trockenheit nicht vollſtändig hatte gelingen wollen; nur fünf Verbindungswege, auf denen die Truppen der Republik vertheilt waren, blieben offen. Dazu kam, daß die erwartete Mitwirkung zum Angriff durch die Landung der Engliſchen Flotte auf Seeland ausblieb. Schon am 28. Mai war Ruyter mit 91 Schiffen in der Southwoldbai zwiſchen Harwich und Yarmouth auf die verbündete Engliſche und Franzöſiſche Flotte unter dem Herzog von York geſtoßen, welche 130 Segel zählte. Die Schlacht währte den ganzen Tag, und der Herzog von York mußte, nachdem zwei Schiffe unter ihm in den Grund geſchoſſen waren, ſeine Flagge zum dritten Male auf dem Linienſchiff die Stadt London aufpflanzen. Solche Ausdauer nöthigte die Holländer am Abend zum Rückzug. Aber auch die feindliche Flotte bedurfte der Ausbeſſerung. Erſt im Julius konnten wieder neunzig Schiffe mit einigen tauſend Mann Landtruppen an Bord in See gehen. Das Commando führte der uns aus dem Engliſchen Bürgerkriege bekannte Prinz Rupert. Aber die Natur ſelbſt that ein Wunder zu Hollands Rettung. An eben dem Tage, da er mit Hülfe der Fluth im Texel landen wollte (23. Jul. 1672), dauerte die Ebbe, ſtatt ſechs, zwölf Stunden, und ein darauf folgender heftiger Sturm trieb ihn weit in die hohe See zurück. Er mußte wiederum in den Engliſchen Häfen Zuflucht ſuchen. Ludwig ſelbſt, dem das unbequeme Kriegsleben auf die Dauer nicht behagte, war bereits nach Verſailles zu ſeinen Buhlerinnen zurückgekehrt, von ſeinem Hofe als ein zweiter Alexander begrüßt und gefeiert.

Indeß näherte ſich auch der Kurfürſt von Brandenburg dem Schauplatze des Krieges. Die Abſicht, den Kaiſer für die Niederlande zu gewinnen, hatte ihn längere Zeit aufgehalten. Schon glaubte er

ſeinen Zweck erreicht zu haben, als Leopold, erſchreckt durch die raſchen Fortſchritte der Franzoſen, 12,000 Mann unter dem Grafen Montecuculi „zur Aufrechthaltung der Reichsfreiheit und der Niederländiſchen Republik" zu den Brandenburgiſchen Kriegsvölkern ſtoßen ließ; allein er wußte nicht, daß der kaiſerliche Befehlshaber geheimen Befehl hatte kein Treffen zu wagen. Ueberhaupt ſollte dieſer die Waffen nur zeigen, nicht gebrauchen. In dieſem Sinne beſtand Montecuculi darauf, ſtatt, wie der Kurfürſt verlangte, den Marſch gleich nach Weſtphalen zu richten, ſich nach der Moſel zu wenden, um von hier aus die Verbindungen und den Rücken der Franzoſen zu bedrohen. Aber der Erzbiſchof von Trier weigerte den Verbündeten den Durchmarſch aus Furcht vor den Franzoſen, und da man nun den Weg durch das Mainziſche nehmen wollte, zeigte der Kurfürſt, Johann Philipp von Schönborn, Briefe von Lobkowitz, nach welchen den Truppen der Uebergang über den Rhein gar nicht geſtattet werden ſollte, weil der Kaiſer wider ſeinen Willen zu Marſchbefehlen getrieben worden ſey. So mußte man nothgedrungen zurückgehen, um durch Heſſen nach Weſtphalen zu gelangen. Durch ſo viel nutzloſes Hin- und Herziehen entkräftet und erſchöpft, gelangte das Heer endlich an den Niederrhein. Trotz dem zwang deſſen Ankunft die Franzoſen dennoch ihr ſchon durch zahlreiche Beſatzungen geſchwächtes Heer noch mehr zu theilen. Nachdem Turenne mit 20,000 Mann über Weſel dem Kurfürſten entgegengegangen war, glaubte Wilhelm von Oranien gegen die Uebrigbleibenden ſchon angriffsweiſe verfahren zu können und machte noch im December einen Angriff auf Charlerοi, der indeß mißglückte. Zu derſelben Zeit ſetzte der eintretende Froſt die Provinz Holland auf einige Tage noch einmal in Gefahr, denn der Marſchall von Luxemburg, den der König in Utrecht zurückgelaſſen hatte, hatte einen Theil der Franzöſiſchen Truppen mit Schlittſchuhen verſehen, und wollte auf der Eisfläche, welche die ganze Gegend bedeckte, Leiden und Haag überfallen. Aber ein plötzlich eintretendes Thauwetter zwang ihn auf halbem Wege wieder umzukehren, und im Zorn über das Mißlingen des ſchönen Plans erlaubte er ſeinen Soldaten, einige reiche Dörfer auszuplündern und die Einwohner zu ermorden.

Um dieſe Zeit zeigte ſich auch Spanien geneigt, den Holländern zu helfen, weil man ſich nicht länger verbergen konnte, daß die Vernichtung der Republik durch Frankreich den Verluſt aller noch übrigen Beſitzungen der Spaniſchen Krone in den Niederlanden nach ſich ziehen

müsse; auch der Kaiser schien auf ernstlichere Unterstützung als im vergangenen Jahre zu denken, und forderte das Reich, dessen Neutralität von den Franzosen mehrfach verletzt worden war, zur Kriegserklärung auf. Ehe indeß diese Unterhandlungen, die erst im Frühjahr begannen, zum Abschluß gediehen waren, stand Ludwig noch stärker gerüstet als im vorigen Jahre im Felde. Die Hauptarmee, bei der sich der König selbst befand, unternahm, von Condé geführt, zuerst die Belagerung von Mastricht; zwanzigtausend Mann befanden sich bei den Truppen der Bischöfe von Köln und Münster, welche gegen den Kurfürsten von Brandenburg operiren sollten; mit einem eben so starken Heere fiel der Herzog von Orleans in die Spanischen Niederlande ein, um allen etwa von hier drohenden Feindseligkeiten zuvorzukommen; Turenne sollte nach Zurückwerfung der Brandenburger mit vierzigtausend Mann rheinaufwärts rücken und die Reichsfürsten durch ein furchtbares Beispiel von allen Kriegsgedanken zurückschrecken. Bedrängt durch die ihm an Zahl weit überlegenen feindlichen Abtheilungen, ohne Geld, da die von der Republik versprochenen Subsidien ausblieben, und in augenscheinlicher Gefahr, seine Westphälischen Länder ganz zu verlieren, glaubte Friedrich Wilhelm für den Augenblick der Uebermacht weichen zu müssen und schloß am 6. Juni mit den Franzosen zu Vossem unweit Lüttich, wo sich Ludwig damals aufhielt, einen Frieden, in welchem er nur Wesel und Rees einbüßte. Dennoch verzagten die Holländer nicht. Wilhelm von Oranien ging allen Reichen mit einem schönen Beispiel der Vaterlandsliebe voran, indem er seine sämmtlichen Einkünfte zur Führung des Krieges hergab, und obgleich Mastricht am 1. Julius fiel, so hielt er doch das Vordringen der Franzosen auf Amsterdam durch die Wiedereinnahme und Vertheidigung von Naarden bis in den September auf. Da nahte bereits anderweitige Hülfe. Die Wegnahme Belgiens, welche der Herzog von Orleans ohne Kriegserklärung vollendet hatte, bewog Spanien endlich, am 30. August ein Bündniß mit den freien Niederlanden abzuschließen; an demselben Tage versprach auch der Kaiser der Republik gegen Subsidien dreißigtausend Mann Hülfstruppen. Die frechsten Verletzungen des Reichsgebiets hatten die Unschlüssigkeit Leopolds nach langem Kampfe überwunden. Deutsche Kaufmannsgüter auf dem Rhein waren ohne Umstände weggenommen worden, ein Französisches Corps besetzte das Erzbisthum Trier und eroberte die Hauptstadt nach einer vierzehntägigen Belagerung, zehn Reichsstädte im Elsaß wurden durch

den Marquis de la Feuillade wider alles Völkerrecht unter Franzöſiſche Botmäßigkeit gebracht, die Rheinbrücke bei Strasburg ward niedergebrannt, und die Befeſtigungen von Colmar und Schlettſtadt geſprengt. Auf die Nachricht von dem Abſchluß des Bündniſſes zwiſchen dem Kaiſer und der Republik brach Turenne nach Süddeutſchland auf, Städte und Dörfer ringsum verheerend und niederbrennend; ging über den Main, und nahm Heilbach und Mergentheim, um die Truppen Leopolds, welche ſich bei Nürnberg ſammelten, von einer Bewegung gegen Holland abzuhalten. Bei Ochſenfurt in Franken trafen die Heere auf einander, und es gelang Montecuculis kriegskünſtleriſcher Einſicht, ſeinen berühmten Gegner durch geſchickte Bewegungen die Zufuhr abzuſchneiden und Schritt vor Schritt zum Rückzuge über die Tauber, den Neckar und den Rhein zu nöthigen. Von dieſem Feinde befreit, eilte Montecuculi nach dem Niederrhein. Der Prinz von Oranien beſchloß bei ſeiner Annäherung ſein Vaterland durch einen kühnen Zug zu befreien. Nach Zurücklaſſung einiger Truppen in Holland ging er über Bergen op Zoom im Rücken der Franzöſiſchen Hauptarmee nach Flandern, vereinigte ſich zu Herentals mit den Spaniſchen Truppen, welche der Graf Monterey in den Niederländiſchen Provinzen zuſammengebracht hatte, ging bei Venlo über die Maas, und vereinigte ſich bei Andernach glücklich mit Montecuculi, worauf die Verbündeten, zuſammen gegen 50,000 Mann, die Belagerung von Bonn unternahmen, um den Franzoſen den Rückzug durch die kurfürſtlich-Köniſchen Lande abzuſchneiden. Dieſes kühne Unternehmen des Prinzen hatte den gewünſchten Erfolg; nach einem vergeblichen Verſuche Condés, Bonn zu entſetzen, entſchloß er ſich im November zum Rückzuge, um ſich auf der Linie von Dünkirchen, Mons, Namur und Metz mit Turenne in Verbindung zu ſetzen. Ganz Holland wurde geräumt, nur in Maſtricht blieb eine Beſatzung zurück, und die Franzoſen hatten von ihren Eroberungen in den Generalſtaaten keinen andern Gewinn als die Beute, die ſie ſich durch ihre furchtbaren Plünderungen verſchafft hatten. Ihr Rückzug war ſo eilfertig, daß ſie acht und zwanzigtauſend Holländiſche Kriegsgefangene den Mann für ſechs Livres frei ließen. Auch der Seekrieg dieſes Jahres endete zu Gunſten der Republik. Am 7. Junius trafen Ruyter und Cornelis Tromp mit zwei und funfzig Linienſchiffen und funfzehn Fregatten auf die Franzoſen und Engländer, deren Stärke achtzig Linienſchiffe und ſechzig kleinere Kriegsſchiffe betrug. Trotz ihrer Uebermacht konnten die Verbündeten,

welche der Prinz Rupert befehligte, nichts ausrichten, und eine zweite Schlacht an der Küste von Seeland warf die Engländer bis in die Themse zurück (14. Junius). Zum dritten Mal in See wollte der Prinz eine Landung bei Scheveningen versuchen, um den Haag durch Ueberfall wegzunehmen. Aber Ruyters Wachsamkeit verhinderte diesen Plan, und Rupert mußte nordwärts steuern. Am Helder erreichten ihn die verfolgenden Holländer (21. Aug.), die Küste war mit angstvollen Zuschauern bedeckt, welche ihre Rettung von der Tapferkeit ihrer Landsleute erwarteten. Ihre Hoffnung wurde nicht getäuscht; um sieben Uhr Abends wichen die Verbündeten.

Das folgende Jahr (1674) ließ sich noch schlimmer für Frankreich an. Seine Bundesgenossen, die Engländer, waren des Krieges müde, das Volk wünschte wohl das Uebergewicht der Englischen Flagge, aber nicht die Vernichtung der Niederlande, das Parlament klagte laut über das Französische Bündniß, und drohte die Minister in den Anklagestand zu versetzen. So mußte sich Karl zum Frieden entschließen (19. Febr. 1674) und war zufrieden, noch zwei Millionen Gulden für seine Kriegskosten von den Holländern zu erhalten. Auch Münster und Köln, nunmehr von den Kaiserlichen und dem Prinzen von Oranien in ihren eigenen Gebieten bedrängt, söhnten sich mit Holland aus. Endlich erfolgte im Juni 1674 auch die Kriegserklärung des Reiches gegen Ludwig, nach schwerfälligen Berathungen. Da indeß von den Contingenten der Fürsten zur Reichsarmee wie immer, so auch diesmal wenig zu erwarten war, schlossen die Holländer noch besondere Tractate mit mehreren Fürsten Norddeutschlands. Auch der Kurfürst von Brandenburg, der sich die Wiedereröffnung der Feindseligkeiten gegen Frankreich im Fall des Reichskrieges vorbehalten hatte, betrat den kaum vor einem Jahre verlassenen Schauplatz von Neuem und führte sechszehntausend Mann frischer Truppen herbei, deren Unterhaltung Spanien und Holland übernommen hatten.

Ludwig fürchtete die große Anzahl seiner Feinde nicht, denn er kannte die innere Schwäche der meisten verbündeten Mächte. Das Deutsche Reich hatte sich in seiner Gesammtheit seit Jahrhunderten ohnmächtig gezeigt; Spanien war entkräftet; am kaiserlichen Hofe hatte er einflußreiche Verbindungen, welche auch im vorigen Jahre Montecuculis Fortschritte gehemmt hatten. Drei Armeen wurden von Seiten Frankreichs ins Feld geführt. In der Mitte sollte Turenne nach Franken vordringen; auf dem rechten Flügel war Ludwig im Be-

griff ſelbſt die Franche Comté anzugreifen; auf dem linken befehligte der Prinz Condé das gegen die Niederlande beſtimmte Heer. Die Franche Comté ward ohne Mühe innerhalb ſechs Wochen erobert, nur Beſançon hatte einigen Widerſtand geleiſtet. In der Pfalz ließ Turenne furchtbare Verheerungen anrichten. Ohne Mittel zum Widerſtande ſah der Kurfürſt Karl Ludwig, der Nachfolger des unglücklichen Friedrichs V., von Manheim aus ſein Land ringsum in Flammen, und forderte voll innerer Empörung und Verzweiflung den feindlichen Feldherrn zum Zweikampf. Dieſer nahm indeß, wie es heißt, auf Befehl ſeines Herrn, dieſe Forderung nicht an. Endlich erſchien den Bedrängten zum Troſt der vertriebene Herzog Karl von Lothringen, der mit dem Kaiſer, den Niederlanden und Spanien zur Wiedereroberung ſeines Landes ein Bündniß geſchloſſen und einige tauſend Kriegsleute auf deren Koſten geworben hatte. Von 6000 Mann Reichstruppen unter dem General Caprara unterſtützt, hoffte er durch die Pfalz nach Nancy vorzudringen. Bei Sinzheim zwang ihn Turenne mit überlegenen Streitkräften zur Schlacht, und zerſtreute nach einem hartnäckigen Gefecht durch einen von ihm ſelbſt geführten Cavallerieangriff die Armee des Herzogs (16. Juni). Mit dem Reſt ſeiner Truppen ſtieß Karl zum kaiſerlichen General Bournonville, der mit Oeſterreichiſchen Regimentern und Reichstruppen 30,000 Mann ſtark in der Gegend von Speier über den Rhein ging, und durch ſeine Annäherung Turenne nöthigte, die Pfalz zu verlaſſen. Ohne die Ankunft des Kurfürſten von Brandenburg zu erwarten, der bereits mit zwanzigtauſend Kriegern im Anzuge war, folgte Bournonville den Franzoſen und griff Turenne am 4. October zwiſchen Holzheim und Enſisheim an, wobei er einige tauſend Mann ganz nutzlos opferte. Wenige Tage darauf verſtärkte das Eintreffen Friedrich Wilhelms die Kaiſerlichen in dem Maße, daß Turenne mit leichter Mühe zurückgeworfen worden wäre, wenn Uebereinſtimmung und Entſchloſſenheit im Deutſchen Lager geherrſcht hätten. Allein Bournonville widerſprach, nachdem er ſich einmal unbeſonnen ausgeſetzt, den Angriffsplanen des Kurfürſten und verwarf alle Vorſchläge deſſelben; die Brandenburger ſchrien über Verrath, und ſo geſchah es, daß die Verbündeten, nach zwei unglücklichen Gefechten bei Mühlhauſen und Türkheim (29. Dec. 1674 und 5. Jan. 1675), am Schluſſe des Feldzuges gezwungen wurden, ſchimpflich über den Rhein zurückzukehren. Dagegen focht der Prinz Condé minder ruhmreich und glücklich als Turenne in

den Niederlanden. Da das vereinigte Heer der Holländer, Spanier und Deutſchen gegen ſechzigtauſend Mann ſtark war, rieth der Prinz von Oranien dringend zu einem raſchen Einfall in Frankreich, aber der kaiſerliche Feldherr, Graf des Souches, folgte wiederum geheimen Befehlen des Fürſten von Lobkowitz, ſuchte jedes Treffen zu vermeiden, und hinderte wie Bournonville im Süden, auch hier jedes kräftige und entſchiedene Auftreten. Im Auguſt ſetzten ſich die Verbündeten gegen Charleroi in Bewegung, der Graf des Souches mit den Kaiſerlichen voran, die Holländer in der Mitte, die Spanier zuletzt, alle durch große Zwiſchenräume getrennt. Dieſen Augenblick benutzte Condé, um ſich mit ſeiner ganzen Macht, 40,000 Mann, auf den Nachtrab zu werfen. Die Spanier wurden überwältigt und flohen in Verwirrung. Im raſchen Vordringen ſtürmte Condé beim Dorfe Seneff auch gegen die Holländer, aber die Beſonnenheit des Prinzen von Oranien hatte dieſe bald auf einer Hügelreihe in Schlachtordnung geſtellt, und nach einigen Augenblicken der Verwirrung begeiſterte das Beiſpiel Wilhelms, der ſelbſt in den erſten Reihen kämpfte, ſeine Truppen zum ausdauerndſten Widerſtand. Das Gefecht währte von Mittag bis in die Nacht, wo man noch zwei Stunden beim Schein des Mondes kämpfte. Deſſen ungeachtet blieb die Schlacht unentſchieden, nachdem jedes Heer ſieben bis achttauſend Mann verloren hatte. Wenige Tage darauf hätte Oranien abermals Gelegenheit gehabt, ſich mit dem Feinde zu meſſen, wenn der kaiſerliche General des Souches (dem einige auch die Schuld beimeſſen, daß der Tag von Seneff kein entſchiedener Sieg geworden) ihm nicht zuwider geweſen wäre. Der Prinz belagerte Oudenarde, und Condé wollte, um es zu entſetzen, eine neue Schlacht wagen. Mit Freuden eilte ihm jener entgegen, aber des Souches weigerte ſich mitzufechten. Darüber entſtand eine ſo große Uneinigkeit, daß die Kaiſerlichen die Laufgräben ganz verließen, worauf der nun zu ſchwache Prinz die Belagerung aufheben mußte. Dafür eroberte er aber Grave, Huy und Dinant (Nov. 1674) und damit war der diesjährige Feldzug in den Niederlanden beſchloſſen.

Den folgenden Feldzug (1675) eröffnete, wie gewöhnlich, der König Ludwig ſelbſt in den Niederlanden, das heißt, er folgte einige Wochen dem Heere, ſah den Kriegsoperationen zu, und kehrte, ſobald der erſte Schlag gelungen war, wieder nach Verſailles zurück. Condé, Crequi und Humieres waren die eigentlichen Anführer. Sie eroberten Lüttich, Gent, Dinant und Limburg. Dagegen gelang es dem Herzoge von

Lothringen am 11. Auguſt den Marſchall Crequi bei Conſarbrück zu ſchlagen. Er verfolgte den Feind bis Trier, ſchloß die Stadt ein und zwang den Marſchall, ſich am 6. September zu ergeben. Noch unglücklicher ging der Krieg für die Franzoſen in Süddeutſchland. Fürchterliche Verheerungen bezeichneten die Richtung ihrer Züge. Wisloch, Bruchſal, S. Remy, Graben und Gernsheim wurden auf Befehl des Marſchalls Vaubrün in Aſche gelegt. Mit gleicher Barbarei ward der ganze Breisgau verwüſtet. Glücklicher Weiſe erhielt indeß ſtatt Bournonville's der geprüfte General Montecuculi das Commando der Reichstruppen, und durch frühere Erfahrungen gewitzigt, hatte er ſich diesmal völlige Unabhängigkeit vom Hofkriegsrathe zu Wien zur Bedingung der Uebernahme des Commandos gemacht. Ganz Europa richtete mit geſpannter Aufmerkſamkeit ſeine Blicke nach dem Oberrhein, wo er Turenne begegnen wollte; man war begierig, welchen Ausgang der Kampf zwiſchen den größten Feldherren der damaligen Zeit nehmen werde. Lange waren beide bemüht, ſich durch Märſche und Gegenmärſche den Vortheil abzugewinnen. Endlich ging Turenne bei Wilſtädt über den Rhein, Montecuculi zog ſich nach dem Dorfe Sasbach unweit Offenburg, im Gebiet des Bisthums Strasburg zurück, um hier in vortheilhafter Stellung dem Feinde eine Schlacht anzubieten. Turenne folgte eifrig, traf alle Anordnungen zur Schlacht und ritt mit dem Generallieutenant von der Artillerie, Marquis Saint Hilaire, auf einen Hügel, um die Bewegungen des Feindes zu erſpähen. Aber die Kanonade hatte bereits begonnen, und kaum war der Feldherr auf jener Höhe angelangt, als er von einer Kanonenkugel in den Unterleib getroffen wurde, die auch dem General Saint Hilaire den Arm wegnahm, ſo daß beide zugleich vom Pferde ſanken. Auf das Geſchrei der Begleitenden ſtürzte der junge Saint Hilaire herbei, und bezeugte dem blutenden Vater ſein kindliches Mitleid; aber ſchön erwiederte der edle Mann: „Nicht mich, mein Sohn, mußt du beweinen, ſondern dieſen großen Mann hier, deſſen Gleichen unſer Vaterland wohl nicht wieder finden wird. Unglückliches Heer, wie wird es dir ergehen! Aber eilt, ſetzt euch wieder zu Pferde, und thut eure Schuldigkeit. Mich laßt hier liegen; Gott wird es mit mir nach ſeinem Willen machen.“ (27. Juli.) — Turenne war im vier und ſechzigſten Jahre ſeines Alters gefallen. Wie ſein älterer Bruder, der Herzog von Bouillon, deſſen bei der Darſtellung der Unruhen der Fronde Erwähnung geſchehen iſt, reformirten Glaubens, gelang es der Beredtſamkeit des berühmten Boſſuet, ihn noch im funf-

zigſten Jahre zur katholiſchen Kirche zu bekehren. Mit Guſtav Adolf gilt Turenne für einen Begründer der neuern Kriegskunſt; wenn jener aber hauptſächlich in der Aufſtellung und Bewegung der Truppen im Angeſicht des Feindes ausgezeichnet war, ſo übertraf ihn Turenne in der Auffaſſung und Durchführung großer ſtrategiſcher Entwürfe. Selten ließ er es auf ein Gefecht ankommen, wenn er des Gelingens nicht ſicher war. Künſtliche Märſche, Schnelligkeit und Ueberraſchung waren die Hauptmittel ſeiner Erfolge, und in dieſen Beziehungen kann ihm ſein Nebenbuhler der Prinz Condé nicht gleichgeſtellt werden, deſſen militäriſche Eigenſchaften vornehmlich in ſchneller Entſchloſſenheit, in Benutzung des günſtigen Augenblicks und im kühnen Angreifen zu ſuchen ſind. Leider hat Turenne, ſonſt auch durch die Gaben des Gemüths und Herzens ausgezeichnet, ſeinen Kriegsruhm in den letzten Jahren ourch grauſame Verwüſtungen Deutſchlands befleckt; und wenn auch Befehle des Kriegsminiſters hier die hauptſächliche Urſach waren, ſo trägt er doch den Vorwurf, dieſelben mit Gleichmuth und im vollſten Umfange ausgeführt zu haben. Ganz Frankreich klagte um den Helden; beim Empfang der Trauerbotſchaft rief der König im erſten Schrecken aus: „Wir verlieren Alles, Turenne iſt todt.“ Sein Leichnam wurde mit großem Gepränge zu Saint Denis in der Gruft der Könige beigeſetzt, wo ein prächtiges Denkmal ſeine Grabſtätte bezeichnet.

Turennes Tod ſetzte ſein Heer ſo in Beſtürzung, daß Niemand mehr daran dachte, den Feind anzugreifen. Man ſuchte nur in möglichſter Ordnung über den Rhein zu kommen, wobei indeß Montecuculis heftige Verfolgung den Franzoſen einen großen Verluſt an Menſchen und Gepäck zufügte. Hierauf übernahm der aus den Niederlanden abgerufene Condé den Befehl der verwaiſten Truppen, ohne dieſen Sommer noch etwas von Bedeutung auszurichten. Zum Winter dankte er vollends ab, und zog ſich für immer zurück. Die letzten Jahre ſeines Lebens brachte er auf ſeinem Luſtſchloſſe Chantilly bei Paris zu; vom Hofe vergeſſen und von der Gicht gequält, mußte er Turennes ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfelde beneiden, als er 1686 im fünf und ſechzigſten Lebensjahre auf dem Krankenbette ſtarb. Auch Montecuculi legte nach vollendetem Feldzuge ſein Commando nieder. Außerdem hatte der Kaiſer in dieſem Jahre auch den Verluſt eines andern Feldherrn, des Herzogs Karl IV. von Lothringen, zu beklagen, welcher am 18. September 1675 ſtarb, und ſein Heer und ſeine Anſprüche ſeinem Neffen Karl V. hinterließ.

Auch das nordöſtliche Deutſchland mußte in dieſer Zeit unter den

Bewegungen und Händeln leiden, welche Ludwigs Ehrgeiz und Länderſucht hervorgerufen hatte. Um den Kurfürſten von Brandenburg vom Rhein abzuziehen, bewegte der Franzöſiſche Geſandte Feuquieres den Schwediſchen Hof, den Beſtimmungen des oben (S. 292) erwähnten Bündniſſes gemäß, ein Heer in die Marken einfallen zu laſſen. Im December 1674, als Friedrich Wilhelm mit ſeinen Truppen im Elſaß gegen Turenne focht, rückten 16,000 Schweden unter dem Feldmarſchall Wrangel in die wehrloſen Marken und ſpäterhin auch in Hinterpommern ein, erpreßten ſchwere Brandſchatzungen, betrugen ſich als Herren des Landes und lebten in Ueberfluß und Verſchwendung. Friedrich Wilhelm ſchrieb ſeinem Statthalter in der Mark, dem Fürſten George von Deſſau, die Schweden würden ihn durch ihren Einbruch nicht zur Untreue gegen ſeine Bundesgenoſſen bewegen; er bedaure das Schickſal ſeiner Unterthanen; indeſſen ſolle man den Feind nicht reizen, ſondern ſo lange in Geduld verharren, bis er mit ſeiner ganzen Macht zu Hülfe kommen könne. Er reiſete hierauf mitten im Winter ſelbſt nach dem Haag, um mit den Niederländern zu unterhandeln, verſuchte auch die Höfe zu Wien und Kopenhagen zum Kriege gegen Schweden zu bewegen; aber beide verſagten ihm ihre Hülfe. Auch auf dem Reichstage bemühte er ſich vergebens um einen Bundesgenoſſen. So mußte er ſich alſo ſelbſt genug ſeyn. Mit ſeinen in den Fränkiſchen Winterquartieren wohl ausgeruhten Brandenburgern brach er, zu Anfang des Junius 1675, plötzlich auf, eilte mit angeſtrengten Märſchen nach Magdeburg, ließ hier den größten Theil ſeiner Truppen zurück und ſtand mit 6000 Reitern und 1200 Musketieren, welche auf Wagen fortgeſchafft worden waren, vor Rathenow (25. Junius), als man ihn noch tief in Franken glaubte. Schrecklich war die Ueberraſchung der in Rathenow befindlichen Schweden, als ſie ſich plötzlich von allen Seiten angegriffen ſahen. Nach einem Kampf von wenigen Stunden war die Stadt genommen, und der Kurfürſt eilte weiter, um das feindliche Heer, welches in den Umgebungen von Brandenburg, Pritzerbe und Havelberg ſtand, vereinzelt zu überfallen. Bei Fehrbellin traf er auf den Generallieutenant Wrangel, einen Stiefbruder des Feldmarſchalls, der eiligſt mehrere Regimenter verſammelt hatte, um in Havelberg zu den übrigen Abtheilungen des Schwediſchen Heeres zu ſtoßen, welche dort unter dem unmittelbaren Befehl des Feldmarſchalls Wrangel ſtanden. Da die Schweden trotz dem an Zahl weit überlegen waren, denn ihre Stärke betrug 11 000 Mann und acht und dreißig Geſchütze, ſo wi-

berriethen die meiſten Befehlshaber dem Kurfürſten, einen ſo kriegeriſchen und ſieggewohnten Feind mit bloßer Reiterei anzugreifen. Friedrich Wilhelm wollte dagegen den Vortheil, den ihm die Abweſenheit des kriegserfahrnen Feldmarſchalls Wrangel auf der feindlichen Seite gewährte, nicht fahren laſſen, und beſchloß die Schlacht. Der Prinz von Heſſen-Homburg führte die Brandenburgiſche Avantgarde, 1500 Reiter, und hieb kühn in die Feinde, ehe die übrigen Truppen herankamen. Endlich erſchien der Kurfürſt, und erkannte trotz eines dichten Nebels bald die vortheilhafteſten Punkte des Terrains. Auf einen Sandhügel, welcher die Stellung der Schweden beherrſchte, ließ er ſeine ganze Artillerie, nur dreizehn Geſchütze, auffahren, zu deren Deckung die Dragonerregimenter Derfflinger und Bomsdorf abſaßen und die umliegenden Gebüſche beſetzten. Hier wurde der Kampf am heftigſten; denn Wrangel, die Wichtigkeit dieſer Anhöhe wohl einſehend, ließ den gegen dieſelben gerichteten Angriff unabläſſig erneuen; der Kurfürſt befand ſich überall wo die Gefahr am größten war, und feuerte durch Wort und Beiſpiel den Muth ſeiner wackern Krieger an. „Getroſt, tapfere Soldaten, rief er ihnen zu, ich will euch zum Siege führen oder ritterlich mit euch ſterben.“ Einen Augenblick war er im Handgemenge von Schwediſchen Reitern rings umzingelt, aber die Hülfe der Seinigen zögerte nicht. Hier war es auch, wo der Stallmeiſter Froben an der Seite ſeines Herrn von einer Kanonenkugel getroffen zu Boden ſank und verſchied. Gegen Mittag wichen die Schweden auf allen Punkten. Sie hatten dreitauſend Mann an Todten und Gefangenen verloren, und eilten nach Vorpommern zurück, wohin der Feldmarſchall Wrangel mit ſeiner Abtheilung ſchon vorausgegangen war. Dieſer glorreiche Sieg verſchaffte dem Brandenburgiſchen Namen in ganz Europa Ruhm und Achtung. Friedrich Wilhelm konnte, wie ſein großer Nachkomme ſagt, die berühmten Worte Cäſars: veni, vidi, vici, mit vollem Rechte auf ſich anwenden. Er fand jetzt an Münſter und Dänemark, welche ſich in Bremen und Verden zu theilen hofften, bereitwillige Bundesgenoſſen gegen Schweden; er verfolgte daher ſeine Siege, und machte ſich im Herbſte von dem größten Theile Vorpommerns Meiſter.

Am Rhein erhielt der junge Herzog von Lothringen im folgenden Jahre den Oberbefehl. Aber wenn es ihm auch trotz der Bemühungen des Marſchalls von Luxemburg, der in dieſen Gegenden an Condés Stelle die Führung des Franzöſiſchen Heeres übernommen hatte

gelang, die ſtarke Feſtung Philippsburg wegzunehmen, ſo wurden doch weitere Fortſchritte durch die furchtbare Verwüſtung gehindert, welche die Franzoſen in dem ganzen Landſtriche der Saar anrichteten. In den Niederlanden hinreichend beſchäftigt und nicht ſtark genug, nach Turennes Tod den Krieg in dieſen Gegenden mit Nachdruck zu führen, beſchloß Louvois die Feinde dadurch von einem Einfall in Frankreich abzuhalten, daß er die Deutſchen Grenzländer in Wüſteneien verwandeln ließ. Vierzehn Meilen weit ſah man nichts als Brandſtätten und verödete Felder. Zweibrücken wurde faſt ganz niedergebrannt, Mümpelgard rein ausgeplündert, und obgleich man den Einwohnern Freiheit und Leben verſprochen, ſo mißhandelt, daß ſämmtliche Bürger Haus und Hof verließen. Auf gleiche Weiſe hauſten die Franzoſen den Winter über im Breisgau, ſo daß die unglücklichen Bewohner dieſes Landes in die Wälder flüchten mußten, wo ſie dem Hunger und der Kälte erlagen. Ja noch mehr. Aus aufgefangenen Briefen erfuhr man, daß Ludwig den Befehl gegeben habe, alles Land zwiſchen der Saar, der Moſel und dem Rhein durch eine ſyſtematiſche Verwüſtung mit Feuer und Schwert den feindlichen Heeren unzugänglich zu machen. Lebhafter und weniger grauſam wurde der Krieg in anderen Gegenden geführt. Um die Spanier auch in ihrem eigenen Lande zu beſchäftigen, war der Marſchall von Navailles in Rouſſillon eingefallen, und drang über die Pyrenäen vor; an der Sambre focht der Herzog von Rochefort; in den Niederlanden befehligte der König ſelbſt, unterſtützt von den Marſchällen Friedrich von Schomberg, Crequi, Humieres, La Feuillade und Lorges. Durch Vaubans Geſchicklichkeit ward die Feſtung Condé ſchon am 26. April den Spaniern entriſſen; zur Rettung von Bouchain, deſſen Berennung darauf unternommen wurde, nahm der Prinz von Oranien eine Stellung zwiſchen Valenciennes und Raimes. Da man um funfzehntauſend Mann ſtärker war als die Alliirten, drang Ludwig auf eine Schlacht, aber ſeine Höflinge, ja ſelbſt der Marſchall La Feuillade beſchworen ihn, ſein theures Leben nicht in Gefahr zu ſetzen. Er gab nach, und da Wilhelm auch ſeiner Seits nicht anzugreifen wagte, fiel jene Stadt am 11. Mai. Im Juni verließ Ludwig das Heer und der Marſchall von Luxemburg begnügte ſich für dieſen Feldzug den Prinzen von Oranien zur Aufhebung der Belagerung von Maſtricht zu zwingen.

Bedeutender war der Verluſt, den die Verbündeten durch den Tod Ruyters zur See erlitten. In Sicilien war ein Aufruhr gegen

die Spanische Regierung ausgebrochen. Die Stadt Messina hatte von älteren Zeiten her eine freie Verfassung und die Anordnung der gemeinsamen Angelegenheiten zu bewahren gewußt. Als die Spanier, um dieses Hemmniß ihrer unumschränkten Herrschaft aus dem Wege zu räumen, jetzt eine Partei gegen den Adel der Stadt, in dessen Händen das Regiment war, begünstigten, kam es zu einer Empörung, durch welche der Gouverneur Don Diego de Soria gezwungen wurde, sich in das Fort San Salvador zu flüchten, welches den Hafen beschützte (1674). Einige Truppen, welche die Vicekönige von Neapel und Sicilien zusammengebracht hatten, wurden von den Aufrührern zurückgeschlagen, worauf diese im Geheim einen Abgeordneten an den Französischen Botschafter in Rom sandten, um ihre Stadt dem Schutze Ludwigs XIV. zu übergeben. Dieser, erfreut die Spanier in ihrem eigenen Lande beschäftigen zu können, wies das Anerbieten nicht zurück, und so erschienen am 3. Januar 1675 neunzehn Französische Schiffe, die den Messinesen Lebensmittel und Munition brachten, woran die Stadt großen Mangel litt. Bald folgten 6000 Französische Soldaten dieser ersten Unterstützung. Gleich nach ihrer Ankunft wurden überall die Französischen Zeichen aufgepflanzt und mit vereinten Kräften das Fort San Salvador erstürmt. Indessen geriethen die Rebellen durch 37 Spanische Kriegsschiffe, welche den Hafen sperrten, und eine gleichzeitige Einschließung von der Landseite dennoch in große Gefahr, bis Ludwigs Admiral Du Quesne, der vom Freibeuter zum Flottenführer gestiegen war, im Februar mit neuen Verstärkungen anlangte, und die Einfahrt in den Hafen erzwang. Ludwig glaubte sich bereits im Besitz Siciliens, ernannte den Herzog von Vivonne, den Bruder seiner damaligen Geliebten, der Marquise von Montespan, zum Vicekönig jener Insel, und schickte im Junius noch eine Verstärkung von sieben tausend Mann, welche die Spanier zur Aufhebung der Blokade zwangen und Agosta eroberten. In so mißlicher Lage forderte der Madrider Hof die Hülfe seiner Verbündeten, der Holländer. Diese sandten Ruyter mit zehn Linienschiffen und vierzehn kleinen Fahrzeugen ab. Vergebens beklagte sich der alte Held bei der Admiralität über die Schwäche und Mangelhaftigkeit der Ausrüstung; seit de Witt's Sturz und dem Frieden mit England wurde wenig auf die Seemacht gewendet. Auf seine Beschwerden erhielt Ruyter zur Antwort, man hoffe nicht, daß er in seinen alten Tagen den Muth verlieren werde. „Mein Leben, erwiederte der wackere Mann, schätze ich gering für den Staat, aber es schmerzt mich, daß

jene Herren die Flagge der freien Niederlande ſo wenig hochhalten.“ Am achten Januar 1676 traf er mit neun Spaniſchen Galeeren vereinigt in den Gewäſſern der Liparíſchen Inſeln auf Du Quesne. Nach einem hartnäckigen, aber unentſchiedenen Gefechte trennten ſich die Flotten. Auf der Höhe von Agoſta in der Nähe des Aetna begann ein zweites Treffen, in welchem alsbald eine feindliche Kugel dem Holländiſchen Admiral beide Beine zerſchmetterte. Zu Syrakus ſtarb er nach einigen Tagen im ſiebzigſten Lebensjahre. Eine dritte Seeſchlacht bei Palermo, in welcher der Herzog von Vivonne die Franzöſiſchen Schiffe führte, endete mit einer vollſtändigen Niederlage der Verbündeten. Traurig kehrten die Reſte der Holländiſchen Flotte mit den Gebeinen eines der größten Seehelden in das Vaterland zurück; die Franzoſen aber behaupteten nicht bloß Meſſina, ſondern eroberten auch Taormina, Scaletta und andere Orte, und würden noch größere Fortſchritte gemacht haben, wenn ihr Stolz, ihr Uebermuth und ihr ausſchweifendes Leben die Sicilianer nicht erbittert, und ihre Sorgloſigkeit nicht ganze Tage und Wochen in Feſtlichkeiten und Schmauſereien unthätig hingebracht hätte. Der Herzog von Vivonne übertraf hierin alle ſeine Untergebene. „Haben wir auf dem Meere, ſchrieb er ſeiner Schweſter, die Holländer und Spanier beſiegt, ſo hat ſich uns auf der Küſte mehr als eine ſchöne Sicilianerin ergeben.“ — Erſt bei dem Frieden von Nymwegen verließen die Franzoſen die Inſel und nahmen ſiebentauſend Meſſineſen, welche nicht zurückzubleiben wagten, mit nach Frankreich. Bald darauf rückten die Spanier ohne Widerſtand in die Stadt, welche von ſechzigtauſend Einwohnern nach dem Elend der Belagerung und zahlreichen Kämpfen, in welchen dieſe die Franzoſen tapfer unterſtützt hatten, nur noch elftauſend zählte. Die ſtrengen Maßregeln des Madrider Hofes, welcher alle, die in jener Zeit ein Amt bekleidet hatten, verbannte und die Güter der Ausgewanderten einziehen ließ, vollendeten das Unglück Meſſinas, von dem es ſich bis auf den heutigen Tag nicht wieder erholt hat.

Trotz aller Verwüſtungen der Grenzländer drang der Herzog von Lothringen im Frühjahr 1677 mit vierzigtauſend Mann über die Saar, und trieb den Marſchall von Crequi vor ſich her; da er indeß auf die Mitwirkung von 20,000 Mann Reichstruppen, welche durch den Elſaß vorrücken ſollten, gerechnet hatte, dieſe aber durch geſchickte Bewegungen der Franzoſen in der Gegend von Straßburg feſtgehalten wurden, mußte ſich der Herzog, im Rücken bedroht, nach großen Mühſeligkeiten

wieder über den Rhein zurückziehen. Er hatte ſein Heer ſchon in die Winterquartiere vertheilt, als Crequi durch einen ſchnellen Marſch und die Feigheit des Commandanten am 25. November noch das wichtige Freiburg eroberte, wo die Franzoſen unermeßliche Beute fanden, da die Einwohner des ganzen Breisgaues ihre koſtbarſten Habſeligkeiten hierher geflüchtet hatten. Auch das Jahr 1678 verging am Oberrhein unter Plünderungen, Mordbrennereien und Blutbädern, ohne daß den Franzoſen ein Zoll breit Landes abgenommen werden konnte, vielmehr gingen noch Landau und Kehl verloren. Schnellere Fortſchritte machte der Kurfürſt von Brandenburg gegen die Schweden. Während ein Theil ſeiner Truppen mit dem Heere des Biſchofs von Münſter und dreitauſend Dänen unter dem General Baudiſſin in das Herzogthum Bremen einfiel, einen Platz nach dem andern wegnahm, und den Schwediſchen Feldmarſchall Heinrich Horn am 13. Auguſt 1676 auch die Hauptfeſtung jenes Gebiets, Stade, nach viermonatlicher Belagerung zu übergeben zwang, vollendete der Kurfürſt ſelbſt die Unterwerfung des Schwediſchen Pommerns bis auf einige Feſtungen, und begann im Juni 1677 die Berennung Stettins mit 200 Geſchützen und bedeutenden Streitkräften. Dreitauſend Schweden, auserleſene Krieger, unter einem thätigen und einſichtigen Führer, Johann von Wolf, vertheidigten die Stadt, von der treuen Geſinnung der Einwohner unterſtützt, bis die Hälfte der Häuſer in Schutt und Aſche lag. Erſt im December wurden die Thore gegen freien Abzug der Beſatzung dem Kurfürſten geöffnet, der 10,000 Mann bei dieſer Belagerung eingebüßt hatte. Die Bürger baten Friedrich Wilhelm, ihren langen Widerſtand zu verzeihen; wenn er ſie einſt beherrſchen werde, dürfe er daſſelbe von ihnen gegen jeden Feind erwarten. Nicht minder eifrig betrieb Dänemark den Krieg gegen Schweden; nachdem König Chriſtian V. noch im Jahre 1675 perſönlich Roſtock und Wismar genommen hatte, eroberte ſeine Flotte die Inſel Gothland, und ſchlug unter Cornelis Tromps Anführung, den die Generalſtaaten zu dieſem Zweck nach Dänemark geſandt hatten, die Schwediſche Seemacht auf der Küſte von Blekingen. Lorenz Kreutz, der Schwediſche Admiral, flog mit ſeinem Linienſchiff von 134 Kanonen und einer Beſatzung von 1100 Mann in die Luft; Ugla, der nach ihm das Commando übernahm, hatte daſſelbe Schickſal; fünf andere Schiffe wurden in den Grund geſchoſſen, drei genommen (1. Juni 1676). Auf dieſe Weiſe Herr des Meeres, landete Chriſtian mit ſechzehntauſend Kriegern auf Schonen, nahm Helſingborg, Landscrona und Chriſtianſtadt, während

Tromp Blekingen unterwarf. Erſt im December erſchien der junge König Karl XI. von Schweden mit einem anſehnlichen Heere; bei Lund kam es zur Schlacht, an welcher Tromp mit dreitauſend eben angekommenen Holländiſchen Matroſen Theil nahm. Beide Theile ſchrieben ſich den Sieg zu; in Wahrheit blieben die Schweden im Vortheil, und beſchränkten die Dänen in Schonen nach einem zweiten Treffen bei Landskrona (1677 14. Juli) immer mehr, bis ſie ſich mit der Behauptung der eroberten Plätze begnügten, und Chriſtian mit den übrigen Truppen im September nach Rügen ſegelte und dieſe Inſel, von Brandenburgiſchem Kriegsvolk unterſtützt, in kurzer Zeit wegnahm. Zur See hatte ſeine Flotte in dieſem Jahre die Ueberreſte der Schwediſchen Seemacht auf der Höhe von Roſtock vernichtet. Dennoch gelang es den Schweden unter dem Grafen Königsmark durch die Unvorſichtigkeit des dort commandirenden Däniſchen Generals am 12. Januar 1678 Rügen wieder einzunehmen. Dies nöthigte den Kurfürſten zu neuen Anſtrengungen; erſt im September eroberte er in Verbindung mit Chriſtian die Inſel zum zweiten Male und nöthigte Königsmark, ſich mit dem Reſt ſeiner Truppen nach Stralſund zu werfen. Nach einem furchtbaren Bombardement fiel die Feſtung am 11. October, worauf ſich im November auch Greifswald, der letzte Platz, welchen die Schweden im nordöſtlichen Deutſchland behaupteten, ergab. Schon hielt der Kurfürſt den Feldzug für beendet, als ihn der Einbruch von 16,000 Schweden unter Heinrich Horn in das unbeſchützte Herzogthum Preußen zu neuen Thaten rief. Schon waren Tilſit und Inſterburg von ihnen erobert die geringen Streitkräfte, welche in jenen Gegenden vorhanden waren, hatte man zum Schutze Königsbergs bei dieſer Stadt verſammelt. In den erſten Tagen des Januar 1679 brach Friedrich Wilhelm mit 9000 Kriegsleuten aus den Marken auf und überſchritt nach einem ebenſo ſchnellen Marſch wie jenen, der ihn aus Franken nach Rathenow geführt, bereits am 15. die Weichſel. Die überraſchten Schweden wagten auch diesmal nicht Stand zu halten. Auf ihrem eiligen Rückzuge konnte General Görtzke nur den Nachtrab erreichen, und dieſem durch mehrmalige Gefechte bedeutenden Schaden zufügen. Als der Kurfürſt an das friſche Haff kam, über welches der Froſt eine feſte Brücke geſchlagen hatte, hoffte er dem General Horn auf dieſem Wege zuvorzukommen und den Rückzug abſchneiden zu können. Er ließ deshalb ſein ganzes Fußvolk auf Schlitten ſetzen, aber obgleich er auch das curiſche Haff auf dieſe Weiſe überſchritt, und mit unglaublicher Geſchwindigkeit ſchon

am 19. Januar in der Nähe von Tilsit war, konnten dennoch nur die letzten Truppen des Feindes geschlagen werden. Trotz dem hatte Horn kaum noch dreitausend Krieger bei den Fahnen, als er in Livland anlangte; so heftig war die Verfolgung gewesen.

In solcher Art tobte der Krieg, welchen Ludwigs Ehrgeiz erregt hatte, vom Sund bis zum Mittelmeer, von Kurland bis in die Pyrenäen. In den Niederlanden eröffnete der König schon im März den Feldzug (1677), ließ Valenciennes und Cambray berennen, und eroberte beide Festungen, die letzte nicht ohne den Verdacht geheimer Verrätherei. Zu gleicher Zeit gelang es seinem Bruder, dem Herzoge von Orleans, besonders durch die Hülfe und geschickte Führung des Marschalls von Luxemburg, dem Prinzen von Oranien bei Montcassel eine Niederlage beizubringen (11. April). Der Prinz hatte die Schlacht gewagt, um das von den Franzosen belagerte Saint Omer zu entsetzen, konnte aber nur durch einen geschickten Rückzug sein geschlagenes Heer retten. Die Franzosen ließen dem königlichen Bruder einen Hauptantheil an der Ehre dieses Tages, und überall, wo sich der Hof sehen ließ, rief das Volk: „es lebe der König und Monsieur, der die Schlacht gewonnen hat!" Als Ludwig darauf nach Saint Omer kam, welches sich gleich nach dem Treffen ergeben hatte, war von Montcassel kaum die Rede; eifersüchtig auf den Ruhm seines Bruders, wollte er sich nicht einmal das Schlachtfeld zeigen lassen, und weiter Sehende prophezeihten dem Herzoge von Orleans, daß dies wohl sein erster und letzter Feldzug gewesen seyn möchte. Nach dem Fall von Saint Omer hatten die Spanier von den zahlreichen Belgischen Festungen nur noch Gent, Namur und Mons im Lande, Ostende und Nieuport an der See in Händen. Die übrigen Städte waren zwar zum Theil mit stärkeren Mauern umgeben, aber doch nicht so verwahrt, daß sie einer ernstlichen Belagerung hätten widerstehen können.

Inzwischen waren schon im Jahre 1676 Unterhandlungen in Nymwegen eröffnet worden. Ludwig wünschte den Frieden, um die Vortheile, welche er mit Anspannung aller Kräfte seines weiten Reiches gewonnen hatte, durch eine längere Fortdauer des Kampfes nicht einzubüßen. Auch das Volk murrte und der Finanzminister Colbert, dem der Ruin des Landes nicht gleichgültig war, drang ernstlich auf Beendigung des Krieges. Dazu kam das Unglück Schwedens, der Kurfürst von Brandenburg war nächstens mit siegreichen Truppen am Rhein zu erwarten, und die Dänische Seemacht konnte zu der Nie-

derländiſchen Flotte ſtoßen. Am beſorgteſten machte Ludwig die Annäherung Hollands und Englands, deſſen Volk und Parlament mit lauter Stimme Krieg gegen Frankreich forderten; die Urſach des früheren Haſſes Karls II. gegen die Republik war mit der Erhebung des Prinzen von Oranien aus dem Wege geſchafft, und jetzt ward dieſer ſogar um Maria Stuart, die Tochter des Herzogs von York. Nach einigem Zögern ertheilte der Vater, dem es darum zu thun war, die durch ſeinen Uebertritt zur katholiſchen Kirche (u. Abſchn. 11) verlorene Volksgunſt wieder zu gewinnen, die Einwilligung zu ihrer Vermählung mit einem proteſtantiſchen Fürſten *). Wie erſchöpft auch Frankreich war, ſo konnte man doch nur in einer noch einmal verſuchten großen Anſtrengung die Möglichkeit vortheilhafter Bedingungen ſehen. Ludwig eröffnete daher den Feldzug von 1678 früher als alle vorigen und brach ſchon im Februar mit ſeinem ganzen Hofe auf, die Königin und die Marquiſe von Monteſpan nicht ausgenommen. Der Marſchall von Humieres mußte Gent berennen, das ſich am 9. März ergab. Ypern und Löwen folgten. Hierauf ging der König wieder nach Saint Germain zurück, und ließ in Nymwegen die Friedensvorſchläge erneuern. Es kam den Franzoſen Alles darauf an, die Holländer von ihren Bundesgenoſſen zu trennen. Gelang dies, ſo konnte man allen übrigen den Frieden vorſchreiben. Der Kaiſer war ſo wenig wie Spanien im Stande ohne Subſidien der Republik den Kampf fortzuführen; auf der andern Seite kam Schweden ohne Hülfe Frankreichs täglich in größere Gefahr. Auch die Holländer waren ermüdet, ſie ſelbſt ſahen ſich nicht bedroht, ſeit vier Jahren hatten die Franzöſiſchen Truppen ihr Gebiet geräumt, und die Geſchicklichkeit der Geſandten Ludwigs, welche ihnen dringend vorſtellten, ihre Kräfte doch nicht länger für Spanien und Oeſterreich aufzuopfern, und günſtige Bedingungen boten, brachte die Generalſtaaten endlich zu dem Schritt, ihre Bundesgenoſſen, denen ſie ihre Rettung verdankten, ſchimpflich im Stich zu laſſen. Am 10. Auguſt wurde der Friede unterzeichnet, und die Republik, auf deren gänzlichen Untergang es bei dieſem Kriege abgeſehen geweſen war, verlor nicht ein Dorf. In einem beſondern Artikel verſprach Ludwig dem Prinzen Wilhelm die Herſtellung ſeines Fürſtenthums Orange, welches er, bei Gelegenheit

*) Wie gefällt dem Könige von Frankreich dieſe Ehe? fragte Lord Danby den Engliſchen Geſandten in Frankreich, Lord Montagu. Ungefähr wie der Verluſt von zehn Schlachten und Feſtungen, antwortete dieſer.

eines Streits der Mutter- und Großmutter dieses Fürsten über die Verwaltung jenes Landes, schon im Jahre 1660 mit gewohnter Willkür hatte einziehen und unter dem Vorwande, daß die stark befestigte Stadt Orange stets Französischen Aufrührern zum Zufluchtsort gedient habe, dem Gebiet von Frankreich einverleibt hatte. Dessen ungeachtet hatte der Statthalter, im richtigen Bewußtseyn, daß die Uebermacht Frankreichs durchaus nicht gebrochen, vielmehr jeden Augenblick wieder neue Verwickelungen im Staatensystem Europas hervorrufen könnte, den Separatfrieden aus allen Kräften zu hintertreiben versucht. Noch vier Tage nach der Unterzeichnung desselben lieferte er dem Marschall von Luxemburg eine Schlacht, da in beiden Heeren der Abschluß noch nicht bekannt war. Die Franzosen blokirten Mons, und der Marschall von Luxemburg deckte die Belagerung durch eine vortheilhafte Stellung zwischen der Abtei Saint Denys und den Ruinen des alten Schlosses Casteau. Den ersten Posten erstürmte der Prinz nach tapferer Gegenwehr, wobei er sich persönlich großen Gefahren aussetzte; nach einiger Zeit nahmen die Spanier unter dem Herzoge von Villa Hermosa auch das Schloß. Schon wichen die Feinde auf allen Punkten, als durch einen raschen Angriff Luxemburgs die Franzosen noch spät am Abend Casteau wiedergewannen und dadurch einen Theil ihrer Stellung behaupten konnten. Von Spanien verlangte Ludwig die ganze Franche-Comté und sechzehn feste Plätze in den Spanischen Niederlanden. Von den Holländern verlassen und in Furcht noch größerer Verluste mußten sie am 17. September 1678 unterzeichnen. Nun waren Kaiser und Reich allein übrig. Den Bestimmungen des Westphälischen Friedens gemäß erlangten die Deutschen Stände Theilnahme an den Berathungen durch eine besondere Reichsdeputation; indeß stellte Leopold vor, daß solche „fast schlecht respectirt werden dürfen", dafür wolle er dem Reichstage stets Nachrichten vom Stande der Unterhandlungen geben. Hierauf gingen die Stände ein, unter der Bedingung, „daß über die kaiserlichen Propositionen gerathschlagt und dem Kaiser nöthigen Falls mit einem Gutachten an die Hand gegangen würde." Aber plötzlich schloß Leopold am 5. Februar 1679 für sich und das Reich Frieden, mit der Entschuldigung, daß der Drang der Umstände nicht erlaubt habe, die Meinung der Stände einzuholen. Er wußte wohl, daß Brandenburg, Münster und die zuletzt mit diesen verbündeten Herzoge von Braunschweig, welche die Schweden ganz aus Deutschland getrieben hatten, einem Frieden nicht

beigetreten ſeyn würden, der die völlige Reſtitution der Beſitzungen jener Macht feſtſetzte. Für die Zurückgabe Philippsburgs (o. S. 39) trat Oeſterreich die Feſtung Freiburg von ſeinen eigenen Beſitzungen ab, ein Tauſch, den Ludwig aus dem Grunde wünſchte, weil der letzte Platz tiefer in Deutſchland lag. Von Breiſach bis dahin mußte eine Militärſtraße verſtattet werden. Zugleich willigte das Reich in die Abtretung der Franche-Comté. Der Herzog von Lothringen ſollte Nancy und Longwy dem Könige überlaſſen, und zu der ſchon früher durch ſein Gebiet bewilligten Straße noch drei andere, jede eine halbe Meile breit, zugeſtehen. Wie ſein Oheim vor dreißig Jahren, weigerte ſich Karl V. dieſen ſchimpflichen Frieden anzunehmen, und ſo blieben ſeine Länder noch lange von den Franzoſen beſetzt.

Auf ſolche Weiſe gab die Uebereilung des Kaiſers die einzigen Vortheile auf, welche Deutſcher Seits in dieſem unglücklichen Kriege erkämpft worden waren, und ließ eine treffliche Gelegenheit vorübergehen die Einheit des Reichs im Innern wieder herzuſtellen und ſo die Nachtheile auszugleichen, welche man auf der weſtlichen Grenze erlitten hatte. Eine unſelige Eiferſucht des Wiener Hofs gegen die Fortſchritte Brandenburgs war bei dieſem leichtſinnigen Friedensſchluß mit im Spiele; unverholen hatte ſich dort der Miniſter Hocher geäußert: „es gefalle dem Kaiſer nicht, daß ſich ein neuer König der Vandalen an der Oſtſee erheben wolle.“ Es war nicht zu erwarten, daß Brandenburg mit ſeinen Verbündeten im Stande ſeyn werde, die gemachten Eroberungen durch eigene Kraft gegen Frankreich und Schweden zu behaupten. Während der Kurfürſt bei Tilſit die Schweden bekämpfte, brach ein ſtarkes Franzöſiſches Heer in ſeine Weſtphäliſchen Länder und trieb die Einwohner von Cleve und Mark durch Brandſchatzung, Raub und Mord auf das Aeußerſte. Vergebens verlangte Friedrich Wilhelm wenigſtens die Vermittelung der Niederlande, denen er zuerſt gegen Frankreich Beiſtand geleiſtet hatte. Nicht einmal Stettin, deſſen Eroberung ihn ſo große Opfer gekoſtet, wollte Frankreich in ſeinen Händen laſſen. Endlich mußte er nachgeben, nachdem auch Münſter und die Herzoge von Braunſchweig ihren Frieden mit Frankreich und Schweden abgeſchloſſen und gegen 300,000 Thaler alle ihre Eroberungen im Herzogthum Bremen zurückgegeben hatten. Unbelohnt für bedeutende Erfolge, unentſchädigt für große Aufopferungen an Geld und Menſchen, aber ruhmvoll ging Friedrich Wilhelm aus dem Kampf. Als er den zu St. Germain en Laie abgeſchloſſenen Frieden am 29.

Juni 1679 unterzeichnete, brach er voll ſchmerzlichen Unwillen in den Vers Virgils aus: Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor! Am 2. September ſchloß auch Dänemark auf die Bedingung vollſtändiger Wiederherſtellung des früheren Zuſtandes mit Frankreich und Schweden ab.

---

2. Ludwigs gewaltſame Eingriffe in Deutſchland und Italien.

Die Reſultate des großen eben beendeten Kampfes waren für Europa höchſt bedenklich. Nicht nur hatte Frankreich einer Coalition der bedeutendſten Mächte gegenüber Eroberungen gemacht und behauptet; es war der Franzöſiſchen Politik auch gelungen, die Verbündeten zu trennen und zu ungünſtigen Einzelnverträgen zu nöthigen. Noch nie war eine Macht mit ſolchen Anſprüchen, mit ſolchem Gewicht aufgetreten wie Frankreich in dieſem Augenblick, und dieſes Umſichgreifen zu hemmen ſchien weder ein einzelner Staat hinreichende Kräfte, noch die Geſammtheit derſelben das volle Bewußtſeyn des Umfanges der allen drohenden Gefahren zu haben. Ludwig wollte zwar die Staaten Europas nicht erobern, wohl aber zu einem gewiſſen Vaſallenverhältniß herabdrücken, und glaubte bereits dieſem Ziel nicht allzu fern zu ſtehen. Seine Armee wurde auch nach dem Friedensſchluß in der Stärke von 100,000 Mann Linientruppen und 14,000 Garden beibehalten; durch unausgeſetzte Bemühungen war die unbedeutende Seemacht, welche Ludwig vorgefunden, bereits bis auf 96 Linienſchiffe, 42 Fregatten, 36 Feluken und ebenſo viele Brander gebracht worden. Nicht weniger als von den Waffen erwartete Ludwig von ſeinem diplomatiſchen Einfluß, der ſich über ganz Europa erſtreckte. Englands Herrſcher, Karl II., der vor allen, nachdem Spanien ſeine Bedeutung verloren, die Pflicht gehabt hätte Frankreichs Anmaßungen in Verein mit den Deutſchen Staaten entgegenzutreten, fand ſich vielmehr durch die verkehrte Stellung, welche er ſeinem Volk gegenüber angenommen hatte, an Ludwig gewieſen, und ſeine Hinneigung zum Katholicismus vermehrte dieſe Annäherung; außerdem ſah er in Ludwigs Hof und Herrſchergewalt das Ideal fürſtlichen Lebens und Gebahrens. Unbegnügt ſich allein auf die Geſinnung Karls zu ſtützen, wußte Ludwig durch hohe Jahrgelder auch die bedeutendſten Mitglieder des Engliſchen Miniſteriums und des Parlaments in ſein Intereſſe zu ziehen. Daſſelbe Syſtem

der Beſtechung, welches in der umfaſſendſten Weiſe betrieben wurde, die großen Summen, welche man Deutſchen Staatsmännern und Gelehrten mit vollen Händen ſpendete, gewannen Frankreich die meiſten Höfe Deutſchlands, oder genügten wenigſtens ſie in Unthätigkeit oder kraftloſem Auftreten zu erhalten; ja die Stände des Reichs konnten ſich noch entſchuldigen, daß es, wie wir geſehen haben, im Wiener Cabinet, mitten im Kriege gegen Frankreich, nicht anders als bei ihnen beſtellt wäre. Mehr als einmal klagte Montecuculi, daß die Entwürfe und Befehle des Hofkriegsrathes eher in Verſailles als in ſeinem Hauptquartier bekannt ſeyen. Franzöſiſcher Einfluß beſtimmte die Beſchlüſſe der Schweizer Cantone, deren kriegsluſtige Jugend zahlreich in Ludwigs Armee diente; die freien Fürſten Italiens ſtanden wegen Spaniens Beſitzungen in ihrem Lande gegen dieſe Macht größten Theils auf Seiten der Franzoſen; ebenſo Schweden, welches durch Frankreichs Beiſtand ſeine Deutſchen Länder zurück erhalten hatte, und das Intereſſe Ludwigs gegen Oeſterreich und das Deutſche Reich theilen mußte, die Polen und Türken wie die Ungriſchen Mißvergnügten konnte Ludwig nach Gutdünken gegen Oeſterreich und Rußland gebrauchen, wenn dieſes Miene machte die Schweden zu bekämpfen *).

Wie ſchwach und unbedeutend erſchien Deutſchland, unter vierhundert Herren, in ſich zerriſſen, ohne ein kräftiges Oberhaupt, gegen ſolche Macht und ſolche Verbindungen. Auch war Ludwig weit entfernt, ſich mit dem zu begnügen, was er zu Nymwegen gewonnen. Der Friede ſollte nur zur Erholung des Landes und zur Anſammlung neuer Kräfte benutzt werden, und wenn auch der Ehrgeiz des Königs einen Augenblick ruhen wollte, ſorgte Louvois, welcher deſſen Ruhmſucht und Eitelkeit planmäßig bearbeitete, für neue Beſchäftigung, damit ſein Einfluß nicht ganz an die Frau von Monteſpan verloren gehe. Eine Veränderung im Franzöſiſchen Miniſterium, welche Louvois Anſehen vermehrte, trug dazu bei, ſogleich wieder neue Händel in Gang zu bringen. Die auswärtigen Angelegenheiten waren nach Mazarins Tode bis zum Jahre 1671 von dem Marquis von Lionne, der ſchon unter dem Cardinal gearbeitet hatte, geführt worden. Ihm folgte Pomponne, bei weitem billiger und rechtlicher als ſein Vorgänger und Louvois Eroberungsplanen abgeneigt. Nach dem Friedensſchluß von Nymwegen erhielt Pomponne ſeine Entlaſſung. „Ich war genöthigt, ſagt Lud-

*) Ranke, hiſtoriſch-politiſche Zeitſchrift, Bd. II. S. 5.

wig in ſeinen hinterlaſſenen Reflexionen über das Amt eines Königs, dem Herrn von Pomponne zu befehlen ſich zurückzuziehen, weil es Allem, was durch ſeine Hände ging, an der Großartigkeit und Kraft gebrach, die man haben muß, wenn man die Befehle eines Königs von Frankreich vollzieht, der nicht unglücklich iſt." Sein Nachfolger wurde der Bruder des Finanzminiſters, Colbert Croiſſy, der in Verbindung mit den Grafen d'Eſtrades und d'Avaux (einem Neffen des uns aus dem Münſterſchen Friedensſchluß bekannten Botſchafter gleiches Namens) die Unterhandlungen zu Nymwegen zur Zufriedenheit Ludwigs geleitet hatte und ſich bald nach Antritt ſeines Amtes im vollſten Einverſtändniß mit Louvois befand. Auf ihren Rath behielt man mehrere Niederländiſche Plätze, die nach den Nymwegiſchen Feſtſetzungen hätten herausgegeben werden ſollen, und im folgenden Jahr legte Louvois dem Könige, auf den Antrag eines Parlamentsraths zu Metz, Roland de Ravaux, einen Entwurf vor, nach welchem eine genaue Unterſuchung über alle diejenigen Territorien und Städte angeſtellt werden ſollte, welche mit den im Münſterſchen und Nymwegiſchen Frieden abgetretenen Gebietstheilen des Deutſchen Reichs in älterer oder ſpäterer Zeit in Lehensverbindungen oder anderen Beziehungen geſtanden hätten, um dieſe dann, als in den Zugeſtändniſſen begriffen, mit Recht in Beſitz nehmen zu können. Es ſey dies das beſte und ſicherſte Mittel ſich des linken Rheinufers ohne Schwertſchlag zu bemächtigen. Freudig ging der König auf dieſen Plan ein und beauftragte die Parlamente zu Metz und Beſançon mit der betreffenden Unterſuchung; für den Elſaß wurde eine beſondere Reunionskammer zu Breiſach und für die Spaniſchen Niederlande eine vierte zu Dornick eingeſetzt. Ganz Zweibrücken, obgleich dieſes Herzogthum dem Bundesgenoſſen Frankreichs, dem König Karl XI. von Schweden, gehörte, Saarbrück, Veldenz, Sponheim, Mümpelgard, Lauterburg, Germersheim, Homburg, Falkenburg, Bitſch und viele andere Städte und Bezirke wurden von dieſen Kammern für alte Dependenzen der neu erworbenen Provinzen erklärt, und dem Könige von Frankreich die Oberhoheit über dieſelben zugeſprochen. Dieſer ließ nun ſogleich die Beſitzer dieſer Landſchaften, zum Theil mächtige Deutſche Fürſten, vorladen, um über ihre Rechte, welche durch Staatsverträge gewährleiſtet waren, wie über Privatverhältniſſe Franzöſiſcher Unterthanen von ſeinen Gerichten entſcheiden zu laſſen. Da Niemand erſchien, wurde ihr Eigenthum als verwirktes Lehen oder unter anderem Rechtsvorwande mit Gewalt in Beſitz genommen.

Der Kaiſer und das Reich erſtaunten über die freche Anmaßung eines Königs, der ſich von ſeinen Höflingen den Großen nennen ließ und die Worte Ehre und Großmuth unaufhörlich im Munde führte. Das erſte war, daß man Gegenvorſtellungen verſuchte, die, von der Gerechtigkeit ſelbſt unterſtützt, unwiderſprechlich einleuchten mußten. Aber vergebens machte der Reichstag geltend, daß im Weſtphäliſchen Frieden nur die Oberhoheit über Metz, Toul und Verdun abgetreten, dagegen die Landgrafſchaft über den Elſaß, ſo wie die Landvogtei über die zehn Elſaſſiſchen Reichsſtädte und deren fortdauernde Reichsunmittelbarkeit ausdrücklich vorbehalten worden ſey (o. S. 39). Außerdem könnten unter Dependenzen nie die Beſitzungen unmittelbarer Reichsſtände begriffen werden, da jeder für ſich ſelbſt beſtehe. Den Schein des Rechts zu behaupten, ſandte Ludwig wirklich Abgeordnete auf den vom Reiche anberaumten Congreß zu Frankfurt, wo dieſe Zwiſtigkeiten ausgeglichen werden ſollten, ohne indeß das Reunionsverfahren abzuſtellen. Auch Franzöſiſche Schriftſteller bemerkten ſpottend, daß der König auf dieſe Weiſe ganz Deutſchland einziehen könne, wogegen anderer Seits geltend gemacht wurde, daß, wenn man auf die älteſten Zeiten zurückginge, Frankreich dem Römiſchen Reiche wieder unterworfen werden müſſe. Aber ehe noch der Congreß eröffnet wurde, weil der Reichstag zu Regensburg in gewohnter elender Weiſe über den modus tractandi nicht ins Reine kommen konnte, zeigte ein anderer Gewaltſchritt Ludwigs, was man von Rechtsgründen und Verhandlung wider Raub und freche Gewaltthat des Stärkern zu erwarten habe.

Der wichtigſte Ort im Elſaß, der nach den klaren Worten des Weſtphäliſchen Friedens an Frankreich nicht abgetreten worden war, war Strasburg. Die Deutſchen legten auf die Erhaltung dieſer reichen und feſten Stadt, eines Hauptſchlüſſels zum Rhein und zum Reiche einen ſolchen Werth, daß ſchon Karl V. geſagt hatte, wenn Wien und Strasburg zugleich in Gefahr wären, ſo würde er zuerſt die letztere Stadt zu retten eilen. Zu größerer Sicherſtellung unterhandelte man wegen obſchwebender Bedrängniſſe bereits ſeit einem halben Jahr mit der Bürgerſchaft über die Aufnahme einer kaiſerlichen Beſatzung. Plötzlich, da der König die Deutſchen mit der Hoffnung eingeſchläfert hatte, er werde ſich auf dem Congreß zu Frankfurt gütlich bedeuten laſſen, gingen in aller Stille mehrere Franzöſiſche Regimenter nach Lothringen und dem Elſaß, vereinigten ſich an einem beſtimmten Tage ſchnell in der Nähe von Strasburg und ſchloſſen die Stadt ein. Zwei Tage

darauf (29. Sept 1681) erſchien Louvois ſelbſt mit 20,000 Mann und zahlreichem Belagerungsgeſchütz, und forderte die beſtürzten Einwohner auf ſich zu ergeben. Falls man nicht unverzüglich gehorche, werde er ſie ſämmtlich als Rebellen behandeln. Die Bürger, von aller Hülfe und Leitung verlaſſen — ſelbſt die Kaufleute waren gerade in Frankfurt auf der Meſſe — und der Stadtrath, zum Theil von Ludwig beſtochen, beſchloſſen der Gewalt zu weichen; aber es bleibt ein ewiger Schandfleck für ſie, auch nicht einmal Widerſtand verſucht zu haben. Schon am folgenden Tage öffneten ſie die Thore. Sie mußten Franzöſiſche Beſatzung einnehmen, dem Könige von Frankreich huldigen, ihm das Zeughaus einräumen, und alle den Einzelnen gehörenden Waffen auf das Rathhaus liefern. Bald darauf hielt Ludwig XIV. in Perſon mit gewohnter Pracht ſeinen Einzug in die Stadt. Der Biſchof Franz Egon von Fürſtenberg, ein Bruder des oben genannten Wilhelm von Fürſtenberg, und eben ſo leidenſchaftlich für Frankreich geſinnt als jener, hatte das Seinige zur Uebergabe der Stadt beigetragen und empfing nun den König ſiegesfreudig im Münſter mit den ſchmachvollen Worten: „Herr, jetzt läſſeſt du deinen Diener in Frieden fahren!" So kam eine der wichtigſten Reichsſtädte, das Thor zum Innern von Deutſchland, ohne Schwertſchlag in Franzöſiſche Hände. Aehnliche Reunionen folgten darauf, und wurden, da Niemand ausreichende Kraft zum Widerſtand beſaß, mit derſelben Leichtigkeit vollzogen.

Und was hätte den König hindern ſollen, da die Unbehülflichkeit des unförmlichen Reichskörpers ſeit Jahrhunderten zu Tage lag, und ſich jetzt nicht einmal mehr durch die frechſten Eingriffe und Verhöhnungen in Bewegung ſetzen ließ. Die Beſetzung des ganzen Rheinlandes hätte den Regensburger Reichstag zu keinem ſchnellen und energiſchen Beſchluß gebracht. In unbegreiflicher Verblendung betrieb man hier, in den Zeiten der ärgſten Bedrängniß und Beſchimpfung des gemeinſamen Vaterlandes, die abgeſchmackteſten Streitigkeiten um Rang und Titel mit lächerlichem Eifer. Die Geſandten der Kurfürſten wollten Excellenzen heißen, und ſogar in ihren eigenen Häuſern den Vorrang vor den fürſtlichen haben. Bei den Gaſtmählern, welche der kaiſerliche Commiſſarius gab, wollten ſie auf roth ausgeſchlagenen Stühlen und einem Fußteppich ſitzen, von Edelknaben bedient ſeyn, und mit goldenen Meſſern und Gabeln eſſen, dagegen die fürſtlichen Geſandten nur auf grünen Stühlen ohne Fußteppich ſitzen, nur von Lakaien bedient wer-

dem, und nur ſilberne Gabeln bekommen ſollten, und wenn der Reichsmarſchall am Pfingſttage die Geſandten mit Maien beehrte, ſo ſollten die kurfürſtlichen ſechs, die fürſtlichen aber nur vier bekommen. Als der Frankfurter Congreß im Sommer 1681 endlich eröffnet ward, gingen auch hier wieder jeder Berathſchlagung tauſend Rangſtreitigkeiten voraus, wie man ſitzen wollte, ob an einem runden Tiſche, oder an mehreren Tiſchen, und in welcher Ordnung die Stimmen geſammelt werden ſollten. Die Kurfürſten wollten die Fürſten, und dieſe wieder die Reichsſtädte und die Ritterſchaft von manchen Verhandlungen ganz ausſchließen. Darüber entſtanden heftige Reibungen, welche es auch nicht zum geringſten Reſultate kommen ließen. Die Franzöſiſchen Geſandten verlangten die Führung der Verhandlungen in Franzöſiſcher Sprache, da bis um dieſe Zeit vielmehr ſowohl auf den Reichstagen als in den diplomatiſchen Verhältniſſen ſämmtlicher Staaten die Lateiniſche üblich geweſen war, und beharrten unerſchütterlich auf ihrer Forderung. Außerdem hatte Ludwig noch wirkſamere Mittel ergriffen, das Reich und insbeſondere die Kraft Oeſterreichs zu lähmen. Im Geheimen unterſtützte er eine ſchon ſeit mehreren Jahren in Ungern ausgebrochene Empörung; endlich gelang es ihm auch Sultan Mohammed IV. zur Kriegserklärung gegen den Kaiſer zu bringen (1683). Der Einbruch der Türken und ihr Vordringen bis Wien brachte Oeſterreich bis an den Rand des Verderbens; aber dennoch hatte Leopold bereits ein Bündniß mit Spanien, Schweden und den vereinigten Niederlanden zu Aufrechthaltung des Münſterſchen und Nymweger Friedens zu Stande gebracht, und als der Großvezier Kara Muſtapha am 12. September vor den Thoren der belagerten Hauptſtadt zurückgeſchlagen wurde, obgleich ihn Ludwig mit Geld, Officieren und Ingenieuren unterſtützt hatte, konnte der Kaiſer eine größere Aufmerkſamkeit auf die Franzöſiſchen Händel verwenden. Auch wurden von dieſer Seite ſchon wieder neue Gewaltſtreiche vorbereitet. Ungehalten, daß der Entſatz Wiens ſeine Entwürfe vernichtet hatte, welche darauf hinausgegangen waren, Deutſchland durch die Türken in die äußerſte Noth bringen zu laſſen, um dann als Schützer und Retter auftreten und ſeinem Sohn die Deutſche Kaiſerkrone verſchaffen zu können, beſchloß Ludwig ſich durch die Wegnahme Luxemburgs und Triers zu entſchädigen. Im November 1683 brachen die Marſchälle Humieres und Crequi in die Spaniſchen Niederlande. Der erſtere nahm Courtray und Dixmuiden; Luxemburg ergab ſich, nachdem die Franzoſen 6000 Bomben in die Stadt

geworfen, am 4. Januar 1684 an Crequi, und als nun auch gegen Rouſſillon ein Franzöſiſches Heer in Bewegung geſetzt wurde, mußte ſich der Madrider Hof, erſtaunt über ſo viele Angriffe mitten im Frieden, entſchließen den Krieg gegen Frankreich zu erklären. Unbekümmert darum wandte ſich Crequi auch gegen das Deutſche Reich; das Erzbisthum Trier wurde beſetzt, die Stadt belagert und am 15. Juni eingenommen. Nachdem dieſer Schlag gelungen, wurde dem Reichstage Franzöſiſcher Seits Waffenſtillſtand angeboten, obgleich der Krieg niemals eröffnet war; und mehrere Stände, namentlich der Kurfürſt von Brandenburg, drangen ernſtlich auf die Annahme deſſelben, da erſichtlich ſey, daß Deutſchland den Franzoſen nicht widerſtehen könne, ſo lange man gegen die Türken beſchäftigt wäre. Nach einigem Bedenken willigte der Kaiſer ein. So kam am 15. Auguſt 1684 zu Regensburg zwiſchen dem Kaiſer, dem Reich und Spanien einer Seits und der Krone Frankreich anderer Seits eine Waffenruhe zu Stande, durch welche der letztern alle ſeit dem Nymweger Frieden gemachten Erwerbungen bis zum definitiven Abſchluß eines ſichern Friedens, über welchen demnächſt unterhandelt werden ſollte, ungeſtört verblieben.

Inzwiſchen hatte Ludwig auch zur See Vortheile erkämpft. Um die Flotte in Uebung zu erhalten, wurde ſie 1682 und 83 nach Algier geſchickt, mit dem Auftrage, dies Raubneſt zu bombardiren, das den Franzöſiſchen Handel lange geſtört und beeinträchtigt hatte. Der Admiral Du Quesne ſetzte ihm ſo heftig zu, daß der Dei um Gnade bat, alle Franzöſiſchen Sklaven unentgeltlich losließ, und künftig vor der Macht des Königs die ſchuldige Ehrerbietung zu hegen gelobte. Zwei Jahre darauf erfuhren Tunis und Tripolis eine ähnliche Züchtigung.

Auch Italien mußte um dieſe Zeit die Wirkungen des Franzöſiſchen Uebergewichts empfinden. Durch Pignerol, welches Richelieu erworben (vgl. o. S. 116), hatte man den Anfang gemacht, in dieſem Lande feſten Fuß zu faſſen; jetzt ſchien ſich Gelegenheit zu einer noch wichtigern Erwerbung zu bieten. Karl III. von Mantua, Enkel jenes Karls, der durch Frankreichs Hülfe das Herzogthum erworben (Th. VIII. S. 326), ſtarb im Jahre 1665. Sein Nachfolger Ferdinand Karl lebte in Wolluſt und Ausſchweifung, und durfte, obgleich verheirathet, keine Nachkommen erwarten. Da von verſchiedenen Seiten, namentlich vom Herzog Karl V. von Lothringen, vorläufig Anſprüche erhoben wurden, welche Kaiſer Leopold zu unterſtützen geneigt ſchien, und der Madrider

Hof auch Vincenzo Gonzaga's, eines Verwandten Ferdinand Karls, Forderungen auf Rückgabe des Herzogthums Guaſtalla begünſtigte, welches dieſer nach dem Ausſterben der dort regierenden Seitenlinie des Gonzagiſchen Hauſes im Jahre 1678 in Beſitz genommen hatte, beſchloß er, ſich durch eine engere Verbindung mit Frankreich zu ſichern. Der mit den betreffenden Verhandlungen beauftragte Graf Mattioli, welcher, früher Profeſſor der Jurisprudenz in Bologna, zum Staatsſecretär des vorigen Herzogs von Mantua emporgeſtiegen war, ſcheint indeß ſeine Vollmachten überſchritten zu haben. Am 8. December 1678 ſchloß er nämlich im tiefſten Geheimniß, weil der Franzöſiſche Hof die damals zu Nymwegen eben im Abſchluß begriffenen Unterhandlungen mit Spanien und dem Kaiſer nicht zu ſtören wünſchte, zu Verſailles einen Vertrag ab, der Ludwig XIV. das Beſatzungsrecht der Feſtung Caſale in Montferat, des Schlüſſels zum Herzogthum Mailand und zu Oberitalien, gegen die Bezahlung von 100,000 Scudi zuſicherte, worauf der Brigadier Catinat ſogleich im Stillen mit einigen Truppen abgeſandt ward, welche ſich einzeln durch das Piemonteſiſche ſchleichen ſollten, um den Platz zu beſetzen. Indeß ſchienen Oeſterreich und Spanien dennoch bereits unterrichtet, indem ſie Ferdinand Karl dringend aufforderten, ſich über das Gerücht einer Abtretung Caſales zu erklären, und Haufen zuſammengerotteter Bauern die Franzöſiſchen Soldaten auf ihrem Durchzuge anfielen und zurückjagten. Endlich brachte der Geſandte Ludwigs am Turiner Hofe, d'Eſtrades, heraus, daß Mattioli auf der Rückreiſe von Verſailles das Geheimniß an Savoyen verkauft, und für einige Zahlungen auch Mittheilungen an den Wiener und Madrider Hof gemacht habe. Erzürnt gab Ludwig d'Eſtrades Befehl, ſich des Treuloſen zu bemächtigen. Da offene Gewalt nicht räthlich ſchien, benutzte dieſer eine Geldforderung Mattiolis an den König von Frankreich für ſeine Reiſen und die Summen, welche er gebraucht die Buhlerinnen Ferdinand Karls zu beſtechen, ihn auf die Franzöſiſche Grenze zu locken, wo, wie er vorgab, Catinat Befehl erhalten habe ihm die verlangten Gelder auszuzahlen. Statt deſſen ward der Geſandte an dem beſtimmten in einer einſamen Waldgegend belegenen Ort verhaftet und bei dunkler Nacht unter einem fremden Namen dem Gouverneur von Pignerol, Herrn von St. Mars, übergeben, dem er dann auch bei deſſen Verſetzung nach der Inſel Marguerite und ſpäter in die Baſtille folgen mußte, wo Mattioli un-

bekannt und vergeſſen ſtarb *). Nach dieſem Zwiſchenſpiele erneute Ludwig die Unterhandlungen mit dem Herzog, deſſen Geldnoth ihn endlich nach einigen wahren oder erkünſtelten Schwierigkeiten bewog, die Eröffnung ſeiner Feſtung für 500,000 Livres zuzugeſtehen, worauf der Marquis Boufflers beim Turiner Hofe die Erlaubniß zum Durchzug Franzöſiſcher Truppen durch das Piemonteſiſche forderte und von Maria Johanna, der Gemahlin des oben von uns erwähnten Karl Emanuels II., welche nach deſſen Tode (1675) die Vormundſchaft über ihren unmündigen Sohn Victor Amadeus II. führte, wirklich erhielt. Am 30. September 1681, an demſelben Tage als Louvois Strasburg beſetzte, zogen 4000 Cavalleriſten, die Boufflers befehligte, und 8000 Fußgänger unter Catinat in Caſale ein.

Wie ſehr ſich Ludwig in dem übermüthigſten Gebrauche ſeiner Macht und Furchtbarkeit gefiel, zeigte ſich einige Jahre darauf beſonders in ſeinem Verfahren gegen die Genueſer. Dieſe hatten ſich nach dem Mißglücken der Verſchwörung des Fiesco (Thl. VII. S. 334) und einer neuen Reformation der durch Andreas Doria's Mitwirkung gegebenen Verfaſſung, die zu Gunſten des jüngeren Adels gegen die uralten Geſchlechter der Stadt vorgenommen worden war, im Ganzen großer Ruhe nach innen und außen, ungeſtörten Handels, wenn auch nicht mehr in dem früheren Umfange, und einer wohlgeordneten Verwaltung zu erfreuen gehabt. In ihrer auswärtigen Politik hielt ſich die Republik, der frühern Unterdrückung von Seiten Frankreichs eingedenk, an Spanien, und hatte zu deſſen Dienſt im letzten Kriege vier Galeeren ausgerüſtet. Dazu kam nach der Beſitznahme Caſales noch eine andere Beſchwerde, indem die Genueſer den Transport von Salz und anderen Vorräthen für die dortige Franzöſiſche Beſatzung über Savona durch ihr Gebiet nicht geſtatten wollten. Solchen Trotz zu brechen wurden Du Quesne und der Marquis von Seignelai, Colberts Sohn, mit einer gewaltigen Flotte nach Genua geſandt. Sie verlangten (17. Mai 1684) die Auslieferung von vier Galeeren und die

*) Ohne Zweifel iſt der Mann mit der eiſernen Maſke Niemand anders als dieſer gegen das Völkerrecht verhaftete Mantuaniſche Geſandte, und die Veranlaſſung zu jener Benennung liegt in dem Umſtande, daß St. Mare auf ſeinen Reiſen, ſtatt ihn in einem eng verſchloſſenen Wagen mitzuführen, ihn der Bequemlichkeit halber eine ſchwarze Maſke tragen ließ. Uebrigens ſind die näheren Umſtände von der Strenge ſeiner Gefangenſchaft u. ſ. w. ſo wie andere Anekdoten theils übertrieben, theils erfunden. Vgl. Delort histoire du masque de fer und Schloſſer und Bercht Archiv für Geſchichte, Thl. II. S. 193.

Abſendung einer Geſandtſchaft nach Verſailles, die den König wegen jener Beleidigungen um Verzeihung bitten und ihn der tiefſten Reue und Unterwerfung verſichern ſollte. Dieſe Sprache eines auswärtigen Königs gegen einen fremden Staat empörte die freien Genueſer. Sie gaben eine Antwort, wie ſie der Würde einer Republik angemeſſen war, worauf die Franzöſiſche Flotte ſogleich eine furchtbare Beſchießung der Stadt begann, ohne daß die Bürger Zeit gehabt hätten, ſich in Vertheidigungsſtand zu ſetzen. So wurden bald der Palaſt des Dogen, die Schatzkammer, das Zeughaus, ein großes Waarenmagazin und einige hundert Privathäuſer theils verbrannt, theils zerſchmettert. Aber dennoch ertheilte die Signoria und der Senat auf eine zweite Aufforderung Seignelai's wiederum eine verneinende Antwort. Das Bombardement begann hierauf von Neuem, und zugleich landeten einige tauſend Franzoſen, plünderten die Vorſtadt San Pietro d'Arena, und zündeten ſie an. Nach ſieben Tagen, während welcher 13,000 Bomben in die Stadt geworfen und dieſe faſt völlig zerſtört war, kehrte die Flotte zurück, da ſie keine Munition mehr hatte. Indeß wollte ſich die Republik einem zweiten vernichtenden Angriff dieſer Art nicht ausſetzen, und beſchloß demnach ſich in das Unvermeidliche zu fügen. So kam im Februar 1685 ein Vergleich zu Stande, in welchem die Republik allen Forderungen Frankreichs Genüge zu leiſten, die Koſten der Beſchießung zu erſetzen und den Dogen Francesco Maria degli Imperiali mit vier Senatoren nach Verſailles zu ſenden verſprach, welche in den demüthigſten Ausdrücken ihr Bedauern ausdrücken ſollten, das Mißfallen des Königs erregt zu haben. Am 3. Mai empfing Ludwig die Abgeordneten, den Hut auf dem Kopfe, auf einem prächtigen Throne ſitzend, rings umgeben von ſeinem ganzen Hofe. Der Doge blieb ſtehen, doch gleichfalls mit bedecktem Haupte. Sobald einmal der Ehre Frankreichs genügt war, zeigte Ludwig dem Dogen, einem würdigen und geiſtreichen Manne, ein äußerſt freundliches und höfliches Benehmen, das gegen Louvois und Seignelai's Stolz ſehr abſtach, welches jenen zu ſagen veranlaßte: „Der König raubt unſern Herzen die Freiheit durch die Art, wie er uns empfängt, aber ſeine Miniſter geben ſie uns wieder.“ Bekannt iſt auch die Antwort dieſes feinen Mannes auf Seignelai's Frage, welche von den vielen Seltenheiten von Verſailles ihm die bewundernswürdigſte ſcheine: „Die, mich hier zu ſehen.“

8. Ludwigs dritter Eroberungskrieg.

Deutſchland durfte ſich von dem zu Regensburg abgeſchloſſenen Waffenſtillſtand keine allzu lange Ruhe verſprechen; willkürlich hatte Ludwig den Frieden von Nymwegen gebrochen, eben ſo ſtand es nur bei ihm, auch dieſen Vertrag, durch den ſein Reich ohne alle Anſtrengung noch bedeutendere Vortheile erlangt hatte, von Neuem umzuſtürzen, ſobald die Gelegenheit wieder günſtig ſchien. Noch war dem verheerenden Strom kein Damm entgegengeſtellt; in den Verhältniſſen des Reiches ſo wie der übrigen Staaten Europas hatte ſich nichts geändert, was Ludwig einen ſtärkeren Widerſtand, als er früher gefunden, verkündigt hätte. Seine Plane ſtiegen immer höher. Fortdauernd wurde mit den einzelnen deutſchen Kurfürſten unterhandelt, die Wahl des künftigen Kaiſers auf ihn ſelbſt oder ſeinen Sohn zu lenken; die bevorſtehende Erledigung des Spaniſchen Thrones gab ihm, da König Karl II. kinderlos war, durch ſeine Vermählung mit Maria Thereſia die lockende Ausſicht, auch dieſes Reich mit Frankreich zu verbinden oder doch einem Franzöſiſchen Prinzen zu verſchaffen. So begannen zuerſt die Reunionen von Neuem; die im Elſaß belegenen Güter des Deutſchen Ordens, die des Strasburger Domcapitels, ſo wie die der Freiburger Univerſität wurden eingezogen. Bei Hüningen wurde ein Fort errichtet und eine Brücke über den Rhein geſchlagen, welche zum Theil auf einer dem Markgrafen von Baden-Durlach gehörigen Rheininſel ruhte, deren Abtretung zu dieſem Zwecke verlangt wurde. Als Kurfürſt Karl von der Pfalz, des oben erwähnten Karl Ludwigs Nachfolger, nach einer noch nicht fünfjährigen Regierung ohne männliche Erben ſtarb, und die Regierung ſeines Landes auf eine Nebenlinie des kurfürſtlichen Hauſes, die Pfalzgrafen von Neuburg, übergehen ſollte, erhob Frankreich auch auf dieſe Länder Anſprüche. Die Schweſter des verſtorbenen Kurfürſten, Eliſabeth Charlotte, war nämlich mit Ludwigs XIV. Bruder, dem Herzog Philipp von Orleans, vermählt, und nun forderte der König im Namen ſeiner Schwägerin nicht nur die ganze bewegliche Hinterlaſſenſchaft, ſondern auch die Allodien. Einſtweilen verlangte man den Beſitz ſämmtlicher Länder, bis Pfalzgraf Philipp Wilhelm von der Neuburger Linie von jedem einzelnen Territorium nachgewieſen habe, welche Theile ihm als Mannlehen gebührten. Tiefer als viele andere Reichsſtände fühlte auch bei dieſen neuen Anläſſen Friedrich Wilhelm von Brandenburg die Schmach

und die Gefahren, welche das willkürliche Supremat Frankreichs dem Beſtehen der Staaten und der rechtlichen Ordnung der Dinge in Deutſchland und Europa in immer ſteigendem Maße bereitete. Zu dieſem Ende ſchloß er zu Berlin, nachdem er ſich auch den Generalſtaaten wieder genähert, mit dem Kaiſer ein Bündniß zur Aufrechthaltung der Rechte aller Reichsſtände gegen Angriff und Gewalt, namentlich aber des neuen Kurfürſten von der Pfalz, auf zwanzig Jahre (8. Mai 1686): ein Schritt, der dem Kurfürſten um ſo höher anzurechnen iſt, als er damals mit Leopold wegen ſeiner Anſprüche auf Jägerndorf, welches Ferdinand I. eingezogen hatte (Thl. VIII. S. 303), und auf die andern Schleſiſchen Herzogthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau, mit deren Beherrſcher, Herzog Friedrich II., Kurfürſt Joachim II. im Jahre 1537 eine Erbverbrüderung geſchloſſen hatte, in Streit war. Die Nachkommen Herzog Friedrichs waren nämlich vor kurzem (1675) ausgeſtorben, die Länder aber von Leopold ohne Weiteres in Beſitz genommen worden. Wenige Monate nach dem Berliner Vertrage brachte der Kaiſer zu Augsburg ein größeres Bündniß zu Stande (9. Julius), in welchem ſich Oeſterreich, Spanien wegen der Ueberreſte des Burgundiſchen Kreiſes, Schweden wegen ſeiner Deutſchen Beſitzungen, der Kurfürſt von Baiern und die am rechten Ufer des Oberrheins anſäſſigen Fürſten und Stände zur Erhaltung der Ruhe und des Regensburger Waffenſtillſtandes verpflichteten Nicht unerwünſcht kam dieſe Nachricht nach Paris, da ſie willkommenen Vorwand zu neuem Krieg gab, vorher aber gedachte man ſich noch des Erzbisthums Köln, deſſen Gebiet beim bevorſtehenden Kampf von großer Wichtigkeit ſchien, auf bequemere Weiſe zu verſichern.

Wilhelm von Fürſtenberg (S. 292) hatte den Kurfürſten Maximilian Heinrich von Köln bisher faſt immer im Sinne Frankreichs zu lenken gewußt; noch vor kurzem hatte er es dahin gebracht, daß dieſer eine Franzöſiſche Beſatzung in ſeine Feſtung Neuß aufnahm; da des Kurfürſten Tod nahe bevorſtand, bemühte ſich der Hof von Verſailles, dem treuen Freund die Anwartſchaft auf die erzbiſchöfliche Würde zu verſchaffen, die Fürſtenberg zu gleicher Zeit ſelbſt aus allen Kräften erſtrebte. Noch nicht lange nach dem Tode ſeines Bruders Franz Egon zum Biſchof von Strasburg (1682) und durch Ludwigs Verwendung auch zum Cardinal erhoben, beſtimmte er Maximilian Heinrich noch in ſeinen letzten, ſchwachen Tagen, ihn dem Capitel als Coadjutor des Erzbisthums zu empfehlen. Seine Wahl für dieſe Würde, welche

ihm im gewöhnlichen Lauf der Dinge auch die erzbiſchöfliche geſichert haben würde, zu hintertreiben, warnte der Kurfürſt von Brandenburg die Chorherren vor Fürſtenbergs Franzöſiſcher Geſinnung, und der Kaiſer ließ dieſem ſelbſt die Coadjutorſchaft von Lüttich antragen nebſt anderen Vortheilen, wenn er die Kölner dem Prinzen Joſeph Clemens von Baiern überließe. Auch der Papſt erklärte ſich für den Letzteren. Dennoch erfolgte die Wahl Fürſtenbergs mit achtzehn Stimmen gegen ſechs, da die Capitularen meiſtentheils durch Franzöſiſches Gold beſtochen waren. Unter dieſen Umſtänden ſtarb Maximilian Heinrich. Sofort ließ der Kaiſer den Domherren eine nachdrückliche Schrift gegen eine etwaige Wahl des Biſchofs von Strasburg übergeben, worin es unter Anderem hieß: Der Cardinal von Fürſtenberg ſey von Nation zwar ein Deutſcher, allein notoriſch der Krone Frankreich knechtiſcher und ſklaviſcher Anhänger, auch derſelben Miniſter und in ihrem Reiche eingebürgert. Ferner ſey er in verſchiedenen Geſchäften derſelben feindlich gegen das Reich aufgetreten, habe dem allerchriſtlichſten Könige den Vaſalleneid geleiſtet, den Erzſprengel von Köln zum Schauplatze des vorigen Kriegs gemacht (ob. S. 292), die Stadt Strasburg vom Reiche abgeriſſen, auch bei Uebergabe Lüttichs mitgewirkt (ob. S. 307), in die Feſtungen des Erzbisthums Franzöſiſche Garniſonen aufgenommen und Bonn mit frembem Gelde befeſtigt. Ein ſolcher Mann dürfe nicht zur Wahl zugelaſſen werden. Obgleich ſich nun durch dieſe Vorſtellungen neun Domherren für Joſeph Clemens von Baiern umſtimmen ließen, erhielt Fürſtenberg doch dreizehn günſtige Vota, welche ihn indeß nicht zum Erzbiſchof wählen, ſondern, da er bereits Biſchof von Strasburg war, zu dieſer zweiten Würde nur poſtuliren konnten. Trotz der Minderzahl der Stimmen beſtätigte Papſt Innocenz XI., Alexanders VII. Nachfolger, die Wahl des Baieriſchen Prinzen, „da die Poſtulation, nach kanoniſchem Recht, nur durch doppeltes Mehr die Wahl annullire.“ (20. Sept. 1688.)

Dieſer mißlungene Verſuch, ſo wie die Nachricht neuer Siege der Kaiſerlichen gegen die Türken, welche ohne einen Umſchwung der Verhältniſſe einen baldigen Frieden im Oſten herbeiführen mußten, bewog den König, den beſchloſſenen Krieg nicht länger aufzuſchieben, durch einen unerwarteten Einbruch den Schauplatz deſſelben wieder innerhalb der Grenzen Deutſchlands zu verlegen und dem Sultan durch eine kräftige Diverſion Luft zu machen. Am 25. September rückte der Dauphin mit 80,000 Mann über die Grenzen der Rheinpfalz, ehe die

vom Tage vorher datirte Kriegserklärung Ludwigs in Regensburg an. kam. In dieſem Manifeſt erklärte der König, daß er genöthigt ſey die Waffen zu ergreifen, weil aus dem Augsburger Bündniß klar hervorgehe, daß der Kaiſer auf Krieg gegen Frankreich ſinne; ferner werde die Pfälziſche Erbſchaft trotz aller Forderungen von ſeiner Seite der Herzogin von Orleans noch immer widerrechtlich vorenthalten, und Leopold habe die Freiheit der erzbiſchöflichen Wahl in Köln zu Gunſten eines Oeſterreichiſch geſinnten Prinzen beeinträchtigt. Uebrigens müſſe die Mäßigung Sr. Majeſtät von Frankreich jedermann einleuchten, indem ihre Abſicht nur dahin gehe, Philippsburg zu belagern, von wo aus man ihre Länder am leichteſten anfallen könne, und Kaiſerslautern als Unterpfand für die Anſprüche der Herzogin von Orleans zu beſetzen, ja der König erbiete ſich, um den Frieden in voraus zu erleichtern, die Feſtungswerke der erſt genannten Stadt gleich nach der Eroberung zu ſchleifen. Außerdem wolle er auch alle Feindſeligkeiten einſtellen, falls ihm ſämmtliche reunirte Orte zuſammt Hüningen und dem dort erbauten Fort förmlich abgetreten, die Pfälziſche Erbſchaft durch eine genügende Summe abgekauft und der Graf von Fürſtenberg zum Kurfürſten von Köln erhoben werden würde.

Jedoch mußte Ludwig bei Eröffnung dieſes Krieges auf ſtärkern Widerſtand als bei ſeinen früheren Unternehmungen gefaßt ſeyn; die bedeutendſten Mächte Europas waren bereits ihm gegenüber zu einem großen Bündniß vereinigt; den Deutſchen Ständen hatten zwanzigjährige Mißhandlungen endlich die Augen geöffnet; vor Allen fürchteten die Proteſtanten das Uebergewicht und die Eroberungen Frankreichs, da Ludwig ſchon vor drei Jahren in ſeinem Reiche das Edict von Nantes zurückgenommen hatte, die Reformirten grauſam verfolgte, und Jakob II. von England, Karls II. Bruder und Nachfolger, auf Frankreichs Macht geſtützt, in verkehrtem Beginnen auch ſein Reich in den Schooß der katholiſchen Kirche zurückzuführen verſuchte. Selbſt in den kürzlich reunirten Landen bemühte ſich Ludwig den Proteſtantismus zu unterdrücken. Aber gerade von dieſen Verſuchen zu einer neuen Erhebung des Katholicismus nahm ein Ereigniß ſeinen Urſprung, welches den Gegnern Ludwigs Ueberlegenheit und Sieg in dem bevorſtehenden Kampfe zu verſprechen ſchien. Schon ſeit längerer Zeit war das Engliſche Volk durch die Begünſtigung der katholiſchen Religion von Seiten ſeines Herrſchers in Gährung, trotz dem ſchritt Jakob auf ſeinem Wege eifrig fort. So mußte der Unwille ſeiner Unterthanen

täglich höher steigen; sehnsüchtig richtete man den Blick nach Holland, dessen Statthalter als Gemahl der Tochter Jakobs einige Ansprüche auf die Erbfolge hatte, und als dem Könige gerade um diese Zeit höchst unerwartet ein Thronfolger geboren worden war, trug dieses Ereigniß nur dazu bei, die Besorgniß und Furcht des Volks vor der auf diese Weise gesicherten Fortdauer des Stuartschen Herrscherhauses und seiner Regierungsgrundsätze zu vermehren. Durch zahlreiche Ausgewanderte mit der herrschenden Stimmung Englands genau bekannt, rüstete Wilhelm ein Heer mit Bewilligung der Generalstaaten, und landete mit 50 Kriegs- und 500 Transportschiffen am 5. November 1688 in der Bucht von Torbay. Der größte Theil des Volks erklärte sich sogleich für ihn, Jakob entfloh am 23. December nach Frankreich, und ein Convent der Pairs und Abgeordneten des Volks von England schenkte dem Prinzen von Oranien mit seiner Gemahlin am 22. Januar 1689 gegen Anerkennung der Nationalrechte die Krone. Dagegen hatte Ludwig, sobald er die Abfahrt des Statthalters vernommen, schon am 15. November 1688 den Generalstaaten Krieg erklärt, worauf diese so wie der neue König von England sich im folgenden Jahre zu Wien dem Augsburger Bündniß anschlossen. So war die Lage der Europäischen Staaten auf einmal zu großem Nachtheil Frankreichs verändert; England, seiner natürlichen Politik zurückgegeben, stand unter den Vorkämpfern des verbündeten Europas gegen Frankreichs Supremat. Auch Victor Amadeus von Savoyen, durch Ludwigs immer steigende Anmaßungen, der beim bevorstehenden Kriege die Ueberlieferung der Citadelle von Turin verlangte, beleidigt, erklärte sich 1690 für Spanien und Oesterreich.

Inzwischen hatte der Krieg in Deutschland längst begonnen. Der Kaiser klagte in seinem Manifest, daß Frankreich nach so vielfacher Verletzung des Nymweger Friedens, nach der Abreißung mehrerer Provinzen des Reiches unter lächerlichen Rechtsformen noch einmal, mit Bruch des Waffenstillstandes und ohne Beachtung alles Gebrauchs und völkerrechtlichen Gesetzes bei Eröffnung der Feindseligkeiten, treulos und heimtückisch über die Deutschen Länder mit Raub und Mord herfiele, ohne Grund, ja ohne Vorwand. „Seine kaiserliche Majestät, heißt es weiter, wäscht ihre Hände in Unschuld über die Folgen dieses Krieges, und erklärt vor Gott und aller Welt, daß sie nicht Ursach des Kampfes ist, sondern Frankreich denselben aus eigener Willkür begonnen hat. Welche Erfolge aber auch der Herr der Heerschaaren den Waffen der Feinde verleihen mag, so wird der Kaiser stets die Wege der

Vorſehung verehren, welche ſich zuweilen der Geißel des Attila bedient, um in ihrer Barmherzigkeit die zu züchtigen, welche ſie lieb hat." — Mit gewohntem Fleiß und erneuter Hoffnung hatten die Pfälzer und ihre Nachbarn am Rhein die vor zehn Jahren niedergebrannten Wohnungen wieder erbaut, die verwüſteten Felder und Weinberge von Neuem beſtellt, und eben angefangen ihre Drangſale zu vergeſſen, als plötzlich die Franzöſiſche Armee ihre Fluren mit neuer Verheerung überſchwemmte. Vauban leitete die Belagerung von Philippsburg, welches am 29. October fiel. Heilbronn, Manheim, Frankenthal ergaben ſich anderen Abtheilungen, Speier und Worms wurden überrumpelt, bis nach Schwaben und tief in Franken drangen die Franzoſen unter fürchterlichen Brandſchatzungen vor. Stuttgart ward beſetzt und dann der Mauern beraubt; ein geheimes Einverſtändniß mit dem Kurfürſten von Mainz hatte die Franzoſen ſchon früher ohne Schwertſtreich in Beſitz dieſer feſten und wichtigen Stadt (17. Oct. 1688) geſetzt; Coblenz hielt ſich durch muthige Vertheidigung, aber der Cardinal von Fürſtenberg nahm Franzöſiſche Garniſonen in Bonn, Kaiſerswerth und Rheinberg auf, während Köln, nicht unter der weltlichen Gewalt des Erzbiſchofs ſtehend, ſeine Thore Brandenburgiſchen Truppen öffnete, welche die Rechte des Baieriſchen Prinzen bewahren ſollten. Während dieſer reißenden Fortſchritte des Feindes berathſchlagte man in Regensburg mit Deutſcher Langſamkeit über die Art und Weiſe, wie dieſem Feinde begegnet werden müſſe. Erſt am 14. Februar 1689 wurde der Beſchluß gefaßt, daß Frankreich für einen Reichsfeind und der abgenöthigte Krieg für einen Reichskrieg zu erklären ſey, und weiter hinzugefügt, „daß man mit Verwerfung aller Einflüſterungen, mit rechtſchaffener, einmüthiger und unzertrennlicher Zuſammenſetzung aller von Gott verliehenen Macht eilfertig und tapfer, nach dem Beiſpiel der bereits verbündeten Kurfürſten und Stände, dem gemeinſamen Feind entgegengehen, das Occupirte oder in geiſtlichen und weltlichen Dingen Veränderte retten und in den alten verfaſſungsmäßigen Stand ſetzen, den Feind zu gebührendem Schadenerſatz anhalten, keine Neutralität oder Correſpondenz mit dem Feinde geſtatten, und ſich ſo ſchnell als thunlich über die weitere Einrichtung der Kriegsverfaſſung vergleichen wolle." Dieſe Beſchlüſſe erhielten die Beſtätigung des kaiſerlichen Hofes mit dem Beiſatze: „daß die Krone Frankreich nicht bloß als Feind des Reiches, ſondern der ganzen Chriſtenheit, ja nicht anders als denn der wahre Türke ſelbſt zu betrachten ſey." Aber während man noch damit beſchäftigt war Truppen zu werben,

und ſich mit den nöthigen Kriegsvorräthen zu verſehen, liefen aus den Rheinlanden die empörendſten Nachrichten ein. Louvois hatte beſchloſſen das ſchon im vorigen Kriege mit Erfolg angewendete Mittel der Verwüſtung der Grenzlande in einer fürchterlich ausgedehnten Art zur Sicherung des Franzöſiſchen Reichs und zur Lähmung der feindlichen Streitkräfte und Bewegungen in Anwendung zu bringen. Auf ſeine Vorſtellung gab Ludwig Befehl, zunächſt „die Pfalz niederzubrennen". Auch alle jenſeit des Rheins eingenommenen Plätze, die man aus Mangel an Truppen nicht beſetzen oder nicht behaupten zu können glaubte, ſollten auf dieſe Weiſe vernichtet werden. Alle Gräuel des dreißigjährigen Krieges, die ganze Wuth des Tillyſchen Kriegsvolks ſind nichts gegen die jetzt beginnenden, kaltblütig ausgeübten und ſyſtematiſch durchgeführten Frevel und Mordbrennereien gegen friedliche Bürger und Bauern, die keinen Widerſtand gewagt und ſich allen Befehlen und Forderungen der Fremden willig und geduldig gefügt hatten.

Schon im Januar 1689 ſchickte der Brigadier Melac von Heidelberg aus ſeine Reiter in verſchiedenen Haufen nach den Orten Rohrbach, Laimen, Nußloch, Wisloch, Kirchheim, Bruchhauſen, Eppenheim, Neckarhauſen und anderen, deren Einwohner den ganzen Winter hindurch die geforderten harten Brandſchatzungen nebſt ſtarken Getreide- und Futterlieferungen pünktlich herbeigeſchafft hatten, und ließ ſie plündern und in Brand ſtecken. Das erſchrockene wehrloſe Volk, das händeringend auf den Knien um Gnade flehte, ward ausgezogen, zerſtreut, im Winter halb nackt über die öden Felder gejagt, und zum Theil niedergemacht. In Heidelberg ſelbſt ward das kurfürſtliche Schloß und Zeughaus ausgeplündert, und nebſt der Neckarbrücke und einem Theil der Stadtmauer in die Luft geſprengt, darauf wurden auch die Wohnungen der Bürger an mehreren Orten in Brand geſteckt (2. März). In Manheim, wo man gleichfalls den ganzen Winter hindurch die Franzoſen aufs beſte verpflegt hatte, und ihnen in Allem zu Willen geweſen war, mußten die Einwohner auf Befehl des General Montclas ſelbſt die Feſtungswerke abtragen, und öffentliche wie Privathäuſer durch Minen in die Luft ſprengen helfen; und weil dies Alles noch zu langſam ging, ſo ward endlich der Reſt der halb verſchütteten Stadt durch die Flamme vertilgt (5. März). Daſſelbe Schickſal traf hiernächſt die ſchönen Städte Offenburg, Kreuznach, Ladenburg, Oppenheim, Gernsheim, Wachenheim, Bretten, Bruchſal, Frankenthal, Alzey, Rochsheim, Pforzheim, Baden, Raſtadt, Kuppenheim, Stollhofen und unzählige kleinere Orte und

Dörfer, die alle dem Erdboden gleich gemacht, und deren Einwohner, nachdem die Soldaten die viehiſcheſten Gräuel an ihnen verübt hatten, zu Bettlern gemacht wurden. Nicht einmal die Flucht nach einem andern Orte ward ihnen geſtattet, außer wenn ſie in das Franzöſiſche Gebiet wandern wollten. Das härteſte Schickſal erfuhren die alten Reichsſtädte Speier und Worms. Beide hatten ſich im vorigen Herbſt auf die Bedingungen ergeben, daß Rath und Bürgerſchaft in ihren Geſchäften und Rechten unangetaſtet bleiben, und nur einige hundert Mann auf Franzöſiſche Koſten als Beſatzung in ihren Mauern bleiben ſollten. Der Marſchall Duras und der Dauphin ſelbſt hatten den Bürgern dieſe Zuſage auf das heiligſte bekräftigt, aber nur um ſie deſto ſicherer zu betrügen. Die Zahl der eingelegten Truppen wurde bis auf das Sechsfache erhöht, und an Vergütung der Unterhaltungskoſten ward nicht gedacht. Noch mehr, die Einwohner wurden ohne Ausnahme gezwungen, die Summen, die ſie in Holland, Köln, Frankfurt, Nürnberg oder in anderen Staaten, mit denen ſich Frankreich im Kriege befand, ſchuldig waren, auf das gewiſſenhafteſte anzugeben und an die Franzöſiſche Kriegscaſſe zu bezahlen. Im Februar mußten ſie, wie die Mannheimer, ihre eigenen Feſtungswerke zerſtören helfen. Hierauf wurden die Zeughäuſer erbrochen, alles Geſchütz nach Landau geführt, und was man nicht fortſchleppen konnte, in den Rhein verſenkt. Bei ſchwerer Strafe mußten die Einwohner alle Kornvorräthe, ihren letzten Troſt bei der vorauszuſehenden Hungersnoth, nach Philippsburg zur Unterhaltung der dortigen Franzöſiſchen Beſatzung ausliefern. Von Speier, wo damals noch das Reichskammergericht war, wurden die Acten deſſelben, ſammt den Caſſen, eingepackt und nach Landau geführt. Und nun, da die Einwohner mit beiſpielloſem Gehorſam ſieben Monate lang ſich Allem unterworfen hatten, was nur die härteſte Tyrannei verlangen konnte, und nichts als der Tod ihnen noch übrig ſchien, ward ihnen am 22. Mai angekündigt, des Königs Intereſſe erfordere es, die Städte Worms und Speier ganz von der Erde zu vertilgen, doch ſolle es den Bürgern erlaubt ſeyn, ſich nach den zunächſt gelegenen Franzöſiſchen Städten zu retten. Die bebenden Einwohner ſuchten wenigſtens eine Milderung ihres Schickſals von dieſen Unmenſchen zu erflehen, aber Alles, was ſie erlangen konnten, waren einige hundert Wagen, die man ihnen zum Fortſchaffen ihrer wenigen noch übrigen Habe überließ. Die meiſten derſelben wurden mit den bisher noch verborgenen Lebensmitteln beladen, welches die Franzoſen nicht

ſobald merkten, als ſie ihnen dieſelben auch noch wegnahmen, und ſo die Unglücklichen, die vor einem Jahre noch in Wohlſtand und Anſehen gelebt hatten, in brot- und heimathloſe Vertriebene verwandelten. Darauf wurden, auf ein gegebenes Zeichen, beide Städte in Brand geſteckt (Speier den 31. Mai, Worms den 5. Juni 1689) und in wenigen Stunden in zwei große Aſchenhaufen verwandelt. In Worms blieb nur der Dom verſchont. Sechs Wochen hinter einander beſchäftigten ſich hierauf die Mordbrenner mit Durchſuchung der Keller und Gewölbe, worin ſie Beute mancherlei Art fanden. Damit aber die Bürger nicht ſelbſt in ähnlicher Abſicht dahin zurückkehren möchten, wurden allenthalben Wachen ausgeſtellt. Sogar die Begräbniſſe wurden erbrochen und die Todten ihres Schmucks beraubt. In dem gleichfalls verwüſteten Dome zu Speier fanden die räuberiſchen Kriegsleute in den Gräbern der alten Kaiſer unter andern werthvollen Ueberbleibſeln zwei ſilberne Särge, öffneten ſie, ſtreuten die vermoderten Gebeine höhnend auf dem Boden umher, und ſchafften die Särge nebſt den darin gefundenen Koſtbarkeiten fort. So wurde den oberen Rheinlanden Alles geraubt, was an Selbſtändigkeit, an beſtehende Rechte und vormalige Größe und Herrlichkeit erinnerte. Als der junge Herzog von Crequi, auf deſſen Befehl dieſe Gräuel geſchahen, von einigen menſchlicheren Officieren gefragt ward, was denn die Wormſer und alle übrige ſo friedliche Bürgerſchaften verbrochen hätten, daß man ſie mit ſo ausgeſuchten Qualen foltere, erwiederte er kurz: „der König wills," und wies ein Verzeichniß von zwölfhundert Städten und Dörfern vor, die alle noch verbrannt werden müßten. Und auf die Frage, was dies für ein neuer Kriegsgebrauch ſey, äußerte er, daß das Volk in dieſem Lande aus Ketzern beſtehe, deren Ausrottung eben ſo gerecht ſey, als die Bemühungen des Kaiſers den Mohammedaniſchen Glauben mit Feuer und Schwert zu vertilgen.

Erſt im Frühjahr erſchienen die Deutſchen Heere im Felde, doch fehlte viel, daß ſie zahlreich und ſtark genug geweſen wären, die gebührende Rache für alle dieſe Frevelthaten an den Franzoſen zu nehmen. Friedrich Wilhelm von Brandenburg hatte den Ausbruch des Krieges nicht mehr erlebt, aber ſein Sohn, Kurfürſt Friedrich III., der ihm am 27. April 1688 gefolgt war, beharrte treu auf dem von ſeinem Vater eingeſchlagenen Wege. Bereits hatte er dem Prinzen von Oranien ſechstauſend Mann zu deſſen Expedition nach England gegeben, funfzehnhundert Brandenburgiſche Krieger ſtießen zum Reichsheere, und

mit einer Armee von dreißigtauſend Mann griff er ſelbſt die Franzoſen im Erzbisthum Köln an, um ſie aus dieſer ſeinen rheiniſchen Beſitzungen ſo gefährlichen Nähe zu verdrängen. Im folgenden Jahre führte der Generallieutnant Barfuß dem Kaiſer noch ſechstauſend Brandenburger zu Hülfe nach Ungern, welche dort bis zum Ende des Krieges gegen die Türken ſtritten, und mehrmals verſtärkt wurden. Unter den übrigen Deutſchen Fürſten zeichnete ſich Kurfürſt Johann Georg III. von Sachſen im Eifer für Freiheit und Vaterland aus; der erſte von allen war er ſchon im October 1688 mit 14,000 Mann in Franken erſchienen; auch Baiern und die oberländiſchen Kreiſe ſtrengten alle ihre Kräfte an. So gelang es denn dem Herzog von Lothringen, der, wie ſchon in den letzten Feldzügen des vorigen Krieges, die Truppen des Reichs und des Kaiſers führte, den Franzoſen nach einer zweimonatlichen Belagerung wenigſtens Mainz, den Schlüſſel Frankens, wieder zu entreißen. Unterdeß hatte der Kurfürſt von Brandenburg, von einem Holländiſchen Corps unterſtützt, den General Sourdis bei Neuß geſchlagen, und Rheinberg, Kaiſerswerth und Bonn erobert. Auch in den Niederlanden focht der Fürſt Georg Friedrich von Waldeck, den Wilhelm von Oranien als Befehlshaber zurückgelaſſen, an der Spitze Holländiſcher, Deutſcher und Spaniſcher Truppen mit Glück gegen den Marſchall d'Humieres. Schlimmer ging es hier für die Verbündeten, als der Marſchall von Luxemburg, der Freund und Schüler Condés, im folgenden Jahre den Oberbefehl über die dortigen Franzöſiſchen Truppen erhielt. Mit ſeinem Meiſter theilte er den hochfahrenden raſchen Geiſt, den richtigen Blick, die ſchnelle Entſchloſſenheit und das unruhige, leidenſchaftliche Gemüth. Neben den Kriegsthaten beſchäftigten ihn nach damaliger Weiſe galante Abenteuer und Weiberränke. Sein Aeußeres war von abſchreckender Häßlichkeit, aber der durchſchimmernde lebendige Geiſt und der kraftvolle Mannsſinn erwarben ihm doch der Frauen Gunſt in hohem Grade. Bei dem Dorfe Fleurus in der Grafſchaft Namur ſtieß er am 1. Julius 1690 auf den Fürſten von Waldeck und überflügelte, da die Front der feindlichen Stellung durch ſchwer zu erſteigende Hügel und das vor derſelben liegende Schloß von St. Amand unangreifbar ſchien, durch eine meiſterhafte Bewegung die Holländer in der linken Flanke. Hier gefaßt, warf ſich ihre Reiterei in wilde Flucht; aber das Fußvolk hielt mannhaft Stand; obgleich von vorn und in der Seite ſtark gedrängt, ging es noch mehrmals zum Angriff vor, ſo daß der Rückzug mit Ruhe und Ordnung bewerkſtelligt werden

konnte. Auch blieb die Schlacht ohne weitere Folgen, theils weil auch die Französische Armee große Verluste erlitten hatte, theils weil der Kurfürst von Brandenburg dem Fürsten von Waldeck bedeutende Verstärkungen zuführte. Am Rhein war der Feldzug sehr spät eröffnet und lässig geführt worden. Herzog Karl von Lothringen war am 18. April dieses Jahres gestorben und Deutschland hatte in ihm einen trefflichen Feldherrn verloren, der durch Kurfürst Maximilian Emanuel von Baiern nicht ganz ersetzt werden konnte. Wenigstens verhinderte dieser die Franzosen nicht, ihre Winterquartiere wieder im Breisgau und im Badenschen zu nehmen. Noch glücklicher kämpften die Franzosen in Italien. Hier führte Catinat, bisher Gouverneur von Casale, den Oberbefehl, der seinen unbekannten Namen bald dem glänzenden Ruhm der Marschälle an die Seite stellte, und mit Luxemburg sich in den jetzigen Feldzügen ebenso auszeichnete als Turenne und Condé im vorigen Kriege. Er war zuerst Advocat, hatte aber diese Laufbahn im fünf und zwanzigsten Jahr verlassen, um von der Pike an in raschem Aufsteigen alle militärischen Grade durchzumachen. Mit einem großen Verstand und ausgezeichneten Feldherrngaben vereinigte er Mäßigung, Keuschheit und Bescheidenheit, und seine Leutseligkeit erhob ihn zum Abgott der Soldaten. Bei der Abtei Staffarda unweit Saluzzo traf er am 18. August auf den Herzog Victor Amadeus, dessen Heer durch vierzehntausend Spanier und einige Oesterreichische und Brandenburgische Regimenter verstärkt war. Die Savoyischen Truppen ergriffen bald die Flucht, die Deutschen und Spanier setzten aber trotz dem mit ausgezeichneter Tapferkeit das Gefecht noch fünf bis sechs Stunden fort. Endlich wichen auch sie der Uebermacht, und Catinat legte sich ermattet und in seinen Mantel gehüllt auf die Erde nieder. Während er ruhte, kehrten seine siegreichen Reiter von der Verfolgung des Feindes zurück, stellten die erbeuteten Fahnen im Kreise um den schlafenden Feldherrn auf, und erwarteten sein Erstaunen und seinen gerührten Dank beim Erwachen nicht vergebens. Auch auf der See erlangten die Franzosen bedeutende Vortheile, der Admiral Tourville griff die vereinigte Englische und Niederländische Flotte auf der Höhe von Bevezier an und brachte den Holländern eine empfindliche Niederlage bei, da die Engländer unthätig dem Kampfe zuschauten.

Im folgenden Jahre (1691) boten alle Fürsten Deutschlands mit dem redlichsten Willen ihre Kräfte auf, und brachten eine Macht zusammen, die das Schrecken Frankreichs hätte werden müssen, wenn

die Anführer einig geweſen wären. Aber der Befehlshaber der kaiſerlichen Truppen, Graf Caprara, wollte immer das Gegentheil von dem, was der Kurfürſt von Sachſen, der Anführer der verbündeten Reichstruppen, für erſprießlich achtete, und jeder weigerte ſich von dem andern Befehle anzunehmen. So mußte man bald wieder über den Rhein zurückkehren, und als die Franzöſiſchen Truppen unter dem General de Lorges bei Philippsburg dieſen Fluß ebenfalls überſchritten und brandſchatzend vordrangen, hatte man große Mühe dieſelben am Ende des Sommers nur bis nach Hüningen zurückzudrücken. In den Niederlanden übernahm König Wilhelm von England in dieſem Jahre ſelbſt das Commando. Er war bisher in Irland beſchäftigt geweſen, wo König Jakob II., der bei Ludwig großmüthige Aufnahme und Unterſtützung zur Wiedereroberung ſeines Reiches gefunden hatte, ſchon am 21. März 1689 mit fünftauſend Mann Franzöſiſcher Truppen gelandet war. Was Jakob in England verhaßt machte, das Bekenntniß der katholiſchen Religion und ſein Eifer für dieſelbe, mußte ihm die Liebe der Irländer erwerben; bald ſah er ſich von vierzigtauſend Kriegern umgeben, und die Engliſchen Truppen, nur viertauſend Mann ſtark, waren genöthigt ſich nach Londonderry und Inniskillen zurückzuziehen. Es ſtand bei Jakob, das ganze Land zur höchſten Begeiſterung für ihn und ſein Haus zu entflammen, wenn er ſelbſt deſſen Intereſſen zu den ſeinigen gemacht und mit ganzer Seele ergriffen hätte. Aber eine unglückliche Halbheit und Zähigkeit im Feſthalten gewiſſer Vorrechte, die Jakob von ſeinem unglücklichen Vater, den ähnliche Mißgriffe ins Verderben ſtürzten, überkommen hatte, lähmte auch ſein Auftreten in Irland gleich in den erſten Tagen. Das von ihm ſelbſt zuſammenberufene Parlament verlangte die Erklärung der Unabhängigkeit Irlands von der Engliſchen Krone und die Geſtaltung ihrer Inſel zu einem beſonderen Reich, und Jakob, obgleich der Feind, welcher ihn geſtürzt hatte, auf dem Engliſchen Thron ſaß, verweigerte in unbegreiflicher Verblendung ſeine Zuſtimmung. Ebenſo wenig willigte er in das Verlangen des katholiſchen Clerus, das königliche Supremat über die Kirche, welches ſeit Heinrich VIII. den Herrſchern Englands zuſtand, aufzugeben, obgleich dieſes Vorrecht im ſchärfſten Widerſpruch zur Lehre und Verfaſſung der katholiſchen Kirche ſtand, deren Begünſtigung ihm den Thron ſeiner Vorfahren gekoſtet hatte. So konnte es nicht fehlen, daß ſich eine bedeutende Partei gegen Jakob bildete, und der unglückliche Erfolg

ſeiner erſten Unternehmungen verminderte die Zahl und das Vertrauen ſeiner Anhänger noch mehr. Nachdem man über neuntauſend Menſchen vergeblich aufgeopfert hatte, mußte die unternommene Belagerung von Londonderry wieder aufgegeben werden. Dagegen landete der zwei und achtzigjährige Marſchall von Schomberg *), welcher nach der Aufhebung des Edicts von Nantes als Proteſtant aus Frankreich ausgewandert und in die Dienſte des Kurfürſten von Brandenburg getreten war, der ihn wieder dem König Wilhelm überlaſſen hatte, im Auguſt mit 10,000 Mann, denen im folgenden Frühjahr Wilhelm ſelbſt mit 22,000 Kriegsleuten folgte. Nachdem ſich beide Heerhaufen vereinigt, rückte der König gegen Jakob vor, der neue Verſtärkungen aus Frankreich erhalten und hinter der tiefen und reißenden Boyne eine vortheilhafte Stellung genommen hatte. Verwegen ſtürzten ſich die Engliſchen Reiter des linken Flügels, Schomberg voran, im Angeſicht des Feindes in den Fluß, und ſchwammen hindurch, das Fußvolk folgte vermöge einer Furt, obgleich den Soldaten das Waſſer bis an die Schultern reichte. Das Gefecht war erbittert und blutig; an der Spitze der Truppen ward Wilhelm verwundet, beendete Schomberg die lange Reihe ſeiner Kriegsthaten durch einen glorreichen Tod im Handgemenge. Endlich ward die Schlacht durch Jakobs Muthloſigkeit und Unentſchloſſenheit — Fehler, von denen er früher als Lord Admiral der Engliſchen Flotte das Gegentheil gezeigt hatte (o. S. 301) — gewonnen und das feindliche Heer zerſprengt; Jakob rettete ſich nach Dublin, von wo ihn eine Franzöſiſche Fregatte nach Breſt führte. Wilhelm behandelte die Rebellen mit nicht minderer Strenge als vor ihm die Plantagenets, die Tudors und Stuarts. Alle Lords und Herren von der Gegenpartei wurden zur Confiscation ihrer Güter verurtheilt, ein Spruch, der eben ſo räuberiſch und ausgedehnt als bei früheren Gelegenheiten dieſer Art in Vollzug geſetzt wurde; doch erhielten alle Theilnehmer der Empörung, welche den geringen Volksklaſſen angehörten, Verzeihung. Die völlige Unterdrückung des Aufſtandes überließ Wilhelm dem Lord Churchill, der kürzlich zum Grafen von Marlborough erhoben worden war, und mit zehntauſend Mann friſcher Truppen im September

*) Er ſtammte aus einer Rheiniſchen Familie, deren Name eigentlich Schönberg lautete. Er war es, welcher an der Spitze der Portugieſiſchen Truppen den Sieg bei Villa Viçoſa gewann (o. S. 82) und ſpäterhin in den Niederlanden kämpfte. Aus einer andern ebenfalls Deutſchen Familie ſtammten Heinrich und Karl von Schomberg (o. S. 119. 127).

anlangte. Dieſer nahm Cork mit ſtürmender Hand und Kinſale nach einer kurzen Belagerung, worauf ſich der Herzog von Lauzun zu Gallway mit allen Franzöſiſchen Truppen einſchiffte. Im folgenden Jahre eroberte Gotthard van Ginkel Baltimore und Athlone und ſchlug die noch 28,000 Mann ſtarken Haufen der Empörer in einer entſcheidenden Schlacht bei Aghrim. Die letzten Reſte derſelben warfen ſich nach Limerick, und vertheidigten ſich hartnäckig, bis Ginkel, von Wilhelm bevollmächtigt, eine für das ganze Land geltende Capitulation abſchloß, da der König ſeine dortigen Truppen ſo ſchnell als möglich in den Niederlanden brauchen wollte. Der Vertrag beſtimmte Amneſtie für alle noch im Kriege befindlichen Empörer, die Aufrechthaltung der Freiheit des katholiſchen Cultus, wie ſie zu den Zeiten Karls II. geweſen, und das Recht für alle Katholiken Waffen zu tragen (oben S. 258). Die Auswanderung mit Verkauf aller Güter ward freigegeben, doch ſollte ſich Niemand in England oder Schottland anſiedeln und Alle, welche nach Frankreich gehen wollten, erhielten die hierzu nöthigen Fahrzeuge von der Krone. So ſetzte ſich die Auswanderung, die ſchon unter Cromwell in ſo bedeutendem Umfang begonnen (o. S. 257), in noch größerem Maßſtabe fort. In Frankreich konnten ſogleich zwölf nur aus Irländern beſtehende Regimenter gebildet werden, und man rechnet, daß innerhalb funfzig Jahren über 400,000 ſtreitbare Männer des Iriſchen Volkes im Dienſte des Franzöſiſchen Hofes auf dem Schlachtfelde geſtorben ſind.

Mit geringerem Erfolge als in Irland führte Wilhelm den Krieg in den Niederlanden. Ludwig belagerte Mons, nahm dieſe Feſtung, ohne daß der König von England es hindern konnte (9. April 1691), und begann den folgenden Feldzug, vom Dauphin und dem Herzoge von Orleans begleitet, mit der Berennung Namurs. Vaubans Genie nöthigte die Stadt ſchon acht Tage nach Eröffnung der Laufgräben zur Uebergabe, die Citadelle vertheidigte ein berühmter Holländiſcher Ingenieur, Menno von Coehorn, noch funfzehn Tage länger. Dieſen Unfall wieder gut zu machen, überraſchte Wilhelm das Lager des Marſchalls von Luxemburg bei Steenkerken (3. Auguſt 1692), ward aber nach einem hitzigen Gefecht zurückgeworfen, in welchem beide Armeen gegen ſiebentauſend Mann verloren. Dagegen mißlang Ludwig XIV. ein anderes Unternehmen, auf welches er große Hoffnungen geſetzt hatte. In Breſt waren vier und vierzig und in Toulon fünf und dreißig Linienſchiffe ſegelfertig gemacht worden, um eine Transportflotte von

300 Schiffen zu escortiren, auf welcher Jakob mit 11,000 ausgewanderten Engländern und Irländern und viertausend Französischen Soldaten nach seinem Reich übersetzen wollte, um dasselbe wieder zu erobern. Auf die erste Nachricht von diesen Zurüstungen verbreitete sich in England die größte Bestürzung, da der König und die Armee sich in den Niederlanden befanden; aber Wilhelms Gemahlin Maria, der dieser in seiner Abwesenheit die Regierung übertragen hatte, zeigte besonnenen Muth und ergriff kräftige Maßregeln. Die Milizen wurden zusammengezogen und ein befestigtes Lager bei Portsmouth aufgeworfen. Doch kam es gar nicht zur Landung. Als widrige Winde die Escadre von Toulon längere Zeit am Auslaufen verhinderten, gab Ludwig ungeduldig dem Admiral Tourville, dem Sieger von Bevezier, der das zu Brest gerüstete Geschwader commandirte, den Befehl auszulaufen und die feindliche Seemacht zu schlagen, damit die Transportschiffe den Canal sicher passiren könnten. Auf der Höhe von la Hogue traf Tourville am 29. Mai die vereinigte Niederländische und Englische Flotte unter van Almonde und Russel, zusammen achtzig Segel stark. Gegen diese fast doppelt überlegene Anzahl verrichteten die Französischen Seeleute Wunder der Tapferkeit; erst um zehn Uhr Abends begann Tourville seinen Rückzug nach der Französischen Küste. Aber heftig verfolgt, mußte er selbst mit dreizehn Schiffen in der Bucht von la Hogue auf den Strand laufen, welche alsbald von dem Engländer Rooke, der mit 200 Schaluppen in die Bai drang, in Brand gesteckt wurden. Vier andere Linienschiffe wurden in Cherburg in die Luft gesprengt. So empfindlich diese Verluste dem Könige seyn mußten, so konnte doch der erhöhte Ruhm der Französischen Flagge dafür einigen Ersatz geben, und der Landkrieg des folgenden Jahres brachte wieder neue Lorbeeren, indem der Marschall von Luxemburg seine Kriegsthaten durch einen glänzenden Sieg krönte und schloß. Am 29. Julius 1693 griff er den König Wilhelm mit überlegener Truppenzahl in dessen befestigtem Lager zwischen Landen und Neerwinden an. Besonders heftig wüthete der Kampf auf dem rechten Flügel der Verbündeten um das Dorf Neerwinden, den Schlüssel ihrer Stellung, welches zweimal genommen und wieder verloren, erst nach dem dritten Angriff Nachmittags in Besitz der Franzosen gelangte. Wilhelm leistete Alles, was Einsicht, Tapferkeit und Entschlossenheit einem Feldherrn auf dem Schlachtfelde gebieten, aber das schlechte Benehmen seiner Cavallerie, welche er der feindlichen entgegenwarf, die nunmehr durch das genommene Dorf im

Trabe vorging, die Verbündeten in der offenen Flanke zu faſſen, entſchied den Sieg zu Gunſten der Franzoſen. Wilhelms Reiterei wich nämlich gleich beim erſten Angriff, und der König mußte ſtarke Abtheilungen der Infanterie ſeines linken Flügels herbeiziehen, um die Fortſchritte des Feindes auf dieſer Seite aufzuhalten, worauf die Tapferkeit der Franzöſiſchen Truppen dann auch bei Landen die eilig in der Nacht aufgeworfenen Schanzen durchbrach und ſo heftig nachdrängte, daß der Rückzug der Verbündeten bald in Flucht ausartete. Das ganze feindliche Lager mit 75 Geſchützen, 66 Fahnen und Standarten fiel den Franzoſen in die Hände. Wilhelm verlor 12,000 Mann an Todten und Gefangenen, und hatte die erſte entſchiedene Niederlage erlitten. Bald darauf legte Luxemburg das Commando nieder. Er ſtarb am 4. Januar 1695. Zwei Monate nach der Schlacht bei Neerwinden ſchlug auch Catinat die Verbündeten bei Marſaglia mit einem Verluſt von achttauſend Mann aus dem Felde und rettete durch dieſen Sieg die Feſtung Pignerol, welche ſeit längerer Zeit von dem Herzoge von Savoyen belagert worden war. In Deutſchland waren die Franzoſen im Jahr 1692 ebenfalls glücklich geweſen und hatten Schwaben von Neuem verwüſtet, ſo daß der Kaiſer den Markgrafen Ludwig von Baden, einen trefflichen Schüler Karls von Lothringen, aus dem Türkenkriege abrief, um das Commando am Rhein zu übernehmen (1693). Aber auch er mußte ſich begnügen ein verſchanztes Lager bei Heilbronn aufzuſchlagen und von hier aus eine Vertheidigungslinie bis an den Schwarzwald zu ziehen, wodurch dann wenigſtens auch in den folgenden Jahren ein weiteres Vordringen der Franzoſen verhindert wurde. Mehr konnte der Prinz nicht thun, denn der anfängliche Kriegseifer der Deutſchen Fürſten war bereits erloſchen, ihre Aufmerkſamkeit wurde von inneren Streitigkeiten über die Errichtung einer neuen Kurwürde vollſtändig in Anſpruch genommen, und das Reichsheer mußte ohne Erſatzmannſchaften mehr und mehr zuſammenſchmelzen. Unter dieſen Umſtänden war es für ein Glück zu achten, daß Frankreich zu gleicher Zeit gegen Holland, England, Spanien und Savoyen kämpfen mußte, und mithin nur einen kleinen Theil ſeiner Kraft auf den Krieg am Rheine wenden konnte; wenn auch anderer Seits die eben dadurch gebotene Gelegenheit zur Beſtrafung und Demüthigung des räuberiſchen Feindes wiederum unbenutzt vorüberging.

Auch Frankreichs Anſtrengungen ließen allmählig nach; es zeigte ſich eine allgemeine Erſchöpfung des Landes; hauptſächlich durch die

großen Rüſtungen verurſacht, welche für die Feldzüge in den Niederlanden, dem Hauptſchauplatze des Krieges, wo jährlich allein über 100,000 Mann ſtarke Heere im Felde zu erſcheinen pflegten, nöthig geweſen waren. Auch machte es ſich fühlbar, daß der Marſchall von Luxemburg nicht mehr den Befehl führte. So beſchränkte man ſich in den nächſten Jahren von beiden Seiten auf Belagerungen; in den Niederlanden wurden noch Huy und Dixmuiden von den Franzoſen genommen; in Spanien eroberte der Herzog von Noailles, ein Günſtling der Frau von Maintenon, die jetzt bei Ludwig Alles galt, welcher den Krieg in Catalonien ſchon ſeit 1689, wiewohl ohne Erfolg und militäriſche Einſicht, geführt hatte, im Jahr 1694 Girona. In Italien waren bereits ſeit der Schlacht bei Marſaglia Unterhandlungen mit dem Herzoge von Savoyen angeknüpft worden; einer Seits durfte Ludwig hier durch die Erinnerung ſeines früheren Einfluſſes zu wirken hoffen, andrer Seits brachte die Anweſenheit und die Ernährung der Deutſchen Truppen, die nach und nach ſehr verſtärkt worden waren, große Unzufriedenheit unter den Einwohnern hervor. Der Herzog war bereit einen Vertrag abzuſchließen, zumal da Ludwig, dem Alles daran liegen mußte, ſeine Feinde zu trennen, vortheilhafte Bedingungen bot; nur die Furcht vor den bisherigen Verbündeten hielt ihn zurück. So verſprach er zunächſt die Unthätigkeit ſeiner Truppen, ſo weit dies möglich wäre (1695), und forderte dann, zum Schein von Catinat gezwungen, Spanien und Oeſterreich auf, Italien für neutral zu erklären, worin dieſe endlich willigten, da ſie im andern Fall befürchten mußten, daß der Herzog auf Frankreichs Seite treten würde. Nachdem es auf dieſe Weiſe gelungen war, die Oeſterreichiſchen und Spaniſchen Truppen zu entfernen, ſchloß der Herzog dann am 29. Auguſt 1696 mit Ludwig Frieden, worin Frankreich alle ſeine Eroberungen zurückgab, auch Caſale, welches die Verbündeten genommen hatten, unter der Bedingung, die Feſtungswerke zu ſchleifen, ſo wie Pignerol dem Herzoge überließ.

Ludwigs friedliche Abſichten gingen aus Entwürfen zu größern Erwerbungen hervor. Man erwartete den Tod des kinderloſen Königs Karl II. von Spanien, und Ludwig war entſchloſſen, ſeine vorgeblichen Anſprüche auf die Erbfolge dieſes Landes mit allen Kräften gegen Oeſterreich geltend zu machen, um dann im Beſitz ſolcher koloſſalen Macht Europa vollſtändig zu erdrücken. Es war voraus zu ſehen, daß die Verwirklichung ſolcher Plane nicht ohne eine neue große Bewegung

der übrigen Staaten geſchehen würde, und für den Krieg, der hierdurch herbeigeführt werden mußte, wollte Ludwig jetzt Zeit zur Vorbereitung gewinnen und ſeinen Unterthanen einige Jahre Ruhe gönnen. Der Kaiſer dagegen, der in ſeinen eigenen Kräften weit minder haltbare Stützen hatte, wünſchte eben darum den großen Bund bis dahin zuſammen zu halten; indeß wiederholten ſich die Verhältniſſe des Nimweger Friedensſchluſſes. Durch den Türkenkrieg beſchäftigt, hatte der Kaiſer nicht mehr geleiſtet als im vorigen Kriege; Spanien und das Reich waren zur Fortführung des Kampfes nicht ohne Neigung, aber ohne Kraft; auch Holland und England durften ſich keiner Siege über den mächtigen Gegner rühmen. Endlich übernahm Schweden die Vermittelung, und die Verhandlungen wurden zu Ryswick, einem Dorfe zwiſchen dem Haag und Delft, an welches ein Luſtſchloß des Prinzen von Oranien ſtieß, im April 1697 eröffnet. Ihren Abſchluß beſchleunigten bedeutende Erfolge, welche die Franzoſen noch in dieſem Sommer erkämpften. In Spanien eroberte nämlich der Herzog von Vendome Barcelona, in den Niederlanden nahm der aus Italien abgerufene Catinat das wichtige Ath, und der Admiral du Guai Trouin brachte eine ganze Holländiſche Kauffahrerflotte nebſt den begleitenden Kriegsſchiffen in die Franzöſiſchen Häfen. Die Republik war zufrieden, Zugeſtändniſſe in Betreff ihres Handels zu erhalten, die ſie ihren Lebensbedingungen gemäß höher achtete als eroberte Landſchaften. Ludwig verſprach, daß in Zukunft alle Holländer in Frankreich unter den nämlichen Bedingungen wie Franzöſiſche Unterthanen ihren Handel betreiben ſollten. König Wilhelm wurde durch die Anerkennung ſeiner Herrſchaft über England und durch die Verpflichtung von Seiten Ludwigs, Jakob II. nicht länger unterſtützen zu wollen, zufrieden geſtellt, und der Krone Spanien wurden alle Eroberungen in den Niederlanden und Catalonien zurückgeſtellt, bis auf zwei und achtzig Städte, Flecken und Ortſchaften, von denen Ludwig behauptete, daß ſie Dependenzen früherer Abtretungen ſeyen. Dieſe Verträge wurden ſämmtlich am zwanzigſten September 1697 unterzeichnet. Vergebens klagten die Geſandten des Kaiſers und des Deutſchen Reiches über Treuloſigkeit und Verrath ihrer Bundesgenoſſen, Ludwig bot ihnen an, Freiburg, Breiſach, Kehl und Philippsburg nebſt Allem, was außerhalb des Elſaſſes beſetzt worden ſey, gegen die Beſtätigung des Beſitzes von Straßburg wieder herauszugeben, den Herzog von Lothringen und den Pfalzgrafen von Zweibrücken wieder einzuſetzen, und nichts weiter zu

reuniren. Zur Annahme dieſer Artikel ſetzten die Franzöſiſchen Geſandten eine kurze Friſt; erfolge bis dahin keine Entſcheidung, ſo würden die Feindſeligkeiten wieder beginnen. So blieb dem Deutſchen Reiche unter den damaligen Umſtänden leider keine Wahl. Man gab nach und am 30. October 1697 ſollte die Friedensurkunde zu Ryswick unterzeichnet werden, als die Franzöſiſchen Geſandten, um dem evangeliſchen Glauben in Deutſchland bei dieſer Gelegenheit Abbruch zu thun, noch den Abend vorher (29. Oct.), kurz vor Mitternacht, als der Vertrag ins Reine geſchrieben wurde, die Hinzufügung einer Clauſel verlangten, daß die katholiſche Religion an allen dem Reich zurückgegebenen Orten im dermaligen Zuſtande bleiben ſolle. Ludwig XIV. hatte nämlich in allen Städten, welche in Folge ſeiner Reunionen beſetzt worden waren — bei weitem die Mehrzahl derſelben bekannte ſich zum Proteſtantismus — neben dem evangeliſchen die Ausübung des katholiſchen Cultus angeordnet, und obgleich er im Vertrag zu Regensburg verſprach den Zuſtand der Religion überall ungeſtört zu laſſen wie er durch den Weſtphäliſchen Frieden feſtgeſtellt worden, hatte er dennoch das frühere Verfahren im Verlauf des Krieges, mit gewaltſamer Entreißung der Kirchen und anderen Bedrückungen verbunden, fortgeſetzt und erweitert, und ein ſpäter dem Reichstage übergebenes Verzeichniß unterrichtete dieſen, daß unter dem Schutze jener Clauſel in nicht weniger als 1922 Orten, d. h. auch in allen denen, in welchen während des Krieges einmal ein katholiſcher Feldprediger Meſſe geleſen, dem Cultus der Römiſchen Kirche Fortgang gelaſſen werden müſſe. Voll Staunen und Schrecken über die heimtückiſche Art, durch ſolche Bedingungen die gefaßten Schlüſſe wieder umwerfen oder neue Zugeſtändniſſe durch Ueberraſchung abbringen zu wollen, beriethen ſich die Geſandten der evangeliſchen Stände mit ihren Collegen katholiſchen Glaubens; aber der kaiſerliche Geſandte, Graf Kaunitz, erklärte, Kirchenſachen gehörten nicht zu den Friedensunterhandlungen mit einer fremden Macht; die Abgeordneten der katholiſchen Stände meinten in demſelben Sinne, daß ſie die Fortſetzung des Krieges wegen dieſes Anſtandes nicht auf ſich nehmen könnten, und bewilligten dem Trotze der Franzoſen die übermüthige Forderung, indem ſie dem veränderten Friedensinſtrument ihre Unterſchrift gaben. Evangeliſcher Seits unterzeichneten nur drei Abgeordnete, worauf die Franzoſen erklärten, daß dieſer Umſtand die Friedenshandlung nicht aufhalten ſolle, im Fall die Ratification des Reiches innerhalb ſechs Wochen erfolge. Dieſe wurde in der That

zu Regensburg am 26. November ertheilt, mit der Hinzufügung, daß die katholiſchen Fürſten niemals gegen die Proteſtanten von der „dem Reiche obtrudirten Clauſel“ Gebrauch machen würden.

Das verbündete Europa hatte wiederum vergeblich neun Jahre gegen Frankreich gekämpft. Trotz der großen Coalition konnte man nicht einmal die Zurückführung der Dinge auf den Zuſtand des Nymweger Friedens erhalten; und Ludwig hatte das Uebergewicht doch in dem Maße behauptet, daß er nur Friede geſchloſſen, um einen vierten und größern Eroberungskrieg als alle bisherigen unternehmen zu können, deſſen Gewinn das Gleichgewicht und die Freiheit der Staaten für immer geſtört haben würde. In Deutſchland ſammelten ſich endlich wieder, der Furcht entledigt, die Rheiniſchen Flüchtlinge auf den Brandſtätten der Städte und Dörfer, und fingen an, ihre eingeäſcherten Wohnungen wieder aufzubauen, den Anwohnern vulkaniſcher Berge gleich, die trotz der oft erprobten Tücke des gefährlichen Nachbars doch immer wieder zu ſeinem Fuße zurückkehren, ſobald er zu toben aufgehört hat. Nur das Reichskammergericht war nach der Zerſtörung Speiers nach Wezlar verlegt worden (1693). Aber die Pfälzer waren noch nicht weit mit ihrem Bau gekommen, als am 1. November 1700 Karls II. ſo ängſtlich erwarteter Tod erfolgte, der Europa mit helleren Kriegsflammen als zuvor entzündete und die Werke ihres Fleißes zum dritten Mal niederriß.

---

4. Der Hof Ludwigs XIV.

Wenn Ludwig ſich in den Verhältniſſen ſeines Reiches zu den übrigen Staaten als gebietenden Herrn zu zeigen bemüht war, ſo gab er natürlich dieſem Streben ſeinen Unterthanen gegenüber noch größere Ausdehnung und bedeutendern Umfang. Stets war er bemüht, die Majeſtät und den würdigen Anſtand des Herrſchers in Allem, was er vornahm und ſprach, zu bewahren, und ſeine ſchöne und männliche Geſtalt, die edle Bildung ſeines Geſichts unterſtützten ihn hierin auf das beſte. Auch in ſeinem Leben und ſeiner Umgebung ſollte ſich der Glanz der Krone in beſtändigem Widerſchein abſpiegeln und durch eine impoſante Pracht jeden Gedanken des Widerſtandes und der Auflehnung, wie ſie die Zeiten ſeiner Minderjährigkeit geſehen hatten, in ſeinem Keime erſticken. Zugleich bot ſich ihm hierdurch ein paſſendes Mittel, den

Adel durch fortdauernde Feſte, Luſtbarkeiten und perſönliche Gunſtbezeigungen in ſeine Nähe zu ziehen, ihn den einſamen Schlöſſern zu entreißen, auf denen er fern vom Hofe den Herrſchern Frankreichs ſo oft getrotzt hatte, ihn ſeine Einkünfte durch die Nachahmung des königlichen Luxus verſchwenden zu laſſen, ſeinen Ehrgeiz auf Rang und Würde am Hofe zu richten und ſeine Selbſtändigkeit auf dieſe Weiſe ganz zu vernichten *). Dazu kam des Königs eigene Neigung und Intereſſe für ein ſolches in Feſten und Luſtbarkeiten hingebrachtes Leben. Seine Eitelkeit gefiel ſich in dem Bewußtſeyn, der Mittelpunkt derſelben zu ſeyn; bei ſeinem feſten Körper und ſeinem feurigen Blut hielt er ſich zu allen Genüſſen berechtigt, und nicht leicht hat ein Herrſcher das Leben mehr genoſſen als er. Schon Richelieu hatte glänzende Hoffeſte in ſeinerer Weiſe gegeben, als ſie die ungeſchlachte Pracht und Verſchwendung des funfzehnten und zum Theil noch des ſechszehnten Jahrhunderts kannte, und dieſelben durch die Aufführung der Trauerſpiele des trefflichen Dichters Corneille verherrlicht. Mazarin hatte darauf noch größere Abwechſelung in dieſe Beluſtigungen gebracht, indem er die Oper, welche bereits im funfzehnten Jahrhundert in Italien entſtanden war, hinzufügte. Doch verſchwand alles frühere gegen die unermeßliche Pracht, welche Ludwig auf ſeine Feſte verwendete. Carrouſſelpartien, allegoriſche Pantomimen, Ballette und Singſpiele, von den Herren und Damen des Hofes in den reichſten Coſtümen aufgeführt, wechſelten mit Comödien, Maſkenzügen und Feuerwerken; andere Beluſtigungen drängten ſich in bunter Reihenfolge dazwiſchen. In allen Feſtſpielen war dem König die Hauptrolle zugetheilt, bald die eines Helden, bald eines Gottes, und Alles iſt nur darauf abgeſehen, ſeine Größe, ſeine Weisheit, ſeine Unwiderſtehlichkeit zu rühmen. Indeß hatten dieſe Luſtbarkeiten in ſo fern eine ernſte

*) Ludwig ſagt hierüber in ſeiner Schrift, welche den Titel Instructions pour le Dauphin trägt und im Jahre 1671 abgefaßt iſt: Cette société de plaisirs qui donne aux personnes de la cour une honnête familiarité avec nous, les touche et les charme plus qu'on ne peut dire. Les peuples d'un autre côté se plaisent au spectacle, où au fond on a toujours pour but de leur plaire; Par là nous tenons leur esprit et leur coeur quelquefois plus fortement peut-être que par les récompenses et les bienfaits; et à l'égard des étrangers, dans un état qu'ils voient florissant d'ailleurs et bien réglé, ce qui se consume en ces dépenses qui peuvent passer pour superflues, fait sur eux une impression très-avantageuse de magnificence, de puissance, de richesse et de grandeur, sans compter encore que l'adresse à tous les exercices de corps, qui ne peut être entretenue et confirmée que par là, est toujours de bonne grâce à un prince et fait juger avantageusement par ce qu'on voit, de ce qu'on ne voit pas

Seite, als die erſten Geiſter Frankreichs ihre Talente für ſolche Gelegenheiten in Bewegung ſetzten. Unter den Luſtſpielen Moliere's ſind die meiſten für Hoffeſte verfertigt, und Racine machte als achtzehnjähriger Jüngling eine Ode auf die Vermählung des Königs, durch die er den Grund zu ſeinem nachmaligen Glück legte. Solche Beiſpiele ermunterten Gelehrte und Dichter, wetteifernd einen Herrſcher zu preiſen, deſſen ſämmtliche Thaten und Worte keinen andern Zweck hatten, wie den, ſich als den größten Monarchen der Erde geehrt zu wiſſen. Nie iſt einem Könige mehr, aber auch keinem ſinn- und geiſtreicher geſchmeichelt worden als Ludwig XIV.

So viel Glanz und Pracht erforderte zu ſeiner Darſtellung gemäße Räume. Paris mit dem alten Palaſt des Louvre war dem König durch die Erinnerung an die Meutereien des Volkes der Hauptſtadt verleidet. Er nahm ſeinen Sitz zuerſt zu St. Germain, ſpäter zog ihn ein kleines Schloß, Verſailles, welches ſein Vater wegen der nahe liegenden großen Wälder zum Ruhepunkt ſeiner häufigen Jagden auserſehen und an ſich gekauft hatte, in dem Grade an, daß er es zum Mittelpunkt des Hoflebens zu machen beſchloß. Demnach begannen hier im Jahre 1664 größere Arbeiten, die bis zum Jahre 1702 im umfaſſendſten Maßſtabe fortgeſetzt wurden. Man berechnet die Koſten dieſer rieſenhaften Bauten und Anlagen auf 90 Millionen Livres *). Bald erhob ſich um den Palaſt auch eine ausgedehnte Stadt. Durch dieſe und unzählige andere Unternehmungen der Art erhielten auch die bildenden und zeichnenden Künſte wie die Poeſie durch das Hofleben Ludwigs XIV. eine mächtige Beförderung. Kenner der Malerei ſchätzen noch jetzt die trefflichen Werke des Nicolas Pouſſin, Le Sueur und Le Brun, von denen die beiden erſten ſich mehr nach dem hohen, edlen Style Raphaels bildeten, während der letzte mehr der Schule der Caracci folgte. Medailleurs und Steinſchneider, Bildhauer und Baumeiſter wetteiferten, den Ruhm ihres Königs mit ihrem eigenen zu verewigen. Zwar konnte nur eine Zeit, welche allen Schöpfungen der Poeſie wie der bildenden Kunſt jener Epoche unbedingt huldigte, auch die Bauten und Bildwerke derſelben als unübertreffliche und höchſte Muſter betrachten, während ſie dem unbefangenen Blicke nichts als weitere Ausbildungen der geſunkenen Italieniſchen Kunſt ſind. Dennoch aber bleiben die Anlagen in Verſailles, Marly, Trianon u. ſ. w.

*) Zinkeiſen, Verſailles. Hiſtoriſches Taſchenbuch von Raumer, achter Jahrgang, Seite 358.

theils wegen der ausgezeichneten Talente, welche ſich dort, wenn gleich in einer verkehrten Richtung, um die Welte verſucht haben, theils der erſtaunlichen Anſtrengungen wegen, welche hier für die Kunſt gemacht wurden, immer höchſt merkwürdig. Auf ſämmtliche Bauten an den königlichen Schlöſſern ſollen bloß von 1674 bis 1690 gegen hundert und funfzig Millionen Livres verwandt worden ſeyn. Dafür wurde aber auch der Garten zu Verſailles mit ſeinen Grotten, Springbrunnen, Statuen und Baumgängen lange Zeit als ein Wunderwerk der neuen Welt angeſehen, und Le Notre, ein Mann von außerordentlichem Talent, wurde durch Anlage deſſelben der Schöpfer eines neuen Geſchmacks in der Gartenkunſt, welcher ſich bald über ganz Europa verbreitete und wirklich ſo große Vorzüge hat, daß er mit Recht noch heut zu Tage bewundert und in mehreren Stücken angewendet wird.

In dieſen Sälen und Gärten des Hofes bildete ſich jener freiere geſellige Ton, jenes belebte und geiſtreiche Geſpräch, jenes leichte und angenehme Bezeigen, welches das Vorbild aller übrigen Höfe, ja aller höhern Stände Europas wurde, und Frankreich übte durch dieſe ſociale Bildung, durch die von ihm ausgehenden Moden in Worten, Benehmen und Sitten einen nicht viel geringeren Einfluß als durch ſeine Waffen und ſeine diplomatiſchen Verbindungen, da gerade die bedeutendſten Männer der übrigen Staaten von dieſen Wirkungen berührt wurden. Verſailles und Paris wurden die Hauptſtädte der Welt. Das vorzüglichſte Intereſſe des am dortigen Hofe verſammelten Adels bildeten zahlloſe Intriguen um Anſehen, Einfluß, Titel, Belohnungen, Rang, Ehrenſtellen und Gunſt des Königs, und neben dieſen Bemühungen die Reize der Galanterie. Das große Gewicht, welches weibliche Schönheit, weiblicher Geiſt und weibliche Ränke auf die Regierung und das Hofleben Frankreichs geübt haben, datirt ſchon von den Zeiten der erſten Herrſcher aus dem Hauſe Valois, und war nur vorübergehend unter Ludwig XI. unterdrückt geweſen, um mit neuer Kraft unter Franz I. und mitten in den Unruhen der Ligue hervorzutreten. Wie daſſelbe von dieſer Periode an, während der Minderjährigkeit Ludwig XIII., bis zur Fronde fortgedauert, iſt in dieſem Bande öfter berührt worden. Ludwig XIV. war indeß in den Jahren ſeiner Blüthe und Kraft entſchloſſen, ſelbſt ſeiner Mutter und Gemahlin, ſo wenig als ſeinen Geliebten, Einfluß auf die Staatsgeſchäfte zu geſtatten, und durch Aufrechthaltung eines gewiſſen Anſtandes ſelbſt bei innerlich aufgelöſten und unſittlichen Verhältniſſen die Wiederkehr des Cynismus früherer Zeiten zu ver-

hindern*). Durch dieſes Verfahren des Königs, durch die noch vorhandene Kraft und Tüchtigkeit des Adels an Körper und Geiſt, welche letztere ſich auch in zahlreichen literariſchen Werken, die damals aus deſſen Mitte hervorgingen, deutlich ausſpricht, durch die häufigen Kriegszüge, an denen die ganze Jugend deſſelben Theil nahm, um dann im Winter die Belohnung ihrer tapfern Thaten in den Blicken und Worten der Damen zu finden, erhielt das Verhältniß der Geſchlechter am Hofe zu Verſailles einen romantiſchen Anſtrich, der hie und da an die Blüthe der Ritterzeit erinnern könnte, wenn ſich nicht ſchon in den letzten Jahren Ludwigs die Keime jener Verſunkenheit und Gemeinheit gezeigt hätten, welche unter der Regentſchaft und unter Ludwig XV. ans Tageslicht traten. Doch fehlte es auch ſchon früher an Schattenſeiten nicht. Vor Allem mußte die Leichtfertigkeit der Sitten und die Ungebundenheit des Verkehrs die Grundlagen der Familien untergraben und vernichten; man war ſchon ſo weit, daß ſich faſt Niemand mehr bemühte, eheliche Untreue zu verbergen; häusliche Tugenden und Einfachheit der Sitten wurden ſelbſt in Moliere's Luſtſpielen lächerlich gemacht, und um bekannte Buhlerinnen ſammelten ſich die angeſehenſten Leute des Hofes. Die berühmteſte unter dieſen iſt Ninon de l'Enclos, welche als die Franzöſiſche Aſpaſia bezeichnet werden kann. Die Anmuth, Feinheit und Lebhaftigkeit ihres Geiſtes erhielt ihr fortdauernd eine große und auserleſene Zahl von Verehrern, ihre geiſtige Friſche lieh ihrem Körper noch im ſechzigſten Jahre hohe Reize, welche ihren eigenen Sohn, dem ſie ſeine Abkunft verheimlicht hatte, zum Selbſtmörder machten, und erhielt das Intereſſe an ihrer Perſon bis zum achtzigſten. Auch verborgener gehaltene Laſter traten zuweilen ans Tageslicht. Nachdem eine junge und ſchöne Frau, die Gräfin von Brinvilliers, durch einen unerklärlichen Drang, von dem ſie ſich ſelbſt keine Rechenſchaft zu geben wußte, ihren Gatten, Eltern, Freunde, Diener und andere Perſonen in großer Anzahl vergiftet hatte, und verbrannt worden war, errichtete Ludwig, als Verbrechen dieſer Art häufiger wiederkehrten, einen eigenen Gerichtshof zu Verfolgung derſelben, welchen man die chambre ardente nannte.

Ludwigs Gemahlin, Maria Thereſia, die Tochter König Philipps IV.

---

*) Voltaire ſagt von ihm: Si on le considère dans sa vie privée, on le voit bon fils sans vouloir que sa mère le gouverne, bon mari sans être jamais fidèle, bon père, bon maître, et toujours aimable avec dignité.

von Spanien, beſaß wenig von den Eigenſchaften, welche ihren jungen und glänzenden Gemahl hätten feſſeln können. Die geiſtige Verdumpfung der nach Spanien verpflanzten Linie des Habsburgiſchen Herrſcherhauſes hatte ſich auch ihr mitgetheilt; bei viel natürlicher Herzensgüte zeigte ſie ſo wenig Verſtand, daß ſie kaum den Anforderungen genügte, welche ihr Gemahl an die äußere Würde und Haltung der Königin bei Feſten und in den Hofzirkeln machte. Doch hielt Ludwig ſtrenge darauf, daß die gebührende Achtung ihr niemals verſagt und ſie in ihren Neigungen nicht geſtört wurde. Als eine plötzliche Krankheit ihrem Leben ſchon im fünf und vierzigſten Jahre ein Ende machte (30. Juli 1683), ſagte der König: „dieſes iſt der erſte Verdruß, den ſie mir jemals gemacht hat.“ Seine Neigung hatte bereits vor mehr als zwanzig Jahren zum erſten Mal auf heftige Weiſe Louiſe Françoiſe de la Baume le Blanc Demoiſelle de la Valliere gefeſſelt. Unter den Damen des Hofſtaates der erſten Gemahlin des Herzogs von Orleans, einer Tochter König Karls I., zu welchem ſie gehörte, zeichnete ſie ſich durch ihren leichten und zarten Wuchs, ihr ſchönes blondes Haar und ihre braunen und lebhaften Augen nicht allzu ſehr aus. Ihr ganzes Anſehen war friſch und reizend, ſonſt ohne auffallende Schönheit. Erſt achtzehn Jahr alt, äußerte ſie mehrmals gegen ihre Freundinnen, ſie wünſche wohl, daß Ludwig nicht ein ſo großer Herr ſey. Das Gerücht trug dieſe Worte weiter, und eines Tages, als der König die Herzogin von Orleans beſuchte, ſagte der Herzog von Roquelaure ſcherzend zu ihm: „Sire, die Valliere liebt euch leidenſchaftlich, wahrhaftig, ſie hat keine ſchlechte Wahl getroffen!“ „Wer iſt das Mädchen?“ fragte der König überraſcht, worauf ſie jener mit den Worten: „mein Kind, hier iſt euer ruhmwürdiger Geliebter,“ herbeiführte. Geſchmeichelt durch eine Eroberung, die er nur ſeiner Perſon verdankte, kam der König häufiger, und bald zeigten prächtige Schmuckſachen dem erſtaunten Hofe, wie hoch die Demoiſelle de la Valliere in der Gunſt Ludwigs ſtehe. Wirklich hatte ſie den König durch die Sanftmuth und Einfachheit ihres Weſens und die Aufrichtigkeit ihrer Neigung ſo bezaubert, daß er ſie mit allem Feuer der erſten Liebe verehrte. Doch wünſchte er ſeine Leidenſchaft anfangs geheim zu halten und ſuchte deshalb öfter in dem damals noch einſamen und ſtillen Verſailles eine Freiſtatt, wo er einige Zeit ungeſtört mit ſeiner Geliebten weilen konnte. Trotz dieſer Vorſicht begannen bald die verwickelteſten Intriguen der Hofleute, die theils

gegen die La Valliere gerichtet waren, theils darauf hinausgingen, ſich ihres Einfluſſes auf den König zu bedienen. Auch in den Vorzimmern fehlte es nicht an ſpöttiſchen Bemerkungen, ſo daß das ſchüchterne Mädchen, verwirrt und betäubt durch Alles was auf ſie eindrang, plötzlich St. Germain verließ, um ſich in das Kloſter Chaillot zurückzuziehen. Ludwig empfing dieſe Nachricht in einer Audienz, die er einem fremden Geſandten ertheilte. Er ſprang auf, warf ſich aufs Pferd, und entriß die Geliebte mit Gewalt ihrem Zufluchtsort. Von nun an wollte er ſie nicht mehr aus den Augen laſſen, er ernannte ſie zur Herzogin, und glänzende Feſte bezeichneten ihren Triumph. Auch ſie widerſtand dem Könige nicht länger. Als ſie ſich ſchwanger fühlte, wich Ludwig nicht von ihrem Lager und verrichtete alle Dienſte eines beſorgten Krankenpflegers, bis ſie glücklich, wiewohl nach heftigen Schmerzen, einer Tochter genas. Späterhin, als ſie dem Könige auch einen Knaben gebar, wurde dieſes Ereigniß durch eine ganze Reihe von Luſtbarkeiten gefeiert. Indeß ſtumpfte die Zeit die Leidenſchaft Ludwigs ab und ließ die Reize der Herzogin erbleichen. In einem Ballette von Benſerade, die Muſen, welches vom Hofe getanzt wurde, fiel ihm neben ſeiner Geliebten die hohe und gebietende Geſtalt einer Dame auf, welche wie jene im Coſtüm einer Schäferin erſchien. Es war Athenais von Mortemart, ſeit zwei Jahren an den Marquis von Monteſpan verheirathet. Die Aufmerkſamkeit, welche der König dieſem neuen Stern bewies, erſchreckte die Herzogin, aber furchtſam wie ſie war, wagte ſie ihren Schmerz lange nur in einſamen Thränen auszuweinen. Endlich faßte ſie das Herz, dem Gebieter Vorſtellungen zu machen, worauf dieſer kühl erwiederte, daß er ihr ſtets ſeine Freundſchaft bewahren werde, aber ſie werde aus Erfahrung wohl wiſſen, daß er nicht genirt ſeyn wolle. Nachdem die Herzogin noch einige Zeit ihren Verluſt ertragen und den wachſenden Einfluß ihrer Nebenbuhlerin geſehen, nahm ſie, als dieſer ſogar Zimmer im Schloſſe zu Verſailles angewieſen worden waren, am 19. April 1674 feierlich vom ganzen Hofe Abſchied, um in einem der ſtrengſten Klöſter, dem der Carmeliterinnen in der Straße St. Jacques zu Paris, unter dem Namen der soeur Louise de la miséricorde, den Erinnerungen ihrer Jugend zu leben und die Fehltritte derſelben durch lange und harte Bußübungen auszulöſchen. Sie ſtarb 1710.

Ludwigs Neigung für die Monteſpan aber war eben ſo weit von der zärtlichen Leidenſchaft entfernt, mit welcher die la Valliere ſein Herz

erfüllt hatte, als jene ſelbſt von der Einfachheit und Hingebung der erſten Geliebten des Königs. Die Monteſpan war eben ſo herrſchſüchtig und launenhaft als ſchön, und in ſchwachen Stunden gelang es ihr nur allzu gut, den auf ſeine Macht ſonſt ſo eiferſüchtigen König zu lenken. Sie wurde bald der Mittelpunkt des Hofes, die Hoffnung und das Schrecken der Miniſter und Generale, und es gelang ihr durch einen eigenthümlichen feinen Ton, durch Geiſt und beißenden Witz, der ſo ſcharf war, daß zu Verſailles Niemand mehr vor ihren Fenſtern vorüberzugehen wagte, ſich faſt zehn Jahre lang in Gunſt und Anſehen bei dem Könige zu erhalten. Sie kannte alle Staatsgeheimniſſe, ſagt die Frau von Maintenon, und gab ſehr gute und ſehr ſchlechte Rathſchläge, unter dem Einfluß ihrer jedesmaligen Leidenſchaften. Ihre Nachfolgerin hob ſie ſelber empor. Als ſie dem Könige einen Sohn geboren hatte, der heimlich erzogen werden ſollte, wurde die Witwe Scarron als eine vorzüglich kluge, zuverläſſige und verſchwiegene Perſon zu dieſem Geſchäft auserſehen. Obgleich von Franzöſiſchen Eltern geboren, hatte dieſe die erſten Jahre ihres Lebens in Amerika verlebt, und war in ihrem vierzehnten Jahre als Fräulein von Aubigné nach Paris zurückgekommen, wo ſie mit Ninon de l'Enclos bekannt wurde und mit deren Anbetern in einem nicht allzu tadelloſen Umgang lebte. Später da ſie aus Dürftigkeit eine Stelle als Geſellſchaftsfräulein bei einer reichen und ſtolzen Frau angenommen, lernte ein berühmter komiſcher Dichter, Scarron, einer der witzigſten Köpfe, aber auch eins der ungeſtalteſten, ausgemergelteſten und kraftloſeſten Gerippe Frankreichs, ihren ſeltenen Geiſt kennen, und trug ihr die Ehe an (1651). Entweder muß ihre Lage ſehr traurig geweſen ſeyn, oder ſie wollte dem gefährlichen Leben eines vereinzelt ſtehenden jungen Mädchens ein Ende machen, kurz ſie entſchloß ſich Scarrons Antrag anzunehmen, und fand in ihrem neuen Stande das Bedürfniß des Umgangs und häufiger Unterhaltung mit gebildeten Männern auf das vollkommenſte befriedigt. Scarrons Haus war der Sammelplatz der vorzüglichſten Köpfe von Paris, und hatte man den kleinen poſſierlichen Mann vorher wegen ſeiner launigen Einfälle gern beſucht, ſo kam man jetzt, da er eine ſchöne und geiſtreiche Frau hatte, noch viel fleißiger, und viele glänzende Edelleute wußten von ihrem Glücke bei derſelben zu erzählen. Nach Scarrons bald erfolgtem Tode (1660) zog ſie ſich in die Einſamkeit zurück, lebte von einem kleinen Gehalte, und erheiterte ihren Geiſt durch Bücher und religiöſe Ue-

dungen. „Ich würde vielleicht, ſchreibt ſie von ſich ſelbſt, nie an Gott gedacht haben, wenn mich die Menſchen mehr befriedigt hätten.“ Indeß iſt es nicht ganz klar, wie weit ihr religiöſer Eifer ein innerlich begründetes und wahrhaftes Bedürfniß ihres Herzens war, da ſie ſpäterhin aus dem Glauben und der Kirche hergenommene Vorſtellungen vortrefflich zu ihren Zwecken zu benutzen wußte. In dieſer Lage übernahm ſie die Pflege und Aufſicht über den Sohn der Marquiſe Monteſpan, ertrug geduldig und ausharrend alle Heftigkeit, alle Launen und allen Stolz der hochfahrenden Maitreſſe und verwaltete ihr Amt zu ſo großer Zufriedenheit des Königs, daß ihr einige Jahre nachher auch die Erziehung eines zweiten Baſtards von derſelben Mutter anvertraut ward. Als der König in der Folge dieſe Kinder öffentlich anerkannte und an den Hof kommen ließ, erſchien auch ihre Erzieherin daſelbſt, und flößte durch ihr feines, würdevolles und kluges Betragen dem Könige ein ungewöhnlich großes Intereſſe ein. Er las einige von ihren Briefen und fand ſie vortrefflich, unterhielt ſich oft mit ihr, und ſeine Achtung für ſie wuchs immer mehr. Um dieſe Zeit war er der ſchon ſo lange unterhaltenen Marquiſe von Monteſpan überdrüſſig geworden, und brannte für das ſchöne und ſtolze Fräulein von Fontanges, eine der Hofdamen ſeiner Schwägerin. Jene, die mit dem Stolze einer Favoritſultanin auch die Eiferſucht einer ſolchen verband, ſchnaubte wüthende Rache, und Ludwig bediente ſich außer ſeines Beichtvaters, la Chaiſe, beſonders der Witwe Scarron, um die Buhlerin zu beruhigen. Aber vergebens ſuchte man dieſe zu tröſten, auch der Tod ihrer blühenden Nebenbuhlerin, der kurz nach deren Erhebung zur Herzogin (1681) ganz plötzlich erfolgte, gab ihr die frühere Stellung nicht wieder zurück. Ihr argwöhniſcher Blick bemerkte allzu gut, daß die Witwe Scarron mit jedem Tage höher in der Gunſt des Königs ſtieg, und ſie ganz zu verdrängen drohte. Als ſie ſich endlich eingeſtehen mußte, daß Alles für ſie verloren ſey, zog ſie ſich vom Hofe zurück, und mit Freuden zahlte ihr der erleichterte König ein monatliches Gehalt von tauſend Louisd'or*). Auch ſie lebte noch lange genug, um ihre Sünden in harter Buße und Kaſteiung zu bereuen. Den größten Theil ihres Vermögens gab ſie den Armen, machte grobe Handarbeiten für dieſe, geiſſelte ſich täglich und trug beſtändig Gürtel, Arm- und Kniebänder

*) Mémoires de Mad. de la Fayette p 224 — 234.

mit eiſernen Spitzen, die ihr tiefe Wunden verurſachten. Trotz dem bewahrte ſie die äußere Würde und das königliche Bezeigen, welches ſie in den Zeiten ihres Glücks ſich zu eigen gemacht, bis an ihr Ende. Sie ſtarb im Jahre 1707*).

Die Witwe Scarron, ſeit einiger Zeit Frau von Maintenon (von der Herrſchaft Maintenon, welche ſie ſich, durch reiche Geſchenke Ludwigs dazu in Stand geſetzt, ſchon im Jahr 1679 gekauft hatte), war zwei Jahr älter als dieſer, und nicht weit von funfzig Jahren, als ſie in jenes nähere Verhältniß zum König kam. Obgleich nicht mehr ſchön, zeigte ihr Benehmen doch Würde und Anmuth, und ihr freier Geiſt, den ſie durch fleißige Lectüre und durch die bildenden Zuſtände ihres früheren Lebens ſehr verſtändig entwickelt hatte, entſchädigte für manchen fehlenden Reiz des Körpers. Ludwig fühlte, je älter er wurde, eine immer größere Leere, welche die rauſchendſten Feſtlichkeiten nicht ausfüllen, der Ruhm und das Glück ſeiner Waffen nicht zu beleben vermochten. Er bedurfte vor Allem einer Unterhaltung, ſein Herz fühlte keine jener ungeſtümen Regungen mehr, welche ihn einſt zu den Füßen der la Valliere getrieben hatten, er ſuchte die Sorgfalt der Freundin, nicht mehr die Schönheit der Geliebten. Hierauf baute die Maintenon, geduldig, ausharrend, ruhig und überlegt wie ſie war, ihren Plan. Sie widerſprach dem Könige nie, gab ſich den Schein einer großen ſittſamen Zurückhaltung, ermahnte ihn, ſo lange ſeine Gemahlin lebte, ſich derſelben wieder zu nähern, bemühte ſich ſeine Launen zu zerſtreuen, während ſie ſelbſt weder Eigenſinn noch Leidenſchaft zeigte, und es gelang ihr auf dieſe Weiſe den König immer mehr an ihren Umgang zu gewöhnen. Noch eines andern wirkſamen Mittels wußte ſie ſich zu bedienen. Sie ſuchte ſein religiöſes Gefühl zu erwecken, welches bei der Art, wie die Könige von Frankreich damals erzogen zu werden pflegten, nicht allzu ſchwer ſchien. Bald fühlte der welke und erſchöpfte Ludwig, der keine jener üppigen Freuden ſeines frühern Lebens mehr genießen konnte, Reue und Gewiſſensbiſſe, welche ſein Beichtvater, im Einverſtändniß mit der Maintenon, zu vermehren und nach ſeinem Willen zu leiten wußte. So ſah ſich die letztere bald am Ziele ihres Ehrgeizes. Der König konnte ihre Geſellſchaft nicht mehr entbehren, und doch zeigte ihm die Zurückhaltung derſelben ſo wie ſeine damalige religiöſe Stimmung, daß an

*) S. Simon mémoires tome V. p. 407. Paris 1829.

ein Verhältniß in der frühern Weiſe nicht zu denken ſey. Er entſchloß ſich endlich, ſie förmlich zu ſeiner Gemahlin zu machen (1685). Louvois war außer ſich vor Schrecken, als er dieſen Vorſatz vom Könige ſelbſt erfuhr. „Iſts möglich? rief er, der größte König auf der Erde will ſich ſo entehren, die Witwe Scarron zu heirathen?“ Er warf ſich ihm zu Füßen, und beſchwor ihn weinend, von ſeinem Vorſatz abzuſtehen. Der König antwortete: „Sind Sie närriſch? Stehen Sie auf!“ Am andern Morgen glaubte der Miniſter an der verlegenen und finſtern Miene der Frau von Maintenon zu ſehen, daß der König die Schwachheit gehabt habe, ihr Alles wiederzuſagen. Alles was er erlangen konnte war, daß der König die Verbindung nicht bekannt machte. Die Trauung ward ganz in der Stille in der Privatcapelle des Schloſſes von Verſailles von dem Erzbiſchof von Paris vollzogen. Der Pater la Chaiſe, der Gouverneur von Verſailles, der erſte Kammerdiener, Bontemps, und Herr von Montchevreuil waren die einzigen Zeugen. Einige verſchwiegene Bediente hatten den Befehl, der Frau von Maintenon in Gegenwart von Fremden wie einer Hofdame, in ihrem Gemache hingegen wie einer Königin zu begegnen. Selten verließ ſie ihre Wohnung im Schloſſe zu Verſailles, welche den Zimmern des Königs gegenüber lag, um ſich dem Hofe zu zeigen; dagegen brachte Ludwig faſt alle Nachmittage bei ihr zu, und blieb zuweilen bis gegen Mitternacht, oft arbeitete er auch in ihrer Gegenwart mit ſeinen Miniſtern, indeß ſie las oder ſich mit weiblichen Arbeiten beſchäftigte. Bei allem Schein zurückgezogener Beſcheidenheit hatte ſie doch auf den Gang der Staatsangelegenheiten den bedeutendſten Einfluß; mit den Miniſtern war ſie ſtets vorher über die Beſchlüſſe einig; während der König Alles ſelbſt zu entſcheiden meinte, leitete ſie die Geſchäfte, vertheilte die Aemter und bewilligte Auszeichnungen und Gnadengeſchenke. Nur auf die auswärtigen Angelegenheiten blieb ſie ohne Einfluß, da ſich Colbert Torcy, Croiſſys Nachfolger, entſchieden weigerte in ihrem Zimmer zu arbeiten. Nicht mindern Einfluß übte die Maintenon über den Hof und die Familie des Königs; mehr als einmal verließen die Töchter und Schwiegertöchter Ludwigs ihr Zimmer mit thränenden Augen, und ihrem unerſättlichen Stolze war nichts kränkender, als daß ſie die öffentliche Bekanntmachung der Ehe nicht erlangen konnte. In engeren Zirkeln betrug ſie ſich aber dennoch als Königin. Neben ihrer Thätigkeit für den Staat und die Unterhaltung Ludwigs beſchäftigte ſie ſich mit Werken der Mildthätigkeit, und ermunterte auch den König dazu. Der

Ueberlegenheit ihres Verſtandes, ihrer geduldigen Ausdauer gelang es ihre hohe Stellung unverändert bis zum Tode des Königs zu behaupten. Aber wie ſehr ſich auch ihr Ehrgeiz hierdurch befriedigt fühlen mochte, ſo trug ſie doch Bedenken, denſelben offen zu zeigen, und ſprach entweder aus dieſem Grunde, oder wirklich zuweilen von der Laſt und Unbequemlichkeit, die mit ihrer Lage verbunden waren, überwältigt, gegen junge Mädchen die Warnung aus, ſich nicht von dem Schimmer der Macht täuſchen zu laſſen; ja ſie äußerte ſogar, daß ſie ſich herzlich nach dem Ende dieſes Lebens ſehne, welches ihren Bruder, der ſie vielleicht beſſer durchſchaute, zu der Spötterei veranlaßte: „Ganz gewiß haſt du ſchon das Wort, droben Gott den Vater zu heirathen.“ Indeſſen darf ihrem oft wiederholten Ausſpruch, daß es nämlich keine größere Pein gebe, als tagtäglich einen Menſchen unterhalten zu müſſen, der für keine Unterhaltung mehr empfänglich ſey, allerdings die Wahrheit nicht abgeſprochen werden. Gleich nach dem Tode des Königs verließ ſie den Hof, und zog ſich nach St. Cyr zurück, wo ſie eine reich ausgeſtattete Erziehungsanſtalt für dreihundert Töchter armer Edelleute geſtiftet hatte. Dort liegt ſie auch begraben.

Die zuſammenhaltende Ordnung und der bewegende Mechanismus des Hoflebens zu Verſailles war die Etiquette, welche, im ſechzehnten Jahrhundert in Spanien ausgebildet, durch Anna von Oeſterreich und Maria Thereſia nach Frankreich verpflanzt, hier unter Ludwig XIV. ihre höchſte Ausbildung erreichte. Sie war das Mittel, dem Willen des Königs auch in ſeinen nächſten Umgebungen Achtung und Gehorſam zu verſchaffen, dem Ehrgeiz der Einzelnen Grenzen zu ſetzen, die Anſprüche auf Rang und Titel feſtzuſtellen, und die Hoffeſte zu regeln und gebührend zu ordnen. Es konnte nicht fehlen, daß die Kleinlichkeiten hierin bald bis auf das Aeußerſte getrieben wurden. Jeder Spaziergang hatte ſeine Geſetze. Anders waren die Gebräuche in Verſailles, anders in Marly, anders in Trianon, anders in Fontainebleau. In Marly durfte Jeder mit bedecktem Kopfe gehen, in Verſailles bedeckte ſich Ludwig allein. Jeder Große von Rang mußte dem König regelmäßig die Aufwartung machen. Wenn er beim Aufſtehen oder Schlafengehen durch die Zimmer ging und nicht ſämmtliche Herren ſeines Hofes ehrerbietig daſtehen ſah, ſo ließ er es die Fehlenden bald empfinden. Baten ſolche einmal um eine Vergünſtigung oder ein Amt, ſo war die Antwort: „ich kenne ſie nicht; das ſind Leute, die ich nicht ſehe.“ Sonſt war Ludwig gewöhnlich ſehr höflich, und wußte

ſich immer mit einer ſo würdevollen Artigkeit auszudrücken, daß ſelten Jemand der bezaubernden Anmuth ſeiner Rede widerſtand. Vor vornehmer Frauen und vor Prinzen vom Geblüt nahm er den Hut ganz ab und hielt ihn einige Augenblicke lang am Ohre, bei Geringern begnügte er ſich nur an den Hut zu greifen. Seine Tagesordnung war folgende. Um acht Uhr weckte ihn der erſte Kammerdiener, dann ging die Oberhofmeiſterin hinein, um ihn nach einer alten Sitte zu küſſen, und zwei Leibärzte, um ihn zu reiben und ihm ein anderes Hemde zu geben. Hierauf rief man einige Kammerherren, von denen einer ihm das Weihwaſſer und der andere das Gebethuch reichte. Damit blieb er dann einige Augenblicke allein, bis er alle wieder hereinkommen ließ. Jetzt war er aufgeſtanden, man reichte ihm das Morgenkleid, und nun füllte ſich das Zimmer mit Prinzen, Generalen und den Herren vom ſogenannten zweiten Zutritt. In ihrer Gegenwart zog er ſich mit zierlichem Anſtande Strümpfe und Schuhe an, ließ ſich den Bart abnehmen und ſeine Perücke auffetzen; wobei von gleichgültigen Dingen, meiſt von der Jagd geſprochen wurde. Sobald er angekleidet war, ward von Allen gebetet; die Geiſtlichen knieten. Dann ging der König in ſein Cabinet, wohin ihm die Anweſenden folgten. Hier ertheilte er ſeine Befehle über Feſte, Feierlichkeiten und ſonſtige Vorfälle, ſprach mit Einzelnen, und entließ dann den Hof, bis auf ſeine natürlichen Söhne und deren Hofmeiſter und die Kammerleute. Jetzt konnte man ein Wort anbringen; gewöhnlich aber ward von Bauentwürfen, neuen Anlagen und dergleichen geſprochen. Sodann ging es in die Meſſe, und hier war es, wo der ganze Hof, in der Galerie zwiſchen des Königs Cabinet und der Capelle, im feierlichen Aufzuge ſtehen mußte. Nach der Meſſe erſchienen die Miniſter, um ſich mit dem Könige zu berathen und in ſeinem Cabinet zu arbeiten. Um ein Uhr ward geſpeiſet, gewöhnlich vom kleinen Couvert, d. h. der König ſaß in ſeinem Zimmer allein an einem viereckten Tiſche, in Gegenwart ſeines Bruders und ſeiner Söhne und Enkel, welche ſtehend zuſahen. Die Kammerherren bedienten ihn, und Monſieur (des Königs Bruder) reichte ihm von Zeit zu Zeit die Serviette, worauf er zuweilen die Erlaubniß erhielt ſich zu ſetzen. Nach der Tafel ging der König in ſein Cabinet, fütterte ſeine Hunde und ſpielte mit ihnen, kleidete ſich um, und fuhr aus. Nach der Rückkehr ward wieder die Kleidung gewechſelt; die Günſtlinge, die Kammerleute, die Beamten beſuchten ihn, oder er empfing Berichte und arbeitete.

Nach einer Stunde ging er zur Maintenon, und blieb daſelbſt bis um zehn, dann ſetzte man ſich zur Abendtafel, die meiſtens ſehr glänzend war. Schon zwei Stunden zuvor verſammelten ſich die Hofleute an einer verſchloſſenen Thür der Galerie, welche zum Speiſeſaale führte, bis ein Kammerdiener, eine Liſte in der Hand, erſchien und die Namen der Glücklichen aufrief, welche die Ehre haben ſollten, mit dem Könige zu ſpeiſen. Nach aufgehobener Tafel blieb dieſer gewöhnlich einige Zeit im Saale ſtehen, mit dem Rücken an ein Geländer gelehnt, und von allen Anweſenden umgeben. Dann machte er den Damen eine Verbeugung, und ging in ſein Cabinet, in welchem dieſelbe unbedeutende Unterhaltung in einem engern Zirkel fortgeſetzt ward, bis er ſich in ſein Schlafzimmer zurückzog, wohin ihm nur die Perſonen vom erſten und zweiten Zutritt folgen durften. In ihrer Gegenwart verrichtete er wie des Morgens das Gebet und ward entkleidet. Dies hieß das kleine Niederlegen. Erſt wenn der König das Bett beſtieg, gingen die letzten Höflinge weg. Glänzender und mit wahrhaft impoſanter Pracht zeigte ſich der König und ſeine Umgebung auch in dieſen unbedeutenden Ceremonien an den großen Gallatagen, wo er die Huldigungen des geſammten Hofes und des ganzen Reiches entgegennahm, oder, in der prachtvollen Galerie zu Verſailles, den Geſandten fremder Mächte feierlichen Zutritt und Gehör bewilligte.

---

5. Ludwigs XIV. Staatsverwaltung.

Wie man auch über Ludwig XIV. als Menſchen urtheilen mag, die Früchte ſeiner Regierung geben die deutlichſten Zeugniſſe, daß er als Herrſcher keine gewöhnliche Erſcheinung war. Zum Könige Frankreichs noch in einem tieferen Sinn als dem der Erbfolge geboren, vereinigte er die hervorſtechenden Züge und Leidenſchaften ſeines Volkes in ſeiner eigenen Bruſt. Aus dieſem Charakter gingen jener Tact und jenes glückliche Gefühl hervor, welche alle Schritte ſeiner Regierung im Innern des Landes leiteten. Im Gegenſatze zu den Zuſtänden, welche während ſeiner Minderjährigkeit Geltung gehabt hatten, wollte er Selbſtherrſcher ſeyn in der ganzen Bedeutung des Worts, und verfolgte dieſen Zweck in einem ſo umfaſſenden Maaßſtabe, daß er zum erſten Mal den Staat mit Aufhebung aller bisherigen hiſtoriſchen Schranken, Hemmungen und Berechtigungen als einen Gedanken, ein Allgemeines auffaßte,

deſſen Bewußtſeyn, ja deſſen Daſeyn er in ſeiner eigenen Perſon zu tragen vermeinte. Dieſe Anſichten, welche die Grundlage ſeiner Herrſcherweiſe bildeten, ſprach er einſt in den wenigen Worten aus: „der Staat bin ich!“ die er in einer glücklichen Stunde, mehr in dunkelm Gefühl als in deutlicher Anſchauung ihrer Bedeutung, hinwarf. Ausführlicher erklärte Ludwig ſeine Meinung über das Königthum in den ſchriftlichen Aufſätzen, welche er zum Unterrichte des Dauphin verfaßte. Hier heißt es unter andern: „Frankreich iſt ein monarchiſcher Staat in der weiteſten Ausdehnung des Wortes. Alle Macht und Staatsgewalt beruht in den Händen des Königs, es kann im Reiche keine andere vorhanden ſeyn, als die vom Könige eingeſetzt iſt. Dieſe Regierungsform iſt dem Charakter der Nation und ihrer Lage am angemeſſenſten. Alles, was ſich im Umfange unſerer Staaten befindet, welcher Natur es auch immer ſeyn mag, gehört uns aus gleichem Rechtstitel an. Das Geld in unſerer Privatcaſſe, wie die Gelder in den Händen unſerer Schatzmeiſter, oder die wir im Handel der Völker laſſen, müſſen von uns in gleicher Weiſe zu Rathe gezogen werden.“ Und an einem andern Orte ſagt er: „Derjenige, welcher den Menſchen Könige gab, wollte ſie als ſeine Stellvertreter geachtet wiſſen, und behielt ſich allein das Recht vor, ihre Handlungen zu prüfen. Wer aber als Unterthan geboren iſt, hat nichts weiter zu thun als zu gehorchen. Das Hauptgeſchäft der Könige beſteht darin, ihren Genius, d. h. ihren guten Sinn walten zu laſſen. Gott, der ſie zu Königen ſchuf, wird ihnen auch die Aufklärungen mittheilen, die ihnen nöthig ſind, und es giebt ohne Zweifel gewiſſe Amtsverrichtungen, wo, indem wir ſo zu ſagen die Stelle Gottes vertreten, wir auch an ſeiner Vorausſicht und Autorität Antheil erhalten zu haben ſcheinen, wie bei Beurtheilung der Gemüther, Vergebung von Amtsſtellen, Gnadenbewilligungen“ u. ſ. w. Vor ſolchem Gefühl göttlicher Berechtigung, Erleuchtung und Machtvollkommenheit, vor ſolcher Concentration des Staates in der Perſon des Herrſchers mußte das Aggregat von Provinzen, Lehnsherrſchaften und Bürgerſchaften, welche das frühere Frankreich gebildet hatte, bald verſchwinden. Betrachten wir in kurzen Umriſſen das Verhältniß der einzelnen Stände gegenüber der königlichen Gewalt.

Der Niederdrückung der ſelbſtändigen Gewalt des Adels nach langen Bemühungen von Seiten der Herrſcher, deſſen Mitglieder ſich zuletzt noch durch die Gouverneure der Provinzen und die Prinzen des Hauſes Geltung und Einfluß zu verſchaffen gewußt hatten, der Her-

anziehung deſſelben zu den Feſten des Hofes iſt bereits gedacht worden. Der Luxus dieſes neuen Lebens ruinirte das Vermögen dieſes Standes, und was hier übrig blieb, ging im Felde darauf, wohin ſich die jungen Edelleute mit koſtbarem Geräth und vielem Aufwand in Waffen, Pferden und Kleidung zu begeben pflegten. Die Etiquette des Hofes ſo wie die Subordination des Lagers gewöhnten den früher ſo trotzigen Edelmann an unterwürfigen Gehorſam; im Heere entſchied das Alter des Dienſtes und die Auszeichnung, nicht die längere oder kürzere Reihe der Ahnen, zu Verſailles ging der Marſchall den Herzogen voran. Wenn aber der Adel im Dienſte des Königs verarmte, ſo verlangte er auch vom Staat belohnt und erhalten zu ſeyn, und die großen Summen, welche man ſich als jährliche Gehalte oder Gnadengeſchenke zu verſchaffen wußte, haben nicht wenig zu der bald hervortretenden ungemeinen Erſchöpfung der Finanzen Frankreichs beigetragen. Andere Mittel zur Unterſtützung herabgekommener adelicher Familien fanden ſich in der Stiftung großer Cadettenhäuſer für die jüngern Söhne derſelben, welche auf viertauſend Perſonen berechnet waren, in der Gründung von Anſtalten zur Erziehung ihrer Töchter, wie St. Cyr eine ſolche war, namentlich aber in der Verleihung geiſtlicher Stellen, die durch das Concordat von 1516 in den Händen des Königs war. Es wurden den Adelichen theils Penſionen und Jahrgehalte auf die Einkünfte der Bisthümer und Abteien angewieſen, theils die jüngern Söhne der Familien geradezu mit dieſen ausgeſtattet; daß aber eine ſo zuſammengeſetzte Geiſtlichkeit weder zur Verwaltung des Cultus ſehr geſchickt ſeyn noch dem Könige gegenüber einige Selbſtändigkeit verrathen konnte, liegt am Tage. Noch weniger Sorge als die Geiſtlichkeit konnte die erbliche Magiſtratur Frankreichs dem Könige machen. Nach kurzem Aufflammen in der Fronde war ihr Einfluß bereits durch einige kräftige Schritte Ludwigs verſchwunden (o. S. 167), und wenn ſie auch ihre Anſprüche in der Theorie bewahrte, ſo gab ſie doch äußerlich keine Lebenszeichen mehr von ſich, im Stillen beſſere Zeiten und minder kräftige Zuſtände der Staatsgewalt erwartend. Wenn ſo die erſten in ſich wohl begründeten, auf Wiſſenſchaft, Erfahrung und auf erblichen Beſitz ihrer Aemter geſtützten bürgerlichen Familien dem Throne keine Schranken ziehen konnten, wie viel weniger mochte dies der übrigen Maſſe dieſes Standes gelingen, nachdem deſſen Verbindungen und Rechte als Stadtgemeinden größten Theils aufgelöſet und vernichtet waren. Durch die erſtarkte Verwaltung des Staates, durch die im Jahre 1692 eingeführte Verkäuflichkeit der Stellen

des Maire und der Schöffen wurde der Ruin der ſtädtiſchen Freiheit vollendet. Doch bildeten ſich aus der Mitte der Bürger tüchtige Geiſtliche für die untern Stellen und bedeutende Litteraten; zunehmender Wohlſtand ließ ihr Auge freier umherblicken, und die Bildung, welche ſich allmählig unter ihnen zu verbreiten begann, ſollte dereinſt die bedeutendſten Früchte tragen. Vom Landmann iſt in Beziehung auf den Staat nichts zu bemerken, da er in Abhängigkeit und Unterthänigkeit der Geiſtlichkeit und des Adels war. Niemand dachte daran, ſich dem Hofe zu widerſetzen, vielmehr bemühten ſich die Schriftſteller Frankreichs, auch andern Nationen die Lage und Verfaſſung ihres Reiches zu preiſen, den glücklichen Zuſtand ſchutzreicher Unterthänigkeit, in dem ſich Frankreich unter ſeinem Könige befinde, einem Fürſten, welcher vor allen verdiene, daß die Welt von ſeiner Tapferkeit und ſeinem Verſtande geleitet und in rechte Einigkeit gebracht werde. So konnte Ludwig mit Recht ſeinem Sohne ſagen: „In dem Staate, den du nach mir zu regieren beſtimmt biſt, wird dir keine Autorität begegnen, die ſich nicht eine Ehre daraus machte, ihren Urſprung und ihren Charakter von dir erhalten zu haben; keine geſellſchaftliche Verbindung, die ſich nicht verpflichtet fühlte, ihre einzige Sicherheit in der tiefſten Unterwürfigkeit gegen dich zu ſuchen.“ Aber dennoch bewahrte der Adel vollſtändige Steuerfreiheit nebſt andern Privilegien, und mehrere Provinzen wenigſtens das formelle Recht der Zuſammenberufung ihrer Stände in gewiſſen Zwiſchenräumen zur Bewilligung der Abgaben.

Ludwigs Erziehung war von ſeiner Mutter und dem Cardinal Mazarin in hohem Grade vernachläſſigt worden, aber ſein bedeutender natürlicher Verſtand, ſein ſcharfer Blick konnten dieſen Mangel in vielen Beziehungen ausgleichen. Bei ſeiner Eiferſucht auf ſein Anſehen konnte ihm die Luſt nicht fehlen, ſich um Alles bekümmern und Alles ſelbſt prüfen zu wollen, und eben jene feurige Gemüthsart, die ihn jeden Ruhm ſuchen und jedem Genuß nachjagen ließ, trieb ihn auch, ſeinen Ehrgeiz in eine thätige und ſtrenge Beaufſichtigung der Staatsverwaltung zu ſetzen*). Wie er unerbittlich im Zorn war, ſo zeigte er ſich auch höchſt freigebig in Belohnungen und unwiderſtehlich, wenn er ſchmeicheln wollte. Die Formen der Adminiſtration wurden

*) In ſeinen Réflexions sur le métier de roi ſagt Ludwig: „Die Fehler, die ich begangen habe und die mir innerlichen Kummer verurſachen, ſind aus Gefälligkeit entſtanden, weil ich mich zu unvorſichtig den Meinungen Anderer überlaſſen habe.“

unter seinen Händen schärfer und ausgebildeter; seitdem es keinen Premierminister mehr gab, mußte sich die Eintheilung der Geschäftszweige in mehrere Departements mit besondern Vorgesetzten von selbst bilden, wenn auch noch viel daran fehlte, daß diese Theilung und die darauf gegründete Organisation nach festen und richtigen Principien geregelt war. Die Gewalt der Gouverneure der Provinzen, welche sich während der Unruhen als sehr gefährlich gezeigt hatte, beschränkte Ludwig, indem er die Dauer ihres Amtes auf drei Jahre festsetzte und ihnen die Befugniß der Truppenaushebung, welche sie sich im Laufe der Zeit angemaßt hatten, wieder entriß. Dagegen wurden die Geschäftskreise der Intendanten (S. 143), früher durch den Einfluß der Parlamente beeinträchtigt, sehr bedeutend ausgedehnt, und die in den einzelnen Provinzen liegenden Truppen zu ihrer Verfügung gestellt, um ihren Anordnungen den nöthigen Nachdruck zu verschaffen. Auch für die Gesetzgebung geschah sehr viel; es wurde nach und nach ein neues Criminalrecht, eine neue Ordnung für den Criminalproceß, so wie ein neues Seerecht ausgearbeitet. Alle hierher gehörigen Bestimmungen sind unter den Titeln der Ordonnances de Louis XIV. und des Edicts des Handels und der Marine bekannt. In der Wahl seiner Gehülfen war der König anfangs äußerst glücklich. Der Staatssecretär Le Tellier, ein brauchbarer und eifriger Geschäftsmann und Ludwig durch seine übergroße Ergebenheit besonders werth, wurde zum Kanzler erhoben; sein ältester Sohn, Besitzer des Marquisats Louvois, erhielt das Kriegswesen; Lionne leitete wie früherhin die auswärtigen Angelegenheiten. Den Oberintendanten der Finanzen, Fouquet, Vicomte von Melun und Vaux, haßte der König wegen seiner freien und selbständigen Stellung, die er unter Mazarins Verwaltung gewonnen hatte und fernerhin zu bewahren gedachte. Bald war sein Sturz beim Könige beschlossen. Da man seinen weit verbreiteten Einfluß zu fürchten hatte, zeigte ihm der König scheinbar das größte Vertrauen, ließ sich von ihm bewirthen und nahm ihn auf einer Reise nach der Bretagne mit, deren Stände bei der Steuerbewilligung Schwierigkeiten machten. Hier wurde Fouquet, nachdem er sich noch eben mit dem Könige berathen, beim Heraustreten aus dem Schlosse zu Nantes verhaftet (15. September 1661) und unter Begleitung von hundert Musketieren nach Angers und später nach Vincennes geführt. Eine Specialcommission, die der König aus den Mitgliedern verschiedener Parlamente, zum Theil entschiedenen Feinden Fouquets, zusammengesetzt hatte, sollte den hochverrätherischer Umtriebe Angeklagten so

möglich zum Tode verurtheilen. Allerdings hatte Fouquet viel Geld verſchwendet, theils für Mazarin, theils für ſeine Vergnügungen, theils um ſich Freunde zu machen; aber ſeine Staatsverbrechen waren Erfindungen. Der Generalprocurator Talon arbeitete aus allen Kräften, die Verdammung des Unglücklichen zu bewerkſtelligen, aber der Maitre des Requetes, Lefevre d'Ormeſſon, antwortete dem Könige, auf ſeine Anmahnung das Seinige zum Todesurtheil beizutragen, er werde thun, was Ehre und Gewiſſen ihm gebieten würden, und ſprach anderthalb Tage lang nach ſeiner Ueberzeugung für die Unſchuld Fouquets. Dafür erhielt Ormeſſon dieſelbe Antwort, als er zwölf Jahre darauf um eine Stelle für ſeinen Sohn anhielt. Fouquet ward zur Verbannung und zur Confiſcation ſeines Vermögens verurtheilt; aber die erſtere Beſtimmung verwandelte der König in lebenslängliches Gefängniß zu Pignerol, wo derſelbe erſt 1680 ſtarb*). Sein Nachfolger wurde Jean Baptiſte Colbert, der Sohn eines Tuchhändlers zu Rheims (geb. 1619) und ſpäterhin durch den König zum Marquis von Seignelai erhoben. Zuerſt Secretär Mazarins, ſtieg er durch Treue und Pünktlichkeit ſo weit empor, daß ihm Ludwig unmittelbar nach Fouquets Abſetzung — bei der Colbert indeß nicht im reinſten Lichte erſcheint — unter dem Titel eines Generalcontroleurs der Finanzen deſſen Geſchäfte übergab. Er war es, der Ordnung in den Staatshaushalt brachte, das Staatseinkommen erhöhte, den Handel belebte, deſſen Thätigkeit und Uneigennützigkeit dem Könige die Mittel zu den Unternehmungen verſchafften, durch welche ſeine Regierung ſo glänzend geworden iſt. Er ſchloß zuerſt Handelsverträge mit den Niederländern, Dänen und Schweden, kaufte dem unbedachtſamen König Karl II. von England Dünkirchen, den Preis, für welchen Mazarin Cromwells Unterſtützung in den Niederlanden erhalten hatte (ſ. o.), für 400,000 Pf. St. wieder ab, machte den Hafen dieſer Stadt und den von Marſeille zu Freihäfen, und zog dadurch den Levantiſchen Handel nach dieſem, und den Nordiſchen nach jenem hin. Die Franzöſiſchen Erzeugniſſe, die früherhin von den Engländern und Holländern abgeholt worden waren, wurden fortan von Franzöſiſchen Schiffern ſelber ausgeführt. In der bisher wüſten Inſel Cayenne in Südamerika und auf Madagaſcar wurden mit Glück Franzöſiſche Colonien angelegt (1661), und für Weſt- und Oſtindien

*) S. Bercht, der Oberintendant Fouquet u. ſ. w. im Archiv für Geſchichte und Litteratur, Bd. I. S. 129 fg.

wurden nach dem Muſter der Engländer und Holländer eingerichtete Handelsgeſellſchaften gegründet. Beiden ſchoß der König beträchtliche Summen vor, viele Vornehme liehen Geld dazu her, ja die ganze Nation beförderte das Unternehmen. Dreizehn Millionen Livres wurden allmählig aufgewandt, um den ſogenannten königlichen Canal in Languedoc zu ziehen, der das Mittelländiſche mit dem Atlantiſchen Meere verbindet und von dem Hafen von Cette in die Garonne unterhalb Toulouſe führt (1664). Jener Hafen von Cette ſo wie der bei Rochefort wurden jetzt erſt angelegt, und an dem letztern Orte ward zugleich ein Seehoſpital, ein Zeughaus, und eine Schule zur Erlernung des Seeweſens errichtet (1666). Colberts Hauptaugenmerk aber waren die Manufacturen; von Jahr zu Jahr wurden deren neue angelegt und auf das reichlichſte unterſtützt. Der durch die vielen Bürgerkriege ertödtete Kunſtfleiß der Franzoſen erhob ſich ſchöner als je zuvor, und bald nahmen es die Franzöſiſchen Fabrikanten mit den Engliſchen und Holländiſchen auf. Im Jahre 1669 zählte man ſchon 44,200 Wollenweber in Frankreich. Seidenzeuge, Spiegel, Tapeten, Spitzen, Tuch, Leinwand, Gold- und Silberdraht wurden in Menge verfertigt und ausgeführt, und von den Engländern erkaufte man das Geheimniß der unlängſt von ihnen erfundenen Strumpfwirkerſtühle. Doch würde Colbert durch die Verminderung des Steuerdrucks noch viel mehr für das Wohl des Landes haben thun können, wenn nicht der Ehrgeiz und die Ländergier Ludwigs einen Krieg nach dem andern erzeugt und ſo die Geldbedürfniſſe mit jedem Jahr ſich vervielfältigt hätten. Das Land wurde dadurch um einige Provinzen vergrößert, aber es verarmte. Dazu kamen die ungeheuern Summen, welche die Hofhaltung und die Bauten des Königs verſchlangen. Colbert mußte daher unabläſſig darauf bedacht ſeyn die Einnahmen zu erhöhen, und dies that er mit Geiſt, Geſchick und der Anwendung mancher ſehr zweckmäßigen Maßregeln. Aber das Syſtem der Staatswirthſchaft, dem er dabei folgte, hat eben ſo wenig Frankreich wahres Heil gebracht, als die Grundſätze deſſelben vor einer ſcharfen Prüfung haben beſtehen können, ſo ſehr ſie auch ehemals geprieſen und in andern Ländern nachgeahmt worden ſind. Es beruht dieſes Syſtem auf einer durch Hollands Beiſpiel hervorgerufenen irrigen Vorſtellung vom Nationalreichthum, vermöge deren die Fabriken und Manufacturen übermäßig und einſeitig begünſtigt, die Einfuhr fremder Erzeugniſſe und Waaren ganz verboten oder durch hohe Zölle unmöglich gemacht, die Landwirthſchaft aber und

die mit ihr in Verbindung ſtehenden Gewerbe zu großem Schaden der allgemeinen Wohlfahrt vernachläſſigt und gedrückt werden.

Wie Colbert den Staatshaushalt und die Induſtrie Frankreichs zu einer neuen und höheren Geſtalt umſchuf, welche lange Zeit das Muſter aller übrigen Staaten geblieben iſt, ſo geſchah daſſelbe mit dem Kriegsweſen durch Louvois. Der großen Verſtärkung des Heeres iſt ſchon gedacht worden. Zeughäuſer und Magazine wurden in bedeutender Zahl angelegt; man begann die Truppen gleichförmig zu kleiden und zweckmäßiger zu bewaffnen; das Geſchütz wurde vermehrt; für untaugliche und ausgediente Krieger wurde in Paris ein Invalidenhaus von ungemeiner Größe und Pracht errichtet. Auch neue Feſtungen in übermäßiger Anzahl und Stärke wurden angelegt, und Vaubans Genie ſchien durch ſeine Bollwerke die Grenzen Frankreichs jedem fremden Heere für alle Zeiten unzugänglich zu machen. Doch hatte Colbert bei allen ſeinen Einrichtungen und Maßregeln das Wohl des Volks im Auge, während Louvois nur den Leidenſchaften des Königs zu ſchmeicheln bemüht war und allein in der Aufregung und Befriedigung derſelben ſeine Stellung und ſeinen Einfluß geſichert glaubte. Auch die Marine hob ſich durch den Eifer und die Thätigkeit des Königs ſchnell zu einer ſo glänzenden Höhe, daß ſie mit dem Ruhm der Engliſchen und Holländiſchen Flotten wetteifern durfte. Der Marquis von Seignelai, Colberts Sohn, verwaltete dieſen Zweig zu völliger Zufriedenheit des Königs.

Leider wurde der treffliche Colbert ſeinem Lande zu früh entriſſen. Er ſtarb ſchon am 6. September 1683. Noch in ſeinen letzten Stunden erhielt er einen Brief vom Könige, mit dem er in der ſpätern Zeit, durch Louvois immer ſteigenden Einfluß gekränkt und zurückgedrängt, in weniger gutem Vernehmen als früher geſtanden hatte. Als ſeine Umgebung das Schreiben öffnen wollte, rief er aus: „Ich mag nichts mehr von ihm hören, wenigſtens ſoll er mich jetzt in Ruhe laſſen! Hätte ich für Gott gethan, was ich für ihn gethan habe, ich wäre zehnfach erlöſt.“ Die Verbrauchsſteuern, welche er in den letzten Jahren auf Getränke und Krämerwaaren hatte legen müſſen, um Ludwigs ſtets wachſende Bedürfniſſe zu befriedigen, hatten ihm den Haß der geringeren Einwohnerklaſſen von Paris in dem Maße zugezogen, daß eine Bedeckung der bewaffneten Macht ſeinen Leichnam am Tage der Beerdigung vor öffentlichen Mißhandlungen ſichern mußte. Das Volk wußte nicht, welche Stütze es an ihm gehabt, und wenn unter

Claude le Pelletier, der nach Colberts Tode die Leitung der Finanzgeſchäfte übernahm, der Druck zunächſt noch erträglich war, ſo ſtieg er trotz deſſen Bemühungen während des dritten Eroberungskrieges zu einer ſolchen Höhe, daß der Generalcontroleur ſeine Stelle freiwillig niederlegte, um nicht länger das Werkzeug unabläſſiger Erpreſſungen zur Füllung der Kriegskaſſen zu ſeyn. Er überließ ſeine drückende Stelle dem Herrn von Pontchartrain (1689), der hart genug war dem ſeufzenden Volke das letzte Mark abzupreſſen. Mit ſolchem Elend und ſolcher Noth im Inneren wurden jene glänzenden Erfolge nach außen erkauft, welche wir vorhin an unſern Blicken haben vorübergehen laſſen. Aber ſelbſt in dieſer letzten Beziehung waren den ſpäteren Jahren Ludwigs noch große Demüthigungen aufbewahrt. Auch Louvois Thätigkeit verlor der König durch deſſen im Jahre 1691 erfolgten Tod, und trotz aller übelen Eigenſchaften dieſes Mannes machte es ſich doch bald fühlbar, daß er nicht mehr die Seele des Kriegsweſens ſey. Ueberhaupt war Ludwig in der Wahl ſeiner ſpäteren Miniſter weit weniger glücklich. Eiferſüchtig auf ſeine eigene Einſicht und Regierungskunſt, nahm er jüngere und biegſamere Leute in ſein Cabinet, die er zu Staatsmännern heranzubilden ſuchte, aber die Folge dieſes Verfahrens war keine andere, als daß jene, unſelbſtändig an Charakter und Kenntniß wie ſie waren, ſich mit der Maintenon verbanden, um den König gerade in der Zeit zu beherrſchen, wo er ſich den unbeſchränkteſten Gebieter ſeines Reiches glaubte. Treffend war der Ausſpruch Wilhelms von Oranien, daß Ludwig die entgegengeſetzte Sitte anderer Könige befolgte, welche jungen Weibern und alten Rathgebern den Vorzug gäben.

Wenn Frankreich durch die Umſchaffung ſeines Steuer- und Kriegsweſens ſo wie der Verwaltung die Grundlagen des modernen Staatscharakters erhielt, welchem Vorbilde auch die meiſten übrigen Regenten Europas in kürzerer oder längerer Zeit mit größerem oder geringerem Eifer und Nachdruck folgten, ſo haben wir hier noch einiger anderer Erſcheinungen zu erwähnen, welche das neue Gebäude vollendeten. Es gehört hierher vor allen die Polizei, deren Geſchäfte, ſo weit ſie die Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung und den Schutz des Eigenthums betrafen, bisher den Ortsbehörden obgelegen hatten. Jetzt wurden beſondere Beamte mit dieſen Pflichten beauftragt, die aber nicht bloß für die Sicherheit der Privaten, ſondern zugleich für die Ruhe des Staates zu wachen hatten, und denen nun nicht mehr bloß der Schutz gegen das Verbrechen, ſondern auch deſſen Vorbeu-

gung durch geheime Kenntniß und Aufſpürung obliegen ſollte. Es iſt nicht zu leugnen, daß durch dieſe Einrichtung, der neben der richterlichen Gewalt in gewiſſen Schranken auch die Kraft, Bewaffnung und Organiſation des Militärs gegeben wurde, eine vorhin unbekannte Ruhe und Sicherheit im Staate wie in den Städten und auf den Landſtraßen zu herrſchen begann, anderſeits aber mußten dieſe Vortheile mit großen Beeinträchtigungen der Freiheit und der beſonderen Rechte der Einzelnen erkauft werden, und die Verletzung des Briefgeheimniſſes reicht ſchon bis in die Entſtehungszeit der franzöſiſchen Polizei hinauf. Der großen Bauunternehmungen Ludwigs iſt bereits gedacht worden, ſie beſchränkten ſich aber keineswegs auf Paläſte, Kanäle und Hafendämme, das ganze Land ward auf königliche Koſten mit fehlenden Kirchen, mit Spitälern, Kranken- und Armenhäuſern ſo wie mit Zeughäuſern und Kaſernen beſetzt. Es war natürlich, daß der Staat, nachdem er die Verbindungen der Communen aufgelöſt und die Kraft des Adels gebrochen, die früherhin ſelbſt ihre Gotteshäuſer gebaut und für die Pflege ihrer Armen und die Inſtandhaltung und den Vorrath von Waffen geſorgt hatten, die Sorge dafür übernahm; was aber vordem, vereinzelt und mit geringeren Mitteln unternommen, überſehen worden war, erhielt jetzt durch den Glanz des königlichen Namens das allgemeine Lob und die übertreibendſte Anerkennung. Auch bei dieſen Bauunternehmungen muß Colberts Name erwähnt werden, der freilich nicht immer in der reinſten Abſicht Vorſchläge auf Vorſchläge dem Könige übergab, um durch ſeine Bauentwürfe Louvois Kriegsplanen ein Gegengewicht zu bereiten. „Nichts bezeichnet mehr, ſchrieb er an Ludwig, die Größe und den Geiſt eines Fürſten als die Gebäude, und ſtets wird die Nachwelt den Monarchen an dem Maßſtabe dieſer prachtvollen Monumente meſſen, welche er während ſeines Lebens errichtet hat.“

Aus denſelben Gründen der Ruhmſucht und Eitelkeit, wie ſeine Kriege und Bauten, ging Ludwigs Unterſtützung der Gelehrten hervor. Wie ſchon erwähnt, war er ſelbſt nichts weniger als wiſſenſchaftlich gebildet, es war ihm ſogar unangenehm, wenn Jemand in ſeiner Umgebung hierdurch ein Uebergewicht über ihn in Anſpruch zu nehmen ſchien, und gegen den berühmten Boſſuet ſoll er einſt geäußert haben, „er fürchte die Geiſter“; dennoch unterſtützte er ſie, um von ihnen gelobt zu werden. Auch auf auswärtige Gelehrte dehnte er ſeine Freigebigkeit aus, und gleich zu Anfang ſeiner Selbſtregierung mußte Lionne deshalb

Erkundigungen einziehen. Man brachte gegen ſechzig Namen zuſammen, unter denen auch einige Profeſſoren aus Altdorf und Helmſtädt geweſen ſeyn ſollen. Alle dieſe Männer waren verwundert, mit höflichen Briefen von dem Miniſter Colbert überraſcht zu werden, worin ſie erſucht wurden zu erlauben, daß der König von Frankreich ihr Wohlthäter werden dürfe, da er nicht das Glück habe ihr Oberherr zu ſeyn. Viele dieſer Geſchenke waren ſo anſehnlich, daß die Empfänger ſich Häuſer davon erbauen konnten. Andere erhielten ſogar einige Zeit hindurch fortgehende Penſionen. Dieſe Freigebigkeit hatte die erwünſchten Folgen. Die Gelehrten konnten nicht Worte genug finden den außerordentlichen Kenner und Beſchützer der Wiſſenſchaften würdig zu loben, gegen welchen Auguſt und Mäcenas nur armſelige Wichte wären, und in zwölf verſchiedenen Städten Italiens erſchollen alljährlich an Ludwigs Geburtstage pomphafte Lobreden. Wichtiger als dieſe vorübergehende Liberalität war die Gründung mehrerer Geſellſchaften von Gelehrten und Künſtlern mit beſtimmten Ausſtattungen für die Mitglieder und angemeſſenen Summen für gemeinſame Werke und Unternehmungen. Nachdem Richelieu im Jahre 1635 die erſte Franzöſiſche Akademie für die Beförderung und Ausbildung der ſchönen Redekünſte geſtiftet hatte, ließ Colbert dieſer Gründung im Jahre 1664 die Akademie der Maler und Bildhauer, die Akademie der Muſik und die der Inſchriften (für die hiſtoriſchen Diſciplinen), 1666 die Akademie der Wiſſenſchaften und 1671 die der Baukunſt folgen.

Ludwig beſaß das glückliche Talent alle Seiten und Aeußerungen ſeines Staats und ſeiner Verwaltung durch ſeine Perſönlichkeit in ein großes und imponirendes Ganze zuſammen zu faſſen. Umgeben von ſeinen Kriegshelden, ſeinen Miniſtern, ſeinen Baukünſtlern und ſeinen Gelehrten hat er die Augen der Mit- und Nachwelt lange Zeit geblendet. Niemals darf indeß vergeſſen werden, daß Ludwig als der Begründer eines Staatsweſens zu betrachten iſt, auf welches die Entwickelung der Zeit hindrängte, daß er die dazu vorhandenen Elemente herausfühlte und zuſammennahm, und eine großartige Schöpfung vollendete, die, wenn ſie auch die organiſchen Triebe des frühern Lebens durch den Mechanismus der Verwaltung und die gleichmachende Kraft der abſoluten Herrſchergewalt zurückdrängte und vernichtete und ſpäterhin die größten Reactionen hervorrief, doch einerſeits durch die nothwendige Stufenfolge der Ausbildung des Staatslebens im Allgemeinen bedingt war, ſo wie ſie anderſeits gewiſſe für immer geltende Momente

in der Energie der Concentration und Verwaltung, wenn auch als allein berechtigte, in gelungener Weiſe hingeſtellt hat.

---

6. Ludwigs Streitigkeiten mit Innocenz XI. Aufhebung des Edicts von Nantes. Die Janſeniſten.

Wie gering Ludwig das ſelbſtändige Anſehen des heiligen Stuhles achtete, hatte er zuerſt bei ſeinen Streitigkeiten mit Papſt Alexander VII. bewieſen. Als ſich deſſen Nachfolger Clemens IX. und Clemens X. (1667—1676), um ſolcher Behandlung für die Zukunft zu entgehen, näher an Spanien ſchloſſen, rächte ſich der König von Frankreich durch fortdauernde Eingriffe in die Supremalsrechte, welche ihnen über die gallicaniſche Kirche zuſtanden. Wie die Päpſte ſelbſt geiſtliche Aemter und Einkünfte in Italien durch jährliche Zahlungen für Bevorzugte ſchmälerten (oben S. 86), belaſtete Ludwig die Franzöſiſchen Pfründen mit Penſionen für Militärperſonen, zog die Einkünfte der Biſchöfe während der Erledigung ihrer Sitze ein, erklärte feierlich, daß ihm das Regalrecht zuſtünde, und beſchränkte die Geldſendungen an den Römiſchen Hof *). Als Innocenz XI. den Stuhl Petri beſtieg, ermahnte er Ludwig zunächſt die Freiheit der Kirche nicht anzutaſten, auf daß die Quelle der göttlichen Gnade für ſein Reich nicht verſiegen möge. Aber Ludwig konnte ſich allzu ſicher auf die Geiſtlichkeit ſeines Reiches verlaſſen, welche aus den Mitgliedern des Hofadels von ihm ſelbſt zu ihren Aemtern berufen ward. Eine allgemeine Verſammlung derſelben, die im Jahre 1682 zuſammentrat, wies mit gewohnter Ergebenheit gegen den Hof und die Miniſter alle Forderungen des Papſtes zurück und erklärte, daß der heilige Petrus und ſeine Nachfolger keine Macht über weltliche Dinge empfangen hätten; daß die Verſammlung der allgemeinen Kirche über dem Papſt ſtehe; daß die Freiheiten und Geſetze der gallicaniſchen Kirche, wie ſie durch Beſchlußnahme derſelben geregelt ſeyen, vom heiligen Vater nicht angetaſtet werden könnten; und endlich daß dieſer, obgleich ihm der Vorrang bei der Entſcheidung von Glaubensſachen gebühre, doch auch hierin nicht antrüglich und unverbeſſerlich ſey, ſo lange die Beiſtimmung der Kirche fehle. Auf Ludwigs Befehl mußten alle Parlamente dieſe Beſchlüſſe

*) Ranke Päpſte Th. III. S. 161 fg.

registriren, und der gelehrte Bossuet, Bischof von Meaux, eine Vertheidigung derselben abfassen. Niemand sollte von den theologischen oder juristischen Facultäten des Landes promovirt werden dürfen, der die vier Artikel, wie jene Beschlüsse genannt wurden, nicht feierlich beschwöre. Papst Innocenz hatte hiergegen keine andern Waffen als den von dem König ernannten Bischöfen die geistliche Ordination zu verweigern, wodurch diese außer Stande waren irgend eine Amtsverrichtung vorzunehmen.

Ein neuer Anlaß zu Streitigkeiten wurde das Asylrecht der fremden Gesandten zu Rom; ein Gebrauch, der sich allmählig ausgebildet hatte, da die päpstliche Regierung es gewöhnlich nicht wagte den Schutz zu verletzen, den die Bevollmächtigten auswärtiger Staaten zusagten. Mit der Zeit schlichen sich hier bedeutende Mißbräuche ein, namentlich dehnten die Französischen Botschafter mit herrischer Anmaßung dies Privilegium auch über die Mauern ihres Palastes auf die nächstgelegenen Straßen aus und verlangten, daß jeder Verbrecher, der sich in diesen Bezirk geflüchtet, vor aller Verfolgung der Behörden und Sbirren gesichert seyn solle. Diesem Uebermuth ein Ende zu machen, verbot Innocenz zunächst Wappen und Zeichen eines fremden Souveräns an einem Hause zu befestigen; er allein sey Herr von Rom, und erließ darauf eine Bulle, welche die Excommunication über jeden aussprach, welcher noch ferner das Asylrecht üben werde. Die Gesandten des Kaisers und des Madrider Hofes so wie die von England und Polen gaben nach, nur die Französischen nicht, und Heinrich Karl von Beaumanoir, Marquis von Lavardin, hielt im Jahre 1687 seinen Einzug zu Rom mit einem bewaffneten Gefolge von achthundert Officieren und Soldaten, die er in der Umgebung seiner Wohnung, des Palastes Farnese, einquartirte. Wachen wurden ausgestellt, fortwährend durchstreiften Patrouillen den besetzten Bezirk, und wenn der Gesandte ausfuhr, begleiteten ihn zweihundert Reiter. Sie kommen mit Roß und Wagen, sprach Innocenz, wir aber wollen wandeln im Namen des Herrn." Er gab dem Marquis keine Audienz, untersagte den Cardinälen und dem Römischen Adel allen Umgang mit demselben und belegte ihn selbst mit kirchlichen Strafen. Als dieser dennoch am Weihnachtsabend dem Gottesdienste in der Kirche des heiligen Ludwigs beiwohnte, sprach der Papst das Interdict über jenes Gotteshaus. Aber Lavardin ging noch weiter. Er war frech genug, mit zahlreichem Gefolge auch in die Peterskirche zu dringen, welche indeß

auf der Stelle von ſämmtlichen Geiſtlichen verlaſſen wurde. Hierauf befahl Ludwig höchſt erbittert Avignon zu beſetzen, und drohte dem Papſte mit der Berufung eines allgemeinen Conciliums. Innocenz blieb jedoch feſt, und die Verwirrung und Störung, welche es in der Franzöſiſchen Kirche allmälig hervorbrachte, daß ſieben und dreißig Biſchöfe ihren Amtsverrichtungen nicht obliegen durften, nöthigten den König zum Nachgeben. Vergebens hatte er gehofft Innocenz Nachfolger Alexander VIII. (1689—1691) gewinnen zu können; ſtandhaft erklärte auch dieſer die Beſchlüſſe der Franzöſiſchen Geiſtlichkeit von 1682 für ungültig und leer, für null, nichtig und unverbindlich. Unter dem Einfluß des Pariſer Hofes ward Innocenz XII. gewahlt; dennoch war auch dieſer nicht zu bewegen die Würde des heiligen Stuhles Preis zu geben. So mußte die Geiſtlichkeit Frankreichs ſich endlich entſchließen ihre Beſchlüſſe zurückzunehmen und „zu den Füßen des heiligen Vaters niedergeworfen ihren unausſprechlichen Schmerz darüber bekennen", wie es in ihrem Schreiben an den Papſt hieß; und Ludwig erklärte, daß er ſeine auf den Grund jener Beſtimmungen erlaſſenen Geſetze zurücknähme. Noch einmal hatte der heilige Stuhl einen heftigen Angriff zurückgeſchlagen; aber was öffentlich mit Lärm und Gepränge verkündet war, wurde nur im Stillen widerrufen, Ludwig fuhr mit ſeinen Eingriffen, wenn auch nicht in dem früheren Umfange, fort, und die folgenden Päpſte trugen mit Recht Bedenken einen Kampf, deſſen Ausgang ſo zweifelhaft war, zu erneuen.

Wie unerträglich aber auch Ludwigs Anmaßungen in Beziehung auf die Herrſchaft des Papſtes innerhalb der Kirche ſeyn mochten, ſo ſchien er doch allen hier verurſachten Schaden durch ſeinen Eifer für die Verbreitung des Katholicismus auszugleichen. Seine Miniſter und Hofleute theilten dieſe Geſinnung, oder waren ſcheinheilig genug ſie zu heucheln, und häufiger Beſuch der Meſſe gehörte zum guten Ton, wenn auch nur um vom Könige geſehen zu werden. Auch Ludwigs Religioſität beſtand nur in gewiſſenhafter Beobachtung aller von der Kirche vorgeſchriebenen Gebräuche. Die Herzogin von Orleans (ſ. o. S. 331), eine gebildete und geiſtreiche Frau, von der uns eine anziehende Briefſammlung aufbehalten iſt, ſchreibt in dieſer Beziehung: Man kann in der Religion nicht einfältiger ſeyn, als der König war. Was die Pfaffen redeten, das glaubte er, als habe Gott es geſprochen, denn er hatte niemals ein Wort in der Bibel geleſen und wußte nichts, als was ihm ſeine Beichtväter ſagten. Sie hatten ihn überredet, in

Religionssachen sey nicht erlaubt zu räsonniren, man müsse die Vernunft gefangen nehmen um selig zu werden." Früh genug richtete sich Ludwigs Aufmerksamkeit auf die Reformirten. Richelieu, frei von jeder religiösen Leidenschaft, hatte, wie wir gesehen haben, nur die Sicherheitsplätze der Reformirten zerstört, weil es ihm politisch unstatthaft schien einen abgesonderten Staat im Staate zu dulden; aber nachdem er ihnen ihre Furchtbarkeit geraubt hatte, ließ er sie ruhig wohnen. Mazarin, der an freier Einsicht nicht so hoch als sein Vorgänger stand, beeinträchtigte sie schon mehr, und spätere Räthe Ludwigs gingen noch weiter, indem sie seine Abneigung gegen die Reformirten zur Bemäntelung ihrer herrschsüchtigen und eigennützigen Plane benutzten. Man drückte die Hugenotten auf alle Weise, gab ihnen tausend unerwiesene Vergehungen schuld, um sie zu harten Strafen verurtheilen zu können, erklärte sie vieler Aemter und Ehrenstellen unfähig, nahm ihnen Gewerbsrechte, ließ ihre Kinder zu den höheren Schulen nicht zu, oder entriß ihnen dieselben um sie im katholischen Glauben zu erziehen, legte ihnen Soldaten mit der Last des Unterhalts in die Häuser, und verdammte sie zur Bezahlung der Schulden solcher, die katholisch geworden waren. Noch schlimmer war, daß in den Jahren 1669 und 1679 die chambres mi parties aufgehoben wurden. Es war dies ein während der Religionskriege errungenes Privilegium, nach welchem bei Criminalklagen gegen Reformirte oder in Civilsachen von Katholiken gegen Bekenner des Calvinismus die mit der höhern Instanz in diesen Fällen beauftragten Kammern der Parlamente von Paris, Rouen, Toulouse, Bordeaux und Grenoble zur Hälfte aus reformirten Räthen bestehen sollten. Hierdurch wurden die Reformirten des letzten Schutzes gegen die immer zunehmenden Plackereien beraubt.

Indeß war das Maß der Bedrückung damit noch nicht erfüllt. Beredte katholische Geistliche schrieben eigene Werke über die Nothwendigkeit die lange entbehrte Glaubenseinheit herzustellen, und Ludwigs Beichtvater la Chaise, in Verbindung mit mehreren anderen Priestern und der bigotten Frau von Maintenon, die sich früher selbst zum reformirten Bekenntniß gehalten hatte, stellte dem König unaufhörlich vor, welche Gnade bei Gott zu erlangen sey durch so viele zum wahren Glauben zurückgeführte Sünder, und wie viel Ruhm bei der Nachwelt, wenn ihm das Werk gelänge, das sechs Regierungen vor ihm vergebens versucht hätten. Man bewies ihm, daß er eigentlich nicht vollkommener Souverain sey, so lange noch zwei Millionen

Menſchen einem andern Glauben als dem ſeinigen huldigten, und verſicherte, daß der weiſe Heinrich IV. das Edict von Nantes gewiß nicht würde gegeben haben, wenn damals die Macht der Krone auf einer höheren Stufe geſtanden hätte. Zunächſt wies der König beſondere Summen an, um die Koſten der neu zu errichtenden Miſſionen für ſeine ketzeriſchen Unterthanen zu beſtreiten und die zur katholiſchen Kirche Bekehrten zu belohnen. Da die Biſchöfe den Eifer Ludwigs gewahrten, begannen auch ſie die in ihren Sprengeln lebenden Reformirten auf alle Weiſe zu bearbeiten, und konnten bald ihrem Herrſcher die Freude machen, jährliche Liſten von drei bis vierhundert wieder gewonnenen Seelen aus ihren Diöceſen einzuſenden. Um den Rückfall dieſer neuen Gläubigen in die alten Irrthümer zu verhindern, wurde ein ſtrenges Edict erlaſſen, welches für dieſes Verbrechen Verbannung und Confiſcation des Vermögens feſtſetzte. Auch die gemiſchten Ehen zwiſchen Katholiken und Reformirten wurden 1680 bei harter Strafe unterſagt, und man fing an, die Kirchen der letztern an verſchiedenen Orten niederzureißen. Sobald Louvois ſah, daß ſich der König nicht mehr ausſchließlich mit Eroberungen und politiſchen Planen beſchäftige, miſchte er ſich ebenfalls in dieſe Angelegenheiten und war auch hier entſchloſſen, die möglichſt größten Reſultate durch jedwedes Mittel zu erreichen, um in der Gunſt des Königs immer höher zu ſteigen. Wenn man in dieſer Sache vorſchreiten wolle, meinte er, müſſe es mit kräftigem Nachdruck und ſchreckendem Zwange geſchehen, und dieſem Grundſatze zufolge wurden Dragoner und Prieſter zugleich in alle Provinzen geſchickt, das Bekehrungswerk anzufangen. Die Intendanten machten den Reformirten überall den Willen des Königs bekannt, daß ſie katholiſch werden ſollten, und daß man die Widerſpenſtigen mit Gewalt dazu zwingen werde. Wenn die Unglücklichen betheuerten, daß ſie ihr Leben für den König hingeben wollten, aber ihrer Ueberzeugungen nicht Meiſter wären, ſo rückten die Dragoner ein, beſetzten alle Zugänge, und riefen mit dem Degen in der Fauſt: „Sterbt, oder werdet katholiſch!“ Dieſe unmenſchlichen Geſetzvollſtrecker wurden bei den reformirten Bürgern einquartirt, und verfuhren mit den Gütern und Weibern derſelben wie mit ihren eigenen. Was der ſtille Fleiß einer redlichen arbeitſamen Familie in vielen Jahren mühſam erworben und ſorglich erſpart hatte, das verzehrten jetzt gefühlloſe Soldaten hohnlachend und trotzend in wenigen Monaten, und unſchuldige Männer und Frauen wurden ohne Unterſchied bis aufs Blut

geprügelt und mißhandelt. Die reformirten Prediger wurden zum Theil hingerichtet; Weibern, die calviniſtiſche Kirchenlieder und Pſalmen ſangen, ſchnitt man die Haare ab; Eltern nahm man die Kinder weg und ſteckte ſie in katholiſche Waiſenhäuſer; Greiſe wurden unter Flüchen und Drohungen von den Soldaten an die Altäre geſchleppt, das Abendmahl nach katholiſcher Weiſe zu empfangen; und ſolche, die aus Furcht ihren Glauben abgeſchworen hatten und nachher doch wieder bei einer reformirten Religionsübung oder auch nur über einer unkatholiſchen Aeußerung ertappt wurden, mußten ihre angebliche „Gotteslästerung" in den härteſten Gefängniſſen, ja wohl gar auf dem Blutgerüſte büßen. Damit ſich aber Niemand dieſer Tyrannei entziehen konnte, ſo hatte man in die Häfen und Grenzſtädte ſtrenge Befehle geſchickt, alle Perſonen, die Frankreich verlaſſen wollten und keine Zeugniſſe von ihren Biſchöfen hätten, anzuhalten und als Staatsverbrecher zu behandeln.

Der Anfang mit dieſen Abſcheulichkeiten wurde in Poitou (1681) gemacht, dann kam die Reihe an Ober- und Nieder-Guienne, an Saintonge und an die Dauphiné. Hierauf wandte ſich der Dämon des Fanatismus nach der Normandie, Picardie, nach Bretagne, Champagne, Bourgogne, Orleanois, Isle de France und die übrigen Provinzen. Alle Vorſtellungen, Proteſtationen und Bitten der Reformirten bei den Intendanten, Gouverneuren, beim Staatsrathe ſo wie beim Könige blieben ohne Erfolg; Louvois mit ſeinem Vater, dem Kanzler le Tellier und dem Pater la Chaiſe trieben Ludwig immer weiter. Eine reformirte Kirche nach der andern ward niedergeriſſen, eine Ketzerſchule nach der andern aufgehoben, ihre Collegien und Seminarien erhielten die Jeſuiten, die Intendanten wurden bevollmächtigt den noch übrigen calviniſtiſchen Gemeinden Prediger ihrer Wahl vorzuſetzen. Vergebens verwandte ſich Kurfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg und die Königin Chriſtine von Schweden für die Proteſtanten, vergebens ſprach ſelbſt der Papſt Innocenz gegen ſolches Verfahren und erklärte, „dieſer Bekehrungsart habe ſich Chriſtus nicht bedient, man müſſe die Menſchen in die Tempel führen, nicht hinein ſchleifen." Die Verfolgung wurde vielmehr immer heftiger, und der Marquis von Boufflers ſo wie der Herzog von Noailles erhielten von Louvois Befehl, mit einigen tauſend Mann dem Calvinismus auch in Bearn und Languedoc ein Ende zu machen (1685). Ihre Bemühungen wurden von außerordentlichen Erfolgen begleitet; durch unerhörte

Grauſamkeiten gezwungen verließen Tauſende und aber Tauſende den Glauben ihrer Väter. Der Herzog ſchrieb freudiges Herzens: „Die Bekehrung geſchieht ſo allgemein und mit ſo großer Schnelligkeit, daß man Gott nicht genug dafür preiſen, und nicht ernſtlich genug an die gänzliche Vollendung dieſes Werkes denken kann, indem man den Verirrten die Belehrungen nicht länger vorenthält, deren ſie bedürfen und mit Sehnſucht erwarten.“

Die Ungerechtigkeit und rohe Gewaltſamkeit, durch welche alles dieſes erreicht wurde, erfuhr Ludwig nicht in ihrem ganzen Umfang, er freute ſich der immer mehr abnehmenden Ketzerei und gedachte auf dieſem Wege allmählig ans Ziel zu gelangen, als Louvois, der ſich über das Weſen dieſer Bekehrungen nicht täuſchte und wohl einſah, daß ſobald die Verfolgung nachließe, die Mehrzahl zu ihrem frühern Glauben zurückkehren würde, den König zu einer entſcheidenden Maßregel brachte. Vereint mit la Chaiſe ſtellte er Ludwig vor, daß bei der geringen noch übrigen Anzahl der Reformirten das Edict von Nantes überflüſſig ſey, und erlangte auf dieſe Weiſe endlich die Zurücknahme deſſelben. Die hierüber ſprechende Verordnung ward am 18. October 1685 bekannt gemacht, und von allen Parlamenten willig regiſtrirt. Es hieß darin, das Edict von Nantes ſey nur in der Abſicht gegeben worden, um an der Vereinigung der beiden Religionsparteien arbeiten zu können; dies ſey auch mit ſo gutem Erfolge geſchehen, daß es nun jenes Edicts gar nicht mehr bedürfe; der noch übrige unbedeutende Haufe der Reformirten ſey als eine Anzahl unruhiger Köpfe zu betrachten, die durch Strenge zum Gehorſam gebracht werden müßten. Es ſey dieſen demnach jede religiöſe Zuſammenkunft, ſo wie auch die Ausübung des calviniſtiſchen Cultus in den Schlöſſern des Adels unterſagt, bei Strafe der Einziehung ihrer Güter und Perſonen. Alle ihre Kinder würden fortan in der katholiſchen Religion getauft und erzogen werden. Jeder Reformirte, der auswanderte, und jeder Prediger, der innerhalb vierzehn Tagen nicht auswanderte, ſollte zu den Galeeren verdammt werden.

Dies Edict wurde gleich nach ſeiner Bekanntmachung auf das härteſte vollzogen. Die Dragonaden wurden fortgeſetzt, die Gefängniſſe füllten ſich mit Unglücklichen, die nichts weiter verbrochen hatten, als daß ſie nicht zur katholiſchen Kirche übertreten wollten, und die Maßregeln gegen Rückfällige wurden immer furchtbarer. Da ſich viele Neubekehrte auf dem Todbette weigerten die Sacramente nach katho-

lischem Ritus zu nehmen, wurde gegen diese 1686 ein Edict erlassen, das sie im Fall der Genesung zu ewiger Galeerenstrafe und Confiscation ihrer Güter und ihre Frauen und Kinder zu lebenswieriger Einsperrung verdammte. Sollten sie sterben, so würden ihre Körper den Henkern zur Hinrichtung übergeben werden. Welcher Neubekehrte es wagen sollte die Auswanderung zu versuchen, würde mit seiner Familie und seinen Kindern ebenso bestraft werden. Die Verzweiflung der Verfolgten stieg aufs Aeußerste. Aber die Gewalt auf der einen Seite erzeugte die List auf der andern, und wie sorgfältig auch Louvois die Grenzen besetzen mochte, so fanden doch nach und nach mehr als funfzigtausend Familien Mittel hindurchzuschlüpfen und ihre Güter, ihre Kinder und ihre Geschicklichkeit benachbarten Ländern zuzuwenden. Da die meisten derselben arbeitsame und redliche Handwerker, geschickte Fabrikanten und thätige Kaufleute waren, so nahmen die protestantischen Fürsten sie mit Freuden auf, und bald nach ihrer Auswanderung sah man in England und Deutschland Französische Zeuge, Spitzen, Hüte und Strümpfe verfertigen, die man bisher aus Frankreich hatte kommen lassen müssen. Eine Vorstadt von London wurde durchweg mit Französischen Seidenarbeitern bevölkert. Der Prinz von Oranien und der Herzog von Savoyen errichteten ganze Regimenter von Französischen Flüchtlingen, und der Kurfürst Friedrich Wilhelm der Große von Brandenburg, der allein zwanzigtausend derselben als Ansiedler in die Marken aufnahm, gab in ihnen seinen Unterthanen eben so viele Lehrer ungekannter und nützlicher Künste und Gewerbe.

Aber es war nicht bloß die kaum von Colbert begründete industrielle Größe seines Reiches, welcher Ludwig durch seine unbesonnene Verfolgung der Reformirten einen so bedeutenden Stoß versetzte; auch der Literatur desselben raubte er hierdurch das protestantische Element und vernichtete dadurch deren Entwickelung zu einer universalen Geltung, zu welcher es in jener Zeit allen Anschein hatte. Der katholischen Kirche Frankreichs entzog er ebenfalls ein mächtiges Gegengewicht, welches deren beginnende Stagnation hätte verhüten können, und die geistig Befähigten unter den mit Gewalt zum Katholicismus bekehrten Reformirten konnten in einem ihnen auf diese Weise aufgedrungenen Bekenntniß unmöglich eine Befriedigung finden. Bald richteten sie deshalb ihre Waffen gegen alle Offenbarung und Religion und begannen jene Untergrabung der sittlichen Verhältnisse Frankreichs auch von dieser Seite her, während ihnen der Hof, der Adel und die

Geiſtlichkeit ſelbſt von einer andern entgegenkamen, welche in der groſſen Umwälzung des achtzehnten Jahrhunderts die ganze Vergangenheit in ihren bodenloſen Schlund hinabzuziehen drohte.

Auch ließen ſich nicht alle reformirten Gemeinden ohne Widerſtand unterdrücken. In den Gebirgen der Cevennen lebte noch eine beträchtliche Anzahl von Menſchen, Nachkömmlinge der Waldenſer, welche ſich wie die Utraquiſten in Böhmen den Lutheranern, ſo den Franzöſiſchen Reformirten anſchloſſen, weil ſie in den Principien des Calvinismus eine gewiſſe Uebereinſtimmung mit ihren Traditionen erkannten. Als ſich die Verfolgung auch bis in ihre ſtillen Thäler ausdehnte griffen ſie im Jahr 1702 kühn zu den Waffen. Ihr Glaubenseifer erhitzte ſich bis zur heftigſten Schwärmerei; Männer und Frauen ſtanden unter ihnen auf, deren Ausſprüche als von Gott eingegebene Prophezeihungen verehrt wurden, und der hierdurch genährte und ſtets von neuem angeregte Fanatismus ließ die Camiſards — ſo wurden dieſe Bauern genannt, weil ſie leinene Kittel trugen — gegen regelmäßige wider ſie ausgeſendete Heere bewunderungswürdige Thaten heldenmüthiger Tapferkeit verrichten. Die Grauſamkeit, welche Religionskriege gewöhnlich begleitet, fehlte auch hier nicht, und da die Befehlshaber Ludwigs gefangene Camiſards niedermetzelten, räderten und verbrannten, ſo vergalten jene dies durch ähnliche Gräuel. Unter ihren Anführern zeichnete ſich beſonders ein junger Mann Namens Cavalier aus. Er war früher Bäckerburſche geweſen und zählte noch nicht zwanzig Jahre. Trotz dem entwickelte er unter den ſchwierigſten Umſtänden und den drohendſten Gefahren an der Spitze ſeiner undiſciplinirten Haufen alle Talente eines erfahrenen Heerführers. Durch Ueberraſchung, Ueberfall und kluge Benutzung des wohlbekannten Terrains vernichtete er mehrere Abtheilungen des Franzöſiſchen Heeres. Nachdem der Marſchall Montrevel ſeine Kräfte vergebens gegen die Camiſards verſucht hatte, ward der Marſchall Villeroi mit der Fortſetzung des Krieges beauftragt, und dieſer mußte ſogar im Jahre 1704 einen Vergleich mit Cavalier eingehen, durch welchen den Empörten Gewiſſensfreiheit bewilligt wurde. Cavalier errichtete darauf ein Regiment aus den verſuchten Kriegern jener Thäler für den König, verließ aber ſpäterhin Frankreich und ſtarb als General-Major in Engliſchen Dienſten. Doch hatten nicht alle Camiſards den Vergleich angenommen; der Aufruhr entbrannte von neuem, bis es dem Marſchall von Berwick im Jahre 1705, vornehmlich indem er den Inſurgenten

größere Milde als ſeine Vorgänger zeigte, gelang den erbitterten Kämpfen ein Ende zu machen. Ueber 100,000 Menſchen ſollen in denſelben auf dem Schlachtfelde und mehr als 10,000 durch Henkershand ihren Tod gefunden haben.

Wir können dieſen den religiöſen Zuſtänden Frankreichs unter Ludwig XIV. gewidmeten Abſchnitt nicht ſchließen, ohne zuvor noch einer Richtung zu erwähnen, welche ſich innerhalb der Römiſchen Kirche im Gegenſatz der hereinbrechenden Erſchlaffung des Katholicismus und des verweltlichten Einfluſſes der Jeſuiten erhob, und den großen Schaden, welchen die Vertreibung der Hugenotten in dieſer Beziehung herbeigeführt hatte, wenigſtens einigermaßen zu erſetzen beſtimmt ſchien. Der Orden der Jeſuiten, welchem der Katholicismus vor allem andern ſeine Erhaltung und Reſtauration verdankte, hatte, wie die Römiſche Kirche im Allgemeinen, ihr ſtrengeres, auf das religiöſe Leben und die Verbreitung des Glaubens gerichtetes Streben allmählig aufgegeben, und war einzig und allein noch mit der Aufrechthaltung ſeines Anſehens und ſeines Einfluſſes beſchäftigt. Die Härte der Diſciplin ließ nach, das monarchiſche Anſehen des Generals minderte ſich, gegen den heiligen Stuhl zeigte ſich unter den Mitgliedern ſogar hie und da Widerſetzlichkeit; die frühere Abtretung der Güter vor der Aufnahme in den Orden verwandelte ſich in eine Ueberlaſſung derſelben an das beſondere Collegium, dem man anzugehören wünſchte, und welches dem neuen Mitgliede gewöhnlich die Verwaltung derſelben überließ. Nicht minder als die Einzelnen bemühten ſich dann die Collegien ihr Vermögen und ihre Einkünfte zu ſichern; und daß man ſich wie vormals die Kloſtergeiſtlichen mit dem Ackerbau, jetzt bei veränderten Zeiten mit dem Handel beſaſſen müſſe, war eine unter den Ordensgliedern weit verbreitete Meinung, die denn auch bald eine eifrige praktiſche Ausübung fand. Auch bei dem Unterrichte der Jugend, welcher den alten Vorſchriften gemäß unentgeltlich geleiſtet werden ſollte, fing man an Geſchenke zu nehmen, und aus dieſem Grunde lieber reiche als arme Kinder in den Sälen zu ſehen *). Auf das Innere des Ordens wirkten dieſe überwiegend weltlichen Intereſſen höchſt nachtheilig zurück. Zunächſt richteten ſich die wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen, ſtatt auf die tiefere Begründung der kirchlichen Dogmatik und Exegeſe, auf Rhetorik, Sprachſtudien und naturwiſſenſchaftliche Gegenſtände; und bei der Ausübung

*) Ranke Päpſte Theil III. S. 181.

ihrer geiſtlichen Pflichten fingen die Jeſuiten an, nicht bloß mit ſchlechten und verkehrten Thaten der Laien Nachſicht zu haben, ſondern dieſelben auch durch ihre Lehren zu begünſtigen. Die Hauptwirkſamkeit der Jeſuiten, durch welche ſie den ſtärkſten und unmittelbarſten Einfluß übten, beſtand in ihrer Thätigkeit als Beichtiger, wozu man ſich ihrer lieber bediente als der ordentlichen in den Orts- und Landesintereſſen befangenen Geiſtlichkeit. Namentlich hatten ſie ſich der Beichtſtühle der Fürſten zu bemächtigen gewußt, der Pater la Chaiſe und ſein Nachfolger le Tellier waren von dem größten Einfluß als Beichtväter Ludwigs XIV., ſeitdem deſſen Geiſt, vornehmlich durch die Maintenon, eine ſtärkere Richtung auf religiöſe Dinge genommen hatte als vorher.

Die Lehren von der Sünde und der Vergebung faßten die Jeſuiten ihren Anſichten gemäß rein von der ſubjectiven Seite und vernichteten hierdurch alle objectiv ſittlichen Beſtimmungen. Sie erklärten die Sünde für die freiwillige Abweichung vom Gebote Gottes, und ſetzten dieſe Freiwilligkeit in vollſtändige Einſicht der Natur des begangenen Verbrechens und vollſtändige Beiſtimmung des Willens. Seyen dieſe beiden Seiten nicht zuſammen vorhanden, ſo ſey auch keine Sünde begangen. Mit leichter Mühe konnte von dieſer Grundlehre her, die Sünde nur nicht als ſolche zu wollen, ein ganzes Syſtem von Beſchönigungen und Beſchwichtigungen ausgebildet werden. Leidenſchaft, Gewohnheit, böſes Beiſpiel ſind bedeutende Entſchuldigungsgründe; vollbringt Jemand äußerlich eine That, ohne ſie innerlich und für ſich mit allen ihren Folgen beabſichtigt zu haben, ſo iſt er gerechtfertigt. Das Gewiſſen, der einfachſte und unmittelbarſte Ausdruck des Gemüths, wurde auf dieſe Weiſe der Tummelplatz der gewandteſten und heuchleriſcheſten Sophiſtik welche die Welt jemals geſehen, es war nicht ſchwer an der ärgſten Sünde eine an und für ſich berechtigte Seite hervorzuheben, durch welche dann das Verbrecheriſche der ganzen That dieſen Charakter verlor. Durch Verläumdung und andere Mittel einen Gegner und Feind aus ſeinem Amte zu bringen z. B. wäre an ſich eine böſe Handlung, habe ich aber das Bewußtſeyn, dieſen Platz beſſer auszufüllen als er, ſo thue ich recht. Auch das Duell iſt eine verbotene Handlung; laufe ich aber Gefahr hierdurch für feige zu gelten, ſo darf ich es ohne Bedenken annehmen. Dieſe Caſuiſtik wurde durch eine zweite Lehre vom Probabilismus unterſtützt und vervollſtändigt, nach welcher es erlaubt ſeyn ſollte, in einem zweifelhaften und zweideutigen Fall für die wahrſcheinlich wahre die wahrſcheinlich falſche Beſtimmung

zu ergreifen, oder auch einer Meinung zu folgen, von der man nicht ſelber überzeugt ſey, vorausgeſetzt, daß ſie von der Autorität eines gewichtigen Schriftſtellers vertheidigt werde. Als Heilmittel gegen etwaige hieraus entſpringende Gewiſſenszweifel empfahl der Jeſuit Buſenbaum zunächſt die Verachtung derſelben und ſodann die Befolgung der mildeſten Meinungen, auch wenn ſie weniger evident als andere ſeyn ſollten. Nach dieſen Anſichten konnte der Zweck die Mittel rechtfertigen, konnte eine That begangen werden, die man ſelbſt für böſe, der Geiſtliche aber für gut erklärte, konnte ein Meineid geſchworen werden, wenn man den Schwur nur äußerlich leiſtete, ihn innerlich aber nicht beabſichtigte, der dann immer den anderen, nicht aber mir, der ich meine heimliche Reſervation kenne, Lüge ſeyn mag, ohne daß durch alle dieſe Handlungen geſündigt wurde; und die Jeſuiten erſtaunten zuweilen ſelbſt, wie leicht das Joch Chriſti durch ihre Lehren gemacht werde *).

Die katholiſche Kirche hätte tief entartet ſeyn müſſen, wenn ſolche Vernichtung aller Religioſität nicht eine bedeutende Gegenwirkung hervorgerufen hätte. Sie ging von der Lehre des heiligen Auguſtinus (Th. III. S. 375) aus, daß nur der Glaube beſelige und Gott allein die Sünde vergebe. Im Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts ſtudirten zu Löwen zwei Jünglinge, Cornelius Janſe aus Holland und Jean du Berger aus der Gaſcogne. Ihre Aufmerkſamkeit richtete ſich bald auf die Streitigkeiten, welche damals zwiſchen den Dominicanern und Jeſuiten über das Verhältniß Gottes zum Menſchen ausgebrochen waren. Die erſteren, an den Meinungen ihres Lehrers, des heiligen Thomas von Aquino (Th. V. S. 257) feſthaltend, erklärten, daß der Menſch einzig und allein durch die Gnade Gottes zum Heil geführt werden könne, während die Jeſuiten ſich mehr auf die Seite der Franciſcaner und deren dogmatiſcher Anſicht, welche Johannes Duns Scotus aufgeſtellt hatte, hinneigten, nach welcher im Menſchen ſelbſtändige Bewegungen zum Guten Statt finden, welche durch die göttliche Gnade geſtärkt und gekräftigt werden. Weiter ausgebildet wurden die Meinungen der Jeſuiten in dieſem Punkte durch den Pater Ludwig Molina, der gegen Ende des ſechszehnten Jahrhunderts die Theologie zu Evora in Spanien lehrte. Da der Streit immer heftiger entbrannte, ließ Papſt Clemens VIII. im Jahre 1598 eine Congregation

*) Ranke a. a. O. S. 185.

von Geiſtlichen zuſammentreten, welche die Orthodoxie der jeſuitiſchen Lehren prüfen ſollte. Clemens ſtarb über die langen Berathungen, und als endlich Papſt Paul V. im Begriff ſtand, das Reſultat derſelben, eine Bulle, welche vierzig Sätze aus Molinas Schriften verdammte, zu publiciren, leiſteten ihm die Jeſuiten bei dem damals zwiſchen dem heiligen Stuhl und der Republik Venedig ausbrechenden Zwiſt über die Hoheitsrechte der Kirche ſo eifrigen Beiſtand (vergl. oben S. 83), daß der Papſt es für angemeſſen hielt, jenes dem Orden nachtheilige Urtheil zu unterdrücken. Im Jahre 1611 löſte er die Congregation auf und gebot beiden Parteien ein ewiges Stillſchweigen über die ſtreitigen Lehrſätze. Indeß hatte die theologiſche Facultät zu Löwen ſchon früher die Anſichten Molinas verdammt; Janſe und du Verger, um ſich von der Wahrheit dieſes Verfahrens zu überzeugen, verſenkten ſich in das Studium des heiligen Auguſtinus, aus welchem Thomas von Aquino ſeine Lehre geſchöpft hatte. Ergriffen von dem gewaltigen Geiſt, der in den Schriften des großen Kirchenvaters lebt, beſchloſſen beide die Lehre von der Gnade und die Moral der Jeſuiten, welche mit deren Anſicht von der Freiheit des menſchlichen Willens genau zuſammenhingen, anzugreifen und zu bekämpfen. Du Verger, welcher Abt des Kloſters St. Cyran in Berri wurde, trat der jeſuitiſchen Unſittlichkeit auf dem praktiſchen Gebiet durch Predigt und Erweckung glaubensvoller und gottergebener Frömmigkeit entgegen, während Janſe, zuerſt zum Profeſſor in Löwen, dann zum Biſchof von Ypern erhoben, den theoretiſchen Weg einſchlug und ſein Syſtem in einem Buche auseinander ſetzte, welches er Auguſtinus nannte. Er geht darin von der Unfreiheit des menſchlichen Willens aus, indem derſelbe von irdiſcher Luſt und Begier gefeſſelt ſey; in dieſem Zuſtande flöße ihm Gott unwillkürlich Wohlgefallen am Guten ein; das Gute aber ſey die Wahrheit, Gott ſelbſt, und alle Tugend ſey weſentlich Liebe Gottes. So ſetzte er eine rein innerliche, in dem Höchſten aufgehende Thätigkeit den einzelnen Scheingründen der Jeſuiten ſo wie ihrem Rechnen und Grübeln über moraliſche Fälle entgegen. Ueber zwanzig Jahre hatte er bereits an dieſem Werk gearbeitet, als er 1638 ſtarb; worauf die Handſchrift im Jahre 1640 gedruckt wurde. Nicht minderen Eindruck als die Tiefe der in Janſe's Buch ausgeſprochenen Ideen und Empfindungen machten des Abts von St. Cyran mündliche Belehrungen; er verlangte Erniedrigung ſo wie Ergebenheit in den Willen Gottes und Entſagung der Welt, und gewann zahlreiche Anhänger.

Besonders vielen Erfolg hatte er bei den Nonnen des Klosters Portroyal in der Nähe von Paris, an dessen Spitze damals Angelica Arnauld stand, und das durch ihn erneute strenge und glaubenseifrige Leben dieser Jungfrauen verschaffte ihrem Kloster solchen Zulauf, daß die vorhandenen Räume nicht mehr ausreichten, und der Sitz desselben in weitläufigere Gebäude in der Vorstadt St. Jacques von Paris verlegt werden mußte. Aber nicht bloß unter den Frauen fand der Abt von St. Cyran Anhänger. Mehrere von ihm bekehrte Männer fühlten sich von der Wahrheit seiner Lehre so durchdrungen, daß sie sich in die Einsamkeit des ehemaligen Klosters von Portroyal zurückzogen, um hier ungestört ihrer Frömmigkeit und ihren gelehrten Betrachtungen leben zu können. Richelieu, welchem man Besorgnisse vor dieser neuen Partei in Rücksicht auf den Staat eingeflößt hatte, ließ den Abt von St. Cyran ins Gefängniß bringen, aus welchem er erst nach Ludwigs XIII. Tode befreit wurde. Wenige Monate darauf starb er (11. October 1643). Seine Lehren wurden von seinen zahlreichen Schülern bewahrt und weiter gebildet, welche ihren Ansichten nun hauptsächlich durch Druckschriften weiteren Eingang zu verschaffen, und durch Unterrichtsanstalten auch die Jugend zu gewinnen suchten. Dagegen benutzten die Jesuiten und deren Anhänger die Stellen im Buche des Bischofs von Ypern, welche gegen die Untrüglichkeit der Römischen Curie gedeutet werden konnten, um Papst Innocenz X. im Jahre 1653 zur Verdammung von fünf aus jener Schrift gezogenen Sätzen zu bewegen. Aber die Jansenisten erklärten, jene Stellen, die allerdings eine ketzerische Auslegung zuließen, seyen gar nicht in dem Augustinus ihres Meisters enthalten; ja, nicht zufrieden, durch Spott, Satire und scharfe Dialektik die Lehren der Jesuiten anzugreifen und in ihrer Nichtigkeit aufzuweisen, dehnten die Schriftsteller von Portroyal ihre Untersuchungen über die Grenzen der päpstlichen Gewalt aus, und so erhob sich die Partei du Vergers zu immer größerem Ansehen und immer größerer Bedeutung, wenn auch in lebhafter Opposition mit dem Römischen Hofe, ohne daß dieser dieselbe durch einzelne Verfolgungen zu beseitigen vermocht hätte. Unter den ausgezeichneten Geistern, welche aus dieser Schule hervorgingen, gebührt der erste Platz Arnauld d'Andilly, einem der gelehrtesten, frömmsten und edelsten Männer seiner Zeit; nach ihm ist Blaise Pascal zu nennen, dessen gegen die jesuitische Moral gerichtete Lettres provinciales, die mit einer großen Reinheit und Annehmlichkeit des Stiles geschrieben sind, ein Nationalbuch wurden und

dem angegriffenen Orden einen tödtlichen Stoß verſetzten. Ein zweites wiewohl unvollendetes Werk Paſcals, die Pensées, durch welches er die Nichtigkeit des menſchlichen Wiſſens und die Nothwendigkeit des Offenbarungsglaubens darzuthun verſuchte, war von eben ſo großer Wirkung, denn was derſelben an Umfang abgehen mochte, erſetzte ihre Intenſität. Um die Bedeutung der Schriften des Portroyal gehörig zu würdigen, fügen wir nur noch hinzu, daß ihre Proſa eine ganz neue Periode in der Franzöſiſchen Litteratur herbeiführte, und daß Männer wie Boileau und Racine, welche die erſten Plätze unter den Dichtern Frankreichs einnehmen, ſich unter den Mitgliedern jener Verbindung befanden. Auch die Lehrbücher dieſer Schule, ihre Grammatik, Rhetorik und Logik, nicht minder als ihre mathematiſchen Schriften, aus friſcher und lebendiger Anſchauung ebenſo wie die janſeniſtiſchen Grundlehren von Glauben, Offenbarung und Tugend hervorgegangen, hatten ſehr bedeutenden Werth.

Heftiger erhob ſich der Streit der Janſeniſten und Jeſuiten von Neuem, als Quesnel, der ſich zu den Grundſätzen der erſteren bekannte, in den letzten Decennien des ſiebzehnten Jahrhunderts einen Commentar über das neue Teſtament publicirt hatte, der eine ungemein große Verbreitung und Anerkennung erhielt. Die Jeſuiten ſetzten es hierauf beim Papſt Clemens XI. (1700—1721) durch, daß dieſer die Aufhebung des Kloſters von Portroyal als eines Neſtes der Ketzerei im Jahre 1708 anordnete und Quesnels Buch verdammte, welches Urtheil durch die Bulle Unigenitus im Jahre 1713 feierlich beſtätigt ward. Nach langen Streitigkeiten, welche dadurch verwickelter wurden, daß ſich auch ein Theil der Franzöſiſchen Geiſtlichkeit gegen die päpſtliche Entſcheidung erklärte, befahl ein königliches Edict von 1720 die Annahme derſelben, und der Zwiſt ruhte, da die Janſeniſtiſche Partei unterdeß, mit Aufgebung ihrer religiöſen Eigenthümlichkeit, ſich in anderweitige litterariſche Beſtrebungen verloren hatte.

---

7. Die Franzöſiſche Litteratur unter Ludwig XIV.

Neben den Großthaten des Krieges, den Werken der Baukunſt und Sculptur, der Erhöhung des induſtriellen Lebens trug vor allen die Blüthe, welche die Franzöſiſche Wiſſenſchaft und Poeſie in den Zeiten Ludwigs XIV. erreichten, dazu bei, den Ruhm Frankreichs auf den

höchſten Gipfel zu erheben. Wir wollen die bedeutendſten Erſcheinungen dieſer Kreiſe in kurzen Umriſſen unſern Leſern vorführen, indem wir, wo es nöthig ſcheint, bis in den Anfang unſeres Zeitraums zurückgehen.

Im Jahre 1596 wurde René des Cartes zu La Haie in Touraine aus einem altadelichen wohlbegüterten Geſchlecht geboren, und wie damals gewöhnlich war, in einem Jeſuitencollegium erzogen. Mit unerſättlicher Wißbegier warf er ſich auf alle möglichen Studien, bis er durch die Verſchiedenartigkeit und Menge der Gegenſtände des Wiſſens überwältigt, plötzlich davon abließ, nach Paris ging und bald darauf in Holland Kriegsdienſte nahm. Sodann trat er als Freiwilliger in das Baieriſche Heer, und wohnte mehreren Feldzügen unter Tilly bei. Auch in der Schlacht am weißen Berge vor Prag war er gegenwärtig. Doch konnte ihn das wüſte Kriegsleben nicht lange feſſeln, vielmehr erwachte der frühere Trieb nach Erkenntniß in dieſer geiſtigen Leere um ſo gewaltiger; er kehrte nach Frankreich zurück, begab ſich aber bald (1624), da er Verfolgungen von Seiten der Franzöſiſchen Geiſtlichkeit, die ihn als Gottesläugner verſchrie, zu befürchten hatte, der größeren Freiheit und Sicherheit wegen nach Holland, wo er fünf und zwanzig Jahre blieb. In dieſe Zeit fällt die Abfaſſung ſeiner meiſten Schriften. Seine Studien hatten ſich allmählig vorzugsweiſe der Philoſophie und Mathematik zugewendet. In der letztern Wiſſenſchaft iſt er Erfinder der analytiſchen Geometrie und überhaupt als derjenige zu betrachten, welcher den mathematiſchen Beſtrebungen der neueren Zeit die Bahn gebrochen und deren Wege vorgezeichnet hat. Noch weit bedeutender ſind des Cartes Verdienſte in der Philoſophie. Er ging hier nicht vom einem Gegebenen, wie die Scholaſtiker des Mittelalters, aus, er hielt die Dogmatik nicht für das an und für ſich Gewiſſe und Abſolute, für das nur der Beweis zu finden ſey, wie jene; vielmehr hat er, obgleich Katholik, das Princip der freien Forſchung und Subjectivität, welches Luther und Calvin für religiöſe Dinge auf der Grundlage der Bibel geltend gemacht und durchgeſetzt hatten, der erſte von allen auch für die Wiſſenſchaft ausgeſprochen und begründet. Von allem Vorhergehenden müſſe abgeſehen werden, alle Vorausſetzungen müßten verlaſſen werden, meinte er, darum habe man zuerſt an Allem zu zweifeln, um zu ſehen, was dann noch als feſt und gewiß übrig bleibe. „Indem wir ſo Alles wegwerfen, fährt er in ſeinen Principien der Philoſophie fort, an dem wir auf irgend eine

Weiſe zweifeln können, ſo iſt es uns leicht, vorauszuſetzen, daß kein Gott, kein Himmel, kein Körper exiſtire, aber nicht daß wir nicht ſeyen, die wir eben alles dieſes denken. Denn es iſt widerſprechend zu meinen, daß das was denke nicht exiſtire. Daher iſt die Erkenntniß, ich denke, alſo bin ich, die erſte von allen und die gewiſſeſte, die ſich jedem darbietet, der in Ordnung philoſophirt."

Von dieſem Principe ausgehend, entwickelt des Cartes ſeinen auf das Denken geſtützten Idealismus, zwar nicht in ſtreng methodiſcher und logiſcher Form, ſondern mehr in der Weiſe freien Räſonnements. Von dem Vorhandenſeyn der Vorſtellung eines vollkommenſten Weſens in der Seele des Menſchen ſchließt er auf deſſen Exiſtenz, als die einzig mögliche Urſache jener Vorſtellung, und wie aus der Idee Gottes, welche wir unſerer Seele angeboren finden, unmittelbar folgt, daß Gott wirklich ſeyn müſſe, ſo folgt auch aus den übrigen Ideen der Dinge, welche wir klar und deutlich erkennen, daß auch dieſe Dinge wirklich ſeyn müſſen. Die körperlichen Subſtanzen entwickelt Carteſius aus der Urmaterie, welche nichts Anderes ſey, als die reine in Thätigkeit begriffene Ausdehnung. Carteſius Ruhm erhob ſich durch ſeine Schriften ſo glänzend, daß ſich die Königin Chriſtine von Schweden bewogen fand, ihn an ihren Hof zu berufen, wo ſie damals die berühmteſten Gelehrten ihrer Zeit um ſich verſammelte. Er folgte dieſer Einladung, ſtarb aber ſchon wenige Monate nach ſeiner Ankunft (1650).

Das Syſtem des Cartes fand unter ſeinen Landsleuten heftige Gegner, unter denen ſich beſonders Peter Gaſſendi (1592—1656), Profeſſor der Philoſophie zu Aix und ſpäterhin zu Paris, auszeichnete. Auch er hatte zugleich als Mathematiker und Phyſiker große Verdienſte. Seine Polemik gegen des Cartes war eben ſo fein und höflich als gründlich und witzig. Er ſtützte ſich beſonders darauf, daß es unmöglich ſey, die Wahrheit alles ſinnlich Gegebenen, wie des Cartes fordere, zu bezweifeln und alle Vorausſetzungen wegzuwerfen; daß die körperliche und denkende Subſtanz, die ſein Gegner trenne, ein und daſſelbe Weſen ſeyn könnten, und daß die erſtere mehr ſeyn müſſe als bloße Ausdehnung. Ueberdies wenn Seele und Körper zwei verſchiedene Subſtanzen wären, ſey es unbegreiflich, wie ſie auf einander wirken und nur ein Weſen mit einander bilden könnten.

Dagegen unternahm Nicolas Malebranche (1638 zu Paris geboren), Prieſter des Oratoriums, ein Mann vom edelſten Charakter und der innigſten Frömmigkeit, die Philoſophie des Cartes hauptſächlich nach

der religiöſen Seite hin weiter auszubilden. Wie ſein Lehrer machte er das Denken zur Hauptſache. Der Begriff des Unendlichen und Allgemeinen iſt das erſte, die Grundlage des Beſonderen, wie bei den Dingen der Raum. Empfindung, Einbildung, Willenskraft ſind Modificationen des Denkens. Die Seele kann aber ihre Vorſtellungen und Begriffe nicht von den äußerlichen Dingen erhalten; denn ſobald ich und das Ding gegen einander vollkommen ſelbſtändig ſind, wie auch des Cartes dieſes Verhältniß aufgefaßt hatte, ſo können ſie nicht in Beziehung zu einander treten. In dieſe kommen ſie erſt nach Malebranche's Lehre durch Gott; er iſt ihr Zuſammenhang, die Einheit der Dinge und des Denkens. Durch ſeine Allgegenwart iſt Gott auf das engſte mit allen Geiſtern und allen Dingen vereinigt; und die Seele erkennt mithin in Gott, was in ihm iſt. Die Dinge ſind aber in Gott wie die Seelen der Menſchen auf intellectuelle Weiſe. Malebranche ſtarb zu Paris im Jahre 1715, im ſieben und ſiebzigſten ſeines Alters.

Auf einem ganz andern Wege ſuchte Peter Bayle die Wahrheit zu erforſchen. Er war im Jahre 1647 zu Carla in der Grafſchaft Foix geboren, und wurde, ſelbſt reformirten Glaubens, Profeſſor der Philoſophie an der proteſtantiſchen Akademie zu Sedan. Als dieſe beim Beginn der Hugenottenverfolgung im Jahre 1681 aufgehoben ward, flüchtete er nach Rotterdam, wo er als Lehrer der Geſchichte und Philoſophie auftrat. Von dem Grundſatze ausgehend, daß die menſchliche Vernunft nur das Vermögen beſitze, Irrthümer zu entdecken, keineswegs aber die Wahrheit zu erkennen, hatten alle ſeine Lehren einen auflöſenden und vernichtenden Charakter; doch verarbeitete er ſeine Zweifel zu keinem vollſtändigen Syſtem, ſondern knüpfte ſie nur gelegentlich an dieſen oder jenen Gegenſtand. Da er Franzöſiſch ſchrieb, ſtatt ſich der bis dahin für wiſſenſchaftliche Forſchungen vorzugsweiſe üblichen Lateiniſchen Sprache zu bedienen, und den Stil vollkommen in ſeiner Gewalt hatte, übte er einen ungemein großen Einfluß auf ſeine Zeitgenoſſen. Das Princip des Carteſius, bei allen Dingen von dem Subject und deſſen unmittelbarem Wiſſen und Ueberzeugung auszugehen, war auch bei ihm die Hauptſache, aber ſein Skepticismus ließ ihn nicht zur Anerkennung feſtſtehender Geſetze und Wahrheiten gelangen; die proteſtantiſche Freiheit der Unterſuchung in Bezug auf die Form des Glaubens wandte er auf den Inhalt aller Religion und Offenbarung, und muß als einer der Begründer jener Richtung der

Litteratur angeſehen werden, welche ſich im Gefühl ſelbſtbewußter Freiheit und Geltung des Verſtandes zerſtörend gegen alles poſitiv Vorhandene, gegen Gewohnheiten, Sitten, Meinungen, Staatseinrichtungen und Regierungsweiſen nicht minder als gegen dogmatiſche und juridiſche Autoritäten richtete, und trotz des Verderbens und Unheils, welches von ihr ausgegangen iſt, doch den Ruhm erworben hat, das große Moment ſubjectiver Erkenntniß, Einſicht und Ueberzeugung in den Dingen der Religion, des Staates und des Rechtes mit Wärme, Hingebung, Feuer und Muth verfochten und erkämpft zu haben. Den umfaſſendſten Einfluß auf die Umgeſtaltung der Anſichten ſeiner Zeitgenoſſen gewann Bayle, als er zur Verbreitung ſeiner Lehren ein Journal zu gründen beſchloß. Politiſche Zeitungen waren ſchon gegen das Ende des ſechzehnten Jahrhunderts in Gebrauch gekommen; den Gedanken, daſſelbe Mittel zur Beſprechung und Förderung gelehrter Gegenſtände zu benutzen, hatte zuerſt ein Parlamentsrath Namens Sallo im Jahre 1665 gefaßt, aus deſſen wöchentlich erſcheinenden Heften gelehrter Anzeigen und Beurtheilungen das Journal des savans entſtand, welches, von Ludwig XIV. freigebig unterſtützt, bald in Auszügen und Ueberſetzungen in ganz Europa geleſen ward. Da der Geiſt dieſer Zeitſchrift ſtreng moraliſch und katholiſch war, glaubten die Deutſchen Proteſtanten den bedeutenden Wirkungen dieſer Geſinnung auf die gelehrte Welt durch ein Organ ihrer Anſichten entgegentreten zu müſſen. So erſchienen hier, vom Sächſiſchen Hofe unterſtützt, die Leipziger Acta eruditorum. Auch die Jeſuiten gründeten ſich um dieſe Zeit ein beſonderes Journal *). Nunmehr reihete Bayle den politiſchen Zeitſchriften, welche durch die Preßfreiheit befördert in den Niederlanden in anſehnlicher Menge erſchienen, ſeine Nouvelles de la république des lettres an. Gleich von vorn herein erklärte er, daß er den monarchiſchen und jeſuitiſchen Blättern gegenüber in einem freien Lande in freiem Geiſte ſchreiben wolle. Doch ſey ſeine Abſicht, nicht bloß Gelehrte vom Fach zu unterhalten und zu belehren, ſondern zugleich auch die Laien, welche aus Uebermaß von Amtsbeſchäftigung oder aus Trägheit ſonſt nichts leſen könnten und ſich dennoch zu unterrichten wünſchten. Des ſcherzhaften Tones, der beißenden Satire ebenſo wie ſcharfer Dialektik und feiner Ironie in hohem Grade Meiſter, gelang es ihm, die Reſte der Scholaſtik, ſo wie viele der herr-

*) Schloſſer im Archiv für Geſchichte und Litteratur, Band II. S. 47.

schenden Vorurtheile in den Augen der vornehmen Welt und der Gebildeten herabzusetzen und zu verspotten, mit diesen aber auch manches Kernhafte, Inhaltreiche und Wohlbegründete zu zerstören. Für die Gelehrten verfaßte er dann ins Besondere sein berühmtes Dictionnaire historique et critique, welches zuerst 1696 zu Rotterdam in zwei Foliobänden erschien, ein Werk seltener Belesenheit und großen Scharfsinnes. Er wählte nur Artikel, auf die ihn Studium oder Neigung führten, und die zu seinen Absichten paßten, und vermischte den philosophischen Zweifel mit unterhaltenden Anekdoten. Sein Hauptgedanke war, daß die ganze bisherige Art, die Wissenschaften zu betreiben, so wie deren Inhalt bedeutender Verbesserungen bedürfe. Unter andern stellte er die Grundsätze auf, daß die Manichäische Hypothese von zwei Urwesen (Th. III. S. 321) bei weitem das beste Mittel sey, Gott wegen des in der Welt vorhandenen Bösen zu rechtfertigen; daß der Aberglaube verderblicher und ruchloser sey als der vollkommene Unglaube, weil ein irriger und unwürdiger Begriff von Gott dem Menschen mehr schaden und den Höchsten selbst mehr verunehren müsse als ein gänzlicher Mangel desselben, und daß es sehr wohl Staaten geben könne, in denen Niemand an Gott und an die Unsterblichkeit der Seele glaube.

Solchen Angriffen hatte die katholische Kirche in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts eine Anzahl höchst geistvoller Vertreter gegenüber zu stellen. Den ersten Platz unter diesen Männern nimmt Jakob Benigne Bossuet ein, geboren zu Dijon im Jahre 1627. Seine ersten geistlichen Reden, die er um das Jahr 1662 vor dem Hofe hielt, fanden so viel Beifall, daß Ludwig dem Vater des Redners durch ein eigenes Schreiben zu einem solchen Sohne Glück wünschen ließ. Sein Ansehen und seine Würden stiegen von der Zeit an immer höher; die Verehrung, die ihm seine Glaubensgenossen zollten, war außerordentlich. Voll von Ehrgeiz und schlauer Klugheit trachtete er die Protestanten wieder in den Schoß der katholischen Kirche zu führen, und schickte zu diesem Zwecke mehrere Bücher in die Welt, wo ein Verschleiern und Mildern des Anstößigsten, seine Sophistik und glänzende Redekunst einander gegenseitig unterstützen müssen. Größeres Verdienst als durch diese Schriften hat sich Bossuet durch seinen Discours sur l'histoire universelle erworben, in welchem er zuerst die Weltgeschichte als ein Ganzes auffaßte, und die Wege, auf welchen die göttliche Vorsehung die Menschheit geleitet habe, aufzuzei-

gen bemüht war. Er ſtarb im Jahre 1704 als Biſchof von Meaux. Faſt unmittelbar nach ſeinem Auftreten fand er in dem Jeſuiten Ludwig Bourdaloue (1632—1704) einen Nebenbuhler, der 1669 nach Paris kam, und dort bis an ſeinen Tod, fünf und dreißig Jahre lang mit dem größten Beifall und Zulauf predigte. Er arbeitete in ſeinen Reden mehr auf die Ueberzeugung als auf die Rührung und Erbauung ſeiner Zuhörer hin; ſeine Sprache iſt nachdrücklich, aber ohne großen Schmuck und bibliſche Salbung. Noch bedeutenderen Fleiß als er auf Perioden, Satzbau, Hebung und Fall der Rede legte Eſprit Flechier (geb. 1632), der im Jahre 1710 als Biſchof von Nismes ſtarb. Johann Baptiſt Maſſillon endlich, der etwas ſpäter als die drei ebengenannten auftrat, fand in ihnen Muſter für ſämmtliche Eigenſchaften eines großen geiſtlichen Redners, und übertraf, von einer reichen Phantaſie und bedeutender Gelehrſamkeit unterſtützt, alle ſeine Vorgänger in Mannichfaltigkeit und Vortrefflichkeit ſeiner Werke. Mit würdiger Anwendung der heiligen Schrift und der Kirchenväter verband er Kraft und Anmuth, Rührung und überzeugende Dialektik. Er wurde vom Könige zum Biſchof von Clermont ernannt, und ſtarb im Jahre 1742. Auch François de Salignac de la Motte Fenelon, geboren auf dem Schloſſe Fenelon in Quercy im Jahre 1651, zeichnete ſich im didaktiſchen Vortrage aus; ſein berühmteſtes Werk iſt indeß ein moraliſcher Roman. Nachdem ſich kurz vor ihm die Frau von Scuderi, von den ſchmeichelnden Zeitgenoſſen die Sappho ihres Jahrhunderts genannt, noch in den langen heroiſchen Romanen, welche man damals den Ritterromanen nachbildete, verſucht hatte, und eine andere Dame, die Frau von Lafayette, mit beſſerem Erfolg kürzere Dichtungen nach dem Muſter Spaniſcher Novellen verfaßt, und in ſelbſtändigen Werken ſtatt des früheren hohltönenden Pathos und der übertriebenen Tugendhaftigkeit ſich mehr auf dem Felde der Wirklichkeit und wahrhafter Leidenſchaften gehalten hatte, unternahm es Fenelon, den Herzog von Bourgogne, deſſen Erzieher er war, durch einen Roman auf angenehme Weiſe über ſeine Pflichten zu belehren und ihm Muſter aus dem Alterthum zur Bildung ſeines Geiſtes und Herzens, zur Lehre und Warnung vorzuhalten. So entſtand der Telemach, in welchem ſich das reine und tugendhafte Gemüth ſeines Verfaſſers in einer edlen Sprache abſpiegelt. Und doch zog eben dieſes Buch ihm die Ungnade des Königs zu. Man glaubte nichts als Abbilder vom Hofe zu Verſailles darin zu finden. Idomeneus, der Herrſchſüchtige und Ueppige

ſollte Ludwig ſeyn; der harte, ſtolze, neidiſche Proteſilaus der Marquis von Louvois; Kalypſo deutete man auf die Frau von Monte ſpan, Euchariſ auf die Herzogin von Fontanges u. ſ. w. Boſſuet, neidiſch auf das Anſehen Fenelons am Hofe, benutzte Ludwigs ungünſtige Stimmung gegen dieſen, um den König zu deſſen Entfernung zu vermögen. Er erreichte ſeinen Zweck, indem Ludwig den Verfaſſer des Telemach zum Erzbiſchof von Cambrai ernannte mit der Bedingung ſeinen Sprengel nicht zu verlaſſen.

Während Malebranche und Bayle wie die Janſeniſten und die eben erwähnten geiſtlichen Redner und Schriftſteller die franzöſiſche Proſa ausbildeten, gaben die zu gleicher Zeit blühenden Dichter der Poeſie einen bisher ungekannten Schwung. Im Lauf des funfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts hatte ſich das romantiſche Princip der Franzöſiſchen Dichtkunſt, welches wir früherhin kennen gelernt haben, allmählig verloren und machte der Nachahmung des Antiken Platz, wodurch zunächſt eine rohe Formloſigkeit entſtand. Nach und nach bildete ſich indeß eine Schule, welche die antiken Muſter nicht mehr unmittelbar aufnahm, aber zum unumſtößlichen Geſetz ihrer Productionen machte. Das Beſte in dieſer Weiſe wurde in der Tragödie geleiſtet. Pierre Corneille war im Jahr 1606 zu Rouen geboren, und obgleich ſchon zum Generalabvocat beim dortigen Parlament vorgerückt, brach er dennoch, nachdem er ſich mit einigem Erfolg im Luſtſpiel verſucht, ſeine juriſtiſche Laufbahn ab, um ſich ganz der Poeſie zu widmen. Bald erkannte er, daß er mit größerm Talent für das Tragiſche als für das Komiſche begabt ſey, und gleich ſein erſtes Trauerſpiel, Medea, welches er dem Seneca nachbildete, erwarb ihm den größten Beifall. Zu noch höherer Bewunderung riß Corneilles Cid, der im Jahre 1636 erſchien, ſeine Landsleute hin; er hatte hierbei ein Spaniſches Stück von Guillen de Caſtro, welches denſelben Gegenſtand behandelte, vor Augen gehabt. Durch die Horatier erſtieg unſer Dichter drei Jahre darauf den Gipfel ſeines Ruhmes. Seine ſpäteren Stücke, von dem gleichfalls hochgeprieſenen Cinna an, zeigen größere Fehler; die Leidenſchaften der handelnden Perſonen ſind in der Tugend wie im Laſter gleich ſehr übertrieben, die Fabel iſt ohne Intereſſe, und nur die hinreißende Beredtſamkeit des Dichters vermag die Aufmerkſamkeit und die Bewunderung des Leſers zu feſſeln. Corneille hat über dreißig Trauerſpiele hinterlaſſen, von denen außer den genannten noch der Sertorius und Otho anzuführen ſind. Offenbar hätte er mehr leiſten

können, wenn er auf dem im Cid eingeſchlagenen Wege fortgegangen wäre, und romantiſche Motive, wie die ritterliche Ehre und Treue, die er in jenem Trauerſpiel mit großer Kraft hatte hervortreten laſſen, auch in ſeinen übrigen Werken zu Grunde gelegt hätte. Statt deſſen verwickelte er ſich den verkehrten Anſichten ſeiner Zeit gemäß in den Patriotismus und die ehrgeizige Politik der Römiſchen Geſchichte. Sein vorzüglichſter Zweck war, Bewunderung für die Tugenden und Laſter ſeiner Helden zu erregen durch die Kühnheit, Seelenſtärke und geiſtige Kraft, mit denen er ſie ausſtattete. Unter den Nachfolgern Peter Corneilles, der als Mitglied der Franzöſiſchen Akademie im Jahre 1684 zu Paris ſtarb, ragt ſein Bruder Thomas Corneille hervor, von deſſen zahlreichen Stücken beſonders der Graf von Eſſex und die Ariadne zu nennen ſind. Dieſen aber ſo wie ſein Vorbild überſtrahlte der Ruhm Jean Racine's (geb. 1639). Nach dem frühen Tode ſeiner Eltern im Portroyal (o. S. 388) erzogen, warf er ſich ganz auf das Studium der Claſſiker, für deren Schönheiten ihn der Reichthum ſeiner Empfindung und Phantaſie vor allen empfänglich machte. Nachdem er mehrere Oden gedichtet (S. 352), wurde 1664 ſein erſtes Stück, die Thebaide oder die feindlichen Brüder, aufgeführt. Unter ſeinen folgenden Arbeiten ſind beſonders Andromache, Britannicus, Phädra und ſein letztes Werk, Athalia, welches er im Jahr 1691 zur Aufführung für die jungen Damen des Fräuleinſtiftes von St. Cyr ſchrieb, auszuzeichnen. An Schärfe und Wahrheit der Charakteriſtik übertrifft er Corneille, ſo wie er überhaupt die Franzöſiſche Tragödie auf einen noch heut unerreichten Gipfel erhoben hat. In der Athalia näherte er ſich auch durch die Anwendung des Chors der Griechiſchen Tragödie am meiſten, und ſeine Phantaſie zeigt ſich in dieſem Stück am Glänzendſten, ohne in Unwahrheit und Uebertreibung zu gerathen. Im Jahre 1673 war Racine Mitglied der Akademie geworden; bald darauf ernannte ihn Ludwig zu ſeinem Hiſtoriographen. Aber eine Denkſchrift, die er der Frau von Maintenon überreichte, in welcher die Mittel angegeben waren, Frankreich von dem Unheil zu befreien, in welches es durch Ludwigs Eroberungskriege gerathen ſey, zog ihm die Ungnade des Königs zu. Gram und Kummer nagten ſeitdem an ſeiner Seele, er fiel in eine Krankheit und ſtarb im Jahre 1699. Im Allgemeinen leidet die Franzöſiſche Tragödie neben vielen Vorzügen auch an großen Uebeln, vermöge deren das bewundernde Staunen, welches derſelben lange Zeit von der Mit- und Nachwelt zu Theil geworden,

vor einer tieferen Prüfung nicht beſtehen kann. Einſeitiger Geſchmack und Mißverſtand der Griechen haben ſie von Anfang in die Feſſeln einer kleinen Convenienz und eines hemmenden Regelzwanges geſchnürt, und ihr mit dem freien Spielraum auch die höchſte Wirkung auf das Gemüth geraubt. Innerhalb dieſer willkürlichen Grenzen aber und trotz der verkehrten Richtung haben Peter Corneille und Racine ein großes dramatiſches Talent bewährt, und von einer glänzenden Rhetorik unterſtützt, die Leidenſchaften mit vieler, oft hinreißender Stärke geſchildert.

Eine beſondere Erwähnung verdient neben den Tragikern auch der berühmte Moliere, der Begründer der Franzöſiſchen Komödie (1620—1673). Er hieß eigentlich Johann Baptiſt Poquelin, ſein Vater war Kammerdiener und Tapezier im Dienſte des Königs. Zu dieſem letztern Geſchäfte ſollte auch der Sohn, als er heranwuchs, erzogen werden, aber der alte Großvater mütterlicher Seite, ein großer Liebhaber des Schauſpiels, hatte ihn kaum einige Mal mit ſich in das Hotel de Bourgogne genommen, wo damals theatraliſche Vorſtellungen gegeben wurden, als ſich in dem Kopfe des Knaben eine ganz neue Welt aufthat, und ſeine bisherige Beſchäftigung ihn mit Abneigung und Ueberdruß erfüllte. Der Vater, damit ſchlecht zufrieden, ſchmollte einſt mit dem Großvater darüber, und fragte ihn, ob er etwa gar noch einen Komödianten aus dem Jungen machen wolle. „Warum nicht? antwortete der Alte. Wollte Gott, es könnte ein Belleroſe — ſo hieß der berühmteſte Schauſpieler jener Zeit — aus ihm werden!" Dieſe Worte machten einen tiefen Eindruck auf den Knaben, der bald darauf ſeinem Vater freimüthig erklärte, daß er das Gewerbe eines Tapeziers nicht länger betreiben könne, und ihn mit Thränen bat, ihn doch ſtudiren zu laſſen. Nach langem Sträuben ward endlich ſein dringendes Verlangen erfüllt, und der junge Poquelin in das Jeſuitencollegium von Clermont geſchickt, wo er ſich fleißig mit den alten Sprachen, der Philoſophie und Rechtswiſſenſchaft beſchäftigte, und mit vielen aufgeweckten Köpfen Bekanntſchaft machte. Nach vollendeten Studien, als er eben im Begriff ſtand Sachwalter zu werden, begab ſich der Hof wegen des Spaniſchen Krieges (S. 135) nach Narbonne (1641), Poquelins Vater mußte den König begleiten und ſo entſchloß ſich auch der Sohn dieſe Reiſe mitzumachen. Als hier zur Unterhaltung des Hofes Schauſpiele aufgeführt werden ſollten, zeigte ſich Niemand geſchäftiger als der junge Poquelin, in welchem die frühgefaßte Neigung jetzt mit doppelter Stärke erwachte. Er brachte Leben und Ordnung

in dieſe Darſtellungen, und zeichnete ſich ſelbſt in mehreren Luſtſpielen auf der Bühne durch Figur, Anſtand und komiſches Talent vor allen übrigen aus. Das Trauerſpiel liebte er nicht, auch hatte zu Heldenrollen ſeine Stimme nicht Klang und Würde genug, wiewohl ſein ganzes übriges Leben und Treiben wiederum ſo ernſt und edel war, daß man den erſten Komiker Frankreichs nicht in ihm geſucht hätte. Zurückgekehrt nach Paris, ward er vielfältig ermuntert, ſein ſchönes Talent nicht ruhen zu laſſen. Er ſammelte deshalb auch wirklich, trotz des Vaters Unwillen, eine kleine Truppe, mit der er in der Vorſtadt Saint Germain auf ſeine eigene Hand komiſche Vorſtellungen für Geld gab, und weil es damals an Franzöſiſchen Luſtſpielen noch faſt ganz fehlte, nahm er es zugleich auf ſich, mehrere Stücke der Italiener und Spanier für ſeine Bühne zu bearbeiten. So brach er ſich auch allmälig die Bahn zur Schöpfung eigener Werke. Um dieſelbe Zeit vertauſchte er, nach der Gewohnheit faſt aller damaligen Schauſpieler, ſeinen Namen mit dem erdichteten Moliere. Sein vornehmſter Gönner in Paris war der Prinz von Conti, des berühmten Condé Bruder (S. 147). Als dieſer 1653 ſich nach ſeinem Gouvernement Languedoc begab, forderte er ihn auf, mit ſeiner Truppe nach Beziers zu kommen und dort zu ſpielen. Moliere folgte der Einladung und erwarb ſich als Dichter und Schauſpieler gleich großen Beifall. Als er darauf 1657 wieder nach Paris zurückkehrte, war ſein Ruf ſchon ſo feſt begründet, daß der Bruder des Königs, Philipp von Orleans, ihn zum Director ſeiner Hoftruppe ernannte, und ihn am 24. October zum erſten Male in Gegenwart des ganzen Hofes ſpielen ließ. Im Auguſt 1665 nahm ihn darauf der König ſelbſt in ſeine Dienſte, und gab ihm ſieben tauſend Livres jährlichen Gehalts. Seine Stücke brachten ihm aber ſo viel ein, daß er im Ganzen ſeine jährliche Einnahme wohl zu dreißigtauſend Livres anſchlagen konnte. Es gereicht ihm indeſſen zum Ruhme, daß er weder auf dieſe äußeren Güter einen hohen Werth legte, noch ſie auf eine unwürdige Art verpraßte, und es ſtimmt ſehr ſchön zuſammen, daß der trefflichſte Maler verderbter Sitten in ſeinem eigenen Leben das Bild des nüchternſten, rechtlichſten und beſonnenſten Mannes darſtellte. Vor Moliere hatte man faſt alle komiſchen Sachen nach Spaniſchen Intriguenſtücken bearbeitet, und Scarron, der Gatte Franziska's d'Aubigné, hatte ſich durch einige gelungene Nachbildungen dieſer Art beſonders ausgezeichnet. Außerdem ſpielte man ganz loſe zuſammengewürfelte Scenen, in denen

es nicht um Handlung und Charaktere, ſondern nur um derb lächerliche Situationen zu thun war. Dieſem Uebelſtande ſuchte Moliere in ſeinen eigenen Compoſitionen abzuhelfen, und legte mehr Gewicht auf die Feſthaltung und Durchführung der eigenthümlichen Beſtimmtheiten ſeiner Perſonen; aber auch er, obgleich er ſeine Vorgänger bei weitem übertraf, konnte nicht allen höheren dramatiſchen Anforderungen genügen; auch ihm gelingt das ſtark Komiſche und Poſſenhafte am meiſten, wobei ihn der Umſtand unterſtützte, daß er das Leben der niedrigen Stände aus der Erfahrung ſeines frühern Lebens kannte und ſpäterhin Gelegenheit hatte, das Treiben des Hofes, wenn auch von einem untergeordneten Standpunkte aus, in der Nähe zu beobachten.

Nach Moliere nennen wir noch drei Dichter. Quinault (1635—1688), La Fontaine (1621—1695) und Boileau (1636—1711). Der erſte hat vortreffliche Opern geſchrieben. La Fontaine, der bekannte Fabeldichter, der die kleinen anmuthigen Erzählungen, die alten contes (Th. V. S. 244), noch einmal wieder aufleben ließ, war eben ſo einfach und anſpruchlos im Leben wie in ſeinen Schriften, und dies war wohl Schuld daran, daß ihm aus dem Horne des Ueberfluſſes, das der prunkende Ludwig über die ſchönen Geiſter ſeiner Hauptſtadt ſo freigebig ausſchüttete, nur ſpät erſt ein Weniges zufloß. — Boileau, als Satiriker ausgezeichnet, wird von den Franzöſiſchen Kunſtrichtern zugleich als der Vater des guten Geſchmacks in ihrer Nationalpoeſie genannt. Dies kann höchſtens von der Abſchaffung einiger Lächerlichkeiten gelten, die er verſpottete; in das wahre Weſen der Poeſie drang er ſo wenig ein, daß ſie ihm nur in gutem Versbau und Reinheit der Diction beſteht, und die Herrſchaft ſeiner nüchternen, kahl verſtändigen Anſichten hat auf die Franzöſiſche Poeſie viel mehr nachtheilig und hemmend als fördernd und belebend gewirkt. Doch iſt ihm das Verdienſt nicht abzuſprechen, in ſeinem geprieſenen Lehrgedichte, der art poétique, das Kunſtprincip der Zeit Ludwigs XIV. mit ſcharfem Blick aufgefaßt und theoretiſch zurückgeſpiegelt zu haben.

8. Deutschland unter Leopold I.
(Reg. 1658—1705.)

Ferdinand III. starb am 2. April des Jahres 1657. Ohne ausgezeichnete Geistesgaben und Willensstärke hatte er sich doch in seiner zwanzigjährigen Regierung durch Gerechtigkeit und Thätigkeit bei seinen Unterthanen, durch Friedensliebe, Mäßigung und religiöse Toleranz auch bei den Ständen des Reiches in nicht geringem Grade beliebt gemacht. In seiner Jugend hatte er auch auf dem Schlachtfelde Muth und militärisches Talent gezeigt. Sein ältester Sohn Ferdinand IV., bereits gekrönter König von Böhmen und Ungern und zu seinem Nachfolger auf dem Kaiserthron im Jahre 1653 zu Augsburg gewählt, war schon vier Jahr vor ihm gestorben. So befand sich das Reich ohne bestimmten Nachfolger, und die Franzosen eilten diesen Umstand zu benutzen, um die längst ersehnte Kaiserwürde ihrem Herrscherhause zu verschaffen. An allen Kurhöfen boten die Gesandten Mazarins Beredsamkeit und Bestechungen auf, die Kurfürsten für sich zu gewinnen; aber sie fanden nur bei den drei geistlichen einiges Gehör, die, durch keine Nachkommenschaft an das Vaterland gefesselt, für dessen Ehre von schwächerem Gefühl als die übrigen beseelt zu seyn schienen, und auch wohl als Frankreichs nähere Nachbarn der Furcht und dem Eigennutz leichter Raum gaben. Aber desto einmüthiger drangen diesmal die Protestanten auf die Wahl eines Deutschen Oberhaupts, und da man gar keine Ursache hatte, von der Oesterreichischen Linie abzugehen, so ward Ferdinands zweiter Sohn, ebenfalls schon König von Ungern und Böhmen, Leopold I., nach einem Interregnum von funfzehn Monaten am 18. Julius 1658 zu Frankfurt zum Römischen König und Kaiser erwählt, und ebendaselbst am 1. August feierlich gekrönt. Leopold war ursprünglich zum geistlichen Stande bestimmt gewesen und unter Jesuiten aufgewachsen. Außerdem hatte man seine Erziehung ganz nach der abgemessenen Förmlichkeit und dem steifen Zwange der Spanischen Weise eingerichtet. Da er nun von Natur wenig Lebhaftigkeit des Geistes besaß, so durchbrach er auch in der Folge die Schranken nicht, in die er dadurch eingezwängt worden, und als er zur Regierung gelangte, sorgten seine Rathgeber und Günstlinge dafür, ihn in dieser Abgeschlossenheit und Unzugänglichkeit zu erhalten. Unter jenen Günstlingen standen die Jesuiten oben an, denen Leopold noch mehr als Ferdinand II. ergeben war, so daß er sogar als weltlicher

Verbrüderter jenem Orden angehörte, der seine Freigebigkeit auf das beste auszubeuten wußte. Doch begnügte man sich hiermit nicht; wie am Französischen Hofe Ludwig XIV. von seinem Beichtvater, dem Jesuiten la Chaise, zur Verfolgung der Hugenotten fortwährend angereizt ward, so wurde auch Leopolds Unerfahrenheit und Religiosität — er zählte erst achtzehn Jahr, als er zur Regierung gelangte — von seiner Hofgeistlichkeit benutzt, um die Protestanten Ungerns unterdrücken und ausrotten zu können. Bei solchen Verhältnissen kann es nicht Wunder nehmen, daß fast seine ganze Regierung eine Kette von halben und unzweckmäßigen Maßregeln war. Unentschlossen und langsam ließ er häufig die Gelegenheit zu wichtigen Thaten unbenutzt vorüber und theilte mit seinem Zeitgenossen Ludwig XIV. nur die Devotion und Ehrfurcht gegen alle von der Kirche vorgeschriebenen Gebräuche. Im Innern wurde mit großer Willkür verfahren, und die Regierung der Oesterreichischen Erblande gerieth in tiefen Verfall. Besser ging es nach Außen, wo geschickte Feldherren glänzende Siege erfochten und bedeutende Erwerbungen an Land und Leuten gemacht wurden. Die Tugenden des Privatstandes fehlten übrigens dem Kaiser nicht. Er hatte ein weiches, wohlwollendes Herz und vielen Sinn für Pflege und Anbau der Wissenschaften und Künste *).

Das Deutsche Reich versank unter seiner langen, beinah funfzigjährigen Regierung immer tiefer in den kläglichen Zustand eines vom Interesse der einzelnen Glieder für die Ehre und Macht des Ganzen entblößten Bundesvereins, und litt von Neuem unter fortdauernden schweren Kriegen. Auch an inneren Unruhen fehlte es nicht. Die Städte Münster, Erfurt, Braunschweig und Magdeburg, obschon nie im vollen Sinne freie Reichsstädte, genossen große Vorrechte und trachteten schon seit längerer Zeit nach gänzlicher Reichsunmittelbarkeit. Darüber geriethen sie in heftige Streitigkeiten mit den Fürsten, denen sie bisher schutzpflichtig gewesen waren. Schon im Jahre 1661 unterwarf Christoph Bernhard von Galen, jener kriegerische Bischof, welchen wir bereits als den Verbündeten Frankreichs und späterhin Brandenburgs kennen gelernt haben, auf ein Erkenntniß des Reichshofraths gestützt, die erste der oben genannten Städte nach achtmonatlicher Belagerung. Gegen Erfurt, eine Stadt, der zu vollständiger

*) Zum Flötenspielen hatte er ein besonderes Talent. „Ewig Schade, sagte einmal sein Capellmeister, daß Ew. Majestät kein Musicus geworden sind.“ — „Daß er's nur gut seyn, antwortete Leopold, wir freyn uns halter so besser.“

Reichsfreiheit nichts als Sitz und Stimme auf den Reichstagen fehlte, erhielt der Erzbiſchof von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, von Seiten Leopolds Unterſtützung. Als die Bürger hierdurch aufgebracht einen kaiſerlichen Herold mißhandelt hatten, ſprach Leopold die Acht über ſie, und übertrug dem Kurfürſten von Mainz die Vollziehung derſelben, wiewohl dieſer ſelbſt Partei in der Sache war. Von einem Franzöſiſchen Hülfscorps unterſtützt, zwang Philipp die Stadt, welche außerdem durch innere Zwiſtigkeiten zerrüttet wurde, am 15. October 1664 ihm als Oberherrn zu huldigen. Auch Magdeburg, aus ſeinen Ruinen wieder erſtanden, ſuchte ſich aller Verbindungen mit ſeinem Erzſtifte zu entziehen und weigerte ſich, dem Adminiſtrator, dem Prinzen Auguſt von Sachſen (o. S. 22), zu gehorchen. Der Kurfürſt von Brandenburg, dem die Herrſchaft der Stadt ſo wie die Verwaltung des Erzſtifts nach Auguſts Tode zufallen ſollten (o. S. 40), ließ deshalb die Thore Magdeburgs durch einen Heerhaufen blokiren, worauf die Bürger am 29. Mai 1666 eine Capitulation unterzeichneten, durch welche ſie die Huldigung zu leiſten und in Zukunft eine Brandenburgiſche Beſatzung aufzunehmen verſprachen. Daſſelbe Schickſal traf die Stadt Braunſchweig, indem der Herzog Rudolf Auguſt von Braunſchweig-Wolfenbüttel plötzlich an der Spitze von zwanzigtau ſend Mann unter ihren Mauern erſchien (12. Juni 1671). Mit beſſerem Glücke gelang es Bremen, trotz eines zweimaligen Bombardements (1654 und 1666), und Hamburg, welches ebenfalls zweimal angegriffen wurde (1679 und 1686), ihre Freiheiten gegen die Anmaßungen Schwedens und Dänemarks zu behaupten.

Aber auch unter den Fürſten regte ſich häufiger Zwiſt und gegenſeitige Eiferſucht. Die Beſorgniſſe der proteſtantiſchen Stände in Betreff ihrer Religion ließen dieſe bereits im Jahre 1653 nach dem Vorbilde früherer Unionen wieder zu beſonderen Berathſchlagungen zuſammentreten, deren Leitung der Kurfürſt von Sachſen Johann Georg übernahm. In dieſer für ſich geſchloſſenen Geſammtheit nannten ſich die proteſtantiſchen Fürſten das corpus evangelicorum; außerdem trennte man ſich, den Beſtimmungen des Weſtphäliſchen Friedens gemäß, auch geſetzlich auf den Reichstagen in zwei Parteien, ſobald Sachen des Glaubens, der Lehre oder der Kirche zur Berathung kamen, welches die itio in partes hieß. Neue Streitigkeiten erhoben ſich, als das Umſichgreifen Ludwigs XIV. ſtärkere Aufgebote der ſtändiſchen Contingente als früherhin und Reichskriege nöthig machte, über

die Beſtimmung, wieviel von den höheren Officieren katholiſch und wieviel proteſtantiſch ſeyn ſollten. Mehr politiſcher Natur war dagegen der Zwiſt, welcher im Jahr 1692, während der Kampf gegen Frankreich am heftigſten tobte, über die Errichtung einer neuen und zwar der neunten Kurwürde (vgl. S. 346) ausbrach. Die Herzoge von Braunſchweig-Lüneburg, Georg Wilhelm zu Celle und Ernſt Auguſt zu Hannover, hatten bisher die erſten Stimmen im Fürſtenrathe gehabt, und dem Kaiſer neuerlich im Türkenkriege ausgezeichnete Hülfe geleiſtet. Sie verſprachen, damit nicht nur fortzufahren, ſondern ſich auch noch durch beſondere Verträge dem Hauſe Oeſterreich auf ewig zu verpflichten, wenn man ihnen dafür eine Standeserhöhung bewilligen wolle. Die Länder des ältern Bruders, welcher kinderlos war, mußten an den jüngern fallen, und nun ſollten die Fürſtenthümer Lüneburg, Kalenberg und Grubenhagen ſammt den dazu gehörigen Grafſchaften Hoya und Diepholz zu Einem Beſitzthum vereinigt, und die damit zu verbindende neunte Kurwürde auf die männliche Nachkommenſchaft des Herzogs Ernſt Auguſt forterben. Nicht bloß der Kaiſer bewilligte gern auf dieſe Anerbietungen, die ihm von den Herzogen gemacht wurden, die Bitte, ſondern auch die vier Kurfürſten von Mainz, Baiern, Sachſen und Brandenburg unterſtützten dieſelbe, die beiden letztern deshalb, weil dadurch eine proteſtantiſche Stimme mehr in den Kurfürſtenrath kam. Aber Trier, Köln und Pfalz erklärten ſich dagegen, und noch heftiger widerſprachen die meiſten Mitglieder des Fürſtenrathes, auch der Herzog von Braunſchweig-Wolfenbüttel. Dennoch ertheilte der Kaiſer dem Herzoge von Hannover die Belehnung mit der Kur (19. Dec. 1692). Aber es entſtand hierüber eine ſo heftige Bewegung, daß zu einer Zeit, wo alle Mitglieder des Reichs einmüthig ihre Kräfte gegen den allgemeinen Feind hätten wenden ſollen, mehrere altfürſtliche Häuſer zu Regensburg unter dem Namen, der wider die neunte Kur correſpondirenden Fürſten einen beſondern Verein ſchloſſen, die geſchehene Belehnung für nichtig erklärten, und ein Heer zuſammenbringen wollten, um ſich der Neuerung mit aller Kraft zu widerſetzen. Weit entfernt auch, daß der Zwiſt jetzt ſchon hätte beigelegt werden können, mußte der Kaiſer die Beruhigung der aufgebrachten Fürſten der Zeit überlaſſen.

9. Leopolds Türkenkriege.

Wie ohnmächtig ſich das alte Deutſche Reich dem neuen und kräftigen Staat Ludwigs XIV. gegenüber zeigte, welche Verluſte es in zwei langen und blutigen Kriegen erlitt, welche Räubereien und gewaltſame Eingriffe in das Reichsgebiet ſich der Uebermuth Frankreichs auch im Frieden zu Schulden kommen ließ, wie grauſame Verheerungen in den blühendſten und fruchtbarſten Gauen Deutſchlands auf Louvois Betreiben angerichtet wurden, iſt oben weitläufig erzählt worden. Aber es war nicht bloß die Weſtgrenze des Reiches unter Leopolds Regierung dem Unheil des Krieges ausgeſetzt; auch von Oſten her dräuten die furchtbaren Erbfeinde, die Osmanen, und die Macht der Oeſterreichiſchen Herrſcher über Ungern war noch immer ſchlecht genug befeſtigt. Ganz Niederungern war in den Händen der Türken, in Ofen thronte ein türkiſcher Vezir, die Fürſten von Siebenbürgen waren der Pforte unterworfen, welche deren Wahl ſchon ſeit der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts beſtätigte oder verwarf; die Proteſtanten in Oberungern waren aus religiöſen, die Adelichen auch aus politiſchen Gründen in Oppoſition mit dem Kaiſer. Innere Zwiſtigkeiten in Siebenbürgen gaben die erſte Veranlaſſung zum Ausbruche großer Unruhen und Kriege. Es war in jenem Lande nach dem Tode des kühnen Bethlen Gabor die Wahl der Stände im Jahre 1630 auf Georg Ragoczy gefallen, welcher, der Politik ſeines Vorgängers folgend, Torſtenſons Angriffe auf die Oeſterreichiſchen Erblande unterſtützte (oben S. 34). Sein Sohn Georg II. verbündete ſich trotz des Verbots Sultan Mohammeds IV. mit dem Könige Karl Guſtav von Schweden gegen Polen. Solchen Ungehorſam zu beſtrafen, wurde der Großvezir Mohammed Köprili abgeſandt, deſſen Reiterſchaaren das Land weit und breit verheerten. Dann mußten die Stände Siebenbürgens auf ſeinen Befehl ſtatt des bisherigen Tributs von funfzehntauſend Ducaten vierzigtauſend zahlen, und Achatius Barcſai, einen Ungern aus edler Familie, zum Fürſten wählen. Aber kaum war das Türkiſche Heer entfernt, als Ragoczy, der ſich nach Ungern geflüchtet hatte, zurückkehrte, und da das Volk ihm günſtig war, die Zügel der Regierung wieder ergriff. Doch nahte alsbald der Paſcha von Ofen mit Heeresmacht, die Rechte des Großherrn aufrecht zu erhalten, und in der Schlacht bei Gyalu (22. Mai 1660) empfing Ragoczy eine tödtliche Wunde. Als die Türken darauf Miene machten, das ganze Land mit ihrem

Reiche zu vereinigen, erhoben die Stände Johann Kemeny auf den Fürſtenſtuhl, der ſich den Oeſterreichern in die Arme warf und ihnen die noch behaupteten Plätze überlieferte. Dennoch wurde er bald darauf von einem Türkiſchen Reiterhaufen überfallen und erſchlagen. Dieſe Händel, verbunden mit mehrmaliger Verletzung der Grenzen, gaben dem Sultan zu Beſchwerden gegen den kaiſerlichen Hof Veranlaſſung (1662), die im folgenden Jahr zu einem offenen Bruch führten, da Geſandte Mazarins nicht unterließen, den Sultan wider Oeſterreich aufzureizen.

Die Lage Leopolds war ſchwierig, indem außer der von Conſtantinopel her drohenden Kriegsgefahr auch die Ungern, welche den erſten Stoß auszuhalten und abzuwehren hatten, ungünſtige Geſinnungen zeigten. Die zahlreichen Proteſtanten dieſes Landes, unter Ferdinands III. Herrſchaft, der ihnen über neunzig widerrechtlich entriſſene Kirchen zurückgeſtellt hatte, ruhig und zufrieden, klagten ſeit Leopolds Regierungsantritt von Neuem über Gewalt und Bedrückung, und als der General Montecuculi zur Unterſtützung Kemenys mit zwanzig tauſend Mann in Ungern einrückte, widerſetzte ſich der im Jahr 1662 zuſammenberufene Landtag dieſer Maßregel, als einem ihre Privilegien und Conſtitutionen, denen gemäß keine fremde Kriegsvölker ins Land gezogen werden durften, verletzenden Verfahren, ſo heftig, daß Leopold zu dem Verſprechen genöthigt wurde, die Zahl dieſer Truppen bedeutend zu vermindern und die zurückbleibenden unter die Jurisdiction des Palatinus von Ungern zu ſtellen. Die Unterſtützung, welche ihm ſeine Ungriſchen Unterthanen verſagten, ſuchte der Kaiſer bei den Ständen des Reiches, und dieſe, obgleich nicht unmittelbar bedroht, bewilligten dieſelbe mit löblichem Eifer auf einem Reichstage, der im Januar 1663 zu Regensburg ſeinen Anfang nahm. Auch Spanien und Venedig zahlten dem Kaiſer einige Subſidien.

Inzwiſchen war der Großvezir Achmet Köprili, Mohammed Köprilis Sohn und Nachfolger, mit hundert zwanzig tauſend Mann, denen bald noch hundert tauſend Tartaren folgten, bereits in Ungern eingefallen, und eröffnete am 17. Auguſt 1663 die Belagerung von Neuhäuſel, dem Bollwerk des weſtlichen Ungerns, da die Türken den ganzen öſtlichen Theil des Landes von Eſſek bis Erlau, Ofen und Peſth mit inbegriffen, im Beſitz hatten. Die Beſatzung wehrte ſich tapfer, zwang aber endlich, als die Türken bis unter die Mauern vorgedrungen waren, ihren Befehlshaber, den Grafen Forgacz, gegen freien Abzug

dem Großvezir die Thore zu öffnen (24. September). Danach ſtreiften die Osmaniſchen Reiter unter Gräuel und Verheerung bis Brünn und Olmütz, ohne daß Montecuculis ſchwaches Corps und der Heerbann von Ungern unter dem Grafen Zrini ſie daran verhindern konten. Im Winter nahten indeß die Reichstruppen; auch Ludwig XIV. ſandte dem Kaiſer 6000 Franzoſen zu Hülfe; der unermüdliche Zrini entriß den Türken mehrere im Sommer eroberte Plätze, und im Frühjahr begann Montecuculi den Feldzug mit großer Thätigkeit und glücklichem Erfolg. Er nahm darauf ſeine Stellung mit ſieben und dreißig tauſend Mann hinter der Raab, um die Grenzen Oberungerns zu decken. Bald erſchien der Großvezir, und marſchirte nach einigen Verſuchen, den Uebergang zu erzwingen, welche die Tapferkeit der Kaiſerlichen zurückſchlug, den Fluß hinauf bis zur Ciſtercienſer-Abtei St. Gotthard, wo derſelbe nur noch eine Breite von zehn bis funfzehn Schritten hat. Am 1. Auguſt gingen drei tauſend Sipahi, welche eben ſo viel Janitſcharen hinter ſich auf dem Sattel hatten, durch das Waſſer, und griffen die Reichstruppen, welche im Centrum des feindlichen Heeres ſtanden, ſo heftig an, daß die größten Theils neugeworbenen, unverſuchten und ausgehungerten Leute in Unordnung flohen, und die Türken im Beſitz des Dorfes Roggersdorf ließen. Mehrere Bataillone der Weichenden wurden zuſammengehauen. Mit lautem Allahgeſchrei dringen jetzt die übrigen Heerestheile der Türken, durch den erſten Erfolg in freudiger Zuverſicht, in hellen Haufen über den Fluß, aber Montecuculi fällt ihnen mit kaiſerlichen Regimentern vom rechten Flügel her in die Seite, der Graf von Waldeck treibt die fliehenden Baieriſchen Reiter in der Mitte mit dem Degen in der Fauſt gegen den Feind zurück, deſſen Fortſchritte nun auch hier gehemmt werden, und als auch vom linken Flügel des verbündeten Heeres Franzöſiſches Fußvolk und Reitergeſchwader unter dem Herzog von la Feuillade in die dichten Schaaren der Türken einbrechen, gerathen dieſe ihres Seits in Verwirrung und Flucht. Aber noch einmal wendet ſich die Schlacht. Starke Reitermaſſen, vom Großvezir entſendet, bringen gegen die Flügel der chriſtlichen Armee durch den Fluß, während weit ober- und unterhalb des Schlachtfeldes übergegangene Schaaren derſelben Waffe Montecuculis Truppen in beiden Seiten und im Rücken faſſen. Bereits iſt das Gepäck der Reichsvölker und Franzoſen in den Händen des Feindes, bereits denken mehrere Generale und Oberſten an Rückzug und Flucht, als Montecuculi

dem Heere mit ganzer Front vorzugehen befiehlt, und den entsendeten Türkischen Reitern links die Französischen Geschwader, rechts sein eigenes Reiterregiment vereinigt mit dem des General Spork entgegenwirft. Ehe der Angriff beginnt, kniet der letztere entblößten Hauptes nieder und betet laut: „Allmächtigster Generalissimus dort oben, willst du uns, deinen christgläubigen Kindern, heute nicht helfen, so hilf doch auch wenigstens den Türkenhunden nicht, und du sollst deine Lust haben.“ *) In der That wichen die Türken dem vereinigten Andrang bald auf allen Punkten; besonders stark war das Gemetzel im Centrum, in welchem sich dieselben noch von dem früheren Gefecht her in Unordnung befanden. Reiterei und Fußvolk stürzten in Verwirrung in den Fluß, wobei mehr als zehn tausend Mann das Leben verloren. Bei diesem Anblick ergreift auch die Reserve der Osmanen, noch dreißig tausend gar nicht ins Gefecht gekommene Reiter, in wildem Schrecken die Flucht. Funfzehn Kanonen und vierzig Fahnen waren die Beute der Sieger.

Es war der größte und glänzendste Sieg in offener Feldschlacht, welchen christliche Truppen seit drei Jahrhunderten über die Osmanen erfochten hatten, und der Wendepunkt des Türkischen Waffenglückes gegen die Christenheit. Der Großvezir war so bestürzt, daß er schon am 10. August zu Vasvar einen Frieden auf zwanzig Jahre schloß. Trotz der Niederlage blieben indeß Neuhäusel und Großwardein, ebenfalls eine wichtige Festung, in den Händen der Türken, und der von ihnen inzwischen eingesetzte Fürst von Siebenbürgen Michael Abaffi behielt seine Würde. Der Reichstag in Regensburg, welcher dem Kaiser die Hülfe der Stände gegen die Türken bewilligt hatte währte indessen noch fort, weil sich der abzumachenden Beschwerden so viele fanden, daß man gar nicht zum Ende kommen konnte. Darüber ward dann endlich beschlossen, daß man lieber immer dort versammelt bleiben wolle, um einen fortdauernden Reichsrath zu haben, wodurch die Verbindung des Kaisers mit dem Reiche weit bequemer und schneller gemacht werden würde. Seitdem (1667) blieb es eingeführt, daß jeder Reichsfürst, so wie jede Reichsstadt einen immerwährenden Gesandten in Regensburg unterhielt, der den von dem kaiserlichen Bevollmächtigten zusammenberufenen Sitzungen im Namen seines Herrn beiwohnte, um diesem fortdauernd Bericht abzustatten und

*) Hammer, Geschichte des Osmanischen Reichs, Theil VI. S. 142. Ausg. v. 1830.

über die kaiſerlichen Propoſitionen Verhaltungsregeln und Vollmachten einzuholen.

Der Friede mit den Türken machte der Unzufriedenheit der Ungern mit der Oeſterreichiſchen Regierung keines Weges ein Ende. Das längere Verweilen der Deutſchen Truppen im Lande, die Ausſchweifungen und Bedrückungen, welche ſie an den Bauern verübten, die Eigenmächtigkeiten ihrer Officiere, das harte und widerrechtliche Verfahren der kaiſerlichen Beamten, die Unduldſamkeit der Jeſuiten trieben ihren Unwillen und Ingrimm auf die höchſte Spitze. Nicht bloß die Proteſtanten, auch die Katholiken waren entſchloſſen gegen den Kaiſer los zu brechen. Noch immer war alle Macht und Gewalt im Lande bei den grundherrlichen Geſchlechtern des alten Adels; die Grafen Zrini, Nadasdi und Franz Ragoczy, der Sohn des letzten Fürſten dieſes Namens von Siebenbürgen, traten jetzt an deſſen Spitze. Aber ehe die Vorbereitungen ihres Unternehmens beendet waren, erhielt Leopold Nachricht, und vereitelte durch ſchnelle Maßregeln den Ausbruch der Empörung. Zrini und Nadasdi wurden auf ihren Gütern überraſcht und gefangen, Ragoczy ſammelte in der Eil einige Truppen, ward aber vom General Spork geſchlagen und erkaufte Leben und Freiheit nur durch die Uebergabe aller noch von ihm beſetzten Plätze. Die beiden erſten wurden darauf mit zwei anderen Verſchworenen, den Grafen Frangipani und Tettenbach, im Jahre 1671 hingerichtet. Dieſer glückliche Erfolg beſtärkte den damaligen erſten Miniſter Leopolds, den Fürſten von Lobkowitz, ſeinen Plan, den er ſchon früher in Betreff der Ungriſchen Verhältniſſe gefaßt hatte, durchzuſetzen. Er war entſchloſſen die Conſtitution Ungerns umzuſtürzen und die Krone erblich und unumſchränkt zu machen. Man publicirte die bei den Verſchworenen gefundenen Papiere, und da aus dieſen hervorging, daß der größte Theil des Adels in ihre Plane verflochten war oder doch darum gewußt habe, zog man Oeſterreichiſcher Seits den Schluß, daß die ganze Nation, als der Rebellion ſchuldig, durch dieſes Verbrechen ihrer Privilegien verluſtig gegangen ſey. Um die Stände zur friedlichen Aufgebung derſelben zu nöthigen, berief der Kaiſer einen Reichstag; da die Edlen des Landes aber aus Furcht nicht zu erſcheinen wagten, ließ er am 21. März 1671 ein Edict bekannt machen, durch welches zunächſt den Ungern, kraft des Rechts, welches die Krone von Gott empfangen, als Strafe ihrer Empörung die fortdauernde Erhaltung einer Deutſchen Armee von dreißig tauſend Mann auferlegt

wurde. Am 6. Juni erfolgte eine zweite Verordnung, welche die Befugniſſe und Gewalt des Thrones für unumſchränkt erklärte. Johann von Ambringen, Großmeiſter des Deutſchen Ritterordens, wurde zum Generalgouverneur ernannt. Dieſe harten Maaßregeln, welche nicht einmal durch eine Amneſtie für Leben, Freiheit und private Berechtigungen der Einzelnen gemildert wurden, ſondern durch rückſichtsloſe und zu weit ausgebreitete Durchführung bei einem freiheitſtolzen und von Natur unruhigen Volke, wie die Ungern waren, noch aufregender wirken mußten, wurden durch eine heftige Verfolgung der proteſtantiſchen Prediger vollendet, von denen nach einigen Schriftſtellern zweihundert und funfzig, nach andern nur dreißig zum Feuertode verurtheilt, ſtatt deſſen aber, der Kopf für funfzig Kronen, den Spaniern als Ruderknechte auf den neapolitaniſchen Galeeren verkauft wurden. Alsbald erhob ſich an verſchiedenen Orten offene Empörung (1674), ein junger Edelmann von ausgezeichneten Geiſtesgaben, deſſen Güter confiſcirt worden waren, Namens Emmerich Tökeli, trat an die Spitze der Rebellen und mehrere gegen dieſen ausgeſandte Heerhaufen des Kaiſers wurden geſchlagen. Bald ſah ſich Tökeli von 20,000 Mann umgeben, die noch außerdem durch ſechstauſend Polniſche Kriegsleute verſtärkt wurden, welche der Marquis von Bethune, Ludwigs XIV. Geſandter zu Warſchau, für die Inſurgenten geworben hatte und beſoldete. Tökeli ließ Münzen ſchlagen mit der Inſchrift pro libertate et justitia, auf der Kehrſeite las man Ludovicus rex Galliae protector et patronus Hungariae. Auch war eben der damals heftig gegen dieſen Fürſten am Rhein und in den Niederlanden tobende Kampf die Urſach, daß dem Kaiſer nur geringe Mittel und Streitkräfte gegen die Ungriſchen Rebellen übrig blieben, und als der Friede von Nymwegen das Wiener Cabinet durch die vom Rhein herbeigezogenen Streitkräfte größere Erfolge an der Theiß und Donau hoffen ließ, bemühten ſich Ludwigs Geſandte unaufhörlich, Sultan Mohammed IV. zur Kriegserklärung gegen Oeſterreich zu bewegen. Nachdem durch ihre Vermittelung im Jahre 1681 ein Friede zwiſchen der Pforte und Rußland, gegen welche Macht die Osmanen zuletzt Krieg geführt hatten, zu Stande gebracht worden war, ſetzte ſich Mohammed wirklich mit Tökeli in Verbindung und ſchickte dieſem nach einigen Unterhandlungen Säbel, Streitkolben, Standarte und bald darauf auch ein ſchriftliches Diplom (10. Aug. 1682), welches ihn zum Herrn Mittelungerns unter der Oberhoheit der Pforte ernannte, welcher derſelbe jährlich einen Tribut von 40,000 Piaſtern

entrichten ſollte. Sofort begannen große Rüſtungen in Conſtantinopel zur Unterſtützung des neuen Vaſallen.

Dieſe Ausſicht auf einen neuen Krieg verſetzte den Wiener Hof in eine bedenkliche Lage, da die Sorgloſigkeit der Miniſter gar keine Vorbereitungen gegen einen ſolchen Anfall getroffen hatte, die ſtehende Armee des Kaiſers noch äußerſt unbedeutend war und man den größten Theil der gegen Frankreich gebrauchten Kriegsvölker aus Mangel an Geld verabſchiedet hatte. Indeß erboten ſich der Fränkiſche und Schwäbiſche Kreis und der Kurfürſt von Baiern, Maximilian Emanuel, Enkel des berühmten Stifters der katholiſchen Lige im dreißigjährigen Kriege, ſo wie der Kurfürſt von Sachſen Johann Georg III., der Enkel jenes Johann Georgs, der einſt dem Großvater Leopolds gegen die Böhmiſchen Inſurgenten treulich Hülfe geleiſtet hatte, den Kaiſer mit Truppen zu unterſtützen, und beide erſchienen ſogar perſönlich im Felde. Noch wichtiger war, daß Johann Sobieski, der König von Polen, trotz aller Gegenbemühungen des Franzöſiſchen Hofes, dem Kaiſer mit einem bedeutenden Heere beizuſtehen verſprach. Der Uebermuth Ludwigs XIV., welcher Johann Sobieskis Gemahlin, der Tochter eines Franzöſiſchen Edelmanns, die Erhebung ihres Vaters zur herzoglichen Würde abſchlug, trug vornehmlich dazu bei, Polen, welches ſich bisher den Intereſſen Frankreichs ſtets ergeben gezeigt hatte, diesmal auf die Oeſterreichiſche Seite zu ſtellen. Das Commando des kaiſerlichen Heeres, welches mit vieler Mühe bis zu drei und dreißigtauſend Mann vermehrt worden war, erhielt der Herzog Karl V. von Lothringen, der ſich ſchon in mehreren Feldzügen am Rhein ausgezeichnet hatte. Ganz andere Streitmaſſen ſammelten die Osmanen, und der Großvezir Kara Muſtapha, Achmed Köprilis Schwager, ein ehrgeiziger, aber talentloſer und habſüchtiger Emporkömmling, langte ſchon am 3. Mai 1683 mit dreimal hunderttauſend Kriegern in Belgrad an. Zu Eſſek empfing ihn Tökeli, und machte nach dieſer Zuſammenkunft ein Manifeſt bekannt, daß jeder, der ſich für ihn erklären würde, unter dem Schutz des Sultans ſtehen ſolle, und Freiheit, Leben ſo wie alle ſeine Rechte und Privilegien ungekränkt behalten werde. Als man in die Gegend von Raab kam, hielt der Großvezir Kriegsrath und beſchloß, gegen die Meinung vieler Erfahrenen, gerades Weges auf Wien loszurücken. Er gedachte Oeſterreich als ein Paſchalik für ſich zu erobern und ſeine Roßſchweife in der Hofburg des Kaiſers aufzupflanzen. Ein

ſtarker Heerhaufen ward zur Belagerung Raabs zurückgelaſſen, ein zweiter ward dem Befehl Tökelis übergeben um Presburg zu berennen; mit allen übrigen Streitern, noch über zweihundert tauſend, eilte Kara Muſtapha in ſtarken Märſchen gegen die Hauptſtadt Oeſterreichs, den Herzog von Lothringen, der wider ſolche Ueberzahl kein Treffen wagen durfte, in vollem Rückzuge vor ſich hertreibend. Die Verwirrung und das Schrecken in der Kaiſerſtadt bei der Nachricht vom Anzuge des Türkiſchen Heeres überſteigt alle Beſchreibung. Rings umher ſah man Flammen und Rauch verwüſteter Ortſchaften emporſteigen, zahlloſe Flüchtlinge verkündeten, wie ſchrecklich die Ungläubigen hauſeten und weder Alter noch Geſchlecht ſchonten. Der Hof floh nach Linz (8. Juli), verfolgt von dem lauten Unwillen der Unterthanen, welche dieſes Unheil der ſchlechten Verwaltung und der Sorgloſigkeit der Regierung nicht ganz mit Unrecht zuſchrieben. Auch gegen ſechzigtauſend Einwohner ſuchten ihr Heil in der Flucht, und dieſem Strome der Ausziehenden wogte ein ſo gewaltiger von Hineinflüchtenden von dem Preis gegebenen platten Lande entgegen, daß der für den Unterhalt beſorgte Commandant die Thore ſperren ließ. Schon am 12. Juli erſchienen die erſten Türkiſchen Reiter, während der Herzog von Lothringen die Beſatzung der Stadt bis auf zehntauſend Mann verſtärkte und ſich dann nach Mähren zurückzog, um hier die verſprochenen Hülfsvölker, welche aus dem Reiche und Polen herbeiziehen ſollten, zu erwarten. Zwei Tage darauf kam der Großvezir mit ſeinen Heeresmaſſen und ließ alsbald die Laufgräben wider die Burg- und Löwelbaſtei und das zwiſchen dieſen Werken liegende Ravelin eröffnen. In der That würde Wien das traurigſte Schickſal erfahren haben, wenn die Türken die erſte Beſtürzung zu einem allgemeinen Sturme benutzt oder die Belagerung überhaupt mit Kenntniß und Einſicht zu betreiben verſtanden hätten. Aber ſo ließen ſie dem tapfern und entſchloſſenen Befehlshaber, dem Grafen Ernſt Rüdiger von Stahremberg, dem der Kaiſer die Hut ſeiner Hauptſtadt anvertraut hatte, durch ihren nur wider zwei Baſtionen gerichteten Angriff Zeit, die zum Theil ſehr ſchadhaften Feſtungswerke an allen übrigen Orten auszubeſſern und zu verſtärken und andere zweckmäßige Vertheidigungsanſtalten zu treffen. Die Ingenieure der Türken waren unwiſſende Renegaten; der Belagerungsplan, den ſie befolgten, und der ihnen von Ludwig XIV. zugeſchickt worden ſeyn ſoll, war ebenfalls ohne genauere Ortskenntniß entworfen. Die Arbeiten in den Laufgräben gingen äußerſt langſam und wurden

mit unerhörter Sicherheit und Gemächlichkeit betrieben; erſt am achtzehnten Tage gelangten die Türken in die Gegenböſchung, am dreißigſten gruben ſie ſich am Wallrande der Löwelbaſtei ein, und am vierzigſten hatten ſie erſt den dritten Theil des Ravelins erobert. Denn die Beſatzung, von den rühmlichſten Anſtrengungen der ganzen Bürgerſchaft und der Studenten, die gemeinſchaftlich in fünf einander ablöſende Corps getheilt waren, unterſtützt, leiſtete den heftigſten Widerſtand, ſchlug die Stürmenden mannhaft zurück und errichtete mit unermüdlicher Ausdauer in den Gräben und dann im Innern der angegriffenen Werke immer neue Abſchnitte, Blendungen und Schulterwehren. Jeder Fuß, den die Belagerer vorſchritten, koſtete ihnen hunderte von Menſchen. Am dritten September mußten die tapfern Vertheidiger endlich das ſo lange und ſo heldenmüthig behauptete Ravelin verlaſſen, Tags darauf ſprengte eine Mine eine weite Lücke in die Burgbaſtei und am ſechſten September flogen auch die zwei und zwanzig Fuß dicken Mauern der Löwelbaſtei in einer Breite von ſechs Klaftern in die Luft. Die Stadt war verloren, wenn Kara Muſtapha einen allgemeinen Sturm wagte; die Soldaten und Bürger waren durch Hunger und Mangel ermattet, ihre Zahl war durch Seuchen, durch die ſteten Kämpfe der Vertheidigung und durch vier und zwanzig Ausfälle zur Zerſtörung der Arbeiten des Feindes bedeutend vermindert. Aber auch jetzt ließ der Großvezir nur drei bis viertauſend Mann anlaufen, weil er die Stadt durch Uebergabe zu gewinnen hoffte und ſein Geiz die Beute nicht mit dem Heere theilen wollte. Am Abend des elften September verkündete eine Feuergarbe von Raketen von der Höhe des Stephansthurmes abgebrannt dem Herzog von Lothringen die höchſte Gefahr der Belagerten, und zu unausſprechlicher Freude derſelben ſtiegen bald darauf die nämlichen Feuerzeichen von der Seite des Kahlenberges am dunkeln Himmel empor, das verabredete Signal des nahen Entſatzes. Achtzehn Mal hatten die Türken während der ſechszigtägigen Belagerung Sturm gelaufen. In dieſer Zeit hatten ſich endlich, von dem ſorgloſen Großvezir nicht gehindert, der die einzeln heranziehenden Truppen mit leichter Mühe hätte vernichten können, 30,000 Deutſche und 20,000 Polen unter ihrem Könige mit dem Herzog von Lothringen vereinigt, deſſen Heer dadurch bis auf achtzigtauſend Mann anwuchs. So beſchloß er den Angriff gegen die trotz aller während der Belagerung erlittenen Verluſte noch immer doppelt ſo ſtarken Osmanen. Am frühen Morgen des zwölften September, als die Sonne durch die klare Herbſtluft dem

Kahlenberg gegenüber leuchtend emporſtieg, las der fromme Kapuzinermönch Marco d'Aviano, den der heilige Vater zum Heer geſendet hatte, auf der Höhe des Leopoldsberges, der ſich zwiſchen dem Kahlenberge und dem rechten Donauufer erhebt, die heilige Meſſe und der König von Polen diente ihm am Altar. Darauf erhob ſich Johann Sobieski und ſchlug ſeinen Sohn im Angeſicht der verſammelten Schaaren zum Ritter, zum Andenken des größten Tages, den er jemals erleben könne *). Nun gaben fünf Kanonenſchüſſe das Zeichen zur Schlacht. Auf dem rechten Flügel führte Sobieski ſeine Unterthanen, in der Mitte die Kurfürſten von Baiern und Sachſen ihre Truppen mit den Reichsvölkern, und auf dem linken Flügel, der die Donau entlang marſchirte, der Herzog von Lothringen ſelbſt die Oeſterreichiſchen Regimenter die Höhen hinab auf den Feind. Der Großvezir warf ſeine Schaaren, ohne die Beſchießung der Stadt aufhören zu laſſen, den Verbündeten entgegen. Das Schickſal Wiens, der Oeſterreichiſchen Monarchie und Deutſchlands, ja vielleicht Europas ſtand auf dem Spiele. Die Polen kamen bei Neuſtift und Dornbach zum Angriff, wo ſich der Großvezir mit den Janitſcharen befand, und alsbald entbrannte das heftigſte Gefecht, doch kampften ſich Sobieskis tapfere Krieger Schritt um Schritt vorwärts. Geringern Widerſtand fanden die Oeſterreicher auf dem linken Flügel bei Nußdorf und Heiligenſtadt, und den Stand der Schlacht wohl im Auge behaltend, ſendete der Herzog von Lothringen dem Könige von Polen zahlreiche Verſtärkung an Reiterei aus der Mitte ſo wie von ſeinen eigenen Truppen. So brach jener nun gegen Mittag mit ſtürmender Gewalt aus dem Walde von Dornbach, während das Centrum zu gleicher Zeit die Sandſchluchten bei Döbling überwältigte. Um vier Uhr waren die Türken bis an ihre Zelte zurückgetrieben, die einbrechende Dunkelheit vermehrte ihren Schrecken und ſchon um ſieben befand ſich das ganze Heer in wilder Flucht. Ueber zehntauſend erſchlagene Osmanen bedeckten das Schlachtfeld, und da der Großvezir Lager und Vorräthe im Stiche laſſen mußte, ſo war die Beute unermeßlich; dreihundert Geſchütze, funfzehntauſend Zelte, neuntauſend Wagen mit Kriegsvorräthen wurden erbeutet. In der Kriegskaſſe fand man über zwei Millionen an Gelde. Das Zelt des Großvezirs wurde allein zu viermal hundert tauſend Thalern angeſchlagen, und die ganze Beute auf zehn Millionen geſchätzt. Sie wurde

*) Hammer Geſchichte des Osmaniſchen Reiches, Thl. VII. S. 111.

auf der Stelle unter die Sieger vertheilt. Der bloße Antheil des Königs von Polen belief ſich auf vier Millionen Gulden. Dieſem und dem Herzoge von Lothringen gebührte die Ehre dieſes großen Siegestages. Wohl hatten die Oeſterreicher Urſach über ihre Befreiung zu jubeln, denn dieſer Feind begnügte ſich nicht das Land zu verheeren und die Menſchen zu tödten, ſondern ſchleppte die Einwohner ohne Unterſchied des Standes und Geſchlechts als Sklaven mit ſich fort. 87,000 Menſchen hatte Oeſterreich auf dieſe Weiſe allein in dem diesjährigen Feldzuge verloren, worunter über 50,000 Kinder, 6000 Männer gegen 11,000 Weiber und 15,000 Mädchen waren; unter den weiblichen Gefangenen rechnete man 204 Frauen und Jungfrauen aus dem hohen und niedern Adel.

Das Volk der befreiten Hauptſtadt empfing die Sieger bei ihrem feierlichen Einzuge am folgenden Tage mit lautem Freudengeſchrei und tauſend anderen Beweiſen der herzlichſten Dankbarkeit. Vor allen wurden der Herzog von Lothringen und der König von Polen hochgeprieſen und man hörte nicht auf, den Einfall des Dechanten der Stephanskirche zu loben, der mit Beziehung auf des Letztern Namen zum Text ſeiner Siegespredigt die Worte (Joh. 1, 6) gewählt hatte: „Und es war ein Menſch von Gott geſandt, der hieß Johannes.“ In einem an demſelben Tage aus dem Türkiſchen Lager geſchriebenen Brief des Königs an ſeine Gemahlin heißt es unter andern: „In dem Augenblicke, wo der Feind zu weichen anfing, und ich hatte dem Vezir gegenüber den ſtärkſten Stoß zu beſtehen, kam die Reiterei des übrigen Heeres auf meinen Flügel. Da waren um mich her der Kurfürſt von Baiern, der Fürſt von Waldeck und andere Fürſten, die mich umhalſeten und küßten. Die Generale küßten mir Hände und Füße, die Officiere ſammt ihren Regimentern riefen mir zu: Unſer braver König! Als der Großvezir ſah, daß er ſich nicht halten konnte, berief er ſeine Söhne, weinte wie ein Kind und ſagte zum Chan der Tartaren: Rette mich wenn du kannſt. Der Chan antwortete: Wir kennen ihn wohl, den König von Polen, es iſt unmöglich ihm zu widerſtehn, ſehen wir lieber wie wir davonkommen. Heute Morgen kam der Kurfürſt von Sachſen nebſt dem Herzog von Lothringen zu mir, auch der Befehlshaber von Wien, der Graf von Stahremberg. Jedermann hat mich geherzet, geküſſet und ſeinen Erlöſer genannt. Das Volk wollte mir ein Vivat bringen, aber die Furcht vor den Officieren und andern Vorgeſetzten hielt es zurück. Als von einem Haufen ein

Jubelgeſchrei angeſtimmt ward, bemerkte ich, daß die Vorgeſetzten ſehr ſcheel dazu ſahen, daher eilte ich, als ich bei dem Commandanten zu Mittag gegeſſen hatte die Stadt wieder zu verlaſſen. Das Volk begleitete mich bis zu den Thoren." Zwei Tage darauf hatte König Johann auch eine Zuſammenkunft mit dem Kaiſer, der gleich nach der Befreiungsſchlacht von Linz zurückgekommen war. Seinem Charakter und ſeiner Erziehungsweiſe gemäß hatte Leopold vorher große Bedenklichkeiten über die Formen bei dem Zuſammentreffen eines Kaiſers mit einem bloßen Wahlkönige, und obgleich der Herzog von Lothringen bei dieſen Verhandlungen über die Art, wie Sobieski empfangen werden ſollte, ſo beſcheiden als treffend ausrief: „mit offenen Armen, denn er hat das Reich gerettet," lautete Leopolds Dank dennoch kalt und abgemeſſen, und ſein ganzes Benehmen während der Unterredung war ſo wortkarg und unbeweglich wie gewöhnlich.

Gern hätten die Sieger, um ihren Vortheil kräftig zu nutzen, den muthloſen und flüchtigen Feind ſogleich bis aufs äußerſte verfolgt, allein der Kurfürſt von Sachſen, den man durch zu geringe Dankbarkeit gegen ſeinen unſtreitig wichtigen Antheil an dem Siege beleidigt hatte, trennte ſich von den Verbündeten und zog mit ſeinem ganzen Heere nach Hauſe. Erſt am ſechſten Tage brachen der Herzog von Lothringen und der König von Polen nach Preßburg und Gran auf, wo die Türken ſich geſetzt hatten. Hier hätte dem allzu kühnen Sobieski ſein Selbſtvertrauen faſt Leben oder Freiheit gekoſtet. Er marſchirte mit ſechstauſend Polniſchen Reitern dem Heere voran und ließ ſich durch ſeine ungeſtüme Tapferkeit in einen Hinterhalt locken, wo über zweitauſend ſeiner Krieger durch dreifache Ueberzahl der Türken zuſammengehauen wurden. Er ſelbſt war in der höchſten Gefahr, bis ihn ſeine Begleitung mit genauer Noth aus den dichten Feindeshaufen heraushieb. Drei Tage darauf (10. Oct.) erfochten Polen und Deutſche vereinigt einen herrlichen Sieg bei Parkany, der zwanzigtauſend Feinden das Leben und der Pforte das wichtige Gran koſtete, welches ſeit hundert und funfzig Jahren, nur mit kurzer Unterbrechung, in ihrem Beſitz geweſen war. Nach dieſem Siege gab auch der Kaiſer dem Reichstage zu Regensburg förmliche Nachricht „von der bei Wien durch Cooperation der zum Succurs geſchickten Völker erlangten anſehnlichen Victoria, wobei der Türken in viele tauſend auf dem Platz geblieben, damit diejenigen Kurfürſten und Stände, welche dabei ſo treulich cooperirt, gebührende Conſolation haben, und andere zu künftig

gleichmäßiger Nachfolge angefriſcht werden möchten." Den Ungriſchen Inſurgenten wurde Amneſtie verkündet, wenn ſie die Waffen jetzt niederlegen wollten. Viele folgten dem Ruf des Kaiſers, aber Tökeli beharrte auf dem Wege der Empörung und Gewalt, behandelte die zu Leopold Uebergetretenen als Rebellen und belagerte ſie auf ihren Schlöſſern.

Auf die Kunde vom Entſatze Wiens, der Schlacht bei Parkany und dem Verluſt Grans, ſandte Sultan Mohammed den Oberſtkämmerer Ghaſaſſade Ahmedaga nach Belgrad, wo der Großvezir ſein Winterquartier genommen hatte, mit dem Befehl deſſen Kopf in Empfang zu nehmen. In der Nähe jener Stadt angelangt, theilt dieſer ſeinen Auftrag im Geheim dem Janitſcharenaga mit. Dieſer beruft ſogleich einige ſeiner zuverläſſigſten Leute, erwartet Ahmedaga zu Belgrad in ſeinem Hauſe, begiebt ſich mit ihm kurz vor Mitternacht (25. Dec. 1683) zum Großvezir und vollzieht den Befehl des Sultans auf der Stelle. Das Commando des Heeres gegen die Oeſterreicher erhielt Ikrahim, genannt Scheitan (der Teufel); andere Schaaren unter dem Seraskier Soliman Paſcha ſollten in Polen einfallen. Aber dieſer Wechſel der Anführer ſtellte das Glück der Osmaniſchen Waffen nicht wieder her. Obſchon Johann Sobieskis tapfere Krieger, nun in der Moldau beſchäftigt, den Oeſterreichern nicht wieder zur Seite fechten konnten, nahm der Herzog von Lothringen dennoch Wiſegrad, blieb in zwei Treffen Sieger, eroberte Peſth ohne Schwertſtreich und eröffnete die Belagerung von Ofen, welches die Tartariſche Beſatzung indeß ſo hartnäckig vertheidigte, daß die Oeſterreicher, obgleich ſie bereits ein zum Entſatz heranrückendes Osmaniſches Heer bei Hamſabeg geſchlagen hatten, nach drei Monaten voll vergeblicher Anſtrengungen unverrichteter Sache abziehen mußten (1. Nov. 1684). Eben ſo große Erfolge erkämpfte der tapfere Herzog Karl im nächſten Feldzuge, in welchem Neuhäuſel erſtürmt wurde, nachdem er drei Tage zuvor (16. Auguſt 1685) ein Türkiſches Heer bei Gran geſchlagen hatte; auf allen Seiten drangen die Oeſterreicher vor, der Feldmarſchall Lieutenant Schulz eroberte Kaſchau und Eperies, die Hauptplätze des Fürſten Tökeli, und der Graf Caprara, der gegen den zweiten Vaſallen der Türken, Michael Abaffi, in Siebenbürgen eingedrungen war, konnte hier ſeine Winterquartiere nehmen. Im folgenden Jahre wurde Abaffi genöthigt ſich dem Kaiſer zu unterwerfen, der ſeine Würde anzuerkennen und die Privilegien des Landes aufrecht zu erhalten verſprach; auch die Ruſſen

erklärten der Pforte den Krieg; Johann Sobiesky drang in die Moldau und Walachei ein, und die Venetianer, schon seit zwei Jahren mit dem Kaiser verbündet, machten große Fortschritte auf Morea (s. u. S. 499). Auch der Wiener Hof hatte bedeutende Zurüstungen für diesen Feldzug getroffen; das eigene Heer war auf sechszigtausend Mann vermehrt worden, 8000 Brandenburger unter Schöning, eben so viel Baiern, 5000 Sachsen, 4000 Mann von den Ständen des Fränkischen und eben so viel von denen des Schwäbischen Kreises aufgebracht verstärkten dasselbe. Wie früherhin standen sämmtliche Truppen unter der Führung des Herzogs von Lothringen, der seine Operationen wiederum gegen das feste Ofen richtete, welches hundert fünf und vierzig Jahr unter der Herrschaft der Osmanen von diesen als der Schlüssel ihres Reichs im Westen betrachtet wurde. Wie das erste Mal wies die Tapferkeit der Besatzung alle Versuche der Kaiserlichen zehn Wochen lang zurück, bis es diesen am 2. September 1686 endlich gelang mit stürmender Hand die Wälle zu ersteigen. Alle in der Stadt befindlichen Türken wurden niedergemetzelt und unermeßliche Beute gewonnen. Diese wichtige Eroberung verlegte den Kriegsschauplatz weiter vorwärts gegen die Ufer der Drau, wo der Herzog am 12. August 1687 bei Mohacz den Türken eine große Niederlage beibrachte, auf demselben blutgetränkten Felde, wo König Ludwig von Ungern vor hundert ein und sechszig Jahren Sieg und Leben verloren hatte.

Den Schrecken, welcher nach diesem glücklichen Schlage von den Waffen des Kaisers herging, und die Entkräftung der mißvergnügten Ungern durch das lange Kriegselend eilte der Wiener Hof zur völligen Unterwerfung derselben zu benutzen. Der Graf Caraffa, zum Gouverneur Oberungerns ernannt, errichtete ein Blutgericht zu Eperies, größten Theils aus Militärpersonen bestehend, in dem er selbst den Vorsitz führte und die Functionen des Anklägers und Richters zu gleicher Zeit ausübte. Der Ungrische Adel sollte, wie der Böhmische nach der Schlacht bei Prag, niedergedrückt und geschwächt werden. Alle, von denen man Kenntniß und Beweise aufrührerischer Gesinnungen hatte, so wie viele Andere, bei welchen man die letztern vermuthete oder voraussetzte, wurden auf die Tortur gespannt, geköpft, gerädert oder gevierttheilt. Nachdem man durch solche Grausamkeiten den Trotz der auffäßigen Nation hinlänglich gebeugt glaubte, berief der Kaiser einen Reichstag nach Presburg, auf welchem er von dem zahlreich gegenwärtigen Adel die Verzichtleistung auf das Wahlrecht seiner Könige so

wie auf das Inſurrectionsrecht, welches den Ungern nach der goldenen Bulle Andreas II. (Th. V. S. 284) zuſtand, mit allem Nachdruck verlangte. Nach langen Streitigkeiten entſagten die ſtolzen Edelleute, durch die Furcht vor den öſterreichiſchen Regimentern, welche das ganze Land beſetzt hielten, und dem Blutgericht zu Eperies bewogen, jenen beiden Privilegien, welche ſie für die Hauptbollwerke ihrer Freiheit hielten. Ungern hörte von dieſem Tage (31. Oct. 1687) auf ein Wahlreich zu ſeyn und erkannte die königliche Würde auf ewige Zeiten dem Habsburgiſchen Mannsſtamm erblich zu. Darauf ward am 9. December der älteſte Sohn des Kaiſers, Erzherzog Joſeph, obſchon er erſt neun Jahr zählte, zum Könige von Ungern gekrönt. Er leiſtete den gewöhnlichen Eid, die Freiheiten und Rechte des Landes aufrecht zu erhalten, aber mit dem Zuſatz „wie ſie der König und die im Reichstage verſammelten Stände erklären würden.“ Die dieſe Feier begleitende Aufhebung des Blutgerichts zu Eperies, die Verkündigung einer allgemeinen Amneſtie für die Vergangenheit, mit Ausnahme Tökelis und derer, die ihm noch anhingen, ſo wie die Beſtätigung freier Religionsübung für die Proteſtanten ſchienen die lang entbehrte Ruhe wieder in die Grenzen Ungerns zurückzuführen, wenn nicht der Krieg gegen die Osmanen noch längere Zeit fortgedauert hätte.

Nach der Niederlage bei Mohacz hatte das Türkiſche Heer Empörung wider den Großvezir Soliman erhoben, den es für den Urheber alles Unglücks hielt, und dieſen zur Flucht genöthigt. Hiermit unbegnügt waren die Rebellen gegen Conſtantinopel gezogen, hatten den Sultan Mohammed vom Throne geſtoßen, weil er unfähig ſey in ſo ſchwerer Zeit das Reich zu verwalten, und ſeinen Bruder Soliman III. auf den Thron geſetzt. Dieſe Entfernung der Osmaniſchen Schaaren hatten die kaiſerlichen Heerführer nicht unbenutzt gelaſſen. Der Herzog von Lothringen zwang die Siebenbürger (1688) dem Kaiſer Leopold den Treueid als Könige von Ungern zu leiſten und deſſen Recht zur Beſtätigung ihrer Fürſten anzuerkennen; der Graf Caraffa nahm Stuhlweiſſenburg und beſetzte Peterwardein. So war den Oeſterreichiſchen Truppen der Weg nach Belgrad geöffnet, jener Feſte, welche die Heerſtraße von Conſtantinopel nach Ungern beherrſcht und ſperrt, und der Kurfürſt von Baiern Maximilian Emanuel begann alsbald mit dem kaiſerlichen Hauptheer die Berennung dieſer Stadt. Nachdem er ſie drei Wochen lang aus vierzig großen Geſchützen und funfzehn Mörſern hatte beſchießen laſſen, befahl er am 6. September einen allgemeinen

Sturm. Ein furchtbares Gemetzel entbrannte, da sich die Türken verzweifelt zur Wehr setzten, aber obgleich viele der ausgezeichnetsten Führer des kaiserlichen Heeres, der Fürst von Lichtenstein, zwei Grafen von Stahremberg und die Grafen von Scherfenberg, Fürstenberg und Thurn im Handgemenge den Heldentod starben, ja Prinz Eugen von Savoyen und der Oberbefehlshaber, die unter den Vordersten kämpften, selbst verwundet wurden, erstiegen die Oesterreicher dennoch die Wälle und hieben die ganze Besatzung, noch neuntausend Mann, in Stücken. Die Thaten dieses Feldzugs schloß die Einnahme des Castells von Munkats durch eine Abtheilung des kaiserlichen Heeres, in welchem sich Helene Zrini, die Gemahlin Tökelis, drei Jahre lang heldenmüthig vertheidigt hatte. Sie wurde nach Wien gebracht, und einige Zeit nachher gegen einen von ihrem Gatten gefangenen General ausgewechselt, worauf sie sich zu diesem begab, der noch immer den Osmanischen Roßschweifen folgte.

Ganz Ungern, bis an seine uralten Grenzen von den Türken gesäubert, gehorchte nunmehr dem Kaiser Leopold, der noch vor wenigen Jahren in der eigenen Hauptstadt bedrängt, jetzt seiner Seits siegreiche Schaaren gegen die inneren Länder des Türkischen Reichs aussenden konnte. Doch faßten die Osmanen bessere Hoffnung für den Fortgang des Krieges, als ihnen die Französischen Botschafter mittheilten, ihr Herrscher sey dem Kaiser mit großer Heeresmacht ins Land gefallen und bedränge ihn vom Westen her. Aber auch diesmal täuschten sie ihre Erwartungen. Der Seraskier Redschebpascha wurde von dem Markgrafen Ludwig von Baden im Lager von Batudschina überfallen und geschlagen, und verlor seine ganze Artillerie, zweihundert Geschütze, nebst sämmtlichen Kriegsvorräthen (30. Aug. 1689). Von dem Sieger verfolgt, sah er sich in seinen verschanzten Linien bei Nissa, wo er an sechzigtausend Mann versammelt hatte, am 24. September zum zweiten Mal angegriffen und überwältigt, obgleich der Markgraf kaum zwanzigtausend Krieger unter seinem Befehl hatte. Der Fall von Nissa und Widdin folgte diesem unglücklichen Treffen. Endlich wendete die Einsicht und Kriegskunde des neu ernannten Großvezirs Mustapha Köpröli, des früher erwähnten Achmets Bruder, den Osmanischen Waffen wieder einige Lichtblicke des Glückes zu. Nissa wurde zurück erobert, und als, nachdem der Großvezir die Belagerung von Belgrad eben eröffnet hatte, eine Bombe das Pulvermagazin der Festung anzündete, und dieses mit ungeheurem Krachen die Häuser und Ver-

ſchanzungen in weitem Umfang in die Luft ſprengte und über tauſend Mann von der Beſatzung tödtete, gelang es den Türken mit ſtürmender Hand über die Wälle zu dringen. Die kaiſerliche Beſatzung, 10,000 Kriegsleute, ward niedergehauen bis auf ſechshundert, denen es glückte auf einigen Schiffen, mit denen ſie die Donau hinaufeilten, zu entkommen. Zu derſelben Zeit drang Tökeli mit ſechzehntauſend Mann in Siebenbürgen ein. Michael Abaffi war geſtorben, und Sultan Soliman hatte ihn zu deſſen Nachfolger ernannt, während Leopold dem Sohn des erſtern die Herrſchaft zugeſichert hatte. Der General Heiſter, der ſich Tökelis Fortſchritten entgegenſtellte, wurde von dieſem entſcheidend geſchlagen, und ſelbſt mit achtzehn Generalen und Officieren gefangen genommen (21. Aug. 1690). Triumphirend zog der Sieger in Hermanſtadt ein, aber ſein Reich in Siebenbürgen dauerte nicht allzu lange; im October des folgenden Jahres ward er von dem Markgrafen von Baden wieder aus dem Lande getrieben. Auch der Siegeslauf Köprili Muſtaphas war inzwiſchen bereits gehemmt worden. Mit hunderttauſend Mann der ſchönſten Truppen war er im Frühjahr ins Feld gezogen, und hatte ſich bei Semlin ſtark verſchanzt. Markgraf Ludwig von Baden, der ſechs und ſechzigtauſend Streiter gegen ihn heranführte, fand die Stellung unangreifbar, und ging auf Salankemen zurück. Allein Köprili Muſtapha hatte beſchloſſen ihn zu vernichten und warf ſich, wie es heißt, auf den Rath Franzöſiſcher Officiere, die ihn begleiteten, durch Gewaltmärſche in des Gegners Rücken, zwiſchen Salankemen und Peterwardein, wo die Oeſterreicher ihre Magazine hatten. Der Markgraf von Baden verſchob den unvermeidlichen Angriff nicht, und befahl den Sturm auf die in Eil verſchanzten Türkiſchen Linien, als die Sipahi, ihre Schutzwehren verlaſſend, ſeinen Truppen ſchon entgegenſprengen (19. Aug. 1691). Einige Bataillone werden zuſammengehauen, andere leiden den größten Verluſt, aber die übrigen halten nicht allein den wilden Angriff aus, ſondern dringen auch muthig vorwärts, obgleich das Feuer des Feindes aus den Verſchanzungen ihre Reihen furchtbar lichtet, und nun ergreift die Osmaniſchen Schaaren Furcht und Schrecken. Da ſtürzt der Großvezir ſelbſt den Säbel in der Fauſt auf den Feind, die Seinen mit neuem Muth zu erfüllen, als eine feindliche Flintenkugel ihn todt vom Roß herabwirft. So erkämpfte Ludwig von Baden ſeinen glorreichſten Sieg, ſechs und zwanzigtauſend Osmaniſche Leichname bedeckten das Schlacht-

feld, hundert und funfzig Geschütze waren erbeutet. Indeß hatten auch die Oesterreicher zwölftausend Mann verloren.

Weniger glänzend waren die Feldzüge der nächsten Jahre, da der Kaiser genöthigt war seine Hauptkraft am Rhein gegen die Franzosen zu verwenden, wohin auch Ludwig von Baden abgerufen ward (s. S. 346). Dem Kurfürsten Friedrich August von Sachsen, dem zweiten Sohn des beim Entsatz von Wien genannten Johann Georgs III., der den Oberbefehl über die kaiserliche Armee in Ungern erhielt, fehlten wahrer Feldherrngeist und Kriegserfahrung, Mängel, welche durch seine persönliche Tapferkeit nicht ersetzt werden konnten. Die Entscheidung des bereits vierzehn Jahre fortdauernden Kampfes führte endlich der Prinz Eugen von Savoyen herbei, der zuerst als Freiwilliger in der Schlacht am Kahlenberge in den Oesterreichischen Reihen gekämpft hatte und seitdem durch glänzende Waffenthaten in Ungern, Italien und Deutschland bis zum Generalfeldmarschall emporgestiegen war. Sultan Mustapha II., der vor zwei Jahren die Zügel der Regierung ergriffen hatte, erschien 1697 selbst im Felde, und wollte, nachdem er vergeblich versucht den Prinzen aus seinem Lager bei Peterwardein zu locken, bei Zenta über die Theiß zurück nach Temeswar ziehen, um von dort in Oberungern und Siebenbürgen einzufallen. Kaum von diesem Vorhaben des Feindes unterrichtet, beschleunigte Eugen den Marsch seines Heeres, das rechte Ufer der Theiß entlang, um die Osmanen wo möglich vom Uebergange abzuhalten oder während desselben anzugreifen. Am 11. September um zwei Uhr Nachmittags erreichte er die Gegend von Zenta; schon war der Sultan mit dem größten Theil des schweren Türkischen Geschützes nebst dem Gepäck auf die linke Seite des Flusses hinübergegangen, die Reiterei bedeckte eben in dichten Zügen die Brücke, aber das Fußvolk Mustaphas war noch diesseits und hier durch zwei im Halbkreis aufgeworfene Wälle gedeckt. Den günstigen Augenblick zu benutzen, befahl Eugen seinen Truppen den Angriff. Aber die Entwickelung der Marschcolonnen erforderte noch beinahe zwei Stunden, während welcher Zeit die Türken unentschlossen und planlos sich völlig ruhig verhielten, obgleich der Aufmarsch der Oesterreicher nur in Kanonenschußweite von ihren Verschanzungen geschah, und ein jetzt begonnener, einsichtig geleiteter und mit Nachdruck ausgeführter Angriff das kaiserliche Heer augenscheinlich in die größte Gefahr bringen mußte. Erst um vier Uhr ging die nun geordnete Schlachtlinie Eugens gegen die Türkischen Verschanzungen vor, wäh-

rend ſeine Artillerie von beiden Flügeln her ihre Geſchoſſe vornehmlich auf die Brücke richtete, über welche ſich jetzt Reiterei und Fußvolk in wilder Verwirrung drängten. Der linke Flügel des kaiſerlichen Heeres, vom Grafen Buſſy Rabutin geführt, brach rechts einſchwenkend zuerſt an der Stelle ein, wo die Wälle der Türken an den Fluß ſtießen, während das Centrum dieſelben von vorn erſtieg. Von allen Seiten bedrängt, zum Theil abgeſchnitten, ſtürzten ſich die Schaaren der Türken angſtvoll und betäubt in die Fluthen der Theiß. Bis zur Dunkelheit dauerte das Gemetzel, in welchem fünf und zwanzig tauſend Osmanen ihren Tod fanden. „Es war, ſagt Eugen in ſeinem Bericht an den Kaiſer, als ob die Sonne zögerte unterzugehen, um den Triumph der kaiſerlichen Waffen zu ſehen und mit ihren Strahlen heller zu beleuchten.“ Der Sultan erblickte vom jenſeitigen Ufer die Flucht und das Verderben der Seinen, und entwich in Schrecken und Verzweiflung nach Temeswar (11. Sept. 1697). Am folgenden Morgen, dem vierzehnten Jahrestag der Schlacht am Kahlenberge, rückten die kaiſerlichen Truppen über den Fluß in ſein verlaſſenes Lager, wo ſie das ganze Geſchütz und Gepäck, auf neuntauſend Wagen und ſechzigtauſend Kameele geladen, erbeuteten. Der Großvezir mit vielen anderen Paſchas und angeſehenen Türken war geblieben.

Dieſer glorreiche Sieg bewegte den Fürſten von Siebenbürgen Michael Abaffi II., da jede Hoffnung auf Unterſtützung der Türkiſchen Macht, durch welche ſich ſeine Vorfahren gegen die Habsburgiſchen Herrſcher aufrecht erhalten hatten, nunmehr für alle Zeit verſchwunden ſchien, gegen den Titel eines Reichsfürſten, jährliche Penſion und Güter in Oeſterreich, ſeine Würde dem Kaiſer im Jahre 1699 zu übergeben. So wurde Siebenbürgen, nachdem es ſeit Johann Zapolya unabhängige Regenten gehabt, wieder mit Ungern vereinigt; doch wird das Land bis auf den heutigen Tag von abgeſonderten Behörden verwaltet. Auch die Pforte ſah ſich durch den unglücklichen Feldzug des Jahres 1697 genöthigt Friedensunterhandlungen zu eröffnen, die am 26. Januar 1699 zum Abſchluß des Carlowitzer Friedens führten. Der Kaiſer blieb durch denſelben im Beſitz der von ſeinen Feldherren eroberten Länder und Provinzen. Es waren vor allen die Städte Ofen, Peſth und Stuhlweiſſenburg nebſt funfzehn Ungriſchen Comitaten, außerdem die Provinzen Slavonien und Sirmien. Zu gleicher Zeit wurden die Friedenstractate zwiſchen der Pforte einer Seits, und den Polen, Ruſſen und Venetianern anderer Seits unterzeichnet.

Dem Grafen Tökeli wies Sultan Muſtapha II. in Kleinaſien Güter zu ſeinem Unterhalte an. Er ſtarb 1705 zu Konſtantinopel.

So glänzend ging Leopold aus einem Kampf, der ſo verderblich und gefahrdrohend für ihn begonnen hatte, und wenn Oeſterreich auch zu derſelben Zeit der neu erſtandenen Franzöſiſchen Macht gegenüber am Rhein im Nachtheil blieb, ſo hatte es doch hierfür den bedeutendſten Erſatz in dem Gewinn, die Herrſchaft über die widerſetzlichen Ungriſchen Magnaten befeſtigt, die Macht des Erbfeindes an der Donau gebrochen, deſſen Siegeslauf für immer gehemmt und ihm die ſeit dem Zuge Solimans II. gegen Wien, länger als hundert und funfzig Jahre beſeſſenen Hauptſtädte und Gebiete Niederungerns, unterſtützt von allen von der Pforte bedrohten Europäiſchen Mächten, durch ruhmwürdige Anſtrengungen entriſſen und das Uebergewicht der Osmanen im Oſten vernichtet zu haben.

---

10. Die Deutſche Litteratur im ſiebzehnten Jahrhundert.

Unter den Blutſtrömen und Verheerungen des heilloſen Krieges, der die erſte Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts für Deutſchland einnimmt, konnten Wiſſenſchaften und Künſte weder bedeutende Förderung noch ſicheres Gedeihen finden, aber dennoch war es gerade in dieſer Zeit, wo für die Deutſche Poeſie durch Martin Opitz von Boberfeld eine neue Epoche begann. Er war 1597 zu Bunzlau geboren und ſtarb 1639 an der Peſt, welche mit der Kriegsnoth vereint damals die Gauen Deutſchlands verheerte. Seine Aufmerkſamkeit wendete ſich von Anfang beſonders auf die Sprache und den Versbau, und ſeine Anſtrengungen hatten in dieſer Beziehung einen ſo glücklichen Erfolg, daß er als der eigentliche Schöpfer der heutigen metriſchen Form der Deutſchen Dichtkunſt zu betrachten iſt. Am gelungenſten ſind ſeine lyriſchen Gedichte; in den didaktiſchen, die er hinterlaſſen hat, betrachtet er die Poeſie nur als Einkleidung der zu Grunde gelegten moraliſchen Wahrheiten. Im Allgemeinen iſt der Charakter ſeiner Dichtungen als ernſt, männlich und kräftig zu bezeichnen. Seine zahlreichen Nachahmer, zu welchen auch der bekannte Simon Dach gehört, werden in der Litteraturgeſchichte unter dem Namen der Schleſiſchen Dichterſchule zuſammengefaßt, obgleich bei weitem nicht alle diejenigen, die in Opitz Manier dichteten, geborene Schleſier waren. An Phantaſie und Innigkeit wird Opitz

bei weitem von ſeinem Zeitgenoſſen Paul Flemming übertroffen (geb. zu Hartenſtein im Voigtlande 1609, geſt. zu Hamburg 1640), deſſen Lieder durch jugendliche Friſche und lebhaften Naturſinn bedeutenden Werth haben. Auch Friedrich von Spee, der als Jeſuit 1635 zu Köln ſtarb, und Angelus Sileſius oder Scheffler (geſt. zu Breslau 1677) haben in ihren lyriſchen Geſängen Denkmale ausgezeichneten Talents und tiefen Gefühls in reiner und wohlklingender Sprache hinterlaſſen. Als dramatiſchen Dichter haben wir hier noch Andreas Gryphius zu erwähnen (geb. 1616 zu Glogau, geſt. 1664). Er hatte von den Werken der Alten namentlich die Römer geleſen, und hielt ſich, wie die erſten Franzöſiſchen Tragiker, vorzugsweiſe an Seneca. Auch die ſtarre mißverſtandene Anwendung der Ariſtoteliſchen Regeln über die Einheit der Zeit und des Raumes theilt er mit jenen, ohne aber durch wahrhaft poetiſchen Gehalt, durch Rhetorik und Schwung der Phantaſie für dieſe Mängel zu entſchädigen. Gryphius Dichtungen ſind über alle Maßen breit und gedehnt, und nur zu häufig fällt er ins Platte und Gemeine. Er hat eine große Menge von Luſt- und Trauerſpielen hinterlaſſen, faſt ſämmtlich in Alexandrinern gedichtet. Auch Karl Stuarts unglückliches Schickſal und ſeine Hinrichtung hat er zum Gegenſtande eines Trauerſpiels gemacht. Die humoriſtiſche Seite der Poeſie fand einen geſchickten und launigen Vertreter an Lauremberg, von deſſen vornehmlich gegen die einreißende Nachahmungsſucht des Ausländiſchen gerichteten Satiren wir ſchon oben einige Proben mitgetheilt haben.

Nach dem Muſter der Italieniſchen und Franzöſiſchen Akademien traten auch in Deutſchland gelehrte Geſellſchaften zuſammen, um die Ausbildung der vaterländiſchen Sprache und Dichtkunſt zu fördern und ſie vor der immer zunehmenden Verderbniß und Mengerei mit Franzöſiſchen Worten zu bewahren. Die bedeutendſte dieſer Verbindungen war die Geſellſchaft der Pegnitzſchäfer oder der gekrönte Blumenorden, welchen Harsdörfer (geſt. 1658) und Johann Klay im Jahre 1644 zu Nürnberg ſtifteten. Wenn aber die Nachfolger Opitzens bei manchen Fehlern doch im Ganzen durch das Unglück ihrer Zeit zu einer gewiſſen inneren Stärke und Männlichkeit, zu dem Bewußtſeyn der auf ſich ruhenden Kraft des Individuums geführt wurden, ſo ſuchten die Pegnitzſchäfer keines Weges in ſolcher ſtoiſchen Geſinnung ihre Ruhe und Befriedigung, ſondern auf der entgegengeſetzten Seite in ſentimentaler Weiſe durch Erweckung ſanfter Gefühle und Regungen. Jedoch wurde

ihre Poeſie hierdurch nur allzu tändelnd, ſüßlich und über alle Maßen mattherzig.

Dieſe Schule iſt als Uebergang zu einer ſpätern Richtung zu bezeichnen, welche ſich von Opitz noch weiter entfernte, und einen Geſchmack geltend machte, der ſich in Schwulſt, Bombaſt, Ueppigkeit und übertriebenem Spiel mit Gegenſätzen gefiel, und die Manier des Marin (Thl. VIII. S. 62) noch zu überbieten ſtrebte. Zwei Schleſier, Chriſtian Hoffmann von Hoffmannswaldau und Daniel Caspar von Lohenſtein, Männer, denen es gar nicht an poetiſchem Talent fehlte, die aber leider eine ſolche Manier für einen Fortſchritt der Kunſt hielten, gaben dieſen Ton an und fanden zahlreiche Bewunderer und Nachahmer. Diejenigen, welche endlich das Unnatürliche und Verkehrte dieſes Beſtrebens fühlten, verfielen, um ihm zu entgehen, in eine ganz platte, fade, nüchterne, wäßrige Reimerei, die noch kläglicher und widerwärtiger iſt, als jener Schwulſt. Noch ſchlimmer ſtand es mit der Proſa, die ſich bei weitem nicht ſo großer Pflege als die Poeſie zu erfreuen hatte. Sie entfernte ſich von Luthers Kraft und kerniger Einfachheit immer weiter, wurde holprig, ſchleppend und ſteif, und das Eindringen der Franzöſiſchen Sprache übte einen ſo ſchlimmen Einfluß, daß ſie ſich gegen das Ende des Jahrhunderts immer mehr in Uebertreibung, geiſtloſe Breite und Ungelenkigkeit verlor.

Dagegen fanden die Wiſſenſchaften in der zweiten Hälfte unſeres Zeitraums würdigere Vertretung und Förderung. Zuerſt haben wir einen Mann zu nennen, der unter den größten Geiſtern, welche jemals gelebt haben, einen der erſten Plätze einnimmt. Gottfried Wilhelm, geboren zu Leipzig den 23. Junius (a. St.) 1646, war der Sohn des dortigen Profeſſors der Moral, Friedrich Leibnitz, und einer vortrefflichen Mutter, die ihn, da er den Vater ſchon im ſechſten Jahr verlor, zu allem Guten anhielt. Die Wißbegierde, welche ſich ſchon früh in dem Kinde äußerte, war durch nichts zu ſtillen noch zu ermüden. Schon als Knabe ſtudirte er den Livius für ſich allein und wußte den Virgil auswendig. Jakob Thomaſius, der Vater des nachher zu erwähnenden Gelehrten, ward ſein liebſter Lehrer; beide wetteiferten, wer am längſten ausdauern könne, der eine im Lehren oder der andere im Zuhören. Er las faſt die ganze Bücherſammlung ſeines Vaters durch, machte Lateiniſche Verſe, und war ſchon ein Wunder von Gelehrſamkeit, als er im funfzehnten Jahre die Univerſität bezog. Er ſtudirte in Leipzig und Jena, hörte die Mathematiker und Rechtslehrer, las die Griechi-

ſchen Philoſophen für ſich, behielt Alles, durchdachte Alles, nahm an Allem Antheil und fühlte ſich nie geſättigt. Im achtzehnten Jahre ward er in Leipzig Magiſter der Philoſophie, und im zwanzigſten in Altdorf Doctor der Rechte. Als er von da durch Nürnberg reiſete, wo eine geheimnißvolle Geſellſchaft von Goldmachern ſich aufhielt, las er in der Eil einige alchymiſtiſche Bücher, und ſchrieb in der Sprache dieſer Grillenfänger einen Brief, der ſie ſo neugierig machte, daß ſie ihn freiwillig in ihre Geſellſchaft aufnahmen, wo er ſich dann von den Thorheiten dieſer Leute zur Genüge unterrichtete. Um dieſelbe Zeit kam der Kurmainziſche Miniſter Boyneburgk nach Nürnberg. Dieſer traf den jungen lebhaften Doctor zufällig an der Gaſtwirthstafel, und erſtaunte über die Klarheit und Gründlichkeit, mit welcher derſelbe von den verſchiedenartigſten Dingen zu ſprechen wußte. Die Folge dieſer Bekanntſchaft war, daß Leibnitz 1667 an den Hof des Kurfürſten von Mainz, des mehrfach erwähnten Johann Philipp von Schönborn, berufen ward, wo er, zum Kanzleireviſionsrath ernannt, in diplomatiſchen Geſchäften die wichtigſten Dienſte leiſtete, und Gelegenheit fand, ſeinen patriotiſchen Eifer für die Selbſtändigkeit und Ehre des Deutſchen Vaterlandes in mehreren Denkſchriften auszuſprechen. Unter dieſen iſt beſonders ein Bedenken auszuzeichnen, welches er im Jahre 1670, als Ludwig XIV. ſeinen großen Angriff gegen die Niederlande vorbereitete, unter dem Titel „welcher Geſtalt securitas publica interna et externa und status praesens im Reich auf feſten Fuß zu ſtellen“ abfaßte. Aber die Thätigkeit für den Staat nahm bei weitem nicht alle Kräfte dieſes reichen Geiſtes in Anſpruch. Bald erſchien eine mathematiſche, bald eine philoſophiſche, bald eine naturwiſſenſchaftliche, bald eine geſchichtliche Unterſuchung von Leibnitz. Keine war ohne neue Ideen, die wie aus einer unerſchöpflichen Fülle nur hingeworfen ſchienen, denn es war ſeinem Genius beſchieden faſt alle Wiſſenſchaften mit neuen Entdeckungen zu bereichern. Im Jahre 1672 erhielt er Gelegenheit, nach Paris, und im folgenden Jahre nach London zu gehen. Huygens, der Erfinder der Pendeluhren und Entdecker der Trabanten des Saturn (1629—1695), der aus Holland nach Paris berufen war, nahm ihn dort, ſo wie der berühmte Newton, von dem ſpäter die Rede ſeyn wird, in der letztgenannten Stadt mit der größten Achtung auf. Beide große Entdecker fanden in dieſem jungen Deutſchen einen Mann, der längſt von ſelbſt und für ſich ihrer beider Wege gegangen war; wie denn Leibnitz in der That mit Newton zu

gleicher Zeit, aber auf ganz verſchiedenen Wegen, die Rechnung des Unendlichen gefunden hat. An beiden Orten ſuchten die gelehrteſten Männer ihn feſtzuhalten, und beider Akademien nahmen ihn zu ihrem Mitgliede auf. Er aber kehrte 1676 über Holland nach Deutſchland zurück, und trat als Bibliothekar in die Dienſte des Herzogs Johann Friedrich von Hannover, da unterdeß ſowohl der Kurfürſt von Mainz als auch ſein Gönner Boyneburgk geſtorben waren. In Hannover ſetzte er ſeine Thätigkeit fort. Mit den ſtaatsrechtlichen und geſchichtlichen Ausführungen, die er für ſeinen neuen Herrn und deſſen Nachfolger Ernſt Auguſt abfaßte, wechſelten chemiſche, mathematiſche und theologiſche Unterſuchungen ab. Er machte neue Beobachtungen über den Phosphor, that gründliche Vorſchläge zur Verbeſſerung der Uhren, der Wagen, zur Wegſchaffung des Grubenwaſſers in den Bergwerken, und gab Folianten von Urkunden zur Landesgeſchichte aus den Hannöveriſchen Archiven und der Wolfenbüttelſchen Bibliothek heraus. Seine Schriften ſind faſt ſämmtlich in Lateiniſcher oder Franzöſiſcher Sprache abgefaßt. Er ſchlief wenig, und arbeitete gewöhnlich bis um zwei Uhr nach Mitternacht. Zum Eſſen hatte er keine beſtimmte Zeit; wenigſtens unterbrach er deshalb nie eine Arbeit, ſondern ließ erſt dann auftragen, wenn er von Hunger erſchöpft war. Um ſo wenig als möglich von ſeinem Magen geſtört zu werden, fand er ſich mit demſelben am liebſten kurz vor dem Schlafengehen ab. Bei Arbeiten, die ihn ſehr lebhaft beſchäftigten, legte er ſich gar nicht zu Bett, ſondern ſchlief ein paar Stunden im Lehnſtuhl, und fuhr dann beim Erwachen ſogleich wieder fort, ſo daß er zuweilen auf dieſem Stuhle Monate lang faſt ohne aufzuſtehen gearbeitet hat. Das Feuer ſeines Geiſtes theilte ſeinem Körper die Kraft mit, dergleichen Unregelmäßigkeiten zu ertragen. Er las unglaublich viel, eignete ſich Alles an, und verarbeitete es ſogleich zu neuen Verbindungen. Was ihm beim Leſen einfiel, zeichnete er kurz auf, allein ſein ungeheures Gedächtniß überhob ihn der Mühe es wieder anzuſehen. Die Schnelligkeit und die Tiefe ſeines Geiſtes waren gleich bewundernswürdig. Faſt beim erſten Blick durchſchaute er die verworrenſten Gegenſtände, hielt ſie feſt, und ſetzte ſie in größter Klarheit auseinander. In den ſchwindelnden Höhen der Differentialrechnung wie in den Tiefen der ſpeculativen Philoſophie war er auf gleiche Weiſe zu Hauſe, und in ganz fremden Wiſſenſchaften fand er ſich in wenigen Wochen zurecht. Bei dem Allen wirkte er nicht bloß vom Studierzimmer aus; ſeine Reiſen hatten ihn auch für den Umgang

und das praktiſche Leben gebildet, und die größten Fürſten ſeiner Zeit ſuchten ihre Ehre darin, ihn an ihren Höfen zu ſehen und feſtzuhalten. Auf einer Reiſe, die er auf Koſten ſeines Herrn 1688 und 89 durch Deutſchland und Italien machte, um Archive und Kloſterbibliotheken zum Behuf der Geſchichte des Hauſes Braunſchweig zu durchſuchen, ward er überall mit der größten Auszeichnung empfangen. Ernſt Auguſt, nunmehriger Kurfürſt von Hannover, ernannte ihn 1696 zu ſeinem geheimen Juſtizrath und Hiſtoriographen, mit dreizehnhundert Thalern Gehalt, freier Equipage und Bedienten; der Herzog von Wolfenbüttel gab ihm jährlich ſechshundert Thaler; der Zar Peter der Große, der ihn 1711 in Torgau kennen lernte, fand ſo viel Behagen an ihm, daß er ihm ebenfalls den Titel eines Juſtizraths ſchenkte und ihm ein Gehalt von tauſend Albertsthalern ausſetzte. Kaiſer Karl VI. wollte nicht zurückbleiben; er erhob ihn in eben dem Jahre, auf Vorſtellung des Herzogs Anton Ulrich von Wolfenbüttel, in den Reichsfreiherrnſtand, und fügte ein Jahrgeld von zweitauſend Reichsgulden hinzu.

Im Jahre 1700 hatte ſich Leibnitz nach Berlin begeben, um dort, auf Betrieb der liebenswürdigen und geiſtreichen Kurfürſtin Sophie Charlotte, der Gemahlin Friedrichs III. von Brandenburg, die Societät der Wiſſenſchaften einzurichten, welche unter dem veränderten Namen der Akademie der Wiſſenſchaften ſich noch heute der höchſten Blüthe erfreut, und durch die Ausdehnung, welche dieſer Anſtalt gleich bei ihrer Stiftung gegeben wurde, ſchon damals die reichſten Früchte für Pflege und Verbreitung des wiſſenſchaftlichen Geiſtes in Deutſchland trug. Auch blieb Leibnitz als Präſident fortdauernd für dieſelbe thätig, ſo wie er auch in der Folge ſtets einen lebhaften Briefwechſel mit Sophie Charlotte unterhielt, in welchem die tiefſten Fragen erörtert und die höchſten Probleme der Erkenntniß beſprochen wurden. Die nunmehrige Königin von Preußen (ſeit 1701) fand in Leibnitzens Erklärungen oft neue Schwierigkeiten, wogegen dieſer ihr vorhielt, da ſie das Warum des Warum wiſſen wolle. Bayles Werke, welche die Königin eifrig ſtudirte und deſſen Zweifel ſie widerlegt zu ſehen wünſchte, führten zu gründlichen Erörterungen über Religion und göttliche Weltregierung, und aus den über dieſe Gegenſtände mit der Königin gewechſelten Briefen entſtand Leibnitzens hoch geprieſenes Werk, die Theodicee, in welcher er ſeine Anſichten über jene Probleme in populärer Weiſe ausgeſprochen hat. Im Jahre 1713 ging Leibnitz nach Wien,

um dort eine ähnliche Verbindung der Gelehrten zu ſtiften; allein die Jeſuiten widerſetzten ſich dem aus aller Macht. Seine Entſchädigung war die Ehre, die ihm der Kaiſer ſelbſt und noch mehr der berühmte Prinz Eugen bewies, der mit der Lernbegier eines jungen Schülers ſeine Unterhaltung ſuchte.

In ſeinen ſpäteren Jahren hatte Leibnitz viel von Gichtanfällen zu leiden, gegen welches Uebel er im Sommer 1716 zu Pyrmont Hülfe ſuchte, wo er abermals mit dem Zar Peter zuſammentraf. Er kehrte geſtärkt zurück, reiſete noch nach Halle, um ſich mit dem dortigen berühmten Profeſſor Wolf über Verſchiedenes zu beſprechen, erlag aber bald nach ſeiner Rückkehr nach Hannover der Uebermacht der Krankheit, deren Schmerzen er bis zum letzten Augenblick durch geiſtige Thätigkeit hatte zerſtreuen wollen. Er ſtarb in ſeinem Lehnſtuhl, nachdem er ſo eben die Feder aus der Hand gelegt hatte, am 14. Nov. 1716 im ein und ſiebzigſten Lebensjahre.

Leibnitz iſt, neben ſeinen ausgezeichneten Verdienſten für die Mathematik, die Naturwiſſenſchaften und die Geſchichte, als der Begründer der eigenthümlichen Deutſchen Philoſophie zu betrachten, nachdem ſchon funfzig Jahre vor ihm Jakob Böhme, ein Schuſter zu Görlitz, (1575—1624) das Weſen der Welt und der Gottheit in tiefen, aber verwirrten Vorſtellungen zu begreifen verſucht hatte. Indeß ſchloſſen ſich Böhmes Beſtrebungen mehr an die frühere Richtung der religiöſen Myſtik in Deutſchland. Auch Leibnitz hat ſeine Anſichten und Gedanken nicht als vollendetes und ausgearbeitetes Lehrgebäude hingeſtellt, ſondern ſich begnügt, in vielen einzelnen Schriften und Aufſätzen ſeine Principien an beſonderen Gegenſtänden zu entwickeln und zu erklären. Im Gegenſatz zu des Cartes Lehre, welche Denken und Seyn ſcharf trennte, ſo wie in nicht minderem Widerſpruch zu Spinozas Anſichten, der das Seyn hervorhob und alles Vorhandene auf die eine göttliche Subſtanz und deren Modificationen zurückführte, wovon weiter unten ausführlicher die Rede ſeyn wird, legte Leibnitz die Anſicht vom individuellen Daſeyn der einzelnen Gegenſtände ſeinem Philoſophiren zum Grunde. Aus der Exiſtenz zuſammengeſetzter Dinge oder Erſcheinungen folgerte er die Exiſtenz einfacher für ſich beſtehender Subſtanzen, die er Monaden nannte. Dieſe Monaden, ſagt er in ſeinen Principien der Philoſophie, ſind nicht materiell oder ausgedehnt, ſie entſtehen auch nicht oder vergehen auf eine natürliche Weiſe, ſondern können nur durch eine Schöpfung Gottes anfangen. Sie haben

gewiſſe Qualitäten und innere Thätigkeiten an und für ſich, ſind einfach in ſich beſchloſſen, und ihr individuelles Leben, welches zugleich die gemeinſame Einheit aller Monaden iſt, äußert ſich als Perception, d. h. bewußtloſe Vorſtellung und Trieb. Wo nun nicht bloß Perception, ſondern auch Unterſcheidung und Bewußtſeyn vorhanden iſt, da iſt neben dem natürlichen Leben auch auf Beſeelung zu ſchließen, und die bloß percipirenden Monaden ſind von den ſelbſtbewußten nur durch den ſtufenweiſen Gradunterſchied der Deutlichkeit getrennt. So vereinigte Leibnitz, von der Grundanſicht ausgehend, daß Alles, was wahrhaft iſt, ein inneres, eigenthümliches, ſich ſelbſt zeugendes Leben habe, in jeder einzelnen Monade das Seyn und Denken, das Ideale und Reale. Die materiellen Gegenſtände ſind nach ſeiner Meinung nichts Anderes, als percipirende Monaden im Zuſtande der mindeſten Thätigkeit, die nur in geringem Maaße zum Trieb gelangen, und zur Herſtellung der unorganiſchen Körper nur äußerlich durch den Raum verbunden ſind. In den beſeelten Körpern dagegen hat eine Monade die Herrſchaft über die übrigen, und die einzelnen Glieder des organiſchen Körpers haben unter der höchſten auch wieder vorwaltende Monaden.

Die Erkenntniß der Wahrheit beruht nach Leibnitz vornehmlich auf dem Princip, daß Alles ſeinen zureichenden, d. i. nothwendigen Grund haben müſſe. Dieſer zureichende Grund der Welt iſt Gott, der Urquell alles Seyenden und alles Möglichen; von ihm gehen alle Monaden aus, wobei ſich Leibnitz in einen Widerſpruch verwickelte, indem er andrerſeits auch die Monaden ganz ſelbſtändig geſetzt hatte. Die Verbindung dieſer für ſich abgeſchloſſenen Individuen, das Princip ihres Zuſammenhanges und ihrer Zuſammenſtimmung verlegte er ebenfalls in Gott, der ihnen ihre Beziehung und ihr Verhältniß zu einander zum Beſten der Welt vorher feſtgeſetzt habe. Dieſe Einrichtung, vermöge deren Alles ſo geordnet iſt, daß die urſprünglichen Veränderungen, die ſich in einer Monade entwickeln, den Verhältniſſen und Veränderungen der anderen entſprechen, nannte Leibnitz die präſtabilirte Harmonie. In nicht minderm Grade als die Endurſachen und Subſtanzen alles Daſeyns erregten die Erſcheinungen der ſittlichen Welt die Aufmerkſamkeit unſers tiefen Forſchers. Er verſuchte in der Theodicee den Gedanken durchzuführen, daß Gott unter den unendlich möglichen Welten die beſte ausgewählt habe; daß das Uebel aber nicht fehlen konnte, weil die Erde und der Menſch endlich ſeyn

sollten, die Endlichkeit aber das Uebel selbst ist. Gott will das Uebel an und für sich nicht, aber es ist zuweilen die einzige Bedingung des Guten. Der Wille des Menschen ist frei, denn wenn Gott auch Alles vorhersieht, so hebt dies die Freiheit des Handelns nicht auf, und die Einzelnen wählen das ewig zuvor Bestimmte nur in Folge der eigenen Selbstbestimmung.

Ein etwas jüngerer Zeitgenosse Leibnitzens war Christian Thomasius, geboren den 1. Januar 1655, gleichfalls Sohn eines Leipziger Professors, der sich um die Geschichte der Philosophie nicht unbedeutende Verdienste erworben hatte; und selber schon als Jüngling ein würdiger Lehrer in seiner Vaterstadt. Er schrieb 1688 die erste Deutsche Zeitschrift unter dem Titel: Lustiger und ernsthafter Monatsgespräche erster Theil. Sowohl in dieser als in seinen Vorlesungen über Ethik und Politik erlaubte er sich mehrere Aeußerungen, besonders über theologische Gegenstände, die für jene Zeiten sehr kühn waren. Er war ein Feind des alten Aristotelisch-scholastischen Philosophirens, nicht minder aber erklärte er sich gegen des Cartes Lehre und suchte vorzugsweise die praktische Seite der Philosophie hervorzuheben. Seine Freimüthigkeit zog ihm zuerst die Verfolgung der Leipziger Theologen und endlich gar die Landesverweisung zu. Als er 1690 aus den Thoren seiner Vaterstadt wandern mußte, ward, dem „Irrlehrer zum Schimpfe, das Armesündergläckchen geläutet. Allein er hatte den Trost, daß einige hundert Studirende ihm freiwillig in die Verbannung folgten. Mit ihnen ging er nach Halle, erbat sich in der damals dort befindlichen Ritterakademie einen Hörsal, und setzte daselbst seine Vorlesungen über Logik, Moral, Naturrecht u. s. w. mit großem Beifall fort. Daß er dieselben in Deutscher Sprache hielt, welches vor ihm noch nie auf einer Deutschen Universität geschehen war, vermehrte nur die Zahl seiner Zuhörer. Sein Ruf erneuerte am Berliner Hofe einen längst gefaßten Plan, zu den drei Landesuniversitäten (Königsberg, Frankfurt und Duisburg, welche letztere Kurfürst Friedrich Wilhelm im Jahre 1655 gestiftet hatte), noch eine vierte zu errichten. Dazu ward nun Halle ausersehen. Thomasius fuhr fort, als ordentlicher Lehrer der Rechte, und in der Folge als Rector der Universität, der neuen Pflanzung Ruf zu verschaffen. Auch Auswärtige klärte er durch seine kräftig ergreifenden Deutschen Schriften auf. Seine Hauptverdienste sind, daß er zuerst den Unsinn der Hexenprocesse mit siegender Klarheit ins Licht gestellt, und den jungen Gelehr-

ten das Beiſpiel gegeben hat, ihre Mutterſprache neben dem bisher allein gebräuchlichen Latein zur Darſtellung wiſſenſchaftlicher Gegenſtände auszubilden, um hierdurch den Vorwurf unwiſſender Ausländer, als ob dieſelbe zum Ausdruck edlerer Begriffe zu plump und ungelenk ſey, von ihr abzuwälzen. Er ſtarb allgemein verehrt, am 28. September 1728.

Neben Leibnitz und Thomaſius haben wir als dritten noch einen berühmten Rechtslehrer zu erwähnen. Samuel von Pufendorf war 1632 in Sachſen geboren und hatte in Leipzig und Jena Jurisprudenz, Philoſophie und Mathematik ſtudirt. Mit reichen Kenntniſſen ausgerüſtet beſtieg er 1661 den akademiſchen Lehrſtuhl zu Heidelberg und führte zuerſt das Staatsrecht in die Reihe der bisherigen Disciplinen ein. Sieben Jahre darauf trat er in Schwediſche Dienſte, die er ſpäterhin mit Brandenburgiſchen vertauſchte. Er ſtarb 1694 als geheimer Rath zu Berlin. Außer mehreren ausgezeichneten hiſtoriſchen Werken über die Thaten der Kurfürſten Friedrich Wilhelms und Friedrichs III. von Brandenburg iſt ſeine wichtigſte Schrift diejenige, welche den Titel de jure naturae et gentium führt. Wenn Hugo Grotius, der Begründer des philoſophiſchen Staats- und Völkerrechts, in ſeinem Werk von den natürlichen Rechten der Völker gegen Völker im Kriegs- und Friedenszuſtande (o. S. 95), davon ausgegangen war, daß der Staat, durch Uebereinkunft und Vertrag entſtanden, den höchſten Zweck habe, die Aufhebung des unſtatthaften Gemeinbeſitzes der noch unvertheilten Erde, die Einführung des ausſchließlichen Eigenthums und die Aufrechthaltung ſämmtlicher Rechte eines jeden gegen Alle zu bewirken, ſo ging Pufendorf noch einen Schritt weiter vorwärts, indem er als Princip des Staatsverbandes den Geſelligkeitstrieb der Menſchen aufſtellte und als deſſen Ziel die Sicherheit des gemeinſamen Lebens durch Verwandlung der inneren Gewiſſenspflichten in äußere Zwangspflichten bezeichnete *).

Der großen in der Lutheriſchen Kirche herrſchenden Verderbniß, deren wir oben erwähnten, arbeitete um dieſelbe Zeit ein trefflicher Mann, Philipp Jakob Spener (geb. zu Rappoltsweiler im Ober-Elſaß am 13. Januar 1635, geſt. als Propſt und Conſiſtorialrath zu Berlin am 5. Februar 1705) mit dem ſegensreichſten Erfolge entgegen. Alle ſeine Bemühungen waren darauf gerichtet die Theologie und das

*) Rixner, Geſchichte der Philoſophie, Bd. III. S. 81.

kirchliche Leben jenem todten Formel- und Buchstabenwesen, welches den meisten damals für das Wesen des Christenthums galt, zu entreißen und einen frommen Sinn zu erwecken, welcher das ganze Leben mit einem praktisch-religiösen Streben und Handeln durchdränge. Mit einer wahrhaft bewundernswürdigen, bis in die letzte Zeit seines Lebens ununterbrochen fortgesetzten, rastlosen Thätigkeit wirkte er durch Unterricht, Predigten und Schriften auf dieses Ziel hin, und sein eigenes Leben stellte das musterhafteste Beispiel von jenem thätigen Christenthum auf, zu dem er alle so sehnlich zu leiten wünschte. Er war ein theilnehmender Freund, ein Vater der Armen und Hülfsbedürftigen, die nie ungetröstet von ihm gingen, ein milder Vorgesetzter für seine Untergebenen, ein treuer, wohlwollender College für seine Amtsgenossen, ein Vorbild häuslicher Tugend im Umgange mit seiner Gattin und in der ernsten und doch liebreichen Zucht seiner Kinder *). Die heilsame Aufregung der Gemüther, die er durch seine Lehren und Ermahnungen hervorbrachte, war so groß, daß er mit Recht als ein neuer Reformator der an tiefen Gebrechen krankenden Lutherischen Kirche betrachtet wird. Er wünschte, daß Wandel und Sitten sich wieder dem einfachen, eingezogenen, enthaltsamen Leben der ersten Christen nähern möchten. Einige seiner Anhänger in Leipzig, zu denen besonders der nachher berühmt gewordene Magister August Hermann Franke gehörte, und ihre Schüler zeichneten sich durch ein ernstes, stilles, zurückgezogenes Leben aus, glaubten aber den neuen Geist, der sie beseelte, auch äußerlich in Kleidung, Sprache, Mienen und Geberden an den Tag legen zu müssen. Sie enthielten sich mit seltsamer Uebertreibung vieler an sich durchaus nicht sündhaften körperlichen und geistigen Genüsse, des Tanzes, des Theaters, des Scherzes, des Besuchs von Gesellschaften, des Kartenspiels u. s. w. und zogen sich dadurch den Spottnamen Pietisten zu. Ihrer würdigeren und tieferen Bestrebungen wegen wurden sie von den Orthodoxen gewöhnlichen Schlages, welche dafür keinen Sinn hatten, verfolgt und angefeindet. Man legte ihnen Irrthümer im Glauben und in der Lehre zur Last, und damit begann eine neue Reihe von Kämpfen in der Lutherischen Kirche, die pietistischen Streitigkeiten genannt. Spener selbst wurde dabei das Ziel äußerst heftiger und leidenschaftlicher Angriffe, zeigte aber auch hier jene Mäßigung, Sanftmuth,

*) Hoßbach, P. J. Spener und seine Zeit, Th. II. S. 148.

Seelenruhe und Geisteshelterkeit, die ihn in all seinem Thun so vorzüglich auszeichnete. Was man an Spener Pietismus nennen konnte, war, wie sein geistvoller Biograph sagt, eine ganz andere Erscheinung als jenes ängstliche, trübe, am Einzelnen und Unbedeutenden hangende Wesen, als jenes krampfhafte Abmühen mit Reuegefühlen und Bußübungen, als jener im Gewande äußerlicher Demuth einhergehende geistliche Hochmuth, als jenes erzwungene, geistlose, phantastische Spiel mit einer angelernten Frömmigkeit, in die er später ausartete *). Die unbedingte Verachtung der Welt ist bei Allen, denen das völlige Zurückziehen in sich selbst nicht ein unabweisliches, höheres Bedürfniß ihrer Natur ist, eine traurige Verirrung, die ihnen herrliche Seiten des menschlichen Daseyns, das ganze Reich der Schönheit und der Kunst, verschließt, und sie für diese Gaben der Gottheit unempfindlich macht.

11. England unter Karl II.
(1660—1685.)

Karl II. war dreißig Jahre alt, da er zum Throne gelangte. Ein schönes männliches Aeußere, angenehme Sitten, Leutseligkeit und eine leichte, heitere Gemüthsart erhöhten die Neigung des Volkes für ihn, die seine rührenden Schicksale ihm bereits erworben hatten. Noch lange hallten im Reiche die ersten Anklänge der allgemeinen Freude nach; ja sie wurden noch verstärkt, da man sah, daß der neue Regent die achtungswürdigsten Männer des Königreichs in seinen Staatsrath nahm, und besonders den allverehrten Lord Hyde Grafen von Clarendon zu seinem ersten Minister machte. Hingerichtet wurden von den Richtern Karls I. der Generalanwalt Coke und der öfter erwähnte Harrison mit fünf anderen, so wie die Obersten Axtell und Hacker, welche den königlichen Gefangenen bewacht hatten (o. S. 240). Dasselbe Schicksal traf den Caplan Hugh Peters. Alle bestiegen muthig und gefaßt das Blutgerüst. Als sie ermahnt wurden die Verbrechen ihres früheren Lebens zu bereuen, erwiederten sie: für ihre Sünden hätten sie Buße gethan und seyen der Vergebung gewiß; das aber wagten sie nicht zu bereuen, daß sie Antheil gehabt an dem Tode des letzten Kö-

*) Hoßbach, a. a. O. Th. II. S. 199.

ngs, denn eine gute That bereuen wäre ein Vergehen wider Gott. Sie seyen stolz um ihrer Handlungen willen den Tod zu leiden, und ihr Martyrium werde das glorreichste Schauspiel seyn, das die Welt eit Christi Leiden gesehen. An ihren Verfolgern sey es, zu zittern; schon sey des Herrn Hand aufgehoben, das unschuldige Blut zu rächen; nach kurzer Frist werde die Sache des Königthums vor der Sache der Freiheit in den Staub sinken. Einige Zeit darauf ward auch der Proceß gegen Lambert und Vane eröffnet. Der erstere flehte die Gnade des Königs an und ward nach Guernsey verbannt; Vane aber bewahrte seine republikanische Gesinnung bis zum letzten Augenblick, und wies nach, wie das lange Parlament durch den Beschluß, daß es ohne eigene Zustimmung nicht aufgelöst werden könne, zu einer mit der königlichen gleichen Gewalt gekommen sey, wie hierauf in dem zwischen diesen beiden Gewalten entstandenen Krieg Gott, von dem keine unrechte Entscheidung kommen könne, dem Parlament den Sieg verliehen habe. Dieses habe von der Zeit an den Staat beherrscht, und was er danach dessen Ansehen gehorsam vollbracht habe, könne ihm unmöglich zum Verbrechen angerechnet werden. Dennoch wurde er zum Tode verdammt, und die Richter erklärten, daß nach dem Tode Karls I. Karl II. als sofort in den Besitz der königlichen Gewalt getreten zu betrachten sey. Vanes Hinrichtung geschah auf Towerhill, wo vor ein und zwanzig Jahren Straffords Haupt gefallen war, zu dessen Sturz er ein vorzügliches Werkzeug gewesen war. Selbst an Todten übten die Royalisten ihre Rache. Cromwells, Bradshaws und Iretons Leichname wurden aus ihren Grüften gerissen, nach Tyburn geschleift, an den Galgen gehängt, und dann unter demselben eingescharrt.

Die ersten Verrichtungen des neuen Parlaments bestanden in der Festsetzung der Einkünfte der Krone. Und so wirksam war die Zuneigung der Unterthanen zu ihrem neuen Fürsten, daß man diesem Karl mehr bewilligte, als jemals einem Könige von England zugestanden worden war, nämlich 1,200,000 Pf. jährlich. Das Heer wurde abgedankt, bis auf 5000 Mann, die man als Garnisonen im Lande vertheilte. Hierauf erhielt die Episcopalkirche ihre alten Rechte zurück; gegen die Presbyterianer wurden die früheren Verordnungen wieder in Kraft gesetzt. Die Schotten, von so langen krampfhaften Bewegungen erschöpft, ließen sich ebenfalls den vordem so eifrig vertheidigten Covenant aus den Händen winden, und widerriefen alle Be-

ſchlüſſe, die ſie ſeit 1638 gegen die Regierung hatten ausgehen laſſen Nur der Graf von Argyle, die Seele aller Schottiſchen Volksaufſtände, und ein fanatiſcher Prieſter, Namens Guthrie, der noch nach der Reſtauration eine Verſammlung berufen hatte, um den König an ſeine Pflichten zu erinnern, wurden hingerichtet. So ſehr verabſcheute man die mögliche Wiederkehr der erlebten Gräuel, daß das Engliſche Parlament in einer eigenen Acte jeden für einen Hochverräther erklärte, der jemals wieder von Gefangennehmung oder Anklage des Königs ſprechen oder eine Republik zurückwünſchen werde. Und auch da ward die wiedergewonnene Sicherheit und Ruhe nicht geſtört, als über zweitauſend presbyterianiſche Pfarrer ihre Stellen verließen, weil ſie ſich der zu Gunſten der biſchöflichen Kirche vom Parlament erlaſſenen Uniformitätsacte nicht fügen wollten, obſchon die Beſtätigung dieſer Acte durch den König eine offenbare Verletzung ſeiner bei der Reſtauration gegebenen Verheißung ungeſtörter Gewiſſensfreiheit war.

Im Jahre 1662 heirathete Karl eine Portugieſiſche Prinzeſſin, die ihm die Feſtungen Tanger in Afrika und Bombay in Oſtindien, und eine baare Mitgift von 300,000 Pfund Sterling zubrachte. Einige Jahre nachher (1665) brach ein Krieg mit Holland aus, den die Nation aus Handelseiferſucht wünſchte, und der mit Karls Abſichten, welcher die damals in Holland herrſchende, ſeinem Schweſterſohn, dem jungen Prinzen von Oranien Wilhelm III., entgegenſtrebende Partei (o. S. 294) demüthigen wollte, nicht weniger übereinſtimmte. Man bekämpfte ſich in Europa, Afrika und Amerika, wie oben erzählt worden iſt, mit großer Erbitterung, aber ohne Entſcheidung. Ermüdet bot Karl endlich den Frieden an, der am 31. Juli 1667 zu Breda geſchloſſen ward, und den Engländern den Beſitz des von ihnen während des Krieges eroberten Neu-York beſtätigte.

Zu der häufig gemachten Bemerkung, daß die Geſchichte die vortrefflichſte, aber zugleich die am ſchlechteſten befolgte Lehrerin des politiſchen Handelns ſey, hat nicht leicht ein Monarch ein treffenderes Beiſpiel gegeben als Karl II. Statt des Ernſtes, der Beſonnenheit und der überlegteſten Maßregeln, welche die Eindrücke der nächſten Vergangenheit, das Schickſal ſeines Vaters und die Ereigniſſe ſeiner eigenen Jugend in ſeinem Gemüthe hätten hervorrufen ſollen, gewann ſein angeborner Leichtſinn bald ſo ſehr die Oberhand über ſeine natürlich guten Anlagen, daß er nur um des Genießens willen den Thron beſtiegen zu haben ſchien. Die Einkünfte des Staats vergeudete er

mit Buhlerinnen und Schwelgern, das Parlament behelligte er nur mit Geldforderungen, um seine ungeheuren Schulden zu bezahlen, seine vormaligen Wohlthäter belohnte er mit Undank, um die Regierung bekümmerte er sich wenig, und als er im Jahre 1667 seinen treuesten und einsichtsvollsten Minister, Clarendon, abdankte, fiel er in die Hände solcher Rathgeber, die recht eigentlich darauf hinzuarbeiten schienen, ihm das Schicksal seines Vaters zu bereiten. Dies waren fünf Männer, Clifford, Ashley, Buckingham, Arlington und Lauderdale, die 1670 zu Gliedern des Staatsraths gemacht wurden, und diesem bei dem Volke den Namen der Cabal (Deutsch Cabale) zuzogen, den ein witziger Kopf aus den Anfangsbuchstaben jener fünf Namen zusammengelesen hatte. Das Haupt dieses Ministeriums war Lord Ashley, nachherieger Graf von Shaftesbury, ein Mann von großer Kraft und starken Leidenschaften, der seine Kühnheit auch in Schriften gezeigt hat, welche die Wahrheit der christlichen Religion angreifen. Er sagte, unterstützt von seinen vier Collegen, dem Könige unaufhörlich, daß man nichts Angelegentlicheres zu thun habe als das, was in Frankreich Richelieus und Mazarins eifrigstes Streben gewesen sey, was Ludwig XIV. nunmehr vollständig erreicht habe, nämlich die Krone so unabhängig als möglich zu machen. Jetzt zwar zeige das Parlament noch freundliche Gesinnungen, allein bald werde es den gewohnten Trotz wieder hervorsuchen und die Partei des Volks gegen den König ergreifen, so daß an Einheit in der Regierung und an Ruhe im Lande nicht eher zu denken sey, als bis das Ansehen des Parlaments gänzlich vernichtet wäre. So verderblich ein solches Beginnen dem Lande werden mußte, so grenzenloses Unglück es schon einmal über den vorigen König und seine Familie gebracht hatte, so unfähig war Karl es auszuführen. Die fünf Minister zerfielen auch bald unter sich der König wollte sich keinem ganz hingeben, und Shaftesbury ging, nachdem er seines Amts entsetzt worden war (1673), zuletzt sogar zur Oppositionspartei über. Doch brachten die Bestrebungen des Cabalministeriums, unterstützt von der Gesinnung des Königs, die wichtigsten Folgen für die innere und äußere Politik des Landes hervor. Es erfolgte jene Annäherung an Frankreich, um an Ludwig eine Stütze zur Bändigung der Gegenpartei im eigenen Lande zu erhalten, deren wir oben bereits mehrfach gedacht haben, und das Bündniß mit dieser Macht gegen Holland, zu dessen Aufhebung die Nation den König endlich durch Verweigerung der Kriegs-

ſteuern zwang (1674). Auch den Katholicismus ſuchte die Cabal, als die beſte Grundlage, worauf die Unumſchränktheit der Krone erbaut werden könnte, wieder hervor. Es war, als hätte man gar kein Gedächtniß mehr für die Begebenheiten der vorigen Zeit; man legte es recht eigentlich darauf an, ganz auf dem alten Wege die Nation zu erbittern. Der König neigte ſich, als die Wolluſt ihn ausgemergelt hatte, auf die Seite der Katholiken hin; Jeſuiten bekamen Einfluß in London; die Königin hatte ihre katholiſchen Seelſorger, des Königs Bruder, der Herzog von York, trat förmlich zu dieſem Bekenntniß über und machte Proſelyten; Karl ſelbſt klagte vor ſeinen Miniſtern mit Thränen im Auge über das harte Verhängniß, welches ihn nöthige, eine Religion zu bekennen, von der ſein Herz nicht erfüllt ſey. Als Jakob in ihn drang, ſeine Bekehrung öffentlich zu verkünden, wurde Ludwig XIV um Rath gefragt, der aber, ſo ſehr er eine ſolche Erklärung auch wünſchte, ernſtlich vor übereilten Schritten warnte. So begnügte ſich Karl durch eine königliche Verordnung (15. März 1672) die beſtehenden Geſetze gegen alle von der biſchöflichen Kirche getrennten Secten aufzuheben, aus keinem andern Grunde als um die Römiſch-Katholiſchen zu begünſtigen. Jetzt ſchwieg das Parlament nicht länger, obgleich es zwölf Jahre hindurch nichts als Nachgiebigkeit gegen den König gezeigt hatte. Die Verordnung mußte zurückgenommen werden, und ein Geſetz (die Teſtacte) ward 1673 gegeben, vermöge deſſen jeder, der ein öffentliches Amt bekleiden wollte, außer dem Eide der Treue, den er zu leiſten hatte, auch noch den Glauben an die Brotverwandlung abſchwören mußte. Hierdurch waren die Katholiken von allen Aemtern ausgeſchloſſen. Der Herzog von York legte ſogleich die Würde als Großadmiral der Flotten, welche er mit Ruhm und Auszeichnung bekleidet hatte, nebſt allen andern Stellen, die ihm vom Konige anvertraut waren, freiwillig nieder, noch ehe der Eid von ihm gefordert worden war, und machte dadurch ſeinen bis dahin geheim gehaltenen Uebertritt zur Römiſchen Kirche bekannt. Aus demſelben Grunde ſchied Lord Clifford, der das Amt des Schatzmeiſters im Cabalminiſterium bekleidet hatte, aus deſſen Mitte, Lord Danby trat an ſeine Stelle. Nicht begnügt mit dieſen Erfolgen, überreichte das Parlament im folgenden Jahr dem Könige eine Adreſſe, worin er gebeten wurde, ein allgemeines Faſten anzuordnen, damit das ganze Volk den Schutz des Allmächtigen anrufen möge zur Beſchützung der Kirche und des Staates gegen die

Ränke papistischer Recusanten, und danach noch einen Beschluß, daß alle katholisch gesinnten oder sonst schädliche Grundsätze hegenden Rathgeber der Krone ihrer Aemter entsetzt werden möchten, als welche namentlich die drei noch übrigen Mitglieder der Cabal, Arlington, Buckingham und Lauderdale bezeichnet wurden. In der That wurden die beiden ersteren entlassen. Darauf richteten sich die Plane der Opposition vorzüglich wider den Herzog von York, wogegen Karl ein neues Bündniß mit Ludwig schloß, in Folge dessen er von Frankreich ein Jahrgehalt von 100,000 Pfund empfing, welches ihn in den Stand setzte, das widerspenstige Parlament länger als zwei Jahre hindurch zu vertagen und dieses Verfahren auch späterhin öfter zu wiederholen, so daß er in den letzten vier Jahren seiner Regierung ohne die Stände des Reichs regierte. Trotz dem gelang es zunächst dem wiedereröffneten Parlament, von der Stimmung des Volks unterstützt, welches sich gerade damals durch eine vorgebliche Verschwörung der Papisten zur Vernichtung des Protestantismus in England in der höchsten Aufregung befand, den König zur Bestätigung einer Bill zu bringen, daß fortan die Katholiken weder Sitz im Parlament haben sollten, noch in der Umgebung des Königs oder in seinem Palaste sich aufhalten dürften, ja Lord Shaftesbury im Oberhause so wie Lord Russel im Unterhause schlugen geradezu vor, Karl um Entfernung des Herzogs von York aus seiner Nähe zu ersuchen. Auch dies gestand der König zu, in der Hoffnung seine Gegner zu entwaffnen; als aber diese Nachgiebigkeit vielmehr zur Anklage des Lord Schatzmeisters Danby führte, befahl Karl die Auflösung des Parlaments, nachdem es achtzehn Jahre lang gedauert. Allein auch die bald darauf (6. März 1679) zusammentretende neue Versammlung wollte von Danbys Anklage nicht abstehen, obgleich der König sich zu dessen Entsetzung bereit erklärte, und das Unterhaus faßte am 15. Mai einen Beschluß, vermöge dessen der Herzog von York förmlich von der Thronfolge ausgeschlossen ward. Außerdem mußte der König ein Gesetz genehmigen, welches jedem Engländer, der in Verhaft zunommen wird, Verhör und Urtheil in möglichst kurzer Zeit zusichert. Dies ist die berühmte Habeas corpus Acte, ein wichtiger Theil der Englischen Freiheit.

Nicht minder heftig zeigte sich das dritte Parlament des Königs, welches sogar auf Befehl desselben in Oxford seine Berathungen halten mußte, um dem Einfluß der in der Hauptstadt herrschenden Factionen

weniger ausgeſetzt zu ſeyn. Trotz dieſer Vorſicht nahm das Unterhaus ſogleich die Ausſchließung des Herzogs von York wieder vor, ſo daß ſich Karl genöthigt ſah, daſſelbe ſchon nach vierzehn Tagen wieder aufzulöſen (27. März 1681). Von jener begeiſterten Liebe, mit welcher die Nation vor zwanzig Jahren ihren König bewillkommt hatte, waren in den letzten Jahren ſeiner Regierung wenige Spuren mehr übrig. Mehrere Verſuche, die er zu ſpät machte, um die Neigung des Volks wieder zu gewinnen, waren nur Zeugen ſeiner Schwäche und ſeiner Reue. Da er keine Kinder hinterließ, ſo war ſein verhaßter Bruder Jakob, Herzog von York, ſein nächſter Erbe; allein obſchon das Oberhaus die Ausſchließungsbill verworfen hatte, war doch kaum zu hoffen, daß dieſer den Thron ohne Widerſtand beſteigen werde. Vielmehr dachte man an deſſen zwei Töchter erſter Ehe, Maria und Anna, die noch beide in der proteſtantiſchen Religion erzogen waren, und von denen die älteſte ſeit 1677 an den trefflichen Prinzen Wilhelm III. von Oranien, Statthalter der Vereinigten Niederlande, die zweite ſeit 1684 an den Bruder des Königs von Dänemark vermählt war. Die Anhänger des Hofes, nunmehr Torys, und die des Volkes, jetzt Whigs*) genannt, ſtanden einander ſchon wieder mit großer Erbitterung gegenüber und zeigten dem Lande von Neuem die bedrohliche Ausſicht eines Bürgerkrieges. Gegen mehrere der Häupter der Whigpartei wurde ſogar die Anklage einer Verſchwörung gegen den König erhoben. Joſias Keeling, ein Salzhändler, der in einem an der Straße von London nach Newmarket belegenen Meierhofe, Rye-House genannt, wohnte, entdeckte dem geheimen Rathe ein Complott mehrerer Leute aus untergeordneten Klaſſen, um die Stadt London unter die Waffen zu bringen und den König, wenn er nach Newmarket führe, aus den Fenſtern jenes Hauſes durch Flintenſchüſſe zu tödten. Zugleich gab er an, daß der Herzog von Monmouth, ein natürlicher Sohn des Königs, der Graf Eſſex, Lord Howard, Lord Grey, Lord Ruſſel, Algernon Sidney und Hampden, die Führer der Whigs, um die Ver-

*) Mit dem Namen Torys wurden urſprünglich diejenigen katholiſchen Einwohner Irlands gebrandmarkt, welche ihres ererbten Grundbeſitzes beraubt, durch Plünderung der Engliſchen Anſiedlungen Unterhalt und Beute ſuchten (o. S. 202), und auf die Mitglieder der königlichen Partei angewendet, ſollte dieſe Benennung geheime Hinneigung zum Papismus und Deſpotismus bezeichnen. Whigs hießen zuerſt diejenigen Schottiſchen Landleute, welche ſich für den Covenant gegen die Rechte der Krone in Bezug auf kirchliche Angelegenheiten erklärten. Auf die Oppoſition im Parlament übertragen, erhielt das Wort eine allgemeinere Bedeutung.

ſchwörung wüßten und dieſelbe leiteten. Sogleich wurden einige Verhaftungen vorgenommen; Oberſt Rumſay und der Advocat Weſt ſtellten ſich freiwillig als Theilnehmer, um durch ihr Geſtändniß und ihre Angabe über die Mitverſchworenen des Königs Gnade zu erkaufen; der Herzog von Monmouth und Lord Grey entkamen nach Holland, Graf Eſſex gab ſich ſelbſt den Tod im Gefängniß. Nachdem mehrere der geringeren Theilnehmer des Complotts verurtheilt worden waren, erſchien Lord Ruſſel vor den Geſchworenen. Er war es, der die Ausſchließungsbill gegen die Thronfolge des Herzogs von York vor allen andern betrieben hatte. Auch jetzt behauptete er, mit den Häuptern der Whigs nur zur Aufrechthaltung der durch Jakob von York bedrohten proteſtantiſchen Religion, welche durch die Geſetze des Landes anerkannt und geſichert ſey, geheime Unterhandlungen gepflogen zu haben; eben ſo ſey in dieſen Berathungen niemals von etwas andern als von geeigneten Mitteln, durch welche Jakobs Succeſſion verhindert werden könne, die Rede geweſen; die Zeugen aber, welche man gegen ihn aufgeſtellt habe, ſeyen ſämmtlich deſſelben Verbrechens beſchuldigt und ihre Ausſagen deshalb ungültig. Trotz dem ſprach die Jury das Schuldig über den Angeklagten, deſſen Leben die Bitten ſeiner Gemahlin beim Könige nicht zu retten vermochten. Auch ſein alter Vater, der Graf von Bedford, bot der Herzogin von Portsmouth, der Buhlerin Karls, vergeblich 100,000 Pfund für die Begnadigung ſeines Sohnes. Noch größere Theilnahme als Ruſſels Schickſal erweckte der Proceß Algernon Sidneys unter allen Ständen des Volkes. Er war einer der eifrigſten Republikaner und feſt überzeugt, daß das wahre Wohl der Nationen nur bei dieſer Staatsform gedeihen könne. Talent und Geburt — er war der zweite Sohn des Grafen Robert von Leiceſter — erhoben ihn nach dem Sturz Karls I. zum erſten Range unter den Häuptern der ſiegenden Partei, aber Cromwells ſelbſtherriſche Anmaßungen bewogen ihn ins Privatleben zurückzutreten. Seinen Grundſätzen treu, nahm er dann wieder an der Oppoſition gegen Karls Regierung den eifrigſten Antheil. Auch er wies den einzigen gegen ihn aufgeſtellten Zeugen, Lord Howard, zurück, weil dieſer, wie er ſelbſt angeklagt, durch die Beſchuldigung Anderer ſich zu retten ſtrebe, und wurde ungeachtet dieſes begründeten Einwandes wie Ruſſel verdammt. Als ihm das Urtheil verkündet wurde, brach er in die Worte aus: „Gott, mein Gott, ſo bitte ich dich denn meine Leiden zu heiligen und mein Blut nicht dem Lande Schuld zu geben. Gehe deshalb

nicht ins Gericht, ſondern laß, wenn unſchuldiges Blutvergießen gerächt werden muß, die Strafe nur über diejenigen kommen, die mich boshafter Weiſe verfolgen.“ Der Oberrichter, Sir Georg Jeffreys, bekannt durch übergroße Ergebenheit gegen den Thron und wüthenden Haß gegen die Partei der Whigs, erhob ſich bei dieſen Worten und ſprach: „Ich bitte Gott, daß er euch die Gemüthsſtimmung verleihe, deren man bedarf, um in die andere Welt zu gehen, denn ich ſehe, ihr ſeyd nicht in dieſer Verfaſſung.“ — „Mylord, antwortete Sidney, fühlt meinen Puls und ſeht zu, ob ich in Unruhe bin. Gott ſey Dank, ich war nie in beſſerer Stimmung als eben jetzt.“ Mit demſelben Gleichmuth legte Sidney auf Towerhill ſein Haupt auf den Block. Hampden, ein Enkel des in der Revolution berühmt gewordenen, wurde nur zu einer Geldſtrafe von vierzig tauſend Pfund verurtheilt.

Auch in Schottland hatte Karls Regierung zu mehreren aufrühriſchen Bewegungen Anlaß gegeben, die indeß mehr religiöſer als politiſcher Natur waren. Nach dem Erlaß der Uniformitätsacte zeigten die weſtlichen und ſüdlichen Grafſchaften einigen Widerſtand gegen die Aufnahme ihrer neuen Geiſtlichen; die Mehrzahl des Landvolks enthielt ſich des Beſuchs der Kirchen und folgte ihren alten verſuchten Predigern in die Wälder und Klüfte, um das reine Wort des Herrn zu vernehmen. Die harten Maßregeln, welche die wieder eingeſetzte hohe Commiſſion gegen dieſe Zuſammenkünfte ergriff, konnten die Widerſpenſtigkeit nur vermehren, und als ein Truppencorps unter Sir James Turner in jene Gegenden geſchickt wurde, die verhängten Strafen zu vollziehen und Gehorſam zu erzwingen, brachten die Grauſamkeiten der Soldaten die Bauern zum offenen Aufſtande. Turner ſelbſt wurde überfallen und getödtet. Alsbald erneuerten die Aufrührer den Covenant, wählten den Oberſten Wallace zu ihrem Anführer und zogen auf Edinburg. Aber bei Rullingreen unfern der Pentlandhügel wurden ſie von den königlichen Truppen unter dem General Dalziel ereilt und geſchlagen. Von hundert und dreißig Gefangenen wurden die meiſten hingerichtet (1667). Zwölf Jahre darauf kam es zu einem neuen Aufſtande, da weder die ſogenannten Feldpredigten unterdrückt waren, noch die harte Bedrückung des Landvolks durch einquartirte Soldaten in der Zwiſchenzeit aufgehört hatte. Vorzüglich hatte ſich der Erzbiſchof von St. Andrews, Sharp, der als der Haupturheber aller jener Gewaltſamkeiten gegen die Covenanter angeſehen wurde, den Haß derſelben zugezogen, und viele unter ihnen glaubten ſich berufen das Urtheil des Herrn an dem Ver-

räther zu vollziehen, der ſeine Hände ſo viel Jahre lang im Blut der Heiligen gebadet habe. Endlich beſchloſſen neun von ihnen, unter Anführung eines gewiſſen Hackſton von Ratherhill, nachdem bereits der Mordverſuch eines Einzelnen mißglückt war, die That zu vollführen. In der Nähe von St. Andrews begegnete ihnen der Prälat im Wagen. Erfreut über die Schickung Gottes, welche ihnen den Verhaßten in die Hände lieferte, hielten ſie die Pferde ſogleich an und nöthigten den Erzbiſchof mit den Worten: „Judas, komm hervor" auszuſteigen. Darauf kündigten ihm die Schwärmer an, daß ſie keine perſönliche Feindſchaft gegen ihn hegten, aber Gott habe ihnen die Pflicht ihn zu tödten auferlegt, er möge ſich zum Tode und zum Gericht des Herrn bereiten. Ungeachtet alles Flehens hieb ihn John Balfour über den Kopf und die übrigen vollendeten den Mord. Das Gelingen dieſer That ward von Vielen als ein ſichtbares Zeichen von der Gnade des Herrn betrachtet, und als der Oberſt Graham von Claverhouſe einige Tage darauf eine große Verſammlung der Covenanter, welche zu Drumclog gehalten wurde, mit einigen Abtheilungen Cavallerie auseinander jagen wollte, wurde eine Anzahl ſeiner Leute erſchlagen und er ſelbſt mit den übrigen zur Flucht nach Glasgow genöthigt. Wenn die Aufrührer die erſte Beſtürzung, die ſich nach ihrem Siege unter den Behörden verbreitete, benutzt hätten, würden ſie wahrſcheinlich große Fortſchritte gemacht und zahlreichen Zulauf erhalten haben, aber ſie verbrachten die koſtbare Zeit mit geiſtlichen Controverſen und Disputationen. So ſchlug ſie der Herzog von Monmouth mit leichter Mühe bei der Bothwellbrücke (22. Juni 1679), und die Empörer unterwarfen ſich größten Theils, indem ſie ihre Kirchen beſuchten und die von den Biſchöfen eingeſetzten Prediger anhörten. Nur die wildeſten Schwärmer begleiteten einen ihrer Anführer, den berühmten Cameron, in die Wildniſſe, welche ihn vor ſeinen Verfolgern verbargen. Durch ſeine glühenden Reden ermuthigt und überzeugt, daß Karl Stuart durch Verwerfung des Covenants, der Bedingung unter welcher er die Krone von England empfangen, aller ſeiner königlichen Rechte verluſtig ſey, erließen ſie — in Allem nur ſechszig Männer — eine Erklärung, in welcher ſie unter der Fahne des Herrn Jeſus Chriſtus, des Feldherrn ihrer Seligkeit, dem Könige als Uſurpator und Tyrannen den Krieg verkündeten, und Cargill, ein Genoſſe Camerons, that ſogar in einer covenantiſchen Verſammlung zu Torwood in Stirlingſhire den König in den Bann. „Ich, ein Diener Jeſu Chriſti — ſprach er — und

kraft der von ihm empfangenen Macht und Gewalt erkläre in ſeinem Namen und auf Geheiß ſeines Geiſtes Karl Stuart II., wegen Gottesverachtung, Meineids, ehebrecheriſcher und blutſchänderiſcher Unzucht, Völlerei und Heuchelei gegen Gott und Menſchen, für excommunicirt, ſtoße ihn aus der wahren Kirche und übergebe ihn dem Satan.“ Denſelben Spruch verkündete er über Jakob von York wegen Abgötterei, und über den Herzog von Monmouth, weil er das Volk Gottes bei der Bothwellbrücke überfallen habe, und fügte hinzu, daß keine Macht auf Erden ohne förmliche öffentliche Buße die Ausgeſtoßenen wieder in den Schooß der Kirche aufnehmen könne. Als die gegen dieſe Schwärmer ausgeſandten Dragoner ſie zu Airmoß in der Grafſchaft Kyle überraſchten, eilte Cameron mit den Worten: „Schone die Unreiferen, o Herr, und nimm nur die Reifſten,“ muthig den Feinden entgegen und blieb im Gefechte. Von der Zeit an nannten ſich ſeine Anhänger Cameronianer und gewannen im Stillen viele glaubenseifrige Gemüther. Der geheime Rath von Schottland verhängte die härteſten Strafen über die Mitglieder dieſer Secte, ohne ſie unterdrücken zu können. Standhaft litten viele den Tod und ſchlugen die angebotene Gnade aus, die ſie durch drei Worte, Gott ſegne den König, erkaufen konnten. Als der Herzog von York ſich um dieſe Zeit dem Wunſche des Parlaments gemäß aus der Nähe des Königs entfernen mußte, beauftragte ihn dieſer mit der Regierung Schottlands, und der Herzog bezeichnete gleich den Anfang ſeiner Verwaltung durch Milde und größere Duldung gegen die Puritaner. Allein dieſe glückliche Zeit für die Bedrückten dauerte nur drei Jahre, indem Karl nach der Auflöſung des Oxforder Parlaments, entſchloſſen keine neue Verſammlung der Reichsſtände zu berufen, ſeinen Bruder zur Rückkehr nach England einlud. Nach Yorks Entfernung brachte der Kanzler von Schottland, Georg Gordon, Graf von Aberdeen, die Geſetze gegen die Conventikel und die Covenanter härter als jemals in Ausführung und bemühte ſich durch ein furchtbares Schreckensſyſtem alle widerſpenſtigen Secten mit Stumpf und Stiel auszurotten. —

Am zweiten Februar 1685 fiel der König plötzlich in eine heftige Krankheit, die ſeinem Leben ein ſchnelles Ende zu bereiten drohte. Am Abend vor ſeinem Tode näherte ſich der Herzog von York dem Bette des Kranken, und fragte ihn, ob er nach einem katholiſchen Prieſter ſchicken ſolle. „Um Gottes willen thue das, erwiederte Karl, aber wirſt es dich auch keiner Gefahr ausſetzen?“ Jakob verachtete dieſe Beſorgniß

nah alsbald erſchien Huddleſton, ein Geiſtlicher der Römiſchen Kirche, im Zimmer des Königs. Nachdem alle Anweſenden entfernt worden waren, äußerte Karl dieſem ſeinen Wunſch, in der Gemeinſchaft der allgemeinen Kirche zu ſterben, worauf Huddleſton die Beichte des Königs empfing, ihm den Leib des Herrn reichte und endlich dem Sterbenden die letzte Oelung ertheilte.

---

12. Jakob II.
(1685—1688.)

Nach dem Tode Karls II. ſtand die Mehrzahl des Engliſchen Volkes in ängſtlicher Erwartung vor den verhüllten Ereigniſſen der Zukunft; indeß beſtieg trotz der Ausſchließungsbill Jakob den Thron ohne Widerſtand, ja ohne daß ein Laut der Unzufriedenheit vernommen wurde. Er trat die Regierung mit einer Rede in dem geheimen Rathe an, die ſo voll von großmüthigen Verſprechungen war, daß Jedermann wieder Muth und Hoffnung faßte. Aber es waren nur Worte geweſen, denn aus den erſten Handlungen dieſes ſtarrſinnigen Königs ging ſogleich hervor, daß er es darauf angelegt habe, die beiden Heiligthümer, um deren willen die Nation bisher Blut und Vermögen aufgeopfert hatte, die religiöſe und bürgerliche Freiheit, von Grund aus zu vernichten. Er ſchickte Geſandte an den Papſt, und beſuchte im Angeſichte des Volkes die Meſſe, machte bekannt, ſein Vorgänger ſey in der katholiſchen Religion geſtorben, erhob Abgaben aus ſeiner Machtvollkommenheit, und that alle dieſe kühnen Schritte mit einer Zuverſicht, als ob die Krone in England niemals Widerſtand gefunden habe, als ob ſein Vater von dem empörten Volke nicht hingerichtet worden ſey und er nicht ſelbſt als Flüchtling fremde Reiche durchirrt habe. Selbſt Papſt Innocenz XI., ja der herriſche Ludwig XIV. fanden für gut ihm Mäßigung anzurathen.

Jakobs Verfahren vernahm der Herzog von Monmouth, der ſich damals in Holland aufhielt, mit großer Freude. In der ſichern Erwartung einer allgemeinen Unzufriedenheit mit der Regierung und im Vertrauen auf ſeine eigene Beliebtheit beim Volke und ſeine Verbindung mit den Häuptern der Whigs hatte er längſt Alles vorbereitet, um mit einer kleinen Mannſchaft an der weſtlichen Küſte von England zu landen, wo, wie er hoffte, die Mißvergnügten ſich ſchaarenweiſe unter

ſeinen Fahnen ſammeln würden. Er kam nur mit hundert und funfzig Begleitern, nahm unbeſonnen genug den Titel eines Königs von England an und bemächtigte ſich mehrerer Städte; aber das Parlament ſetzte ſofort einen Preis auf ſeinen Kopf, und obgleich Jakob ſelbſt nur wenige Truppen zu ſeiner Verfügung hatte, die er noch dazu meiſtentheils in London zur Bändigung etwaiger Aufſtände zurückehalten mußte, ſo gelang es doch dem Grafen Faversham, der die Milizen der Grafſchaften aufgeboten hatte, in Verbindung mit einer regulären Reiterabtheilung, die Anhänger des verwegenen Herzogs, welche inzwiſchen bis auf dreitauſend Mann angewachſen waren, auf dem Segdemoor zu überwältigen. Am folgenden Tage wurde Monmouth ſelbſt von ſeinen Verfolgern auf der Flucht ergriffen; ſie fanden ihn in einem Graben unter dichtem Farrenkraut verſteckt. Sein übereilter Verſuch hatte ſo ſehr das Anſehen eines leichten Jugendſtreichs, er bat den König fußfällig ſo rührend um Vergebung, daß Jedermann glaubte, Jakob werde dem Sohne ſeines Bruders verzeihen. Aber der König war unerbittlich. Der bedauernswerthe Monmouth ſtarb nicht nur (und zwar erſt nach dem fünften Streiche) auf dem Blutgerüſt, ſondern der ſchon genannte Oberrichter Jeffreys erhielt auch den Auftrag, in den Gegenden, wo der Herzog durchgekommen, an der Spitze einer Abtheilung Soldaten die ſtrengſten Nachforſchungen über deſſen Anhänger anzuſtellen und dieſelben unmittelbar zu beſtrafen. Einen Theil ſeiner Arbeit hatte ihm der Oberſt Kirke ſchon abgenommen, indem er das Kriegsgeſetz gegen die gefangenen Rebellen in Anwendung gebracht hatte, um dieſelben größten Theils erſchießen zu laſſen. Dennoch ſtarben unter Jeffreys blutdürſtigen Händen noch mehr als drittehalbhundert Menſchen, gegen achthundert wurden nach Weſtindien transportirt, und das Gerücht von ſeinen Barbareien erfüllte das ganze Land mit Abſcheu gegen ihn und ſeinen Herrn, der ſein Verfahren vollkommen gebilligt hatte.

Die Leichtigkeit, mit welcher dieſe Verſchwörung unterdrückt worden war, erhöhte Jakobs Zuverſicht. Er erklärte dem Parlament am 9. November, daß die Sicherheit des Königreichs die Vermehrung der ſchwachen ſtehenden Armee um zehn bis elftauſend Mann erfordere, was er demnächſt ins Werk richten wolle, und daß er bereits viele Katholiken zu Officierſtellen befördert habe, da er die Loyalität dieſer Männer genügend kenne. Als das Parlament gegen dieſe Maßregeln, welche augenſcheinlich gegen die Grundlagen des Engliſchen Staats-

und Kirchenthums gerichtet waren, Widerſpruch erhob, wurde es mehrmals vertagt und endlich gar nicht mehr zuſammenberufen.

Damals ward in Frankreich eben die Aufhebung des Edicts von Nantes verkündet, und von den Flüchtlingen, die in dieſer Noth ihr Vaterland verließen, ſtrömten allein gegen funfzigtauſend nach England hinüber. Jakob nahm ſie auf und wies ihnen Wohnplätze an; aber da er zu gleicher Zeit auch in die Stellen der Verwaltung und Jurisdiction, ja ſogar in den geheimen Rath Katholiken brachte und ſie vom Teſteide dispenſirte, die gegen ſie beſtehenden Strafgeſetze aufhob und allgemeine Gewiſſensfreiheit proclamirte (5. Juli 1687), ſo konnte jenes einzeln ſtehende Factum keine Beruhigung gewähren und die grauenvollen Erzählungen der eingewanderten Franzoſen erhöhten das Mißtrauen der Engländer gegen ihren Herrſcher, der ihnen noch bigotter und hartherziger als der König von Frankreich erſchien. So hatte Jakob ſchon in dem kurzen Zeitraum von zwei Jahren eigenmächtiger in die Verfaſſung des Landes eingegriffen als ſein Vater in zwanzig Jahren, und die Zukunft zeigte ſeinen beſorgten Unterthanen noch ſchlimmere Ausſichten. Carmeliter, Benedictiner, Franziskaner und Jeſuiten kamen in ziemlicher Anzahl über das Meer und ließen ſich großen Theils in London nieder, wo auch die letzteren im Savoy-Gebäude ein Collegium zum Unterricht der Jugend einrichteten; die Katholiken in Irland, an deren Geneigtheit ſich Jakob eine Stütze gegen künftige Empörungen ſeiner Engliſchen Unterthanen erwerben wollte, wurden auffallend begünſtigt, den Univerſitäten wurden Katholiken zu Lehrern und Vorſitzern aufgedrungen, und das ganze Land in vier katholiſche Biſchofsſprengel getheilt. Der Beichtvater des Königs, der Jeſuit Eduard Petre, zum Cabinetsſecretär ernannt und öffentlich in den geheimen Rath aufgenommen, verwendete, unterſtützt von Jakobs Gemahlin, ſeinen ganzen Einfluß, um dieſen auf ſo verderblichen Wegen feſtzuhalten. So wurde am 21. April 1688 die Erklärung der Gewiſſensfreiheit wiederholt mit dem Zuſatze, daß der König feſt entſchloſſen ſey hinfort auf Verdienſte, nicht aber auf Eide als Erforderniſſe zu öffentlichen Aemtern zu ſehen. Damit dieſe Verordnung möglichſt allgemeine Kenntniß und Beachtung erlange, wurden die Biſchöfe der anglikaniſchen Kirche angewieſen, dieſelbe am 27. Mai, einem Sonntag, von allen Kanzeln verleſen zu laſſen. Sieben Biſchöfe fühlten ſich bewogen dem Könige eine Petition gegen eine ſolche Publication dieſer Verordnung zu überreichen, weil die letztere

auf dem Dispenſationsrechte des Königs vom Teſteide beruhe, ein Vorrecht, welches das Parlament öfter als ungeſetzlich bezeichnet habe. Jakob, der ganz andere Wirkungen von dieſer Maßnahme erwartete, empfing ſie ungnädig und ſagte, daß er ſich ſolcher Widerſetzlichkeit von der Engliſchen Kirche nicht verſehen habe, er ſey das unumſchränkte Oberhaupt derſelben, auch könne es ihnen gleichgültig ſeyn, ob der Inhalt der Verordnung geſetzlich oder ungeſetzlich ſey, da ſie nicht zu Vertretern der Landesgeſetze berufen ſeyen. Sie ließen die Drommete der Söhne Sheba's ertönen und riefen einen böſen Geiſt an das Tageslicht, dem ſie, einmal entfeſſelt, nimmer wieder Zügel anlegen und Halt gebieten würden, und machten ſich zu Werkzeugen von Leuten, deren Abſicht keine andere als das Verderben ſowohl der Kirche als des Staates ſey. Dagegen wandten die Biſchöfe ein, daß die Publication der Verordnung gegen ihr Gewiſſen ſey, deſſen volle Freiheit er eben durch dies Inſtrument verkünde, und ließen daſſelbe nicht verleſen. Erzürnt befahl der König die Bittſteller als Urheber und Unterzeichner eines aufrühreriſchen Libells in den Tower zu bringen. Dieſer Schritt erregte allgemeine Niedergeſchlagenheit. Das Volk verſammelte ſich ſchaarenweiſe in den Straßen und am Ufer der Themſe, und ſah traurig die verehrten Geiſtlichen überſchiffen. Noch mehr Antheil nahm es in den folgenden Tagen an ihrem Proceſſe, der einem Ausſchuſſe von Pairs übertragen ward. Das Benehmen der Biſchöfe war ſo muſterhaft, ihre Antworten ſo befriedigend und ihre Vertheidigung ſo beredt, daß die Richter nicht umhin konnten ſie von aller Schuld frei zu ſprechen. Ein lauter Jubel erfüllte die Straßen von London, als dies Urtheil bekannt ward; und Jakob mußte die Folgen ſeiner unklugen Uebereilung zu ſpät bedauern.

Ein Umſtand hatte bisher beſonders dazu beigetragen die Nation zu tröſten und in Ruhe zu erhalten, die Ausſicht nämlich auf des verhaßten Königs Tod, nach welchem ſeine proteſtantiſche Tochter, die Prinzeſſin von Oranien ihm folgen mußte, indem er weder in ſeiner erſten Ehe mit Anna Hyde, noch in der zweiten mit Maria von Eſte, der Tochter des Herzogs Alphons IV. von Modena, bisher einen männlichen Erben hatte erlangen können. Daher war die Nachricht, daß ein Prinz von Wales geboren ſey (10. Juni), ein Donnerſchlag für das ganze Reich, das nun keine Erlöſung aus ſeinem gegenwärtigen Zuſtande ſah. Ein dumpfes Gemurmel lief durch das Land, und bald

verbreitete sich ein Gerücht, das eben so leichtgläubig aufgenommen wurde, als es schlecht begründet war, der Knabe sey untergeschoben, damit die Regierung Englands in katholischen Händen bleibe. Viele Lords entfernten sich heimlich und gingen nach Holland hinüber; von andern erhielt der Prinz von Oranien schriftliche Aufforderungen sich der gedrückten Nation anzunehmen; eher wollte man Alles dulden als diesen Thronfolger. Wilhelm III., den wir schon als einen ausgezeichneten Feldherrn und Staatsmann kennen, unterhielt bereits seit längerer Zeit geheime Verbindungen mit den Mißvergnügten und glaubte jetzt den günstigen Augenblick zur Entthronung seines Schwiegervaters, den er sehnlichst herbeigewünscht hatte, gefunden zu haben. Unter dem Scheine, als gölte es Frankreich, dem beständigen Gegner der freien Niederlande, rüstete er eine ansehnliche Flotte aus, und schloß mit vielen Reichsfürsten das oben erwähnte große Bündniß zu Augsburg. Ludwig XIV. selber ward eine Zeitlang getäuscht; doch als er endlich die wahren Absichten Wilhelms entdeckte, eilte er Jakob von der nahen Gefahr zu unterrichten und ihm ein Schutzbündniß anzubieten. Aber Jakob, welcher einen solchen Plan von seinem Schwiegersohn Wilhelm nicht erwartete, und nicht glauben konnte, daß die Generalstaaten dem Statthalter ihre Land- und Seemacht zu einem solchen Zwecke überlassen würden, sah in den Warnungen des Französischen Gesandten nur die boshafte Absicht, ihn in einen Bruch mit den Holländern zu verwickeln, und lehnte alle Anträge ab. Doch fehlte es auch nicht an anderen Zeichen der allgemeinen Gährung in seinem Lande, welche ihn zu Annahme der Vorschläge des Königs von Frankreich hätten bewegen sollen. Vorzügliche Aufmerksamkeit hatte er auf die Vermehrung und Bildung des Heeres gewendet. Als er aber dasselbe, welches bereits gegen dreißig tausend Mann zählte, im August 1688 zu einer Musterung vor den Thoren von London versammelte, wobei er zugleich die Absicht hatte, die Stimmung der Soldaten über jene Verordnung, die allen Katholiken den Weg zu den höchsten Ehrenstellen öffnen sollte, zu prüfen, fand er seine Erwartungen von ihrer Treue und Anhänglichkeit bitter getäuscht. Auf Anordnung des Königs mußte zuerst ein Bataillon hervortreten, dem ein Officier jene Verordnung vorlas, und dabei befahl, daß jeder, der sie nicht anerkennen wolle, die Waffen niederlegen möge. In einem Augenblick lagen fast alle Gewehre auf der Erde. Der König entfärbte sich und schwieg

eine Weile; dann gebot er den Widerſpenſtigen die Waffen wieder aufzunehmen, und eilte Zorn und Unwillen im Herzen nach Whitehall zurück

13. Die Revolution.
(1688 — 1689.)

Endlich erhielt Jakob durch ſeinen Geſandten im Haag unzweifelhafte Nachricht von dem Landungsplane ſeines Eidams (20. September 1688). Vor Entſetzen fiel ihm das Blatt aus der Hand; auf einmal öffnete ſich ſeinen Blicken der Abgrund, an welchem er ſtand. Angſtvoll und verzagend eilte er ſeine früheren Mißgriffe wieder gut zu machen und das verſcherzte Vertrauen des Volkes wo möglich von Neuem zu gewinnen. Alle Verordnungen, die den Unwillen am heftigſten erregt hatten, wurden zurückgenommen, die kürzlich verfolgten Biſchöfe um Rath und Beiſtand erſucht, eine allgemeine Amneſtie ward verkündet. Zu gleicher Zeit wurde die Armee verſtärkt und das Commando derſelben dem General Faversham, dem Beſieger des Herzogs von Monmouth, übergeben; Lord Dartmouth, einer der treueſten Anhänger Jakobs, erhielt Befehl mit der Engliſchen Seemacht Wilhelms Ueberfahrt zu verhindern. Aber während widrige Winde den erſten an der Küſte zurückhielten, ſegelte Wilhelms wohlgerüſtete Flotte in beſter Ordnung von Helvoetſluis ab, durchſtrich ohne Anfechtung den Canal, und landete bei Torbay (5. Nov.) an der Weſtküſte von England. Der Prinz ging ſogleich auf Exeter los, fand aber zunächſt den Empfang nicht, welchen er erwartet hatte, da die Einwohner dieſer Gegend, des Schauplatzes der Gräuel, die Monmouths Aufruhr verurſacht hatte, noch von jener Zeit in Furcht und Schrecken gefeſſelt, ſich nicht für ihn zu erklären wagten. Indeß that ein Manifeſt, welches dem Heere vorausging, gute Wirkungen. In demſelben waren alle Beſchwerden der Nation gegen Jakob II. aufgezählt, und Wilhelm kündigte ſich nur als einen Anwalt derſelben an, der gekommen ſey ein freies Parlament zu berufen, für die Freiheit und Sicherheit der Nation zu ſorgen, und die rechtmäßige Geburt des ſogenannten Prinzen von Wales zu unterſuchen. Denn, hieß es, obgleich der König vor kurzem ſeine geſetzwidrigſten Verordnungen ſelbſt zurückgenommen habe, ſo ſey doch dieſer plötzlichen Umwandlung nicht zu trauen, vielmehr müßten die Rechte der Nation auf eine nachdrücklichere Art und für

mmer feſtgeſtellt werden. Die auswärtigen gegen Frankreich verbündeten Mächte ſahen in Wilhelm den Erretter des feſten Landes, der England, zur Bekämpfung der Anmaßungen Ludwigs, in ihre Mitte zurückführen werde, und begünſtigten ſein Unternehmen.

Inzwiſchen behielt der König Jakob ſechs Bataillone Infanterie und eben ſo viel Geſchwader Cavallerie in London zurück und ließ den übrigen Theil des Heeres, zwanzig Bataillone und dreißig Eſcadronen, nach Salisbury vorrücken. Aber gleich von den erſten Reiterabtheilungen, die gegen den Prinzen ausgeſandt wurden, ging das Regiment des Herzogs von St. Albans zu dieſem über. Dieſem Beiſpiel folgten bald mehrere Officiere und ſelbſt die Ankunft Jakobs beim Heere konnte der Deſertion keinen Einhalt thun. Auch der Generallieutenant Churchill, den Jakob mit Gunſtbezeigungen und Ehren überhäuft hatte und auf den er ein beſonderes Vertrauen ſetzte, verließ ihn. Der Abfall der Truppen und Officiere, das ſchnelle Vorrücken des Feindes, der nun von allen Seiten vielen Zulauf fand, machte Jakob ſo kleinmüthig, daß er nach London zurückeilte, und Geſandte mit Vergleichsvorſchlägen an den Prinzen ſchickte. Allein dieſer ließ ſich auf nichts ein, ſondern ſetzte ſeinen Zug gegen die Hauptſtadt ohne Aufenthalt fort. Eine Stadt nach der andern öffnete ihm freiwillig ihre Thore, und viele der vornehmſten Lords vergrößerten ſein Gefolge. Die meiſten Befehlshaber erklärten ſich für den Prinzen. Jakob, von allen Guten verlaſſen, von übertriebenen Gerüchten geängſtigt, von keinen anderen umringt als von furchtſamen Katholiken, die ihren Untergang vor Augen ſahen, wenn ſie ihren Feinden in die Hände fielen, ließ ſich von dieſen bewegen mit ihnen nach Frankreich zu entfliehen, ſandte auch wirklich Weib und Kind voraus, und verſchwand ſelbſt bald nachher, in der Nacht des 12. December, aus Whitehall. Dieſe Feigheit hatte man nicht von einem Könige erwartet, der bisher ſo zuverſichtliche Schritte gethan, und für jetzt noch nicht Urſache hatte alle Hoffnung aufzugeben. Auch der Pöbel wurde nun laut, und ließ ſeine Schadenfreude an den katholiſchen Kirchen, Meßgeräthen und Bildern aus. Des Königs Staatsrath ward nicht mehr geachtet, und der General Faversham ließ auf die Nachricht von Jakobs Flucht die ganze Armee auseinandergehen. So war für den Augenblick gar keine Staatsgewalt vorhanden. Den ärgſten Unruhen vorzubeugen, traten die vornehmſten Biſchöfe und Pairs mit dem Lord Mayor und den Aldermännern auf dem Rathhauſe zuſammen, überſandten dem Prin-

gen eine Erklärung, daß ſie ihn in ſeinem Beſtreben, die Religion und Rechte des Landes durch die Verſammlung eines freien Parlaments herzuſtellen, unterſtützen würden, und hielten durch Hülfe der Stadtmiliz das Volk im Zaume. Der Pater Petre, nach deſſen Blut der Pöbel lechzte, hatte ſich bereits entfernt; Jeffreys, den Jakob zum Lordkanzler erhoben hatte, und der ſich nun ebenfalls durch die Flucht retten wollte, ward in ſeiner Verkleidung erkannt und konnte den Mißhandlungen des Volkes nur mit Mühe von dem Lord Mayor entzogen werden. Er wurde in den Tower gebracht und ſtarb hier nach wenigen Monaten. Auch den päpſtlichen Nuntius erkannte das ſcharfe Auge ſeiner Feinde; er wurde ergriffen und zurückgeführt. Ein ähnliches Loos hatte den König ſelbſt getroffen. Begleitet von Sir Eduard Hales war er in der Kleidung eines Landedelmanns eine Hintertreppe des Palaſtes hinabgeſtiegen, hatte ſich in eine Miethskutſche geſetzt, und dieſe am Themſeufer mit einem Boote vertauſcht. Während der Ueberfahrt warf er das große Reichsſiegel ins Waſſer, und beſtieg zu Vauxhall die Pferde, welche hier für ihn bereit gehalten wurden. So erreichte er Faversham und ging an Bord eines Fahrzeuges, welches zu Reiſe nach Frankreich für zwei Fremde gemiethet war. Aber in der Nähe von Sheerneß wurde dieſes Schiff von drei Booten angehalten, die an der Mündung der Themſe kreuzten, um flüchtige Royaliſten aufzufangen, und nach Faversham zurückgebracht. Hier wurde der König von Mehreren erkannt; man zeigte ihm die Ausſicht, daß ſich die Stimmung des Landes leicht zu ſeinen Gunſten ändern könnte, und Lord Winchelſea, Lordlieutenant der Grafſchaft Kent, rieth ihm dringend nach London zurückzukehren. Wirklich machte er ſich auf den Weg, mehrere Edelleute ſchloſſen ſich ihm an, und ſchon begann er neue Hoffnungen zu faſſen, als ihn ein Bote Wilhelms ereilte, der ſeinen Schwiegervater erſuchen ließ nicht nach London zu gehen. Trotz dem ſandte Jakob eine Anfrage an die Aldermänner der Hauptſtadt ab, daß er bereit ſey ſich ihren Händen anzuvertrauen, bis die Herſtellung der Religion und der Rechte des Volkes durch ein freies Parlament bewerkſtelligt ſey, falls die ſtädtiſchen Behörden ihm die Sicherheit ſeiner Perſon verſprechen wollten. Zum Glück für den Prinzen wurde dieſes Anerbieten des Königs, deſſen Annahme ſeinen Planen neue Hinderniſſe in den Weg gelegt haben würde, zurückgewieſen. Er hatte bereits Jakobs Regierung von dem Tage der Flucht als beendet angeſehen, und als dieſer nun dennoch, doch ohne des Schutzes der Lon-

doner Bürgerſchaft verſichert zu ſeyn, nach dem Whitehallpalaſt zurückkehrte (16. December), griff er ungern zu härtern Maßregeln. Er ſandte zunächſt vier Bataillone unter dem Commando des Grafen Solms nach der Hauptſtadt. Hier angekommen, rückten dieſe in Schlachtordnung mit brennenden Lunten gegen Whitehall vor und forderten die Oeffnung der Thore. Jakob wagte nicht, den wenigen Mannſchaften ſeiner ehemaligen Garde, die ſich wieder um ihn verſammelt hatten, Befehl zum Widerſtand zu geben, und die Holländer beſetzten unverzüglich das Schloß. In derſelben Nacht (18. December) wurde Jakob gegen Mitternacht aus dem Schlafe geweckt, um drei Abgeordnete des Prinzen zu empfangen, welche ihm ankündigten, daß er am folgenden Morgen Whitehall verlaſſen müſſe, da der Prinz um die Mittagsſtunde in London einzutreffen denke. Jakob ſchien dieſe Weiſung gleichgültig hinzunehmen und verlangte nach Rocheſter zu gehen, was ihm bewilligt wurde. So beſtieg er am 19. December die königliche Barke und fuhr umgeben von mehreren mit Holländiſchen Kriegsleuten angefüllten Booten den Fluß hinab. Viele von den zahlreich verſammelten Zuſchauern verbargen weder ihren Kummer, den König von England in ſolcher Erniedrigung zu ſehen, noch ihre Schaam, daß Fremde es waren, die ihn vor ihren Augen hinwegführten. Nach viertägigem Aufenthalt in Rocheſter bemerkte der König, daß man ihn nachläſſiger bewachte, was nicht ohne Abſicht geſchah. Ueberzeugt, daß doch Alles verloren ſey, und beſorgt vor härterem Schickſal, wollte er ſich allen Wechſelfällen und Gefahren durch eine neue Flucht entziehen. Seine Beweggründe ſetzte er in einer Schrift auseinander, die er auf ſeinem Tiſche zurückließ. Es hieß darin, daß er ſein Leben nicht für geſichert halten könnte, ſo lange er in der Gewalt eines Schwiegerſohnes ſey, der ſeine Lande ohne alle Veranlaſſung überfallen, ihn in ſeinem eigenen Palaſt gefangen genommen, und ihn durch die Behauptung der Unterſchiebung ſeines Sohnes bei aller Welt in den ſchwärzeſten Verdacht zu bringen geſucht habe. Darum entferne er ſich jetzt, ſey aber bereit auf den erſten Ruf wieder zu erſcheinen, ſobald das Volk die Augen öffnen und die Falſchheit jener Vorſpiegelungen in Beziehung auf Religion und Freiheit, durch welche man es jetzt getäuſcht habe, in ihrer Nichtigkeit erkennen werde*). So entwich er denn in der Nacht des zwei und zwanzigſten Decembers zum zweiten Male, und erreichte dies-

*) Lingard, Geſchichte von England, Deutſch. Ueberſ. Thl. XIV. S. 248.

mal unangefochten die Franzöſiſche Küſte. Ludwig XIV. nahm ihn mit großer Artigkeit auf, überließ ihm das Schloß zu St. Germain zu ſeinem Wohnſitz, und gab ihm ein anſehnliches Jahrgehalt bis an ſein Ende (1701); allein der Geiſt ſchien ſo ſehr von dieſem Flüchtlinge gewichen zu ſeyn, daß er den Franzöſiſchen Hofleuten nur zum Geſpötte diente.

Wilhelms Benehmen in dieſer ſeltenen Lage war dagegen beſonnen und gemäßigt. Da ihm die Neigung der Mehrzahl des Volks freiwillig entgegenkam, ſo that er nichts um ihr vorzugreifen, ſondern ſchien Alles von dem eigenen Willen der Nation erwarten zu wollen. Die vorläufige Regentſchaft des Königreiches und die Berufung eines Parlaments übernahm er nicht eher, bis er durch die zu London ſchon nach der erſten Flucht Jakobs verſammelten Pairs dazu aufgefordert worden war, und eine von ihm zuſammenberufene Convention aller derer, welche in den Parlamenten Karls II. geſeſſen, dieſes Verlangen beſtätigt hatten. Auch als das Parlament am 22. Januar 1689 zuſammentrat, verhielt er ſich wie ein leidenſchaftsloſer Zuſchauer, und ſorgte vor Allem für die ſtrengſte Mannszucht ſeiner Soldaten. Dafür bewilligten ihm die Lords und Gemeinen zur Unterhaltung derſelben und der Flotte eine Anleihe von 200,000 Pfund. Gleich in den erſten Sitzungen erklärten beide Häuſer den Thron für erledigt, und einige Wochen ſpäter, nach heftigen Streitigkeiten, erkannten ſie ohne Rückſicht auf Jakobs Sohn dem Prinzen und ſeiner Gemahlin die Krone, ihm allein aber die Verwaltung der Geſchäfte zu (16. Februar). Dieſe Staatsveränderung wird in der Engliſchen Geſchichte die glorreiche Revolution genannt. Nach Wilhelms und ſeiner Gemahlin wahrſcheinlich kinderloſem Abſterben ſollte der Letzteren Schweſter, Anna (oben S. 440), folgen. Mit der Krone zugleich übergab man ihm, gewiſſermaßen als die Bedingung derſelben, die ſogenannte bill of rights, in welcher die Verhältniſſe der königlichen und der Volksgewalt genauer als ſonſt beſtimmt wurden. Kraft dieſer Parlamentsacte darf der König die Vollſtreckung der Geſetze nie hemmen, kein beſonderes geiſtliches Gericht einſetzen, und ohne Genehmigung des Parlaments weder Auflagen ausſchreiben noch ein Heer in Friedenszeiten unterhalten. Eben ſo wenig ſteht es ihm zu von einzelnen Geſetzen zu diſpenſiren, was Jakob z. B. in Beziehung auf den Teſteid mehrfach gethan hatte. Die Wahlen zum Parlament ſollen frei ſeyn, und über die darin gehaltenen Reden kein Gerichtshof urtheilen dürfen als die Volksvertreter ſelbſt.

14. Wilhelm III.

(1689 — 1702.)

Durch eine Bewegung, welche im Intereſſe der religiöſen und politiſchen Freiheit Englands, im Intereſſe des durch Ludwigs XIV. Anmaßungen bedrohten Europas unternommen worden war, hatte der Erbſtatthalter von Holland den Brittiſchen Thron beſtiegen. Nachdem er die bill of rights angenommen, war er mit ſeiner Gemahlin am 21. April 1689 zu Weſtminſter gekrönt worden. Er ſtand damals im neun und dreißigſten Jahre ſeines Alters. Wir kennen bereits ſeine Kämpfe und ausdauernden Anſtrengungen gegen die Franzöſiſche Macht, die zur Zeit ſeiner Engliſchen Thronbeſteigung zum zweiten Mal begannen, und ſeinen ſiegreichen Feldzug in Irland, der Jakobs Entwürfe und Hoffnungen vernichtete. So lange der Krieg dauerte, brachte er die Sommermonate beim Heere in Holland und nur den Winter in London zu. Das Parlament ermangelte nicht ihn in dieſen Beſtrebungen zu unterſtützen; nichts war populärer in England als der Krieg gegen Ludwig XIV., den Verfolger der Proteſtanten. Karl dem II. waren während der ganzen Dauer ſeiner fünf und zwanzigjährigen Regierung drei und vierzig Millionen Pfund Sterling bewilligt worden, Wilhelm empfing in dreizehn Jahren zwei und ſiebenzig Millionen. Das Recht der Geldbewilligung, von dem faſt alle Streitigkeiten zur Zeit der Herrſchaft der Stuarts ausgegangen waren, ſchien jetzt von den Ständen nur benutzt zu werden, um der Krone die Mittel ihrer Unternehmungen zu ſichern; es konnte den Abgeordneten des Volkes nicht verborgen ſeyn, daß es ſich nicht mehr wie früherhin darum handelte, dem Geldbedürfniß eines verſchwenderiſchen Hofes, der Beförderung antinationaler Intereſſen entgegen zu kommen, vielmehr mußte ihnen in die Augen ſpringen, daß die Beſtrebungen der Krone im Weſentlichen auch die des Volkes ſeyen, und England gab das Beiſpiel, daß man, um kräftig und energiſch nach außen aufzutreten, um ſich ſtark behaglich und reich im Innern zu fühlen, die alten ſtändiſchen Verhältniſſe nicht zu zerſtören brauchte, wie es ſonſt die Richtung der Politik im ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhundert theoretiſch forderte und praktiſch durchzuführen ſuchte. Die nach ſolcher abſoluten Herrſchergewalt zielenden Tendenzen der Stuarts waren durch die Kraft des Volkes zurückgeſchlagen, aber Wilhelms Erſcheinung bewahrte England vor den Uebelſtänden einer zweiten Republik und allen revo-

lutionären Schrecken, die Jakobs Entwürfe ohne dieſe Dazwiſchenkunft früher oder ſpäter herbeigeführt haben würden, und ließ jene politiſchen Inſtitutionen, zu deren Schutz er herbeigekommen war, ungeſtört bis auf unſere Zeiten fortbeſtehen, da auch ſeine Nachfolger gegen verfaſſungsmäßige Einrichtungen nicht feindſelig auftreten konnten, deren Aufrechthaltung ſie ihre Krone verdankten, durch deren Hülfe ſie die im folgenden Jahrhundert noch mehrmals wiederholten Verſuche zur Herſtellung der Stuarts glücklich zurückwieſen.

Der lang verlorene Einfluß der Engländer auf den Continent und deſſen politiſche Verhältniſſe trat unter Wilhelms III. Herrſchaft glänzender hervor als jemals. Im Jahre 1678 hatte man, obgleich die Rivalität mit der Holländiſchen Seemacht bereits damals als zu Gunſten des Brittiſchen Reiches entſchieden betrachtet werden konnte, drei und achtzig Kriegsſchiffe mit einer Bemannung von achtzehn tauſend Mann gezählt; im Jahre 1701 war die Seemacht bis auf 184 Kriegsſchiffe, Brander und kleinere Fahrzeuge ausgeſchloſſen, geſtiegen, deren Mannſchaft vier und funfzig tauſend Köpfe betrug. Im Innern des Landes wuchs bei völliger Freiheit und Sicherheit der Wohlſtand ungemein, der Handel wurde immer lebhafter und allgemeiner, und es war die Beſorgniß, Frankreich und Spanien vereinigt möchten den Engliſchen und Holländiſchen Verkehr mit Weſtindien in ihre Hände bringen, nicht das letzte Motiv, warum man ſich Ludwigs Planen auf die Spaniſche Erbfolge ſpäterhin ſo hartnäckig widerſetzte*). Im Jahre 1694 ward die berühmte Londoner Bank errichtet; die Oſtindiſche Compagnie, welche Eliſabeth im Jahre 1600 gegründet hatte, ward zweckmäßiger geordnet und erweitert, und bald ſollten die Niederlaſſungen der Engländer in Hindoſtan die Anſiedelungen und den Handel der Holländer und Franzoſen in jenem Lande weit überbieten und am Ende vernichten.

Aber trotz dieſes glänzenden Aufſchwunges der Engliſchen Macht, trotz der Erhebung Wilhelms durch den Willen des Volkes, trotz ſeiner mäßigen und beſonnenen Haltung, fehlte es auch während ſeiner Staatsverwaltung nicht an inneren Zwiſtigkeiten. Obgleich der König vornehmlich durch die Hülfe der Whigs den Thron beſtiegen hatte, wußte dieſe Partei es dennoch durch ihren Widerſpruch zu verhindern, daß der ausſöhnende Vorſchlag allgemeiner Amneſtie für Alle, welche unter

*) Ranke, hiſtoriſch politiſche Zeitſchrift, Bd. II. S. 14.

Jakobs Regierung die Rechte und Freiheiten des Volkes verletzt hatten, ungeachtet wiederholter Anmahnungen Wilhelms, im Parlamente angenommen wurde. Ebenso geringen Eingang fanden diejenigen Maßregeln, durch welche Wilhelm die Nonconformisten zu gewinnen dachte; nur eine Toleranzbill wurde am 3. Juni 1689 von beiden Häusern angenommen, welche die Dissenters wenigstens von allen jenen harten Strafgesetzen, die seit den Zeiten der Königin Elisabeth über sie verhängt worden waren, befreite. Ueber den Mangel an Willfährigkeit, auf seine Plane einzugehen, im Allgemeinen erzürnt, vertagte Wilhelm am 27. Januar 1690 das Parlament, welches ihm die Krone geschenkt hatte, um es bald nachher ganz aufzulösen, und näherte sich, da er bisher von lauter Whigs umgeben gewesen war, der Torys, welche die Majorität im nächsten Parlamente erhielten. Aber wenn die ersteren Jakobs Herrschaft nicht umgestürzt haben wollten, um Wilhelm die frühere Gewalt der Könige wiederum gebrauchen oder mißbrauchen zu lassen, so waren die letzteren, royalistischer gesinnt, bei Wilhelms Landung nur deswegen für ihn aufgetreten, weil sie die Herstellung der protestantischen Religion und die Abschaffung einiger andern politischen Beschwerden von dieser bewaffneten Dazwischenkunft erwarteten, wie jener auch in seiner damaligen Proclamation verkündet hatte; an eine Entsetzung Jakobs hatte diese Partei damals nicht gedacht und nur den äußersten Anstrengungen der Whigs war es nachher gelungen, Jakobs Entsetzung im Parlamente durchzubringen. Die Mehrzahl der Torys stand noch jetzt in fortdauernder geheimer Verbindung mit dem entthronten Herrscher, in London selbst hielten sie regelmäßige Berathungen über die Mittel zur Wiederherstellung der Stuarts, und ein neuer Eid, nach welchem alle Beamte jede Hinneigung zu Jakob dem Zweiten bei ihrer Bestallung abschwören sollten, der in dem neu versammelten Parlamente zum Vorschlag kam, ward von den Gemeinen sogar mit 192 Stimmen gegen 165 verworfen. Doch gelang es dem Könige, eben durch die Hülfe der Torys, von denen sehr viele bei den Anmaßungen Jakobs betheiligt gewesen waren, die früher von den Whigs verworfene Amnestie durchzubringen, mit alleiniger Ausnahme von zwei und dreißig Personen. Indeß wurde dieser geringe Erfolg durch die Machinationen der ersteren zehnfach aufgehoben. Der Admiral Russel, der Sieger von la Hogue, und der General Churchill, den Wilhelm zum Grafen von Marlborough und zum Lord Kammerherrn erhoben hatte, waren weder die ein-

zigen noch die angeſehenſten unter denen, welche durch ihre Intriguen und Umtriebe des Königs Stellung noch ſchwieriger machten als die Whigs durch ihre offene Oppoſition zur Beſchränkung der Prärogative der Krone. Als man auf dieſe Weiſe in St. Germain durch die Anſtrengungen beider Parteien Alles zum Sturze Wilhelms bereit glaubte, wurde eine zweite Expedition Jakobs nach England beſchloſſen, nachdem die erſte durch die Schlacht bei la Hogue geſcheitert war. Die Torys erhielten die bündigſten Verſicherungen über die Aufrechthaltung der proteſtantiſchen Religion; Ludwig ſelbſt ſuchte Jakob in dieſer Richtung immer mehr zu befeſtigen, weil ſonſt gar kein Erfolg zu hoffen ſey; zwanzigtauſend Mann Franzöſiſcher Truppen ſammelten ſich zwiſchen Calais und Dünkirchen, und der entthronte König begab ſich ſchon im Februar 1696 nach der erſtgenannten Stadt, um auf das nächſte Zeichen die Ueberfahrt anzutreten. Nicht begnügt, ſeine Unternehmung auf die Waffen der Franzöſiſchen Armee, die ausgebreiteten Verbindungen mit den Torys ſo wie auf die Unzufriedenheit der Whigs zu ſtützen, hatte Jakob bereits einen Schotten, den Ritter Georg Barclay, vorausgeſchickt, eine Rebellion in England zu veranlaſſen, um dadurch Wilhelms Streitkräfte von der Bewachung der Küſten abzuziehen. Barclay ſetzte ſich mit mehreren Mißvergnügten in Verbindung, und nachdem er etwa funfzig Männer gewonnen hatte, ſchien es ihm, um den Weg für Jakobs Rückführung zu bahnen, das Beſte und Kürzeſte, den König Wilhelm gefangen zu nehmen oder zu ermorden. Am 15. Februar ſollte er auf der Jagd überfallen werden, als kurz vorher zwei Irländiſche Officiere, die im Heere des Königs dienten und in das Complott verwickelt waren, von innerer Angſt gequält und vor ſo ſchmachvoller Verletzung ihrer militäriſchen Ehre zurückbebend, Anzeige von der Verſchwörung machten. Dieſe Entdeckung ließ plötzlich alle Oppoſition im Parlamente — es war das dritte ſeit Wilhelms Thronbeſteigung — verſchwinden; der König ward autoriſirt, alle Verdächtigen verhaften zu laſſen und alle Katholiken aus London zu verbannen. Beide Häuſer kamen überein, ſich in der Vertheidigung des Königs und ſeiner Regierung gegen Jakob und deſſen Anhänger zu unterſtützen, und ſetzten feſt, daß im Fall ſeines Todes das Parlament ſich nicht auflöſen werde, und die Erbfolgeordnung, wie ſie im Jahre 1689 beſtimmt worden ſey, gegen jedermann aufrecht erhalten werden ſolle. Aehnliche Geſinnungen zeigten die meiſten Grafſchaften und Städte des Landes

Barclay entkam, aber ein anderer der Verſchworenen, Johann Fenwick, erklärte, vor Gericht geſtellt, daß auch die Herzoge von Sunderland und Shrewsbury, ſo wie Lord Godolphin, drei Miniſter Wilhelms nicht minder als die Grafen von Marlborough und Bath und der Admiral Ruſſel in die geheimen Umtriebe zum Sturz der gegenwärtigen Regierung verwickelt ſeyen, und gab die beſonderen Verrichtungen an, welche jeder von ihnen bei der bevorſtehenden Landung Jakobs hatte übernehmen wollen. Da alle weiteren Beweismittel fehlten und auch Fenwick keine Thatſachen zur Unterſtützung ſeiner Anklagen anführen konnte, ſo erklärte das Oberhaus ſeine Ausſagen für ungegründete Verläumdungen; ein Ausſpruch, dem die Meinung der Zeitgenoſſen und der Nachkommen beigetreten iſt, bis in unſern Tagen ans Licht gekommene Actenſtücke bewieſen haben, daß Fenwick damals allerdings die Wahrheit ſagte. Er wurde, ſo wie die Uebrigen, welche man ergriffen hatte, hingerichtet; Alle aber behaupteten bis zum letzten Augenblicke, daß Jakob wohl um den Entwurf zur Aufhebung Wilhelms gewußt, aber den Mordplan weder gekannt noch gebilligt habe.

Das Mißlingen dieſes Anſchlags, ſo wie die Begeiſterung, welche ſich in Folge deſſelben in England ſo laut kund gab, ließ den König von Frankreich die beabſichtigte Landung auf einen günſtigeren Zeitpunkt verſchieben; doch unterblieb das ganze Unternehmen, da im nächſten Jahr der Friede von Ryswick zu Stande kam und es Ludwig XIV. wichtiger erſchien ſeine Anſprüche auf die Spaniſche Monarchie durchzuſetzen als den vertriebenen Jakob auf ſeinen angeſtammten Thron zurückzuführen. In England ſelbſt kam es nach dem Frieden zu neuen Streitigkeiten mit dem Parlament über die Beibehaltung der in den Niederlanden gebrauchten Truppen, welche Wilhelm, keineswegs in der Abſicht die Verfaſſung umſtürzen zu wollen, wohl aber um eine kriegsgeübte Armee bei dem Wiederausbruch des Kampfes gegen Frankreich, den ſein richtiger politiſcher Blick ihm in nicht allzu ferner Zukunft zeigte, bereit zu haben, aus allen Kräften durchzuſetzen wünſchte. Aber vergeblich ſuchte er die unbegründete Furcht der Mitglieder des Parlaments zu beſchwichtigen, er mußte ſelbſt ſeine Holländiſchen Garden zurückſchicken und die Engliſche Armee bis auf 7000 Mann verabſchieden. Als das Parlament bald darauf von neuen Beſorgniſſen vor der Verbreitung des Papismus in England ergriffen ward, und die Verbannung aller katholiſchen Prieſter aus England ſo wie die Uebergehung jedes katholiſchen Erben im Fall eines erledigten Landeigenthums

zu Gunſten des nächſten proteſtantiſchen Anverwandten, wenn der erſtere nicht den Eid der Treue (ob. S. 175), den Supremateid und den Teſteid leiſte, nebſt einigen andern Strafgeſetzen beſchloß, ſah ſich Wilhelm genöthigt, auch dieſe Beſtimmungen gegen ſeine beſſere Einſicht zu beſtätigen. Nicht geringeren Anlaß zur Klage gab ihm das Benehmen des Parlaments in Betreff der Maßregeln, welche er nach der Beendigung des Iriſchen Aufſtandes in jenem Lande getroffen hatte. Er hatte damals einen großen Theil der den Rebellen abgeſprochenen Ländereien den Generalen ſeines Heeres und ſonſtigen Anhängern überwieſen, um ihre treuen Dienſte zu belohnen; als das Unterhaus im Jahre 1699 ſieben Commiſſäre ernannte, welche ſich an Ort und Stelle über die Einziehung der dortigen Güter und deren Verwendung unterrichten ſollten. In Folge eines unwahren und übertriebenen Berichts über dieſe Gegenſtände erklärten die Gemeinen alle Schenkungen, welche der König an ſechs und ſiebzig Perſonen zum Nachtheil des Staats gemacht habe, für aufgehoben, und fügten hinzu, daß Alle, welche dazu gerathen, dieſelben ausgefertigt oder beſiegelt hätten, zu beſtrafen ſeyen, und daß die ganze Maſſe der eingezogenen Güter zum Beſten des Staats verwendet werden ſolle. Obgleich ſich nun keineswegs in Abrede ſtellen ließ, daß jene Verleihungen mit allzu großmüthiger Freigebigkeit getroffen worden ſeyen, ſo glaubte Wilhelm doch ein ſo kühnes Uebergreifen in die Rechte der Krone von Seiten des Unterhauſes nicht dulden zu dürfen, und erklärte demſelben, obſchon es ihm im Geſammtkörper jene Bill überreichte, mit großer Entſchiedenheit, daß die Güter der Rebellen der Krone verfallen ſeyen, und ihm allein die Verwendung derſelben zuſtehe, welche auch keineswegs, wie ſie vorausſetzten, bloß nach dem Maßſtabe der Gunſt, ſondern nach den Grundſätzen der Gerechtigkeit und wohlverdienter Belohnung erprobter Treue erfolgt ſey. Weder geſchreckt noch überzeugt durch die Rede des Königs, beſchloſſen die Gemeinen, ſobald ſie in den Sitzungsſaal zurückgekehrt waren, daß diejenigen, welche dem König die eben ertheilte Antwort angerathen, die Abſicht hegten, den Samen des Mißtrauens zwiſchen dem Herrſcher und ſeinem Volke auszuſtreuen, und ſandten dreizehn neue Commiſſäre ab, den Verkauf der confiſcirten Güter ohne weiteres vorzunehmen. Dieſe Kühnheit beſtimmte den König das Parlament am 26. November 1699 aufzulöſen, und die Abgeordneten des Unterhauſes in Irland fanden bald, daß ihre Vorgänger den Werth und die Größe der Schenkungen bei weitem zu groß dargeſtellt hätten

und mußten zufrieden seyn, Käufer für die übrig gebliebenen Ländereien aufzutreiben.

Größere Nachgiebigkeit und bessere Uebereinstimmung fand Wilhelm bei seinem fünften und sechsten Parlament, da Ludwig XIV. nicht allein bei Jakobs um diese Zeit zu St. Germain erfolgtem Tode (16. Sept. 1701) dessen Sohn Jakob III als König von England anerkannte, sondern auch seinen Enkel Philipp von Anjou vom Spanischen Throne Besitz nehmen ließ. Geld, Soldaten, Matrosen wurden in Ueberfluß bewilligt, nachdem das Parlament schon am 14. Mai 1701 auf Antrieb des Königs einen neuen Beschluß über die Anordnung der Thronfolge gefaßt hatte, welche durch das erste Gesetz über Wilhelms Erhebung nur für ihn und seine Schwägerin Anna nebst ihren Nachkommen festgestellt worden war, in dem bestimmt wurde, daß die Englische Krone nach Annas Tode, mit beständiger Ausschließung aller Glieder des königlichen Hauses, welche sich zur katholischen Kirche halten würden, auf die Nachkommen des Kurfürsten Friedrichs V. von der Pfalz, als Gemahls der Tochter Jakobs I., übergehen solle. Alle Wünsche des Königs waren befriedigt; Kaiser Leopold hatte den Krieg in Italien begonnen, schon betrieb er selbst die Einschiffung der Truppen nach den Niederlanden, um durch wohlbekannte Gegenden, den Schauplatz seiner frühern Thaten, auch seiner Seits wieder gegen Frankreich vorzudringen, und hatte bereits den Plan des bevorstehenden Feldzugs entworfen, als ein unglücklicher Sturz mit dem Pferde auf der Jagd, wobei er das Schlüsselbein brach, seine ohnehin geschwächte Gesundheit gänzlich zerrüttete und am 19. März 1702 seinen Tod herbeiführte, welcher England ohne König und die Niederlande ohne Statthalter ließ. — Wilhelm war mager und schlank gewachsen, sein Körper war von jeher nicht der festeste, aber seine großen und glänzenden Augen, seine hohe Stirn und seine edel gebaute Adlernase, so wie seine ganze würdige und feierliche Haltung, die höchst selten von einer heitern Stimmung unterbrochen wurde, verbreiteten scheue Ehrfurcht um ihn her und verlangten den schnellsten Gehorsam. Er sprach wenig und ohne starken Ton der Stimme, da er beständig an der Brust litt, ausgenommen am Tage der Schlacht, wo er ganz Feuer und Leben war. In seiner Jugend von der Eifersucht der Republikaner seines Vaterlandes streng beaufsichtigt, hatte er sich früh an eine ungemeine Zurückhaltung und Verschwiegenheit gewöhnt, die ihn auch späterhin, von dem Parteitreiben seines neu erworbenen Reiches umgeben, wohl zu Statten kam. Seine Erziehung

war nicht glänzend geweſen, doch ſprach er das Franzöſiſche, Engliſche und Deutſche mit gleicher Fertigkeit wie ſeine Mutterſprache und wußte ſich auch im Lateiniſchen, Spaniſchen und Italieniſchen wohl auszudrücken, und was ihm an allgemeiner wiſſenſchaftlicher Bildung abging, erſetzte ſein natürlich richtiger Blick und ſeine geniale Auffaſſung der politiſchen Verhältniſſe. Sein Gedächtniß war ausgezeichnet, ſeine Beobachtungen ſtets wohlbegründet und eindringend, ſein Urtheil ſcharf und ſchlagend. Niemals ließ er ſich von Leidenſchaft hinreißen, niemals durch Phantaſie und Einbildungskraft über die wahre Lage der Dinge täuſchen. Schmeichler haßte er, und als er einſt nach Beendigung eines Feldzugs in Flandern nach London zurückgekehrt zum erſten Mal das Theater wieder beſuchte und die Sänger deſſelben eine Siegesode begannen, die ihm zu Ehren gedichtet und in Muſik geſetzt war, erhob er ſich unwillig in ſeiner Loge und rief laut: „Weg mit den Schurken, halten ſie mich etwa für den König von Frankreich?“ Eben ſo wenig als Lobeserhebungen konnte er indeß Widerſpruch ertragen. Er war leicht zu Verdacht geneigt, aber großmüthig und ſogar verſchwenderiſch in der Belohnung ihm erwieſener Dienſte. Die Engländer fanden ſich durch Wilhelms kaltes und fremdes Benehmen von ihm zurückgeſtoßen; und allerdings fehlten ihm Leutſeligkeit und Milde, um durch perſönliche Eigenſchaften Volksbeliebtheit zu gewinnen; die Oppoſition der Whigs, der Haß der Torys bereiteten dem Könige bittere Stunden; ſobald ſich indeß Gefahren für den Thron zeigten, brach der geſunde Sinn der Engländer, welcher ſie über Wilhelms Werth und Würdigkeit nicht täuſchte, ſich durch alle dieſe Hemmniſſe Bahn, um dem Fürſten in kräftigen ja begeiſterten Worten und Thaten ihre Neigung an den Tag zu legen. Uebel wurde ihm ferner ausgelegt, daß er ſeine Perſon größten Theils mit Holländern umgeben hatte, unter denen beſonders Wilhelm Bentinck, zum Grafen von Portland erhoben, Arnold Jooſt von Keppel Graf von Albemarle, Wilhelm Heinrich von Zuileſtein und Gotthard von Ginckel Graf von Athlone zu nennen ſind; aber bei den fortwährenden geheimen Machinationen und Umtrieben, welche der hohe Adel in England zur Herſtellung Jakobs erſann und unterhielt, und die dem Scharfblick des Königs doch nicht ganz verborgen bleiben konnten, iſt dieſe Bevorzugung der erprobten Treue ſeiner Landsleute wohl zu entſchuldigen. Das war der Mann, welcher Europas Freiheit gerettet hat, der die Seemächte Holland und England unter ſeiner Leitung vereinigte, der oft beſiegt doch ſtets wieder ſchlagfertig und

unermüdlich im Felde ſtand. Sein Charakter ſo wie ſein Leben ſind dem ſeines Gegners Ludwigs XIV. vollkommen entgegengeſetzt. Wilhelm umgab ſich nur mit den nothwendigſten Perſonen, während Ludwig in der impoſanteſten Hofhaltung prunkte; jener war im Ganzen ſparſam, dieſer verſchwenderiſch. Um vollkommen im Innern ſeines Reiches zu herrſchen und nach außen kräftig aufzutreten, hatte Ludwig alle ſtändiſchen Gerechtſame vernichtet; Wilhelm zeigte ihm, daß man auch an der Spitze von Ländern wie England und Holland, in denen vor allen andern Europas die Herrſchergewalt durch die bedeutſamſten Inſtitutionen zu Gunſten der Unterthanen gehemmt iſt, fremden Eingriffen erfolgreich und mächtig entgegentreten könne, wenn ſich nur der Thron in allen weſentlichen Punkten in Uebereinſtimmung mit den Intereſſen des Volkes befindet, und die Vertreter des letztern überzeugt ſind, daß die Krone nicht auf den Untergang ihrer Privilegien hinarbeitet. Allerdings iſt aber die zweite Aufgabe ungleich ſchwieriger als die erſte.

Wilhelms Gemahlin Maria war ihm ſchon ſieben Jahre früher im Tode vorangegangen, ohne männliche oder weibliche Nachkommen geboren zu haben. Allem Parteitreiben fremd, fern von jedem Ehrgeiz, hatte ſie ihre ganze Aufmerkſamkeit von jeher nur auf das häusliche Glück ihres Gemahls gerichtet, und von den Rechten, welche ihr auf die Regierung des Landes eingeräumt worden waren, niemals Gebrauch gemacht. Ihre Frömmigkeit, ihre Mildthätigkeit, ihr muſterhafter Wandel können ſie wohl von dem Vorwurfe rechtfertigen, der ihr vielfältig gemacht worden iſt, zur Entthronung ihres Vaters mitgewirkt zu haben, da ſie ſich überdies in allen Dingen ſolcher Art, den Ausſprüchen des Chriſtenthums gemäß, dem Willen ihres Gatten unbedingt zu fügen gewohnt war und ſich kaum ein eigenes Urtheil verſtattete.

In Schottland, wo Jakob die Presbyterianer durch ſeine Toleranzedicte vergeblich zu gewinnen gehofft hatte, weil ſie ſeinen Papismus noch mehr verabſcheuten und fürchteten als alle Verfolgungen der Epiſcopalen, war Wilhelms Erhebung kein Hinderniß in den Weg gelegt worden, und nachdem er in die Wiedereinführung der presbyterianiſchen Kirche als herrſchenden gewilligt hatte, war er am 21. Mai 1689 in Edinburg zum Könige ausgerufen worden. Aber unbegnügt wieder emporgekommen zu ſeyn, verlangten die Puritaner im neu verſammelten Parlament ſogleich die Beſtätigung einer Reihe heftiger Beſchlüſſe gegen die Epiſcopalen und mehrere Beſchränkungen der

königlichen Gewalt. Wilhelm ſollte die Suprematie über die Schottiſche Kirche, welche dem König Karl II. im Jahre 1669 zugeſtanden worden war, wieder aufgeben, alle Patronatrechte ſollten vernichtet werden, aller Einfluß des Königs bei Ernennung der Lords von den Artikeln aufhören. Wilhelm verſuchte anfänglich durch eine Vertagung des Parlaments den Eiferern Zeit zur Beſinnung und zu ruhigerem Nachdenken zu geben; als aber dieſes Mittel vergeblich blieb und jene Forderungen immer heftiger wiederholt wurden, gab der König nach und bewilligte die Zurücknahme aller Geſetze, welche ſeit den Zeiten der erſten Revolution im Intereſſe der Epiſcopalität erlaſſen worden ſeyen. Neue Verwickelungen entſtanden über die Art und Weiſe der Wiedereinführung der presbyterianiſchen Kirche. Endlich vereinigte ſich das Parlament, daß die bei Karls II. Regierungsantritt vertriebenen presbyterianiſchen Prediger der einzige unverderbte Zweig der wahren Kirche ſeyen, dieſe ſollten zunächſt wieder zuſammentreten, um ihre Collegen zu ernennen. So geſchah es denn auch. Von jenen lebten nur noch dreißig, die als ergraute Kämpfer des Herrn nicht ermangelten, ähnlich geſinnte Männer zu Hirten der im Götzendienſt des Baal und Moloch verderbten Gemeinden zu ernennen. Alsbald begannen die neuen Prediger nun ihrer Seits die Verfolgung ihrer bisherigen Verfolger, und wie die Engliſche Kirche die Presbyterianer ausſchloß, ſo waren dieſe in Schottland von nun an mit viel größerem Eifer bemüht die Epiſcopalen zu unterdrücken. Vergeblich ſuchte der König die Geiſtlichkeit von Schottland auf einer allgemeinen Synode zu mildern Maßregeln gegen Andersgläubige zu bewegen, und als der Graf Robert von Lothian die halsſtarrige Verſammlung im Namen des Königs auflöſte, erklärte ſie ſich im Namen Chriſti, des Königs und Haupts der Kirche, nur für beklagt. Was aber bei der Geiſtlichkeit mißglückt war, gelang Wilhelms fortgeſetzten Beſtrebungen und ſeiner offen ausgeſprochenen Willensmeinung, im Weigerungsfall allen nicht presbyterianiſchen Gemeinden völlige Unabhängigkeit zuſichern zu wollen, im Parlament, indem daſſelbe im Jahre 1693 genehmigte, daß alle epiſcopalen Prediger gebeten werden ſollten, ſofern ſie eine beſtimmte im gemäßigten Sinn abgefaßte Glaubensformel unterſchrieben und ſich der Herrſchaft der presbyterianiſchen Kirche zu unterwerfen gelobten. Doch reichte auch dies noch nicht hin allen Verfolgungen und Gewaltthätigkeiten der herrſchenden Glaubenspartei ein Ende zu machen.

Dieſe religiöſen Spaltungen und Zwiſtigkeiten waren jedoch nicht die einzigen Hinderniſſe, welche Schottland der Regierung Wilhelms III. in den Weg legte. Zu derſelben Zeit, als Jakob in Irland landete, erhob Graham von Claverhouſe (o. S. 443), den jener vormals zum Viscount von Dundee ernannt, die Fahne der Empörung für die Stuarts in den Hochlanden und empfing von Irland Waffen und Munition. Bei Gillicranky ſchlug er den gegen ihn ausgeſandten General Mackay, aber in einem folgenden Treffen verlor er gegen den Holländer Levingston Sieg und Leben, und die Leute von den Gebirg wurden zerſtreut (1690). Doch hörten hiermit einzelne Verſchwörungen und Aufſtände der Jakobiten, ſo wie die Einfälle und Räubereien der Hochländer in die Ebenen des ſüdlichen Schottlands nicht auf, und ſelbſt Maßregeln größerer Strenge, durch welche wider den Willen des Königs am 23. Februar 1692 der ganze Stamm des Häuptlings Macdonald von Glencoe hinterliſtig ermordet wurde, erwieſen ſich als unzureichend den wilden Sinn der Hochländer zu bändigen.

15. Englands Cultur im ſiebzehnten Jahrhundert.

Nachdem jene Fülle von religiöſen und politiſchen Secten in der erſten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts entſtanden und wieder verſchwunden war, von welcher wir bei der Geſchichte der großen Engliſchen Revolution als deren Haupthebel ausführlicher geſprochen haben, trat nach der Rückkehr der Stuarts, wie gleichfalls ſchon erwähnt worden iſt, eine Periode der Abſpannung und Ruhe ein, von der ſelbſt die Schottiſchen Puritaner auf eine Zeit lang ergriffen wurden. Indeß blieb der einmal erweckte religiöſe Sinn bei Vielen im Stillen thätig, und ließ im Gegenſatz zu jenen revolutionären Parteien, von welchen jede für ihr Glaubensprincip auch die äußere Herrſchaft verlangt hatte, eine Secte entſtehen, welche dem Treiben der Welt abgewendet, nur die Erbauung des Gemüthes ſuchte. Es waren dies die Quäker. Sie verdanken ihren Urſprung einem aus der Lehre entlaufenen Schuſterburſchen, Namens George Fox (geb. 1624), den eine frühe Beſchäftigung mit religiöſen Gegenſtänden zu einer ſolchen Begeiſterung führte, daß er ſich zur Verkündigung der evangeliſchen Wahrheit in reinerer Geſtalt berufen glaubte. Um alle irdiſchen Gedanken aus ſeiner Seele zu verbannen, verließ er ſeine Verwandten und Freunde,

ging in die Fremde, hielt ſich an keinem Orte lange auf, um nirgends neue Bekanntſchaften zu machen, brachte ganze Tage mit ſeiner Bibel in Wäldern, ja in hohlen Bäumen zu, und unterhielt ſich einzig mit Gott. Es währte nicht lange, ſo glaubte er die nämlichen Offenbarungen zu erhalten, die der Herr ehedem ſeinen heiligen Werkzeugen mitgetheilt habe, und kehrte nun als Apoſtel zu den Menſchen zurück. Er lehrte gänzliche Verſenkung der Seele in Gott, Ertödtung des äußern Menſchen, völlige Freiheit und Gleichheit, und Verachtung aller äußern Ehre, ja alles äußern Gottesdienſtes. Es fehlte ihm nicht an Anhängern, und ſeine Secte dauert noch jetzt fort. Den Namen Quäker (Zitterer) haben ſie von Spöttern erhalten, die das begeiſterte Verdrehen der Augen und die durch die innere Erregung hervorgerufenen unwillkürlichen Bewegungen des Körpers ins Lächerliche zogen. Alle Kunſt und Wiſſenſchaft, aller Reichthum des gebildeten Lebens, alle Anmuth und Zierde deſſelben durch Luxus und äußere Bequemlichkeit, aller Unterſchied der Stände iſt bei den Quäkern verſchwunden. Sie nennen Jedermann Du, bedienen ſich keiner andern Anrede als „mein Freund", erklären das Kriegführen für Sünde, wollen weder Geiſtliche noch beſondere Feſttage haben, ja die gewöhnlichen Sacramente abgeſchafft wiſſen, und halten ſtatt aller Feierlichkeit des Cultus nur Verſammlungen, in denen Männer und Weiber ohne Unterſchied, wie ſie ſich vom Geiſt getrieben fühlen, durch Rede und Gebet die Gemeine erbauen.

Auch die Geſellſchaft der Freimaurer erhielt damals in England, wo nicht ihre Entſtehung, die nach der Meinung mehrerer in viel früheren Jahrhunderten zu ſuchen iſt (ſ. Th. VI. S. 62), doch ihre ſpätere Form. Daß dieſer Orden noch fortlebt, verdankt er theils dem mächtigen Hange aller Menſchen zum Geheimnißvollen, theils den Abzeichen und Würden, womit er (wenigſtens auf Stunden) den Ehrgeiz und die Eitelkeit ſchmückt, theils den geſelligen Bequemlichkeiten und Ergötzungen, die man mit ſeinen Geheimniſſen in Verbindung zu bringen gewußt hat. Den religiöſen und gemüthlichen Intereſſen gegenüber bildeten ſich im Laufe unſeres Zeitraums die Reflexion des Verſtandes und die Beſtrebungen der Wiſſenſchaft mit nicht minderer Stärke und Erfolg in England aus. Die Grundlage für alle folgenden naturwiſſenſchaftlichen und philoſophiſchen Bemühungen legte zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts Franz Baco von Verulam. Er ſtammte aus einer angeſehenen Familie, und war 1561 zu London

geboren. Sein Vater war eine Zeit lang Großſiegelbewahrer der Königin Eliſabeth; der Sohn zeigte ſchon früh große Talente, und verfaßte bereits im neunzehnten Jahr eine Schrift über den Zuſtand Europas. Später ſchloß er ſich an den Grafen Eſſex an, ohne jedoch dadurch in deſſen Sturz verwickelt zu werden. Unter Jakobs Regierung, der Baco wegen ſeiner Gelehrſamkeit beſonders lieb gewann, bekleidete er zuerſt das Amt eines Kronanwalts, ward aber am 3. Mai 1617 zum Lord Siegelbewahrer, und ein Jahr darnach zum Lord Kanzler und zum Viscount von St. Albans erhoben. Indeß verwaltete Baco dieſes Amt nicht ohne Tadel, ſo wie er überhaupt nicht zu den reinen und edlen Charakteren gerechnet werden darf, wenn ſeine Geſchäftsführung auch ſonſt von ſeiner Einſicht, Thätigkeit und Ausdauer genügende Zeugniſſe darbietet. Eitelkeit und Prunkſucht verleiteten ihn zu großer Verſchwendung; um die hierzu nöthigen Summen aufzutreiben, überließ er ſich geldgieriger Habſucht, und die Parteien in ſeinem Gerichtshofe klagten, daß ſie durch ſeine Schuld auch im Fall eines günſtigen Ausgangs verarmten. Endlich faßten die verſammelten Gemeinen den Beſchluß ihn im Oberhauſe anzuklagen, und ließen am 21. März 1621 den Lords die betreffende Acte überreichen, in welcher zwei und zwanzig beſondere Fälle angegeben waren, in denen ſich der Kanzler habe beſtechen laſſen. Ueberdies habe er denſelben Mißbrauch und Unterſchleif auch ſeinen Beamten geſtattet. Außer ſich vor Schrecken und ganz ohne Beſinnung, ſtellte ſich Baco auf dieſe Nachricht krank, und ſchrieb dem Oberhauſe einen demüthigen Brief, in welchem er alle Beſchuldigungen reuevoll zugeſtand und um Gnade flehte. In der That erſparten ihm die Lords die Erniedrigung, vor den Schranken des Hauſes zu knien, in welchem er drei Jahr lang als Kanzler den Vorſitz geführt hatte, aber verurtheilten ihn zu gleicher Zeit zu einer Geldbuße von vierzig tauſend Pfund, zu Gefängnißſtrafe, ſo lange es dem Könige gefallen würde, und zur Unfähigkeit jemals wieder bei Hofe zu erſcheinen oder ein Amt zu bekleiden. Trotz ſo harter Demüthigung ließ ſich Baco von ſeinem Ehrgeiz hinreißen, fortdauernd neue Verſuche zu machen, die Gunſt des Königs wieder zu gewinnen. Nicht zufrieden, daß Jakob ihn nach kurzer Friſt aus ſeiner Haft befreit und ihm die auferlegte Geldſtrafe erlaſſen hatte, beläſtigte er dieſen ſo wie den Prinzen von Wales und den Herzog von Buckingham mit ſtets erneuten Bittſchriften; aber vergeblich trachtete er durch kriechende Bitten Mitleid zu erregen oder durch niedrige

Schmeicheleien Eingang zu finden. Wiederholte verächtliche Zurückweiſungen erbitterten ihn und zerrütteten ſeine Geſundheit, ſo daß er als Opfer eines thörichten Ehrgeizes ſchon im fünften Jahr nach ſeiner Entlaſſung ſtarb.

Baco hätte in der That nicht nöthig gehabt, nach dem Ruhm des Staatsmannes zu ſtreben, da ſein Name bereits als ein heller Stern der Wiſſenſchaften leuchtete. Wie ſein etwas ſpäterer Zeitgenoſſe des Cartes richtete er ſeine Bemühungen vorzüglich gegen die noch immer gäng und gäbe ſcholaſtiſche Methode in der Philoſophie und den übrigen Diſciplinen. Der Ableitung des Wiſſens aus dem Begriff, d. h. nach damaliger Weiſe aus ganz entfernten und unbewieſenen Abſtractionen, ſetzte er die Forderung gegenüber, von der Wirklichkeit und der Erfahrung auszugehen, ſo daß von ihm gerühmt werden kann, was Cicero vom Socrates ſagt, daß er die Erforſchung der Wahrheit von dem Himmel zur Erde herabgeführt habe. Statt überſinnlicher Gegenſtände wies er ihr die Natur und Geſchichte zu ihren Schauplätzen an, und zeigte, wie noch ſo Vieles in den damaligen Kenntniſſen vermißt werde. Die bisherige Art und Weiſe der Behandlung, welcher gemäß ſcholaſtiſch-ariſtoteliſche Vorſtellungen durch Schlüſſe weiter ausgeſponnen würden, ohne Rückſicht ob die hierdurch erreichten Reſultate mit der Realität der Dinge übereinſtimmten oder nicht, müſſe mit der Betrachtung des Inhaltes der Erfahrung vertauſcht werden; man müſſe Beobachtungen anſtellen, Verſuche machen und hieraus die Geſetze und allgemeinen Beſtimmungen ableiten. Der unmittelbare Beweis der Wahrheit iſt vorhanden, wenn das geſuchte Wahre unmittelbar durch das Selbſtbewußtſeyn gefunden und erkannt wird; denn die Wahrheit des Seyns und des Erkennens iſt identiſch, ſie unterſcheiden ſich nur wie der gerade Lichtſtrahl von dem gebrochenen. Ueber die Wirklichkeit und deren wahrhafte Beſchaffenheit iſt ſo nur der beſtändigen und erprobten Sinnenerfahrung zu trauen, und aus den durch dieſe gewonnenen Reſultaten wird durch Analogie und Induction weiter auf das Unbekannte geſchloſſen. Vollkommen aber iſt ein Gegenſtand erſt erkannt, wenn wir die nothwendigen und beſtändigen Urſachen wiſſen, wodurch er entſteht und erhalten wird. Stets nach der allgemeinen Endurſache zu forſchen, wie die bisherigen Philoſophen gethan, iſt zwecklos, deſto fruchtbarer aber die Aufdeckung der einzelnen bewirkenden Urſachen.

Bacos Gedanken wurden nach ſeinem Tode von John Locke auf

eine eigenthümliche und abweichende Weiſe weiter ausgeführt. Dieſer war im Jahr 1632 zu Wrington geboren, und ſtudirte in Oxford die Arzneikunde, ließ jedoch dieſe Beſchäftigung, theils wegen körperlicher Schwäche, theils aus überwiegender Neigung zur Philoſophie, bald ganz liegen. Späterhin wurde er mit dem Grafen Shaftesbury bekannt, lebte in deſſen Hauſe, und erhielt von dieſem ein Amt, als er an die Spitze des Cabalminiſteriums trat. Nachdem der Graf darauf, wie oben erwähnt worden iſt, zu den Whigs übergegangen war, bei deren geheimen Umtrieben er eine Hauptrolle übernahm, ſah er ſich kurz vor der Entdeckung der Rye-Houſe Verſchwörung genöthigt England zu verlaſſen und nach den Niederlanden zu fliehen, der großen Zufluchtsſtätte der damaligen Zeit für alle aus religiöſen oder politiſchen Gründen Verfolgte. Locke war ſeinem Beſchützer hierher gefolgt, und blieb auch nach deſſen bald eintretendem Tode in Holland, bis er im Jahr 1688 mit Wilhelm von Oranien wieder in ſein Vaterland zurückkehrte. Er ſtarb am 28. October des Jahres 1704. Wenn Baco zur Erforſchung der Wahrheit an das ſinnliche Daſeyn verwies, ſo läugnete Locke die ſelbſtändige Exiſtenz und Wahrheit des Denkens überhaupt, und ſtellte das Princip auf, daß jede Erkenntniß nur durch Erfahrung bewirkt werde. Wie Leibnitz machte er das Einzelne und Beſondere im Gegenſatz zu des Cartes, Malebranche und Spinoza geltend, er verließ den früheren Weg der Definitionen ganz, und begnügte ſich mit einfachen Deductionen. Aber wenn Leibnitz in höherem Sinn in jedem Einzelnen wieder die Totalität ſetzte und zu erkennen bemüht war, ſo läßt Locke das Ganze, die Wahrheit an und für ſich ſelbſt vollkommen außer Augen. Er unterſucht nur wie der Menſch zu ſeinen Vorſtellungen von den Dingen gelange, das Intereſſe beſchränkt ſich auf die Form des Uebergehens der objectiven Gegenſtände oder Empfindungen des Geiſtes in die Weiſe der Vorſtellung, und die Wahrheit erhält hier nur die Bedeutung der Richtigkeit und Uebereinſtimmung unſerer Anſchauungen mit den Dingen. Aus allen Kräften beſtreitet Locke die Lehre des Carteſius von den angeborenen Ideen, worunter dieſer allgemeine Beſtimmungen verſtanden hatte, welche dem menſchlichen Geiſte auf natürliche Weiſe angehörten, und ſtellt dagegen die Behauptung auf, daß die Seele des Kindes eine leere Tafel ſey, welche nur im Verlauf der Zeit mit den Zeichen angefüllt werde, die die ſinnliche Wahrnehmung hineinſchreibe; und ſein Hauptſtreben geht dahin zu zeigen,

wie auch die metaphyſiſchen Begriffe aus der Empfindung und Erfahrung, bewußt oder unbewußt, abgeleitet und aufgenommen werden, z. B. Raum, Bewegung, Form aus der äußeren, Denken, Wollen u. ſ. w. aus der inneren Wahrnehmung. Daſeyn, Einheit und dergleichen entſpringen ſeiner Meinung nach aus der Vermiſchung innerer und äußerer Erfahrung und der Verſtand, deſſen Weſen nichts als formelle Thätigkeit iſt, bildet alle dieſe Begriffe, indem er die durch die Wahrnehmungen gewonnenen Vorſtellungen bearbeitet, zuſammenfügt, vergleicht und gegen einander ſtellt. So iſt das Allgemeine, die Gattungsbegriffe, nur ein Werk der Reflexion, welche von den beſonderen Gegenſtänden, den Umſtänden, dem Ort und der Zeit abſieht; ſie ſind nichts an und für ſich, ſondern nur Namenweſen.

Durch dieſe Anſichten und Durchführungen trug Locke noch mehr als Baco zu jener veränderten Richtung der geiſtigen Beſtrebungen bei, an welcher um dieſelbe Zeit in Frankreich und in den Niederlanden ſo eifrig gearbeitet wurde. Praktiſches Philoſophiren, das Räſonnement des Verſtandes iſt ſeitdem an die Stelle der ſcholaſtiſchen Methode des Ausgehens von Grundſätzen und der durch Schlüſſe bewirkten Verknüpfung der Definitionen getreten und hat in ſeinem Gefolge die modernen Wiſſenſchaften erzeugt. Als Vertreter und Begründer neuer Anſichten und Entdeckungen in dieſen haben wir für die Disciplin der Staatswiſſenſchaft Thomas Hobbes und für Naturlehre und Mathematik den unſterblichen Newton zu nennen. Thomas Hobbes (geb. 1588, geſt. 1679) war Lehrer und Erzieher in dem Hauſe des Grafen von Devonſhire, einer der erſten ariſtokratiſchen Familien, die wie die meiſten alten Geſchlechter beim Ausbruch der Unruhen unter Karl I. mit dem Königthum zu ſtehen und zu fallen entſchloſſen war. Es iſt bereits oben erwähnt, daß die eigenthümliche Ausbildung der ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe in England hier früher als anderswo zu Reflexionen über dieſelben führte. Der Kampf des Königs mit dem Parlamente bildete dieſe Richtung weiter aus, und Hobbes publicirte, um ſich der königlichen Familie gefällig zu zeigen, ſein erſtes Buch de cive im Jahr 1646, als ſich Karl in der höchſten Bedrängniß befand, zur Widerlegung der eben aufgekommenen religiös-republikaniſchen Theorien. Er geht davon aus, daß die Menſchen im Naturzuſtande alle den Trieb haben einander zu beherrſchen, und läßt hieraus einen Krieg Aller gegen Alle hervorgehen. Aus dem Bedürfniß nach Frieden leitet er dann den Grundſatz ab, daß Gewalt

das Recht zur Herrschaft über diejenigen verleihe, welche keinen Widerstand zu leisten im Stande seyen. Der Zweck des Staats ist nichts Anderes als die Beendigung jenes Krieges, die aber nur durch die Furcht vor dem, der die meiste Gewalt in Händen hat, hervorgerufen werden kann. So glaubte Hobbes die absolute Gewalt des Thrones in jeder Weise gerechtfertigt und überdies dargethan zu haben, daß jeder Vertrag, der mit dem Volke oder einem Theil desselben über wesentliche Regierungsrechte geschlossen werde, an und für sich ungültig sey; während sein Princip gerade alle Revolution rechtfertigt, und dessen consequente Durchführung den Unterthanen das Recht beilegen muß ihren Regenten abzusetzen, sobald sie etwa im Lauf der Zeit mächtiger geworden wären, also keine Furcht mehr fühlten. Auch die Religion gründet Hobbes auf die Furcht vor der göttlichen Allgewalt. Als er sah, daß seine Theorie der absoluten Monarchie, den damals herrschenden Ideen einer in Volksfreiheit und Gleichheit begründeten christlichen Republik gegenüber, wirkungslos geblieben war, entschloß er sich fünf Jahre später, als Cromwell seine Laufbahn begann, dieselbe noch einmal ausführlicher vorzutragen und von allen Seiten zu beleuchten. Er that dies in seinem Leviathan, mit welcher Bezeichnung er die Furchtbarkeit und den Alles verschlingenden Gräuel des Urstandes der Menschheit andeuten wollte. Dieses neue Buch wurde durch eine allgemeine philosophische Uebersicht eingeleitet, in der Hobbes zu zeigen bemüht war, daß die Vernunft dem Menschen nicht wie Empfindung und Gedächtniß angeboren sey, sondern nur durch anhaltende Uebung erworben werde, und in Rücksicht auf die Willensthätigkeit behauptete, daß die Begriffe recht und unrecht, gut und böse an und für sich keinen Sinn, sondern nur eine relative Bedeutung hätten; daß endlich die ganze Sittenlehre auf die positiven Gesetze und die bürgerliche Ordnung zurückgeführt werden müsse.

Isaak Newton war zu Wolstrop in Lincolnshire im Jahre 1642 geboren. Schon als Jüngling ergriffen ihn die Werke des großen Mathematikers Kepler und des Carteſius so mächtig, daß er nichts als sie studiren mochte, und in seinem vier und zwanzigsten Jahre hatte ihn unausgesetztes Nachdenken bereits auf die vorzüglichsten Entdeckungen in diesen Wissenschaften geführt, die er in der Folge bekannt machte. Er wurde Professor in Cambridge und später Mitglied der londoner Societä der Wissenschaften, welche Karl II. im Jahre 1660 gestiftet hatte. Als solcher gab er 1666 seine berühmte Theorie des

Lichts und der Farben heraus und ſchuf durch ſeine Grundſätze der Naturphiloſophie die ganze Phyſik um. Seine Werke erregten Aufſehen in ganz Europa, und auch das Vaterland verkannte die Größe ſeines Mitbürgers nicht. König Wilhelm III. machte ihn 1696 zum Münzwardein, und drei Jahre nachher zum Münzmeiſter, mit einem anſehnlichen Gehalte, und von dieſer Zeit an widmete er ſich ganz dem Staate. Um jedoch noch etwas für die Wiſſenſchaften zu thun, warf er ſich — wiewohl mit minderm Glücke — auf die Chronologie, und zuletzt verſuchte er eine Erklärung der Offenbarung Johannis. Die Königin Anna machte ihn 1703 zum Präſidenten der Societät der Wiſſenſchaften und erhob ihn 1705 in den Ritterſtand. Die größten auswärtigen Gelehrten ſuchten wetteifernd ſeine Belehrung. Aber trotz alles Ruhmes und aller Ehrenbezeugungen bewahrte Newton auch in ſpätern Jahren die Beſcheidenheit ſeines Jünglingsalters und die offene Unbefangenheit eines Kindes. Liebe zum Gelde und zum weiblichen Geſchlechte kannte er nicht. Er erreichte ein Lebensziel von fünf und achtzig Jahren, unangefochten von Krankheit, die letzten fünf Jahre ausgenommen. Aber ſein ſo früh angeſpannter Geiſt dauerte nicht ſo lange in ſeiner Stärke aus. Der große Mann verſtand in ſeinem Alter die Werke ſelbſt nicht mehr, die er in ſeiner Jugend geſchrieben hatte. Dennoch ehrte die gerechte Zeitgenoſſenſchaft das vormals erworbene Verdienſt auch in dem Greiſe. Sein Begräbniß war das eines Königs. Der Kanzler und drei Pairs von England trugen den Thronhimmel über ſeinem Sarge, und in der Weſtminſterabtei, wo die Herrſcher des Landes ruhen, lieſet man auch Newtons Grabſchrift.

Auch jene von uns in der Culturgeſchichte Frankreichs erwähnte Geiſtesbewegung, welche die Schärfe des Verſtandes gegen die religiöſen Wahrheiten mit zerſtörender Wirkung richtete, fand in England Anklang, und wurde hier bald weit gründlicher und entſchiedener verfolgt als dort. Die theologiſchen Streitigkeiten, welche ſo lange und heftig geführt worden, hatten alle Geiſter in Anregung gebracht, die politiſche Freiheit erweckte in den Einzelnen ein ſtärkeres und intenſiveres Selbſtbewußtſeyn, als unter anderen Verfaſſungsformen der Fall war, und unter den zahlreichen religiöſen Secten bildete ſich auch eine mehr innerlich als äußerlich zuſammengehörige Partei von Freidenkern, als deren Vertreter wir hier nur den Irländer John Toland nennen. Als unehlicher Sohn von ſeinem Vater, einem katholiſchen Prieſter, verſtoßen, faßte er in früher Jugend den heftigſten Widerwillen gegen

die Römiſche Kirche, und als er zur reformirten Lehre übergetreten war, gab ihm die ſteife Rechtgläubigkeit der evangeliſchen Theologen jener Zeit nicht geringeren Stoff zu Anſtoß und ſcharfem Tadel. Schon in der Lebensbeſchreibung des berühmten Dichters Milton, deſſen wir ſogleich Erwähnung thun werden, griff er die chriſtliche Religion an, und gab darauf in ſeinem nächſten Werke, das Chriſtenthum kein Myſterium, die Grundzüge eines Syſtems, welches ſpäterhin zum theologiſchen Rationalismus ausgebildet wurde. Die biſchöfliche Kirche bot gegen ſolche Neuerungen ihr ganzes Anſehen auf, und jene Schrift wurde von der Jury der Grafſchaft Middleſex für ein öffentliches Aergerniß erklärt. Nicht lange darauf verließ Toland das Brittiſche Reich, ging nach Hannover und kam von hier im Jahre 1701 nach Berlin, wo er am Hofe mit Auszeichnung empfangen wurde und die Königin Sophie Charlotte ſich bemühte ſeine Zweifel und Einwendungen gegen die Offenbarung zu widerlegen. Erſt nach mehreren Jahren kehrte er wieder nach England zurück und ſtarb 1722 in London.

Daſſelbe religiöſe Intereſſe, welches in begeiſtertem oder feindlichem Verhalten die Geſchichte Englands im ſiebzehnten Jahrhundert erfüllt ſpiegelt ſich auch in der Poeſie dieſer Zeit ab und tritt am deutlichſten in den Geſängen John Miltons hervor (geb. zu London 1608, geſt. 1674), deſſen verlorenes Paradies unter den Engliſchen Epopöen den erſten Rang behauptet. Er war ein Mann von feurigem Geiſte und zarter Empfindung, der nach einer nützlich angewandten Jugend Frankreich und Italien durchreiſete, und nach ſeiner Rückkehr die früher betriebenen Studien ſogleich wieder hervorſuchte. Er las den Dante und Petrarca, den Homer und das alte Teſtament in der Urſprache, und wußte die beiden letzteren Werke faſt auswendig. Dabei war er in der Muſik und in der Reit- und Fechtkunſt wohl erfahren. Während des Aufſtandes trat er auf die Seite der Republikaner, und vertheidigte ſelbſt in mehreren Schriften die Hinrichtung Karls. Unter Cromwells Regierung ward er Staatsſecretär, kam aber nach der Reſtauration mit einer kurzen Gefangenſchaft davon. Noch während ſeines Amts hatte er das Geſicht verloren, aber ſeine Thätigkeit ward dadurch auf keine Weiſe gehemmt, er dictirte, und ſeine Töchter dienten ihm als Vorleſerinnen. Jetzt vollendete er ſein eben genanntes großes Werk, welches alle Arbeiten ſeiner jüngern Jahre, die in mehreren lyriſchen Gedichten und einigen Charaktergemälden beſtanden, weit hinter ſich zurück ließ. Mit wunderbarer Kraft und Anmuth

ſchilderte er die blühende Natur des Paradieſes; mit tiefen Zügen hob er in dem Satan die Stärke des Egoismus, das Bewußtſein über den Verluſt der eigenen urſprünglichen Herrlichkeit hervor. Dennoch konnte ein Buchhändler nur mit vieler Mühe bewogen werden zehn Pfund für das Epos zu geben; auch fand es bei den Zeitgenoſſen wenig Eingang und erſt die Nachwelt lernte den wahren Werth deſſelben ſchätzen. Der Dichter ſchrieb darauf ein Gegenſtück zu demſelben: das wiedergewonnene Paradies, das ihm noch beſſer gelungen dünkte, indeß jetzt faſt ganz vergeſſen iſt. Aber obſchon es allerdings dem Greiſenalter Miltons angehört, ſteht es dem erſten doch nicht in dem Maße nach, als gewöhnlich angenommen wird, und zeigt durch die Darſtellung der Verſuchungsgeſchichte des Erlöſers die Ohnmacht des Böſen dem Göttlichen gegenüber in den glänzendſten Farben der Poeſie.

Wie Milton die Hoheit und Herrlichkeit der chriſtlichen Religion in ſeinen Geſängen auszuſtrömen ſuchte, ſo beſtrebte ſich Samuel Buttler (1612—1673) die Auswüchſe des puritaniſchen Eifers und die Maßloſigkeit der Secten mit der Geißel der Satire zu beſtrafen. Er ſchrieb nach dem Vorbilde des Don Quixote ein komiſches Epos, welches er nach dem Helden deſſelben Hudibras nannte, und es iſt ihm das Verdienſt nicht abzuſprechen, alle jene Thorheiten und Uebertreibungen, welche in Zeiten fanatiſcher Begeiſterung hervortreten, ſo wie die Grübelei und die verkehrten Schlußfolgerungen der Schwärmer mit Witz und Geiſt gezeichnet zu haben *).

Die Rückkehr Karl Stuarts nach England bereitete nach der Mitte unſeres Jahrhunderts allmählig eine Aenderung der Kunſtrichtung vor, indem der Hof eine Vorliebe für den Franzöſiſchen Geſchmack mitbrachte, wie er ſich auch im Leben an der Ausgelaſſenheit und Frivolität Franzöſiſcher Umgangsformen erfreute. Sir William Davenant (1605—1668) und John Dryden (1631—1701) ſchloſſen ſich in ihren dramatiſchen Productionen, den Anſichten des Hofes folgend, an Franzöſiſche Vorbilder an und erwarben ſich um die formelle Seite der Poeſie allerdings bedeutende Verdienſte; allein ſie konnten weder die Glätte der Franzoſen vollſtändig erreichen, noch durch jene Vorzüge für den Mangel an innerer Tiefe und Bedeutung, die in den dramatiſchen Werken der Shakſpeareſchen Periode in ſo reichem Maße niedergelegt iſt, genügend entſchädigen. Auch bemühten ſich andere Dichter,

*) Roſenkranz, Geſchichte der Poeſie, Thl. III. S. 224.

namentlich Thomas Otway, der im Jahre 1685 nach einem von Armuth bedrängten Leben Hungers geſtorben ſeyn ſoll, ihnen gegenüber das charakteriſtiſche Streben der früheren Zeit feſtzuhalten.

16. Die vereinigten Niederlande.

Die äußeren Schickſale und inneren Umwälzungen der Niederländiſchen Republik in den letzten Decennien des ſiebzehnten Jahrhunderts haben ihre Darſtellung bereits in früheren Abſchnitten gefunden, wo wir deren Verbindung und Zuſammenhang mit den politiſchen Verhältniſſen Europas zu zeigen hatten; ſo daß hier nur noch weniges nachzuholen bleibt. Der große Kampf der ariſtokratiſchen und ſtatthalteriſchen Partei, der ſogleich mit den Anfängen der Niederländiſchen Republik begonnen hatte und von Männern wie Oldenbarneveld und Johann de Witt vorzüglich in der Abſicht geführt worden war, die gegen die Spaniſchen Herrſcher gewonnene Freiheit der Verfaſſung nicht an diejenigen zu verlieren, deren Geiſt und Kraft das Vaterland gegen auswärtige Feinde beſchützt hatte, war im Augenblick des dringendſten Bedürfniſſes ſolcher Vertheidigung zu Gunſten der Oraniſchen Partei entſchieden und Wilhelm III. ſogar zum erblichen Statthalter ernannt worden (o. S. 299). Obgleich dieſer nun dafür ſorgte Männer von ſeinen Grundſätzen und ſeiner Farbe in die Stellen der Regierung und die ſtädtiſchen Aemter zu bringen und ſelbſt der Rathspenſionar Gaspar Fagel ihm durchaus in die Hände arbeitete, ſo fehlte doch viel, daß die Ariſtokraten ganz vernichtet geweſen wären. Der Einfluß dieſer Partei, an deren Spitze zunächſt die beiden Bürgermeiſter von Amſterdam, Hooft und Valkenier, ſtanden, bewirkte im Jahre 1678 den Abſchluß des Nymweger Friedens, obſchon der Prinz den Krieg gern fortgeſetzt hätte, und Ludwig XIV., ſeiner argliſtigen Politik gemäß, ſuchte alsbald Verbindungen mit den Republikanern anzuknüpfen, um hierdurch Wilhelms auswärtige Politik zu hemmen oder doch zu ſchwächen. Im Geheimen erklärte er ſich zu ihrer Unterſtützung bereit, ja der Franzöſiſche Geſandte d'Avaux bot dem Rathspenſionar im Jahre 1683 zwei Millionen Gulden, wenn er für Frankreichs Intereſſen wirken wollte; aber Fagel war edel genug dies Anerbieten mit Unwillen zurückzuweiſen. Als die Franzoſen dann wirklich Courtray, Dixmuiden und Luxemburg in den Spaniſchen Niederlanden wegnahmen (o. S. 326), erhob Amſterdam einen ſo heftigen

Widerſpruch gegen die vom Prinzen geforderte Truppenvermehrung und Unterſtützung des Spaniſchen Hofes, daß Ludwig damals im Beſitz jener uſurpirten Plätze blieb. Ein neuer Streit entſpann ſich mehrere Jahre ſpäter, nachdem Wilhelm den Engliſchen Thron beſtiegen hatte, während des zweiten großen Krieges mit Frankreich. Der oben erwähnte Bentinck, in England zum Herzog von Portland erhoben und dadurch Mitglied des Engliſchen Parlaments geworden, wollte trotz dem ſeinen Sitz in der Ritterſchaft der Staaten von Holland auch fernerhin behaupten; aber Amſterdam verweigerte ihm als Fremdling den Zutritt, ja die Deputirten der Stadt nahmen an der Ständeverſammlung, als er dennoch eingelaſſen wurde, keinen Theil mehr, und erklärten, ferner keine Kriegsſteuer zu bezahlen. Endlich bewog die Vermittelung der Mitſtände die hartnäckigen Magiſtrate von Amſterdam zur Nachgiebigkeit. Noch größere Zwiſtigkeiten drohten zu Goes in Seeland bei der Anſtellung ſtädtiſcher Beamten zwiſchen der Oraniſchen und antioraniſchen Partei auszubrechen. Um die Bürger nach ſeinem Willen zu zwingen, ſandte der Erbſtatthalter Kriegsvolk ab, aber die Stadt ſchloß die Thore, da ſie ſich bei ihrem im Jahre 1587 mit Wilhelm I. von Oranien geſchloſſenen Vertrage immerwährende Freiheit von Beſatzung und Garniſon ausbedungen hatte. Nach elftägiger Blokade mußten ſich die Bürger indeß dennoch zu einem Vertrage bequemen, der dem Kriegsvolk Eingang verſchaffte und Wilhelm die unbedingte Einſetzung des Magiſtrats überließ. Ueberhaupt verlor ſich die Volksliebe für den Statthalter, die ihn erhoben und die ſich in den erſten Jahren ſeiner Verwaltung in Wort und That ſo wirkſam gezeigt hatte, gegen das Ende ſeines Lebens immer mehr, wovon wohl die langwierigen und erſchöpfenden Kriege als Haupturſachen zu betrachten ſind. Die Blüthe des Niederländiſchen Handels war bereits vorüber; das eigene Beiſpiel der Republik hatte die übrigen Staaten Europas auf den Gedanken gebracht, daß es möglich ſey, durch Erwerbung von Colonien, Beförderung des Handels, Begünſtigung der Landesinduſtrie, durch Unterſtützung aus Staatsfonds und Abſperrung gegen die Erzeugniſſe fremder Länder dieſelben Reſultate hervorzubringen und ähnliche Reichthümer zu erlangen als die, welche in Holland zuſammenfloſſen. Wie erfolgreich Colberts Beſtrebungen waren Handel und Fabriken in Frankreich einheimiſch zu machen, wie ſich auch der Engliſche Verkehr zum Schaden der Niederlande erhob, und dieſe ſich vergebens bemühten durch zwei hartnäckige Kriege ihr früheres Uebergewicht zur See zu behaupten

iſt bei den Geſchichten jener Länder bereits erwähnt worden. So wurden die Holländer mehr und mehr auf den Europäiſchen Märkten beſchränkt. Aber nicht bloß ihr Handel, ſondern auch ihre Manufacturen ſanken, da die ſchweren Auflagen zur Deckung der Kriegskoſten und zur Beſtreitung der Zinſen großer Anleihen, welche zu demſelben Zwecke gemacht werden mußten, die Lebensbedürfniſſe und mit dieſen auch das Arbeitslohn auf eine ſolche Höhe ſteigerten, daß den Holländiſchen Fabrikaten die Concurrenz mit denen anderer Länder bedeutend erſchwert wurde. Indeß war der Verkehr der Niederländer immer noch umfaſſend genug; in dem letzten Jahrzehent des ſiebzehnten Jahrhunderts berechnete man die Laſten, welche die Niederländiſchen Schiffe in und aus den verſchiedenen Häfen der Welt führten, auf achtzehn Millionen Centner, während die Befrachtung der Engliſchen Kauffahrer nur auf zehn Millionen geſchätzt wurde, und wenn von den Colonien auch Neu-Niederland verloren gegangen war, ſo gewann die Republik dagegen den größten Theil der Inſel Java, eroberte Macaſſar auf Celebes, bemächtigte ſich der Weſtküſte von Sumatra und machte ſich im Jahre 1680 durch einen glücklichen Krieg Ternate zinsbar.

Was aber auch an Handel und Gewerben eingebüßt werden mochte, die Blüthe der Kunſt und Wiſſenſchaft, welche ſich ſeit dem Ende des ſechszehnten Jahrhunderts in den Niederlanden zeigte und während unſeres ganzen Zeitraums erhielt, konnte als reichlicher Erſatz für dieſe Verluſte betrachtet werden. Schon am Ende des Spaniſchen Krieges zählte man in den vereinigten Provinzen fünf Univerſitäten: Leiden (geſt. 1575), Franecker (1585), Gröningen (1614), Utrecht (1636) und Harderwyk (1648). Außerdem errichtete der Magiſtrat von Amſterdam im Jahre 1632 noch ein akademiſches Gymnaſium, das ſogenannte Athenäum. In den philologiſchen Diſciplinen übertrafen die Holländer im ſiebzehnten Jahrhundert alle übrigen Nationen, und mit Joſeph Scaliger, dem Sohn des berühmten Julius Cäſar Scaliger, den die Staaten von Holland nach Leiden zogen, ſchienen die Alterthumswiſſenſchaften Italien, wo ſie im funfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert Urſprung und Pflege gefunden hatten, zu verlaſſen, um an den Ufern der Nordſee neue Fortſchritte zu machen. Wenn Scaliger ſeine Aufmerkſamkeit vornehmlich den Lateiniſchen Schriftſtellern des Auguſteiſchen Zeitalters zuwendete, ſo bearbeitete Juſtus Lipſius die ſpäteren Autoren mit nicht minderem kritiſchen Erfolg und größerer antiquariſcher Gelehrſamkeit. Da er ſpäterhin zur katholiſchen Religion übertrat, wurde er nach

Löwen berufen. Hugo Grotius, deſſen anderweitiger Verdienſte wir bereits oben gedacht haben, gab ſchon in ſeinem ſechszehnten Jahre den Martianus Capella heraus, und bearbeitete in reiferem Alter den Tacitus Statius und Lucan. Auch Gruters und Boxhorns Ausgaben ſind noch heute von Werth. Für die Litteraturgeſchichte der Alten, vornehmlich für die Hiſtoriker und Dichter, wirkte Johann Gerhard Voſſius, und ſeine Söhne Iſaak und Gerhard haben ſich ebenfalls Ruhm und Verdienſt in der philologiſchen Welt erworben. Noch bedeutender iſt Johann Friedrich Gronov, ein Deutſcher von Geburt, der ſeine Gelehrſamkeit dem Salluſt, Livius, Seneca, Quinctilian und Gellius zuwendete; Daniel Heinſius beſchäftigte ſich mit dem Ariſtoteles, und ſein Sohn Nicolaus ſtellte zuerſt den Text des Ovid auf eine befriedigendere Weiſe her. Johann Georg Grävius, von Naumburg nach Deventer und von da 1656 nach Utrecht berufen, ein Mann von ungemein großen Kenntniſſen, faßte ſämmtliche bisherige antiquariſche Beſtrebungen in Beziehung auf das Römiſche Alterthum in ſeinem großen und berühmten thesaurus antiquitatum Romanarum zuſammen, den er ſpäterhin auch über die Italieniſchen Alterthümer im Allgemeinen ausdehnte. Als Gegenſtück und Ergänzung dieſes umfaſſenden Werks gab Jakob Gronov, des oben genannten Johann Friedrich Sohn, ſeine Sammlung der Griechiſchen Antiquitäten im Jahre 1697 heraus. Auch um den Polybius, Livius, Cicero, Arrian, um die alten Geographen und den Gellius erwarb ſich dieſer ſcharfſinnige Philolog ausgezeichnete Verdienſte. Peter Burmann führte Heinſius Bemühungen um den Ovid weiter fort und bewährte ſich in der Ausgabe des Horaz 1699 als ſcharfſinnigen Kritiker.

Für die Aſtronomie und Naturwiſſenſchaft war die Erfindung der Fernröhre durch Zacharias Janſen, einen Brillenſchleifer zu Amſterdam, von der größten Bedeutung, der einige Jahre ſpäter auch die Zuſammenſetzung der Mikroſkope durch Janſens Sohn folgte; die Arzneikunde fand ausgezeichnete Vertreter; Swammerdam machte ausgezeichnete Beobachtungen über die Inſecten, und Johann de Witt war einer der erſten Mathematiker ſeiner Zeit. Die faſt unbeſchränkte Denk- und Preßfreiheit, welche die Republik vorzugsweiſe vor allen übrigen damaligen Staaten gewährte, lockte die beſten Köpfe dorthin. Des Cartes und Bayle fanden, wie wir bereits erwähnt haben, in Holland den Schutz, den ihnen das bigotte Frankreich verſagte, und einer der Heroen der neueren Philoſophie, der berühmte Baruch Spinoza, ward 1632 in Amſterdam geboren. Er war der Sohn eines Portugieſiſchen

Juden *), lernte Latein von einem Arzte und Jüdiſche Theologie von einem Rabbinen. Dem letztern legte er bald eine Menge Zweifel über die Wahrheit des Judenthums vor, die ihm derſelbe nicht löſen konnte. Das Gerücht von ſeiner Ketzerei erweckte ihm nicht lange darauf ſo viele Verfolgungen, daß er ſogar einmal beim Herausgehen aus der Synagoge von einem andern Juden einen Meſſerſtich erhielt. Seitdem zog er ſich von ſeinen Glaubensgenoſſen ganz zurück (1660). Als darauf einige Zeugen von ihm ausſagten, er habe geäußert, die Juden ſeyen das thörichtſte Volk auf der Erde, da ſie ſich das Volk Gottes nennten, ohne doch die mindeſte Idee von dieſem Gotte zu haben, ward er förmlich in den Bann gethan. Er änderte nun ſeinen Vornamen in Benedict um, nahm ſeinen Wohnſitz in Rynsburg bei Leiden, und ſpäter in Voorburg, einem Dorfe in der Nähe des Haag, ernährte ſich vom Schleifen optiſcher Gläſer, und hielt ſich ohne förmlich getauft zu ſeyn zu den Arminianern. Aber auch die Chriſten der niedern Stände trauten ihm nicht, denn ſie hielten ihn für einen Gotteslängner. Dagegen ſuchten die gebildetſten Männer ſeine Geſellſchaft wegen ſeiner ungemeinen Gelehrſamkeit, ſeines vorſichtigen, anſpruchloſen Betragens und ſeiner außerordentlichen Rechtſchaffenheit. So weit er über die Aufklärung der damaligen Geiſtlichen erhaben war, ſo ermunterte er doch Jedermann ihre Vorträge fleißig zu hören; ja er ſelber fand ſich häufig dazu ein. Einen Ruf des Kurfürſten Karl Ludwig von der Pfalz, der ihm im Jahre 1673 eine Profeſſur an ſeiner Univerſität zu Heidelberg anbot, lehnte er ab. Es war ihm volle Freiheit des Lehrens und Schreibens verſprochen worden, indem „der Fürſt glaube, daß er dieſelbe nicht mißbrauchen werde die öffentlich feſtgeſetzte Religion zu beunruhigen.“ Aber Spinoza bemerkte dagegen, „daß er nicht wiſſe, in welche Grenzen dieſe Erlaubniß eingeſchloſſen werden müſſe, damit er die beſtehende Religion nicht anzugreifen ſcheine.“ Seine Rede war ſanft und liebreich, ſein Körper klein, ſein Geſicht gelb und ſchwärzlich. Leider ſtarb er ſchon 1677 im fünf und vierzigſten Lebensjahre an der Schwindſucht.

Das philoſophiſche Syſtem dieſes großen Denkers iſt die Aus- und Durchführung der Lehren des Carteſius, mit Aufhebung der in den letz-

*) Die Portugieſiſchen Juden fanden nach ihrer Vertreibung aus Portugal einen ſichern Zufluchtsort in Holland und gründeten hier bald große Handlungshäuſer. Die Pinto und Dacoſta waren die erſten Wechsler der damaligen Welt. Auch den noch immer vielfach bedrückten Deutſchen Juden war Amſterdam ein zweites Jeruſalem.

teren vorhandenen Entgegenſetzung von Seyn und Denken. Die Wahrheit der natürlichen und geiſtigen Welt iſt bei Spinoza die ewige Subſtanz, Gott. Auch des Carteſius allgemeines Denken, ſeine höchſte Idee hat das Seyn an ſich, aber nicht als aus demſelben hervorgehend, und läßt der Materie dem Geiſt gegenüber eine gewiſſe Selbſtändigkeit; nach Spinozas Ausdruck iſt dagegen die Welt nur ein Modus Gottes, in ihm gehen alle Unterſchiede und Beſtimmungen der einzelnen Dinge auf; ein großartiger Gedanke, der ſeitdem die Grundlage aller wahrhaften philoſophiſchen Anſichten geworden und geblieben iſt. Die ewige Subſtanz iſt ſowohl die Urſache ihrer ſelbſt als aller einzelnen Gegenſtände; darum giebt es in der Welt nirgend eine Zufälligkeit, ſondern Alles iſt durch die innere Nothwendigkeit der göttlichen Natur beſtimmt, die auch allein durch eben dieſe Nothwendigkeit exiſtirt und in ewiger Freiheit fortlebt, da Gottes Wille und Wirkſamkeit ihm nur von ſeinem Weſen vorgeſchrieben werden können. Die endlichen Dinge der Unendlichkeit Gottes gegenüber ſind diejenigen, welche durch ein anderes ihrer Art begrenzt werden, denn ſie haben hieran ein Ende, das andere aber muß darum gleicher Art mit ihnen ſeyn, weil es, um ſie begrenzen zu können, auf gleichem Boden mit ihnen ſtehen und eine gemeinſame Sphäre mit ihnen haben muß; der Gedanke wird nur durch einen andern Gedanken, der Körper nur durch einen andern Körper begrenzt, aber der Gedanke nicht durch den Körper, noch der Körper durch den Gedanken. Das Weſen des Menſchen beſteht aus Modificationen der beiden Attribute Gottes, d. h. einer Seits der Ausdehnung, anderer Seits des Denkens, und wenn wir ſagen der Menſch hat dieſen oder jenen Gedanken, ſo heißt dies nichts Anderes, als daß Gott, nicht in ſo fern er als unendlich, ſondern durch die Idee eines endlichen Dinges beſchränkt vorgeſtellt wird, dieſen Gedanken habe. Alles, was in der Ausdehnung, d. h. im Körper des Menſchen und der natürlichen Welt vorgeht, geht auch im Denken oder im Bewußtſeyn vor. Das Princip der menſchlichen Tugend und Moral iſt kein anderes als die Richtung des Erkennens und Wollens auf Gott, in dem der einzelne Geiſt ſeine Wahrheit findet; unſere Glückſeligkeit und Freiheit beſteht in einer beſtändigen und ewigen Liebe zu Gott; je mehr wir Gottes Weſen erkennen und lieben, deſto weniger haben wir von böſen Affecten zu leiden, welche nichts Anderes ſind als verworrene und unklare Ideen. Die Natur der Vernunft iſt, die Dinge nicht als zufällige, ſondern als nothwendige zu betrachten; hieraus entſpringt die Ruhe des Geiſtes;

die Böſen aber betrachten Alles nur aus dem irdiſchen Standpunkte, nach einzelnen perſönlichen Intereſſen und Meinungen.

Nachdem die großartige Schule der Malerei, welche durch die Brüder van Eyck in den Niederlanden begründet worden (Th. VI. S. 310), im Laufe des ſechzehnten Jahrhunderts allmählig gänzlich ausgeartet war, begann daſelbſt vom Anfang des ſiebzehnten eine zweite Epoche der Blüthe für dieſe Kunſt. Die Statthalter in den Spaniſchen Niederlanden, ſo wie die Prinzen von Oranien in den vereinigten Provinzen beeiferten ſich die aufſtrebenden Talente vielfach zu beſchäftigen und auf alle Weiſe zu ehren. Zugleich fand nicht leicht zu einer andern Zeit unter den Begüterten eines Landes ſo viel thätige Kunſtliebhaberei als in dieſem Zeitraum in den Niederlanden ſtatt. Dadurch wird es auch allein erklärlich, wie ſich in einem Bezirk von verhältnißmäßig nicht großem Umfange ſo außerordentlich viele Maler ausbilden und ihren Unterhalt finden, und wie die verſchiedenſten Gattungen der Malerei daſelbſt zu einem ſo hohen Grade von Vollendung gelangen konnten.

In der hiſtoriſchen Malerei war es Peter Paul Rubens, ein gewaltiges Genie, der auf eine höchſt geiſtreiche, obſchon in Vergleich mit der edleren und idealeren Art der größten Italiener etwas derb ſinnliche Weiſe die heilige Geſchichte, Mythologie und Allegorie behandelte, außerdem aber noch mit der größten Meiſterſchaft Portraits, Landſchaften und wilde Thiere malte. Der unerſchöpfliche Reichthum ſeiner Phantaſie, die Gluth, worein alle ſeine Farben getaucht ſind, ſichern ihm einen ehrenvollen Platz unter den größten Künſtlern aller Zeiten. Er wurde 1577 zu Köln geboren, wohin ſeine Eltern ſich aus Antwerpen wegen der dort ausgebrochenen bürgerlichen Unruhen geflüchtet hatten. Der Vater, ein vornehmer Gerichtsbeamter zu Antwerpen, erzog ihn früh zu den Wiſſenſchaften und brachte ihn dann als Pagen in ein gräfliches Haus. Nach dem Tode deſſelben folgte Rubens ſeiner Neigung zur Malerei und beſuchte die Schulen mehrerer Meiſter, unter denen Octavius van Veen ſein eigentlicher Lehrer wurde. Er ging darauf nach Italien, ward von dem Herzoge von Mantua, Vincenz Gonzaga, in Dienſt genommen und von demſelben nach Madrid und Rom geſchickt, um daſelbſt die berühmteſten Gemälde für ihn zu copiren. Von da ging er nach Genua, wo er viel, beſonders Portraits malte. Eine Krankheit ſeiner Mutter rief ihn nach ſiebenjähriger Abweſenheit nach Flandern zurück. Jetzt verband er mit ſeiner Kunſt auch die

ernſteſten Studien der Geſchichte, der Poeſie und der Mythologie. In der Lateiniſchen Sprache war er ſo fertig, daß er ſie bequem ſprach und ſchrieb. Seine Gemälde wurden nun immer mehr geſucht. Der Erzherzog Albrecht, damals Regent der Spaniſchen Niederlande, bezahlte ihn fürſtlich. 1620 rief ihn Maria von Medici nach Paris, um die Galerie im Palaſt Luxemburg von ihm malen zu laſſen. Da er ein eben ſo gewandter Weltmann als denkender Künſtler war, ſo bot man ihm ſogar ſchwierige Staatsämter an; ja auf den Vorſchlag des Herzogs von Olivarez, des Miniſters Philipps IV., ging er 1630 als Spaniſcher Geſandter nach England, um den Frieden zwiſchen beiden Mächten vermitteln zu helfen, was ihm auch glücklich gelang. Er erhielt hier von Karl I. anſehnliche Geſchenke, ward zum Ritter gemacht, reiſete darauf nach Spanien, um von ſeinen Verrichtungen Rechenſchaft abzulegen, und erhielt von Philipp IV. den goldenen Schlüſſel und das Amt eines Secretärs des Niederländiſchen Staatsraths. Die mit dieſer Würde verbundenen Geſchäfte hinderten ihn jedoch nicht, ſeiner Kunſt treu zu bleiben; er brachte noch täglich mehrere Stunden vor der Staffelei zu, nur daß er ſichs jetzt bequemer machte, denn bei vielen Bildern ließ er nach ſeinen Compoſitionen das meiſte von ſeinen Schülern ausführen, und begnügte ſich die letzte Hand daran zu legen. So wie die Kenntniſſe und das feine Benehmen dieſes ſo vielſeitig ausgebildeten Mannes ihm die Freundſchaft der Edelſten ſeiner Zeitgenoſſen verſchafften, ſo erhoben ſeine Einkünfte ihn zu gleicher Lebensweiſe mit den Vornehmſten. Er bewohnte einen der geſchmackvollſten Paläſte zu Antwerpen, beſaß eine ſeltene Kunſtſammlung und hielt ſich die ſchönſten Pferde. Er ſtarb 1640. Man hat von ihm viele hundert Gemälde, die in allen Ländern zerſtreut ſind. In der ehemaligen Düſſeldorfer Galerie waren ihrer allein fünf und vierzig, in Paris über funfzig, und in den Niederlanden iſt faſt keine Kirche, die nicht mit einem Altarblatt von Rubens geſchmückt wäre.

Unter ſeinen zahlreichen und trefflichen Schülern iſt Anton Van Dyk der berühmteſte. Er war in Antwerpen geboren (1599), wo ſein Vater ein Glasmaler war. Anfangs arbeitete er bei Heinrich van Balen, einem geſchickten Meiſter; doch der lernbegierige Jüngling, gleich entzückt von Rubens Werken und von ſeinem Ruhme, hatte keinen eifrigern Wunſch, als in deſſen Haus aufgenommen zu werden. Ein Freund verhalf ihm dazu, und nun ſah man den Schüler mit einem Feuer arbeiten, das den Meiſter hätte eiferſüchtig

machen können. Im zwanzigſten Jahre ging er auf den Rath ſeines Lehrers nach Italien. Zum Abſchiede ſchenkte er Rubens drei ſeiner trefflichſten Arbeiten, wogegen ihm dieſer eines ſeiner ſchönſten Pferde verehrte. Schon früher hatte er ein beſonderes Talent zum Portraitiren verrathen; jetzt, da er die ſprechenden Bildniſſe eines Titian und Paul Veroneſe kennen lernte, entſchied ſich ſein Hang zu dieſer Gattung vollends. Zwar lieferte er auch noch manche hiſtoriſche Gemälde, beſonders aus der heiligen Geſchichte, die von der Innigkeit ſeiner Empfindung, von glücklichſter Auffaſſung hingebenden Schmerzes, und kühner Zeichnung der Figuren ausgezeichnete Beweiſe geben, aber dennoch verdankt er der Portraitmalerei den größten Theil ſeines Ruhmes. Stets wußte er das Charakterhafte in Stellung, Anzug, Blick und Haltung mit wenigen Zügen hervorzuheben und bedurfte dazu ſo wenig Zeit, daß es ihm wie ein Spiel von der Hand ging. Er hat faſt alle Fürſten und mehrere berühmte Perſonen ſeiner Zeit gemalt; auch Tilly und Wallenſtein haben ihm geſeſſen. Nachdem er ganz Italien und Sicilien durchreiſet hatte, kehrte er in ſein Vaterland zurück, wo nun Jedermann von ihm gemalt ſeyn wollte. In Harlem beſuchte er Franz Hals, einen vortrefflichen Portraitmaler, ohne von demſelben gekannt zu ſeyn, und erſuchte ihn ſein Bildniß zu malen. Hals begab ſich ſogleich an die Arbeit; Van Dyk lobte das Gemälde und bat um die Erlaubniß ihn wiederum malen zu dürfen. Hals ſetzt ſich, und Van Dyk fordert ihn nach einiger Zeit auf ſein Bild anzuſehen. Ergriffen von der Vortrefflichkeit der Arbeit rief der Maler aus: „Herr, ihr ſeyd entweder der Teufel oder Van Dyk!“ Er hielt ſich hierauf abwechſelnd in Holland und in England auf. In London beeiferte ſich der Hof ihn zu ehren und zu beſchenken. Karl I., überhaupt ein Freund und Beſchützer der Malerei, beſuchte ihn oft und ſah ihm gern zu; auch gab er ihm eine ſchöne Wohnung und einen beſtimmten Preis für jedes ſeiner Werke, ja er erhob ihn zum Ritter des Ordens vom Bade. Van Dyk, von Ueberfluß umgeben, heirathete die ſchöne Tochter eines Schottiſchen Grafen, ſammelte faſt einen eigenen Hof in ſeinem Hauſe, lebte mit den vornehmſten Männern in freundſchaftlichen Verhältniſſen, hielt ſogar eine eigene Kammerkapelle und erregte trotz allen dieſem wegen ſeiner ausgezeichneten Bildung und ſeines einnehmenden, beſcheidenen Betragens mehr Bewunderung als Neid. Er ſtarb ſchon 1641 zu London, und erhielt in der Paulskirche ein Denkmal.

Was Rubens für die ſüdlichen Niederlande geweſen, das wurde Paul Rembrandt van Ryn (geb. 1606 in einer einzelnen Mühle, geſt. 1674) auf eine andere Weiſe für Holland, indem auch er durch eine anſehnliche Zahl talentvoller Schüler die Art und Weiſe ſeiner Kunſt auf längere Zeit allgemein geltend machte. Obgleich er ſich faſt nie über die getreue Nachahmung der gemeinen Natur erhob, zeugen dennoch ſeine Compoſitionen von großem künſtleriſchen Sinn, und in der glühenden Harmonie ſeiner Tinten, in der zauberiſchen Kraft und Durchſichtigkeit ſeines Helldunkels hat er noch nicht ſeines Gleichen gefunden. Einen faſt nicht geringeren Ruhm als durch ſeine Gemälde hat er ſich durch ſeine meiſterhaften und zahlreichen Radirungen erworben, welche noch jetzt von Sachverſtändigen eifrig geſucht werden. Von ſeinen Schülern verdienen beſonders Ferdinand Bolt und Govaert Flink genannt zu werden.

Von der großen Anzahl ausgezeichneter Männer, welche ſich in anderen Gattungen der Malerei rühmlich hervorgethan, müſſen wir uns begnügen hier einige der vorzüglichſten zu erwähnen. Für das Portrait war Bartholomäus van der Helſt (geb. 1601 zu Harlem) das für Holland, was Van Dyk für die ſüdlichen Niederlande geweſen. Das Verdienſt ſeiner Bildniſſe beſteht vorzüglich in naiver Auffaſſung, großer Naturwahrheit, und ausnehmender Zartheit des Colorits. In der Behandlung von Gegenſtänden aus dem gewöhnlichen Leben (genre) zeichnete ſich Gerhard Douw (geb. zu Leiden 1613) durch die höchſte Feinheit und Sorgfalt der Ausführung, ſo wie David Teniers der Sohn (geb. zu Amſterdam 1610, geſt. 1690) durch komiſche und geiſtreiche Laune aus. Die Landſchaft wurde von Jakob Ruysdael (geb. zu Harlem 1635, geſt. 1681) bis auf einen hinreißenden Grad von Naturwahrheit ausgebildet. Vieh aller Art malte Paul Potter (geb. zu Enkhuyſen 1625, geſt. 1654) mit einem Geiſt und einer ausführlichen Wahrheit wie kein zweiter unter den Neueren. In Schlachtſtücken ſind Johann von Huchtenburch (geb. zu Harlem 1646, geſt. 1733) wie in Darſtellung von Pferden und Reitern Philipp Wouvermann (geb zu Harlem 1620, geſt. 1668) mit Recht bewunderte Meiſter. Für Jagden und wilde Thiere nimmt Franz Snyders (geb. zu Antwerpen 1579, geſt. 1657) den erſten Rang ein, ſo wie für Darſtellung von Seeſtürmen und ſcheiternden Schiffen Ludolph Backhuyſen (geb. zu Emden 1631, geſt. 1709). Blumen

und Früchte hat endlich Niemand in größerer Vollendung dargestellt als Johann van Huysum (geb. zu Amsterdam 1682, gest. 1749).

---

17. Spanien und Portugal unter Karl II. und Peter II.

Der Nachfolger Philipps IV., Karl, war bei seines Vaters Tod erst vier Jahre alt und von äußerst schwacher Gesundheit, die dem jungen Herrscher kein langes Leben zu versprechen schien. Nach dem Willen des Vaters sollte die Mutter, Maria Anna von Oesterreich, die Tochter Kaiser Ferdinands III. und zweite Gemahlin Philipps IV., die Regentschaft führen. Unverständig entzweite sie sich mit den Edelsten des Landes, und geheime Intriguen Ludwigs XIV. suchten den Bruch zwischen Regierung und Unterthanen unheilbar zu machen. Am meisten empörte es den Spanischen Stolz, daß ein Fremder alle Angelegenheiten leitete. Es war dies ein Deutscher Jesuit, der Pater Neidhard, der Beichtvater der Königin, welchen diese zum Großinquisitor ernannt und an die Spitze der Verwaltung gestellt hatte. Der allgemeine Unwille äußerte sich zuerst nach dem unglücklichen Ausgange des Krieges mit Portugal und Frankreich, als durch die Friedensschlüsse von Lissabon und Aachen (o. S. 82. 291) dem ersteren Reiche vollkommene Selbständigkeit, dem letzteren so bedeutende Strecken der Spanischen Niederlande zugestanden werden mußten. Neidhard, welcher den schon mehrfach von uns erwähnten Don Juan d'Austria, offenbar den tüchtigsten Mann des damaligen Spaniens, in Verdacht hatte die Nation gegen ihn aufzureizen entschloß sich strenge Maßregeln gegen den Prinzen anzuwenden, bevor das Uebel unheilbar werde. Er verbannte ihn von Madrid nach Consuegra, ließ dessen Vertrauten Don Joseph Malladas gefänglich einziehen und hinrichten, und klagte Don Juan selbst ketzerischer Meinungen an. Schon war ein Commando Soldaten unter Weges sich der Person desselben zu bemächtigen, um ihn dem Inquisitionstribunal zu übergeben, als der Prinz entkam, in Aragonien einige Truppen sammelte, und mit diesen gegen die Hauptstadt vorrückte, wo der Pöbel, ohne seine Ankunft abzuwarten, einen Aufstand machte, welcher die Regentin zur Entlassung des verhaßten Ministers zwang. Die Gesandtenstelle in Rom so wie andere Belohnungen, welche Maria Anna dem Pater bot, schlug er

aus; arm wie er nach Spanien gekommen, wolle er es auch verlassen, sagte er.

Trotz dem erhielt Don Juan keinen Antheil an der Staatsverwaltung, wie er erwartet hatte, sondern die Königin Mutter erhob einen neuen Günstling, Don Ferrando Valenzuela, der in niederem Stande geboren, nur durch körperliche Eigenschaften ausgezeichnet war, zu ihrem vornehmsten Rathgeber, und lebte mit diesem bald in unanständiger Vertraulichkeit. Der junge König, dessen Liebe für Don Juan die Regentin fürchtete, wurde im Palast zu Madrid strenger als im Gefängniß gehalten, und da Valenzuela gesehen, wie Neidhard hauptsächlich durch die Abneigung des Volkes der Hauptstadt gestürzt worden sey, buhlte er durch Freigebigkeit und öffentliche Feste um die Gunst desselben. Aber in der Nacht des 11. Januar 1677 entkam der sechzehnjährige Sohn aus dem Schlosse, rief Don Juan zu sich, und bald sah sich nun seine Mutter sammt ihrem Günstling von allen Anhängern verlassen. Die erste mußte sich in ein Kloster bei Toledo zurückziehen, während der letztere nach den Philippinischen Inseln deportirt wurde.

Auch Don Juans Staatsverwaltung entsprach den Erwartungen der Nation nicht, was indeß vielleicht weniger seiner Unfähigkeit als der Ungunst der damaligen Zeitumstände — Spanien war gerade in den zweiten Eroberungskrieg Ludwigs XIV. verwickelt — und den tief eingewurzelten Uebeln, an denen das ganze Staatswesen krankte, zuzuschreiben ist. Als er nach zwei Jahren starb, glaubte Karl, erfreut eines bereits lästig gewordenen Führers entledigt zu seyn, das Regiment selber führen zu können, befand sich aber bald wieder in den Händen seines Beichtigers und der Herzogin von Torrenueva, der Oberhofmeisterin der jungen Königin Maria Louise, Tochter des Herzogs Philipp von Orleans, welche Karl vor kurzem geheirathet hatte, deren eigensüchtige Zwecke und Entwürfe ebenfalls nur dazu dienten, die Wunden des Landes zu vergrößern. Auch als die verwitwete Königin wieder am Hofe erschien und neuen Einfluß auf ihren Sohn gewann, dessen geistige Unfähigkeit täglich deutlicher an das Licht trat, wurde der traurige Zustand der Dinge um nichts besser. Mit noch schlimmeren Folgen bedrohte Karls Kinderlosigkeit das Land. Maria Louise starb schon 1689 mit dem Verdacht der Vergiftung von Seiten der ihr feindlich gesinnten Königin Mutter, ohne ihrem Gemahl einen Erben geboren zu haben, und auch die zweite Vermählung Karls, mit

der Tochter des obengenannten Kurfürſten Philipp Wilhelm von der Pfalz, blieb ohne Früchte. Alsbald begannen die verwickelteſten Intriguen der Geſandten Frankreichs und Oeſterreichs über die Erbfolge ihrer Regentenhäuſer in Spanien; der Marquis von Harcourt machte die Abſtammung Ludwigs XIV. von der älteren Tochter Philipps III. Anna von Oeſterreich und die des Dauphin von Maria Thereſia, der Tochter Philipps IV., zu Gunſten des letzteren geltend; der Botſchafter des Kaiſers, der Graf von Harrach, berief ſich auf den gemeinſamen Urſprung des Oeſterreichiſchen und Spaniſchen Hauſes von Maximilian; und überdies war Leopold ebenfalls der Sohn der zweiten Tochter Philipps III., und ſeine Gemahlin die zweite Tochter Philipps IV. Die Anſprüche des Wiener Hofes unterſtützte Karls Gemahlin, aber der Marquis von Harcourt wußte dagegen den Cardinal Ludwig Emanuel von Portocarrero, Erzbiſchof von Toledo, der während der letzten Regierungsjahre des ſchwachen Königs deſſen ganzes Vertrauen beſaß, für die Plane ſeines Monarchen zu gewinnen.

Der innere Zuſtand Spaniens in dieſer Periode zeigt uns überall das Bild des tiefſten Verfalls. Die Schwäche und Unthätigkeit der Regierung war größer als jemals, zu derſelben Zeit als alle übrigen Staaten Europas einen mehr oder minder raſchen Aufſchwung zur Vermehrung ihrer Macht und politiſchen Bedeutung nahmen. Die Stellen der Verwaltung, ſelbſt die hohen Aemter der Vicekönige in Italien und Amerika ſo wie die der Generalcapitäne der Provinzen im Hauptlande ſelbſt wurden verkauft, das Grundeigenthum befand ſich noch immer in den unthätigen Händen des Adels und der Geiſtlichkeit, die jede hierauf verwendete Aufmerkſamkeit ihrer Stellung unwürdig achteten; die Steuern hatten alles baare Geld in dem Maße aus dem Lande gezogen, daß man ſich in vielen Gegenden mit Kupfergeld half, und als auch dies ausging, mußte man zu den urſprünglichen Zuſtänden der menſchlichen Geſellſchaft zurückkehren und Sachen gegen Sachen vertauſchen. Selbſt der Hof litt zuweilen Mangel, ja es fehlte manchmal ſogar an Speiſen. Die ganze Spaniſche Armee, in den Niederlanden, Italien und im Mutterlande ſelbſt, betrug kaum zwanzigtauſend Mann, während Ludwig hunderttauſende ins Feld führte, die Kraft ſeiner neuen Schöpfungen dem alten Europa gegenüber zu zeigen, und die Marine beſtand zuletzt aus dreizehn Galeeren. In den Staatskaſſen war ebenſo wenig Geld als im Lande zu finden, die Schätze Amerikas machten nur einen Durchzug durch

Spanien, unter funfzehn Procent Zinſen war nicht das geringſte Darlehen zu erhalten. Die großen Regierungsbehörden, die Räthe von Caſtilien, Aragonien, Flandern, Indien, Italien, nicht minder als die der Finanzen und des Krieges, waren nach dem Willen der Günſtlinge oder durch ſolche beſetzt, die dieſe Stellen erkauft hatten; in Schlaffheit und Trägheit verſunken, durch Stolz und Anmaßung in ihrem Innern getheilt, waren ſie nicht im Stande den König in ſeiner inneren und äußeren Politik irgendwie zu unterſtützen, noch weniger aber deſſen Unfähigkeit zu erſetzen. Die Autorität des Herrſchers wurde oft verletzt, ſeine Befehle blieben häufig unvollzogen, nicht weil man ſein Recht dazu nicht anerkannt hätte, ſondern weil es an Mitteln fehlte, ſie durchzuſetzen. Bei ſolchem Zuſtande und ſolcher Hülfloſigkeit kann es nicht befremden, daß Spanien in drei Kriegen gegen Ludwig bedeutende Verluſte erlitt, vielmehr muß man erſtaunen, daß dieſelben nicht noch größer waren. Die Verhütung dieſes letzteren Unglücks verdankte die Spaniſche Monarchie der weiter gebildeten politiſchen Einſicht Europas welche Oeſterreich, Deutſchland und England in der Gefahr der bedrohten Niederlande ihre eigene ſehen ließ, und vor Allem der eifrigen Hülfe derſelben Holländiſchen Republik, an deren Unterdrückung und Vernichtung Karls II. Vorfahren alle Kräfte ihrer weiten Reiche verſchwendet hatten.

Erfreulich iſt es, neben dieſem tiefen und allgemeinen Verfall des Staates der hohen Vollendung erwähnen zu können, welche das von Lope de Vega begründete Spaniſche Drama um dieſelbe Zeit durch ſeinen großen Nachfolger Pedro Calderon de la Barca (geb. 1600) erhielt. Er ſtammte aus einer angeſehenen Familie, und nahm zunächſt nach Beendigung ſeiner Univerſitätsſtudien Kriegsdienſte, welche ihn nach Flandern und Italien führten. In ſein Vaterland zurückgekehrt, begann er ſeine poetiſchen Arbeiten, welche ihm in kurzer Zeit einen ſolchen Ruf verſchafften, daß ihn Philipp IV. 1636 an den Hof rief und ihm den Orden von S. Jago ertheilte. Bald wollte man nichts als Calderoniſche Stücke ſehen; der Dichter mußte in den Umgebungen des Königs bleiben und verherrlichte die Feſte des Hofes durch ſeine reichen Talente. In ſeinem zwei und funfzigſten Jahre trat er in den geiſtlichen Stand, jedoch ohne der Poeſie zu entſagen, und ſtarb 1687 mit Pfründen und Ehrengeſchenken reichlich bedacht. Wir haben hundert und zwanzig dramatiſche Werke aller Art von ihm übrig; in der Tragödie, im heroiſchen und romantiſchen Schauſpiel, wie in der

Komödie und Posse ist er gleich ausgezeichnet, nichts war seinem Genius zu groß, so wie ihm nichts zu gering war. In den Lustspielen spannt er durch die verwickelteste Intrigue, durch die Unerschöpflichkeit seiner Sprache in Bildern und sinnigen Spielen der Worte und des Witzes, in welchen die Liebenden ihre Gefühle an den Tag legen; in den niedriger komischen Stücken ergötzt er durch die treffliche Auffassung und derbe Durchführung der Charaktere des gemeinen Volkes; in den geistlichen Schauspielen zeigt er die ganze Gluth der Glaubensbegeisterung seiner Nation; in den weltlichen treten die Grundlagen des Spanischen Charakters, die Motive der Ehre, der Treue, der Liebe in der schönsten Gestaltung hervor und zeigen sich in den mannichfaltigsten Verwickelungen mit den Zuständen und Hindernissen der äußeren Welt, wenn sich auch nicht in Abrede stellen läßt, daß durch die beständige Wiederkehr dieser Ideen, die langen und spitzfindigen Reflexionen über dieselben eine gewisse Einförmigkeit in die Dramen Calderons kommt, welche kaum durch die Verschiedenheit der Ausführung, durch die Fülle der hineingelegten allegorischen Bedeutung, durch die phantastische Auslegung und das ergreifendste tragische Pathos verdeckt werden kann. Am wenigsten gelang Calderon die Nachbildung von Stoffen aus der alten Geschichte, da seine Poesie wesentlich eine christliche und vaterländische war, und die Behandlung mythologischer Gegenstände, welche er als Festspiele für die Feierlichkeiten des Hofes unternahm.

In Portugal nahm Peter II. nach dem Tode des abgesetzten Alphons den Königstitel an (1683); aber obgleich während seiner Staatsverwaltung der Friede von Lissabon die neu gewonnene Selbständigkeit seines Reiches anerkannt hatte, war er doch nicht vermögend der Nation einen neuen Schwung zu geben. Indeß war der innere Zustand immer noch besser als in Spanien. Die Brasilianischen Besitzungen, durch den Frieden mit Holland gegen Aufgebung der Herrschaft in Ostindien neu erworben und gesichert (o. S. 99), wurden bis an den Platastrom erweitert, die Missionen der Jesuiten drangen längs dem Maragnon vor, bis sie mit denen der Spanier zusammenstießen, und im Inneren des Landes, in der Provinz Minas Geraes, wurden im Jahre 1696 die reichen Goldminen von Villarica entdeckt. Doch litten die Küstenstädte der Portugiesischen sowie der Spanischen Colonien in diesem Zeitraume sehr viel durch die Räubereien der Flibustier oder Bucaniers. Es waren dies von den Spaniern vertriebene

Franzöſiſche und Engliſche Anſiedler, vermiſcht mit dem Auswurfe anderer Nationen, welche ſich mit Gewalt auf Tortuga und der nördlichen Küſte von S. Domingo feſtſetzten, hier einen Seeräuberſtaat bildeten und furchtbare Verwüſtungen in den Colonien anrichteten, bis Karl II. den weſtlichen Theil jener Inſel im Jahre 1697 an Frankreich abtrat, welches dem Unweſen der Piraten bald ein Ende machte.

---

18. Italien in der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts.

Des Verfalls des päpſtlichen Anſehens ſelbſt den Fürſten und Ländern katholiſcher Confeſſion gegenüber unter den Pontificaten Alexanders VII., Clemens IX., Clemens X., Innocenz XI., Alexanders VIII. und Innocenz XII. haben wir in früheren Abſchnitten, namentlich bei Gelegenheit der Verwickelungen des heiligen Stuhles mit der deſpotiſchen Politik Ludwigs XIV. und in theoretiſcher Beziehung bei den Streitigkeiten der Jeſuiten und Janſeniſten, mehrfach Erwähnung gethan. Im Inneren des Kirchenſtaates bemühte ſich Clemens IX. mit Erfolg für eine beſſere Anordnung der Verwaltung, für die Verminderung des Steuerdrucks, unter welchem die Unterthanen ſeufzten, und zeigte ſich überall als einen Mann von milder und wohlwollender Geſinnung. Sein Nachfolger ging auf dieſem Wege fort, doch fehlte es unter ſeiner Regierung nicht an Klagen über Nepotismus, welchen auch Innocenz XI. vergebens ganz abzuſtellen ſuchte. Außerdem richtete dieſer ſeine Aufmerkſamkeit, wie wir bereits geſehen haben, auf die Wiedererhebung der päpſtlichen Macht über den Clerus und ſtrebte die erſchlafften Sitten ſeiner Unterthanen durch ſtrenge Verordnungen in engere Schranken einzuſchließen. Er befahl, daß alle Frauen ſich niemals anders als mit dicht bedecktem Hals und Armen zeigen dürften, verbot ihnen bei Männern Muſikunterricht zu nehmen, und unterſagte ſogar die Maſkeraden des Carnevals. Bei weitem nicht ſo tüchtig und beſorgt für das Innere zeigten ſich Alexander VIII. und Innocenz XII., wenn ſie auch den Anſprüchen Ludwigs XIV. gegenüber dieſelbe edle Feſtigkeit bewieſen, durch welche Innocenz XI. wenigſtens die Würde des heiligen Stuhles aufrecht erhalten hatte (o. S. 375. 376).

In Toſcana folgte auf Ferdinand II. Coſmus III. (1670—1723), unter deſſen Herrſchaft mehr und mehr die alte Achtung und der frühere Eifer für die Beförderung wiſſenſchaftlicher und künſtleriſcher Intereſſen ſchwanden, welche bis dahin noch immer das Erbtheil des Hauſes Medici geweſen waren. Auch ſonſt zeigte ſich der Einfluß des Großherzogthums auf die Italieniſchen Verhältniſſe noch unbedeutender als früher; Coſmus war nur bemüht, ſich die Gunſt Ludwigs XIV. zu erhalten, und die Sucht nach Glanz und Prunk des Hofes, welche damals alle Fürſten heimſuchte, ſo wie eine ungemeſſene Freigebigkeit an Kirchen und Klöſter zerrütteten im Innern die Finanzen des Staats.

Savoyen blieb nicht minder als Toſcana auch nach dem Abſchluß des Pyrenäiſchen Friedens in Franzöſiſchem Intereſſe. Als im Jahre 1672 ein Krieg zwiſchen dem Herzog Karl Emanuel II., der Savona überfallen und wegnehmen wollte, und der Republik Genua ausgebrochen war, befahl Ludwig XIV. die Entſcheidung des Streits ſeinem ſchiedsrichterlichen Spruche zu überlaſſen. Die ſtreitenden Parteien beſtimmten Caſale zum Congreßorte, aber Ludwig verlangte die Führung der Unterhandlungen in Paris, und auch hierin mußte man ſich fügen. Dieſer übermächtige Einfluß Frankreichs auf den Hof von Savoyen wurde noch erhöht, als Karl Emanuel im Jahre 1675 ſtarb und die Regierung ſeinem unmündigen Sohne Victor Amadeus II. überließ, für den die Mutter Maria Johanna von Nemours die Vormundſchaft führen mußte. Franzöſin von Geburt, ließ ſie ſich durch den Geſandten Ludwigs, den Cardinal d'Etrées, vollkommen beherrſchen. So gelang es dieſem ohne Mühe, ihre Zuſtimmung zur Verheirathung des jungen Herzogs mit der Tochter Peters II. von Portugal zu erlangen, welche als die Erbin des dortigen Thrones betrachtet wurde, da der König bis dahin keinen männlichen Erben hatte. Ludwig wünſchte dieſe Verbindung aus dem Grunde, weil er hoffte, ſobald ihm die Spaniſche und Victor Amadeus die Portugieſiſche Erbſchaft zugefallen ſeyn würde, gegen einige Grenzerweiterungen Portugals Savoyen und Piemont für ſich ſelbſt zu erhalten. Aber der Adel des Landes widerſetzte ſich einem Plane, der das Herzogthum im günſtigſten Falle zur entlegenen Nebenprovinz eines fernen Hauptlandes herabzuſetzen drohte, ſo heftig, daß die Regentin ihn endlich aufgeben mußte. Indeß rief die Einwirkung des Franzöſiſchen Hofes bald noch üblere Zerwürfniſſe im Innern Savoyens hervor. Wie in den Cevennen Frankreichs, lebten in den Alpen Piemonts, in den Thälern von Lucerna, Pe-

roſa, S. Martino und Cluſone zahlreiche Ueberreſte der Waldenſer, welche ſich im Laufe der Zeit den benachbarten reformirten Gemeinen in der Schweiz und im ſüdlichen Frankreich angeſchloſſen hatten. Man nannte ſie in Savoyen Barbets. Schon die Herzogin Chriſtine hatte zur Zeit ihrer Regentſchaft für Karl Emanuel die Einführung des katholiſchen Glaubens und die Erbauung von Kirchen zu Abhaltung des Römiſchen Cultus in jenen Thälern geboten, was auch zum Theil ins Werk geſetzt worden war. Als darauf die Bewohner des Thales von Lucerna im Jahre 1653 eines der neuen Gotteshäuſer niedergebrannt hatten, bewilligte ihnen Karl Emanuel, der bereits Truppen gegen die Widerſpenſtigen ausgeſendet hatte, auf ihre Bitte um Schonung, die Beſtätigung ihres früheren Rechts der Ausübung ihrer Religion in den von Alters her beſtimmten Grenzen, jedoch unter der Bedingung, den katholiſchen Miſſionaren keine Hinderniſſe in den Weg zu legen. Zwei Jahre darauf wurde den Barbets jedoch plötzlich angekündigt, daß keiner ihres Glaubens mehr in Lucerna wohnen dürfe, und als die dortigen Landleute nicht ſogleich weichen wollten, erſchienen Truppen, welche Gehorſam erzwangen und den Widerſtand der Lucerner ſowohl als der ihnen zu Hülfe kommenden Bewohner von S. Martino und Peroſa überwältigten. Indeß nahmen ſich die Schweizercantone ſo wie Mazarin und Cromwell der Unterdrückten an, und brachten zu Pignerol einen neuen Vergleich zwiſchen den Barbets und dem Herzoge zu Stande. So blieben die erſteren bis auf einzelne Bedrückungen bis zum Jahre 1686 verſchont, wo nach Aufhebung des Edicts von Nantes in Frankreich die Reformirten aus dieſem Lande in ziemlicher Anzahl zu den Barbets flüchteten. Sogleich forderte Ludwig von dem inzwiſchen mündig gewordenen Victor Amadeus die Vertreibung jener Flüchtlinge und die Ausrottung der Barbets, weil ſich aus ihren Thälern immer neue Keime der Ketzerei in den ſüdlichen Gegenden Frankreichs verpflanzen würden, und ließ zu derſelben Zeit Truppen an der Grenze zuſammenziehen, theils um ſeinen Forderungen beim Turiner Hof Nachdruck zu geben, theils um die Ausführung unterſtützen zu können. Der Herzog gab nach und erließ am 31. Januar 1686 ein Edict, welches die Uebung der reformirten Religion auch in Privathäuſern unterſagte, die Niederreißung aller reformirten Kirchen und die Vertreibung aller nichtkatholiſchen Prieſter und Lehrer anordnete. Alle Kinder ſollten in Zukunft im Römiſchen Glauben erzogen werden bei fünfjähriger Galeerenſtrafe für die Eltern im Uebertretungs-

fall, alle fremden Calviniſten ſollten das Land binnen vierzehn Tagen verlaſſen. Dieſe Härte brachte die Barbets zur Verzweiflung, ſie eilten ſich zu bewaffnen, während Catinat mit achttauſend Franzöſiſchen Kriegern die nach der Dauphiné gelegenen Ausgänge ihrer Thäler beſetzte, und mit viertauſend andern zu den Truppen des Herzogs ſtieß, welche zur Vernichtung der Ketzer auszogen. Sie fanden einen erbitterten Widerſtand; im Thal von S. Martino wurde ein Dragonerregiment bis auf den letzten Mann niedergehauen, und die Führer der verbündeten Truppen ſahen bald ein, daß ſie nur durch Einſchließung und Hungersnoth die Barbets in den unzugänglichen Schlupfwinkeln ihrer Berge überwältigen könnten. So zog ſich der Kampf mehrere Jahre hin, bis Victor Amadeus, dem die Anmaßungen Frankreichs immer unerträglicher wurden, ſich der großen Verbindung der Niederlande, Englands und Oeſterreichs anſchloß und Ludwig XIV. im Jahre 1690 den Krieg erklärte. Die Ereigniſſe deſſelben ſo wie der Friede, welchen der Herzog im Jahre 1696 ohne ſeine Bundesgenoſſen mit Frankreich abſchloß, ſind ſchon oben berichtet worden (o. S. 341. 347). Während des Laufes dieſer Kämpfe hatte ſich Victor milder gegen die Barbets gezeigt, wofür dieſe ihm eifrige Dienſte leiſteten; aber mit der Rückkehr des friedlichen Zuſtandes begannen wieder neue Verfolgungen und Bedrückungen, welche auch während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts, wenn auch in geringerem Maße, fortdauerten, bis ihnen in unſerer Zeit durch die kräftige Verwendung Friedrich Wilhelms III. von Preußen hoffentlich für immer ein Ende gemacht worden iſt.

Die meiſte Selbſtändigkeit und Kraft unter den Staaten Italiens zeigte die Republik Venedig, welche in der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts durch das Glück ihrer Waffen und die Geſchicklichkeit ihrer Seemacht eine ſchöne Abendröthe des früheren Glanzes ſah. Von allen früheren Beſitzungen der Venetianer im Griechiſchen Archipel und an den Küſten des Peloponnes waren ihnen, nach vier großen und blutigen Kriegen mit den Türken im funfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert, nur Candia, Tine, Paros, Zante, Cefalonia, Corfu und einige kleinere Inſeln geblieben. Im Jahre 1645 rüſtete der Sultan Ibrahim, ihnen auch dieſen Ueberreſt, zunächſt aber die wichtigſte Inſel Candia zu nehmen. Mitten im Frieden, während man die Venetianer durch eine Ruhe von mehr als ſechzig Jahren in vollkommener Sorgloſigkeit glaubte, ohne daß eine Kriegserklärung

oder feindſelige Demonſtration vorangegangen wäre, landete der Capudanpaſcha, Juſuf, ein geborner Dalmatier, am 24. Junius in der Bai von Gogna auf Candia mit hundert Kriegsſchiffen und dreihundert Transportſchiffen, aus denen alsbald fünf und ſiebenzig tauſend Mann ans Land ſtiegen, und begann ſofort die Belagerung von Canea, der Hauptſtadt des weſtlichen Diſtricts der Inſel. Obgleich ſo unvorbereitet überfallen, traf der Venetianiſche Proveditore der Stadt, Navagiero, alle Anſtalten zur nachdrücklichſten Vertheidigung und ließ die zum Theil ſehr verfallenen Feſtungswerke in größter Eile ausbeſſern, während die Osmaniſchen Kugeln bereits neuen Schaden anrichteten und bald auch Breſchen in den Mauern öffneten. Hülfe vom General Cornaro, dem Oberbefehlshaber der Venetianiſchen Truppen auf der Inſel, war aus Mangel an Mannſchaften nicht zu erwarten, indeß die Türkiſche Uebermacht noch durch funfzig Algieriſche Galeeren verſtärkt wurde; Sturm folgte auf Sturm, ſo daß Navagiero am 17. Auguſt gegen freien Abzug der Beſatzung capitulirte. Zwanzigtauſend Mann hatte den Türken dieſe Eroberung gekoſtet. Die Anſtrengungen der Republik, Canea zu retten, waren vergebens geblieben, da man mit den Rüſtungen nicht ſchnell genug fertig geworden und die nach ſo langem Frieden leicht erklärliche Unerfahrenheit der Flottenführer dieſe abgehalten hatte, die überlegene Türkiſche Seemacht anzugreifen. Indeß ſetzten die Osmanen den Krieg auf Candia mit allen Kräften ihres weiten Reiches fort. Zwar der Capudanpaſcha Juſuf, der das Unternehmen veranlaßt hatte, war nicht mehr. Nach der Eroberung Caneas nach Conſtantinopel zurückgekehrt, gebot ihm Sultan Ibrahim mitten im Winter mit der Flotte wieder auszulaufen und die Unterwerfung der Inſel zu vollenden, und überhäufte ihn mit Vorwürfen, daß er die Beſatzung jener Stadt mit ihren Schätzen habe abziehen laſſen. Als Juſuf ſich Gegenvorſtellungen erlaubte, fuhr der Sultan auf: „Geh ſag ich dir, oder ich tödte dich!“ Dennoch erwiederte Juſuf mit unerhörter Freimüthigkeit: „Mein Padiſchah, ihr kennt das Seeweſen nicht, die Schiffe liegen noch in den Werften, wir haben keine Ruderer und ohne Ruderer laufen die Galeeren nicht aus.“ Raſend vor Zorn ſchrie Ibrahim: „Verfluchter, willſt du mich das Seeweſen lehren? Boſtandſchibaſchi, bring mir ſeinen Kopf.“ Die Erwürgung ward ſogleich vollzogen, und den Oberbefehl auf Candia erhielt an des Hingerichteten Stelle Huſeinpaſcha, welcher die Stadt Retimo, nachdem der General Cornaro und der Proveditore Molino ihr Leben während der

vierzigtägigen Vertheidigung eingebüßt hatten, am 23. November 1647 eroberte. Endlich wurde das Commando der Venetianiſchen Flotte dem Battiſta Grimani übertragen, der Leben und Kraft in die Unternehmungen derſelben brachte. Er ſchloß den Capudanpaſcha Muſa in der Bucht von Napoli di Romania ein, ſchlug die Türkiſchen Schiffe wo er ſie fand, und erneute den alten Ruhm der Venetianer in Tapferkeit und Seefertigkeit. Leider verlor dieſer eines beſſern Looſes würdige Held ſein Leben ſchon im nächſten Jahre in einem großen Sturm, der die Flotte der Republik bei Ipſara überfiel und achtzehn Galeeren nebſt acht Gallionen verſenkte. Trotz dieſes großen Verluſtes hielt der Admiral Jakob Riva mit einem zweiten Geſchwader von zwanzig Galeeren den Ausgang der Dardanellen den ganzen Winter über beſetzt und verhinderte auf dieſe Weiſe das Auslaufen der Türkiſchen Seemacht und die Verſtärkung der Landarmee auf Candia. Endlich zwangen ihn widrige Winde, dieſe Stellung zu verlaſſen und ſich in die Bucht des alten Phocäa zurückzuziehen, in welcher nun bald darauf auch der Capudanpaſcha mit achtzig Schiffen erſchien, die Venetianer zu vernichten. Aber dieſe vertheidigten ſich mit ſolchem Heldenmuth gegen die vierfache Uebermacht, daß der Paſcha, nachdem er funfzehn Schiffe und ſiebentauſend Mann verloren hatte, zufrieden ſeyn mußte, unverfolgt nach Candia zu gelangen. Auch hier waren die Bemühungen des Türkiſchen Befehlshabers gegen die Hauptſtadt durch die tapfere Vertheidigung Leonardo Mocenigo's, durch die Sperrung der Dardanellen und die zur ſelben Zeit erfolgte Abſetzung und Ermordung des Sultans Ibrahim vergeblich geblieben; eine zweite nach der Ankunft des Capudanpaſchas unternommene Belagerung hatte keinen beſſeren Ausgang, und die Türken hofften die Stadt nun durch Anlegung feſter Burgen in der Umgebung nach und nach zu überwältigen. Auf der See erfochten die Venetianer neue Lorbeeren, indem Mocenigo mit ſechszig Schiffen hundert und ſechszig Osmaniſche Fahrzeuge am 10. Julius 1651 entſcheidend ſchlug, eine Niederlage, welche der am 13. Mai 1654 beim Herausſchiffen aus den Dardanellen mit fünf und ſiebenzig gegen ſechs und zwanzig Venetianiſche Schiffe erfochtene Sieg des neuen Capudanpaſchas Murad nicht auszugleichen vermochte. Auf Candia machten die Türken keine Fortſchritte, weil ihnen nur ſchwache Verſtärkungen aus Conſtantinopel, wo ſeit Ibrahims Tode unter der Regierung ſeines unmündigen Sohnes Mohammed fortwährend innere Zerwürfniſſe herrſchten, zukamen, und am 21. Juni

1655 erlangte die Einſicht und Tapferkeit Franz Moroſinis einen neuen glänzenden Sieg bei den Dardanellen. Noch heller ſtrahlte das Glück der Venetianer im folgenden Jahre, als der Generalcapitän Marcello einer der ſchönſten Türkiſchen Flotten, die achtzig Segel zählte, das Auslaufen aus dem Hellespont ſtreitig machte. Zwar geriethen zwei der größten Venetianiſchen Schiffe gleich zu Anfang des Treffens in Brand, der Generalcapitän ſelbſt verlor das Leben, aber dennoch vernichtete die faſt übermenſchliche Anſtrengung der Venetianiſchen Seeleute gegen ſiebzig feindliche Galeeren, die theils in den Grund gebohrt, theils erobert wurden. Nur mit vierzehn Schiffen entkam der Osmaniſche Admiral in das Marmormeer, während die Sieger Tenedos, Samothrake und Lemnos eroberten (26. Juni).

Bald nach dieſer Niederlage, der größten, welche die Türken ſeit der Schlacht von Lepanto erlitten, wurde Mohammed Köprili, ein Mann von umſichtiger Klugheit und ausdauernder Thatkraft, als Großvezir zu Conſtantinopel an die Spitze der Angelegenheiten geſtellt, deſſen Thätigkeit den Erfolgen der Venetianer größere Hinderniſſe in den Weg legen ſollte. Ehe Lazzaro Mocenigo, der an Marcellos Stelle zum Generalcapitän ernannt war, es erwartete, ging Topal Mohammed ſchon im Februar mit vierzig Schiffen durch die Dardanellen, welche die Venetianer ſonſt vor dem Beginn jedes Feldzugs zu ſperren pflegten. Von Candia herbeieilend, trafen ſie die Türken in der Nähe von Chios, beſiegten ſie vollkommen und nahmen die Feſtung Sugadſchick auf der Küſte Kleinaſiens. Aber ſchon war eine zweite Türkiſche Flotte ſegelfertig, der Großvezir brach mit dem Landheer auf und marſchirte längs der aſiatiſchen Küſte, um von hier nach Candia überzuſetzen. Allein auch diesmal ſchienen die Venetianer die Oberhand zu behalten, die Osmaniſchen Schiffe flüchteten unter den Schutz der an den Dardanellen errichteten Landbatterien; in zweitägigen Gefechten hatten ſie bereits über zwanzig Fahrzeuge verloren, als am Abend des dritten Tags das Admiralſchiff Mocenigos, deſſen Pulverkammer eine Türkiſche Kugel entzündete, mit fürchterlichem Krachen in die Luft flog. Entmuthigt ließen die Venetianer vom Kampf ab und ſegelten nach Candia zurück, indeß Mohammed Köprili Tenedos und Lemnos wieder eroberte. Die Nachricht von dieſen Erfolgen, den erſten ſeit langer Zeit, wurde zu Conſtantinopel mit dreinächtiger feſtlicher Beleuchtung gefeiert *). Die

*) Hammer, Geſchichte des Osmaniſchen Reichs, Th. VI. S. 28.

nächſten Jahre vergingen unter unbedeutenden Ereigniſſen, bis Giorgio Moroſini am 26 Auguſt 1661 einen neuen Sieg über die Türkiſche Flotte davontrug, wogegen aber im vorigen Jahr ein Verſuch der Venetianer Canea wieder zu gewinnen völlig mißlungen war. Neue Hoffnungen auf Glück und Erfolg faßte die Republik, als ſie im Herbſt 1662 wieder eine Seeſchlacht bei Kos gewonnen hatte und im folgenden Frühling der Oeſterreichiſch-Türkiſche Krieg begann, deſſen wir oben erwähnt haben, der indeß ſchon nach kurzer Zeit wieder beendigt wurde. Auch den Tod Mohammeds Köprilis hatte ſie anfangs als ein günſtiges Ereigniß betrachtet, bis ſein Sohn Achmet Köprili noch trefflichere Eigenſchaften entwickelte. Dieſer beſchloß den ſchon länger als zwanzig Jahre währenden Kampf endlich durch die umfaſſendſten Vorbereitungen und die kräftigſten Anſtrengungen zu entſcheiden. So erſchien er, mit der Würde ſeines Vaters bekleidet, mit 150,000 Streitern im Mai des Jahres 1667 vor der Hauptſtadt der Inſel. Aus dreihundert Geſchützen begann die Beſchießung der Stadt, Minen flogen auf Minen, und als Achmet im November die Belagerungsarbeiten für den Winter einſtellen mußte, waren Türkiſcher Seits ſchon zwanzig tauſend Centner Pulver verſchoſſen, ohne daß die Wuth der Belagerer Franceſco Moroſinis Standhaftigkeit, der in der Stadt befehligte, zu erſchüttern und mehr als eine Baſtion in ihre Gewalt zu bringen vermocht hätte. Zwei und dreißig Stürme waren muthvoll zurückgeſchlagen worden, und in achtzehn Ausfällen hatte die Beſatzung wiederholt die Werke der Osmanen zerſtört und beſchädigt. Im Winter ſanote der Papſt fünfhundert und der Kaiſer Leopold dreitauſend Mann den Venetianern zu Hülfe; auch Malteſerritter, Franzöſiſche und Deutſche, ſelbſt proteſtantiſche Freiwillige in großer Anzahl verſtärkten die zuſammengeſchmolzene Beſatzung. Aber auch der Großvezir hatte Erſatzmannſchaften erhalten, und der erbitterte Kampf, der ſelbſt während des Winters nur nachgelaſſen, aber nicht ganz aufgehört hatte, begann von Neuem. Die edelſten Venetianer, Balbi, Badoero, Barbaro, Piſani, Grimaldi, Cornaro, die Deutſchen Freiherren von Frisheim und Degenfeld, der Franzoſe Montbrun fielen auf den blutgetränkten Wällen; aber der Ruhm ihrer Tapferkeit hat bis in unſere Zeiten fortgelebt. So kam der Winter zum zweiten Mal heran; Achmet Köprili, der den Belagerten ſo wenig als ſich ſelber Ruhe und Zeit zur Erholung gönnen wollte, ſetzte die Belagerung ohne Unterbrechung fort. Ueber vierhundert Fuß klaffte bereits die Breſche in den Wällen, kein Haus, keine Mauer in der Stadt war übrig und

in dem wüſten Steinhaufen ließ ſich kaum noch die Richtung der Straßen verfolgen. Wiederum kamen im Frühjahr den Venetianern Hülfstruppen zu. Der Großmeiſter des Ordens der Deutſchen Herren ſandte hundert und achtzig Ritter, die Herzoge von Braunſchweig und Lüneburg dreitauſend Mann, der Herzog von Baiern tauſend, der Biſchof von Strasburg vierhundert. Bedeutender war die Unterſtützung von Seiten Frankreichs. Am 19. Juni 1669 landete der tapfere Herzog von Beaufort, den wir in den Unruhen der Fronde kennen gelernt haben, und der Herzog von Navailles mit ſechstauſend Mann, die Ludwig XIV. abgeſendet hatte. Bald darauf erſchienen noch dreißig Franzöſiſche, päpſtliche und Malteſiſche Schiffe. Mit dem gewöhnlichen Ungeſtüm ihrer Nation verlangten die Franzoſen ſofort einen allgemeinen Ausfall, und da Moroſini anderer Meinung war, unternahmen ſie ſchon am ſechſten Tage nach ihrer Ankunft auf eigene Hand einen Angriff auf die Werke der Türken, welche gegen die Baſtei Sabionera errichtet waren. Mit ſelbſtmörderiſcher Tapferkeit ſtürzten ſie in die Laufgräben des Feindes, funfzehnhundert Osmanen erlagen ihren Streichen, und ſchon waren ſie an den Fuß der Batterien gekommen, welche das Ziel ihres Angriffs waren, als das zufällige Auffliegen mehrerer Pulverfäſſer den Glauben verbreitete, daß eine Mine geſprengt würde. Von plötzlichem Schrecken ergriffen wandten die Franzoſen den Rücken, aber das Schwert der Türken wüthete furchtbar unter den Fliehenden. Auch der Herzog von Beaufort fand ſeinen Tod. Schlimmer als dieſer Unfall war die hierüber ausbrechende Uneinigkeit des Herzogs von Navailles und Moroſinis, welche den erſteren bewog ſeine Truppen ſchon im Auguſt wieder einzuſchiffen, da er ſich außerdem von der Unmöglichkeit den Platz noch länger zu vertheidigen überzeugt hielt. Nach Frankreich zurückgekehrt, empfing ihn Ludwig höchſt ungnädig und verbannte ihn auf ſeine Güter. Durch ſeine Abfahrt, auf welche die des päpſtlichen Geſchwaders folgte, kamen Moroſinis Streitkräfte auf viertauſend Mann herunter, welche nicht einmal im Stande waren die Werke gehörig zu beſetzen; aber dennoch wurde ein neuer furchtbarer Sturm am 22. Auguſt zurückgeſchlagen. Fünf Tage darauf berief der Oberbefehlshaber die Officiere der Beſatzung zum Kriegsrath. Alle waren der Meinung, daß man ſich unmöglich länger halten könne; indeß ſandte Moroſini dennoch eine Botſchaft an den Führer der päpſtlichen Flotte, die ſich noch in der Nähe hielt, daß er ſich anheiſchig mache die Wälle bis zum Winter zu vertheidigen, wenn jener ihm drei

tauſend Mann von ſeinen Seeleuten und Truppen überlaſſen wolle. Als dies Verlangen zurückgewieſen wurde, beſchloß Moroſini, ſtatt eine einfache Capitulation zu fordern, die Ruinen Candias zum Preiſe eines Friedens zu machen, den er ohne Dogen und Rath abſchließen wollte. In den erſten Tagen des Septembers begannen die Unterhandlungen mit dem Großvezir und am ſechſten wurde der Vertrag unterzeichnet, welcher den Türken nach vier und zwanzigjährigem Kampfe die Inſel Candia mit Ausnahme der Hafenorte Grabuſa, Spina longa und Suda übergab. Drei Wochen hatte ſich Moroſini für die Räumung der Hauptſtadt vorbehalten, und mit den Truppen verließen alle Einwohner jene Trümmer, welche mit dem Blute von dreißig tauſend Chriſten und hundert und zwanzig tauſend Moslemen getränkt waren.

Wenn auch mit Verluſt, ging die Republik doch mit Ruhm und Ehre aus ihrem Kampfe gegen die Osmaniſche Uebermacht, und wenn die Venetianiſchen Landtruppen im freien Felde überall von den Türken geſchlagen worden waren, hatten doch die Seeleute und die Vertheidiger Candias den alten Ruf der Venetianiſchen Tapferkeit nach langer Waffenruhe erneut. Ein Geiſt des Muths und friſcher Kriegsluſt hatte ſich unter dem jungen Adel verbreitet, der ſeit einem halben Jahrhundert nur den üppigen und ſchwelgeriſchen Genüſſen gelebt hatte, durch welche ſich Venedig, in jener Zeit ein Mittelpunkt des Europäiſchen Luxus, vor allen übrigen Städten auszeichnete. So geſchah es, daß der gefeierte Vertheidiger Candias, als er nach funfzehn Jahren auf einen Angriffskrieg gegen die Pforte drang, dieſe Abſicht trotz der Friedensliebe der älteren Mitglieder des Rathes und der Signoria durchſetzte. Die Türken waren unter den Mauern Wiens entſcheidend geſchlagen worden, die Deutſchen drangen mit ſiegreichen Waffen in Ungern, die Polen in der Moldau und Walachei, die Ruſſen am ſchwarzen Meere vor. Es war der günſtigſte Augenblick ſich der allgemeinen Bewegung Oſteuropas, wie ſie zuvor noch nie gegen die Osmanen Statt gefunden hatte, mit allen Kräften anzuſchließen. So wurde zu Linz das ſchon oben erwähnte Bündniß der Republik mit Leopold und Johann Sobieski am 28. März 1684 unterzeichnet, und Moroſini führte als Generalcapitän die Venetianiſche Flotte, vier und zwanzig Linienſchiffe, ſechs Galeaſſen und acht und zwanzig Galeeren, welche durch einige päpſtliche und Malteſiſche Fahrzeuge verſtärkt wurde, nach Santa Maura und Preveſa, welche er ohne große Mühe einnahm. Im folgenden Feldzuge richtete er ſeine Anſtrengungen gegen den Peloponnes, um

durch Moreas Gewinn den Verluſt Candias zu erſetzen. Nachdem er an der ſüdlichen Küſte gelandet, wurde die Belagerung von Coron eröffnet. Die Stärke des Heeres der Republik bildeten Deutſche Miethsvölker und zwar meiſt Braunſchweiger und Sachſen; außerdem geſellten ſich bald zahlreiche Schaaren von Mainoten den Venetianiſchen Truppen zu. Nach zwei und vierzigtägiger Belagerung wurde Coron im September mit ſtürmender Hand genommen, der Capudanpaſcha, welcher ſeine Seetruppen ans Land geſetzt hatte, wurde geſchlagen, und dieſer Sieg entſchied auch den baldigen Fall von Calamata und mehrerer andern Caſtelle, welche die Türken zur Bändigung der wilden Mainoten errichtet hatten. Schlimmere Gefahren bedrohten Moroſinis Truppen im folgenden Jahre (1686) bei der Belagerung Naupliaß, da hitzige Fieber dieſelben bis auf vier tauſend ſtreitfähige Krieger geſchwächt hatten. Aber dennoch wußte der Befehlshaber der Landmacht der Republik, Graf Königsmark, der vordem in Deutſchland unter Torſtenſon und Wrangel gekämpft hatte, das überlegene Türkiſche Heer, welches zum Entſatz herbeizog, zurück zu treiben. Danach ergab ſich die Stadt, und die Venetianer konnten ſich bereits als Herren des ſüdlichen Peloponnes betrachten. Die Unterwerfung des Landes zu vollenden, landete Königsmark am 24. Julius 1687 mit zehn tauſend Mann bei Patras; das Türkiſche Heer, welches ſich der Landung widerſetzte, wurde beſonders durch das geübte Muſketenfeuer der Deutſchen Infanterie geſchlagen, Patras und Lepanto im Fluge erobert, und nachdem die Osmanen Korinth freiwillig verlaſſen, gehorchte Morea mit Ausnahme Malvaſia's den Venetianern, ſo daß Moroſini den Feldzug im September mit der Eroberung Athens beſchließen konnte. Es war bei dieſer Belagerung, daß Venetianiſche Bomben den größten Theil der bis dahin ziemlich erhaltenen Ueberreſte der Akropolis zerſtörten.

Die Republik ehrte ihren Helden Moroſini durch den Beinamen des Peloponneſiſchen, ſtellte ſein Bildniß im Saale des Palaſtes auf, eine Ehre, die ſonſt nur Verſtorbenen zu Theil wurde, und erwählte ihn einmüthig zum Dogen. Mit den Zeichen der neuen Würde geſchmückt, von einem ſechszehn tauſend Mann ſtarken Heere begleitet, ging er im Jahre 1688 im Golf von Aegina wieder in See, Negroponte zu erobern. Aber das Kriegsglück ſtand ihm nicht länger zur Seite. Zwar wurden die Wälle des verſchanzten Türkiſchen Lagers, welches neben der Stadt Negroponte aufgeſchlagen war, durch die

ausdauerndſte Tapferkeit der Deutſchen Truppen und Franzöſiſcher Freiwilligen erſtiegen und das Osmaniſche Heer mußte ſich nach dem Feſtlande hinüberziehen, aber es blieb durch eine neu erbaute Brücke fortwährend mit der Stadt in Verbindung; anſteckende Krankheiten, deren Gift auch Königsmark erlag, ſchwächten Moroſinis Streitkräfte, ſeine Stürme wurden zurückgeſchlagen. Trotz dem war er entſchloſſen den Winter über vor der Stadt auszuhalten, wenn ihn das Murren ſeiner Krieger nicht zur Aufgebung dieſes Planes gezwungen hätte. Mißmuth und Aerger über das Mißlingen dieſes Unternehmens warfen ihn aufs Krankenlager, ſo daß er nach Venedig zurückkehren mußte. Seitdem geſchah von beiden Seiten nichts Entſcheidendes mehr und wenn die Venetianer auch Malvaſia eroberten, ſo verunglückte dagegen ein Verſuch zur Wiedereroberung Candias, bis der Friede von Carlowitz (o. S. 422) die Republik im Beſitz Moreas ließ. Moroſini war ſchon vorher am 6. Januar 1694 geſtorben. Die gewonnene Halbinſel ward in vier Provinzen getheilt, deren jede unter einem Rettore des Civil- und einem Proveditore des Militärweſens ſtehen ſollte, und die Venetianer bemühten ſich mit Erfolg, die Wunden, welche der Krieg dem Lande geſchlagen, zu heilen, ihre Herrſchaft zu befeſtigen, die Bevölkerung durch Coloniſten von den Griechiſchen Inſeln und aus Rumelien zu vermehren, das herrenloſe Land zweckmäßig zu vertheilen, Sicherheit und Ordnung herzuſtellen und eine einſichtige Finanzverwaltung einzuführen *).

19. Die Schweiz.

Die religiöſen Zwiſtigkeiten, welche ſeit dem Auftreten Zwinglis und Calvins die Eidgenoſſenſchaft unter ſich, ſo wie die einzelnen Cantone in ihrem Innern zerriſſen hatten, dauerten auch im ſiebzehnten Jahrhundert fort, verhinderten einiges und kräftiges Auftreten der Verbindung nach außen und ſchwächten das Anſehen, welches dieſelbe in früheren Zeiten erworben hatte. Es geſchah aus ſolchen Gründen, daß die katholiſchen Grafſchaften von Valtellina, Chiavenna und Bormio, welche im Jahre 1512 vom Herzogthum Mailand losgeriſſen und den Graubündnern, von welchen ſich bei weitem die Mehrzahl zum reformirten Glauben bekannte, überlaſſen worden waren, gegen ihre Herren aufſtanden (o. S. 61); woran ſich bei der Eiferſucht der Repu-

*) Ranke, die Venezianer in Morea. Hiſtoriſch-politiſche Zeitſchrift Bd. II. S. 487.

blik Venedig und des Französischen Hofes gegen Spanien und Oesterreich, welche die Empörer unterstützten, die bedeutendsten Bewegungen anschlossen, welche auch durch den Frieden von Monzon nur auf einige Zeit beruhigt wurden und bald darauf eine neue Ueberziehung des Bündnerlandes durch kaiserliche Truppen zur Folge hatten (Th. VIII. S. 327). Erst im Jahre 1639 wurden diese Streitigkeiten, welche durch gleichzeitige Aufstände der Katholiken in den Thälern Graubündens selbst einen um so bedenklicheren Charakter hatten, durch die Capitulation von Mailand nach zwanzigjähriger Dauer vollständig zu Ende geführt. Die Graubündner erhielten ihre Besitzungen von Spanien zurück, unter der Bedingung, daß in Valtellina, Bormio und Chiavenna kein anderes Glaubensbekenntniß als das Römische geduldet werde und daß die Bewohner dieser Gegenden von den Graubündnerischen Richtern an ein Tribunal appelliren dürften, welches die Republik und die Spanischen Gouverneure von Mailand zu gleichen Theilen ernennen sollten.

Doch litten nicht bloß die südlichen Gegenden der Schweiz unter Unruhen und Blutvergießen. Die Bauern von Bern, Luzern, Solothurn und Basel, aufgebracht durch die Last der ihnen aufgelegten Steuern, erhoben sich im Jahre 1653 gegen die herrschenden Stadtgemeinden, und schon bereiteten sich die Landleute der angrenzenden Cantone zur Nachahmung dieses Beispiels, als der Oberst Zweyer von Uri, an der Spitze von fünftausend Mann aus den Waldcantonen, die Empörer von Entlibuch und Emmenthal besiegte, und Rudolf Werthmüller die Hauptmacht der Bauern, deren Zahl auf zwanzigtausend Köpfe angewachsen war, an der Spitze von zehntausend Zürchern bei Brengarten in die Flucht jagte (24. Mai 1653). Vier Tage darauf vernichtete Sigismund Erlach mit Bernern und Genfern den Rest der Rebellen nach einem wüthenden Gefecht bei Herzogenbuchsee. Der Befehlshaber der Bauern, Nicolaus Leuenberg, ward gefangen und mit mehreren anderen Rädelsführern hingerichtet. Zwei Jahre darauf gaben Bedrückungen, welche sich die streng katholischen Schwyzer gegen Reformirte zu Arth am Zugersee erlaubten, Veranlassung zu einem Bürgerkriege zwischen Zürich und Bern auf der einen und den fünf katholischen Cantonen, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug, auf der andern Seite, der indeß durch die Vermittelung der übrigen Bundeslandschaften bald wieder beigelegt wurde.

V. Der Norden und Osten Europas.

1. Dänemark.

Christian IV., der als ein Knabe von elf Jahren den Dänischen Thron bestiegen hatte, trug sechszig Jahre lang die Krone dieses Reichs. Seines ersten Kampfes mit Schweden, seiner Einmischung in den dreißigjährigen Krieg, die so unglücklich für ihn endete, und der zweiten Ueberziehung Jütlands, welche Oxenstiernas Politik im Jahre 1643 herbeiführte, ist schon früher gedacht worden (Th. VIII. S. 337. 310—326. Th. IX. S. 32). Trotz der Leiden und Drangsale, welche diese verschiedenen Kriege über das Land brachten, waren dennoch Bildung und Ordnung unter Christians Regierung im Zunehmen, so wie dieser König überhaupt, abgesehen davon, daß er sich in auswärtige Unternehmungen einließ, welche seine Kräfte überstiegen, zu den tüchtigsten Herrschern gehört, welche Dänemark aufzuweisen hat. Die Gesetzgebung wurde vermehrt und erweitert, Norwegen erhielt ebenfalls ein Landrecht und eine Kirchenordnung, und in Kopenhagen ward eine Sternwarte und ein botanischer Garten eingerichtet.

Die Macht des Adels war in Dänemark durch die Reformation, welche Rechte und Besitzthümer der katholischen Geistlichkeit meist in dessen Hände gebracht hatte, bedeutend vermehrt worden. Durch die Erhebung Friedrichs I. gegen Christian II. glaubten sich die Edelleute sogar zur Wahl und Bestätigung der Könige berechtigt, und als Friedrich III., Christians zweiter Sohn, — der älteste war schon früher gestorben — im Jahre 1648 den Thron bestieg, mußte er eine Capitulation unterzeichnen, in der er versprach, die hergebrachten Rechte aller Stände zu schirmen und anzuerkennen, die Edelleute aber vorzuziehen, sie mit Gütern zu versorgen und ihre Hintersassen mit Steuern zu verschonen. Ohne Beistimmung des Reichsraths, der stets drei und zwanzig Mitglieder zählen müsse, sollte er weder Krieg beginnen, noch Frieden schließen, noch Bündnisse eingehen, ja selbst nicht außerhalb des Reiches reisen. Die Beschlüsse dieser Staatsbehörde seyen auch ohne Genehmigung des Königs gültig, und die hohen Staatsämter die Reichsrathstellen selbst eingeschlossen, dürfe derselbe nur auf deren

Vorſchlag beſetzen. Das Vorrecht, welches Chriſtian IV. dem Adel ertheilt hatte, wegen keines Verbrechens, es ſey denn daß Jemand auf handhafter That ergriffen werde, verhaftet zu werden, ſollte auch auf die Frauen und Töchter der Edelleute ausgedehnt werden. Handelt der König dieſem Vertrage entgegen und will er auf die Vorſtellungen des Reichsrathes nicht hören, ſo ſteht es dem letzteren frei nach den Geſetzen und Rechten des Landes zu verfahren. Der angeſehenſte unter den Führern des Adels und der reichſte Herr im ganzen Königreiche war damals Korfitz Ulfeld, deſſen Vater Jakob Ulfeld unter Chriſtian IV. längere Zeit das Amt des Reichskanzlers bekleidet hatte. Schon als Knabe zeigte Korfitz einen durchdringenden und hochfahrenden Geiſt und ſeine Talente entwickelten ſich ſo ſchnell, daß ihn ſein Vater ſchon im zehnten Jahre ins Ausland und unter andern auch nach Paris ſandte. Nach einiger Zeit erzürnte er ſich mit dem Hofmeiſter, welchem ſeine Leitung anvertraut worden war, ſo daß dieſer ihn ſeinem Schickſale überließ. Aber dennoch weigerte ſich der Jüngling der Aufforderung des Vaters zu ihm zurückzukehren Folge zu leiſten, und als er darauf kein Geld mehr erhielt, nahm er eine Pagenſtelle bei dem Grafen Günther von Oldenburg an. Indeß war es ſeinem unruhigen Sinn an dieſem kleinen Hofe viel zu ſtill und einförmig, er machte ſich daher 1625 wieder auf, und nahm Kriegsdienſte im Däniſchen Heere. Nach dem Frieden zu Lübeck (1629) kehrte er nach Kopenhagen zurück, ſöhnte ſich mit ſeinem Vater aus, und empfahl ſich Chriſtian IV. ſo ſehr durch ſeine Klugheit und ſein glänzendes Betragen, daß dieſer ihn von einer Ehrenſtelle zur andern erhob, ihm 1636 eine ſeiner unehelichen Töchter von Chriſtine Munk, einer adelichen Dame, zur Gemahlin gab, und 1641 ſogar vom Kaiſer Ferdinand III. die Ernennung zum Deutſchen Reichsgrafen für ihn auswirkte. Im Jahre 1643 erhielt Ulfeld endlich die höchſte Stelle im Reiche, die Reichshofmeiſterwürde *). Dies ſchnelle und außerordentliche Wachsthum ſeines Glücks machte ihn ſo übermüthig, daß man nach Chriſtians Tode allgemein glaubte, er trachte die Krone durch die Wahl des Adels auf ſein eigenes Haupt zu ſetzen. Wahr iſt, daß er den Reichsrath aufforderte Chriſtians Verbindung mit der Munk, welche ſich derſelbe, nachdem er einige Zeit ein Liebesverhältniß mit ihr unterhalten, an der linken Hand hatte antrauen laſſen, für eine legitime

*) Unter und neben dem Reichshofmeiſter ſtanden in Dänemark der Kanzler, der Reichsmarſchall und der Reichsadmiral.

Ehe zu erklären. Allein dieſes Verlangen war damals von der Mehrzahl des Adels mit Unwillen aufgenommen worden, und hatte nur dazu gedient Friedrichs Wahl zu beſchleunigen. Nach ſeiner Thronbeſteigung hielt der neue König Ulfelds Anſehen und unruhige Strebſamkeit ſeinem Regiment für gefährlich. Ihn zu entfernen ſandte er ihn nach dem Haag (1649), um mit den Holländern einen Vertrag in Betreff des Sundzolls zu ſchließen. Nach ſeiner Rückkehr zeigte ſich der König mit der Ausführung dieſes Geſchäfts unzufrieden, da die Summe, durch welche die Niederländer für alle ihre Fahrzeuge alljährlich jenen Zoll abzahlen ſollten, ihm zu niedrig angeſetzt ſchien, und forderte bald darauf von Ulfeld auch die Ablegung einer Rechenſchaft über ſeine Verwaltung der Reichshofmeiſterwürde zu den Zeiten des verſtorbenen Königs. Durch dieſes Benehmen Friedrichs ſchon beſorgt gemacht, zitterte der Reichshofmeiſter für ſein Leben, als ein Weib gemeinen Standes und unſittlichen Wandels, Namens Dina Windhofver, ihn beſchuldigte, daß er mit der Vergiftung des Königs umgehe. Wirklich wurde er alsbald verhaftet, wußte ſich aber ſo gut zu vertheidigen, daß die Anklage ſich als verläumderiſch auswies, wie ſie dies in der That war. Denn die Feinde Ulfelds hatten dieſes Gaukelſpiel nur darum angeſtiftet, um den Sturz ihres Gegners herbeizuführen. Obgleich nun die Windhofver zum Tode verurtheilt und hingerichtet wurde, ſo hatten doch im Verlauf des Proceſſes der König Friedrich ſo wie die Tribunale ſo viel Parteilichkeit gegen Ulfeld gezeigt, daß ſich der Graf in Dänemark nicht mehr ſicher glaubte. Er entfloh in der Nacht (14. Juli 1651) auf einem Holländiſchen Schiffe, und ging mit ſeiner Gemahlin an den Hof der Königin Chriſtine von Schweden, wo ſeine glänzenden Eigenſchaften ihm ſchnell Zutritt öffneten. Friedrich III., um ſeine Rückkehr unmöglich zu machen, zog ſogleich ſeine Reichshofmeiſterwürde und ſeine Lehengüter ein.

Als Karl X. drei Jahre nach dieſen Begebenheiten den Schwediſchen Thron beſtieg, glaubte Ulfeld die lang genährten Racheplane gegen ſein Vaterland endlich ihrer Erfüllung nahe. Dieſer kriegeriſche Monarch wollte die von Guſtav Adolf gegründete Uebermacht ſeines Reiches im Norden nicht nur erhalten, ſondern noch vermehren. Indeß wandte er, trotz Ulfelds Aufreizungen und Anerbietungen, einen Theil der Koſten zu tragen, falls er König Friedrich III. den Krieg erkläre, ſeine Waffen zunächſt gegen Polen. Aber Dänemark leitete bald darauf dennoch aus eigenem Willen das Ungewitter auf ſich

hin. Friedrichs Räthe, die den Verluſt der Norwegiſchen Provinzen noch nicht verſchmerzen konnten (o. S. 33), meinten, jetzt die günſtigſte Gelegenheit ſie wieder zu erobern gefunden zu haben, da Karl X. mit Polen hinreichend beſchäftigt ſey. Sie bedachten nicht, daß die durch den letzten Schwediſchen Krieg verurſachten Schulden noch nicht getilgt ſeyen, daß man kein Geld im Lande, keine geſchickten Anführer, keine geübten Truppen, keine ſicheren Feſtungen habe. Dennoch erfolgte die Kriegserklärung. Allerdings ſchien der Augenblick glücklich genug. Zwar hatte Karl zwei Jahre hindurch mit großem Ruhm und Erfolg in Polen gekämpft, aber eben dieſe raſchen Fortſchritte erweckten überall Neid und Eiferſucht, Holland (o. S. 204) und Oeſterreich bewaffneten ſich für Polen, Friedrich Wilhelm von Brandenburg, bisher Karl Guſtavs Bundesgenoß, ſtand in Begriff dieſen zu verlaſſen, und der Czar Alexei war, von Oeſterreich angetrieben, in Livland eingefallen und hatte ſich bereits eines bedeutenden Theils dieſer Provinz bemächtigt. So ſtanden die Dinge, als Friedrich von Dänemark ſeine Flotte nach Danzig ſendete und das Herzogthum Bremen zu Lande angriff. Kaum erhielt der König von Schweden, der Brzeſc in Litthauen belagerte, hiervon Nachricht (13. Juni 1657), als er mit dem größten Theil ſeiner Truppen aufbrach, um eine furchtbare Rache für dieſen Friedensbruch an Dänemark zu nehmen. In gewaltigen Märſchen eilte er über Thorn nach Stettin, wo er in den erſten Tagen des Julius nur mit ſechstauſend halbnackten, durch Hunger und Anſtrengung erſchöpften, aber muthvollen Kriegern anlangte. Von hier marſchirte er längs den Oſtſeeküſten ohne Raſt und Ruhe weiter, bis er nach Hamburg gelangte, deſſen Bürger ſeine Soldaten neu bekleiden mußten. Während der Feldmarſchall Karl Guſtav Wrangel ſich nunmehr gegen die in die Schwediſchen Weſerlande eingedrungenen Dänen richtete, jagte der König ſelbſt den Däniſchen Oberbefehlshaber Andreas Blidt im Fluge durch Jütland bis auf die Inſeln zurück. Die Natur ſelbſt ſchien ihn aufzufordern ſeine Eroberungen auch auf dieſe auszudehnen, denn mit dem Winter brach eine ſo ungewöhnliche Kälte ein, daß beide Belte zufroren, ſo daß man zu Fuße auf dem Eiſe von Jütland nach Fünen und Seeland hinüber konnte. Wirklich beſchloß der verwegene Mann, mit ſeinem Heere, deſſen Zahl durch im Laufe des vorigen Jahres aus Schweden angekommene Verſtärkungen bis auf zwölftauſend Mann geſtiegen war, den gefahrvollen Marſch von Heilſee aus anzutreten. Die Reiter führten ihre Pferde am Zügel,

Kanonen und Packwagen glitten über das Eis hin (Januar 1658). Zwei Compagnien brachen ein und ertranken. Die Anderen kamen glücklich an, bemächtigten sich der Inseln Fünen, Langeland, Laland und Falster, und lieferten den Dänen auf dem Eise ein Treffen. Nach einigen Tagen erschien das ganze Heer bei Wordingborg, an der Südküste von Seeland. Kaum glaubte man in Kopenhagen die Möglichkeit der ungeheuren Unternehmung. So bedrängt war das Dänische Reich noch nie gewesen, und die Ueberraschung wirkte so lähmend daß man kaum noch an Vertheidigung dachte. Als Karl X. in Wordingborg angekommen war, fanden sich auch schon Dänische Bevollmächtigte mit Friedensvorschlägen ein. Ulfeld, der sich beim Heere befand, drang mit unpatriotischer Freude in den König, sie nicht anzuhören, allein Karl X. war weder so übermüthig noch der Lage seiner Angelegenheiten in Polen uneingedenk. Die Kränkung hatten indessen die Dänischen Räthe doch, daß sie jetzt mit dem Grafen Ulfeld, den sie einst verjagt, über die Fortdauer ihres Vaterlandes unterhandeln und seine Vorschriften anhören mußten. Diese erschienen ihnen indeß so übertrieben, daß sie nach Kopenhagen zurückgingen, um neue Verhaltungsbefehle einzuholen. Aber Karl Gustav verlangte schnellen Entschluß und rückte gegen die Hauptstadt vor, zu deren Vertheidigung König Friedrich über nicht mehr als dreitausend Soldaten und etwa tausend Seeleute verfügen konnte. Außerdem benahm der in den Mauern Kopenhagens zwischen der Bürgerschaft und dem Adel, dessen Unthätigkeit und Selbstsucht man allgemein die Schuld des ganzen über das Reich gekommenen Unglücks beimaß, entstandene Zwist alle Aussicht, den nahenden Schweden einen erheblichen Widerstand entgegensetzen zu können. Unter solchen Umständen sah man sich denn genöthigt, dem Sieger, welcher nur noch zwei Meilen von Kopenhagen in Tostrup stand, neue Abgeordnete mit der Vollmacht Alles zu bewilligen entgegen zu schicken. Am 18. Februar ward der Friede entworfen, und die Urkunde nach einigen Tagen in Roeskild (26. Febr.) gänzlich zu Stande gebracht. Das hülflose Dänemark mußte an Schweden die Provinzen Schonen und Blekingen mit den umliegenden Inseln die Norwegische Landschaft Bahus und das Stift Drontheim, auch die Insel Bornholm abtreten und auf Halland für immer Verzicht thun. Auch Korfitz Ulfeld erhielt alle seine Güter in Dänemark zurück, blieb aber noch eine Zeit lang am Schwedischen Hofe, und mag wohl

an dem ſchnellen Wiederausbruch des Krieges keinen geringen Antheil gehabt haben.

Der Roeſkilder Friede war nämlich nichts als ein Waffenſtillſtand von fünf Monaten. Karl X. machte ſich ſelbſt Vorwürfe, daß er ſich übereilt und ſein Glück nicht beſſer benutzt habe. Der geringe Widerſtand, den er in Dänemark gefunden, ließ ihn ſeine Entwürfe auf die Eroberung Polens aufgeben, um in der Nähe ſeines Erbreichs leichtere Erwerbungen zu machen. In dem Mittelpunkt beider Länder, auf Schonen wollte er ſeine Reſidenz nehmen; im Beſitz von Schweden und Dänemark hoffte er bald nicht bloß unumſchränkter Herr der Oſtſee, ſondern auch Gebieter des ganzen Nordens zu ſeyn. Solche Plane im Auge führte er höchſt ungerechter Weiſe einen zweiten Krieg herbei. Er zog die Truppen aus Fünen und Jütland nicht zurück, verlangte die Abtretung der Inſel Hween bei Seeland, und landete plötzlich (8. Aug. 1658) mit fünftauſend zweihundert Mann bei Korſör auf Seeland. Friedrich III. erſtaunte über dieſe Verletzung des Völkerrechts, und ließ ihn fragen, was ihn dazu berechtige. Aber der ländergierige Krieger antwortete: „Erſt will ich Dänemark erobern, und dann will ich auch mein Recht darauf beweiſen.“ Und nichts ſchien leichter als dieſe Eroberung, denn Jütland, Fünen und die Herzogthümer waren noch vom vorigen Kriege her mit Schwediſchen Truppen beſetzt. Auch in der Hauptſtadt, in deren Nähe Karl alsbald erſchien, ſprachen Viele von Uebergabe, aber Friedrich III. verwarf alle Vorſchläge der Feigheit und erklärte laut, eher wolle er ſich unter den Trümmern ſeines Reichs begraben laſſen als den Untergang deſſelben ruhig mit anſehen. Und als Hans Nanſen, der Bürgermeiſter von Kopenhagen, die Einwohnerſchaft zu mannhaftem Widerſtande ermahnte, riefen Alle einmüthig, es ſey eine Schande, ſich den wortbrüchigen Schweden ohne Kampf zu ergeben. So konnte Friedrich die Aufforderung Karls zur Oeffnung der Thore mit der Antwort erwiedern, daß er ihm an der Spitze ſeiner Unterthanen entgegengehen und ſein Leben theuer verkaufen werde.

Jetzt ſah man in Kopenhagen daſſelbe Schauſpiel, das einſt Karthago und Conſtantinopel gewährt hatten. Die Hauptſtadt eines Königreichs in Verzweiflung ſich rüſtend, für ihr eigenes und des Landes Daſeyn auf Tod und Leben zu kämpfen. Alles wandte der König an ſeine Unterthanen zur Aufopferung für ihn zu bewegen. Er vermehrte die Vorrechte der Stadt, ſchenkte den Grundſtücken der Bürger adeliche Freiheiten, verſprach den Tapferſten von ihnen den Adelſtand,

den Leibeigenen die Freiheit. Jeder Norweger, der zur Vertheidigung der Stadt herbeieilen würde, ſollte durch die Schenkung eines freien Bauerhofes in ſeinem Vaterlande belohnt werden. Jetzt griff Alles zu den Waffen, zu den Schaufeln, zu den Handkarren. Reichsräthe, Hofleute, Geiſtliche, Handwerker und Kaufleute ſah man gleich Tagelöhnern auf den Wällen arbeiten, und die Studenten übten ſich eifrig in den Waffen. Selbſt Weiber und Kinder waren nicht müßig. Endlich eröffneten die Schweden, welche zuvor das wichtige Kronburg erobert hatten, die Belagerung (6. September). Karl wollte ſogleich Sturm laufen, aber einige heimlich Däniſch geſinnte Rathgeber widerriethen es ihm. So ſchloß er bloß die Stadt ein, und errichtete zahlreiche Batterien; aber die Bürger, von dem kriegskundigen General Schack geführt, machten häufige Ausfälle und zerſtörten wiederholt die Werke der Belagerer. Ein Verſuch des Admirals Wrangel, die Inſel Amak wegzunehmen, von der die Kopenhagener ihre Lebensbedürfniſſe bezogen, mißglückte völlig. Zwei Monate harrten die Bürger in banger Erwartung; da kam zu Ende des Octobers (1658) eine Holländiſche Flotte (ſ. o. S. 294) unter dem Admirallieutenant Waſſenaar, welche einer Menge mit Lebensmitteln und Kriegsvorräthen beladener Transportſchiffe zur Bedeckung diente, und nach einem hartnäckigen Gefecht mit der Schwediſchen Seemacht unter Wrangel die Durchfahrt durch den Sund erkämpfte (9. November). Auch die Norweger eilten, wider den gemeinſchaftlichen Feind zu ſtreiten. Die Einwohner von Drontheim und der Inſel Bornholm, mit der neuen Schwediſchen Herrſchaft unzufrieden, warfen raſch das fremde Joch ab, und trieben die fremden Beamten und Kriegsleute aus ihren Grenzen. Dennoch blieb die Gefahr für Kopenhagen immer dieſelbe, da die Schweden den ganzen Winter hindurch die Belagerung fortſetzten und alle Anſtalten trafen die Stadt auszuhungern, nachdem verſchiedene blutige Stürme fehlgeſchlagen waren.

Friedrich III. hatte ſich in ſeiner Noth an Polen, Brandenburg und an den Kaiſer gewendet, und erhielt wirklich von dieſen Staaten, die insgeſammt Karls Uebermacht empfunden oder zu fürchten hatten, ſchleunige Hülfe. Der Kurfürſt Friedrich Wilhelm führte perſönlich 16,000 Brandenburger, der Graf von Spork 11,000 Oeſterreicher, und der Fürſt Czarnetzky 5000 Polniſche Reiter nach Holſtein. Sie vertrieben glücklich die Schweden vom feſten Lande; als ſie aber auch nach Fünen überſetzen wollten, verhinderte die eintretende ſtrenge

Kälte die Einſchiffung der Truppen auf die ihnen zu dieſem Behufe von Friedrich III. geſendete Flotte, und als man ſich im folgenden Frühjahr der Holländiſchen Schiffe bedienen wollte, weigerten ſich deren Befehlshaber, da die Republik den Dänen nicht zu kühne Hoffnungen einflößen wollte und überdies mit England einen Vertrag geſchloſſen hatte, dem gemäß man König Friedrich III. zu den von beiden vereinigten Mächten vorzuſchlagenden Friedensbedingungen nöthigen wollte. Da auf dieſe Weiſe für Friedrich Wilhelm in Jütland nichts mehr zu thun war, ſo ließ er nur viertauſend Mann ſeiner Truppen zurück und ging mit dem Ueberreſt, an welchen ſich die Oeſterreichiſchen Truppen anſchloſſen, nach Schwediſch-Pommern, welches Karl X. ſehr beſorgt für dieſe Provinz machte. Noch ſchlimmer ſchien ſeine Lage zu werden, als ſich Ruyter, der das Commando der Niederländiſchen Flotte auf der Oſtſee erhalten hatte, nach langen Streitigkeiten entſchloß, fünftauſend Brandenburger und Polen bei Kiel an Bord zu nehmen und ſie auf Fünen auszuſchiffen. Vereinigt mit ſechstauſend Dänen ſchlugen dieſe Truppen ein Schwediſches Corps, welches der Pfalzgraf von Sulzbach und der Marſchall Stenbock führten, bei Nyeborg ſo vollkommen (14. November 1659), daß nur Wenige entkamen. Zum Gewinn des Treffens hatte vor allen die Tapferkeit des Brandenburgiſchen Generals Quaſt beigetragen. Karl Guſtav hatte vergebens gewünſcht den Seinigen von Seeland aus Hülfe zu bringen, da die Holländer ſeine Flotte in dem Hafen von Landskrona eingeſchloſſen hatten. Ebenſo fruchtlos verlangten aber auch die Sieger nach Seeland übergeſetzt zu werden, was wahrſcheinlich die Entſetzung der Hauptſtadt und die Vertreibung der Schweden aus Dänemark zur Folge gehabt hätte. Die Holländer, welche Dänemark nicht mit Vortheil aus dieſem Kampf hervorgehen ſehen, ſondern nur deſſen gänzliche Vernichtung hindern wollten, verweigerten wiederum die Ueberfahrt. Unterdeß fochten die Feinde Karl Guſtavs auch in Pommern mit Glück. Schon ehe Friedrich Wilhelm aus Jütland zurückkam, hatte ein zweites dorthin geſandtes kaiſerliches Heer unter dem Grafen des Souches Damm, Greifenhagen und Wollin erobert; nach ſeiner Ankunft fühlte man ſich ſtark genug die Belagerung der Hauptſtadt Stettin zu unternehmen. Allein die Ausdauer des Schwediſchen Commandanten Paul Würtz bewirkte, daß die Verbündeten nach ſechs Wochen verlorner Mühe unverrichteter Sache wieder abziehen mußten. Nicht minder tapfer vertheidigte aber auch Friedrich III. ſeine Haupt-

ſtadt, wenn auch Karl Guſtav die Einſchließung, in welche er aus Mangel an Truppen die Berennung von Kopenhagen hatte verwandeln müſſen, noch den ganzen Sommer und Winter über fortſetzte, bis ein unerwarteter Zufall das Ende derſelben, ſo wie des ganzen Kampfes herbeiführte. Der kriegeriſche Schwedenkönig ſtarb nämlich an einem bösartigen Fieber zu Gothenburg am 23. Februar 1660, im ſieben und dreißigſten Lebensjahre, und empfahl ſeiner Gemahlin angelegentlichſt, nach ſeinem Tode einen ſchnellen Frieden zu ſchließen. Verſuche dazu waren von allen verbündeten Mächten lange vorher gemacht worden, allein da jede dabei ihren eigenen Vortheil am erſten ſicher zu ſtellen bedacht war, ſo kam man zu keinem Entſchluſſe. Nach Karls X. Tode wurden die Verſammlungen der Geſandten (Frankreich, England und Holland traten als Vermittler auf) vollends ſo ungeſtüm, daß man ſich von dieſem Ziele immer weiter zu entfernen ſchien. Da trat ein Däniſcher Reichsrath, Hannibal Seheſted, unter dem Adel hoch angeſehen, und wie Ulfeld mit einer Tochter Chriſtians IV. von Chriſtine Munk vermählt, ins Mittel, und ſtellte den Däniſchen und Schwediſchen Bevollmächtigten mit Nachdruck vor, wie entehrend es ſey, ſich von Franzoſen, Engländern und Holländern Geſetze vorſchreiben und ſich durch deren Zwiſtigkeiten von dem ihnen beiden ſo heilſamen Friedensſchluſſe abhalten zu laſſen. Dieſe Ermahnung bewirkte, daß beide Parteien ſich ohne die Vermittler verglichen und am 27. Mai 1660 den Frieden zu Kopenhagen abſchloſſen. Er lautete faſt wörtlich wie der Roeſkilder, nur daß die Schweden auf den Beſitz von Drontheim und Bornholm Verzicht thaten. Der Pfalzgraf von Sulzbach führte hierauf die Schwediſchen Truppen aus Seeland, nachdem dieſelben über anderthalb Jahre vor Kopenhagen gelegen hatten. Graf Korfitz Ulfeld war unterdeß auch in Schweden verdächtig geworden. Man glaubte, er habe während des letzten Krieges mit ſeinen Landsleuten in geheimer Verbindung geſtanden. Schon verhaftet, entfloh er nach Kopenhagen, aber nur um hier aufs Neue in den Kerker gebracht zu werden. Endlich entließ ihn der König gegen das Verſprechen, auf ſeine ihm durch den Roeſkilder Frieden wieder zugeſicherten Güter zu verzichten. Bald darauf unternahm der Graf eine Reiſe nach den Niederlanden, und ſoll hier zum zweiten Male verderbliche Rachepläne gegen ſein Vaterland geſchmiedet haben. Abweſend wurde er zum Tode verurtheilt, und mußte aus den Niederlanden entweichen,

ha der König ſeine Auslieferung verlangte. Krank und elend endete er im Jahre 1664 in der Nähe von Baſel.

Das entſchloſſene Benehmen König Friedrichs III. während der Gefahren des Schwediſchen Krieges hatte ihm das Vertrauen und die Liebe ſeiner Unterthanen im höchſten Grade erworben. Die Bürgerſchaft hatte ſich in dieſer bedenklichen Zeit gleichfalls auf die würdigſte Weiſe gezeigt, und während ſich das Selbſtgefühl dieſes Standes durch die gelungene Abwehr des Feindes bedeutend geſteigert hatte, war der Adel unvorſichtig genug, ſeinen Neid über die jüngſt der Bürgerſchaft ertheilten Auszeichnungen offen zu zeigen, und ſogar Verſuche zur Verkürzung und Verkümmerung derſelben zu machen. Die daher entſtandene Eiferſucht hatte noch in demſelben Jahre eine Revolution zur Folge, in welcher, ohne daß ein Tropfen Bluts floß, ja ohne daß irgend eine Gewaltſamkeit verübt worden wäre, die bisher beſtandene Adelsariſtokratie gänzlich umgeſtürzt und eine unumſchränkte erbliche Souveränetät in Dänemark eingeführt ward. Der Däniſche Adel war von allen Steuern, ja ſelbſt vom Kirchenzehnten frei, und zahlte von den vielen Krondomänen, die er inne hatte, eine ſo geringe Pacht, daß die Staatseinkünfte darunter außerordentlich litten. Derſelbe Eigennutz, der ihn dieſe ſchädlichen Vorrechte behaupten ließ, leitete ihn auch, wenn es darauf ankam anderen öffentlichen Pflichten zu genügen; und anſtatt wenigſtens durch Kriegsmuth und Anſtrengungen in den Zeiten der Gefahr ſich ſeiner Bevorzugungen würdig zu erweiſen, zeigte er ſich auch im Kampfe mit fremden Mächten ſtets ſo ſaumſelig, ſo gleichgültig für das Beſte des Vaterlandes, daß er längſt die Achtung der übrigen Stände eingebüßt hatte. Dringende Finanzbedürfniſſe, durch die letzten Kriege erzeugt, machten gleich nach dem erlangten Frieden eine Zuſammenkunft der Stände nothwendig. Man verſammelte ſich am 10. September 1660 in Kopenhagen zu einem allgemeinen Reichstage. Es erſchienen alle Reichsräthe, die meiſten adelichen Gutsbeſitzer, zwei Pröpſte aus jedem der ſieben Biſchofſprengel oder Stiftsämter Dänemarks, mit Vollmachten der Prediger dieſer Diöceſen verſehen, fünf Abgeordnete für Kopenhagen, zwei aus jeder großen, ein Abgeordneter für jede mittlere, und ein Abgeordneter für je zwei kleinere Städte. Die Bauern wurden gar nicht vertreten, da ſie mit wenigen Ausnahmen vom Adel abhängig waren. Es ward beliebt, daß der Adel und die beiden anderen Stände jeder für ſich über die Mittel, der Staatsnoth abzuhelfen, berathſchlagen ſollten. Die

Geiſtlichkeit und der Bürgerſtand erklärten ſich bereit, die vom König vorgeſchlagene Abgabe auf alle Lebensmittel zur Beſtreitung der Koſten des königlichen Hausſtandes und des Militärweſens zu bewilligen; abe der Adel wollte dieſelbe nur von Brot und Wein und einigen andern Bedürfniſſen, die in den Städten eingekauft werden müßten, und überdies nur auf drei Jahre übernehmen. Dagegen verlangten die beiden andern Stände auch eine zweckmäßigere Verwendung der Lehen und Krongüter, welche ihrem urſprünglichen Zwecke gemäß zur Aufſtellung des Kriegsheeres und zur Deckung der Ausgaben des Reiches dienen ſollten, ſeit langer Zeit aber für unbedeutende Zahlungen und Leiſtungen dem Adel verpfändet oder verpachtet waren. Die Pfandſummen ſollten zurückgezahlt und die Krongüter nach genauer Berechnung des Ertrages den Meiſtbietenden überlaſſen werden. Ueber dieſe Forderungen zeigte ſich der Adel höchſt entrüſtet, aber die Bürger ſchritten auf dem betretenen Wege kühn vorwärts. Nachdem die einzelnen Stände längere Zeit durch Deputationen verhandelt hatten, überreichte die Bürgerſchaft und die Geiſtlichkeit am 8. October im ganzen Körper dem verſammelten Adel eine Schrift, worin ſie erklärten, daß ſie den Beſchluß gefaßt hätten, dem Könige aus Dankbarkeit das Erbfolgerecht für die männliche und weibliche Nachkommenſchaft zuzugeſtehen, und den Adel um ſeinen Beitritt erſuchten. Erſtaunt vernahmen die Edelleute dieſe Beſtimmungen, aus welchen von ſelbſt auch die Aufhebung der bisherigen die königliche Gewalt zu Gunſten des Adels im hohen Grade beſchränkenden Wahlcapitulation folgte, und beriethen vergebens über Maßregeln die Folgen dieſes kühnen Schrittes zu vereiteln. Als nach zwei Tagen noch keine Entſcheidung von Seiten des erſten Standes erfolgt war, begaben ſich die Abgeordneten der Bürgerſchaft in die Sitzung des Reichsrathes, um ſchnelle Beſeitigung dieſer hochwichtigen Angelegenheit zu bitten. Aber auch hier erhielten ſie eine ungenügende Antwort, worauf ſie ſämmtlich nach dem Schloß gingen, um dem König ſelbſt ihre Sache vorzutragen, von dem ſie freundlich aufgenommen und mit den beſten Verſprechungen entlaſſen wurden. An der Spitze der Bürger des Königreichs ſtand der wackere Bürgermeiſter der Hauptſtadt, der ſchon erwähnte Nanſen, ſo wie an der des damit einverſtandenen Klerus Johann Svane, Biſchof von Seeland. In ihrem Kopfe war der große Plan entſprungen, durch die Erhebung der Gewalt des Herrſchers den Adel zu demüthigen, ein Werk, zu deſſen Durchführung ſie ſich allein zu ſchwach fühlten. Erſt nachdem ſie alle Vorbereitungen

getroffen, unterrichteten ſie den König von ihrem Vorhaben*), der durch den Schreiber der Finanzkammer, den umſichtigen Chriſtoph Gabel, mit ihnen unterhandelte. Der tapfere Feldmarſchall Hans Schack war gleichfalls bereit die Unternehmung im Nothfall mit ſeinen Truppen zu unterſtützen, die er deshalb, ſo wie die Studenten, noch unter den Waffen hielt. Als der Adel die feſte Haltung der Gegenpartei ſah, wollte er die Stadt verlaſſen, um den Reichstag zu ſprengen und alle Beſchlüſſe der übrigen Stände unkräftig zu machen; ſofort aber wurden die Thore geſchloſſen, und dies brachte die Beſtürzten ſchnell zur Nachgiebigkeit; ein Benehmen, welches zugleich den ſchlagendſten Beweis giebt, wie gering die Kraft und Energie unter den Mitgliedern des damaligen Däniſchen Adels geweſen ſeyn müſſe. Am 13. October 1660 erklärten ſämmtliche Stände, den Reichsrath an der Spitze, in einer vom Könige gegebenen Audienz die völlige Aufhebung des Wahlreichs. Nun entſtand die Frage, was an die Stelle der bisherigen Wahlcapitulation zu ſetzen ſey. Voll der Beſorgniß, einen heftigen Kampf des Ariſtokratismus und Demokratismus ausbrechen zu ſehen, und gewarnt durch die in England eben erſt geſchehenen Gräuel, zog es Svane vor, Alles voll Vertrauen in die Hand des Königs zu legen, und es gelang ihm die Uebrigen für dieſe Anſicht zu gewinnen. Die Capitulationsurkunde wurde feierlich vernichtet; am 18. October nahm Friedrich III. von den Ständen die neue Huldigung als erblicher Herrſcher an, und am 10. Januar 1661 ſtellten jene noch eine Erklärung aus, in welcher ſie die volle und unumſchränkte Gewalt der Krone ausdrücklich anerkannten. So hatte der Lauf der Ereigniſſe weiter geführt, als man eigentlich beabſichtigt hatte; die Bürgerſchaft hatte das Wahlrecht und die Vorzüge der Ariſtokratie vernichten wollen, aber jetzt war die ganze ſtändiſche Verfaſſung über den Haufen geworfen. Doch war die Stimmung für den König ſo günſtig, daß man ihn gern in Beſitz vollkommener Herrſchergewalt ſah, und in dieſer das einzige Mittel gefunden zu haben glaubte, den Staat aus ſeiner frühern Ohnmacht und Erſchlaffung auf eine höhere Stufe politiſchen Lebens zu führen. Und Friedrich III. zeigte ſich in der That des Vertrauens ſeines Volkes nicht unwürdig. Die nächſte Folge der Regierungsveränderung war Aufhebung der ſchädlichen Begünſtigungen des Adels, beſonders in Bezug auf die Domänen; doch geſchah dies ſo wie andere Reformen all-

*) Spittler, Geſchichte der Däniſchen Revolution im Jahre 1660, S. 83

mählig und mit großer Schonung. Der vordem so mächtige Reichsrath wurde in eine berathende Behörde verwandelt, deren Willensmeinung den König in keinem Falle band, der Reichstag wurde nicht mehr berufen, eine neue Besteuerung deckte die Bedürfnisse des Staats und ein stehendes Heer von vier und zwanzigtausend Mann schien Dänemark vor der Wiederkehr von Gefahren zu bewahren, denen es vor Kurzem mit Mühe entgangen war.

Friedrichs Nachfolger Christian V. (1670—1699) war ein länderſüchtiger Fürst, der seine Besitzungen auf ungerechte Weise zu vergrößern strebte. Nicht zufrieden, Oldenburg und Delmenhorst nach dem Tode des letzten Besitzers (1676) gegen die übrigen Holsteinischen Linien zu behaupten, wollte er auch dem Herzog Christian Albrecht von Holstein-Gottorp die Souveränetät über den ihm zugehörigen Theil von Schleswig, die ihm im Roeskilder Frieden zugesichert worden war, entreißen, und vertrieb ihn auf einige Zeit gänzlich aus seinem Herzogthume, bis ihn die nachdrückliche von Rüstungen unterstützte Verwendung Englands, Hollands, Schwedens, Kurbrandenburgs und der Braunschweigischen Herzoge 1689 zu dem Altonaer Vergleich bewog, in welchem er dem Herzoge seinen Antheil an Schleswig nebst der Souveränetät zurückgab. Auf ähnliche Weise ward Hamburgs Freiheit durch Einschreiten der Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, des Kurfürsten von Brandenburg und des Französischen Cabinets gegen Christian, der es seiner Herrschaft unterwerfen wollte, gerettet (1679), obgleich bereits zwanzigtausend Dänen vor den Thoren der Stadt versammelt waren. Dieses Fehlschlages ungeachtet wiederholte Christian den Versuch Hamburg seinem Reiche einzuverleiben im Jahre 1686, als die Unzufriedenheit der niederen Volksklassen jener Stadt mit den herrschenden Geschlechtern und dem Bürgermeister Meurer, und heimliches Einverständniß mit den Führern der ersten Partei ihm ein leichtes Gelingen zu versprechen schienen. Wider Erwarten fand er indeß tapfern Widerstand und mußte, nachdem er die Stadt einige Tage lang beschossen hatte, unverrichteter Dinge wieder zurückkehren (vgl. oben S. 402). Des heftigen Krieges, welchen er in Verbindung mit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg vier Jahre hindurch mit großer Anstrengung und mit glücklichem Erfolge gegen Schweden führte, um die durch den Roeskilder und Kopenhagner Frieden erlittenen Verluste wieder zu gewinnen, ist schon gedacht worden, so wie des Umstandes, daß durch Ludwigs XIV. Bemühungen der König von

Schweden dennoch ohne alle Abtretungen aus dem Kampfe ging. Im Anfange der Regierung Chriſtians wurden alle Geſchäfte durch einen trefflichen Miniſter, den Grafen von Greifenfeld, geleitet, der des Königs Vertrauen im hohen Grade beſaß. Er hieß eigentlich Peter Schuhmacher, und war der Sohn eines Weinhändlers in Kopenhagen. Durch ſeine Kenntniſſe und außerordentlichen Talente war er zu den höchſten Ehrenſtufen emporgeſtiegen; fremde Mächte wetteiferten ihm ihre Gunſt zu bezeigen. Von dieſer Höhe ward Greifenfeld 1676 durch ſeine Feinde geſtürzt, und da es leicht war, einen Mann, der auf einer ſolchen Höhe ſtand des Mißbrauchs der Macht zu zeihen, ward er zum Tode verurtheilt. Schon ſtand er auf dem Blutgerüſte und das Schwert des Henkers war über ihm geſchwungen, als er begnadigt ward, aber drei und zwanzig Jahre lang in der Gefangenſchaft ſchmachten mußte. Wenige Wochen nach ſeiner endlichen Befreiung ſtarb er (1699), kurz vor dem Könige, der ihn ſo hoch erhoben und ſo tief hatte ſinken laſſen.

2. Schweden unter Chriſtinas Regierung.

Wenn gleich das Schwediſche Reich unter der glorreichen Regierung des großen Guſtav Adolf (1611—1632) viele ſeiner kernhafteſten Söhne einbüßte, und ſeine ohnehin ſchwachen Staatskräfte eine Zeit lang völlig erſchöpfte, ſo erhielt doch die Nation durch ihn einen Schwung, der ſie auch der inneren Veredlung raſch entgegenführte, und einen Namen, den die ſtolzeſten Völker des übrigen Europas ſeitdem mit Achtung ausſprachen. Auch der äußere Umfang des Reiches war bedeutend erweitert worden; die ganze Oſtküſte des Baltiſchen Meeres war unterworfen, Finnland, Karelien, Ingermanland, Eſthland gehorchten der Schwediſchen Herrſchaft, und der im Jahre 1629 mit Polen abgeſchloſſene und 1635 erneute Waffenſtillſtand hatte die Schweden auch in Beſitz von Livland gelaſſen. Nach Guſtavs Tode wurde ſeine ſechsjährige Tochter Chriſtina von den Ständen des Reiches als Thronfolgerin anerkannt (14. März 1633), und wir wiſſen bereits, mit welchem Ruhm und Nachdruck die auf Guſtavs Wunſch angeordnete Regentſchaft, welche aus den fünf höchſten Reichsbeamten, dem Kanzler Axel Oxenſtierna, dem Reichsdroſt Gabriel Oxenſtierna, einem jüngern Bruder Axels, dem Reichsmarſchall Jakob de la Gardie, dem Reichsadmiral Karl Karlsſon Gyllenhielm und dem Reichsſchatzmeiſter Gabriel

Bengtſon Oxenſtierna, einem Neffen des Kanzlers, beſtand, das Intereſſe ihres Staats zwölf Jahre hindurch verfolgt hat, ſo daß die im Weſtphäliſchen Frieden erfolgte Abtretung von Vorpommern und dem Herzogthum Bremen den Einfluß Schwedens in Deutſchland für alle Zeiten zu ſichern ſchien.

Im Innern war die Herrſchergewalt durch den Reichsrath beſchränkt, den der König aus den angeſehenſten Adelichen ernannte. Die Zahl der Mitglieder dieſer Behörde wurde durch eine Verfaſſungsurkunde, welche Guſtav Adolf in Verbindung mit Oxenſtierna entworfen, die aber erſt nach ſeinem Tode den Ständen vorgelegt und von dieſen am 29. Julius 1634 angenommen worden war, auf fünf und zwanzig feſtgeſtellt. Weniger einflußreich als in anderen Staaten waren die Verſammlungen der Stände, auf denen nicht die Mehrheit der einzelnen Stimmen, ſondern das Ueberwiegen der Geſammtſtimmen der vier Stände gegen einander entſchied. Auch hatte die Krone allein das Recht des Vorſchlags; Guſtav Adolf hatte den Gebrauch eingeführt, nur einen beliebig von ihm gewählten Ausſchuß der Stände, eine Verſammlung der Notablen, ſtatt der allgemeinen Reichstage zu berufen, und die Stände ſanctionirten dieſes Verfahren ſelbſt, indem ſie die Beſtimmung der neuen Verfaſſungsurkunde, daß nur bei wichtigen Angelegenheiten der Reichstag zuſammentreten ſollte, als gültig anerkannten. Alle hohen Aemter und Ehrenſtellen waren dem Adel ausſchließlich zugeſichert; die Abgaben, welche er für ſeine Bauern bewilligte, durften nicht von Kronbeamten erhoben werden; die Jagd in ſeinen Wäldern, die Fiſcherei in den Gewäſſern ſeiner Güter gehörte ihm; er hatte das Recht mit den Producten ſeines Bodens ohne Zoll und Abgaben im In- und Auslande zu handeln, und war ſelbſt, wenn er ſeinen Wohnſitz in den Städten nahm, von Abgaben frei. Die Krone durfte adeliche Güter weder durch Ankauf noch durch Pfandnahme gewinnen, indeß die Edelleute während Chriſtinas Minderjährigkeit gegen die Beſtimmungen der Geſetze ihre Gerechtſame auch auf neu erworbene bisher nicht adeliche Güter ausdehnten. Von den übrigen Ständen aber ſchieden ſie ſich ſo ſtreng, daß die Vermählung eines Edelmanns mit einem Weibe aus dem Bürger- oder Bauerſtande den Verluſt des Adels nach ſich zog. Die gutshörigen Bauern wurden mit den härteſten Frohnen gedrückt, mit Rohheit und Gewaltthätigkeit behandelt, und ſelbſt ein ſo einſichtiger Staatsmann wie Axel Oxenſtierna hat ſich von dem Vorwurfe ſolcher Bedrückung nicht frei

gehalten. Aber trotz dieſer Uebelſtände, trotz aller Unbill, welche die Bauern von durchmarſchirenden Truppen, zu deren Verpflegung ſie gehalten waren, von reiſenden Adelichen, denen ſie mit deren ganzem Gefolge freie Fuhren und Lebensmittel ſtellen mußten, erlitten, ruhte die Stärke Schwedens auf den Bauern, weil die einzige Nahrungs- und Erwerbsquelle des Landes der Ackerbau war. Die Geiſtlichkeit genoß keines allzu bedeutenden Einfluſſes, obſchon die höheren Kirchenbeamten es meiſt mit dem Adel hielten; die niederen waren arm und ſchwach beſoldet, da die Krone zwei Drittel von dem Zehnten erhielt, auf den ſie hauptſächlich angewieſen waren. Dieſes Vortheils ungeachtet waren die Einkünfte des Staats im Ganzen unbedeutend, das Finanzweſen ohne Ordnung, und erſt unter Guſtav Adolf wurden die Steuern, welche bis dahin nur auf gewiſſe Zeiträume bewilligt worden waren, zu feſtſtehenden Abgaben. Dennoch reichte man bei weitem nicht aus und mußte fortwährend zur Verpfändung von Krongütern im ausgedehnteſten Sinne ſeine Zuflucht nehmen, die gewöhnlich an den Adel kamen, weil er der einzige Stand war, welcher ſich in Beſitz von baarem Gelde befand. Zu dieſem ſchlechten Zuſtande des Finanzweſens ſtanden die Beſoldungen für die Inhaber der fünf hohen Reichswürden und für die Reichsräthe zur Zeit der vormundſchaftlichen Regierung in einem ganz unangemeſſenen Verhältniß, indem dieſelben zuſammen drei hundert funfzig tauſend Thaler, eine für jene Zeit ungeheure Summe, betrugen. Das Gerichtsweſen war unter Guſtav Adolf bedeutend verbeſſert worden, er hatte für den Abdruck der Stadtrechte geſorgt und das Proceßverfahren neu geordnet. Das ganze Land war in vierzehn Gerichtskreiſe getheilt, mit Untergerichten, welche die zweite Inſtanz für die Ausſprüche der gutsherrlichen Gerichtsbarkeit bildeten. In den Städten nahmen die Stadtgerichte dieſe Stelle ein; und die Appellation von den Untergerichten in dritter Inſtanz ging an die vier Ober- und Hofgerichte des Landes, welchen überdies der Adel allein unterworfen war. Die Armee wurde durch Werbungen und durch Aushebungen zuſammengebracht, indem eine gewiſſe Anzahl bäuerlicher Haushaltungen je einen Mann ſtellen mußte.

Inzwiſchen wurde die junge Chriſtina mit Sorgfalt erzogen, und von gelehrten Männern in Sprachen und Wiſſenſchaften unterrichtet. Aus den ungemeinen Fortſchritten, die ſie ſchon als Kind machte, aus ihrer unbezähmbaren Wildheit und einer nicht zu ſtillenden Wißbegierde ſah man bald, daß ſie ein eben ſo außerordentliches Weib werden würde, als ihr Vater ein ungewöhnlicher Mann geweſen war.

Mit dem letztern hatte sie die Kühnheit und die brennende Ruhmbegierde so wie den glühenden Enthusiasmus für alles Große und Herrliche gemein; manche seiner Gesichtszüge waren in ihr wieder zu erkennen, ja ihr ganzes Wesen hatte mehr Männliches als Weibliches; sie saß zu Pferde und jagte wie eine Amazone, verachtete Weiberputz und weibliche Beschäftigungen, trug gern Mannskleider, und war am liebsten in männlicher Gesellschaft. Rastlos thätig, glich sie ebenfalls mehr einem Geschäftsmanne und arbeitsamen Gelehrten als dem ruhig wirkenden Weibe. Entbehrungen und Beschwerden verachtete sie, im täglichen Leben war sie höchst mäßig, in Gefahren unverzagt, Weichlichkeit schien ihr ein Laster. Uebrigens war sie von weniger als mittlerer Gestalt und trug eine Schulter etwas höher als die andere. Ihre Unterhaltung war stets sehr aufgeweckt, lebhaft und geistreich, und eine gewisse natürliche Gutherzigkeit und Freundlichkeit machten ihren Umgang überdies höchst angenehm. Doch zeigte sie neben herrlichen Eigenschaften in der Entwickelung ihres Charakters auch bald bedeutende Fehler. Es mangelten ihr Ruhe und besonnene Kraft; von maßlosem Ehrgeiz und unruhiger Eitelkeit getrieben, gerieth sie gar bald in vielfache Uebertreibungen, ihre Selbständigkeit wurde zum Eigensinn und ihre Reizbarkeit führte zu Jähzorn und heftigen Aufwallungen.

Schon im vierzehnten Jahre begann sie sich mit den Angelegenheiten des Staats zu beschäftigen, und zwei Jahre darauf wurde sie von Oxenstierna in die Sitzungen des Reichsrathes eingeführt. Es wurde ihr Alles vorgetragen und nichts mehr entschieden, ohne daß man ihre Meinung gehört hätte. Bald darauf beschloß die allgemeine Ständeversammlung, welche im Jahre 1643 zu Stockholm gehalten wurde, daß Christine mit der Vollendung ihres achtzehnten Jahres wie ihr Vater die Regierung antreten solle. Dem gemäß ersuchte sie der Reichskanzler am 7. December 1644 in Gegenwart eines Ausschusses der Stände in feierlicher Rede, die Zügel der Herrschaft selbst zu ergreifen, worauf Christine der Regentschaft für die Treue und Weisheit, mit der sie in schwierigen Zeiten die Angelegenheiten des Staats verwaltet habe, dankte und den Eid als König von Schweden leistete. Von dieser Zeit an warf sie sich mit erhöhtem Eifer und noch größerer Thätigkeit als zuvor auf die Staatsgeschäfte, und setzte durch die Einsicht, mit welcher sie dieselben behandelte, ihre Räthe und die fremden Gesandten in Erstaunen. An dem Westphälischen Frieden hatte sie den bedeutendsten Antheil, da Oxenstierna und dessen Sohn, damals

Geſandter zu Osnabrück, für den Abſchluß nicht ſehr günſtig geſtimmt waren. Niemals verſäumte ſie eine Sitzung des Reichsraths, ſtets verſchaffte ſie ſich vorher die genaueſte Kenntniß von den Gegenſtänden, welche zum Vortrag kommen ſollten, und bald wurde es offenbar, daß ſich Alle getäuſcht hatten, welche ſich als Mitglieder dieſes Rathes oder der Staatsregierung großen Einfluß auf die junge Königin verſprochen hatten. Selbſt das hochverdiente Haus der Oxenſtierna mußte die Eiferſucht Chriſtinens auf Selbſtherrſchaft erfahren. Es war dieſes Geſchlecht während der Minderjährigkeit faſt das herrſchende in Schweden geworden. Unter den fünf höchſten Würdenträgern waren drei Oxenſtierna, unter den Reichsräthen ſaßen ſechs Mitglieder jener Familie. Aber es waren alles Männer von Verdienſt und Einſicht und der große Kanzler, wenn er auch oft hart und gebieteriſch gegen die untern Stände auftrat, muß doch von unrechtmäßigem Ehrgeiz nach oben vollkommen freigeſprochen werden. Es war zum Theil aus dieſem Grunde geweſen, daß Chriſtine den Frieden betrieb, da ſie wohl einſah, ohne Oxenſtierna im Kriege nicht fertig zu werden; in ihm wollte ſie zugleich den Reichsrath und die Ariſtokratie erniedrigen, für deren Repräſentanten er nicht mit Unrecht galt. Je älter die Königin wurde, um ſo mehr fühlte ſie ſich durch Umgang mit Gelehrten und gebildeten Männern Frankreichs zu der Gewandtheit und Glätte ihres Weſens hingezogen, während ſie die rauhe Starrheit des alten Schwediſchen Adels in demſelben Maße zurückſtieß. So erhob ſie zuerſt, um eine Stütze gegen Oxenſtierna zu haben, den Grafen Magnus de la Gardie, den Sohn des obengenannten Reichsmarſchalls, der alten Feindſchaft eingedenk, welche zwiſchen dieſem Hauſe, welches aus Frankreich eingewandert war, und dem des Kanzlers herrſchte, ſo wie den Sohn der Schweſter Guſtav Adolfs, den Pfalzgrafen Karl Guſtav von Zweibrücken, der im Jahre 1645 aus Deutſchland zurückkam, wo er ſeine erſten Lorbeeren erfochten hatte, zu größerm Anſehen an ihrem Hofe. In diplomatiſcher Beziehung hoffte ſie Oxenſtierna's Talente durch Johann Adler Salvius, den Sohn eines Bürgers zu Strengnäs, erſetzen zu können, der in der That große Kenntniſſe und Geſchäftsübung beſaß und die äußerſte Geſchmeidigkeit des Hofmanns im Umgange zeigte. Bald ſah ſich der Reichskanzler in Gefahr ſeinen Einfluß zu verlieren, und äußerte laut, daß er ſich von den Geſchäften zurückziehen wolle, um andern Leuten Platz zu machen, ja nach einem heftigen Wortwechſel mit der Königin bat er dieſelbe um Erlaubniß auf ſeine Güter

zu gehen, die ſie ihm in der Hitze auch ertheilte, indeß bald wieder zurücknahm. Um die Macht des Adels zu ſchwächen, beförderte Chriſtine auch Männer aus geringerem Stande zu Staatsämtern, machte gegen fünfhundert Bürgerliche zu Edelleuten, und verbot den letzteren ihre Bauern von ihren Höfen zu treiben, wie oftmals geſchah, oder die Schatzungen derſelben willkürlich zu erhöhen. Den Beſitzungen der Geiſtlichkeit ertheilte ſie alle Vorrechte adelicher Territorien, und vermehrte die Zahl der Mitglieder des Reichsrathes bis auf vierzig, in welche Stellen ſie ihr ergebene und durch ſie emporgekommene Männer brachte. Ueberhaupt ſoll ſie ſo unumſchränkt wie niemals ein Herrſcher über Schweden gewaltet haben. Aber dennoch ſah ſie ſich bald wieder genöthigt, zu Oxenſtierna's Erfahrenheit ihre Zuflucht zu nehmen, der auf einige Zeit hintangeſetzt um das Jahr 1651 wieder aus dem Dunkel zum vollen Genuß der königlichen Gnade gelangte, wogegen de la Gardie ſich bald darauf die Ungunſt Chriſtinens zuzog.

Wie hingebend und eifrig ſich die Königin aber auch den Angelegenheiten der Regierung widmen mochte, ſo vernachläſſigte ſie darüber doch die Wiſſenſchaften nicht, von denen ſie ſich mit einem unwiderſtehlichen Reize angezogen fühlte. Seltene Fähigkeiten erleichterten ihr die gelehrten Beſchäftigungen und ſetzten ſie bald in Beſitz der umfaſſendſten Kenntniſſe. Sie verſtand ſechs Sprachen, las den Thucydides und Polybius in der Urſchrift, ſchrieb und redete Franzöſiſch und Italieniſch wie ihre Mutterſprache, und Deutſch und Latein ziemlich richtig. Tacitus und Plato ſtudirte ſie mit dem größten Eifer. Mit den vorzüglichſten Gelehrten des Auslandes ſetzte ſie ſich durch eigenhändige Briefe in Verbindung und lud ſie ein nach Schweden zu kommen oder ihr wenigſtens Nachricht von ihren Arbeiten zu geben. Viele folgten dieſem Rufe und erfuhren die Größe ihrer Freigebigkeit. Es erſchien Claudius Saumaiſe (geb. 1588, geſt. 1653), ein Mann von außerordentlicher antiquariſcher Gelehrſamkeit, der ſich wegen anſtößiger religiöſer Meinungen aus ſeinem Vaterlande Frankreich hatte entfernen müſſen und darauf längere Zeit in Holland gelebt hatte; Freinsheim aus Strasburg, wenn auch an Kenntniſſen dem Saumaiſe untergeordnet, ſo doch an Charakter und Würde dieſem bedeutend überlegen; Hermann Conring aus Helmſtädt, eben ſo berühmt als Arzt wie als Rechtsgelehrter; Johann Loccenius aus Holſtein, ein ausgezeichneter Juriſt und Hiſtoriker, und Iſaak Voſſius, deſſen wir ſchon oben gedacht haben. Außer dieſen berief ſie auch den bekannten Philologen Meibom, den

Franzöſiſchen Arzt Naudé, der mit ſeinen mediciniſchen Einſichten große litterariſche Kenntniſſe verband, und Nicolaus Heinſius, den Sohn des berühmten Daniel Heinſius, an ihren Hof. Auch der ehrwürdige des Cartes ſtarb in Stockholm, und Gaſſendi (o. S. 390) ſchickte ihr ſeine mathematiſchen Werke. Selbſt von Chemikern und Aſtronomen wollte ſie lernen. „Ihr Geiſt iſt außerordentlich, ſchreibt Naudé an Gaſſendi, ſie hat Alles geſehen, Alles gehört, Alles geleſen.“ Bücher, Gemälde, Antiken ſammelte ſie mit Geſchmack und auf königliche Weiſe. Dabei war ſie von jeder Pedanterei weit entfernt und haßte ſie auch bei den Gelehrten ihrer Umgebung, die zuweilen ihren Spott ertragen mußten *). Aber ihre Freigebigkeit gegen die Fremden, die ſie reichlich beſoldete und mit großen Summen belohnte, und die Feſte und Luſtbarkeiten, die ſie ſehr liebte und häufiger ſo wie koſtbarer als je zuvor anſtellen ließ, vermehrten die ohnehin ſchon große Finanznoth des armen Staates auf empfindliche Weiſe. Die Klagen hierüber verletzten ſie tief; noch unangenehmer war ihr das beſtändige Drängen des Reichsrathes, ſie möge ſich vermählen, damit das Haus Waſa auf dem Schwediſchen Thron nicht ausſtürbe. Indeß blieb ſie in dieſem Punkte unbeweglich, da ihr, wie der Engliſchen Eliſabeth, das Gefühl der Freiheit über Alles ging, wiewohl ſie, gleich jener, die Männer gar nicht haßte. Allmälig begann auch das ewige Einerlei der Staatsgeſchäfte, das Ermüdende der Ceremonien ihrem lebhaften, unruhigen und ſtets nach Neuem begierigen Geiſte großes Mißbehagen zu erregen. Es erfüllte ſie mit Schmerz, daß der Unwille des Volkes über die fremden Künſtler und Gelehrten, die dem Staate ſo viel koſteten, immer höher ſtieg, und doch konnte ſie ſich nicht entſchließen ihre Neigungen der Behauptung ihres Anſehens und dem Wohle des Staates aufzuopfern. Alle dieſe Betrachtungen, die Armuth der Schatzkammer, welche ſo ausgeleert war, daß oft die täglichen Bedürfniſſe des königlichen Haushalts nicht beſtritten werden konnten, der Ruhm eine Krone verſchmäht zu haben, Abneigung gegen das Treiben ihrer Landsleute, Liebe zu ungewöhnlichen und ihrer Meinung nach genialen Thaten und endlich jene unruhige Geſpanntheit und Ueberhitzung, welche ſowohl ihren

*) Den Salmaſius nannte ſie ſehr paſſend omnium fatuorum doctissimum. Auf das Eingeben ihres witzigen Arztes Bourdelot, befahl ſie einmal, daß Meibom und Naudé, von denen der eine über die Muſik, der andere über den Tanz der Alten geſchrieben hatte, auf antike Weiſe ſingen und tanzen ſollten, zum unauslöſchlichen Gelächter des ganzen Hofes.

wissenschaftlichen als politischen Anstrengungen zu Grunde lag, brachten sie zu dem großen Entschlusse, in der Blüthe ihrer Jugend den Thron zu verlassen, um ein völlig unabhängiges, den Freuden und den feineren Genüssen der Wissenschaften und Künste gewidmetes Leben zu führen. Sie machte ihren Vorsatz bereits 1651 dem Reichsrathe bekannt, und wollte die Krone ihrem Vetter, dem oben erwähnten Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken, übergeben, den die Stände auf ihr Verlangen schon früher zu ihrem Nachfolger ernannt hatten. Jedermann suchte sie von diesem Entschlusse zurückzubringen, und die Beredtsamkeit Oxenstierna's brachte es dahin, daß sie diesmal wirklich noch nachgab. Aber es war ein Sieg, den nur die Gewalt des Augenblickes davon getragen hatte, und die Sehnsucht nach der Lebensweise, die sie sich mit den glänzendsten Farben ausmalte, blieb nur desto glühender in ihrer Seele zurück. Im Jahre 1654 führte sie denn auch ihren Entschluß aus, trotz aller erneuerten Bitten des Reichsraths, ja ihres Vetters selbst, der lieber ihre Hand angenommen hätte, um die er häufig gebeten, die ihm aber eben so oft versagt worden war. Am 16. Junius übergab sie feierlich in der Versammlung der Reichsstände zu Upsala dem Prinzen Karl Gustav die Regierung, und behielt sich nichts weiter vor als eine jährliche Rente von 200,000 Thalern und die Gerichtsbarkeit über ihre Hausbedienten. Nicht ohne Thränen hörte man hier ihre letzten Reden an. An demselben Tage noch ward der neue König Karl X. gekrönt, und fünf Tage nachher reiste sie in Männerkleidern durch Dänemark nach Hamburg.

Es gab indeß noch einen geheimen Grund, welcher die Königin zur Niederlegung der Krone getrieben hatte, ihre Hinneigung zum Katholicismus. Schon früh hatten sie die weitläufigen Reden ihrer Lutherischen Geistlichen ermüdet; zu dem Glauben der Römischen Kirche, von dem sie nur eine dunkle Vorstellung hatte, fühlte sie sich mehr und mehr hingezogen. Zuerst gab sie diesen Wunsch dem Jesuiten Antonio Macedo, dem Beichtvater des Portugiesischen Gesandten Pinto Pereira, zu erkennen; mehrere der Gelehrten ihres Hofes bestärkten sie in dieser Richtung, vor allen aber der Franzose Bourdelot, ihr Arzt, der die Königin aus einer schweren Krankheit glücklich gerettet hatte. Nach solchen Vorbereitungen erschienen im Januar 1652 zwei Jesuiten unter der Maske Italienischer Edelleute im Palaste Gustav Adolfs, um seine Tochter in den Schooß der allein seligmachenden Kirche zurückzuführen. Es gelang ihnen die Königin in der schon begonnenen Be-

kehrung weiter zu bringen, und es ſcheint, daß der unruhig umherſchwärmende, nirgend Befriedigung findende Geiſt Chriſtinens willig zu dem andern Extrem flüchtete, und einem Glauben anzugehören wünſchte, deſſen erſte Forderung das unverrückte Feſthalten gewiſſer mit großer Beſtimmtheit gegebenen Lehren und Formen iſt, und der in dieſer Anerkennung einer als göttlich verehrten Autorität die vollſte Beruhigung verheißt. Sie fragte die Jeſuiten, ob ihr der Papſt nicht die Erlaubniß geben könne das Abendmahl alle Jahr einmal nach Lutheriſchem Brauch zu nehmen, und als jene dies verneinten, ſprach ſie: „dann iſt keine Hülfe, ich muß die Krone aufgeben“ *). Den gefaßten Entſchluß in ihrem Gemüthe zu befeſtigen trug in der letzten Zeit beſonders Chriſtinens Umgang mit dem Spaniſchen Geſandten Don Antonio Pimentel bei, der ſich ausſchließlich ihrer Gunſt erfreute, oftmals ganze Wochen im Landhauſe der Königin zubrachte und auch zuweilen des Nachts über in ihrer Geſellſchaft war. Nachdem ſie ihr Vaterland und den Thron verlaſſen, hatte ſich Chriſtine Italien, die Heimath der Künſte und des Katholicismus, zu ihrem künftigen Aufenthalte auserſehen. Sie nahm den Weg durch die Niederlande und durch Deutſchland. Zu Brüſſel, wo ſie ſich faſt ein Jahr aufhielt, legte ſie heimlich, in Gegenwart des Erzherzogs Albrecht und einiger vornehmen Spanier, das katholiſche Glaubensbekenntniß in die Hände eines Dominikaners nieder (24. Dec. 1654). Von dort ging ſie mit einem prächtigen Gefolge über Augsburg nach Inſpruck, wo der Uebertritt zum Katholicismus mit größter Feierlichkeit öffentlich vollzogen wurde (3. Nov. 1655), zum nicht geringen Schmerze der Schweden und aller Proteſtanten, daß die Tochter des geprieſenen Retters ihrer Religion in die Römiſchen Irrthümer zurückfalle.

In Italien fand Chriſtine eine glänzende Aufnahme. Alle Städte, die ihr Weg berührte, waren feſtlich geſchmückt; von allen Bürgerſchaften ward ſie jauchzend eingeholt; Gaſtmähler, Schauſpiele, Erleuchtungen und Ehrenpforten warteten ihrer überall; die ganze Reiſe von Inſpruck bis Rom war ein Triumphzug. In Rom ſelber hatte man die höchſte Pracht aufgeboten (21. Dec. 1655). Sie küßte dem Papſt Alexander VII. den Fuß, empfing ſeinen Segen und ſchrieb ſich ſeitdem nach ihm Chriſtina Alexandra. Sie bezog darauf den Farneſiſchen Palaſt, verſammelte bald einen Hof von Gelehrten und Künſtlern

*) Ranke, Päpſte, Bd. 3, S. 93.

um ſich her und vermehrte ihre Sammlungen von Büchern und Kunſtſchätzen, die ſie aus ihrem Vaterlande mitgebracht hatte. Aber lange that ihr auch das Leben in Rom nicht Genüge. Sie wollte Frankreich ſehen, und trat im Sommer 1656 die Reiſe dahin an, wiewohl unter ſo zerrütteten Vermögensumſtänden, daß ſie erſt ihre Juwelen verpfänden mußte, um das nöthige Geld herbeizuſchaffen. Ganz Paris war in geſpannter Erwartung, dies Wunder einer Frau zu ſehen. Mazarin ſorgte für einen prächtigen Einzug und eine ehrenvolle Aufnahme. Der damals erſt achtzehnjährige Ludwig XIV. wagte nur ſchüchtern ſich ihr vorſtellen zu laſſen. Indeß faßten die Damen des Hofes bald wieder Muth, da ſie die hohe Schulter, die kleine Geſtalt, den nachläſſigen Anzug und die ärmliche Begleitung der Königin ſahen. Sie fanden, daß ſie ſich zum Erſtaunen wenig Zwang anthue, über Alles frei urtheile, im Schauſpiele laut auflache, zuweilen gar in Geſellſchaft einen Schenkel über den andern ſchlage, und was der Todſünden in den Augen dieſes an die ſtrengſte Beobachtung äußerer Formen gewöhnten Hofes mehr waren. Doch that ſie Alles, um die Damen mit ſich auszuſöhnen, indem ſie ihnen mit der größten Höflichkeit entgegenkam, ihnen Schmeicheleien ſagte, und die Unterhaltung immer nach ihrem Ideenkreiſe herabſtimmte. Die Männer von Geiſt und Bildung bezauberte ſie durch den bewundernswürdigen Umfang ihres Wiſſens und durch die ungezwungene, lebendige und eindringende Art, mit der ſie von Allem zu ſprechen wußte. Nach einigen Monaten verließ ſie Paris und beſuchte auf der Rückreiſe nach Italien die berühmte Ninon, welche ihr ſehr wohl gefiel, auf deren Landſitze. Nach einem prächtigen Einzuge in Turin (17. Dec. 1656) reiſte ſie eine Zeit lang in Italien umher, hielt ſich aber nirgends lange auf. Im nächſten Herbſte wollte ſie zum zweiten Male nach Frankreich gehen. Mazarin fügte der nachgeſuchten Erlaubniß noch eine höfliche Einladung hinzu, und ſo kam ſie im October 1657 wieder in Fontainebleau an. Allein diesmal erregte ſie ſchon die erſte Aufmerkſamkeit nicht mehr, und eine willkürliche und grauſame Handlung, welche vierzehn Tage nach ihrer Ankunft auf ihren Befehl vollzogen wurde, erregte ſo viel Unwillen, daß man den Wunſch nach ihrer Entfernung deutlich blicken ließ. Es war Chriſtinen nämlich hinterbracht worden, daß ihr Stallmeiſter, Marcheſe Monaldeschi, der bisher hoch in ihrer Gunſt geſtanden, wichtige ihm anvertraute Geheimniſſe verrathen habe. In der Meinung, noch immer über das Leben ihrer Diener unumſchränkt gebieten zu können, ſprach ſie ſogleich

das Todesurtheil gegen den Treuloſen aus und ließ daſſelbe auf der Stelle in einem Zimmer des Schloſſes vollſtrecken. Nachdem ſie ſechs Monate in Frankreich verweilt, kehrte ſie im Frühjahr 1658 zum dritten Male nach Rom zurück, wo ihrer neue Unannehmlichkeiten warteten. Großer Mangel im Schwediſchen Schatze verurſachte eine üble Stockung in den Geldlieferungen, die ſie bis dahin ziemlich regelmäßig erhalten hatte. Sie mußte ſich in dieſer Noth an den Papſt wenden, der ihr jährlich zwölftauſend Scudi ausſetzte, eine Summe, welche zu gering war ihrem Mangel abzuhelfen, geſchweige denn ihrer Freigebigkeit zu genügen. Aber auch abgeſehen von ihrer Geldverlegenheit, fehlte es nicht an ſonſtigen Reibungen und mißlichen Vorfällen, welche ſie durch ihre Einmiſchung in die Intriguen des päpſtlichen Hofes und in die Streitigkeiten der Cardinäle herbeiführte. Im Februar 1660 erhielt ſie die Nachricht von ihres Vetters Karls X. Tode. Sie beſchloß darauf, nach Schweden zurückzureiſen, dem Vorgeben nach um ihre verwirrten Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, der Wahrheit nach aber um zu ſehen, ob ſie den übereilt verlaſſenen Thron nicht wieder beſteigen könne. Aber daran war nicht mehr zu denken. Vielmehr erregte ihr öffentliches Meſſehören in Schweden allgemeines Aergerniß, und da ſie zu ſtolz war um es einzuſtellen, wurde ſie durch einen Tumult des Pöbels gezwungen, die Kapelle, welche ſie in den ihr angewieſenen Zimmern des königlichen Schloſſes hatte einrichten laſſen, zu ſchließen und ihre Prieſter zurückzuſenden (23. December 1660). Sie ſelbſt ging hierauf im Mai 1661 nach Hamburg, blieb etwa ein Jahr daſelbſt, und kehrte dann abermals nach Rom zurück. Dort miſchte ſie ſich nun bald in Familienſachen, bald in Staatshändel, erwarb ſich aber nirgend Dank, und erfuhr nur allzu ſchmerzlich, wie wenig eine Königin ohne Macht bedeute. Da ihre Gelder immer noch nicht regelmäßiger einliefen, ſo begab ſie ſich 1666 zum zweiten Male nach Schweden, litt aber daſelbſt noch größere Kränkungen als das erſte Mal. Der Reichsrath beſchloß auf der Stelle, daß ihr der Aufenthalt nur unter der Bedingung zugeſtanden werden könne, daß ſie ſich ſowohl für ihre Perſon als ihre Umgebung der Uebung des katholiſchen Cultus enthielte, und ſchon in Norköping ward ihr angedeutet, entweder umzukehren oder ihre Geiſtlichen zurückzuſchicken. Sie wählte das erſtere, ſegelte, ohne Stockholm geſehen zu haben, nach Hamburg, und brachte ihre Geldgeſchäfte von dieſem Orte aus, wo ſie über ein Jahr blieb, glücklich in Ordnung.

Im October 1668 kehrte ſie darauf zum letzten Male nach Rom zurück, lebte daſelbſt noch ein und zwanzig Jahre, und ſtarb endlich am 19. April 1689, im drei und ſechzigſten Jahre ihres Alters. In der Peterskirche liegt ſie begraben. Ihre hinterlaſſene Selbſtbiographie ſo wie die Memoiren über ihre Regierung und ihre Muße, welche von ihrer eigenen Hand oder doch unter ihren Augen abgefaßt ſind, zeugen von großem Ernſt und Aufrichtigkeit gegen ſich ſelbſt und von dem freien und weiten Geſichtskreis ihres Geiſtes. Auch für die Italieniſche Literatur war ihr Umgang mit den Gelehrten und Schriftſtellern dieſes Landes nicht ohne Bedeutung, indem ſie ſich der überladenen, bedeutungsloſen und ſchwächlichen Manier, welcher dieſe ſeit längerer Zeit zu folgen gewohnt waren, mit Einſicht und Nachdruck widerſetzte.

8. Die Polniſche Republik.

Die förmliche Einführung der Königswahl und der Wahlcapitulationen nach dem Ausſterben des Jagelloniſchen Mannsſtamms (Th. VIII. S. 269) war nebſt der wachſenden Bedeutung der Landboten auf den Reichstagen, nicht geeignet die politiſche Entwickelung eines Landes zu fördern, deſſen auf Ackerbau und Grundbeſitz gegründetes Leben und abgeſonderte Lage das Gegengewicht eines betriebſamen und ſtarken Bürgerſtandes gegen das alleinige Anſehen der gutsherrlichen Geſchlechter, ebenſo wenig als die Abſtufung der Germaniſchen Ariſtokratie und den Einfluß einer ſelbſtändigen und gebildeten Geiſtlichkeit kannte. Die Bauern blieben in Druck, Schmutz und Armuth, der geringe Handel wurde von den benachbarten Deutſchen Städten und von Juden betrieben, die ſich ſchon früh in großer Menge in Polen niedergelaſſen hatten, und die Herrſchergewalt, aller nothwendigen Stützen und Hülfsmittel beraubt, erſtreckte ſich kaum über die Beſtätigung der vom Adel gefaßten Beſchlüſſe hinaus. Nach außen hin hatte Siegmunds III. Regierung (Th. VIII. S. 271) durch Siege und Eroberungen eine Zeit lang in glänzendem Lichte geſtrahlt, aber in ſeinen ſpäteren Jahren wandte ihm das Glück den Rücken. Ein Krieg gegen die Pforte, welchen eine ſtreitige Fürſtenwahl in der Moldau herbeiführte, endete im Jahre 1621 durch den Frieden von Chocim, welcher dieſe Stadt ſo wie das Recht die Moldauiſchen Fürſten zu ernennen den Türken überließ; in den folgenden Jahren wurde Livland nebſt einem Theile Preußens an

Schweden verloren (Thl. VIII. S. 337); nur gegen die Ruſſen hatte man Smolensk, Tſchernigow und Severien erobert und behauptet. Unter ſolchen Verhältniſſen ſtarb Siegmund nach einer Regierung von fünf und vierzig Jahren, ſechs Monate zuvor, ehe ſein Vetter Guſtav Adolf auf dem Lützener Schlachtfelde einen glorreichen Tod fand, und Wladislav, ſein älteſter Sohn, unter den Polniſchen Königen der vierte dieſes Namens, nach einem halbjährigen Interregnum durch die Stimmen des zahlreich verſammelten Adels auf den Thron erhoben, zeigte ſich des Vertrauens der Nation nicht unwürdig. Als der Ruſſiſche Zar Michael Feodorowitſch Romanow zur Wiedereroberung der ſeinem Reiche entriſſenen Provinzen einen Angriff auf Smolensk machte, ſchloß der herbeieilende Wladislav deſſen Heer ein, und zwang es zu capituliren, worauf der Friede von Wiasma (1634) allen weiteren Feindſeligkeiten ein Ende machte und den vorigen Beſitzſtand der Staaten von Neuem beſtätigte.

Größere Gefahren bereiteten die Koſaken der Republik. Seit dem funfzehnten Jahrhundert Schutzverwandte der Polen, deren Königen ſie mehr dem Namen als der That nach unterworfen waren, führte dieſes aus der Miſchung von Ruſſen, Polen und Tataren in den Grenzlanden erwachſene Volk auf eigene Hand einen beſtändigen Raubkrieg gegen das von der Pforte abhängige Tatarenreich der Krimm, ein Ueberbleibſel des Mongoliſchen Chanats von Kaptſchak, und gegen die Osmanen ſelbſt. Ebenſo raſch und kriegsluſtig zur See als zu Lande, ruderten ſie in kleinen Booten über das ſchwarze Meer, plünderten die Küſten von Kleinaſien und trugen Schrecken und Verwirrung bis in den Hafen von Conſtantinopel. Häufig forderten die Sultane Rechenſchaft und Entſchädigung für dieſe Einfälle am Polniſchen Hofe, und es hatte namentlich um dieſe Streitigkeiten zu beendigen, ſchon Sigismund III. den Verſuch gemacht die Koſaken in größere Abhängigkeit von Polen zu bringen. Unter Wladislavs Regierung beſchloß der im Jahre 1638 zu Warſchau verſammelte Reichstag, den Koſaken das Recht, ihre eigenen Fürſten oder Hetmans zu wählen, für immer zu entreißen und ihr Land durch Polniſche Commiſſarien verwalten zu laſſen. Die willkürliche und grauſame Art, mit welcher dieſe Beamten ihre Gewalt mißbrauchten, empörte die Koſaken ſo, daß ſich im Jahre 1648 ein allgemeiner Aufſtand erhob. An der Spitze der Inſurgenten ſtand Bogdan Chmielnizky, ein hoch angeſehener Mann bei ſeinen Landsleuten; der Chan der Tata-

ren verſprach ſeinen früheren Feinden Beiſtand und Hülfe, die Ruſſiſchen Landleute der neu erworbenen Provinzen, alle wegen abweichender religiöſer Meinungen Verfolgte waren bereit ſich ihnen anzuſchließen.

Um das Unglück der Republik zu vollenden, ſtarb Wladislav, der einzige, deſſen Einſicht den hereinbrechenden Gefahren einen Damm entgegenzuſetzen im Stande geweſen wäre, und ſein Tod bedrohte das Reich, außer der Noth des ungehemmten Bürgerkrieges, auch noch mit den Verwirrungen einer Königswahl. Zu den Wahltagen der Herrſcher verſammelten ſich unter dem Vorſitz der erſten Geiſtlichen des Reichs, des Erzbiſchofs von Gneſen, auf der Ebene von Wola, wo zuerſt Heinrich von Valois erhoben worden war, nicht wie zu den anderen Reichstagen die Landboten, ſondern ſo viele des Adels in Perſon, als ein Pferd aufzubringen und nach Warſchau zu reiten im Stande waren. Dieſe Hunderttauſende von bewaffneten und berittenen Wählern, deren jeder zur Erlangung der Krone berechtigt war, erhoben zuerſt ihre Stimmen zur Abſingung des Veni creator spiritus, dann ſtellten ſie ſich unter die Fahnen der Woiwoden, und die Wahlhandlung begann, indem die Stimmen der Woiwoden, von dem Geſchrei des um ſie verſammelten Adels ihrer Diſtricte genehmigt oder verworfen, dem Erzbiſchof überbracht wurden, der inmitten des Wahlfeldes von den Senatoren des Reichs umgeben, in einer offenen Halle thronte und zuletzt denjenigen, für welchen ſich die Vota vereinigt hatten, zum Könige ausrief. Aber trotz der nahenden Schaaren Bogdans, die bereits bis vor Zamosk gekommen waren, ſtritt der Adel fünf Wochen lang über den künftigen Herrſcher, bis die Bemühungen und das Gold der verwitweten Königin endlich die Verkündigung Johann Caſimirs, des jüngern Bruders Wladislavs, als Herrſcher von Polen bewerkſtelligten (20. Nov. 1648). Ohne bereite Mittel zum Widerſtande eröffnete Johann Caſimir auf der Stelle Unterhandlungen mit Bogdan, bei welchen ſich dieſer höchſt gemäßigt zeigte, als Jeremias Wisnowiezky an der Spitze eines Haufens unbändiger Edelleute, denen jeder Vertrag mit den Bauern verächtlich und entehrend dünkte, über das Lager der ſorgloſen Koſaken herfiel und unter den Unvorbereiteten ein gräßliches Blutbad anrichtete. Dieſe ebenſo eigenmächtig unternommene wie treulos vollführte That raubte alle Ausſicht auf Frieden. Aber die Entſcheidung der Waffen fiel ungünſtig für Polen. Auf der Ebene von Zborow begegnete Bogdan, verbunden mit dem

Tatarenchan Islam Gerai, an der Spitze von vierhunderttauſend Kriegern dem Könige Johann Caſimir und zwang den ſtolzen Adel nach einigen Gefechten, durch eine vollſtändige Umzingelung, um Frieden zu bitten, der den Koſaken ihre frühere Verfaſſung und den Tataren einen jährlichen Tribut zuſicherte. Verletzungen dieſes Vertrages von Seiten Polens brachten neue Aufſtände und Anträge zu Wege, bis Bogdan, um ſich den Ungerechtigkeiten der jetzigen Herrſchaft für immer zu entziehen, den Schutz des ſtammverwandten Ruſſiſchen Reiches, deſſen Religion zugleich auch die der Koſaken war, anzurufen beſchloß. Mit Freuden ging Alexei Michailowitſch auf das Verlangen der Koſaken ein; er verſprach, daß ſie nur von ihren Oberhäuptern und nach ihren eigenen Gebräuchen gerichtet werden, daß ſie niemals Tribut zahlen und ihre Hetmans ſtets ſelbſt wählen ſollten. Sechzigtauſend Koſaken ſollten in Regimenter eingetheilt werden und einen jährlichen Sold von drei Rubel erhalten (1654). Während der Polniſche Reichstag, in ſich uneiniger und zerriſſener als jemals, über die Mittel dem mächtigen Feinde zu widerſtehen widerſprechende Beſchlüſſe faßte, hatte der Zar bereits die Belagerung von Smolensk eröffnet und vollendet, ein zweites Ruſſiſches Heer drang in Litthauen ein, ein drittes beſetzte Kiew, den alten Herrſcherſitz der Nachkommen Ruriks, und die Lage der Republik wurde immer verzweifelter, als im folgenden Jahre ſich noch ein mächtiger Gegner zu ihren bisherigen Feinden geſellte.

Es war der neue König Karl Guſtav von Schweden. Kräftig, ruhmbegierig, kampfluſtig wie er war, beſchloß er gleich nach ſeiner Thronbeſteigung die Waffen, welche erſt vor ſechs Jahren niedergelegt worden waren, wieder aufzunehmen, um Schwedens Herrſchaft im Norden für immer zu befeſtigen und Guſtav Adolfs Plane der Unterwerfung der Oſtſeeküſten zu vollenden. Nachdem die nöthigen Vorbereitungen getroffen waren, welche bei der in Schweden herrſchenden Finanznoth manche Schwierigkeit fanden, rückte der Gouverneur von Schwediſch-Pommern, Feldmarſchall Arfrid Graf von Wittemberg, mit funfzehntauſend Mann in Großpolen ein. Die Unzufriedenheit vieler Edelleute mit dem König Johann Caſimir, dem ſie, trotz ſeiner Ohnmacht, trotz der Bedrängniſſe des Reichs, fortdauernd nach unumſchränkter Herrſchergewalt zu ſtreben vorwarfen, erleichterte ſeine Fortſchritte; die Palatinate von Poſen und Kaliſch ſtellten ſich unter Schwediſchen Schutz, und als Karl Guſtav ſelbſt mit einem zweiten

Heere angelangt war, floh Johann Caſimir von Warſchau, welches ſich dem Könige von Schweden am 30. Auguſt ergab, nach Krakau. Auch hierhin verfolgt, verließ er den Boden ſeines Reiches, um in Schleſien Schutz zu ſuchen. Krakau wagte ſo wenig als Warſchau Widerſtand, und zu derſelben Zeit unterwarfen ſich Maſovien und Pommerellen anderen Abtheilungen der Armee Karl Guſtavs. Polens Untergang ſchien gekommen zu ſeyn. Die Truppen, welche unter dem Fürſten Janus Radzivil Litthauen gegen die Ruſſen vertheidigen ſollten, hatten Grodno und Wilna verloren, und ſahen kein anderes Rettungsmittel als ſich einem ihrer Feinde in die Arme zu werfen; ſie zogen die Schweden den Ruſſen vor, und erkannten in einer am 31. Julius unterzeichneten Capitulation Karl Guſtav als Großherzog von Litthauen an. So beruhte die letzte Hoffnung der Polen auf dem Heere, welches Potozki und Alexander Koniecpolsky gegen die Koſaken ins Feld geführt hatten. Aber auch über dieſem waltete ein böſer Stern. Potozki mußte vor den Schaaren ſeiner Feinde bis Slodnigrodzk zurückweichen und fiel bei dieſem Ort geſchlagen ſelbſt in die Gewalt Bogdans (28. September), der bis Lublin vordrang. Vier Wochen darauf leiſteten auch Potozkis Truppen dem ſiegreichen Könige von Schweden den Eid der Treue.

So war Karl Guſtav durch einen einzigen Feldzug, ohne einmal bedeutenden Widerſtand gefunden zu haben, Herr von ganz Polen, und es ſtand nur in Frage, ob ſich das ſo ſchnell gewonnene auch mit derſelben Leichtigkeit behaupten laſſen werde. Statt ſich indeſſen mit der Sicherung des erworbenen zu beſchäftigen, dachte der König von Schweden vielmehr ſeine Eroberungen noch weiter auszudehnen. Den Vaſallen Polens, den Kurfürſten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, hatte er vergebens zu bewegen geſucht ſich mit ihm gegen Johann Caſimir zu vereinigen, da er die von jenem geforderte Souveränetät über das Herzogthum Preußen nicht zugeſtehen wollte. Während Karl Guſtav mit ſeinem Heere in Warſchau und Krakau verweilte, war Friedrich Wilhelm mit achttauſend Kriegern nach Königsberg geeilt, um hier einen nachdrücklichen Widerſtand vorzubereiten. Auch mit den Ständen des Polniſchen Preußens ſetzte er ſich zu dieſem Zweck in Verbindung; allein der Haß und die fortdauernden Zwiſtigkeiten, welche in dieſem Landestheile den Adel und die Städte trennten, ließen es hier um ſo weniger zu einem entſcheidenden Entſchluß kommen, als die proteſtantiſche Bürgerſchaft der bedeutendſten Orte wie Thorn und Elbing

im Geheimen die Sache der glaubensverwandten Schweden gegen ihren eifrig katholiſchen Herrſcher begünſtigten. Bei Karl Guſtavs Annäherung, der ſein Heer durch ſiebentauſend Polen verſtärkt hatte und die Waffen auch im Winter nicht ruhen laſſen wollte, öffnete Thorn am 25. November, Elbing am 10. December ihre Thore, und Friedrich Wilhelm wurde gezwungen ſich in die Mauern Königsbergs einzuſchließen. Unter dieſen Umſtänden zögerte der Kurfürſt nicht am 17. Januar 1656 in jener Stadt einen Vertrag zu unterzeichnen, in welchem er ſich fortan als Vaſallen Schwedens bekannte.

So ſchien jedes Hinderniß beſeitigt und Karl Guſtav nichts mehr übrig als ſich die Polniſche Krone aufs Haupt ſetzen zu laſſen, als plötzlich die Nachricht von einer neuen Bewaffnung der Polen gegen ihre Beſieger erſcholl. Nachdem der erſte Schrecken vorüber war, zerriſſen Scham und Betrübniß über den Untergang der Freiheit des Vaterlandes die Gemüther vieler edlen Polen, während andere durch die Betrachtung erregt wurden, daß unter dem neuen Könige alle Rechte des Adels zu Grunde gehen müßten. Allmählig kehrten Muth und Beſonnenheit zurück; Beſorgte und Zaudernde empörten die Verwüſtungen der Schwediſchen Schaaren, welche, unter den Gräueln des dreißigjährigen Krieges gebildet, keine andere Behandlung der Landbewohner als Gewalt und Grauſamkeit kannten, ſo ſehr Karl dieſen Ausſchweifungen auch zu ſteuern ſuchte; und die katholiſche Geiſtlichkeit, vor allen die Jeſuiten, ſeit langer Zeit mächtig und angeſehen in Polen, wandten alle Kräfte an, den aufglimmenden Haß gegen den ketzeriſchen König zur hellen Kriegsflamme zu entzünden. Auch die benachbarten Mächte ſahen mit Neid und Eiferſucht das Glück des Schwedenkönigs; Ferdinand III. zitterte in ſeiner Hofburg vor dem zweiten Guſtav Adolf und verſprach den Mißvergnügten im Geheim Hülfe und Unterſtützung; der Zar unterhandelte vorläufig über einen Waffenſtillſtand, der ihm den Beſitz ſeiner Eroberungen beſtätigte, und zeigte ſich bald auch nicht abgeneigt, ſeine Waffen gegen die Schweden zu richten; und der Tatarchan Mohammed Gerai, Bruder und Nachfolger des obengenannten Islam, verſprach den Polen Hülfe und Beiſtand. Von neuen Hoffnungen erfüllt kehrte Johann Caſimir auf den Boden ſeines Reiches zurück, um an die Spitze des aufgeſtandenen Adels zu treten, der bereits viele vereinzelte Schwediſche Abtheilungen und Beſatzungen überfallen und niedergemetzelt hatte. Zornmüthig und rachedurſtig brach Karl Guſtav aus Preußen auf, und das Erſcheinen

des Schwediſchen Heeres in Rawa, Lowicz und Radom ſchreckte die Empörer für den Augenblick zur Niederlegung der Waffen; aber im Rücken deſſelben erhoben ſie die kaum niedergelegten Waffen von Neuem, und ſo ſah ſich der König, nachdem er das Reich von Königsberg bis Jaroslav am Fuß der Karpathen durchzogen hatte, von allen Kriegsvorräthen und Lebensmitteln entblößt, genöthigt, einen gefahr- und verluſtvollen Rückzug nach Preußen anzutreten. Sein letzter Zug hatte ihm deutlich gezeigt, daß er nicht hoffen dürfe die weitgedehnten Landſtriche des Polniſchen Reiches durch ſeine verhältnißmäßig geringen Streitmittel in Gehorſam zu erhalten, und obgleich es unter dieſen Umſtänden offenbar am angemeſſenſten geweſen wäre einen vortheilhaften Frieden mit Johann Caſimir zu ſchließen, ließ des Königs Kriegsluſt ihn doch einen andern Plan vorziehen. Was er nicht allein behaupten konnte, wollte er mit Andern theilen; er bot dem Kurfürſten von Brandenburg Großpolen und den Königstitel, und dieſer, der wohl einſah, daß er, von mächtigen Nachbarn umgeben, nur durch rechtzeitigen Parteienwechſel und den Umſtänden gemäßen Anſchluß an den einen oder den andern Freiheit und Selbſtändigkeit erkämpfen könne, zauderte nicht dieſes Verſprechen anzunehmen. Litthauen und Klein-Polen wollte Karl Guſtav den Koſaken und dem Fürſten Ragoczy von Siebenbürgen, den er ebenfalls zur Unterſtützung aufrief, überlaſſen.

Sobald das Bündniß mit dem Kurfürſten am 15. Juni zu Marienburg unterzeichnet war, brachen beide Fürſten zum Entſatz Warſchaus auf, wo der König den Feldmarſchall Wittemberg zurückgelaſſen, der bereits ſeit ſechs Wochen heftig bedrängt wurde, aber ſich jetzt vergebens bis zur Ankunft des Königs zu vertheidigen ſuchte. Dennoch ſetzten die Schweden und Brandenburger ihren Marſch gegen Warſchau auf dem rechten Ufer der Weichſel fort. Vor Praga fanden ſie die Polen und deren tatariſche Hülfsvölker, den linken Flügel an die Weichſel, den rechten an einen kleinen Wald gelehnt, hinter aufgeworfenen Erdwerken, gegen ſechzigtauſend Mann ſtark, bereit ihnen den Eintritt in die Hauptſtadt ſtreitig zu machen. Obwohl um die Hälfte ſchwächer, da die vereinigte Armee nur aus vierzehntauſend Schweden und ſechszehntauſend Brandenburgern beſtand, beſchloß Karl Guſtav den Angriff, und es erfolgte eine dreitägige mörderiſche Schlacht (18—20. Juli 1656). Da man ſich gleich am erſten Tage überzeugte, daß der Feind in der Front wegen ſeiner Verſchanzungen und der Enge des Ter-

rains nicht zu überwältigen ſeyn würde, ward für den folgenden Tag verabredet ihn in der rechten Flanke zu umgehen. Der Kurfürſt, welcher den linken Schwediſchen Flügel befehligte und in dieſer Schlacht die erſten Proben ſeiner kriegeriſchen Einſicht ablegte, dehnte ſich demnach in dieſer Richtung weiter aus, brachte ſeine Artillerie auf einen wohlgelegenen Hügel und vertheidigte ſich mannhaft gegen die wüthenden Angriffe der Polen, bis der König mit dem Centrum und dem rechten Flügel, im Angeſicht und unter verſchiedenen Verſuchen des Feindes ſeine Bewegungen zu ſtören, treffenweiſe abmarſchirt war und ſich hinter den Brandenburgern herumgezogen hatte, ſo daß er ſelbſt nunmehr auf dem linken Flügel ſtand. Es war Mittag geworden, bis dieſe meiſterhafte Bewegung, vordem noch niemals unter dem Feuer des Feindes unternommen, ausgeführt worden war, als große Tatarenſchwärme, die vom rechten Polniſchen Flügel hinter mehreren Anhöhen im Bogen herumgeſprengt waren, gegen die linke Seite und den Rücken der Schweden unerwartet hervorbrachen. Mit ſchneller Beſonnenheit führte ihnen Karl Guſtav aus der Reſerve das Leibregiment des Kurfürſten von Brandenburg entgegen, und wagte ſich ſelbſt mit einigen Schwadronen ſo weit in die wilden Haufen, daß er ſich, von den Seinigen entfernt, plötzlich von ſieben Tataren angegriffen ſah. Nur der Rittmeiſter Trabenfeld war an ſeiner Seite. Zwei ſeiner Gegner tödtete der König mit ſeinen Piſtolen, einen dritten, der nach dem Zügel ſeines Pferdes griff, warf er durch einen kräftigen Hieb über den Kopf vom Roſſe, und eilte nun zur Rettung Trabenfelds, der, nachdem er ſich ebenfalls zweier Tataren entledigt hatte, im Begriff war den beiden übrigen zu unterliegen, welche aber nun beim Anblick des nahenden Königs die Flucht ergriffen. Die Kühnheit und Schnelligkeit Karl Guſtavs hatte ſo auch dieſe Gefahr entfernt, und der dritte Schlachttag endete mit der völligen Niederlage der Polen, welche theils über die Brücke von Praga, theils das rechte Weichſelufer hinauf ſo eilig flüchteten, daß Niemand an die Vertheidigung der Hauptſtadt dachte. Johann Caſimir, der mit ſeiner Gemahlin nicht aufgehört hatte durch Ermahnungen und Verſprechungen den Muth ſeiner Edelleute und Soldaten während des Treffens zu beleben, rettete ſich nach Lublin.

Die Folgen dieſes Sieges waren indeß dennoch weniger glänzend, als man erwarten konnte, da der Kurfürſt von Brandenburg die Schwediſche Macht nicht allzu hoch ſteigen laſſen wollte, um unter ihrer Laſt

nicht ſelbſt erdrückt zu werden, und deshalb ſeine Truppen in das Herzogthum zurückführte. Seine fernere Hülfe mußte Karl Guſtav durch einen neuen zu Labiau (20. Nov.) abgeſchloſſenen Tractat erkaufen, in welchem er der Lehnsherrſchaft über Preußen entſagte. Zu derſelben Zeit waren jedoch die Ruſſen in Livland eingebrochen und hatten die Belagerung von Riga unternommen, zu deſſen Entſatz Karl einen bedeutenden Theil ſeines Heeres abſenden mußte. Der König ſelbſt, nunmehr zu ſchwach, um im offenen Felde noch etwas auszuführen, beſchloß, die Blokade Danzigs, welche Schwediſcher Seits zur See und zu Lande ſchon ſeit Beginn des Krieges eröffnet war, durch die Eroberung der Stadt zu beendigen. Aber ſeine Anſtrengungen waren vergebens, da inzwiſchen nicht bloß Johann Caſimir Hülfstruppen geſchickt, ſondern auch die Holländer im Sommer der Stadt eine Flotte zur Unterſtützung geſendet und die Beſatzung um funfzehnhundert Mann verſtärkt hatten (vgl. o. S. 293). Im Frühjahr brach der König zum dritten Mal nach Polen auf, um von Ragoczys zahlreichen Schaaren unterſtützt allem fernern Widerſtand ein Ende zu machen. Bei Sandomir vereinigten ſich beide Heere, Brzeſc ward erobert, als die Nachricht von dem Einfall der Dänen in das Herzogthum Bremen Karl Guſtav auf einen neuen Schauplatz ruhmvoller Anſtrengungen rief. Die Thaten, welche er hier verrichtet, ſo wie ſein plötzlicher Tod ſind oben bereits erzählt worden.

Nach ſeinem Abzuge ſuchte Ragoczy, ohne an weitere Eroberungen zu denken, ſein Heil in ſchneller Flucht; die zurückgelaſſenen Schwediſchen Beſatzungen wurden nach und nach überwältigt; der Kurfürſt von Brandenburg, von dem Könige verlaſſen und von den Polen um ein Bündniß angegangen, verſprach dieſen gegen Zuſicherung der Souveränetät über Oſtpreußen im Welauer Vertrage von Neuem ſeine Mitwirkung, und wir haben ſchon geſehen, wie Polen, Brandenburger und Oeſterreicher gemeinſam den bedrängten Dänen zu Hülfe zogen (S. 509). Auch von einem andern bedeutenden Feinde, dem Koſakenhetman Bogdan Chmielnizky, wurde Polen in dieſem Jahre durch den Tod befreit, und ſein Sohn Georg Chmielnizky wurde nur von einem Theil der Koſaken als Oberhaupt anerkannt. Während er beim Zar Alexei Hülfe ſuchte, wandte ſich ſein Nebenbuhler Wikowski, den die dieſſeit des Dnepr wohnenden Stämme erhoben hatten, an Polen, und Johann Caſimir verſprach ihm im Vertrag zu Hadziacz vollſtändige religiöſe und politiſche Freiheit. Hierüber kam es zu einem neuen Kriege zwiſchen Rußland und Polen,

der erſt glücklicher für die letztere Macht ging nachdem ſie ihren Kampf mit Schweden durch den Frieden von Oliva (3. Mai 1660) beendet hatte, in welchem Johann Caſimir für ſich und ſeine Nachkommen allen Anſprüchen entſagte, die er als Abkömmling Guſtav Waſa's auf Schweden haben könnte, und Livland für immer dieſem Reiche überließ. Gegen Rußland währte der Krieg noch ſieben Jahre lang, bis ein zu Andruſſow auf dreizehn Jahre abgeſchloſſener Waffenſtillſtand das Land der Koſaken zwiſchen beiden Staaten ſo theilte, daß der Dnepr die Grenze machen ſollte. Auch Severien und Smolensk mußten zurückgegeben werden.

Aber wenn durch die Verträge zu Oliva und Andruſſow dem Polniſchen Reiche die Ruhe nach außen wiedergegeben wurde, ſo ſtieg dagegen die innere Zerwürfniß mit jedem Jahr höher. Es geſchah bereits im Jahre 1652, als der verſammelte Reichstag über die Mittel der Vertheidigung gegen Koſaken und Tataren berieth, daß der Landbote Sicginski aus Litthauen Widerſpruch gegen die gefaßten Beſchlüſſe erhob und großes Getümmel erregte, nachher aber der Nothwendigkeit dem Mehrtheile nachzugeben durch heimliche Flucht entwich. Sein Anhang ſtellte nun die Behauptung auf, daß hiernach die Faſſung eines einmüthigen Beſchluſſes nicht mehr Statt finden könne, und der Reichstag war ſchwach oder bethört genug dieſe Anſicht gelten zu laſſen. Dergeſtalt wurde durch eine einzige Gegenſtimme nicht nur das ganze Ergebniß der damaligen Berathungen geſprengt, ſondern auch ein Grundſatz anerkannt, der die Kraft der Geſammtheit der Willkür jedes einzelnen Abgeordneten Preis gab, welchem es einfiel, mit den Worten „Ich will nicht" Einſpruch gegen einen Beſchluß zu erheben und durch ſeine Entfernung den Reichstag zu zerreißen. Im Lauf der Zeit entwickelte das liberum veto, ſo hieß dieſes in der Geſchichte der Staatsverfaſſungen einzige Vorrecht, die ganze Maſſe ſeiner verderblichen Folgen. Von den Polen zugleich verwünſcht und vergöttert, wurden alle, die es ausübten, mit dem öffentlichen Abſcheu gebrandmarkt, aber das Recht es auszuüben galt für das Palladium der Freiheit. Bei der Krone ward eine ſtete Neigung daſſelbe anzutaſten vorausgeſetzt, und die Nation betrachtete dieſe eben deshalb mit fortdauerndem Mißtrauen. Jedermann fühlte, daß der König, welcher die Geſetze vollziehen und für die Erhaltung des öffentlichen Wohles ſorgen ſollte, mit einer Einrichtung nicht zufrieden ſeyn konnte, nach welcher, in einem ſtärkeren Maße als irgendwo anders, Parteigeiſt und Leidenſchaft

das Leben des Staats beherrſchen durften; aber Niemand wollte dazu beitragen, ſich ſeinen Antheil an der Staatsgewalt nehmen oder verkürzen zu laſſen. Wenn aber auch nicht ſogleich der ganze vernichtende Einfluß dieſes Staatsgrundſatzes, welcher vor allem andern Polens innere Auflöſung bewerkſtelligt hat, hervortrat, ſo hatte doch ſchon Johann Caſimir mit deſſen öfterer Anwendung zu kämpfen, und auch außerdem fehlte es nicht an Widerſetzlichkeit gegen ſeine ohnmächtige Gewalt, nicht an offenen Aufſtänden, die noch während des Ruſſiſchen Krieges zum Ausbruch kamen, ſo daß der König endlich ermüdet durch ein fortdauerndes machtloſes Ringen gegen übermüthige Unterthanen in einem Streite, dem ſeine geiſtigen Eigenſchaften überdies in keiner Weiſe gewachſen waren, die Krone niederzulegen beſchloß und ſich durch die Bitten der Magnaten nicht abhalten ließ, dieſen Vorſatz am 19. Auguſt 1668 auszuführen. Er begab ſich nach Frankreich, und ſtarb als Abt des Kloſters des heiligen Martin zu Nevers im Jahre 1672. Er war der letzte männliche Sproß des Hauſes Waſa, der letzte der Polniſchen Könige, in deſſen Adern das Blut Jagellos floß.

Vergebens hatte Johann Caſimir in den letzten Jahren ſeiner Herrſchaft die Senatoren und Landboten zur Erwählung eines Nachfolgers zu bewegen, vergebens hatte er ihnen zu zeigen verſucht, wie die veränderte Lage der Nachbarſtaaten auch andere Inſtitutionen im Innern des eigenen Reiches begründe. Als der Erzbiſchof von Gneſen den Wahltag auf den zwölften Mai 1669 ausſchrieb, traten der Zar Alexei für ſeinen Sohn, Pfalzgraf Philipp Wilhelm von Neuburg der mit einer Tochter König Siegmunds III. vermählt geweſen war, und Prinz Karl von Lothringen, der Neffe Herzog Karls IV., als Bewerber um die erledigte Krone auf. Die Anſprüche des zweiten unterſtützten Schweden und Brandenburg, für den letzten arbeiteten die Abgeſandten Kaiſer Leopolds. Sechs Wochen vergingen, ohne daß eine Vereinigung der Wähler Statt gefunden hätte; von den Streiten mit Worten kam es zu Gefechten mit den Waffen, mehr als einmal drohte das Wahlfeld zum Schlachtfelde zu werden, und nur die Anweſenheit des Kronfeldherrn, des tapfern Johann Sobieski, der vor kurzem mit zwölftauſend Kriegern von den Ufern des Dnepr, wo er einen neuen Aufſtand der Koſaken unterdrückt hatte, zurückgekehrt war, konnte die Verwandlung verſchiedener blutigen Auftritte in allgemeine Kämpfe verhindern. Endlich geſchah es, am Nachmittage des 19. Juni, als

ſich der Adel unter die Fahnen der Woiwoden geſtellt hatte, daß ein Edelmann aus der Woiwodſchaft Kaliſch den Namen Michael Thomas Wisnowiezky nannte. Wie durch eine Eingebung ertönte plötzlich von allen Seiten derſelbe Ruf, und das Jauchzen des Adels verkündigte, daß er einen Mann aus ſeiner Mitte nach freiem Willen und plötzlichem Entſchluß erhoben habe. Aber Wisnowiezky fehlten alle Eigenſchaften, deren ein Herrſcher über Polen bedurfte. Er ſelbſt vergoß Thränen und wollte die Krone nicht annehmen, ergab ſich aber doch endlich. Zum Glück hatte man ſeine Erhebung nicht allzu lange zu bereuen, denn er ſtarb ſchon nach einer vierjährigen Regierung (10. Nov. 1673), während im Innern die wildeſte Anarchie herrſchte, und von außen die Schaaren Mohammeds IV., welche zum Schutz des empörten Koſakenhäuptlings Doroszenko, der den Beiſtand der Pforte angerufen hatte, herbeigeeilt waren, ſeinem Reiche in einem einzigen Feldzuge ganz Podolien mit der wichtigen für unüberwindlich gehaltenen Feſtung Kaminiez entriſſen hatten (1672). Als der Tod des Königs erfolgte, ſtand Sobieski im Felde, den Türken ihre Eroberungen wieder abzunehmen. Bei Chocim griff er den Seraskier Huſſein an, der hier auf dem linken Ufer des Dnieſter mit ſechszigtauſend Mann ein wohlverſchanztes Lager bezogen hatte, während er ſelbſt kaum dreißigtauſend Krieger führte. Es war kalt und der Schnee fiel in dichten Flocken, als Sobieski zu Fuß den Säbel in der Hand ſeine Infanterie am Morgen des elften November gegen die Türkiſchen Wälle führte und nach einem dreiſtündigen Kampf das Osmaniſche Heer vernichtete. Der Feldherr eroberte mit eigener Hand die grüne Hauptfahne Huſſeins und der Seraskier hauchte unter den Streichen des Fürſten Michael Radziwil ſein Leben aus. Es war vor Allem der Ruhm dieſes Tages, nebſt der Erinnerung früherer Heldenthaten gegen Koſaken und Ruſſen, welche es bewirkten, daß am Tage der neuen Königswahl Johann Sobieski, nachdem man ſich lange über andere Bewerber geſtritten, ſcheinbar unvorbereitet, vom Woiwoden Stanislav Jablonowski genannt, zum Herrſcher des Reiches erhoben wurde (21. Mai 1674). Vom Wahlfelde eilte der neue König, der den Namen Johann III. annahm, zum Kampf gegen die Türken, welche der uns bereits bekannte Großvezir Achmed Köprili ins Feld geführt hatte, und ohne die Widerſetzlichkeit Litthauiſcher Großen, welche, von Michael Paz aufgeregt, auch Sobieski's Erhebung zu hindern verſucht hatten, würden ſeine Erfolge höchſt bedeutend geweſen ſeyn. Im folgenden Jahre mußte

wieder um Polens Daſeyn gefochten werden; Ibrahim Paſcha war mit einem Heere, welches wenigſtens hundert und funfzig tauſend Streiter zählte, bis unter die Mauern Lembergs vorgedrungen. Mit fünftauſend in der Eile zuſammengerafften Kriegern wagte der König den furchtbaren Kampf und warf die Türken trotz ihrer ungeheuern Uebermacht in wilde Flucht. Der nächſte Feldzug brachte neue Gefahren und neue Lorbeeren, Sobieski vernichtete an der Spitze einer kleinen Anzahl ſtreitluſtiger Kämpfer Wunder der Tapferkeit, aber trotz alles Muthes und aller Ausdauer wurde ſeine Lage höchſt bedenklich, als es dem neuen Seraskier Ibrahim Scheitan (vergl. S. 416) gelang, ihn in ſeinem befeſtigten Lager bei Zurawna am Dnieſter einzuſchließen. Es fehlte dem Könige an Lebensmitteln, die erwarteten Verſtärkungen, welche Michael Radzivil herbeiführen ſollte, blieben aus und ſeine Krieger dachten an Meuterei und Empörung, während die Osmanen, an zweihundert tauſend Mann ſtark, eine regelmäßige Belagerung des Polniſchen Lagers eröffneten und daſſelbe täglich aus neunzig ſchweren Geſchützen beſchoſſen. Endlich erregte die Tapferkeit der Vertheidigung und die Wuth des Angriffs nach zwanzigtägigem unabläſſigen Kämpfen auf beiden Seiten den Wunſch, ſo erfolgloſe Aufopferungen zu beenden, und auf dieſe Weiſe kam am 27. October 1676 ein Vertrag zu Stande, der bald darauf in einen definitiven Frieden verwandelt wurde, welcher die Feſtung Kaminiez in den Händen des Sultans ließ.

Nur ſechs Jahre ruhten die Waffen. Wiens Bedrängniß rief Sobieski zu neuen Thaten. Alle Machinationen Ludwigs XIV., der in Polen die bedeutendſten Verbindungen hatte, konnten die edle Geſinnung des Königs vom Streite wider den gemeinſamen Feind der Chriſtenheit nicht abhalten, und wir haben ſchon oben geſehen, wie er es vor allen Anderen war, der den Gewinn der Schlacht bei Wien entſchied und die Geſchlagenen am ſchnellſten und heftigſten verfolgte. In den folgenden Jahren kämpfte Sobieski den Deutſchen nicht mehr zur Seite, doch ſetzte er den Krieg fort, obwohl mit geringer Entſcheidung, da die Franzöſiſche Faction, überdies neidiſch auf das Anſehen des Königs, alle ſeine Schritte im Rath und im Kriege hemmte. Auch wurde er mehrmals durch Krankheit verhindert, perſönlich ins Feld zu ziehen, und es machte ſich dann fühlbar genug, daß der Schrecken ſeines Namens nicht vor den Polniſchen Fahnen herging. Der Friede, in welchen der zu Andruſſow mit Alexei Michailowitſch geſchloſſene Waffenſtillſtand im Jahre 1686 verwandelt wurde, koſtete

der Republik Smolensk und Kiew ſo wie die Herrſchaft über die Zaporogiſchen Koſaken, aber Sobieski hoffte ſich an der Türkiſchen Grenze für dieſe Verluſte zu entſchädigen, da ihm die Ruſſen zu dieſem Zwecke Unterſtützung zuſagten und dem großen Bündniß Oeſterreichs, Venedigs und Polens gegen die Pforte beitraten. Allein der Reichstag bewilligte nur unbedeutende Beiträge an Geld und Mannſchaft, die erwartete Ruſſiſche Hülfe blieb aus, Sobieski ſah ſich in den öden Steppen Beſſarabiens nur von ſeinen eigenen meuteriſchen Kriegern umgeben und mußte, nachdem er vergeblich bis nach Jaſſy vorgedrungen war, einen verluſtvollen Rückzug antreten (1687). Auch die nächſten Kriegsjahre zeigen keine Erfolge, welche des Siegers von Chocsim, Lemberg und Wien würdig geweſen wären, indeß erleichterte Polens Antheil den Kaiſerlichen doch ihre Fortſchritte in Ungern, da ſie ſtets einen Theil der Türkiſchen Streitkräfte beſchäftigten, und namentlich die Tataren verhinderten, Ungern zu überſchwemmen.

Im Innern ſeines Reiches bemühte ſich Sobieski mit größerem Nachdruck, aber eben ſo ſchlechtem Erfolg als frühere Regenten, die Grundlagen eines geordneten Staatslebens herzuſtellen. Die Bildung einer ſtehenden Armee mit einer regelmäßigen Beſoldung war ſein erſtes Augenmerk, ſein zweites Erhöhung und Erweiterung des Handels; aber wenn er durch mühſelige, unabſehbar lange Verhandlungen und unermüdliche Anſtrengungen einen Reichstag zu den unerläßlichſten Bewilligungen gebracht hatte, beeilte ſich der nächſte alle Zugeſtändniſſe zu widerrufen. Eben ſo ſcheiterten ſeine Bemühungen, ſeinem älteſten Sohn vor ſeinem Tode die Krone zuſichern zu laſſen, ja in den letzten Jahren ſeiner Regierung trat kein Reichstag mehr zuſammen, der nicht durch das Veto eines Landboten auseinander geſprengt worden wäre. Denn einer Seits erblickte der ſtörrige Adel in jeder kräftigen Handlung des Königs eine Beeinträchtigung ſeiner Rechte, anderer Seits beharrten die Lithauiſchen Großen, vor allen die Paz und die Sapieha, in der Oppoſition, die ſie ſchon gegen die Erhebung Sobieskis gezeigt hatten, und was unter dieſen Umſtänden noch etwa hätte erreicht werden können, ſtörten die geheimen Umtriebe der Franzöſiſchen Geſandten, ſeitdem ſich der König mit Leopold verbunden. Indeß ſcheuten auch die Oeſterreichiſchen Emiſſäre keine Mühe, den Samen der Uneinigkeit zu ſtreuen und zu nähren, um Polen in dem Zuſtande ohnmächtiger Zerriſſenheit feſtzuhalten, in dem es ſich bereits befand, und es konnte ihnen bei der damaligen Lage der Dinge nicht ſchwer

fallen, das Veto irgend eines Edelmannes zu erkaufen, um die wohlthätigſten Beſchlüſſe zu vernichten. So mußte ſich Sobieski, bei dem beſten Willen und der edelſten Geſinnung, auf ſeinem Throne unglücklich fühlen. Daſſelbe Unglück folgte ihm aus der Reichsverſammlung in ſein Haus. Seine Gattin, Maria Caſimira d'Arquien, die nebſt vielen andern Franzöſinnen mit der Gattin Wladislavs IV., Maria von Nevers und Mantua aus dem Hauſe Gonzaga, nach Polen gekommen war, erwiederte die zärtliche Neigung des Königs nur durch das Beſtreben ihn zu beherrſchen. Durch Ränkeſucht, Eigenwillen und Intriguen trübte ſie die ohnehin ſchweren Stunden ihres Gemahls und entfremdete dieſem nicht nur durch Stolz und Anmaßung viele Herzen der edelſten Polen, ſondern ſtand ſogar ſelbſt an der Spitze der Franzöſiſchen Partei, die ſie vor der Schlacht bei Wien nur einen Augenblick verlaſſen hatte, und welche alle Schritte Sobieskis zu hemmen ſuchte, ihn im Kriege ohne Hülfsmittel ließ und Meutereien im Schooße ſeines Heeres gegen ihn hervorrief. Auch die früh ausgebrochene Eiferſucht ihrer beiden ältern Söhne nährte Maria Caſimira durch Begünſtigung des zweiten, und der Anblick dieſer Uneinigkeit vermehrte die Trauer des Königs in ſeinen letzten Jahren um ſo mehr, als ihn das Reich gegen die Türken, die er gern ganz aus Europa verjagt hätte, ſo wenig unterſtützte, daß gar kein Feldzug unternommen werden konnte. Sobieski erlebte das Ende dieſes Krieges und den Frieden zu Carlowitz nicht mehr (o. S. 422), welcher gegen Abtretung anderweitiger Eroberungen der Republik die Feſtung Kaminiez zurückgab. Er war ſchon drei Jahr zuvor, am 27. Junius 1696, in Villamov geſtorben, nachdem er durch ſeine Regierung deutlich gezeigt, daß auf dem verfaſſungsmäßigen Wege, auf welchem er es verſucht hatte, der anarchiſchen Republik der Geiſt eines neuen zugleich in Freiheit und Geſetz geordneten Lebens nicht eingehaucht werden könne, und dieſe ohne die Einimpfung neuer Staatsformen durch die gewaltſame Hand eines mächtigen Herrſchers bei der ſchnellen Erſtarkung der Nachbarſtaaten dem ſchmählichſten Untergange unrettbar entgegen eile.

4. Schweden unter Karl XI.

Die Stände des Schwediſchen Reiches waren zu Gothenburg verſammelt und hatten ihrem kriegeriſchen Herrſcher Karl Guſtav ſo eben neue Unterſtützung an Geld und Truppen zur Vernichtung Dänemarks zugeſagt, als derſelbe mitten unter Entwürfen zu dem bevorſtehenden Feldzug von einem plötzlichen Tode ereilt ward. Seine Witwe, Hedwig Eleonore von Holſtein, unterſtützt von den fünf großen Würdenträgern des Reichs, übernahm die Regentſchaft für ihren erſt vierjährigen Knaben Karl XI. und ließ es ihr erſtes Geſchäft ſeyn, die Feindſeligkeiten mit Dänemark und Polen durch die Friedensſchlüſſe zu Kopenhagen und Oliva zu enden, denen ein Jahr ſpäter auch ein Vertrag mit Rußland folgte, welcher zu Kardis abgeſchloſſen wurde (21. Juni 1661) und Alles auf den früheren Zuſtand zurückführte. Die auswärtige Politik Schwedens blieb ſeitdem, wie dies bereits vom Beginn des ſiebzehnten Jahrhunderts der Fall geweſen war, an das Intereſſe Frankreichs geknüpft, wofür Ludwig XIV. jährliche Subſidien zahlte. Nur einmal und zwar im Jahre 1668 gelang es der antifranzöſiſchen Partei in dieſen freundſchaftlichen Verhältniſſen eine Aenderung hervorzubringen, und Schwedens Anſchluß an die Tripelallianz zu bewirken, die indeß ohne weitere Folgen blieb. Ludwig wußte durch Beſtechungen und erhöhte Jahrgelder die frühere Verbindung bald wiederherzuſtellen, und wir wiſſen bereits, wie nachtheilige Ereigniſſe der Krieg hervorrief, in welchen Schweden dadurch mit Brandenburg, Dänemark und Holland verwickelt wurde (S. 310 flgd.). Trotz dem bewahrte Frankreichs Beiſtand ſeinen Bundesgenoſſen vor allen Einbußen beim Friedensſchluß mit ſeinen verſchiedenen Gegnern (o. S. 320).

Der junge König hatte indeß im Laufe dieſes Krieges erkannt, daß nur ein friedliches Regiment die langen Leiden und die Erſchöpfung ſeines Reiches beendigen und heilen könnte, und obwohl er während des Kampfes Proben eines nicht unbedeutenden militäriſchen Talents gezeigt hatte, war er doch entſchloſſen, die erlittenen Unfälle und die Schmälerung des Schwediſchen Kriegsruhms eher ungerächt zu laſſen, als das Schwert ohne die dringendſte Urſache von Neuem zu ziehen. Seitdem wandte er ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf das Innere des Staats. Die Minderjährigkeit des Königs hatte der Adel in derſelben Art als früherhin die Chriſtinens benutzt ſeine ohnehin ſchon ſo bedeutenden Rechte (o. S. 517) noch weiter auszudehnen, und was der

Krone nach so vielen Kriegen und Aufopferungen von Domänen noch übrig war, an sich zu bringen. Dazu kam, daß die Mitglieder der höchsten Adelsklassen, wenn sie sich auch im Rath und Felde tüchtiger zeigten, als die Dänischen Aristokraten vor ihrem Sturze durch das Volk und den König, doch von Habsucht nicht frei, und fremder Bestechung leicht zugänglich waren. Diesen Misbräuchen so wie dem überwiegenden Einfluß des Adels ein Ende zu machen, berief der König im Juli 1681 die Stände seines Reiches und fand bei der Geistlichkeit, den Bürgern und Bauern alle Unterstützung für seine Entwürfe, die er wünschen konnte. Zunächst wurde eine Commission zur Untersuchung der Amtsführung der Regentschaftsräthe ernannt, welche diese der Erpressung und Verschwendung schuldig erklärte und zum Schadenersatz verdammte, worauf der Reichstag im folgenden Jahre feierlich anerkannte, daß die gesetzgebende Gewalt in ihrem ganzen Umfange ohne Mitwirkung der Stände beim Könige sey. Einige Zeit nachher erfolgte die Einziehung der seit mehr als hundert Jahren vom Adel usurpirten oder von der Krone veräußerten Domänen, weil die Könige angeblich gar kein Recht gehabt hätten dieselben zu verleihen, oder doch nur auf ihre Lebenszeit. Die bedeutendsten Güter, zehn Grafschaften und siebzig Baronien wurden confiscirt. Durch diese Vermehrung seiner Einkünfte und durch die Verbesserung des ganzen Finanzwesens sah sich Karl bald im Stande, die aufgehäuften Schulden abzuzahlen, Manufacturen und Handel zu unterstützen, die im letzten Kriege vernichtete Flotte neu zu schaffen und das Heer umzubilden. Die stehenden Truppen wurden in Deutsche Länder und die übrigen Ostseeprovinzen verlegt, während für die Vertheidigung des Hauptlandes selbst eine Miliz geschaffen ward, deren Soldaten und Officiere Landgüter zu ihrem Unterhalt erhielten. Mit dem Ruhm eines thätigen, arbeitsamen und nüchternen Regenten starb Karl XI. am 16 October 1697 und hinterließ das Reich in dem blühendsten Zustande.

5. Das Russische Reich.

Das Gegenbild der politischen Entwickelung Polens bietet die Geschichte seines Nachbarreiches, Rußlands, unter dem neuen Herrscherhause der Romanow's im siebzehnten Jahrhundert dar. Michael Feodorowitsch (1613—1645), der die Reihe dieser Regenten eröffnet, gewann die

Herzen der Unterthanen durch Klugheit und Sanftmuth, und befeſtigte dadurch ſeinen Thron in dem Grade, daß ſein Sohn Alexei Michailowitſch (1645 — 1676), der ihm, obwohl erſt funfzehn Jahre alt, folgte, ſchon auf Ausdehnung und Erweiterung des Reiches denken, die Unterwerfung der Koſaken annehmen, und den Polen einen Theil ihrer Eroberungen wieder entreißen konnte (o. S. 536). Von ſeiner erſten Gemahlin Maria Miloslawska hinterließ er zwei Söhne, Feodor und Iwan, ſo wie eine Tochter Sophia; einer zweiten Ehe mit Natalia Narſchkin verdankte ein jüngerer Sohn Namens Peter (geb. 10. Juni 1672) ſeinen Urſprung. Der Thronfolger Feodor, ebenfalls erſt ein neunzehnjähriger Jüngling, führte die Zügel der Herrſchaft nur kurze Zeit, jedoch nicht ohne dieſe durch denkwürdige Thaten zu bezeichnen. Die den Thron umgebende und beſchränkende Ariſtokratie war durch ſeines Vaters und Großvaters kraftvolle Regierung bereits ſo geſchwächt, daß er einen kühnen Schritt zur Zertrümmerung derſelben wagte, indem er auf einer großen Reichsverſammlung die ſogenannten Rosrádbücher, in welchen alle Urkunden und Privilegien des hohen Adels verzeichnet waren, öffentlich ins Feuer werfen ließ, und erklärte, daß alle Aemter und Befehlshaberſtellen nicht nach Geburt, ſondern nach Verdienſt beſetzt werden ſollten. Außerdem iſt zu erwähnen, daß die Ruſſen unter Feodors Herrſchaft zum erſten Mal mit den Osmanen in Krieg geriethen, indem ſich der oben genannte Dorozenko nach dem Frieden, welcher 1676 zwiſchen den Polen und der Pforte abgeſchloſſen wurde (o. S. 539), dem Zar in die Arme warf. Die Türken waren in zwei Feldzügen unglücklich (1677 u. 1678), worauf der Großvezir Kara Muſtapha, der gegen Oeſterreich leichtere Lorbeeren zu erkämpfen hoffte, einen Waffenſtillſtand einging, in welchem die Pforte der Herrſchaft über Dorozenkos Koſakenſtämme entſagte. Feodor ſtarb am 27. April 1682, um einem Größern Platz zu machen.

Dem hergebrachten Erbrecht nach gebührte die Krone dem älteren Bruder Iwan, allein dieſer war ſo ſchwachen Geiſtes, daß die Großen, welche ſich gleich nach Feodors Tode zu Moskau verſammelten, Peter zum Thronerben beſtellten. Ueber dieſe Verordnung brach aber ein fürchterlicher Aufruhr aus, deſſen Seele die Prinzeſſin Sophia, Iwans ältere Schweſter, war. Dieſe, ein Weib von hoher Schönheit und vielem Verſtande, aber von unbezähmbarer Herrſchſucht beſeelt, war ſchon immer mit ihres Vaters zweiter Ehe unzufrieden geweſen, durch welche die Familie Narſchkin das Uebergewicht über ihre mütterlichen

Verwandten, die Miloslawski, bekommen hatte. Wurde nun ihr Stiefbruder Zar, ſo war es nicht minder um ihr eigenes Anſehen als um das ihrer Angehörigen geſchehen. Leicht gelang es ihr die Strelitzen zum Aufſtand zu bewegen. Dieſe erklärten alsbald, daß ſie eine Wahl nicht billigten, bei der die Bojaren ihre Willensmeinung nicht eingeholt, umzingelten den Kreml, und hieben Iwan Nariſchkin, den Bruder der verwitweten Zarin, nebſt anderen Gliedern dieſes Hauſes, in Stücke (15. Mai 1682). Darauf riefen ſie nach Sophiens Wünſchen den Prinzen Iwan zum Herrſcher aus. Aber der gutmüthige Knabe trat ſelbſt hervor, zur großen Verwunderung ſeiner Schweſter, und bat, man möchte ihm doch auch ſeinen Bruder Peter zum Mitregenten laſſen. Sogleich erſchallte der Ruf: „Gott erhalte auch den Zarewitſch Peter!“ und im Junius wurden Iwan und Peter als künftige Zaren gemeinſchaftlich gekrönt. Die Regentſchaft aber führte während ihrer Minderjährigkeit die Zarewna Sophie, in Verbindung mit ihrem Günſtling, dem Fürſten Waſilei Galitzin, dem ſie, wie man glaubt, ihre Hand und dereinſt den Thron von Rußland zugedacht hatte, wenn der ſchwache und kränkliche Iwan ſterben würde. Bald aber hätte ſie gleich im Anfang ihrer Herrſchaft durch die Kräfte, welche ſie ſelbſt entfeſſelt, den Untergang gefunden. Die Strelitzen, welche ſich von der Regentin nicht hinreichend belohnt glaubten, zeigten ſo meuteriſche Geſinnungen, in denen ſie von einigen ihrer Befehlshaber, namentlich den beiden Fürſten Chowanski, beſtärkt wurden, daß der Hof aus Moskau entwich und ſich nach dem einige Meilen von der Hauptſtadt entfernten Kloſter Trozkoi zurückzog. Es gelang auch die Chowanski hierher zu locken, aber kaum waren ſie erſchienen, als ſie mit ſieben und dreißig Strelitzen ihrer Begleitung ermordet wurden. Das Blut der Führer zu rächen griffen die Strelitzen ſämmtlich zu den Waffen und drangen in das Kloſter. Der Hof war einen Augenblick in der größten Gefahr, und es wird erzählt, daß ein frecher Kriegsmann den jungen Peter bereits am Altare, wohin ſeine Mutter mit ihm geflüchtet war, ereilt und das Meſſer gegen ihn gezückt habe, als er von einem ſeiner Geſellen mit den Worten zurückgehalten wurde: „Nicht hier am Altar, Bruder! Er wird uns nicht entwiſchen.“ Gewiß iſt, daß die Erſcheinung des aufgebotenen Adels der Umgegend das Vorhaben der Strelitzen vereitelte. Entmuthigt durch das Mißlingen ihres Verſuchs legten die Aufrührer die Waffen nieder, und unterwarfen ſich demüthig dem Hofe

der ſich diesmal mit der Beſtrafung der Hauptſchuldigen, dreißig an der Zahl, begnügte.

Indeß wuchs Peter unter der Leitung ſeiner Mutter zum Jüngling heran. Das Dorf Preobraſchenskoe bei Moskau, wo bereits ſein Vater Alexei einen Landſitz erbaut hatte, zog ihn durch ſeine angenehme und geſunde Lage an; hier lebte er unter einem Schwarme junger Ruſſen aus den erſten Familien des Landes in ungebundener Fröhlichkeit. Aber aus dieſem Jugendtreiben leuchtete ein edlerer Schimmer hervor, den Sophie vielleicht zu ſpät bemerkte; der Prinz zeigte eine Wißbegier und ein ſo raſtloſes Streben, wie nur die kräftigſten Geiſter ſie je im Buſen getragen haben. Glücklicher Weiſe fand ſich unter ſeiner Umgebung ein Genfer, Namens Lefort, der eine Zeitlang in Franzöſiſchen und dann in Holländiſchen Kriegsdienſten geweſen, und mit der Däniſchen Geſandtſchaft nach Moskau gekommen war. Dieſer Mann beſaß eine einnehmende Geſtalt, richtigen Blick und mancherlei Kenntniſſe. Der Zar wurde nicht müde ihm zuzuhören, wenn er von der Lebensart gebildeter Völker, von ihren bürgerlichen und häuslichen Einrichtungen, vom Heer- und Seedienſt, von ihrem Handel und ihren Künſten erzählte. Da ſchwoll ihm die jugendliche Bruſt voll inniger Sehnſucht auch ſein Vaterland einſt zu ſolcher Bildung und Cultur empor zu führen. Eifrig lernte er von Lefort, obgleich nur unvollkommen, die Holländiſche und Deutſche Sprache, und ließ ſich in der Handhabung der Waffen auf ausländiſche Weiſe unterrichten. Bald darauf exercirte Lefort auch etwa funfzig Spielgefährten (Poteſchnie) des Zaren ein und bildete aus ihnen eine kleine Compagnie, in welcher Peter von unten auf (nach einer allgemeinen Sage zuerſt als Trommler) diente. Es wurde aber dieſes vermeintliche Spiel bald zu etwas ſehr Ernſtem, und die Poteſchnie waren es, durch deren Hülfe Peter ſpäterhin den Strelitzen furchtbar wurde, denn da der Ruf dieſer kriegeriſchen Uebungen das Reich durchdrang, wuchs die Menge der Jünglinge von Tage zu Tage; die Söhne der edelſten Geſchlechter ſtrömten nach Preobraſchenskoe, um zunächſt Mitgeſpielen, ſpäter Mitkämpfer ihres Zaren zu werden. Bald ward der Raum zu enge, man mußte eine Abtheilung in das nahe Dorf Semenowsky verlegen, und die beiden Dörfer gaben zweien Compagnien der Poteſchnie den Namen*).

*) So wie ſpäterhin (als die Benennung Poteſchnie ſchon aufgehört hatte) zweien Garderegimentern, die ihn noch gegenwärtig führen.

Je mehr ſich unter ſolchen Beſchäftigungen Peters raſcher Geiſt entfaltete, deſto verhaßter mußte der Zwang ihm werden, in welchem ſeine Schweſter Sophie ihn noch fortwährend zu erhalten ſuchte, obſchon es auch ihm nicht verborgen ſeyn konnte, daß ſie die Regierungsgeſchäfte mit Kraft und Einſicht leite. Er widerſprach ihr im großen Rathe der Bojaren und Richter mehrmals mit vielem Nachdruck, und im Julius 1689 kam es zum öffentlichen Bruche, bei Gelegenheit eines Umgangs, wo er Sophien nicht geſtatten wollte als Regentin und Herrſcherin zu erſcheinen. Da er nicht durchdrang, begab er ſich eiligſt nach Preobraſchenskoe. Wahrſcheinlich that er dieſe letzten Schritte bereits in Uebereinſtimmung mit ſeinen Anhängern, um Sophiens Sturz herbeizuführen; aber auch dieſe war nicht unthätig, es hieß, daß ſie damit umgehe, die Strelitzen zu Peters Ermordung aufzureizen. Schon entſchloſſen berief der letztere, von den Poteſchnie umgeben, die Bojaren in das Trozkoikloſter, und beklagte ſich über die Verfolgungen ſeiner Schweſter. Viele Mitglieder der edelſten Geſchlechter erklärten ſich für den Zaren; ſämmtliche Ausländer, deren ſchon ſeit den Zeiten Alexei's mehrere in der Armee dienten, fanden ſich ſeinem Rufe gehorſam bei ihm ein, und in wenig Tagen hatte er ein kleines Heer um ſich verſammelt. Zweifelhaft und unſchlüſſig, auch den Strelitzen nicht ganz vertrauend, zögerte Sophie mit Waffengewalt ihrem Bruder entgegenzugehen, und während der angeknüpften Unterhandlungen wuchs die Zahl der Anhänger Peters in ſolchem Grade, daß ſie in die Auslieferung der angeblichen Mörder Peters willigen mußte. Mehrere wurden gerädert, andere geköpft, andere geknutet, andere mit ausgeſchnittenen Zungen nach Sibirien geſchickt. Sophiens Liebling, der Fürſt Galitzin, verlor ſeine Güter, und wurde mit drei Kopeken (9 Pfen.) täglichen Koſtgeldes nach Puſtoſero, einem kleinen Flecken nah am Eismeere, verwieſen, endlich Sophie ſelbſt in ein Nonnenkloſter zu Moskau geſperrt und ſtreng bewacht. So war Peter Alleinherrſcher, obwohl ſein Bruder Iwan noch bis zum Jahr 1696, wo ihn der Tod ereilte, den Zarentitel führte, ohne indeß eine Autorität auszuüben.

Es war jetzt Peters nächſte Sorge, ſich ein Heer nach Europäiſcher Weiſe zu bilden, wozu in den Poteſchnie der erſte noch unſcheinbare Grund gelegt worden war; die Bildung einer Seemacht ſollte folgen. Da es ſchon lange ſein Wunſch war ein Engliſches oder Holländiſches Schiff zu ſehen, unternahm er zu dieſem Zwecke eine

Reiſe nach Archangel, freute ſich des herrlichen Anblicks, betrachtete, unterſuchte Alles, half ſelbſt an einer Schaluppe arbeiten und übte ſich im Zeichnen der einzelnen Theile. Er ſah wohl ein, daß es ohne den Beſitz von Küſtenländern, die eine leichte Verbindung zur See gewährten, unmöglich ſeyn würde, Bildung, Handel und Gewerbfleiß in Rußland zu wecken und zu beleben, und daß die einzige Küſte, die damals in ſeinem Beſitz war, die am weißen Meere, zu dieſem Zwecke völlig ungenügend ſey. Daher richtete er ſeine Blicke auf die Oſtſee und das ſchwarze Meer, und zwar zuerſt auf das letztere, wozu ihm ein ſchon von Sophie in Folge des oben erwähnten Polniſchen Vertrages unternommener Türkenkrieg Veranlaſſung gab. Aber vergebens waren die Ruſſiſchen Heere zweimal (1687 und 1688) gegen Perekop in der Krimm ausgezogen, jedes Mal hatte man unverrichteter Dinge und mit Verluſt zurückkehren müſſen. Petern ſchien es wichtiger, ſich in Beſitz des wichtigen Aſow, welches die Mündung des Don beherrſcht, zu ſetzen. Doch wenn gleich die Osmanen zu gleicher Zeit in Ungern, in der Moldau, im Peloponnes und im Archipel beſchäftigt waren, wenn gleich Peter ſeine nach weſteuropäiſcher Weiſe exercirten Soldaten bereits bis auf 12,000 Mann vermehrt und außerdem noch hunderttauſend Krieger herbeigeführt hatte, behauptete ſich die Türkiſche Beſatzung in der Stadt (1695). Um das Unternehmen im nächſten Jahre mit größerem Erfolge wiederholen zu können, wandte ſich Peter an den Kaiſer, den Kurfürſten von Brandenburg und die Generalſtaaten um belagerungskundige Officiere. Auch zögerten dieſe Mächte nicht gegen dreißig Artilleriſten und Ingenieurs abzuſenden, mit deren Hülfe denn die Eroberung der Stadt im folgenden Jahre (18. Juli 1696) gelang. Im Beſitz dieſes Schlüſſels zum ſchwarzen Meere, eilte er nun die Culturſtaaten Europas mit eigenen Augen zu ſehen. Die Zurüſtungen zu dieſer Reiſe erregten den Unwillen der Strelitzen, denen die fremden Officiere längſt verhaßt geweſen waren, und die von dieſer Reiſe eine völlige Umſchaffung des Kriegsweſens mit Recht fürchteten, in hohem Grade; und dieſe Unzufriedenheit, verbunden mit der bereits hervortretenden Mißſtimmung vieler Ruſſiſchen Großen gegen die Neuerungen des Zaren, veranlaßte eine Verſchwörung wider Peters Leben. Der Plan war, in der Nacht des 2. Februar 1697 Feuer anzulegen, in dem dabei entſtehenden Gedränge den Zaren, der bei ſolchen Gelegenheiten immer ſelbſt Hand anlegte, umzubringen, dann die Zarewna Sophie aus dem Kloſter zu holen und

ſie auf den Thron zu ſetzen. Einige Stunden vorher ſollte ſich die Rotte bei einem der Rädelsführer, dem Staatsrath Sokownin, verſammeln, und dort bis Mitternacht beiſammen bleiben. Schon war der verhängnißvolle Tag gekommen, da entdeckten zwei reuige Officiere der Strelitzen dem Zaren den Anſchlag. Dieſer ließ ſie verhaften, und befahl dem Gardehauptmann Trubetzkoi, in der Nacht um elf Uhr in größter Stille mit ſeiner Compagnie das Haus des Sokownin zu umzingeln. Weil er aber nachher in der Verwirrung glaubte, er habe den Hauptmann um zehn Uhr beſtellt, ſo fuhr er in Begleitung eines einzigen Dieners ſchon nach zehn Uhr ſelbſt hin. Da er Niemand vor dem Hauſe fand, ſo vermuthete er, die Wache werde bereits drinnen ſeyn. Aber wie erſtaunte er, als er beim Eintritt Niemand als die Verſchwornen erblickte. Dieſe, nicht minder erſchrocken, fuhren raſch auf; er aber faßte ſich ſchnell, grüßte freundlich, und ſagte, er ſey eben hier vorbeigekommen, und weil er aus dem hellen Lichte eine luſtige Geſellſchaft vermuthet, ſo habe er, zum Schlafengehen noch zu munter, erſt ein Gläschen mit ihnen trinken wollen. Dieſe Anrede benahm den Verwirrten alle Furcht, ſie tranken ſeine Geſundheit, und er, mitten unter ihnen ſitzend, that ihnen nach ſeiner Weiſe tapfer Beſcheid. Bald darauf ſagte einer der Verſchwornen halb laut zu Sokownin: „Jetzt, Bruder, iſt es Zeit!“ Noch nicht, flüſterte dieſer. „Ha! rief der Zar mit fürchterlicher Stimme, indem er wild aufſprang, wenn es bei dir noch nicht Zeit iſt, ſo iſt es bei mir Zeit!“ und in dem Augenblick ſchlug er den Sokownin mit der geballten Fauſt ſo heftig ins Geſicht, daß er zu Boden ſtürzte. Dann ſchrie er faſt ſinnlos gegen die Thür: „Wache, bindet die Hunde!“ Und glücklicher Weiſe erſchien in dieſem Augenblick, mit dem Schlage elf Uhr, der Gardehauptmann mit ſeinen Leuten. Die Verſchwornen fielen auf die Knie und baten um Gnade. Sie wurden gebunden und abgeführt. In der Hitze erhielt auch der Hauptmann eine Ohrfeige, weil er eine Stunde zu ſpät gekommen. Als er aber ſeinen Befehl vorzeigte, küßte der beſchämte Zar ihn auf die Stirn, nannte ihn einen braven Officier, und bat ihn um Vergebung. Die Strafe Sokownins und zweier der vorzüglichſten Mitverſchwornen war fürchterlich. Sie wurden geviertheilt und ihre Glieder an allen Stadtthoren aufgeſteckt. Sophie ward von jetzt an ſchärfer bewacht als zuvor.

Nachdem der Zar den oberſten Reichsbeamten die Regierung während ſeiner Abweſenheit übergeben hatte, trat er im April 1697

die Reiſe an. Da er alles Aufſehen haßte und ſelbſt unerkannt bleiben wollte, gab er ſeinem Gefolge das Anſehen einer großen Geſandtſchaft, an deren Spitze der General Lefort und einige vornehme Ruſſen ſtanden, welche die alten Verbindungen des Zariſchen Hofs mit den Europäiſchen Mächten wieder anknüpfen ſollte. Er ſelbſt befand ſich unter dem Titel eines Obercommandeurs bei derſelben. Die Reiſe ging über Riga und Mitau nach Königsberg, wo der damalige prachtliebende Kurfürſt Friedrich III. von Brandenburg für eine höchſt glänzende Aufnahme ſorgte. Unter einem carmoiſinrothen, reich mit Gold durchſtickten Thronhimmel, und in einem ſcharlachenen, mit Diamanten beſetzten Kleide, umringt von ſeinem Hofſtaat, empfing er den Beſuch, hörte die Reden der Geſandten, bewirthete die Geſellſchaft verſchiedene Male und unterhielt die Fremden durch wechſelnde Feſtlichkeiten. Während der erſten Audienz ſtand der Zar mitten unter dem Gefolge, allein die Brandenburgiſchen Hofleute wollten nachher doch verſichern, ſie hätten Petern ſchon damals an dem hohen und ſchlanken Wuchs und an dem wunderbaren Blitz ſeiner rollenden Augen erkannt. Wenigſtens blieb ſeine Anweſenheit dem Kurfürſten nicht verborgen. Nachdem er ſich von den Brandenburgiſchen Verhältniſſen und vielen anderen Dingen ſorgfältig unterrichtet hatte, reiſte er mit ſeiner Geſandtſchaft am 9. Junius von Königsberg ab, und ging über Pommern, Berlin, Magdeburg, Hannover und Cleve nach Amſterdam. Das Gewühl der Kaufleute, Schiffer und Soldaten, die unzähligen Werkſtätten der Künſtler und Handwerker, die Mühlen, Dämme, Maſchinen und Schleuſen, und vor Allem die Schiffe beſchäftigten ſeine Aufmerkſamkeit und Wißbegierde ſo ſehr, daß er von früh bis in die Nacht beſchäftigt war, um Alles genau beſehen und merken zu können. Um keinen Augenblick mit leeren Förmlichkeiten und Ceremonien verſchwenden zu dürfen, hatte er ſich ſchon in Emmerich von der Geſandtſchaft getrennt, und begab ſich jetzt nach einem kurzen Aufenthalte in Amſterdam nach dem damals für den Schiffsbau vorzüglich thätigen Dorfe Saardam (eigentlich Zaandam). Nicht zufrieden nur zu ſehen, wollte er ſelber lernen, und ſtellte ſich in einer kurzen rothen Friesweſte und leinenen Hoſen einem Meiſter als einen Ruſſiſchen Arbeiter vor, der zur Erlernung des Schiffbaues abgeſchickt ſey. Man ſchrieb ihn darauf unter dem Namen Peter Michaelow als Zimmermann ein, und nur einer ſeiner Begleiter nahm Theil an der mühſamen Arbeit. Um ſich nicht zu verrathen, lebte er mit den übrigen Zimmerleuten auf völlig

gleichem Fuße, und zeichnete ſich durch nichts vor ihnen aus, als durch ganz ungewöhnlichen Fleiß und eine unerſättliche Lernbegierde. Mit ſeiner Axt auf der Schulter war er des Morgens immer einer der Erſten und des Abends der Letzte bei der Arbeit. Indeß konnte ſein wahrer Stand und Name nicht lange verborgen bleiben; da er aber fortwährend nicht anders als ſeine Kameraden behandelt ſeyn wollte, ſo ſchickten ſich dieſe zuletzt in ſeinen Willen und nannten ihn bloß Meiſter Peter. Doch theilte er ſeitdem ſeinen Aufenthalt zwiſchen Saardam und Amſterdam, wo er in den Werften der Oſtindiſchen Compagnie arbeitete. Hier ließ er ſich auch im Winter in der Mathematik und Naturkunde unterrichten; ja er beſuchte die Vorleſungen eines berühmten Anatomen, Ruyſch, und übte ſich ſelbſt in chirurgiſchen Operationen. Als eine Galiote, an der er fleißig mitgearbeitet hatte, fertig war, und die Stadt Amſterdam ihm dieſes Schiff ſchenkte, ſandte er daſſelbe, mit vielen in Holland angeworbenen Seeleuten, Officieren und Künſtlern aller Art, nach Archangel. Er ſelber ſegelte darauf im Januar 1698 nach England hinüber, nachdem er mit König Wilhelm III. ſchon in Holland mehrere Zuſammenkünfte gehabt. Auch hier nahm er ſeine Wohnung zu Deptford, bei den Werften der Admiralität, und unterhielt ſich fleißig mit den Arbeitern. In London beſuchte er Uhrmacher und andere Künſtler, ließ ſich in der Sternkunde unterrichten und ſtreifte in Gärten und Kaffeehäuſern, Kirchen und Schauſpielen, bald als Mann von Stande, bald als Matroſe gekleidet, ohne allen Zwang umher. Am Geſtade zu Spithead machte ihm der König eine außerordentliche Freude, indem er die Engliſche Flotte ein Seetreffen vorſtellen ließ. Dieſer Anblick entzückte Peter ſo ſehr, daß er ausrief: „Ha fürwahr, wäre ich nicht Zar von Rußland, nichts möchte ich lieber ſeyn als ein Engliſcher Admiral!“ Beim Abſchiede ſchenkte ihm der König ſeine Jacht von vier und zwanzig Kanonen, auf welcher er wieder nach Holland überfuhr. Er nahm aus England drei Capitäne von Kriegs-, und fünf und zwanzig von Handelsſchiffen, vierzig Lieutenants, dreißig Lootſen, dreißig Wundärzte, zweihundert und funfzig Kanoniere und über dreihundert Künſtler mit. Von Holland ging er über Dresden nach Wien, wo er ſich aufs genaueſte über das Oeſterreichiſche Kriegsweſen unterrichtete, und ſchon ſchickte er ſich an, nach Venedig und Rom abzugehen, als eine höchſt beunruhigende Nachricht von einem neuen Aufſtande der Strelitzen ihn zwang alle weiteren Reiſepläne aufzugeben.

Voll Ingrimm und Wuth kehrte der Zar nach Moskau zurück Als er auf dem Wege durch Polen mit König Auguſt II., dem Nachfolger Johann Sobieski's, in dem Flecken Rawa eine Zuſammenkunft hatte, und dieſer als Probe ſeiner ungeheuren Stärke einem Ochſen mit einem einzigen Säbelhiebe den Kopf herunterſchlug, bat ſich Peter mit den grauſamen Worten: „Ich will Ihre Kunſt an den Ruſſenköpfen verſuchen" jene Waffe zum Andenken aus. Bei ſeiner Ankunft fand er die Empörer bereits beſiegt. Widerwille gegen die Neuerungen des Zaren war die Haupttriebfeder des Aufſtandes geweſen, welcher zuerſt unter vier Regimentern Strelitzen, die mit andern Truppen an die Polniſche Grenze verlegt worden waren, zum Ausbruch gekommen war. Sie zogen, von vielen Seiten her verſtärkt, gegen die Hauptſtadt, aber General Gordon rückte ihnen mit den neuen Truppen von hier aus entgegen, ſchlug ſie beim Kloſter Woscreſensk (28. Juni) und machte über viertauſend zu Gefangenen. Peter ließ ſofort gegen dieſe ſchreckliche Unterſuchungen mit Folter und Knute beginnen. Viele blieben ſtumm und ſtandhaft, ſelbſt bis zur Todesqual; aus anderen brachte man heraus, daß ſie mit der Nachricht getäuſcht worden ſeyen, der Zar ſey todt. Darauf folgten grauſame Hinrichtungen und obgleich Gordon die Schuldigſten bereits hatte erſchießen laſſen, dauerte das Rädern, Hängen, Enthaupten mehrere Wochen lang fort, denn gegen fünftauſend Menſchen wurden hingerichtet. Peter machte es nun wahr, was er dem Könige von Polen verſprochen hatte, indem er ſelbſt gegen hundert Köpfe herunterhieb, ja er forderte ſeine Freunde auf, ihm ſchlachten zu helfen. Nur Lefort bat, ihn davon auszunehmen, da dies in ſeinem Vaterlande nicht gewöhnlich ſey. Obgleich der Zar vergebens Folterqualen über Folterqualen angewendet und ſelbſt dabei Hand angelegt hatte, um eine Theilnahme ſeiner Schweſter Sophie an der Empörung zu entdecken, ließ er doch vor dem Kloſter, in welchem ſie eingekerkert war, dreißig Galgen errichten und an dieſen zweihundert dreißig Strelitzen aufknüpfen. Die nächſten hingen unmittelbar vor dem einzigen Fenſter, durch welches ihr Gefängniß Licht und Luft erhielt, ſo daß die unglückliche Fürſtin bis an ihren Tod, der im Jahre 1704 erfolgte, nichts als die modernden Reſte dieſer Leichname vor Augen hatte.

So glaubte Peter den Boden für alle weiteren Reformationen geebnet zu haben. Sein erſtes Geſchäft war, das regelmäßige Heer zu vermehren, und er bewirkte dies durch eine Rekrutenaushebung, nach

welcher Geiſtlichkeit und Adel von einer gewiſſen Anzahl Höfe je einen Mann zu Fuß oder zu Pferde ſtellen mußten. Ebenſo wurde der Bau von Kriegsſchiffen unter die Adelichen und Prieſter vertheilt. Der Patriarch des Reichs mit den Fürſten Trajekurew und Tſcherkaski mußten allein zwanzig Fregatten erbauen, die Soltikow, Dolghorucki, Romodanowski zuſammen vier und zwanzig etwas kleinere Fahrzeuge u. ſ. w. Eine Navigationsſchule wurde errichtet und ſonſt für Verbreitung in das Kriegs- und Geſchützweſen einſchlagender Kenntniſſe geſorgt. Auch im Aeußern ſollten die Ruſſen den weſteuropäiſchen Nationen gleich werden, und deshalb führte Peter mit Gewalt ſtatt der langen Ruſſiſchen Tracht die Deutſche Kleidung ein. Wer ſeinen Zorn nicht reizen wollte, mußte ſich den Bart abſcheren, und wer nicht wollte, daß ihm auf öffentlicher Straße der Rock abgeſchnitten würde, durfte ſich nur in einem kurzen ſehen laſſen. Damit jeder das Maß genau erführe, ſo wurden an den Thoren Moskaus Muſter von Deutſcher und Holländiſcher Kleidung aufgehängt. — Wie erfolgreich aber Peters Neuerungen für Rußland auch geworden ſind, wie ſchnell ſie auch die Umbildung des ganzen Reichs in eine Militärmacht, deren Anſehen ſich bald auch bedeutend nach außen geltend machte, bewirkten, ſo darf doch über den Erfolgen die rohe Gewaltſamkeit und Tyrannei, mit der dieſelben durchgeführt, ſo wenig als die Unterdrückung des eigenthümlichen Ruſſiſchen Lebens, mit dem ſie erkauft wurden, nicht vergeſſen werden. Es iſt ferner nicht zu überſehen, daß es nur die äußeren mechaniſchen Fertigkeiten und Kenntniſſe waren, welche Peter allerdings, dem Geiſte ſeines Volkes gemäß, den cultivirteren Völkern abſah, mit Leichtigkeit auffaßte und in ſein Reich verpflanzte, daß er aber für deren höheres politiſches und geiſtiges Leben weder Sinn noch Auffaſſungsgabe beſaß. So blieb Peter denn auch ſelbſt, trotz weſteuropäiſcher Kleidung und Schiffbaukunde, ein Barbar in ſeinen Sitten, ſeiner Denkungsart und Herrſcherweiſe, roh und thieriſch in ſeinen Begierden, dem Branntweintrinken ergeben, wüthend im Zorn, grauſam im Strafen, der Unterthanen heilige Sitte und angeſtammte Gewohnheit verhöhnend und mit Füßen tretend; aber raſchen und kräftigen Geiſtes, ſchnellen Entſchluſſes und kräftigen Handelns, wofür uns ſeine folgende Geſchichte noch zahlreiche Belege darbieten wird. Das Reich aber, welches er durch ſeine Regierung in die Reihe der europäiſchen Staaten einführte, hat den Widerſpruch einer fertigen

von außen herübergebrachten Cultur mit dem inneren und eigenthümlichen Leben des Volkes trotz aller Anſtrengungen einſichtiger Herrſcherkräfte bis auf den heutigen Tag nicht zu überwinden vermocht.

6. Die Osmanen.

Alle Keime des Verfalles der Osmaniſchen Macht, Verweichlichung der Sultane, Entartung der Janitſcharen und allgemeine Erſchlaffung der vormaligen Spannkraft, welche ſich nach dem Tode Solimans II. unſern Blicken gezeigt haben, treten im ſiebzehnten Jahrhundert mit größerer Stärke im Innern auf und laſſen ſich am Ende deſſelben auch in der veränderten Stellung des Reichs gegen die Nachbarſtaaten deutlich erkennen. Bis dahin waren die Türkiſchen Waffen noch immer ſiegreich, und faſt jeder Friedensſchluß dehnte die Grenzen des Landes weiter aus. So blieb Sultan Achmet I. (1603—1617), Mohammeds III. Sohn und Nachfolger, im Frieden zu Sitva Torok, welcher den dreizehnjährigen gegen Kaiſer Rudolph II. mit Glück und Ruhm geführten Krieg beendigte, nicht nur im Beſitz der Eroberungen Soliman's, welche den größten Theil Ungerns in die Hände der Türken gebracht hatten, ſondern er gewann auch die wichtigen Plätze Kaniſcha, Gran und Erlau; und obgleich man in der damaligen Urkunde auch den kurz zuvor vom Kaiſer mit Stephan Bocskai, dem Nachfolger der Zapolya und Bathori auf dem Fürſtenſtuhl von Siebenbürgen, geſchloſſenen Vertrag, nach deſſen Beſtimmung dieſes Land nach Bocskai's Tode dem Habsburgiſchen Hauſe, welchem es ſeit ſiebzig Jahren entfremdet war, wieder zufallen ſollte, anerkannt hatte, trug der Sultan, als jener ſtarb, und die Siebenbürgiſchen Stände im Jahre 1608 Gabriel Bathori zu ihrem Herrſcher erhoben, dennoch kein Bedenken, dieſen zu beſtätigen, und bald darauf, als Unzufriedenheit mit dem neuen Fürſten erwachte, einen eifrigen Proteſtanten Bethlen Gabor (1613) an deſſen Stelle einzuſetzen. Die ſchlimmen Verlegenheiten, in welche dieſer raſche und tapfere Fürſt Kaiſer Ferdinand II. durch drei wiederholte Kriege brachte, ſind uns aus der Geſchichte Deutſchlands bekannt. Auch gegen Perſien kämpfte Achmet nicht ohne Glück. Hier hatte ſich bereits vor hundert Jahren Ismael Sofi, ein Abkömmling Ali's, jenes geprieſenen Vetters und Schwiegerſohnes des Propheten, an der Spitze Kurdiſcher Schaaren gegen die Turkmanniſchen Dynaſtien erhoben, an

che nach Zersplitterung des großen Reichs von Timurlenk die Herrschaft in jenen Gegenden gekommen war, und von der Neigung der schiitischen Perser unterstützt, war es ihm mit leichter Mühe gelungen diese zu stürzen. Mächtigere Gegner fand Ismael an den sunnitischen Türken; Sultan Selim I. entriß ihm Aldschesira und Kurdistan (1514); gegen Ismaels Nachfolger, den Schah Thamasb, eroberte Soliman II. Tauris, Van und Bagdad, und die inneren Unruhen, von welchen nach Thamasb's Tode das Persische Reich zerrissen wurde, schienen Murad III. eine günstige Gelegenheit den Krieg zu erneuen. Wirklich mußten nach zwölfjährigem Kampfe der Pforte Georgien, Schirvan und Loristan abgetreten werden (1590). Aber zur Zeit, als Achmet den Thron bestieg, brach Schah Abbas, der unter jenen Umwälzungen mit kräftiger Hand die Zügel der Persischen Herrschaft ergriffen hatte, seiner Seits den Frieden und zeigte den Osmanen eine Kriegskunst und Tapferkeit, welche sie bis dahin an den Nachkommen Ismael Sofi's nicht wahrgenommen hatten. Erst Achmets Sohn Osman II. schloß 1618 mit dem unermüdlichen Gegner einen neuen Vertrag, in welchem den Persern der östliche Theil von Georgien gegen einen jährlichen Tribut überlassen wurde. Osman war es auch, der den Polen Chocsim entriß (1620 und 1621). Bald nach seiner Rückkehr aus diesem Kriege empörten sich die Janitscharen, die er durch Geiz und Strenge aufgebracht hatte, und fanden Unterstützung bei den Ulemas (Thl. VI. S. 169), die durch des Sultans Verheirathung mit drei Töchtern seiner Unterthanen, da das Gesetz jede Ehe des Großherrn mit einem freien Weibe untersagte, demselben abgeneigt waren. Als der Mufti von den Aufrührern befragt wurde, ob man die Diener des Sultans, welche Neuerungen einführten, tödten dürfe, fiel die Antwort bejahend aus. Alsbald forderte man die Köpfe des Großvezirs, des Kislar-Aga, des Kaimakan und des Defterdar, und da Osman sie auszuliefern zögerte, drangen die Janitscharen ins Serail, führten den Sultan in die sieben Thürme und erhoben Mustapha, einen Bruder Achmets, auf den erledigten Thron. Den abgesetzten Herrscher erwürgte der neu ernannte Großvezir Daudpascha gegen den Willen der Soldaten in seinem Gefängniß (1622). Es war der erste Regentenmord, welchen die Osmanische Geschichte aufweiset, und die Janitscharen gewöhnten sich seitdem, die Schneide ihres Schwertes, wie einst die Prätorianer des römischen Westreichs, auch gegen den Thron

des eigenen Fürſten zu wenden. Diesmal wurden indeß die Mörder noch mit dem Tode beſtraft. Muſtapha zeigte bald ſeine völlige Unfähigkeit den Staat zu lenken; überall brachen Tumulte und Unruhen aus, und die allgemeine Stimme der Beamten und Krieger rief Murad IV., den zweiten Sohn Achmets, zur Regierung. Der Aufruhr mehrerer Aſiatiſchen Paſchas, welche dem Schah Abbas im Jahre 1626 Bagdad überlieferten und der hierüber mit den Perſern ausbrechende Krieg gaben dem jungen Sultan hinreichende Gelegenheit ſeine Einſicht und Entſchloſſenheit zu entwickeln. Es gelang ihm die verlorenen Plätze Erivan, Tauris und Van gegen Abbas Nachfolger Seſi wieder einzunehmen und im Jahre 1638 auch Bagdad nach vierzigtägigen Stürmen und Anſtrengungen wieder zu erobern. Schon zwei Jahre darauf ſtarb Murad, nachdem er in den letzten Jahren ſeine trefflichen Eigenſchaften durch übermäßigen Trunk verdunkelt hatte; aber ſein Bruder Ibrahim (1640—1648), welcher ihm folgte, verſank gleich nach ſeiner Thronbeſteigung in ſolche Schlaffheit und Ueppigkeit, daß er die anſtrengenden Geſchäfte der Regierung meiſt ſeiner Mutter überließ. Seine Ungerechtigkeiten und Erpreſſungen bewogen endlich den Mufti ein Fetwa zu erlaſſen, welches ihn der Herrſchaft für unfähig erklärte, und die Janitſcharen waren ſogleich bereit das Urtheil zu vollſtrecken. Ibrahim wurde eingeſperrt, ſein erſt ſiebenjähriger Sohn Mohammed IV. auf den Thron erhoben, und als die Sipahi nach einigen Tagen Miene machten den Vater aus ſeinem Kerker zu befreien, wurde dieſer nach einem genehmigenden Gutachten des Mufti erdroſſelt.

Der Krieg, welchen Ibrahim zur Eroberung der Inſel Candia gegen die Venetianer unternommen hatte (S. 493), wurde inzwiſchen, da das Reich unter der vormundſchaftlichen Regierung der Großmutter Mohammeds und der zwölf erſten Reichsbeamten durch den Aufſtand der Sipahi, welche die Auslieferung der Mörder Ibrahims verlangten, im Innern zerriſſen war, läſſig und zum Theil unglücklich geführt, bis Mohammed Köprili, der Enkel eines nach Kleinaſien hinübergewanderten Albaneſen, im Jahre 1656 zum Großvezir ernannt ward. Durch Schrecken und Blut ſuchte er die Autorität der Regierung wieder zu befeſtigen, zahlreiche Hinrichtungen bezeichneten den Beginn ſeiner Amtsführung, kräftige Rüſtungen und mehrere glückliche Gefechte gegen die Venetianer folgten. Größere Siege hemmte ein furchtbarer Aufſtand in Aſien, nach deſſen Unterdrückung der Großvezir ſchon im fünften

Jahre nach ſeiner Ernennung ſtarb (1661). Doch hinterließ er in ſeinem Sohne Achmet Köprili einen würdigen Nachfolger und Stellvertreter. Dieſer war es, welcher die Waffen wiederum gegen Oeſterreich erhob, deſſen Schwäche während des dreißigjährigen Krieges in Deutſchland zu benutzen der Osmanen innere Zerwürfniß und ihre Kämpfe mit den Perſern verhindert hatten, der nach dem Frieden zu Vasvar die lange Belagerung Candias durch die Einnahme der blutgedüngten Trümmer endete, der drei Jahre darauf zur Unterſtützung Dorozenkos gegen die Polen eilte, und trotz Sobieskis glänzender Siege bei Choczim und Lemberg in vier Feldzügen einen Theil Podoliens und Kaminiez erſtritt. Unmittelbar nach dem Abſchluß des Friedens von Zurawna, des letzten, in welchem die Pforte Land und Leute gewonnen hat, ereilte ihn der Tod. Die Furchtbarkeit der Osmaniſchen Waffen ſchien unter ſeiner Leitung von Neuem erhöht und für immer befeſtigt zu ſeyn, als ſein Schwager Kara Muſtapha, dem nunmehr die Roßſchweife des Großvezirs verliehen wurden, gleich in ſeinem erſten Kriege gegen Rußland (1677 und 1678) unglücklich war, in dem darauf begonnenen Oeſterreichiſchen zwar bis nach Wien vordrang, aber hier eine vollſtändige Niederlage erlitt, für welche zur Strafe er in Belgrad erdroſſelt wurde. Wie Sultan Solimans II. Tod den großen Wendepunkt für den Verfall der Osmaniſchen Macht im Innern des Reichs bildet, ſo iſt nicht minder die Belagerung Wiens die Endſchaft ihres glücklichen Auftretens gegen die Nachbarn. Vereinigt eilten die Oeſterreicher, die Deutſchen, die Polen, die Venetianer und ſpäter auch die Ruſſen herbei, das Uebergewicht der Türken im Oſten Europas zu vernichten. Schon oben haben wir erwähnt, wie das Heer, durch wiederholte Niederlagen in Ungern erbittert, gegen die Hauptſtadt aufbrach, wie ſich die Janitſcharen und Ulemas auf dieſe Kunde in der großen Moſchee Aja Sofia verſammelten, die Abſetzung Mohammeds ausſprachen, und ſeinen Bruder Soliman III. auf den Thron erhoben (1687). Mohammed lebte noch vier Jahre im Gefängniß. Auch der neue Großherr zeigte ſich den Stürmen, die das Reich bedrohten, nicht gewachſen aber er gab ſeiner Regierung in dem Bruder Achmets Köprili Muſtapha, den er 1689 zum Großvezir erhob, die tüchtigſte Stütze. Mit Kraft und Schnelle ſtellte dieſer begabte Mann das von den Oeſterreichern vernichtete Heer wieder her, brachte die erſchöpften Finanzen in Ordnung, hob durch Wort und Beiſpiel die allgemeine Muthloſigkeit und führte

zahlreichere Schaaren als je ins Feld, in denen er die ganze religiöſe Begeiſterung früherer Zeit wieder zu erwecken wußte. Zum Unglück für das Osmaniſche Reich war ſeine Laufbahn kurz abgeſteckt; er fiel in der Schlacht bei Salankemen (S. 420). Schon vor ihm (23. Juni 1691) war Soliman III. geſtorben, der Achmet II., einen dritten Sohn Ibrahims, zum Nachfolger hatte. Auch Achmets vierjährige Regierung ſah nichts als Verluſte und Niederlagen, und Muſtapha II., ein Sohn Mohammeds IV., konnte nur durch große Abtretungen in Ungern, durch die Ueberlaſſung des ganzen Peloponnes an die Venetianer, der Feſtung Kaminiez an die Polen und Aſows an die Ruſſen, obgleich dieſe in den der Eroberung jener Stadt folgenden Feldzügen nichts mehr ausgerichtet hatten, nach vierzehnjährigem Kampfe, den Frieden zu Carlowitz erkaufen.

Gedruckt bei Humblot & Comp. (J. Draeger) in Berlin.

Karl Friedrich Becker's

Weltgeſchichte.

Siebente,
verbeſſerte und vermehrte Ausgabe.

(Vierter unveränderter Abdruck.)

Herausgegeben

von

Johann Wilhelm Loebell.

Mit den Fortſetzungen

von

J. G. Woltmann und **K. A. Menzel.**

Zehnter Theil.

Mit Königl. Würtembergiſchem allergnädigſtem Privilegium.

Berlin.
Verlag von Duncker und Humblot.

1844.

Karl Friedrich Becker's
Geſchichte der neueren Zeit.

Siebente,
verbeſſerte und vermehrte Ausgabe.

Neu bearbeitet

von

Johann Wilhelm Loebell.

Vierter Theil.

Mit Königl. Würtembergiſchem allergnädigſtem Privilegium.

Berlin.
Verlag von Duncker und Humblot.
1844.

Inhalt des zehnten Bandes.

Neuere Geſchichte. Dritter Zeitraum.

Vom Anfange des achtzehnten Jahrhunderts bis zum Tode Friedrichs des Großen und dem Ausbruche der Franzöſiſchen Revolution.

	Seite
I. Der ſpaniſche Erbfolgekrieg	3
1. Einleitung	3
2. Oeſterreich eröffnet den Krieg (1701)	7
3. Das große Bündniß gegen Frankreich	13
4. Die Baiern in Tyrol (1703)	17
5. Die Schlacht bei Höchſtädt. (13. Auguſt 1704)	20
6. Ausbruch des Krieges in Spanien ſelbſt (1704—1707)	25
7. Die Schlachten bei Ramillies und Turin (1706)	32
8. Züge nach Neapel und Toulon (1707)	39
9. Die Schlacht bei Oudenarde (11. Juli 1708)	42
10. Friedensverſuche (1709)	45
11. Schlacht bei Malplaquet (11. September 1709)	49
12. Marlboroughs Sturz (1710)	50
13. Joſephs I. Tod	53
14. Der Utrechter Friede (13. April 1713)	56
15. Friede zu Raſtadt und Baden (1714)	62
II. Frankreich, Spanien, England u. Deutſchland nach dem Erbfolgekriege	66
1. Die letzten Tage Ludwigs XIV	66
2. Die Regentſchaft des Herzogs von Orleans (1715—1723)	69
3. Spanien unter Alberoni's Leitung	76
4. England unter Anna und Georg I. (1702—1727)	80
5. Kaiſer Karl VI. (1711—1740)	86
6. Das Deutſche Reich	99
7. Frankreich unter Fleury's Verwaltung	102
III. Der Nordiſche Krieg	107
1. Einleitung	107
2. Karls XII. erſte Thaten	109
3. Kampf in Polen um Auguſts II. Entthronung (1701—1704)	113

Seite

4. Peter in Ingermannland (1701—1704) ... 122
5. Karls Züge nach Litthauen und Volhynien ... 124
6. Karl XII. in Sachſen (1706—1707) ... 126
7. Karl XII. in Rußland (1708—1709) ... 130
8. Karl XII. in der Türkei (1709—1714) ... 135
9. Peters des Großen Vergnügungen ... 147
10. Karls XII. letzte Thaten (1715—1718) ... 150
11. Friedensſchlüſſe (1719—1721) ... 156
12. Peters I. letzte Lebensjahre (1716—1725) ... 158

IV. Die Nordiſchen Staaten nach dem Kriege ... 162

1. Rußland unter Katharina I., Petri II. und Anna I. (1725—1740) ... 162
2. Krieg mit den Türken (1736—1739) ... 166
3. Thronveränderungen nach d. Tode der Kaiſerin Anna ... 170
4. Polen (1709—1763) ... 174
5. Schweden nach Karl XII. (1718—1751) ... 193

V. Der Oeſterreichiſche Erbfolgekrieg (1740—48). 197

1. Veranlaſſung und Ausbruch des Krieges ... 197
2. Kaiſer Karl VII. (1742—1745) ... 200
3. Ausgang des Erbfolgekrieges 204
4. Gleichzeitiger Krieg zwiſchen England, Spanien und Frankreich (1739—1748) ... 206

Seite

VI. Friedrich der Große bis zum Hubertsburger Frieden ... 212

1. Der preußiſche Staat unter Friedrich I. (1688—1713) ... 212
2. Friedrich Wilhelm I. (1713—1740) ... 219
3. Friedrichs II. Jugendjahre (1712—1740) ... 227
4. Friedrichs II. Regierungsantritt ... 242
5. Der erſte Schleſiſche Krieg (1740—1742) ... 245
6. Der zweite Schleſiſche Krieg (1744—1745) ... 257
7. Friedrichs II. Privatleben (1746—1756) ... 267
8. Veranlaſſung und Ausbruch des ſiebenjährigen Krieges (1756) ... 274
9. Die Schlachten bei Prag und Kollin (1757) ... 280
10. Die Schlachten bei Roßbach und Leuthen (1757) ... 288
11. Friedrich bei Olmütz, Zorndorf, Hochkirch und Neiße (1758) ... 297
12. Kay, Kunersdorf, Maxen (1759) ... 305
13. Friedrich vor Dresden, bei Liegnitz und bei Torgau (1760) ... 313
14. Schweidnitz und Kolberg verloren (1761) ... 323
15. Friede mit Rußland und Schweden (1762) ... 329
16. Der Hubertsburger Friede ... 334
17. Der gleichzeitige Kampf auf dem Meere und in den Colonien (1756—1762) ... 336

Neuere Geſchichte.

Dritter Zeitraum.

Vom Anfange des achtzehnten Jahrhunderts bis zum Tode Friedrichs des Großen und dem Ausbruche der Franzöſiſchen Revolution.

I. Der Spaniſche Erbfolgekrieg.

1. Einleitung.

Wenn der dreißigjährige Krieg und die Länderſucht Ludwigs XIV. der Europäiſchen Menſchheit während des ſiebzehnten Jahrhunderts nur wenige Zwiſchenräume friedlicher Ruhe gönnten, ſo iſt das achtzehnte, deſſen Geſchichte wir jetzt überſchauen wollen, noch reicher an Gährungen in dem politiſchen Syſteme unſeres Welttheils, welche ſich in langen, blutigen Kämpfen entwickeln. Gleich beim Aufrollen des Vorhangs erſcheint das ganze Europa wie ein großes Kriegstheater. Zwei gewaltige Kämpfe, gleich ausgezeichnet durch die Preiſe, um welche gerungen wird, durch die in Bewegung geſetzten Kräfte und durch bewundernswürdige Kriegsthaten, eröffnen ſich mit dem beginnenden Jahrhundert, und reißen alle Staaten in ihren Strudel. Wir wollen mit der Darſtellung desjenigen den Anfang machen, der um die Erbfolge in Spanien geführt ward.

Mit den Anſprüchen der durch Verwandtſchaft mit dem Spaniſchen Regentenhauſe verbundenen Fürſten an dieſe große Monarchie war es alſo beſchaffen. Der Dauphin, Ludwigs XIV. Sohn, war Sohn der älteren Tochter Philipps IV. und Enkel der älteren Tochter Philipps III.; Kaiſer Leopolds Mutter war die jüngere Tochter Philipps III., ſeine Gemahlin die jüngere Tochter Philipps IV. Dagegen machte Oeſterreich die gemeinſchaftliche Abſtammung beider Häuſer von zwei Brüdern (Karl V. und Ferdinand I.) geltend, und die Entſagung Ludwigs XIV. bei ſeiner Heirath mit der Spaniſchen Infantin (Th. IX. S. 169), worauf Franzöſiſcher Seits erwiedert ward, dieſe Entſagung gelte nicht für die männliche Nachkommenſchaft der

Königin. Um der Furcht der anderen Staaten zu begegnen, daß in beiden Fällen ungeheure Ländermaſſen unter Ein Haupt kommen würden, wollte Kaiſer Leopold ſeinen zweiten Sohn Karl (aus einer dritten Ehe) zum Könige von Spanien beſtimmen, und Ludwig XIV. den zweiten Sohn des Dauphin, Philipp von Anjou. Dann hatte auch Joſeph Ferdinand, Kurprinz von Baiern, nahe Anſprüche, da ſeine Mutter Maria Antonia eine Tochter Leopolds von deſſen Spaniſcher Gemahlin war.

Wilhelm III., der große Vorfechter für Europens Freiheit gegen die drückende Uebermacht Eines Staates, hatte, als Haupt der Seemächte (Englands und Hollands), bei dieſem wichtigen Handel vor Allem die Erhaltung des politiſchen Gleichgewichts und der Ruhe von Europa vor Augen, und auch Ludwig XIV. war bei Frankreichs großer Erſchöpfung einem gütlichen Vergleiche nicht abgeneigt. In der That kam es zu einem Theilungsvertrage, der am 11. October 1698 zwiſchen Frankreich und den Seemächten abgeſchloſſen ward, vermöge deſſen der Dauphin bloß Neapel mit Sicilien und Guipuzcoa, Oeſterreich das Herzogthum Mailand, und der Kurprinz von Baiern die ganze übrige Spaniſche Monarchie bekommen ſollten. Aber Karl II. ſelbſt wollte von einer Theilung ſeiner ſchönen Macht nichts wiſſen, und ließ ſich deshalb zu einem Teſtamente bewegen, in welchem er dem Baierſchen Kurprinzen allein das Ganze vermachte.

Aber dieſer Prinz ſtarb wenige Monate nachher, in ſeinem ſiebenten Lebensjahre (6. Febr. 1699), und die alten Schwierigkeiten traten wieder hervor. Zwiſchen den Seemächten und Ludwig kam bald ein zweiter Theilungsplan zu Stande (3. März 1700), nach welchem der Dauphin außer dem Königreich beider Sicilien und Guipuzcoa noch Lothringen erhalten, der Herzog von Lothringen durch Mailand entſchädigt, und Spanien nebſt Indien und den Niederlanden dem Erzherzog Karl anheimfallen ſollte. Der Kaiſer Leopold I. wurde von Ludwig eingeladen dieſem Vertrage beizutreten, lehnte aber nach einigem Bedenken den Vorſchlag ab.

Entſchiedener noch blieb Karl II. jeder Theilung abgeneigt, und wenn der Oeſterreichiſche Hof ſeine Sache mit mehr Thätigkeit und Eifer betrieben hätte, ſo wäre es ihm leicht geweſen den Erzherzog Karl zum alleinigen Erben der ganzen Monarchie eingeſetzt zu ſehen. Denn der König von Spanien war bei der Nachricht von dem zweiten Theilungsvertrage dazu ſchon entſchloſſen, und drang in Leopold, den

Erzherzog nach Spanien zu ſchicken. Dazu war der Kaiſer aber nicht zu bewegen und ſein Geſandter zu Madrid verſtand ſich ſchlecht darauf, den Künſten des Franzöſiſchen, des Marquis von Harcourt, entgegen zu arbeiten, der durch gefälliges und einſchmeichelndes Betragen die Spanier entzückte, und Beſtechungen nicht ſparte. Von Tage zu Tage wuchs das Anſehen und die Partei des feinen Franzoſen, und bald hatte er auch den vorzüglichſten Rathgeber des Königs, den Cardinal Portocarrero, Erzbiſchof von Toledo, auf ſeine Seite gebracht. Selbſt ein Gutachten des gleichfalls für Frankreich gewonnenen Papſtes, Innocenz XII., mußte helfen, den unſchlüſſigen Karl zu beſtimmen. Als daher dieſer am 1. November 1700 im neununddreißigſten Lebensjahre geſtorben war, fand man in ſeinem Teſtamente den Herzog Philipp von Anjou zum alleinigen Erben der geſammten Spaniſchen Monarchie erklärt.

Auf dieſe Weiſe war Ludwig XIV. zu einem Ziele gelangt, hinter welchem alle Vortheile, die der Theilungsvertrag verheißen hatte, weit zurück ſtanden. Nur blieb der vorauszuſehende Unwille Oeſterreichs und der Seemächte ſo bedenklich, und der erſchöpfte Zuſtand Frankreichs ſchien dem drohenden Kriege ſo wenig gewachſen, daß Ludwig dennoch in Ueberlegung zog, oder doch die Miene annahm, in Ueberlegung zu ziehen, ob er das Teſtament annehmen ſolle oder nicht. Im Staatsrathe waren die Meinungen getheilt; Ludwig entſchied ſich für die Annahme, und erklärte am 16. November 1700 ſeinen Enkel Philipp von Anjou mit vieler Feierlichkeit zum Könige von Spanien. Der ſiebzehnjährige Philipp, der Fünfte genannt, verließ bald darauf Verſailles, um ſich in ſein neues Königreich zu begeben, und hielt am 14. April 1701 zu Madrid ſeinen Einzug. Damit begann der Franzöſiſche Einfluß auf den dortigen Hof, aber die Regierung wurde dadurch um nichts beſſer, als unter den letzten Habsburgiſchen Königen, vielmehr die Leitung der Angelegenheiten, durch die Eiferſucht der Spaniſchen Großen auf die Franzöſiſchen Rathgeber Philipps, verwirrter.

Damals war Maximilian Emanuel, Kurfürſt von Baiern, ein kriegskundiger, ehrgeiziger Mann (vgl. Th. IX. S. 410. 418), Statthalter der Spaniſchen Niederlande. Ihn, der durch ſeinen Sohn das Baieriſche Haus dem höchſten Glanze nahe geſehen hatte, durfte Ludwig nicht vernachläſſigen, wenn er nicht dem Kaiſer einen Bundesgenoſſen mehr zuführen wollte. Er erkannte ihm daher in einem ſchon am 7. November in Madrid geſchloſſenen geheimen Vertrage den Beſitz dieſer Niederlande für

ſich und ſeine Nachkommen zu, und dafür war denn der Kurfürſt der erſte von allen auswärtigen Fürſten, der ſeinem Vetter Philipp Glück wünſchte, und in allen erforderlichen Fällen ſeine Dienſte anbot. Sein Bruder Joſeph Clemens, Kurfürſt von Köln (Th. IX. S. 333), den man gleichfalls mit glänzenden Verheißungen köderte, ermangelte nicht der neuen Freundſchaft beizutreten.

Beide Verbündete konnten Frankreich ſehr nützlich werden. Ludwig ließ in aller Stille Franzöſiſche Truppen in die Spaniſchen Niederlande einrücken, und dieſen wußte der Kurfürſt von Baiern geſchickt und heimlich in einer Nacht eine Anzahl von Feſtungen zu eröffnen, in welchen die Generalſtaaten ſeit einigen Jahren drei und zwanzig Bataillone ihrer beſten Truppen zu ihrer Sicherheit liegen hatten. Auch der Kurfürſt von Köln nahm gegen gewiſſe Hülfsgelder Franzöſiſche Regimenter in ſein Land auf, „zum Beſten und zur Erhaltung der Ruhe des Deutſchen Reichs," wie in den Manifeſten zu leſen war.

Jene Holländiſchen Beſatzungen ſahen ſich in der Gewalt der Franzoſen, und Ludwig ließ ſie nicht eher nach Hauſe ziehen, als bis die Generalſtaaten Philipp V. als König von Spanien anerkannt hatten. Auch das Engliſche Parlament war gerade damals ſo ſehr zum Frieden geneigt, daß Wilhelm III. ſich zu demſelben Schritte entſchließen mußte. Doch geſchah es nur, um Zeit zu gewinnen, und des Kaiſers Entſchluß abzuwarten. Denn ruhig konnten beide Seemächte, deren größter Wohlſtand auf dem Handel mit Spanien und deſſen Colonien beruhte, es unmöglich anſehen, daß alle dieſe Handelsvortheile nun durch die Vereinigung Spaniens mit Frankreich dem letzteren Lande zufließen ſollten. Sie rüſteten ſich daher im Stillen, um dem Kaiſer, ſobald er den Krieg beginnen würde, beiſtehen zu können, nicht ohne die Abſicht, dadurch eben ſo ſehr ihre Macht in Amerika auf Koſten Spaniens auszubreiten, als das Gleichgewicht in Europa zu erhalten. In England hatte König Wilhelm, den die Torys haßten, und dem die Whigs mit Undank lohnten, zwar mit dem ſeine Abſichten durchkreuzenden Widerwillen des Parlaments zu kämpfen; da die Volksſtimme aber einer gegen Frankreich nachgiebigen Politik zuwider war, ſo konnte eine ſolche auch vom Parlamente nicht lange durchgeſetzt werden.

2. Oesterreich eröffnet den Krieg.
(1701.)

Der Kaiser Leopold I. war in der That entschlossen, das, was er für sein Haus auf dem Wege der Unterhandlungen nicht hatte erreichen können, mit Waffengewalt in Anspruch zu nehmen, und bot, trotz der Erschöpfung seiner Staaten, Alles auf, um ein Heer von siebenzigtausend Mann ins Feld zu stellen. Zwanzigtausend sollten zur Bedeckung der Erbstaaten zurückbleiben; mit eben so vielen sollte der Prinz Ludwig von Baden, ein im Türkenkriege versuchter Feldherr (Th. IX, S. 419 figd.) die Rheinpässe vertheidigen; und dreißigtausend sollten unter seinem größern Schüler, dem berühmten Prinzen Franz Eugen von Savoyen, über die Alpen gehen, und sich der Spanischen Besitzungen in Italien (Mailands, Neapels und der Toscanischen Seehäfen) so schnell als möglich versichern.

Hier kam es nun darauf an, sich recht viele Freunde und Bundesgenossen zu verschaffen; und da sah man denn einen eifrigen Wettstreit zwischen den beiden Gegnern, einander zuvorzukommen. Die Herzoge von Savoyen und Mantua und der Mailändische Statthalter, Prinz von Vaudemont, waren schon für die Franzosen gewonnen. Der Erste, geschmeichelt durch die Verheirathung einer seiner Töchter mit dem neuen Könige von Spanien und durch die Uebertragung der Oberbefehlshaberstelle über die Französisch-Spanischen Truppen in Italien, hatte sich anheischig gemacht, zehntausend Mann mit diesem Heere zu vereinigen; der Herzog von Mantua nahm eine Französische Besatzung in seine feste Hauptstadt auf (April 1701). Umsonst forderte sie der Kaiser bei Strafe der Reichsacht auf, ihrer Verbindung mit dem Reichsfeinde zu entsagen, und den Mailändischen Statthalter insbesondere, ihm das Herzogthum, als ein dem Reiche anheimgefallenes Lehen zu überantworten. Vaudemont antwortete sehr höflich, er glaube Seiner Kaiserlichen Majestät keinen größeren Beweis davon geben zu können, wie sehr er deren Achtung zu verdienen wünsche, als wenn er seiner Pflicht getreu bleibe, und seinem neuen Könige mit demselben Eifer diene, den er dem alten bewiesen habe. Dieser letztere aber habe ihm, laut seines Testaments, den Auftrag hinterlassen, Philipp V. als seinen Nachfolger anzuerkennen; für diesen also sey er auch bereit Gut und Leben aufzuopfern.

Im nördlichen Deutschlande fand Leopold dagegen zwei treue

Freunde, den neuen Kurfürſten von Hannover und den noch neueren König Friedrich I. von Preußen. Beide waren durch das Band der Dankbarkeit und gegenſeitigen Verbindlichkeit an das Kaiſerhaus gefeſſelt. Beiden nämlich hatte Leopold I. ihre neuen Würden nur aus Rückſicht auf die weſentlichen Dienſtleiſtungen beſtätigt, die ſie ihm dafür verſprochen hatten. Wie ſehr der Erſtere mit der Eiferſucht ſeiner Mitſtände zu kämpfen gehabt, iſt ſchon früher (Th. IX. S. 403) erzählt worden. Und noch jetzt waren die deshalb im Fürſtenrathe entſtandenen Streitigkeiten nicht alle beigelegt. Der zweite, vorher Friedrich III. Kurfürſt von Brandenburg und Herzog von Preußen, der ſchon erwähnte Nachfolger des großen Kurfürſten Friedrich Wilhelm, hatte mit vieler politiſcher Klugheit einen Zuſammenfluß günſtiger Umſtände benutzt, um ſeiner nur erſt im Werden begriffenen Macht durch die Erhöhung des Titels größere Anſprüche auf die Achtung der Nachbarn zu verſchaffen; und faſt möchte man glauben, er habe eine Ahnung davon gehabt, welch ein herrliches Gebäude einſt ein Größerer nach ihm auf dieſem Grunde errichten werde. Ihn ſelbſt befeuerte zu dieſem Schritte das allgemeine Streben ſeiner Zeitgenoſſen nach Erweiterung ihrer Macht: des Sächſiſchen Auguſt, den die Polen, Wilhelms von Oranien, den die Engländer zu ihrem Könige angenommen hatten, und des kühn emporſtrebenden Peters von Rußland. Auch Friedrich III. wollte nicht zurückbleiben; und wenn es auch nicht in ſeiner Macht ſtand, die Größe anderer Könige zu erreichen, ſo wollte er ſich wenigſtens überall von dem Glanze der Majeſtät umringt ſehen, eine Eitelkeit (wenn man es ſo nennen will), die allerdings ſeinen Hof zu einem der prächtigſten in Europa machte. In jenen bedenklichen Zeitläuften mußte dieſer Fürſt manchem größeren als Bundesgenoſſe wichtig ſeyn; und da ihn als ſolchen jeder für ſich zu gewinnen ſuchte, ſo zögerten die meiſten nicht, ihm in der gewünſchten Anerkennung eines Titels zu willfahren. Kaiſer Leopold gab ſeine Zuſtimmung; und damit Ludwig XIV. ihn nicht für ſich gewönne, ſo eilten England und Holland ihn anzuerkennen, und ihm mit Glückwünſchungsſchreiben zu ſchmeicheln (31. Jan. und 5. Febr. 1701). Auguſt II. von Polen, Friedrich IV. von Dänemark, der Zar Peter, die Schweiz und die meiſten Deutſchen Fürſten thaten daſſelbe; Karl XII. von Schweden folgte 1704 nach. Frankreich und Spanien erkannten ihn erſt im Utrechter Frieden an. Der für jeden Preußen feſtliche Tag, an welchem ſich Frie-

drich III. (als König der Erste) zu Königsberg unter großen Feierlichkeiten die Krone selber aufsetzte, war der 18. Januar 1701.

Dafür nun — um wieder einzulenken — fochten die tapferen Preußischen und Brandenburgischen Krieger für die Sache des Kaisers gegen Ludwig XIV., und zwar in weit größerer Zahl, als die vom Könige übernommene Verpflichtung, nämlich zehntausend Mann zu stellen, lautete. Auch der neue Kurfürst von Hannover sandte eine beträchtliche Anzahl von Truppen. August von Sachsen war um diese Zeit von Karl XII. zu sehr bedrängt, um noch Anderen beistehen zu können. Die übrigen Reichsfürsten fanden für jetzt keinen Beruf, an einem Kriege Theil zu nehmen, dessen Lasten und Schmerzen doch am meisten auf sie selbst fallen mußten, sobald die Französischen Heere, wie zu erwarten stand, über den Rhein her in das stets uneinige und eben dadurch fast wehrlose Deutschland einbrachen. Der Fränkische, Schwäbische und Baierische so wie die beiden Rheinischen Kreise traten zwar am 31. August 1701 für sich in ein Bündniß zusammen, kraft dessen sie den Feind von ihren Grenzen abhalten und ihre Neutralität im Nothfall mit Gewalt behaupten wollten, aber eine Verbindung mit dem Kaiser wiesen sie durchaus von der Hand, um so mehr, da er ihnen unlängst durch die Begünstigung des Kurfürsten von Hannover, und durch die Vorladung der Italienischen Lehnsträger ohne ihre Zuziehung, neuen Stoff zum Mißvergnügen gegeben hatte. Der Kurfürst von Baiern erwiederte dem Kaiser auf eine an ihn gerichtete Aufforderung zur Theilnahme am Kriege gegen Frankreich noch besonders, daß er neutral bleiben wolle, aber auch das nur zum Schein, denn, wie wir wissen, war er schon in ein geheimes Bündniß mit Frankreich getreten.

Was indeß den Kaiser mehr als viele tausend Krieger einen glücklichen Erfolg seines Unternehmens hoffen ließ, war der glückliche Umstand, daß er einen Feldherrn an die Spitze seiner Truppen stellen konnte, der zu den ausgezeichnetsten kriegerischen Talenten seiner und aller Zeiten gehört, den schon mehrfach erwähnten Prinzen Eugen von Savoyen. Dieser Held ist es werth, daß wir um seinetwillen auf einige Augenblicke noch den Lauf der Geschichte unterbrechen.

Er war der jüngste von fünf Söhnen Eugen Moritzens (Titulargrafen von Soissons, aus einer Seitenlinie des Savoyischen Hauses, der als General der Schweizer und Statthalter der Champagne in Französischen Diensten stand) und einer Nichte Maza-

eins, Olimpia Mancini. Wegen ſeines ſchwächlichen Körpers ward der kleine Eugen (geb. zu Paris den 18. October 1663) zum geiſtlichen Stande beſtimmt, lernte auch früh und mit großem Eifer Griechiſch und Latein, und ward ſchon im Scherz von Ludwig XIV., der ihn zuweilen ſah, das Aebtchen genannt. Aber mit jedem Jahre fand er ſich zur Theologie weniger aufgelegt, und von allen Büchern, die ihm vorgelegt wurden, las er keine lieber als die alten Geſchichtſchreiber, beſonders ſolche, welche die Kriegsthaten großer Helden beſchrieben. Noch unerwachſen verlor er ſeinen Vater, und dies nöthigte ſeine Mutter, den Hof zu verlaſſen, und in den Niederlanden ihren Witwenſitz aufzuſchlagen. Ihre älteren Söhne hatten bereits Regimenter. Auch Eugen erbat ſich eins, aber der König, der ihn wegen ſeiner Kleinheit verachtete, fand den Einfall wunderlich, und empfahl ihm, im geiſtlichen Stande zu bleiben.

Er war im zwanzigſten Jahre, als die Nachricht von dem neu ausgebrochenen Türkenkriege erſcholl (1683). Mehrere mißvergnügte Officiere glaubten mit Recht, daß man ſelbſt dem Feinde gegen die Ungläubigen beiſtehen dürfe, und baten um Erlaubniß, nach Wien zu gehen. Unter dieſen war auch Eugen und einer ſeiner Brüder. Je kälter Ludwig XIV. die Ritter entließ, deſto freudiger empfing ſie der Kaiſer Leopold. Sie wurden nach Raab in Ungarn geſchickt. Eugen, glücklicher als ſein Bruder, der im erſten Gefecht erſchlagen wurde, lernte den Dienſt mit Ernſt und Eifer, und gab ſchon bei dem berühmten Entſatz von Wien durch Sobieski Proben von großer perſönlicher Tapferkeit, die auch der Kaiſer mit einem Dragonerregimente belohnte. Dennoch veranlaßte ſeine ſchwächliche Figur und ſein grauer Obermantel, in dem er öfters auszureiten pflegte, die kaiſerlichen Soldaten noch lange zu dem Scherze: der kleine Capuziner werde auch nicht vielen Türken den Bart ausraufen.

Aber er wußte ſich bald mehr Anſehen zu verſchaffen. In den folgenden Türkenkriegen, die er mitmachte, ging er dem kriegserfahrenen Prinzen Ludwig von Baden, und dem noch berühmtern Herzog von Lothringen (Karl V.) nicht von der Seite, beobachtete alle ihre Plane, und richtete ihre ſchwierigſten Aufträge aus, ſo daß der letztere ihn bei ſeiner Rückkehr nach Wien dem Kaiſer mit der Verſicherung vorſtellte, in dieſem jungen Helden blühe der erſte Feldherr ſeines Jahrhunderts auf.

Leopold, dieſer Empfehlung eingedenk, bediente ſich des Prinzen

nach dem Ausbruche des dritten Raubkrieges Ludwigs XIV. 1688 in Italien gegen Catinat, ernannte ihn 1691 zum Commandanten von Turin, und 1693 zum Generalfeldmarschall. Nach Eugens glorreichem Siege bei Zenta (Th. IX. S. 421) gab sich der stolze Ludwig alle erſinnliche Mühe, einen so begabten und glücklichen Feldherrn wieder zu gewinnen. Er ließ ihm die Statthalterschaft der Champagne, die Würde eines Marschalls von Frankreich und ein jährliches Gehalt von 2000 Louisd'or anbieten, wenn er zu ihm zurückkehren wollte. Aber Eugen betrachtete mit Recht das Land, das ihn liebreich aufgenommen, als sein wahres Vaterland, und antwortete dem Abgesandten mit der Würde eines Fabricius: „Sagen Sie Ihrem Könige, daß ich kaiserlicher Feldmarschall bin, welches eben so viel werth ist, als der Französische Marschallsstab. Geld brauche ich nicht. So lange ich meinem Herrn pflichtmäßig diene, werde ich dessen genug haben." Und höchst musterhaft ist die Dankbarkeit, mit der er dem Hause Oesterreich ergeben blieb. Alle drei Kaiser, denen er diente, kamen ihm am Geiste nicht gleich, und mußten seiner Einsicht unbedingt huldigen; dennoch fiel ihm nie ein, etwas mehr als ihr Diener seyn zu wollen, und in seinen späteren Jahren hörte man ihn oft sagen: „Leopold war mein Vater, Joseph mein Bruder, und Karl ist mein Herr." Er erkannte sich selbst so richtig, und war so vollendet in sich, daß man nie eine Bemühung bei ihm wahrnahm, sich über Andere erheben zu wollen; eine Gemüthsbeschaffenheit, die ihn mit dem Epaminondas, du Guesclin und Bayard in eine Reihe stellt. Seine amtlichen Berichte stellen selbst die glücklichsten Anordnungen, die seine Klugheit entworfen und seine Thätigkeit ausgeführt hatte, als nothwendige und natürliche Maßregeln vor, die sich von selbst verständen, und alle Zufälle, des Feindes Fehler, und was sonst ohne seine Berechnung zum glücklichen Ausgange einer Schlacht beigetragen, sind aufrichtig mitgenannt. Seine Aufmerksamkeit erstreckte sich auf die unbedeutendsten Dinge, und seine Officiere fürchteten eben so sehr seinen Falkenblick, als sein ungeheures Gedächtniß. Mitten in der Verwirrung der Schlacht blieb er besonnen und ruhig, und Furcht war ihm ganz fremd. Thätigkeit war sein Element. In den Jahren der Kraft brauchte er nur drei Stunden zum Schlaf. Seine Erholung waren die Studien der Mathematik und der Geschichte, auch wohl der Philosophie. Noch in seinem Alter wußte er aus den alten Geschichtschreibern ganze Seiten auswendig. Alle Anordnungen zu Angriffen und Belagerungen entwarf er mit eigner

Hand. Zum Vergnügen und zur Uebung ſann er auf mögliche Fälle, und überlegte, was in jedem derſelben zu thun ſeyn würde. Der Soldat ehrte ſeinen Eifer und ſeinen Ernſt, bewunderte ſeine Klugheit und Geiſtesgegenwart, und liebte ihn wegen ſeiner väterlichen Sorgfalt. Zum großen Verdruſſe manches Verwegenen unter ſeinen Officieren war er ſo bedacht auf Schonung ſeiner Leute, daß er auch nicht einen einzigen ohne Noth verloren gab. Für die Kranken und Verwundeten trug er die eifrigſte Sorge. Ueberhaupt lag ihm die Verpflegung des Heeres, beſonders in den Winterquartieren, über Alles am Herzen, und wenn Mangel eintrat, ſo ſchoß er lieber von dem Seinigen vor, ehe er es an den beſtimmten Zahlungstagen am Solde fehlen ließ. Dafür verlangte er aber auch Pünktlichkeit im Dienſte und ſtrengen Gehorſam. Ausreißer ſchoß er oft mit eigener Hand im Fliehen nieder.

Das Aeußere dieſes großen Mannes fiel nicht ſehr ins Auge. Doch gewann ſein kleiner, leichter und ſehr gewandter Körper durch die Beſchwerden des Krieges bald eine gewiſſe Feſtigkeit, und die bleiche Farbe ſeines länglichen Geſichts verwandelte ſich in eine männliche Bräune. Er hielt den Körper ſehr gerade, und faßte Jeden, der mit ihm redete, ſcharf ins Auge. Seine Stimme war beim Commandiren ſtark, lebhaft und vernehmlich, außerdem ſprach er für einen Franzoſen ſehr bedächtig und langſam. Die Naſe war lang, die Augen ſchwarz und feurig. Den Mund mußte er beſtändig offen halten, weil er (wie Friedrich der Große) die Naſe unaufhörlich voll Spaniſchen Tabaks ſtopfte, womit auch Weſte und Buſenſtreif reichlich bedeckt waren. Sein ſchwarzes Haar ergraute früh, und machte darauf einer gewaltigen Wolkenperücke, nach damaliger Sitte, Platz.

Nie hat ſich ein Ausländer, und zumal ein Franzoſe, ſo glücklich in den Deutſchen Charakter zu ſchicken gewußt, als dieſer Eugen. Das ſah man auch bei Roveredo (im März 1701), wo ſich das Heer verſammelte. Mit blindem Vertrauen folgten ihm die Truppen auf die Alpengipfel. Aber hier boten ſich ſeiner Kühnheit die erſten Schwierigkeiten dar. Alle Päſſe waren ſchon jenſeits von den Franzoſen beſetzt, und der Marſchall Catinat hatte gute Hoffnung, daß Eugen wohl wieder würde nach Hauſe kehren müſſen. Allein dieſem zweiten Hannibal war kein Gebirge unüberſteiglich. Ein Berg, Namens Balbi, verſchloß einen Ausweg, an den kein Franzoſe gedacht hatte. Eugen bewaffnete einige Regimenter mit Hacken, Bohrern und Pulver, und

in wenigen Tagen war durch die vereinte raſtloſe Arbeit ſo vieler Hände ein Weg von ſechs Meilen in der Länge und neun Fuß in der Breite durch den Felſen gebrochen, auf dem man mit Geſchütz und Gepäck ohne Schaden hinüber kam. Wo den Pferden das Ziehen zu ſchwer ward, legten die willigen Soldaten mit Hand an, und mit Erſtaunen ſah Catinat den ganzen Zug von den Bergen herabkommen, und ehe er es verhindern konnte, die Ebene von Verona bis an die Etſch beſetzen (28. Mai). Bald täuſchte Eugen ihn nun durch unerwartete Wendungen, bald verſchanzte er ſich ſo klug, daß er nicht anzugreifen war, und zuletzt (7. Juli) überfiel er ihn bei Carpi und ſchlug ihn aufs Haupt. Da mußte Catinat ſich über den Mincio und Oglio zurückziehen, und Eugen nahm eine treffliche Stellung bei Chiari, wo er ſein Lager meiſterhaft verſchanzte.

Dieſer erſte ungünſtige Erfolg für die Franzoſen verurſachte am Hofe von Verſailles große Unzufriedenheit. Die Maintenon hatte das Vertrauen, daß unter ihrem Liebling, dem Marſchall von Villeroi, die Sachen beſſer gehen würden. Dieſer erhielt daher den Oberbefehl, und traf am 22. Auguſt bei dem Heere ein. Er hatte den Auftrag zu ſchlagen, ging deshalb über den Oglio, griff Eugen in ſeinem verſchanzten Lager bei Chiari an (1. Sept.) und wurde ſo völlig geſchlagen, daß dritthalb tauſend Franzoſen gegen wenige Deutſche auf dem Wahlplatze blieben, und ein allgemeiner Rückzug erfolgte. Beide Feldherren beobachteten ſich noch zwei Monate, und gingen dann in die Winterquartiere, die Franzoſen ins Mailändiſche, die Deutſchen in das Gebiet von Mantua, Guaſtalla und Mirandola. Aber ſelbſt im Winter ließ Eugen Cremona überfallen (1. Febr. 1702), und obſchon die Oeſterreicher die Stadt noch an demſelben Abend wieder räumen mußten, ſo führten ſie doch den Franzöſiſchen Oberfeldherrn gefangen mit ſich fort nach Wien, worüber die alte Frau von Maintenon untröſtlich war.

---

3. Das große Bündniß gegen Frankreich.

Bisher hatten die Seemächte noch immer mit Frankreich unterhandelt, und eine billige Genugthuung für den Kaiſer, die Räumung der Niederlande von Franzöſiſchen Truppen, und Schiffahrt und Handel nach allen Spaniſchen Staaten mit denſelben Vortheilen und Rechten wie die Franzoſen verlangt; aber Ludwig XIV. glaubte jetzt Meiſter

zu bleiben, auch wenn er alle dieſe Forderungen abſchlüge. Unter dieſen Umſtänden war es für Wilhelm III. eine politiſche Nothwendigkeit, ſich des Kaiſers anzunehmen. Die Unterhandlungen wurden abgebrochen, und man beſchloß von Seiten der Seemächte, Oeſterreichs Anſprüche mit gewaffneter Hand zu unterſtützen. Eugens guter Anfang hatte Allen Muth gemacht. Am 7. September 1701 ward ein Schutz- und Trutzbündniß zwiſchen Oeſterreich, England und den Niederlanden geſchloſſen, welches das große Bündniß genannt wurde. Man wollte dem Kaiſer Genugthuung für ſeine Anſprüche verſchaffen, die Spaniſchen Niederlande, Mailand, Neapel und Sicilien erobern, und nicht eher Frieden machen, als bis Sicherheit vorhanden ſey, daß Frankreich und Spanien nie unter Einem Scepter vereinigt werden könnten; was die Seemächte im Laufe des Krieges von den Spaniſchen Beſitzungen in Amerika erobern würden, das ſollten ſie behalten.

Noch hatte das Engliſche Parlament dem Könige nicht mehr als zehntauſend Mann zur Kriegführung bewilligt. Ein Glücksfall wollte, daß die öffentliche Meinung ſich plötzlich zu weit größerer Begünſtigung des Unternehmens wendete. Der frühere König, Jacob II., der ſich nach ſeiner Entthronung dreizehn Jahre in St. Germain aufgehalten hatte, ſtarb daſelbſt am 16. September 1701, und hinterließ einen Sohn, der den Anſpruch machte, der einzige rechtmäßige Erbe der Engliſchen Krone zu ſeyn. Da glaubte nun Ludwig XIV. nichts Klügeres thun zu können, als wenn er durch die Anerkennung dieſes Prätendenten im Innern Englands Zwietracht ſäete. Allein das Verderbliche dieſer Maßregel fiel ganz auf ihn ſelbſt zurück. Die Engländer wurden über Ludwigs Anmaßung, einen Prinzen, deſſen Geſchlecht ſie vertrieben, als ihren rechtmäßigen König zu betrachten, ſo erbittert, daß Wilhelm es wagen durfte, ein neues Parlament zuſammenzurufen, welches ihm nun Subſidien für vierzigtauſend Mann Landtruppen und eben ſo viel Matroſen bewilligte (vgl. Th. IX. S. 461).

Für die Führung des Landheeres hatte das Kennerauge Wilhelms, der damals an einer ſchweren Krankheit litt, einen Mann gefunden, welcher dieſer Stelle vollkommen gewachſen war, nämlich den durch ſeine Thaten in dieſem Kriege ſo berühmt gewordenen Grafen, nachmaligen Herzog von Marlborough *), der zuerſt in den Jahren 1672

*) Vollſtändig John Churchill, Graf von Marlborough. Er war geboren den 20 Junius 1650, und zuerſt Kammerpage bei Jacob II., damaligem Herzog von York, geweſen.

und 73, da die Engländer Frankreichs Verbündete gegen Holland waren, unter dem großen Turenne *) seine Schule gemacht, und späterhin unter Wilhelm III. selbst seine großen Anlagen für den Krieg weiter ausgebildet hatte. Dieser schiffte sich im März 1702 als Oberbefehlshaber der Englischen und Holländischen Landmacht nach den Niederlanden ein, und um dieselbe Zeit erfolgte die Kriegserklärung der Seemächte gegen Frankreich.

Aber die Englischen Truppen waren noch nicht lange in Holland gelandet, als die unerwartete Nachricht einlief, Wilhelm III. sey am 19. März an den Folgen eines unglücklichen Sturzes mit dem Pferde gestorben, und seine Schwägerin Anna, Jacobs II. Tochter und Gemahlin des Dänischen Prinzen Georg, habe, gemäß der bei der Staatsveränderung von 1689 angenommenen Erbfolgeordnung, die Regierung angetreten. Zum Glück veränderte dies nichts in den getroffenen Maßregeln. Wilhelm hatte seiner Nachfolgerin noch auf dem Sterbebette den Grafen von Marlborough als den vorzüglichsten Heerführer im ganzen Königreiche empfohlen, und dieser erhielt darauf sogleich von ihr den Auftrag, den Generalstaaten zu versichern, daß sie ganz nach den Grundsätzen ihres preiswürdigen Vorfahren regieren werde.

Preußen ließ zuerst eine ansehnliche Truppenabtheilung zu Marlboroughs Heere stoßen, nachdem es vorher dem großen Bündnisse beigetreten war, was nunmehr auch vier Reichskreise, der Fränkische, der Schwäbische und die beiden Rheinischen, und besonders noch der Kurfürst von Trier thaten. Holländische und Preußische Truppen rückten in das Kölnische Gebiet ein, um die Franzosen, welche der unpatriotische Kurfürst darin aufgenommen hatte, zu vertreiben, und eroberten die Stadt Kaiserswerth. Um dieselbe Zeit ward das undeutsche Benehmen zweier anderen Deutschen Fürsten, der beiden Herzoge von Braunschweig-Wolfenbüttel, gestraft. Diese, noch erfüllt von heftigem Hasse gegen ihren Nachbarn, den Kurfürsten Georg Ludwig von Braunschweig-Lüneburg (Hannover), hatten mit Frankreich am 1. Mai 1701 ein Bündniß geschlossen, und sich verpflichtet, ein Heer zu dessen Verfügung zu stellen, wogegen ihnen Hülfsgelder versprochen wurden. Sie vermehrten deswegen ihre Kriegsmacht bis auf zwölftausend Mann.

*) Turenne zeichnete ihn sehr aus. In seinem Lager hieß er nur der schöne Engländer. In der That sollen die außerordentliche Schönheit, Kraft und Gewandtheit seines Körpers, verbunden mit der Lebhaftigkeit seines Geistes, ihn unwiderstehlich gemacht haben.

mit welchen ſie vielleicht noch eine andere Abſicht, eben jenen Nachbar betreffend, ausführen wollten. Umſonſt mahnten der Kaiſer, England, Kurbrandenburg und der Niederſächſiſche Kreis ſie ab, ſie beharrten bei ihrem Vorſatze. So wurde denn beſchloſſen, Gewalt zu brauchen. Mit Freuden übernahm der gleich entflammte Nachbar Georg Ludwig im Namen des Kaiſers das Strafamt. Ganz plötzlich, in der Nacht vom 19. zum 20. März 1702, brachen Hannöveriſche Truppen ins Braunſchweigiſche ein, beſetzten alle Städte und Dörfer, entwaffneten die Einwohner und zogen einen Gränzcordon rings umher. Der Streit ward dadurch erledigt, daß der Kaiſer beide Brüder trennte, und den jüngern von aller Mitregierung ausſchloß, worauf der ältere von dem Franzöſiſchen Bündniſſe abtrat, und den größten Theil der Truppen, die er geworben, dem Kaiſer zu überlaſſen verſprach.

Der Beitritt mehrerer Kreiſe zum großen Bündniſſe wider Frankreich hatte deutlich gezeigt, daß die meiſten Reichsſtände über die Kriegsfrage umgeſtimmt waren. Sie gaben daher nun auch dem Verlangen des Kaiſers, daß das geſammte Reich ſich wider Ludwig XIV. erklären möge, Gehör. Am 6. October 1702 erfolgte die förmliche Kriegserklärung des Deutſchen Reichs, und der Franzöſiſche Geſandte zu Regensburg erhielt die Weiſung, ſich binnen 3 Tagen aus der Stadt zu entfernen.

Nicht wenig hatten wohl zu dieſer Entſchließung die glücklichen Erfolge Eugens mitgewirkt; aber was ganz zuletzt noch den Ausſchlag gab, war das Betragen Maximilian Emanuels, Kurfürſten von Baiern. Ihn hatte nichts bewegen können, die Franzöſiſche Partei zu verlaſſen; man wußte, daß er eine anſehnliche Kriegsmacht verſammelt hatte, und plötzlich lief die Nachricht ein, er habe am 8. September in der Nacht die reiche und feſte Stadt Ulm durch Liſt überrumpelt und mit ſeinen Truppen beſetzt. Das erregte allgemeinen Unwillen. Leider hatte der Kaiſer kein Heer mehr übrig, um gegen den Kurfürſten Gewalt zu brauchen, und das Reichsheer unter dem Prinzen Ludwig von Baden war am Rheine ſehr nöthig, wo er bereits die Franzöſiſche Feſtung Landau erobert hatte (10. Sept.), und nun den Marſchall von Villars aufzuhalten ſuchte, der kurz darauf ein ſtarkes Franzöſiſches Heer mit großer Geſchicklichkeit bei Hüningen über den Rhein ſetzte und die Deutſchen am 14. October bei Friedlingen mit überlegener Macht angriff. Ungeachtet der Verluſt in dieſer Schlacht auf beiden Seiten ziemlich gleich war, ſo mußte ſich Villars doch wieder über den Rhein

zurückziehen, und konnte sich nicht, wie er gewünscht hatte, mit dem Kurfürsten von Baiern vereinigen. An der Maas behielt Marlborough gegen die Franzosen die Oberhand. Eugen hatte in diesem Jahre in Italien nur vertheidigungsweise verfahren können, weil die Französische Macht der seinigen weit überlegen war, und nach Villeroi's Abgang von einem Feldherrn angeführt wurde, der es würdig war der Gegner eines Eugen zu seyn, von dem Herzog von Vendome. Beide beobachteten sich fast bloß, schlugen sich einmal bei Luzzara (15. Aug. 1702), aber ohne Entscheidung, und gingen darauf in die Winterraſtungen. Die verbündete Flotte unter dem Befehle des Herzogs von Ormond nahm hingegen im October im Hafen von Vigo in Galicien die Spanische Silberflotte weg, und zerstörte einen großen Theil der Spanischen Seemacht.

4. Die Baiern in Tyrol.

(1703.)

Im folgenden Jahre (1703) erhielt das große Bündniß noch zwei neue Genossen, den König Peter II. von Portugal und den Herzog Victor Amadeus von Savoyen. Jenen bewog der Kaiser dadurch zum Beitritt, daß der Erzherzog Karl ihm in einem geheimen Artikel, wenn er in den Besitz des Reiches gekommen seyn würde, die Abtretung einer Anzahl Spanischer Städte versprach; dem Herzoge von Savoyen war theils das vornehme, gebieterische Betragen der Französischen Generale, die ihn wie einen untergeordneten Fürsten behandelten, unerträglich, theils neigte seine Staatskunst immer nach der Seite hin, die ihm die größeren Vortheile verhieß, und da ihm nun die Seemächte Geldhülfe und der Kaiser Landabtretungen zusagte, so trat er ihnen am 25. October förmlich bei. Aber dieser Schritt kam seinem armen Lande theuer zu stehen. Die Franzosen überschwemmten es in kurzer Zeit, und erlaubten sich darin aus Rachsucht die größten Ausschweifungen und Erpressungen. Vendome hatte schon vorher, als der Französische Hof von den geheimen Unterhandlungen des Herzogs Nachricht erhielt, die Savoyischen Hülfstruppen in seinem Heere unter seine eigenen Regimenter gesteckt, und die Officiere zu Gefangenen gemacht. Eugen war schon zu Anfang des Jahres nach Wien gereist, um den schlechten Zustand seiner Truppen vorzustellen, und sein Stellvertreter, Graf von Stahrenberg, durfte nur vertheidigungsweise verfahren.

Besser war der jetzt zum Herzog ernannte Marlborough versehen. Er brachte das Jahr mit der Belagerung fester Plätze in den Spa-

niſchen Niederlanden und im Kölniſchen zu, und eroberte Bonn (15. Mai), Huy (25. Aug.), Limburg (27. Sept.) und Geldern (22. Dec.). Zum Gegner hatte er den wieder ausgelöſeten Marſchall von Villeroi, der eine Schlacht ſorgfältig vermied.

Dieß war aber auch die einzige Gegend, in der die Verbündeten in dieſem Jahre Glück hatten. Mitten im Deutſchen Reiche loderten jetzt die Kriegsflammen ſchrecklich auf, durch Schuld des unpatriotiſchen Kurfürſten von Baiern. Dieſen zu züchtigen, hatte der Kaiſer ſein Land durch zwei Heeresabtheilungen ſchon im März von zwei verſchiedenen Seiten überfallen laſſen; allein der Kurfürſt hatte die eine glücklich wieder hinausgeſchlagen, ſchützte ſich gegen die andere, und beſetzte unter großem Geſchrei aller Geſandten ſogar Regensburg. Um ſich mit ihm zu vereinigen, war Villars ſchon früher zweimal über den Rhein geſetzt, jetzt geſchah es abermals. Zwar griff er die Deutſchen Linien bei Stollhofen vergeblich an, aber vermittelſt eines geſchickten Marſches durch den Schwarzwald und das Kinzinger Thal rückte er über Donaueſchingen nach Outlingen in Schwaben vor, wohin der Kurfürſt ihm entgegengekommen war, ſo daß die Vereinigung am 12. Mai erfolgte. Nun entſtand aber Streit zwiſchen Villars und dem Kurfürſten, wohin man ſich wenden ſolle. Villars meinte, nach Wien; Maximilian wollte in Tyrol einfallen, und dem Herzog von Vendome den Weg ins Oeſterreichiſche bahnen. Ludwig XIV. mußte endlich entſcheiden und ſtimmte für das letztere. Villars blieb nun zur Bedeckung Baierns zurück, und der Kurfürſt trat mit etwa ſechzehntauſend Mann den Zug in das Tyroliſche an. Am 17. Junius forderte er Kufſtein auf, ſich zu ergeben. Der tapfere Befehlshaber dieſer Bergfeſtung gab eine entſchloſſene Antwort, und ließ, um die Stadt beſſer vertheidigen zu können, die Vorſtädte in Brand ſtecken. Aber zum Unglück warf ein plötzlich entſtehender Sturmwind die Flamme auf die Stadt ſelbſt, das Pulvermagazin ſammt allen Bomben und Granaten flog in die Luft, und während die Beſatzung in größter Verwirrung zum Löſchen und Retten Hand anlegte, erſtiegen die Baiern das Schloß. Im erſten Schrecken über dieſe Begebenheit ergaben ſich auch die nächſtgelegenen Plätze Rattenberg, Hall u. ſ. w. leicht, und am 25. Junius ſogar das ſo wichtige Innſpruck. Von hier aus ging der Zug weiter nach der bekannten Ehrenberger Klauſe. Auch dieſer Paß wurde glücklich erobert, und nun zog man auf den Brenner los, den Gipfel der Tridentiniſchen Alpen, zwiſchen dem Inn der Eyſach und Etſch. Aber hier war

den Eroberern ihr Ziel gesteckt. Die tapfern Tyroler erhoben sich und griffen zu den Waffen, zur Vertheidigung ihres Landes und zum Verderben der Angreifer. In den nur ihnen bekannten und zugänglichen Schlupfwinkeln neben und über den gefährlichen Felsenwegen versteckt, warfen und schossen sie alle Vorübergehenden nieder. Ein Hülfshaufen Oesterreichischer Truppen, den ihnen der Kaiser unter dem General Guttenstein zuschickte, machte ihnen noch mehr Muth, und so kamen sie bewaffnet, unter der Anführung des wackern Beamten von Landeck, Martin Sterzinger, zu Tausenden herbei, besetzten alle Höhen über jenen engen Pässen, durch welche die Baiern ziehen mußten, und gaben ein herrliches Beispiel von aufopfernder Vaterlandsliebe und Anhänglichkeit an das angestammte Fürstenhaus, wie ihre Nachkommen im neunzehnten Jahrhundert es auf dieselbe Weise und gleichfalls gegen Baiern und Franzosen gegeben haben. Von allen Felsenspitzen rollten Steine und Baumstämme, flogen Kugeln auf die Feinde herunter, die, dicht zusammengedrängt, unkundig der Gegend, und ohne ihr Geschütz brauchen zu können, ein sicherer Raub des Todes wurden. In einem Hohlwege lauerte ein Tyrolischer Jäger mit seiner Büchse dem Kurfürsten selber auf, schoß aber statt seiner den Grafen von Arco nieder, irre geführt durch dessen reiche Kleidung. Abgeschnitten von der ganzen übrigen Welt, konnte man überdies in diesen öden Klüften weder aus dem Vaterlande noch von Vendome die geringste Nachricht erhalten. So beschloß man denn in dieser schlimmen Lage den Vereinigungsplan aufzugeben und den Rückzug wieder anzutreten. Dieser war aber noch unglücklicher als der Hinmarsch, denn die immer mehr ermuthigten Bergbewohner tödteten noch eine große Menge, wofür sich denn freilich die Baiern wieder in den durchzogenen Dörfern und Städten an den Weibern und Kindern barbarisch genug rächten. Alle eroberten Städte und Schlösser mußten indeß, bis auf Kufstein, wieder verlassen werden, und so kam der Kurfürst sehr kleinmüthig, und nur etwa mit der Hälfte der Mannschaft, mit der er vor zwei Monaten ausgezogen war, im Anfange des August wieder in Baiern an. Vendome war bis Trient gekommen, und nachdem er jenen oort lange vergebens erwartet hatte, mußte er gleichfalls wieder umkehren, um nicht von Italien abgeschnitten zu werden.

Maximilian Emanuel fand seinen Verbündeten, den Marschall von Villars, zwischen Lauingen und Dillingen, und den Oesterreichischen General Styrum bei Haunsheim fest verschanzt, und eben rückte

auch Ludwig von Baden mit dem Rheinheere herbei, und warf ſich in Augsburg und Friedberg. Dadurch ward den Franzoſen und Baiern alle Zufuhr abgeſchnitten, und nur ein glückliches Treffen konnte ſie retten. Dieß bedachte Styrum nicht, ſondern in der Hoffnung, ſie noch näher einzuſchließen, verließ er ſein feſtes Lager, um bei Donauwerth über die Donau zu gehen. Aber ehe er noch dieſe Stadt erreicht hatte, holten Villars und der Kurfürſt ihn ein, und lieferten ihm am 20. September zwiſchen Oberklau und Höchſtädt eine Schlacht, in der er, trotz allem Widerſtande, der überlegenen Macht weichen mußte. Dadurch erhielten die Franzoſen und Baiern wieder Luft, doch thaten ſie vor der Hand nichts weiter, weil die Häupter in beſtändigem Zwiſte waren. Dafür aber nahmen zwei andere Franzöſiſche Heere, unter dem Herzoge von Bourgogne und dem Marſchall von Tallard, die wichtigen Feſtungen Breiſach (6. Sept.) und Landau (16. Nov.) weg, und am 13. December mußte ſich auch das reiche Augsburg an die Baiern und den Grafen von Marſin ergeben, den Ludwig XIV. an die Stelle des wegen ſeiner ſteten Zwiſtigkeiten mit dem Kurfürſten von Baiern abgerufenen Villars nach Schwaben geſandt hatte. So ſchlimm endete den Verbündeten der Feldzug von 1703.

5. Die Schlacht bei Höchſtädt.
(13. Aug. 1704.)

Ehe ſich der Kurfürſt in die Winterquartiere begeben, hatte er noch am 8. Januar 1704 Paſſau, den Schlüſſel von Oeſterreich, beſchoſſen und am folgenden Tage durch Vertrag eingenommen. Eugen brachte, wie gewöhnlich, den Winter in Wien zu, und hier berathſchlagte man ernſtlich, wie man das Mißgeſchick des letzten Feldzugs wieder gut machen wolle. Was die Noth vergrößerte, war, daß im Jahr vorher ein Aufruhr in Ungern ausgebrochen war, und daß man einen großen Theil der in Deutſchland ſo nöthigen Truppen dorthin hatte ſchicken müſſen. Die Ungern hatten von Neuem Anlaß zu großen Beſchwerden. Sie klagten über Verachtung der Nation, während Ausländer in Aemtern und Würden ſeien, über ſchwere Steuern, Unfug der Soldaten, verweigerte und willkürliche Rechtspflege, die Proteſtanten noch beſonders über Gewiſſenszwang*). Die Unzufriede-

*) Mailath, Geſchichte der Magyaren, Bd. V. S. 68.

nen fanden ein Haupt an dem Fürsten Franz Ragoczy, den der Kaiser auf einen bloßen Verdacht hin hatte einkerkern lassen, der aber Mittel gefunden hatte, sich durch die Flucht zu retten. Sein Anhang wuchs von Tage zu Tage, und die Oesterreichische Herrschaft in dem schönen Königreich wankte.

In Betreff des Feldzugs in Deutschland ward beschlossen, daß Eugen dießmal gleichfalls dorthin gehen, und mit Ludwig von Baden und Marlborough vereinigt an der Vertreibung des innern und äußern Feindes arbeiten sollte. Von den Generalstaaten war nicht zu erwarten, daß sie in Marlboroughs so weite Entfernung willigen würden. Er selbst theilte ihnen daher nur die Hälfte des Plans mit, und bat bloß um die Erlaubniß, bis an die Mosel vorrücken zu dürfen, welches nur nach langem Widerspruche zugegeben ward. Er versammelte darauf im Frühjahr sein verbündetes Heer zu Mastricht, rückte nach Köln, und von da den Rhein hinauf nach Koblenz (im Mai). Dann ging er, zum Schein nach Trier, die Mosel hinauf, um die Franzosen zu täuschen, und plötzlich wandte er sich hierauf zurück nach Mainz, und stand in Kurzem, wo ihn Niemand vermuthet hatte am Neckar*). Hier, bei Heilbronn, kamen Ludwig von Baden und Eugen zu ihm (im Junius). Die Feldherren überhäuften sich mit Höflichkeit Ludwig nannte Marlborough den Retter Deutschlands, und der Herzog erwiederte darauf, nur von ihm könne er lernen, wie man das Reich retten möge. Eugen rühmte die Schönheit der Marlboroughschen Truppen und den ungemeinen kriegerischen Muth, der jedem Einzelnen aus den Augen blitze, und desgleichen er nie gesehen habe, worauf der Engländer entgegnete, wenn dem so sey, wie er sage, so habe einzig die Gegenwart Seiner Hoheit ihnen dieß Feuer eingeflößt.

Die drei Feldherren hielten nun Kriegsrath mit einander, und wurden darin einig, daß Eugen an den Rhein rücken solle, die Linien bei Stollhofen zu vertheidigen. Marlborough und der Prinz von

*) Dieser Marsch ist eine von Marlboroughs glänzendsten Thaten. Er hatte es nicht bloß mit einem wachsamen und vorsichtigen Feinde zu thun, den er täuschen mußte; nicht bloß vor den Holländern, deren Feldherren durch Eifersucht und Unentschlossenheit seine Thätigkeit schon früher gelähmt hatten, mußte er seine eigentliche Absicht verheimlichen, sondern sogar dem Englischen Ministerium und selbst seiner Königin scheint er nicht sein ganzes Vorhaben enthüllt zu haben, indem seine Feinde im Cabinet, die heftigen Torys, schon damals gegen alle weitaussehenden Kriegspläne ankämpften, und nur eine laue Theilnahme wünschten. S. Coxe Memoirs of John Duke of Marlborough, T. I. pag. 234. Ed. in 4to.

Baden hingegen ſollten gemeinſchaftlich in Baiern eindringen; und damit nie ein Streit unter ihnen entſtehe, ſo ſolle jeder von ihnen beiden einen Tag um den andern den Befehl führen. Marlborough zog hierauf von Heilbronn nach Ulm, wo Ludwigs Reichsheer ſtand (22. Juni), und beide beſchloſſen nun, mit vereinigter Macht auf die Franzoſen und Baiern loszugehen.

Dieſe ſtanden in einem feſten Lager zwiſchen Lauingen und Dillingen verſchanzt. Um aber den Verbündeten den Uebergang über die Donau zu erſchweren, ſandten ſie einen Theil ihrer Truppen, unter dem Grafen von Arco, auf den Schellenberg bei Donauwerth, um ſich dort gleichfalls zu verſchanzen. Aber dieß glaubten die Verbündeten, die es zeitig genug erfuhren, nicht zugeben zu dürfen. Sie rückten ihnen ſchnell nach, ſetzten über die Wernitz, und erſchienen am 2. Julius am Schellenberge, auf welchem jene mit ihren Verſchanzungen noch lange nicht fertig waren. Marlborough, der an dieſem Tage den Oberbefehl führte, wollte ſich die Ehre des Angriffs nicht nehmen laſſen, und ſo begann noch ſpät, gegen ſechs Uhr des Abends, die Schlacht. Marlborough führte ſeine Engländer und Holländer auf dem linken Flügel, Ludwig von Baden ſeine Reichstruppen auf dem rechten, dem Feinde entgegen. Die Wuth der Fechtenden von beiden Seiten war fürchterlich, aber ſchon in der erſten Stunde mußten die Baiern weichen. Die Kaiſerlichen erſtiegen die Verſchanzungen zuerſt, dann drangen auch die Engländer und Holländer hindurch, und den Angegriffenen blieb nichts übrig, als über die Donau nach Lauingen zu fliehen, auf welchem Wege jedoch Viele unter den Hieben der nachſetzenden Reiter fielen, und noch Mehrere in den Fluß geſprengt wurden. Der Verluſt an Mannſchaft war auf beiden Seiten zwar ungefähr gleich groß, allein den Verbündeten fiel doch das ganze Gepäck ſammt allen Zelten der Feinde, einige trefflich gefüllte Magazine in Donauwerth und ſechzehn Kanonen in die Hände. Das reiche Silberzeug des Grafen von Arco ward unter die Soldaten zur Belohnung ihrer Tapferkeit vertheilt.

Der Kurfürſt und der Graf von Marſin hielten ſich nun auch in ihrem Lager bei Lauingen nicht mehr ſicher, und zogen ſich daher unter die Kanonen von Augsburg zurück, wo ſie eine Verſtärkung erwarten wollten, mit welcher der Marſchall von Tallard bereits auf dem Wege war. Marlborough forderte jetzt den Kurfürſten dringend auf, von dem Franzöſiſchen Bündniß abzugehen, wozu der Kaiſer noch die

billigsten Versprechungen fügte; doch umsonst. Man bediente sich hierauf des Mittels, das Baierland schrecklich zu verwüsten und auszuplündern, und das Jammergeschrei der Unglücklichen ward so laut, daß der Kurfürst von seinen Räthen auf das dringendste gebeten ward, sich mit dem Kaiser zu versöhnen. Weinend kam selbst die Kurfürstin und flehte ihn an, daß er sein Haus und Land nicht der unglückseligen Treue für Frankreich opfre. Aber die Gegenvorstellungen Marsins und zweier Bairischen von Frankreich gewonnenen Generale*) hatten bei dem Kurfürsten größeres Gewicht. Kurze Zeit schwankte er; als indeß Tallard mit acht und vierzig Bataillonen Fußvolk und sechzig Schwadronen Reiterei wirklich herbeikam, und sich am 3. August mit dem Kurfürsten bei Augsburg vereinigte, waren alle Besorgnisse des Letztern verschwunden, und Leopolds Friedensvorschläge wurden völlig verworfen. Aber wie Tallards böser Geist war auch zugleich der lauernde Eugen mit achtzehntausend Mann aus den Linien bei Stollhofen hinter ihm hergezogen, und stand um eben diese Zeit in der Gegend von Donauwerth, wo sich Marlborough so schnell als möglich mit ihm vereinigte (11. Aug.). Den alten mürrischen und bedächtigen Prinzen von Baden hatte der Letztere schon vorher listig genug fortgeschickt, indem er ihm die Nothwendigkeit vorgestellt hatte, Ingolstadt zu belagern, wozu sich derselbe aus einer besondern Vorliebe für Belagerungen willig verstanden hatte. Mit Eugen allein wurde der stolze Herzog sehr gut fertig, weil dieser vermöge seiner seltenen Bescheidenheit, um des allgemeinen Besten willen, jede eigne Anmaßung gern unterdrückte, und dem ältern Feldherrn keinen Vorschlag aufzudringen versuchte, dessen Nothwendigkeit er ihm nicht durch die bloße Darlegung der Gründe einleuchtend machen konnte. Beide rückten nun gemeinschaftlich am Dienstag (12. Aug.) auf den Flecken Höchstädt zu, da sie Nachricht hatten, daß der Feind bereits in der vorigen Woche bei Lauingen über die Donau gegangen sey. Beim Recognosciren fanden sie ihn schon in der Gegend von Höchstädt aufgestellt, und beschlossen sogleich, ihm eine entscheidende Schlacht zu liefern. Am Mittwoch, den 13. August, rückten sie früh um halb vier Uhr aus dem Lager, und um sechs Uhr bekamen sie den Feind zu Gesicht. Die Kanonade begann gegen halb neun Uhr, aber da man noch einige Moräste umgehen, und über einige Bäche setzen mußte,

*) Zschokke, Baierische Geschichte, Bd. III. S. 490.

ſo fing die eigentliche Schlacht erſt um ein Uhr Nachmittags an. Die Franzoſen hatten den Vortheil der beſſern Stellung und der weit größern Truppenzahl für ſich, und nur die höchſte Nothwendigkeit konnte die verbündeten Feldherren bewegen, ſie anzugreifen. Aber was nur irgend die vereinte Klugheit zweier trefflicher Männer und das Vertrauen ihrer Mannſchaft auf ſie bewirken konnte, das ward bewirkt. Marlborough führte den rechten Flügel, heimlich betend, gegen Tallard an (er ſelbſt geſtand nachher, er habe nie ſo viel gebetet, als an dieſem Tage), Eugen drang mit dem linken auf die Baiern ein. Mehrmals wurden ſie zurückgeworfen, aber immer ſetzten ſie ſich wieder und gingen aufs Neue in das fürchterlichſte Feuer. Ein Engliſcher General, deſſen Reiterregiment ſchon zweimal geſchlagen war, lenkte zur Flucht um. Marlborough holte ihn ein, und rief: „Mein Herr, Sie ſind im Irrthum, dort ſteht der Feind, und Sie dürfen ihm nur das Geſicht zukehren, ſo gehört der Tag Ihnen.“ Beſchämt that jener ſeine Schuldigkeit, und erhielt ſo einen Antheil an dem gemeinſchaftlichen Siege; denn nach Sonnenuntergang ward die Flucht der Feinde allgemein. Zwanzigtauſend Franzoſen und Baiern lagen todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde; 15,220 Mann, und unter dieſen der Marſchall von Tallard ſelbſt nebſt ſeinem Sohne und achthundert und achtzehn Officieren waren gefangen. Mit dem Reſte ſetzten der Kurfürſt und der Graf von Marſin über die Donau, um ſich unter die Kanonen von Ulm und Memmingen zu flüchten. Die Beute der Sieger war außerordentlich. Die reiche Kriegskaſſe, 5300 Wagen mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf, 3600 Zelte, zwei Schiffbrücken, hundert und ſiebzehn Kanonen, vier und zwanzig Mörſer, hundert und neun und zwanzig Fahnen, hundert und ein und ſiebzig Standarten und ſiebzehn Pauken fielen in ihre Hände. Das Franzöſiſche Heer war ſo gut als vernichtet, ganz Baiern und Schwaben vom Feinde gereinigt, und der bisher ſo hartnäckige Kurfürſt von Baiern nun durchaus zu Grunde gerichtet. Von dieſem glorreichen Tage an tönte der Name Marlborough in tauſend Liedern wieder, und der Kaiſer voll gerechten Dankgefühls gegen den Retter ſeiner Ehre und den Ueberwinder ſeiner Feinde, ernannte ihn auf der Stelle zum Reichsfürſten. Er ſelbſt krönte ſeinen Ruhm noch durch menſchenfreundliche Sorgfalt für die Verwundeten und durch höfliches Benehmen gegen die Gefangenen. Dem tiefgebeugten Marſchall von Tallard ſagte er über ſeinen vortrefflichen Charakter verbindliche Dinge; und

als dieſer äußerte, er habe die bravſten Truppen von der Welt geſchlagen, erwiederte er lächelnd: „Ich hoffe, Ew. Gnaden werden diejenigen ausnehmen, welche die Ehre gehabt haben, ſie zu ſchlagen.“

Dem Kurfürſten von Baiern blieb nun nichts übrig, als mit ſeinen Bundesgenoſſen über den Rhein zu ziehen. Sein Land, wie auch die Reichsſtädte Regensburg, Augsburg und Ulm, wurde ſogleich von den Kaiſerlichen beſetzt *), die, wie man denken kann, nicht glimpflich damit verfuhren; und ſeinem Abgeordneten auf dem Regensburger Reichstage ward angedeutet, in drei Tagen die Stadt zu verlaſſen. Die Feldherren zogen hierauf an den Rhein; Ludwig von Baden, um Landau abermals zu belagern (welches am 24. Nov. überging), Eugen und Marlborough hingegen nach Kronweißenburg, um den Marſchall von Villeroi abzuhalten. Trier ward von den Franzoſen freiwillig verlaſſen, Trarbach ergab ſich an den Erbprinzen von Heſſen-Kaſſel (18. December). Im Spätherbſt ging Eugen nach Wien, und Marlborough über Berlin und Hannover nach London. Für Ludwig XIV. begann jetzt eine Reihe von Unglücksfällen und Demüthigungen **).

6. Ausbruch des Krieges in Spanien ſelbſt. (1704—1707.)

Schon König Wilhelm von England hatte den Plan zu einem Angriffe auf Cadix entworfen, und nach ſeinem Tode wurde er ausgeführt. Am 12. Auguſt 1702 langte eine zahlreiche Engliſch-Holländiſche Flotte an der Spaniſchen Küſte an. Cadix wurde zwar wegen der Uneinigkeit der Anführer und der ſchlechten Anſtalten wegen, die ſie machten, nicht genommen, aber bei ihrer Rückkehr drangen die verbündeten Schiffe in den Hafen von Vigo, wo eine außerordentlich reich beladene aus America nach Spanien gekommene Flotte lag, zerſtörten viele Schiffe, bemächtigten ſich anderer, und führten große Beute von dannen. Es war ein harter Schlag für die Spaniſche Regierung, ihre Seemacht war faſt vernichtet. Auch ſonſt war der Zuſtand Spaniens

*) Vermöge eines am 7. Nov. 1704 zu Ilbesheim bei Landau mit dem Römiſchen Könige geſchloſſenen Vertrages behielt die Kurfürſtin zu ihrem Unterhalte bloß die Stadt und das Rentamt München. Das ganze übrige Land erhielt einen kaiſerlichen Statthalter.

**) Das Unglück Frankreichs in dieſer Zeit ward noch im Innern vermehrt durch den Aufſtand der Camiſarde; vergl. Th. IX. S. 302 fg.

ſehr traurig. Der ſchwache Philipp V. hatte ſich mit einer Savoyiſchen Prinzeſſin vermählt; dieſe brachte eine ränkevolle Oberhofmeiſterin, die Prinzeſſin Urſini, mit; ein verhaßtes Weiberregiment verdrängte und erbitterte mehrere Große von Spanien, die bisher Alles gegolten hatten; einige wandten ſich nach Portugal. Die Mißvergnügten fingen an, mit den Verbündeten zu unterhandeln, ſie verſprachen den Oeſterreichiſchen Erzherzog Karl als König anzuerkennen, wenn er nur perſönlich nach Spanien kommen und ſich an ihre Spitze ſtellen wollte. Auf dieſe perſönliche Einwirkung Karls drang auch der König von Portugal, indem er zum großen Bündniſſe trat. Der Erzherzog ging daher wirklich am 19. September 1703 von Wien ab, brachte aber erſt den Winter in England und Holland zu, und landete am 1. März 1704 mit zwölftauſend Engländern und Holländern an der Portugieſiſchen Küſte.

In Portugal fand er noch ein Heer, an deſſen Spitze der König Peter II. ſelbſt nach Spanien rückte. In einem Manifeſt vom 9. März legte Karl die Gerechtigkeit ſeiner Anſprüche und ſeines Krieges gegen Philipp von Anjou dar. Aber beide Fürſten waren ſchlechte Helden, und ihre Truppen waren elend disciplinirt. Indeß war das Franzöſiſch-Spaniſche Heer, welches der Herzog von Berwick anführte, auch nicht thätiger. Man nahm von beiden Seiten wenig vor, und ging frühzeitig in die Winterquartiere. Hätte nicht die vereinigte Flotte das für England ſo wichtige Gibraltar weggenommen (4. Aug. 1704), ſo wäre in dieſem ganzen Jahre faſt gar nichts geſchehen.

Im folgenden Jahre (1705) ward mehr ausgerichtet. Die Verbündeten hatten beſchloſſen, ſich zuerſt der Catalonier und Valencier zu verſichern, unter denen die Unzufriedenheit über die ſchweren Steuern am größten war. Sie ſetzten zu dem Ende am 8. Auguſt einen Valencier, Namens Baſſet, ans Land, der die Geſchicklichkeit eines Volksaufwieglers im höchſten Grade beſaß. Nachdem er mit ſeiner Schaar zuerſt die Stadt Denia überfallen und erobert hatte, ließ er Karl von Oeſterreich daſelbſt zum König von Spanien, und ſich ſelbſt zum Vicekönig und Befehlshaber aller Truppen in Valencia ausrufen, und verkündigte eine allgemeine Befreiung von den verhaßten Abgaben. Dagegen ſammelte er Kriegsſteuern ein, und erhielt mehr, als die Abgaben betragen haben würden. Barcelona ward von ſeinem Statthalter gegen die verbündete Flotte eine Zeit lang vertheidigt, ergab ſich aber endlich auch, und die Bürger erklärten ſich, wie allmählich faſt in allen übrigen Städten von Catalonien, Valencia und Aragonien,

für Karl von Oeſterreich. Baſſet benutzte die allgemeine Unentſchloſſenheit und Verwirrung mit großer Klugheit. An der Spitze eines kleinen Haufens ſetzte er ſich ſogar in den Beſitz der Hauptſtadt von Valencia, wo er den Grafen von Cardonne zum Vicekönig ernannte, und ſeine eigene Mutter, eine bisher unbekannte Frau, wurde von Karl zur Marquiſin von Cullera erhoben und mit den Gütern dieſes Namens beſchenkt. So war denn ein heftiger Bürgerkrieg in Spanien ausgebrochen. Parteien kämpften gegen Parteien, und jeder überließ ſich ſeinen perſönlichen Leidenſchaften, der Raubgier und Rachſucht, ſo lange die öffentliche Gerechtigkeit gehemmt war, und Niemand wußte, welcher von den beiden Königen die Oberhand behalten würde. Daß man die Engländer, Holländer und Deutſchen als Ketzer verabſcheute, verſtärkte noch das Gift des Parteihaſſes. Auch die uralte Nationalfeindſchaft der Caſtilier und Aragonier kam wieder zum Vorſchein; viele Frevel und Grauſamkeiten wurden jetzt in dem ganz aufgelöſeten Spanien verübt.

Da aber unter den beiden Häuptern, welche ſich jetzt um die Krone ſtritten, keiner von ausgezeichneter Geiſteskraft war, ſo ſchien es, als ſollte nur der Zufall zuletzt einen Ausſchlag geben. Karl, der ſchon Alles gewonnen hatte, zauderte viel zu furchtſam, und anſtatt raſch auf Madrid loszugehen, hielt er ſich zur Unzeit lange in Barcelona und in Aragonien auf. Aber freilich, außer der Furchtſamkeit, zu der ihn die Natur der Sache in einem fremden Lande wohl berechtigen konnte, war er auch viel zu wenig Herr ſeiner Truppen, um ſich ihnen kühn anvertrauen und etwas mit ihnen wagen zu können. Der Graf Peterborough, Anführer des Engliſchen Heeres und der Flotte, ließ ſich nichts vorſchreiben. Derſelbe Fall war mit Philipp von Anjou, der ſich gern den Wünſchen ſeiner Spanier gefügt hätte, wäre ihm nicht jeder Schritt im Cabinette zu Verſailles vorgezeichnet worden, und hätte nicht der Franzöſiſche Geſandte, Graf von Amelot, mit der ſeinem Volke eigenen Anmaßung immer ſtatt ſeiner das Wort geführt und die Spaniſchen Granden mit Verachtung behandelt.

Zwei Franzöſiſche und zwei verbündete Heere ſtanden in verſchiedenen Gegenden Spaniens, ohne nach einem beſtimmten Plane zu handeln. Da die beiden Könige nicht über die Truppen ihrer Helfer gebieten durften, ſo erlaubten ſich dieſe alle Arten von Ausſchweifungen, zu denen ſich der Soldat in Kriegszeiten vermöge der Unſicherheit ſeines Lebens berechtigt glaubt. Wer in Barcelona den Soldaten nicht

Haus und Hof, Weiber und Töchter Preis gab, ward für einen Feind des Oeſterreichiſchen Hauſes erklärt, und als ein ſolcher behandelt. Ebenſo mußte in Caſtilien jede Verweigerung des Eigenthums gleich ein Beweis der heimlichen Abneigung gegen Philipp ſeyn. Im Mai 1706 rückten 30,000 Portugieſen und 12,000 Engländer und Holländer in Eſtremadura ein, jene von dem Marquis las Minas, dieſe von dem Grafen Galloway angeführt. Sie nahmen eine Beſatzung von 5000 Mann gefangen, die der Franzöſiſche Marſchall von Berwick in Alcantara geworfen hatte, und nöthigten dadurch den letztern, ſich mit dem Reſte ſeiner Mannſchaft zurückzuziehen. Nach der Wegnahme von Eſpinar zeigten ſich die Portugieſen auf den Höhen vor Madrid. Viel zu ſchwach, um dieſen, vermöge der Nationaleiferſucht zwiſchen Spaniern und Portugieſen, doppelt verhaßten Feind abzuhalten, dachte man nur darauf, den Hof in Sicherheit zu bringen. Die Königin zog mit ihren Damen nach Burgos, und der Adel folgte entweder ihr oder dem Könige in Berwicks Lager, oder begab ſich auf ſeine Güter. Alle Gerichtshöfe wurden geſchloſſen. Las Minas ſandte hierauf zweitauſend Reiter nach Madrid, die auch den 25. Junius ohne Widerſtand, wiewohl mit allen Zeichen des Unwillens und Nationalabſcheues eingelaſſen wurden. Zwei Tage darauf hielt er ſelbſt mit dem Grafen von Galloway ſeinen Einzug, und beide ſtiegen in dem königlichen Luſtſchloſſe Pardo ab. Ihre Truppen lagerten ſich außerhalb der Stadt, längs dem Manzanares. Alles war ſtill, auf allen Geſichtern las man Abſcheu, der nur durch die Furcht zum Schweigen gebracht war. Man ſtellte die Gerichtshöfe wieder her, aber viele der Richter waren abweſend. Man erwartete Nachricht von Karl, und lud ihn ein, ſchnell mit dem Heere herbeizukommen; aber alle dahin abgeſandten Eilboten wurden von den Spaniern aufgefangen, und Karl, der ganz unthätig bei Saragoſſa ſtand, erfuhr nicht das geringſte davon, daß die Hauptſtadt von Spanien ſein ſey. Dagegen verbreiteten die Spanier in Madrid das Gerücht, er ſey in Aragonien geſtorben, und dieß machte ſeine Anhänger und das Portugieſiſche Heer unentſchloſſen und muthlos. Das letztere, anſtatt auf Berwicks ſchwachen Heerhaufen loszugehen und ihn ſammt dem Könige Philipp über die Pyrenäen zum Lande hinaus zu treiben, ergab ſich ſorglos der Trägheit und allen Ausſchweifungen; und ſo weit ging der Haß in Madrid, daß ſelbſt die liederlichen Weibsperſonen aus der Stadt es planmäßig darauf anlegten,

die Portugiesen durch Ansteckung zu Grunde zu richten. Mehr als sechstausend starben in den Hospitälern zu Madrid.

Endlich spät im Julius drang die Nachricht von der Einnahme dieser Stadt auch nach Aragonien zum Erzherzog Karl, der nun sogleich mit dem Heere des Grafen von Peterborough aufbrach. Aber indem der Marquis las Minas, der langen Unthätigkeit müde, die Stadt verließ, um ihm entgegen zu gehen, schnitt ihn plötzlich der Marschall von Berwick von der Stadt ab, und ließ die im Pardo zurückgebliebenen zweihundert Mann durch fünfhundert Reiter gefangen nehmen. Philipp V. zog darauf am 22. September wieder ein, und ward mit außerordentlicher Freude empfangen. Um Geld zu erhalten, wurden nun viele Anhänger Karls ihrer Güter beraubt. Nach vielen Umwegen und ungewissen Märschen vereinigte sich endlich las Minas mit dem Erzherzog an der Grenze von Castilien; aber beide Heere waren jetzt so geschwächt, daß sie gar nicht mehr daran dachten, auf die Hauptstadt loszugehen. Vielmehr ward nach langem Streite der verschiedenen Häupter beschlossen, nach dem getreuen Valencia zurückzukehren, welches sie auch — schon aus Haß gegen die Castillaner — so freudig aufnahm, daß selbst die Franziscaner und Capuziner aus den verschiedenen Klöstern ihnen entgegenzogen, um sie zu bewillkommnen. Der Graf Peterborough war übrigens des vielen planlosen Hin- und Herziehens so satt, daß er seinen Hof um Erlaubniß bat, nach England zurückkehren zu dürfen, da er doch, wie er schrieb, deutlich voraussehe, daß der Erzherzog Karl nimmermehr zur Herrschaft über die Castilier gelangen werde. Es ward ihm bewilligt. Karl kehrte gegen den Winter, auf Bitten der Catalonier, nach Barcelona zurück. Das Ende dieses Feldzuges war, daß die verschiedenen Heerführer der Verbündeten einander gegenseitig bei ihren Höfen verklagten, wobei natürlich Jeder die Schuld von sich abwälzte, und alle fruchtlosen Erfolge dem Umstande zuschrieb, daß man *ihm* nicht gefolgt sey.

Kriegerische Auftritte — ihrer Natur nach schon ein trauriger Anblick für den Menschenfreund — können nur dann ein Interesse gewähren, wenn sie als die Wirkungen ungewöhnlicher Kräfte und Anstrengungen erscheinen, und die Vielseitigkeit des menschlichen Geistes bis zur Bewunderung vor Augen legen. Wer verfolgt nicht mit einem eigenen Vergnügen die Kriegsthaten großer Helden! Aber ein Krieg wie der bisher erzählte Spanische ist nicht bloß eine elende Plage für die Zeitgenossen, sondern noch ein Aerger für die Nach-

welt. Vielerlei Wille, gebrochene Kräfte, Unentſchloſſenheit aus Mangel an Einſicht, verkehrte Maßregeln und ſchlechtes Benehmen ſelbſt im Glücke — wer kann das ſchon im Leben eines Privatmannes ohne Unwillen erblicken? Und nun gar die Erringung eines Königreichs, dieß erhabene Schauſpiel, in den Händen ſo geringer Talente!

Das Jahr 1707 verfloß den bedrängten Spaniern nicht minder unglücklich als die beiden vorigen. Die uralte Feindſchaft zwiſchen dem ehemaligen Aragoniſchen und Caſtiliſchen Reiche zeigte ſich immer greller, und Karl und Philipp gaben zu dem eiferſüchtigen Streite nur die Namen und den Vorwand her. Da der Letztere dießmal Verſtärkung aus Frankreich erhielt, ſo neigte ſich das Glück auf die Seite der Caſtilier, und was ihnen noch an Macht fehlte, das erſetzte die ſtete Uneinigkeit der Verbündeten. Zuerſt rückte der Marſchall von Berwick in die Provinz Valencia ein, welche ſeine Truppen verwüſteten. Ein anderes Heer Philipps fiel von Navarra aus in Aragonien ein, und eroberte die Stadt Egea mit Sturm. Der Anführer, Marquis von Saluzzo, ließ ſie ſchrecklich behandeln. Alle Einwohner männlichen Geſchlechts wurden niedergemacht, und die Stadt ſelbſt, nachdem ſie rein ausgeplündert war, bis auf den Grund niedergebrannt und zerſtört. Auf gleiche Weiſe verfuhr der Graf d'Ayanz mit Lueſia und einigen anderen Flecken. Der Marſchall von Berwick hörte unterdeſſen von der Ankunft des Herzogs von Orleans in Madrid (10. April), der ihn abzulöſen gekommen war, und wünſchte den Feinden eine Schlacht zu liefern, ehe derſelbe im Lager ankäme und die Ehre des Sieges mit ihm theilte. Der Marquis las Minas und Galloway kamen ſeinen Wünſchen entgegen, indem ſie am 25. April in der Ebene bei Almanza in Schlachtordnung gegen die Caſtilier und Franzoſen anrückten. Es erfolgte ein hartnäckiges Treffen, in welchem das Heer der Verbündeten, zum Theil durch die Ungeſchicklichkeit der Anführer, faſt ganz aufgerieben ward. Mit Recht ließ Philipp V. dieſe Begebenheit durch eine Pyramide verewigen, denn ſie war es eigentlich, welche die Krone auf ſeinem Haupte befeſtigte. Auf den hundert erbeuteten Fahnen, die der Graf Pinto nach Madrid brachte, um ſie in der Kirche Unſrer lieben Frauen von Atocha aufzuhängen, ſah man die Wappen der Könige von England, Portugal und Preußen, der Republik Holland, des Kurfürſten von der Pfalz, des Herzogs von Lüneburg und mehrerer Reichsfürſten, woraus man ſich einen Begriff von der bunten Miſchung des ver-

bündeten Heeres machen kann. Der Marquis las Minas hatte nichts mehr anzuführen, als eine kleine Schaar Reiterei, die er nach Barcelona ſchickte; ganze Portugieſiſche Regimenter ſah man reihenweiſe auf dem Schlachtfelde hingeſtreckt liegen.

Man eroberte nun die Städte in Valencia größten Theils mit leichter Mühe. Die Hauptſtadt übergab am 8. Mai ihre Schlüſſel dem Herzoge von Orleans. Auf Leben und Tod vertheidigte ſich die kleine Stadt Xativa, die der Ritter Asfeld belagerte. Die Bürger wollten lieber ſterben, als ſich den Caſtiliern ergeben, und verwarfen mit Verachtung die ihnen angebotene Verzeihung. Und als nun endlich die Sieger im Sturm hereinbrachen, und voll Wuth Alles niedermetzelten, eilten jene freiwillig dem Tode entgegen, und ſteckten mit den Feinden um die Wette ihre eigenen Häuſer in Brand *). Nicht einmal entrinnen wollte einer, und ſo kamen ſie Alle um. Die Stadt brannte bis auf den Grund aus, und ward dem Erdboden gleich gemacht; auch nicht ihr Name blieb übrig. Eben ſo ging es den gleich beharrlichen Städten Alcira und Alcoi. Der Ritter Asfeld war recht der Mann für ſolche Strafgerichte. Auf ſein Verbot, daß kein Bewohner der Provinz Valencia eine Waffe behalten ſolle, hielt er mit einer ſo blutigen Strenge, daß man zuweilen wegen eines gefundenen Dolches einige hundert Menſchen zum Richtplatz ſchleppen ſah. Unter ſeinen Händen ward die herrliche Landſchaft, deren paradieſiſche Anmuth berühmt iſt, ein Schauplatz der Verheerungen, Erpreſſungen und Grauſamkeiten. Philipp V. erfuhr davon nichts, denn man ließ den Beſiegten nicht einmal den Troſt, ſich beklagen zu können. „Wir verſchweigen, ſagt ein Zeitgenoſſe **), aus Schonung die Namen derjenigen, die ſich die Reichthümer des Landes zueigneten, und wagen es nicht die Summen anzuzeigen, die man wegſchickte, aus Furcht, man möchte unſeren Worten nicht glauben.“

Nachdem endlich auch Saragoſſa und Lerida (11. Nov. 1707) gefallen waren, ward für Valencia, Aragonien und Catalonien die Aufhebung der bisher beſtandenen Vorrechte dieſer Provinzen bekannt gemacht, und daß ſie künftig nach den Caſtiliſchen Geſetzen regiert

*) Es iſt ſehr merkwürdig, daß großartige Schauſpiele dieſer Art ſich in der Geſchichte Spaniens ſo häufig und zu den verſchiedenſten Zeiten finden, in den Zeiten der Römer, wie Napoleons, unter den Celtiſchen und Germaniſchen Stämmen, unter dem Einfluſſe des Heidenthums, wie des Chriſtenthums.

**) San Felipe, Th. II. S 106. nach der Deutſchen Ueberſetzung.

werden ſollten. Dieß ſchien ihnen unerträglicher als der Tod; indeſſen gebot die Nothwendigkeit Schweigen, denn es bedurfte nur des geringſten Ungehorſams, um als Rebell am nächſten Baume zu hangen.

---

7. Die Schlachten bei Ramillies und Turin. (1706.)

Das Jahr 1705 war in Deutſchland mehr mit verdrüßlichen Zänkereien verſplittert, als mit großen Thaten erfüllt worden. Am 5. Mai ſtarb Kaiſer Leopold I. an der Bruſtwaſſerſucht, und hinterließ die Kaiſerwürde ſeinem älteren Sohne, Joſeph I. Manche zweifelten, ob dieſer für ſeinen Bruder einen ſo weitſchichtigen, koſtbaren und blutigen Streit ausfechten würde, als vorher der Vater für den Sohn wohl gethan hatte, allein mit Unrecht. Joſeph erklärte vielmehr, daß er den Krieg mit allem Ernſte fortſetzen werde. Eugen erhielt den Oberbefehl in Italien, und zwar, was ſehr nothwendig und löblich war, mit unumſchränkter Vollmacht in Kriegsſachen; doch ließ ihn Vendome mit ſeiner überlegenen Macht nicht weiter als bis an die Adda vordringen. Marlborough hatte ſich am Rhein eingefunden und wollte, in Vereinigung mit dem Reichsheere, den Marſchall von Villars zurücktreiben; aber zu dieſer Vereinigung ließ ſich der alte Prinz von Baden, der nicht Willens war, einem Andern Lorbeeren zu erfechten, ſo viel Zeit, daß die ſchönſte Gelegenheit, die Franzoſen bei Sirk anzugreifen, für den Engliſchen Feldherrn vorüberging. Da nun aus den Niederlanden Nachricht kam, daß Villeroi unterdeſſen mit einem anderen Heere die Maas hinuntergerückt ſey, Huy weggenommen habe und Lüttich belagere, ſo konnte er nicht länger an der Saar auf das Reichsheer warten, ſondern kehrte ſchleunig nach Maſtricht zurück, und ſchrieb dem Kaiſer ſeine ſehr triftigen Entſchuldigungsgründe. Kaum war er fort, ſo kam Villars aus ſeinen Verſchanzungen hervor, und ſchreckte das kleine Reichsheer dergeſtalt, daß der Befehlshaber von Saarbrück ſeine Feſtungswerke von ſelbſt in die Luft ſprengte, und der von Trier ſeine koſtbaren Magazine in Brand ſteckte, ehe ſich noch ein Franzoſe ſehen ließ. Beide Städte ließen bald darauf die Feinde ein; Villars vereinigte ſich mit Marſin, und beide trieben nun auch das Reichsheer aus ſeinen Linien bei Kronweißenburg (4. Juli 1705).

Marlborough wollte nun wenigstens in den Niederlanden seine Schuldigkeit thun, wo Villeroi und der Kurfürst von Baiern mit einer weit überlegenen Truppenzahl bei Tirlemont hinter sehr festen Linien verschanzt standen. Der Anfang versprach ihm Glück, denn bei seiner bloßen Annäherung an Lüttich verließen die Franzosen nicht nur diese Stadt, sondern auch das schon genommene Huy (11. Juli 1705). Mit seiner gewohnten Schnelligkeit rückte er nun auch vor Tirlemont, erstieg am 18. Julius wirklich die Linien, und verursachte dem Feinde einen Verlust von sieben bis acht tausend Mann. Bestürzt zogen die übrigen sich unter die Kanonen von Löwen zurück. Von seinem Waffenglück begeistert wollte er sie auch dahin verfolgen, als er sich auf einmal durch Mißgunst des Holländischen Generals Schlangenburg gehemmt sah. Dieser hatte an allen Planen des Herzogs etwas zu tadeln, und wollte zu einem Angriffe auf Löwen durchaus nicht seine Regimenter hergeben. Voll Verdruß schrieb Marlborough deshalb an die Generalstaaten, aber ehe ihre Antwort zurückkam, hatten sich die Feinde schon viel zu gut verschanzt, und die schöne Gelegenheit war abermals vorüber.

Während der Kurfürst von Baiern mit dem Reste seines bei Höchstädt geschlagenen Heeres Villerois Fahnen folgte, litt sein armes Land daheim unter dem Drucke der Oesterreichischen Commissarien unaussprechliches Elend. Nicht genug, daß man alles baare Geld mit unerbittlicher Raubsucht herauspreßte; man hob so viel Recruten zum kaiserlichen Dienste aus, daß an manchen Orten nicht Hände genug übrig blieben, den Acker zu bestellen. Je treuer der redliche Bürger seinem rechtmäßigen Landesherrn anhing, desto sicherer war er ein Gegenstand der feindlichen Mißhandlung. Die Erbitterung war zuletzt im ganzen Lande so groß, daß sich zu Anfang des Jahres 1705 eine Verschwörung bildete, die nichts Geringeres bezweckt haben soll, als eine Sicilische Vesper. Wenigstens wurden große Waffen- und Pulvervorräthe entdeckt, die heimlich gesammelt worden waren, und nun erfuhren die beklagenswerthen Baiern nur eine noch strengere Behandlung. Bisher hatte man noch die Hauptstadt und das Rentamt München verschont; jetzt (16. Mai) rückten auch in jene zwei Regimenter ein. Die Festungswerke wurden niedergerissen, alle Bürger entwaffnet, das Zeughaus ausgeleert, die Güter des Kurfürsten und seiner Anhänger eingezogen, die junge Mannschaft gewaltsam zum Oesterreichischen Dienste gezwungen. Der Einquartierungen und Kriegssteuern war

kein Ende. Aber der härtere Druck reizte nun zu offenem Widerſtand. Zuerſt rotteten ſich die Bauern zuſammen, um den herumziehenden Werbehaufen die ausgehobene junge Mannſchaft wieder zu entreißen. Nachdem dieß mehrmals mit Glück geſchehen war, bildeten ſich anſehnliche Schaaren, die einzelnen Oeſterreichiſchen Abtheilungen auflauerten, um ſie niederzumachen. Ja in der kleinen Stadt Burghauſen tödteten ſie den Commandanten, und zwangen die Beſatzung ſich auf Capitulation zu ergeben. Ihr Glück vergrößerte ihren Zug. Am 27. November vertrieben ſie die Oeſterreicher aus Braunau, am 4. Dec. aus Schärding. Jetzt waren ihrer dreißigtauſend beiſammen. Muthvolle Männer traten an ihre Spitze, beſonders zeichneten ſich einige jüngere aus, die eben erſt die Univerſität verlaſſen hatten, Meindel und Plinganſer. Der kaiſerliche Adminiſtrator ſah ſich genöthigt, mit ihnen in dem Dorfe Anzing, drei Meilen von München, zu unterhandeln. Sie bewilligten einen Waffenſtillſtand von zehn Tagen, und dieß verſchaffte den Oeſterreichern Zeit, ein kleines Reichsheer aus den benachbarten Kreiſen herbeizurufen, welches den freilich undiſciplinirten Bauern eine Stadt nach der andern wieder abnahm, und ſich durch zügelloſe Ausſchweifungen und Plünderungen für ſeine Mühe bezahlt machte. An Hinrichtungen fehlte es nun nicht. Aber dennoch konnte der patriotiſche Geiſt der Baiern nie ganz erſtickt werden, und immer noch kam es zwiſchen ihnen und den Oeſterreichern zu blutigen Auftritten. Selbſt in der Hauptſtadt ſpann ſich noch einmal unter den Soldaten, Bürgern und Bauern eine Verſchwörung an, deren Zweck war, die Beſatzung zu ermorden. Aber die Entdeckung derſelben hatte nur eine neue Entwaffnung zur Folge. Dennoch währten die einzelnen blutigen Auftritte, beſonders auf dem platten Lande, bis zum Ende des Krieges fort. Die letzte Verſchwörung in München hatte den Kaiſer Joſeph I. ſo aufgebracht, daß er die ſchon ſeit längerer Zeit eingeleitete Achtserklärung des Kurfürſten Maximilian Emanuel und ſeines Bruders Joſeph Clemens, trotz des Widerſpruchs mehrerer Reichsfürſten, öffentlich bekannt machte. Ein kaiſerlicher Herold verkündete den darüber ausgefertigten Beſchluß am 29. April 1706 zu Wien und am 11. Mai zu München. In demſelben hieß es: „der Kurfürſt verfalle von nun an mit ſeinem unglückſeligen Leibe dergeſtalten aus des Kaiſers und Reiches Schutz in den Unfrieden und die Unſicherheit, daß ſich Niemand weiter an ihm ſolle vergreifen oder verfreveln können.“ Um dieſelbe Zeit ließ der Kaiſer die vier älteſten Prinzen des

Kurfürsten mit bewaffneter Bedeckung von München nach Klagenfurt abführen, wo sie bloß als Grafen von Wittelsbach behandelt wurden. Er schritt sogar zu einer Zerstückelung der kurfürstlichen Lande, indem er die Herrschaft Mindelheim, in ein Reichsfürstenthum verwandelt, dem um ihn so verdienten Herzog von Marlborough schenkte (1706), und bald darauf dem Kurfürsten von der Pfalz, Johann Wilhelm, auf dessen dringendes Ansuchen, die von seinen Vorfahren besessene Oberpfalz sammt dem Vorrange im Kurfürstencollegium wieder einräumte *), welches beides, wie wir wissen, das Haus Baiern im dreißigjährigen Kriege von dem unglücklichen Friedrich V. an sich gebracht hatte. Ja er verschenkte sogar mehrere kleinere Baierische Herrschaften an seine Günstlinge in Wien, und eignete sich selbst einen Bezirk zwischen Passau und Salzburg zu, zum großen Verdrusse sämmtlicher Reichsfürsten, die eben deswegen mit ihren Beiträgen zu dem gemeinschaftlichen Kriege immer mehr zurückhielten, und in der Stellung ihrer Mannschaften so saumselig wurden, daß zu dem Feldzuge von 1706 im Junius noch nicht der fünfte Theil der Truppen beisammen war.

Der Anführer des Französischen Rheinheers, Marschall von Villars, hätte also dem fast unbeschützten Reiche recht viel Böses zufügen können, wenn er nicht zum Glück einen Theil seiner Truppen an das Nordheer hätte abgeben müssen, das in diesem Jahre von Marlborough sehr hart mitgenommen wurde. Dieses schöne Heer, 75,000 Mann stark, sollte sich, nach Ludwigs XIV. Plane, wo möglich durch eine glückliche Schlacht den Weg nach Holland bahnen, und durch die Besitznehmung dieser reichen Goldgrube die Mittel zur Führung der folgenden Feldzüge herbeischaffen. Nur Schade, daß ein Villeroi an seiner Spitze, und ein Marlborough ihm gegenüber stand! Dieser lockte es durch eine Kriegslist aus den festen Linien bei Löwen heraus in eine Ebene bei dem Dorfe Ramillies unweit Judoigne. Hier traf er es am 22. Mai (1706), und nahm von einem höchst günstig gelegenen Terrain Besitz. Am folgenden Morgen (23. Mai) gegen sechs Uhr breiteten sich beide Heere in der schönsten Schlachtordnung aus. Villeroi's Terrain war so unverständig gewählt, daß der beste Theil

*) Die Belehnung damit geschah erst am 23. Junius 1708. Kurpfalz gab nun den Erzschatzmeistertitel an Hannover ab, und um der religiösen Stimmengleichheit willen ward Böhmen jetzt unter die den Reichstag beschickenden Stände aufgenommen, da es bis dahin bloß auf Wahltagen seine Kurstimme geführt hatte.

der Franzöſiſchen Truppen gar nichts thun konnte. Marlboroughs Adlerauge ſchwebte dagegen ſpähend und leitend über den ganzen weiten Raum des Schlachtfeldes hin, erhielt überall Ordnung und Faſſung, bemerkte jede Nothdurft, und half ihr ſchnell ab. So konnte ihm, obgleich ſein Heer um 8000 Mann ſchwächer war, der Sieg nicht fehlen. Keine Tapferkeit der Franzöſiſchen Soldaten konnte gut machen, was ihr unweiſer Feldherr verdorben hatte; und ſo erfolgte eine mörderiſche Schlacht, jener bei Höchſtädt gleich, denn mehr als 20,000 Franzoſen wurden theils getödtet, theils verwundet, theils gefangen oder zerſtreut; ihr ganzes Geſchütz (acht und achtzig Kanonen), ſämmtliches Gepäck, die Kriegskaſſe, achtzig Fahnen und ſelbſt die Pauken und Standarten der königlichen Leibwache fielen den Verbündeten in die Hände, und mehr als zwei Monate vergingen, ehe ſich das zerſtreute Heer der Feinde wieder ſammeln und im Felde aufſtellen ließ.

Villeroi ſelbſt hatte ſich mit dem Kurfürſten von Baiern zurück nach Löwen geflüchtet; aber von hier verjagte ſie Marlborough ſchon am folgenden Tage nach Brüſſel, und von da bald darauf noch weiter zurück, hinter die Schelde. Raſchen Laufes durchzog der freudige Sieger die Städte Brabants und Flanderns, und ſchreckte ſie durch ſein bloßes Wort zur Uebergabe. Löwen, Mecheln, Brüſſel, Gent, Antwerpen, Brügge, Oudenarde und viele andere Städte unterwarfen ſich ohne Schwertſtreich. Oſtende, Ath und Dendermonde folgten nach kurzer Belagerung. Ganz Brabant, das Spaniſche Flandern und ein Theil von Hennegau mußten Karl III. als ihrem Landesherrn ſchwören, in deſſen Namen zu Brüſſel ein Staatsrath errichtet ward.

Begeiſtert von dem glänzenden Waffenglücke Marlboroughs, arbeitete Eugen aus allen Kräften, auch ſeinerſeits dieß Jahr durch eine große Kriegsthat zu verherrlichen. Er hatte den Winter in Wien zugebracht, und reiſte gegen das Ende des Aprils nach Italien ab. Hier begegnete ihm die unangenehme Nachricht, daß Vendome ſeinen Stellvertreter, den Grafen Reventlow, am 19. April (1706) bei Calcinato mit überlegener Macht angegriffen und mit großem Verluſte über die Etſch zurückgetrieben habe. Er traf die Flüchtigen in Gavardo, ſammelte ſie, und verſchanzte ſich mit ihnen in einem trefflich gewählten Lager bei S. Martino, unweit Verona, wo er die neuen Hülfsvölker aus dem Reiche erwarten wollte. Indem er dort ſtill lag, erfuhr er

daß sein Gegner Vendome abgerufen worden sey, um das von Marlborough geschlagene Heer in den Niederlanden an Villerois Stelle zu befehligen, und daß an seiner Stelle der Herzog von Orleans und der Graf von Marsin nach Italien bestimmt seyen. Dieß machte ihn so kühn, einen Marsch zu unternehmen, der als die unbesonnenste Handlung würde verschrien worden seyn, wäre er nicht zum Erstaunen der Welt glücklich gelungen. Der Herzog von Savoyen, der Unglücklichste unter den Verbündeten, hatte nur noch die einzige Stadt Turin, und auch diese wurde seit dem Anfange des Julius von 38,000 Franzosen unter dem Herzog von La Feuillade belagert. Er überließ ihre Vertheidigung dem kaiserlichen Feldmarschall von Daun, um sein persönliches Heil an der Spitze seiner Truppen zu versuchen, mit denen er sich nach Asti zog. Mit ihm nun sich zu vereinigen, war Eugens kühner Gedanke. Es war ein Weg von beinahe funfzig Meilen, mitten durch feindliche Posten, und durch ein Land, das von drei schiffbaren Strömen und vielen kleineren Gewässern durchschnitten wird, und er hatte nicht mehr als 24,000 Mann. Die Feinde erstaunten über seine Erscheinung; und ehe sie noch eins werden konnten, ob und wie sie ihn von dem Eindringen in Piemont abhalten sollten, hatte er sich schon (1. Sept.) mit dem ängstlich harrenden Herzog von Savoyen vereinigt, und rückte zum Entsatz von Turin herbei. Aber der Herzog hatte auch nicht mehr als 13,000 Mann, so daß das ganze Heer nur 37,000 Mann betrug, also nicht einmal ganz so viel, als La Feuillade's Belagerungsmacht, geschweige denn als das sich damit vereinigende Heer des Herzogs von Orleans und Marsins.

Daß Eugen mit jenem Heere einen Angriff machen würde, glaubte Niemand, er aber wagte ihn dennoch im Vertrauen auf die Unkunde der feindlichen Heerführer. Zum Erstaunen derselben rückte er am 7. September früh um vier Uhr in voller Schlachtordnung gegen ihre Linie an. Als er beim Recognosciren von einer Anhöhe herab die unordentliche Bewegung im feindlichen Lager bemerkte, sagte er zum Herzoge von Savoyen: „Mich dünkt, diese Leute sind schon halb geschlagen." Die Franzosen empfingen ihn mit einer heftigen Kanonade; die Deutschen rückten immer schweigend weiter. Auf einmal erdonnerten alle ihre Kanonen zu gleicher Zeit, und immer hinter einander wiederholte sich dieß entsetzliche Krachen, bis man dicht vor den Linien stand. Jetzt führte Leopold von Dessau zuerst auf dem linken Flügel die Preußen auf die Verschanzungen los, dann folgten die Würtem-

berger und Pfälzer in der Mitte, und die Gothaer auf dem rechten Flügel. Zu gleicher Zeit that der Graf Daun mit zwölf Bataillonen einen Ausfall aus der Feſtung. Es kam zu einem fürchterlichen Handgemenge. Zweimal wurden die Preußen zurückgetrieben, aber zum dritten Mal erſtiegen ſie glücklich, die erſten von allen, die Linien, und nach ihnen folgten die Uebrigen. Die Gothaer hatten den härteſten Stand, aber zuletzt warfen auch ſie den Feind zurück, und innerhalb zweier Stunden war der blutige Kampf entſchieden. Fünftauſend Todte und noch mehr Verwundete lagen auf dem Platze, unter den letzteren auch der Marſchall von Marſin, der gefangen nach Turin gebracht ward, wo er am folgenden Tage ſtarb *). Die meiſten der Entronnenen nahmen die Flucht über Pignerol nach Frankreich. Von dem ganzen großen Heere von 80,000 Mann blieben nicht 1600 beiſammen. Alle die außerordentlichen Vorräthe, welche der Herzog von La Feuillade zur Belagerung Turins mit ſich geführt hatte, hundert acht und funfzig Kanonen, achtzigtauſend Fäſſer Pulver, fünf und funfzig Mörſer nebſt einer großen Menge Bomben, Kugeln und Granaten, desgleichen die reiche Kriegskaſſe, zweitauſend Ochſen, fünftauſend Mauleſel und die Pferde von dreizehn Regimentern abgeſtiegener Dragoner gingen verloren.

Wie dort Brabant und Flandern, ſo war hier faſt ganz Italien durch dieſen einzigen Schlag vom Feinde gereinigt, und der vorher länderloſe Herzog von Savoyen in alle ſeine Staaten wieder eingeſetzt. Eugens Name ward, wie kurz vorher noch Marlboroughs, das Geſpräch der ganzen Welt. Die allgemeine Begeiſterung für dieſe große Begebenheit äußerte ſich hie und da auf ſeltſame Weiſe. Ein unverheirathetes Frauenzimmer in London vermachte dem Prinzen auf ihrem Sterbebette zwölftauſend Thaler, mit der Bedingung, daß ſie ihm ohne Unkoſten zugeſchickt würden, und ein ſterbender Gärtner verſchrieb ihm die Hälfte ſeines Vermögens, ſechshundert Thaler. Die Dichter beſangen ſeinen Ruhm Lateiniſch und Deutſch. Vom Kaiſer Joſeph erhielt er zum Dank einen prächtigen Degen, und ward zum Oberſtatthalter in Mailand ernannt. Er brachte hierauf noch einige Monate damit zu, mehrere Mailändiſche Feſtungen von den Franzoſen zu be-

*) Man fand bei ihm einen verſiegelten Befehl, nach dem er das eroberte Turin den Soldaten zur Plünderung überlaſſen, die Feſtungswerke ſchleifen, und ganz Piemont und Savoyen durch Auflagen erſchöpfen ſollte.

freien, und legte dann ſeine Truppen in die Winterquartiere. Im Winter trieb er anſehnliche Kriegsſteuern von den Italieniſchen Fürſten und ſelbſt vom Papſte ein, und unterhandelte mit Ludwig XIV. Dieſer verſprach hierauf in einer ſogenannten Generalcapitulation, die am 13. März 1707 unterſchrieben ward, alle Plätze der Lombardei, welche die Bourboniſchen Truppen noch inne hatten, zu räumen, wogegen dieſen Truppen freier Abzug mit ihren Waffen geſtattet ward. Ludwig, der nach allen Seiten hin Heere brauchte, bekam dadurch die Beſatzungen völlig abgeſchnittener Feſtungen frei, daher auch die Seemächte mit dieſem Vertrage, der nur dem Kaiſer Vortheile brachte, ſehr unzufrieden waren.

8. Züge nach Neapel und Toulon.
(1707.)

Zwei Provinzen der großen Spaniſchen Monarchie, die Niederlande und Mailand, hatte das Haus Oeſterreich nunmehr den Franzoſen glücklich abgerungen. Von dem letztern nahm Eugen im Namen Karls III. am 16. April 1707 in der Hauptſtadt des Landes die Huldigung an. Jetzt ſtreckte man die Hände nach der dritten Provinz, dem Königreich Neapel, aus. Dieſe Eroberung war ſo leicht, daß man dem Grafen Daun, dem man ſie übertrug, nur achttauſend Mann dazu gab, und dieſe wurden von den Neapolitanern, welche die Franzöſiſche Herrſchaft verabſcheuten, mit Freuden aufgenommen. In dem einzigen Gaeta, worein ſich der Spaniſche Vicekönig, Herzog von Ascalona, geworfen hatte, fanden ſie Widerſtand, und mußten Sturm laufen. Auch hier zeigte ſich der Nationalhaß zwiſchen den Aragoniern und Caſtiliern. Diejenigen Neapolitaniſchen Befehlshaber, welche zu den erſteren gehörten, blieben im Lande, die letzteren ſchifften ſich nach Spanien ein, oder begaben ſich zum Vicekönig nach Gaeta. Am 7. Julius hielten der Graf Daun und der zum Oeſterreichiſchen Statthalter beſtimmte Graf von Martiniz mit dem Heere ihren Einzug in die Hauptſtadt. Die Einwohner, feurige Südländer, bezeugten ihre Freude durch ausgelaſſene Freigebigkeit. Die Weiber warfen den Soldaten Blumenkränze zu, oder reichten ihnen im Vorbeigehen Früchte und große Becher Weins, und in der ganzen Stadt hörte man ein unabläſſiges Jauchzen. Das ganze Volk war auf den

Beinen und durchlärmte die Straßen, und in seinem tollen Muthwillen riß es die 1702 auf dem Jesuiterplatze errichtete metallene Bildsäule Philipps V. zu Pferde von ihrem Fußgestell herab, zerhackte und entstellte sie aus aller Kraft, und endigte mit der Plünderung aller Häuser Französischer Kaufleute.

Außer dieser nur dem Kaiser frommenden Erwerbschaft wollten die Seemächte in diesem Sommer auch zu ihrem Besten etwas unternommen wissen; und da sie doch die wirksamsten Hülfsmittel zum Kriege hergaben, so mußte ihnen gewillfahret werden. Sie bestanden namentlich auf die Eroberung der Französischen Seehäfen am Mittelländischen Meere, und verlangten, daß Eugen selbst mit dem Herzog von Savoyen nach Toulon gehen solle. Beide brachen demnach zu Anfang des Julius mit 31,000 Mann von Turin nach Nizza auf setzten über den Varo, drangen so in die Provence ein, und umschlossen Toulon von der Landseite, während eine Englisch-Holländische Flotte unter dem Admiral Shovel sie von der Seeseite her sperrte. Allein die Stadt war viel zu fest, das zum Entsatz herbeirückende Französische Heer des Marschalls von Tessé viel zu überlegen, und der Mangel an Zufuhr zu groß, als daß nicht der vorsichtige Eugen dießmal den Rückzug für das Beste gehalten haben sollte. Viele schrieben das Mißlingen dieser Unternehmung dem Herzog von Savoyen zu, der aus unedler und unkluger Rachsucht die Einwohner der Provence beim Durchzuge von seinen Soldaten sehr hart hatte mitnehmen lassen. Der einzige Vortheil dieses Zuges war der, daß Eugen auf dem Rückwege die Festung Susa, den Schlüssel zu Piemont von Frankreich aus, am 3. October eroberte.

Marlborough hatte dieß Jahr theils mit Reisen zugebracht, theils war Vendome, der an des abgerufenen Villeroi Stelle getreten war, so geschickt zu Werke gegangen, daß er nichts Bedeutendes hatte unternehmen können. Seine Reisen hatten die Absicht gehabt, die Könige von Polen und Preußen in ihren günstigen Gesinnungen gegen die Verbündeten zu erhalten, und zu verhindern, daß der damals auf der Höhe seiner Macht stehende Karl XII. nicht den Lockungen Frankreichs Gehör gebe, welches alle Mühe anwandte, ihn zur Erneuerung der alten Verbindung zwischen beiden Staaten zu bewegen. Karl hatte damals, wie in der Folge erzählt werden wird, August von Sachsen vom Polnischen Throne gestoßen, und stand im Lager bei Altranstädt. Marlborough erschien hier in den letzten Tagen des Aprils vor dem

nordiſchen Eroberer, und ward gütig aufgenommen. Da ſich Auguſt ganz in der Nähe, in Leipzig, befand, und er auch dieſen nicht vernachläſſigen durfte, ſo erforderte es ſeine ganze Klugheit und Gewandtheit, bei keinem der beiden Gegner anzuſtoßen *).

Das Deutſche Reich litt in dieſem Jahre durch den Krieg am meiſten. Am 4. Januar war der Prinz Ludwig von Baden, zwei und funfzig Jahr alt, geſtorben, und an ſeine Stelle war der alte Markgraf Chriſtian Ernſt von Baireuth gerückt, ein kränklicher, unentſchloſſener Mann, der wohl nicht zum Feldherrn geboren war. Aber wäre er auch ein Eugen geweſen, der elende Zuſtand des Heeres, das er zu führen, und der Feſtungen, die er zu vertheidigen vorfand, hätte ihn muthlos machen müſſen. Und er ſollte es mit einem Villars aufnehmen! Dieſer Feldherr eröffnete den dießjährigen Feldzug recht im Franzöſiſchen Geiſte. Er traf in der Mitte des Mai bei dem zu Straßburg verſammelten Heere ein, ſtellte ſich höchſt ſorglos, gab ſeinen Officieren und den ſchönen Straßburgerinnen noch am 20. Mai einen glänzenden Ball, und ſtand am 22. mit dem ganzen Heere auf Deutſchem Grund und Boden. Der Markgraf von Baireuth zog ſich in größter Eil zurück, und mit leichter Mühe bemächtigte ſich nun Villars der Stollhofer Linien, deren Errichtung ſo viel Arbeit und Geld gekoſtet hatte, und des ganzen Vorraths von Kanonen und Schießbedarf, mit dem ſie noch lange hätten beſchützt werden können. Selbſt verwundert, ſo wenig Widerſtand zu finden, drangen nun die Franzoſen unaufhaltſam in Franken und Schwaben ein, trieben barbariſchen Muthwillen mit dem wehrloſen Landmann, der ſich vor Angſt in den Wäldern verbarg, preßten den kleinen Städten ungeheure Brandſchatzungen ab, und rächten die Verweigerung mit Feuer und Mord. Man berechnete die Summe deſſen, was ſie in den zwei Monaten auf Deutſchem Boden zuſammengebracht hatten, auf neun Millionen Gulden.

Der Markgraf erhielt unterdeſſen Verſtärkung, und hätte aus ſeiner vortheilhaften Stellung zwiſchen Gemünd und Aalen dem Franzöſiſchen Feldherrn den Rückzug abſchneiden können, aber er war leider nicht der Mann dazu. Ueberhäuft mit Vorwürfen vom ganzen Reiche, und tief gekränkt durch die Geringſchätzung und Verdroſſenheit ſeiner Officiere, legte er endlich ſelbſt den Oberbefehl nieder, und machte dem weit thätigern Kurfürſten Georg Ludwig von Hannover Platz.

*) Coxe Memoirs of Marlborough. Vol. II. pag. 197.

Dieſer nahm den Auftrag nicht eher an, als bis man ihm eine Anzahl nöthiger Bedingungen zugeſtanden hatte, und fing ſein neues Amt (Ende Sept.) damit an, daß er die faſt verwilderten Reichsvölker ſtrengen Geſetzen unterwarf. Dann zog er neue Linien, von Darlanden bis nach Ettlingen. Im Franzöſiſchen Lager wurde durch die Stellung des Reichsheeres der Mangel an Lebensmitteln ſo groß, daß die Deutſchen die Freude hatten, Villars ohne Schwertſtreich über den Rhein zurückkehren zu ſehen.

9. Die Schlacht bei Oudenarde.

(11. Juli 1708.)

Sieben Jahre hatte nun der unſelige Krieg ſchon gedauert, und Ludwig XIV., dieſer einſt ſo ſieggewohnte ſtolze Monarch, hatte jetzt den Schmerz ſein großes Reich ſo erſchöpft zu ſehen, als es ſein eigener von der Laſt des Alters geſchwächter Körper war. Kaum konnte er noch Menſchen genug aufbringen, um ſeine überall geſchlagenen Heere wieder zu ergänzen; ſein Silbergeſchirr ſogar war längſt in die Münze gegangen. Den Seehandel ſeiner Nation vernichteten die ſtets umherkreuzenden Engliſchen und Holländiſchen Flotten; Manufacturen und Fabriken lagen darnieder, weil es an Geld und an Abſatz fehlte; die ungeheuren Auflagen hatten das Franzöſiſche Volk aufs Aeußerſte erſchöpft. Ludwig ſelbſt fühlte das Unſtatthafte der Beſtrebung, unter dieſen Umſtänden die ganze Spaniſche Monarchie zu behaupten, und war entſchloſſen, den Frieden mit großen Aufopferungen zu erkaufen. Aber ſeine Feinde kamen ihm dabei keineswegs entgegen. Sie glaubten, jetzt ſey der glückliche Zeitpunkt gekommen, wo man dem frechen Länderräuber ſeine drei barbariſchen Raubkriege, ſeine unverſchämten Reunionen, ſeine hinterliſtigen Friedensſchlüſſe und ſeine übermüthige Behandlung ſchwächerer Nachbarn vergelten und ſeine Macht möglichſt herabdrücken müſſe. Eugen und Marlborough waren es, von denen, nach der Meinung Vieler, dieſe Anſicht beſonders ausging *). Da nun Eugen in Wien und Marlborough in England Meiſter aller Entſchlüſſe waren, ſo konnte Ludwig nur auf die Republik Holland

*) Coxe will ſeinen Helden von der gewöhnlich gegen ihn vorgebrachten Beſchuldigung, daß er, um Reichthümer zu ſammeln und ſeinen Einfluß zu erhalten, den Krieg zu verlängern geſucht, gänzlich freiſprechen; die Beweiſe dafür ſind aber nicht genügend.

seine Hoffnung setzen. Hier hatte er schon seit dem unglücklichen Feldzuge von 1704 insgeheim bei einigen der einflußreichsten Männer forschen lassen, ob sich nicht eine Unterhandlung anknüpfen ließe. Aber sowohl damals als in den beiden nächsten Jahren, wo er diese Versuche erneuern ließ, blieben sie ohne Erfolg. Die Holländer waren vielmehr so gut wie ihre Verbündeten entschlossen, zur Bekämpfung größerer Vortheile den Krieg mit aller Lebhaftigkeit fortzusetzen.

So ward eben jetzt für den Feldzug 1708 in den Niederlanden ein ganz vorzüglicher Entwurf gemacht. Eugen, der seit der Generalcapitulation über Italien in diesem Lande überflüssig war, sollte sich jetzt wieder mit Marlborough vereinigen, und an der Mosel den Befehl führen. Mit Recht veranstaltete man gerade hier den stärksten Widerstand, denn Ludwig XIV. der kein näheres Interesse haben konnte, als die Flandrischen Festungen wieder zu gewinnen, stellte in diesem Frühling ein treffliches Heer von 80,000 Mann an der Grenze von Flandern auf, das den Herzog von Marlborough, mit dem sich Eugen wegen des langen Ausbleibens der Reichsmannschaften erst spät vereinigen konnte, sehr verlegen machte. Anführer der Franzosen war der fünf und zwanzigjährige Herzog von Bourgogne, des Dauphins ältester Sohn, für welchen Ludwig eine besondere Vorliebe hatte. Der kluge Vendome war ihm zwar als Rathgeber zugeordnet, allein zwischen beiden herrschte eine solche Ungleichheit der Gesinnungen, daß der Leser nun schon das Schicksal dieses Heeres und den Ausgang des Feldzuges hinlänglich vorhersehen wird.

Der Anfang war indessen noch ziemlich glücklich. Die Franzosen rückten über Steenkerken nach Nivelle, und bewogen den Herzog von Marlborough durch einen verstellten Marsch, sich nach Löwen zurückzuziehen. Dadurch öffnete er ihnen den Weg nach Gent und Brügge, welche beide Städte sie nun durch zwei abgesandte Heerhaufen schnell wegnehmen ließen (5. und 6. Juli). Zugleich eroberten sie auch die Festung Plassendaal mit Sturm. Und jetzt war es die höchste Zeit, daß Eugen ankam, sonst hätten sie sich leicht in den Stand setzen können, über ganz Flandern zu gebieten. Schon standen sie zwischen Aelst und der Schelde gelagert, und der Herzog von Vendome ließ Oudenarde berennen. Dieser Platz, meinte Eugen, müsse nothwendig durch eine Schlacht entsetzt werden. Marlborough und der Holländische General Ouverkerk stimmten bei, und so setzte das verbündete

Heer bei Lessines glücklich über die Dender, und rückte gegen Oudenarde vor.

Vendome errieth ihr Vorhaben, und wollte sich in die nöthige Verfassung setzen, so lange die Wahl der Stellung und des Orts noch von ihm abhing. Aber jetzt zeigten sich recht deutlich die unseligen Wirkungen der Doppelherrschaft. Der Herzog von Bourgogne bestand darauf, daß man ein Treffen vermeiden müsse, so sehr ihm Vendome auch vorstellte, daß man ungleich stärker als der Feind sey. So ließ man denn diesen auch ruhig über die Schelde gehen und die vortheilhaftesten Posten besetzen, bis man sich zuletzt durch die geschickten Wendungen desselben durchaus zu schlagen genöthigt sah. Nun kamen alle Anstalten zum nachdrücklichen Empfange zu spät. In der schönsten Schlachtordnung rückten die Verbündeten an (11. Juli). Das Gefecht begann auf dem rechten Flügel, den Eugen anführte. Die Franzosen schlugen sich mit großer Tapferkeit; aber mitten in der Schlacht durchkreuzten sich Vendomes und des Prinzen Befehle. So mußte wohl Verwirrung auch in das willigste Heer kommen, und das weit schwächere siegen, das nach einem schönen Plane geleitet ward. Die Unordnung unter den Franzosen ward so groß, daß sich zuletzt ganze Regimenter ergeben mußten, und die Zahl der Gefangenen über achttausend Mann betrug. Der Todten und Verwundeten waren nicht weniger. Vendome sicherte indessen seinen alten Ruhm durch einen sehr geschickten Rückzug hinter den Canal zwischen Gent und Brügge.

Die Verbündeten hatten durch diesen Sieg weiter nichts gewonnen, als daß sie den Franzosen für dieß Jahr das weitere Vordringen unmöglich gemacht hatten. Einen positiven Vortheil wollte Eugen jetzt noch durch die Eroberung der Französischen Festung Ryssel (Lille) erringen, gegen die er mit 33,000 Mann und einen furchtbaren Artilleriezug, im August, anrückte. Marlborough stand ihm dabei in einer wohlgewählten Stellung treulich zur Seite. Vendome hielt den Entsatz dieses wichtigen Platzes für eben so nothwendig als ausführbar; allein dem Herzog von Bourgogne gefiel es, das Gegentheil zu behaupten. Nach langem Streiten beschloß man, den König zum Schiedsrichter zu machen; allein ehe der Bescheid von Paris anlangte, hatten sich die Verbündeten schon so fest verschanzt, daß Vendome sie jetzt, da der König es wollte, nicht mehr vertreiben konnte. Die Belagerung dieser Festung, die für Vaubans Meisterwerk galt, war auch

für Eugen ein kühnes und ſchwieriges Unternehmen, aber die Uneinigkeit der Feinde half ihm glücklich zum Zwecke. Auf vieles Bitten der ausgehungerten Einwohner übergab der Franzöſiſche Befehlshaber auf ehrenvolle Bedingungen die Stadt am 23. October, und am 8. December auch die Citadelle. Auch Brügge und Gent fielen wieder in die Hände der Verbündeten. Hätte man ſich in jenen Tagen ſchon zu dem Kriegsſyſtem erhoben, deſſen bewundernswürdige Entwickelung in unſeren Tagen erlebt worden iſt, ſo wäre man nun endlich ohne Weiteres in das Herz von Frankreich eingedrungen, und hätte in der ſtolzen Hauptſtadt oder vor deren Thoren die Friedensbedingungen vorgeſchrieben. Damals hielten aber ſelbſt die kühnſten Feldherren dieß für ein verderbliches Wagniß, ſo lange auch nur noch Eine auf dem Wege oder zur Seite liegende Feſtung von den Feinden beſetzt blieb.

10. Friedensverſuche.

(1709.)

Gleich nach der Beendigung dieſes Feldzuges trat ein außerordentlicher Froſt ein, der jenen Winter berühmt gemacht hat *). Er trug das Seinige dazu bei, den ſchon ganz niedergeſchlagenen Ludwig XIV. noch muthloſer zu machen. Der ungeheure Schade, den die Feldfrüchte, Weinſtöcke und Obſtbäume litten, brachte den ſchon ganz ausgepreßten Landmann vollends an den Bettelſtab. Die Schwierigkeit für den nächſten Feldzug die Vorrathshäuſer zu füllen und das nöthige Geld aufzutreiben, war ſo groß, daß der König ſich genöthigt ſah, den Frieden dringender als bisher zu ſuchen. Er fing abermals bei den Niederlanden an. Ein Holſteiniſcher Reſident im Haag, Herr von Pettekum, und der Graf von Bergheik zu Mons erhielten den geheimen Auftrag, die Hochmögenden Herren einzeln zu erforſchen.

Aber mit Erſtaunen vernahm der letztere von dem Penſionär von Gouda, van der Duſſen, durch welchen er ſeinen Antrag an den Großpenſionär Heinſius hatte gelangen laſſen, die ſtolze Antwort: wenn er nicht bevollmächtigt ſey, Spanien, Indien, Mailand und die Niederlande abzutreten und einen vortheilhaften Handelsvertrag

*) Das Wild in den Wäldern und die Vögel in der Luft erſtarrten.

einzugehen, ſo dürfte er ſich keine Hoffnung machen, daß man ſich über andere Präliminarpunkte mit ihm einlaſſen werde.

Solche Sprache mußte jetzt der ſtolze Herrſcher anhören, der vormals nur Bedingungen vorzuſchreiben gewohnt geweſen war, und das von den Beamten eines kleinen Völkchens, das nicht ſo viel Dörfer in ſeinem Lande zählte, als er Städte in dem ſeinigen. Noch mehr, er geſtand dieſe Forderungen zu, und mußte ſich dafür noch verhöhnt ſehen. Denn als ſich Heinſius darüber mit Marlborough und dem kaiſerlichen Geſandten beſprach, verwarfen beide den Antrag geradezu, nannten Ludwigs Anerbietungen Franzöſiſche Verſtellung, und äußerten, wenn es dem Könige mit dem Frieden Ernſt wäre, ſo würde er wohl eine förmlich bevollmächtigte Perſon ſenden, und nicht Alles auf verſtohlenem Wege betreiben laſſen.

Ludwig kam geſchmeidig auch dieſem Verlangen nach, und ſandte den Präſidenten Rouillé als Friedensunterhändler nach Holland. Die Republik ſtellte dagegen aus ihrer Mitte van der Duſſen und den kriegeriſcher geſinnten Penſionär von Amſterdam, Buys, auf. Es wurden einige geheime Zuſammenkünfte gehalten (März 1709). Rouillé hatte den Auftrag, der ganzen Spaniſchen Monarchie zu entſagen, wenn man Philipp nur Neapel und Sicilien laſſe, und Frankreichs Verbündeten, den vertriebenen Kurfürſten von Baiern, in ſeine Staaten wiedereinſetze. Man fragte hierauf, ob auch Philipp V. ſo gutwillig Spanien mit Neapel vertauſchen werde. Hierüber erbot ſich Ludwig, alle ſeine Truppen aus Spanien zu ziehen, und ſchlug vor, die Holländer ſollten Spanien einſtweilen beſetzen, und Philipp ſelbſt zu Schiffe nach Neapel führen. Aber den Holländern war das noch nicht genug! Sie brachten nun ihre eigenen und der übrigen Verbündeten Forderungen vor, und kaum ſahen ſie einen Punkt zugeſtanden, als ſie, angelockt durch die leichte Gewährung, ſchon wieder einige neue auf die Bahn brachten.

Endlich glaubte Rouillé das Schwerſte überſtanden zu haben, als plötzlich Eugen und Marlborough im Haag eintrafen (8. und 9. April 1709), und mit der Unterhandlungen ihre Unzufriedenheit bezeigten. Eugen ſagte ausdrücklich, der Kaiſer beſtehe darauf, daß ſeinem Hauſe nicht das geringſte Stück von der ganzen Spaniſchen Monarchie entzogen, und im Uebrigen, daß der Münſterſche Friede ohne Einſchränkung hergeſtellt werde. Auch die Holländiſchen Abgeordneten, die doch bisher wenigſtens noch höflich geweſen waren, ſagten jetzt in einem

groben Tone, Philipp von Anjou ſolle ſich doch ja keine Rechnung darauf machen, auch nur einen Fuß breit Landes von der Spaniſchen Monarchie zu behalten. Als der Franzöſiſche Bevollmächtigte ſie hierauf erinnerte, daß ſie ſelbſt ihm ja ſchon das Königreich Neapel zugeſtanden hätten, antworteten ſie, das ſey nur vom Titel zu verſtehen geweſen. Da indeß der Franzöſiſche Finanzminiſter die Aufbringung der Koſten eines neuen Feldzugs für unmöglich erklärte, ſo beſchloß Ludwig trotz allen erlittenen Demüthigungen die Unterhandlungen fortzuſetzen. Der Rathspenſionär Heinſius war ſehr verwundert, als am 6. Mai ganz unerwartet ein fremder Herr bei ihm eingeführt ward, der ſich als den Marquis von Torcy, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten des Königs von Frankreich (Th. IX. S. 360), zu erkennen gab. Er verwies ihn an die beiden Abgeordneten Buys und van der Duſſen, und die Unterhandlungen nahmen wieder ihren Anfang. Torcy glaubte die Holländer nicht beſſer von dem großen Bündniſſe trennen zu können, als wenn er ihnen manche beſondere Vortheile verſpräche; und da ſie nun gern viele Barrierepläße (Feſtungen, worin ſie das Beſatzungsrecht hätten) gegen Frankreich haben wollten, ſo bot er ihnen, außer den ſchon von Rouillé zugeſtandenen Städten, noch Maubeuge und dann das noch wichtigere Dornick an; und als ſie auch damit noch nicht zufrieden waren, ſogar noch Ryſſel, die ſtärkſte Feſtung in den ganzen Franzöſiſchen Niederlanden. Nach ſolchen Opfern glaubte der Marquis die Bundesgenoſſentreue der Holländer doch endlich zu beſiegen; aber die Abgeordneten erklärten ſtandhaft, ohne Zuziehung des Kaiſers und der Königin von England nichts beſchließen zu können; man müſſe daher nothwendig die Bevollmächtigten beider erſt wieder zu Rathe ziehen.

Wirklich kamen auch Marlborough und Eugen ſchnell genug wieder nach dem Haag zurück (18. Mai 1709), und jeder brachte noch einen Beiſtand mit. Kaum hörten ſie, wie viel der Marquis ſchon zugeſtanden habe, als ſie ihre Forderungen noch weit höher ſpannten. Marlborough ſprach auch von der Abtretung Neufundlands in America, und beſtand auf eine anſehnliche Barriere für Holland, Deutſchland und Savoyen, und auf die Abtretung der ganzen Spaniſchen Monarchie. In der Hoffnung, daß die Bewilligung der letzten Forderung doch wohl allem Streit ein Ende machen werde, ging er bis an die äußerſte Grenze ſeiner Vollmacht, und eröffnete dem Herzog von Marlborough, daß ſein Monarch bereit ſey, wenn es nicht

anders ſeyn könne, die ganze Spaniſche Monarchie fahren zu laſſen. Aber ſelbſt nach dieſer ungeheuren Aufopferung ſah ſich Torcy noch immer nicht am Ziele, denn jetzt fing erſt Eugen an zu fordern. Für den Herzog von Savoyen verlangte er eine Barriere von mehreren Feſtungen, und für den Kaiſer den ganzen Elſaß; ja man erfuhr durch Pettekum, daß der zweite kaiſerliche Bevollmächtigte, Graf von Sinzendorf, ſogar noch den Auftrag habe, Bourgogne und die Franche Comté zu verlangen. Kurz, von dieſen Unterhandlungen war kein Ende abzuſehen, und die Franzöſiſchen Geſandten gaben alle Hoffnung auf, und machten ſchon Abſchiedsbeſuche.

Hier noch hielt der Rathspenſionär Heinſius ſie auf. Man ſann von Neuem auf einen Vereinigungspunkt, und Torcy ſchlug noch vor, die Verbündeten möchten alle ihre Forderungen ſchriftlich aufſetzen, damit man ſie in ihrer Geſammtheit überſehen könne. Das ward angenommen, und ſchon am 27. Mai ſtellte man ihm einen Aufſatz zu, der in vierzig Punkten alle Forderungen ſämmtlicher Verbündeten enthielt. Aber einige dieſer Punkte ſchienen Torcy ſo hart und übermäßig, daß er ſich weigerte, ſie zu unterſchreiben, indem er erklärte, daß er dem Könige die Entſcheidung überlaſſen müſſe. Dieſem aber rieth er ſelbſt, nachdem er den Haag ſchon verlaſſen hatte, in einem Schreiben von Rotterdam aus, die Artikel zu verwerfen. Einer derſelben, der vierte, mußte den Franzoſen allerdings entehrend erſcheinen. Er enthielt nämlich die Beſtimmung, daß der König von Frankreich es dahin bringen ſolle, daß Philipp von Anjou binnen zwei Monaten die Spaniſche Monarchie räume; würde dieß nicht geſchehen ſeyn, ſo ſolle er in Vereinigung mit den Verbündeten die erforderlichen Maßregeln zur Vollziehung dieſes Artikels ergreifen. Dieß hieß mit anderen Worten, er ſelbſt ſolle ſeinen Enkel bekriegen und aus Spanien verjagen. Die Unterhandlungen wurden in der That abgebrochen, und Ludwig machte das Franzöſiſche Volk durch öffentliche Bekanntmachungen, daß die Schuld der Fortdauer des Krieges nicht an ihm liege, zu neuen Anſtrengungen willig. Die Heere wurden wieder ergänzt, und um den Unfällen des letzten Feldzuges diesmal zu entgehen, rief man beide Anführer des Nordheeres zurück, und ſchickte den Marſchall von Villars an ihrer Statt nach den Niederlanden.

11. Schlacht bei Malplaquet.

(11. Sept. 1709.)

In Deutſchland brach der Marſchall von Harcourt mit vierzigtauſend Mann ein, und plünderte das Kinzinger Thal, da die Reichsfürſten nach ihrer Gewohnheit nicht eher Truppen ſchickten, als bis die Gefahr vor ihrer eigenen Thür war. Nur mit vieler Mühe konnte der wackere Kurfürſt von Hannover beredet werden, noch einmal mit dieſem elenden Heere zu Felde zu ziehen; und als er ſich endlich doch dazu entſchloß, vereitelte ihm ein ungeſchickter Unterbefehlshaber, Graf von Mercy, ſeinen beſten Plan dadurch, daß er ſich ohne alle Noth mit einer Abtheilung von ſechstauſend Mann ſchlagen ließ (26. Auguſt), nach welchem Verluſte im ganzen Feldzuge nichts weiter ausgerichtet werden konnte.

Villars ſtand um dieſelbe Zeit in einem ſehr feſten Lager zwiſchen Lens und Beſſer verſchanzt. Sein Heer betrug 110,000 Mann, die ſchon aus bloßem Hunger zu ſchlagen wünſchten denn man konnte ihnen auf die Länge nur die Hälfte, ja zuletzt nur den vierten Theil ihrer Brotportionen reichen, und viele verkauften ihre Kleider, um ſich nur Lebensmittel verſchaffen zu können. Die Verbündeten, 120,000 Mann ſtark und auch an Geſchütz den Franzoſen weit überlegen, kamen unter Eugens und Marlboroughs Anführung, täuſchten jene durch einen verſtellten Marſch, und warfen ſich dann plötzlich auf das von Mannſchaft entblößte Dornick. Marlborough leitete die Belagerung des Orts, Eugen deckte ihn mit ſeinem Heere durch eine trefflich gewählte Stellung zwiſchen Pont-Treſſin und St. Amand. So ging die Feſtung über (3. September), ohne daß Villars es hätte wagen dürfen ſie zu entſetzen. Jetzt kam es darauf an, ob er auch der Eroberung von Mons ſo ruhig zuſehen würde. Ihn zu locken, überrumpelte der Erbprinz von Heſſen-Kaſſel mit der Vorhut die Franzöſiſchen Linien in dieſer Gegend (5. September), und hierauf rückten Eugen und Marlborough mit dem ganzen Heere nach. Sie fanden den Feind in einer ſehr vortheilhaften Stellung zwiſchen den Dörfern Malplaquet und Blangies vor Mons feſt verſchanzt. Dieß drohte die Schlacht, die man ihm liefern mußte, ſehr langwierig und blutig zu machen. Dennoch beſchloſſen die beiden Feldherren, die ja noch nie ein Treffen verloren hatten, den Angriff. Er geſchah den 11. September, Morgens um acht, und bis gegen drei Uhr Nachmittags dauerte das entſetzliche Ge-

metzel, das mörderiſcheſte in dem ganzen Kriege, denn es koſtete beiden Theilen zuſammen 33,000 Menſchen. Die Holländer beſonders, die unter dem braven Prinzen von Naſſau den Preis der Tapferkeit davontrugen, wurden ſchaarenweiſe von den Franzöſiſchen Kartätſchen niedergeſtreckt. Eugen ſelbſt, welcher den rechten Flügel zuerſt ins Feuer führte, erhielt gleich zu Anfang einen Streifſchuß an den Kopf, ließ ſich aber dadurch nicht irre machen, ſondern ſteckte ruhig ſein Schnupftuch unter den Hut, und führte den Befehl fort. Durch die entſetzliche Heftigkeit ſeines Angriffs ſah Villars ſich genöthigt, einige Regimenter aus dem Mittelpunkte abzurufen und ſeinem linken Flügel zur Verſtärkung zuzuſenden. Dieß bemerkte Marlborough, der auf ſeinem linken Flügel ſchon 12,000 Mann verloren hatte, und ſchnell in dieſe ſchwache Stellung einbrechend, trennte er die ganze feindliche Schlachtordnung, und entſchied dadurch den Sieg. Gegen das Ende mußte ſich der Franzöſiſche Feldherr, am Knie verwundet, aus dem Treffen tragen laſſen, worauf der Marſchall von Boufflers den Rückzug nach Valenciennes anordnete. Die Sieger wagten nicht, ihn zu ſtören. Sie hatten in der That gegen 3000 Mann mehr als die Franzoſen verloren. Der Weg nach Mons ſtand ihnen indeß nun offen, und am 20. October ergab ſich dieſe Stadt.

---

12. Marlboroughs Sturz.
(1710.)

So war denn alſo wieder ein Feldzug für Ludwig XIV. verloren, und es ſchien, als habe das unerbittliche Glück ihm auf immer den Rücken gekehrt. Er mußte ſich dazu verſtehen, die im Frühling abgebrochenen Friedensunterhandlungen im Herbſte noch einmal anzuknüpfen. Aber mit ſeiner Hülfloſigkeit war auch der Uebermuth ſeiner Gegner gewachſen. Die Holländer, mit rühmlicher Treue dem gemeinſamen Vortheil ſämmtlicher Verbündeten anhangend, ließen ſich durch keine Verſprechungen verführen, einen beſonderen Frieden einzugehen. Vielmehr erhoben ſie ſo viele neue Schwierigkeiten, daß man die Berathungen nicht eher als am 9. März 1710 anfangen konnte. Dieſe wurden auf einer Jacht im ſogenannten Moerdyk bei Gertruydenberg, dann in dem letztern Orte ſelbſt gehalten. Die Penſionäre Buys und van der Duſſen waren noch immer nicht nachgiebiger geworden. Die Franzöſiſchen

Bevollmächtigten zogen die oben erwähnten vierzig Artikel hervor, und erboten sich, sie alle bis auf den zu unterschreiben, in welchem Ludwigen die gewaltsame Vertreibung seines Enkels aus allen Spanischen Ländern angemuthet wurde. Man könnte ja, meinten sie, eine andere Auskunft suchen. Und auf die Frage, welche, erboten sie sich sogar den Verbündeten zu dieser Unternehmung Hülfsgelder zu bezahlen. Ja, so sehr war es dem hochbedrängten Könige mit dem Frieden Ernst, daß er bis auf eine Million Livres monatlich geben wollte. Noch mehr, er versprach, dem Kaiser Valenciennes und das ganze Elsaß abzutreten, wenn man seine Bundesgenossen, die Kurfürsten von Köln und Baiern, wieder in ihre Länder einsetzen wollte. Die Verbündeten beharrten aber darauf, daß es bei jenem Artikel bleiben, und überhaupt Ludwig die sämmtlichen vierzig Präliminarpunkte nicht nur unterschreiben, sondern auch innerhalb zweier Monate wirklich vollziehen müsse, ehe man auf dieselben die eigentlichen Friedensverhandlungen gründen könne. Auf diese unerhörte Erklärung blieb den Französischen Abgeordneten nichts übrig, als die Unterhandlungen (im Juli) zum zweitenmale abzubrechen. Und dieß hatten Eugen und Marlborough gar nicht einmal abgewartet, sondern bereits am 20. April den Feldzug wieder eröffnet, die Französischen Linien zwischen der Scarpe und Dyle glücklich erstiegen, und Douay belagert (3. Mai) und erobert (25. Juni). Bethune, St. Venant und Aire folgten nach, und Villars war zu schwach, diese Unternehmungen zu hindern. Auch die Nachrichten aus Spanien lauteten schlecht. Philipps Generale waren von dem Oesterreichischen Grafen Stahrenberg am 27. Juli bei Almenara, und am 20. August bei Saragossa entscheidend geschlagen worden, und Karl III. hatte am 28. September in Madrid seinen feierlichen Einzug gehalten. Blieb jetzt dem gedemüthigten Ludwig wohl noch ein Strahl von Hoffnung übrig?

Aber als wollte der Herr der Schicksale den Völkern in Ludwigs Geschichte ein Beispiel geben, wie sehr Rachsucht und Uebermuth ihm mißfalle, und wie leicht es ihm sey, auch den Glücklichsten zu beugen, erfolgte plötzlich in der Lage der Dinge eine Veränderung, wie die Häupter der Verbündeten sie wohl nimmermehr geahnet hatten. In London hatte bis jetzt der Herzog von Marlborough Alles gegolten; seine Gemahlin war die innigste Vertraute der Königin Anna; der Großschatzmeister, Graf Godolphin, war sein Schwiegersohn, und die übrigen Minister waren entweder seine Verwandte oder seine Geschöpfe. Sie Alle beherrschten die Königin unbeschränkt. Marlborough und

Godolphin ſtanden zwiſchen den Torys und Whigs gewiſſermaßen in der Mitte, aber die Herzogin, Marlboroughs Gemahlin, eine von Leidenſchaftlichkeit, Herrſchſucht und Stolz ganz erfüllte Frau, von welcher der Held ſich nur allzu ſehr leiten ließ, machte, daß er ſich den Whigs näher anſchloß, wodurch er es mit den heftigen Torys gänzlich verdarb und auch mit der Königin. Die Torys ſuchten ſich dieſer auf alle Weiſe gefällig zu machen, und ſtifteten ſogar einen beredten Geiſtlichen an, die Gefährlichkeit der Grundſätze der Whigs und die Vortrefflichkeit der ihrigen auf der Kanzel durchzuführen. Den wirkſamſten Bolzen aber ſchoß ein Weib ab, Miſtreß Masham, eine Kammerfrau der Königin. Wiewohl ſie ſelbſt der Herzogin ihre Beförderung zu danken hatte, ſuchte ſie doch bald durch feine Ränke dieſe ihre frühere Gönnerin aus der Gunſt der Königin zu verdrängen; und die ungemäßigte Herrſchſucht der Herzogin, ihr Hochmuth, der ſelbſt gegen die Gebieterin ein beleidigendes Betragen annehmen zu dürfen glaubte, leiſteten dieſen Ränken ungemeinen Vorſchub. Es kam zwiſchen der Königin und der Herzogin zu ſtarken Erörterungen; die letztere, allzu feſt auf ihre Unentbehrlichkeit vertrauend, wollte die Gekränkte ſpielen; aber ihr Trotz verfehlte die beabſichtigte Wirkung ſo ſehr, daß es nunmehr zum völligen Bruch kam (April 1710). Zu ſpät eilte ſie bittend zu den Füßen der beleidigten Königin zurück. Ihr ward der Hof verboten, und viele Anhänger Marlboroughs wurden entſetzt oder zogen ſich zuvorkommend ſelbſt zurück. Ihre Stellen wurden mit Torys beſetzt. Harlay, nachher zum Grafen von Oxford, und St. John, zum Viscount Bolingbroke erhoben, waren die bedeutendſten Glieder des neuen Miniſteriums. So war die Marlboroughſche Partei geſtürzt. Dem Herzoge ſelbſt ließ man zwar die Anführung des verbündeten Heeres, aber nicht mehr mit der uneingeſchränkten Vollmacht, die er bisher gehabt hatte.

Dieſe Miniſterialveränderung am Engliſchen Hofe rettete Frankreich aus ſeiner Noth. Marlborough hatte den Frieden verzögert um ſeines Ruhmes willen; ſeine Gegner wünſchten denſelben, um ihn ganz entbehrlich zu machen. Jetzt konnte Ludwig von den Engländern nicht mehr ſo viel Hartnäckigkeit fürchten, als die Holländer ihm bisher bewieſen hatten. Vielmehr hatte er die Freude, zu Anfang des Jahres 1711 einen Franzöſiſchen Geiſtlichen, Caplan der katholiſchen Gemahlin des Grafen von Jerſei, Namens Gaultier, an den ſich Torcy ſchon früher gewandt hatte, mit geheimen Aufträgen der Engliſchen Miniſter

in Paris erscheinen zu sehen. Sie ließen durch ihn mündlich versichern, daß sie zum Frieden geneigt wären, nur solle der König sich zum Scheine noch einmal an Holland wenden, wo man dann dafür sorgen werde, daß keine weiteren Schwierigkeiten gemacht werden sollten.

13. Josephs I. Tod.

Schöpfte Ludwig XIV. schon bei dieser Nachricht neuen Athem, so eröffnete ihm eine andere, die er gleich darauf empfing, eine noch weit glänzendere Aussicht. Der Kaiser Joseph I. starb nämlich im drei und dreißigsten Lebensjahre an den Kinderblattern (17. April 1711). Da dieser Monarch keinen männlichen Sprößling hinterließ, so war sein Bruder, der Erzherzog Karl, der Erbe seiner Länder. Konnte man nun wohl glauben, daß die Verbündeten noch darauf bestehen würden, daß dem mächtigen Besitzer Oesterreichs, Ungerns und Böhmens noch die ganze Spanische Monarchie, sammt den Schätzen Mexicos und Perus, gelassen würde? An ein Vertreiben Philipps V. war nun gar nicht mehr zu denken, und von allen den schimpflichen Bedingungen, die Ludwig noch im vorigen Jahre den Holländern schon zugestanden hatte, war keine Rede mehr. Der günstige Augenblick, Frankreich zu demüthigen, war unwiderruflich vorübergegangen. und die Glücksgöttin, erzürnt über den Mißbrauch ihrer Güte, wandte den so lange Begünstigten jetzt völlig den Rücken.

Joseph I. nahm die Achtung und Liebe seiner Unterthanen mit sich ins Grab. An Thätigkeit, Einsicht und Güte übertraf er seinen Vorgänger wie seinen Nachfolger bei weitem *). Ob der letztere, der sich damals in Spanien aufhielt, auch die Kaiserkrone von ihm erben würde, war noch zweifelhaft. Mit Ludwigs XIV. Willen wäre es nie geschehen, denn dieser war auf das Haus Oesterreich so erbittert, daß er sichs viel Geld kosten lassen wollte, ihm diesen Schmuck zu entwenden **).

*) Auch in Ungern verließ er das Bedrückungs- und Schreckenssystem seines Vorgängers, und trug dadurch wesentlich zur Beendigung des noch tobenden Ragoczyschen Aufruhrs bei. Einige entscheidende Siege seiner Truppen mißbrauchte er so wenig, daß er eine allgemeine Amnestie verkünden ließ. Eben als auf dieser Grundlage ein Friede abgeschlossen wurde, starb der Kaiser. Ragoczy nahm die auch ihm angebotene Verzeihung und Wiedereinsetzung in seine Güter nicht an, sondern ging nach Polen.

**) Er soll dem Könige von Preußen Friedrich I. zwei Millionen Gulden zur Bestreitung

Allein die Seemächte verwendeten ſich für Karl, und die Kurfürſten ſelbſt hatten keinen Grund, von jener Linie abzugehen. Kurmainz ſetzte darauf die Wahlverſammlung auf den 20. Auguſt zu Frankfurt an, und Eugen rückte mit ſeinem Heere den Rhein herauf, um ſie gegen Villars zu decken. Am 12. October ward alſo der ſogenannte König Karl III. von Spanien unter dem Namen Karls VI. zum Römiſchen König und künftigen Kaiſer gewählt. Er ſelbſt war ſchon am 26. September, unter Bedeckung einiger Holländiſchen Kriegsſchiffe, von Barcelona nach Genua abgereiſet, und empfing am 30. October zu Mailand aus den Händen des Pfalzgrafen Karl Philipp von Neuburg das Wahldecret. Am 19. December hielt er zu Frankfurt mit großer Pracht ſeinen Einzug, beſchwor ſeine Wahlcapitulation, und ward ſodann am 22ſten von dem Kurfürſten von Mainz mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten gekrönt.

Der Beſitz aller Kronen ſeines Vaters diente ihm zur Entſchädigung für das ſeit dem letzten Herbſte (1710) wieder erfahrene Unglück. Sein Nebenbuhler Philipp V. hatte nämlich den berühmten Herzog von Vendome in ſeine Dienſte genommen, und Ludwig XIV. hatte um eben dieſe Zeit den Marſchall von Noailles mit friſchen Hülfsvölkern nach Spanien geſchickt. Sie trieben die Verbündeten nach zwei glänzenden Siegen Vendome's, bei Brihuega am 9. December 1710 über den Engliſchen General Stanhope, und am folgenden Tage bei Villaviciosa über den Grafen Stahrenberg, ſo in die Enge, daß Karl faſt weiter nichts mehr übrig behielt als Barcelona und Tarragona.

Die Kriegsunternehmungen in den Niederlanden waren übrigens weder durch Joſephs Tod noch durch die neuen Friedensverſuche unterbrochen worden. Marlborough that ſein Möglichſtes, um den klugen Villars zu überliſten, der ſich auf die Feſtigkeit ſeiner Linien zwiſchen Arras und Bouchain ſo viel einbildete, daß er ſie das Non plus ultra zu nennen pflegte. Wirklich täuſchte er ihn durch bewundernswürdige Märſche ſo ſehr, daß er zuletzt, nach faſt zwanzigſtündigem Hin- und Herziehen, in der Nacht vom 5. Auguſt, die Linien gerade da erſtieg, wo Villars ſie gänzlich von Truppen entblößt hatte, und mit Erſtaunen erblickte dieſer am Morgen den Feind innerhalb ſeiner Verſchanzungen, ohne daß es demſelben einen Schwertſtreich gekoſtet hatte.

der Wahlkoſten und 70,000 Mann zur Deckung der Wahlverſammlung haben anbieten laſſen, allein dieſer lehnte die Ehre ab, und erklärte ſich zuerſt für das Haus Oeſterreich.

Marlborough, selbst im Glücke vorsichtig, störte den Rückzug des Feindes nicht, sondern belagerte Bouchain (10. August 1711), welches sich am 13. September auf Capitulation ergab. Jetzt wollte er die Franzosen auch noch aus Quesnoi vertreiben, allein die Holländer versagten ihre Einwilligung dazu, wahrscheinlich weil sie wußten, daß die geheimen Unterhandlungen zwischen England und Frankreich schon ziemlich weit gediehen waren.

Die neuen Englischen Minister waren nämlich, wie schon gesagt ist, ganz von dem Vorsatze erfüllt, den Krieg zu beenden, der in der That, weil er dem Lande ungeheure Summen gekostet hatte und dem Handel Eintrag that, viele Stimmen wider sich hatte. Sie hielten es für unklug und verderblich, für fremde Interessen länger einen Kampf fortzusetzen, der Englands Blut und Geld kostete, ohne dem Lande selbst wesentliche Vortheile zu versprechen. Bei diesen theils aus solchen Betrachtungen theils aus Parteihaß gegen das gestürzte Ministerium hervorgehenden friedlichen Gesinnungen fuhren die Holländer am schlimmsten. Diese hatten zwar viel für sich gefordert, aber doch nicht weniger für die übrigen Verbündeten. Die Engländer hingegen nahmen schon Ludwigs Präliminarien an, da sie nur für sie selbst günstig genug waren, und der zahlreichen Festungen, die der König den Holländern bereits bewilligt hatte, gedachten sie nicht mehr. Die Generalstaaten waren nicht wenig betroffen, als ihnen der im April 1711 abgefaßte Französische Präliminarentwurf von den Englischen Ministern vertraulich mitgetheilt wurde, und sie deutlich sahen, daß diese auf einer solchen Grundlage Frieden zu schließen Willens seyen. Es hieß darin: der König von Frankreich werde der Englischen Nation wirksame Sicherheit geben, daß ihr Handel in Spanien, Indien und den Seehäfen des Mittelländischen Meeres ungestört bleibe *). Den Holländern verspreche er gleichfalls vollkommene Freiheit ihres Handels und eine nach dem Gutachten der Krone England hinlängliche Barriere zu ihrer Sicherheit. Man werde redlich und aufrichtig über billige Mittel übereinkommen, den Verbündeten Englands und Hollands Genugthuung zu verschaffen, auch die Irrungen in Betreff der Spanischen Monar-

*) In einem besondern Präliminarvertrage versprach er ihnen nachher die Schleifung der Festungswerke von Dünkirchen und die Ausfüllung des dortigen Hafens, einen neuen Handelsvertrag und die Abtretung von Gibraltar, Port-Mahon, Neufundland und der Hudsonsbai, und den Negerhandel im Spanischen Amerika auf demselben Fuß wie die Franzosen.

chie beizulegen. Welch eine vornehme Sprache gegen die demüthig bittende, welche die Franzöſiſchen Geſandten noch unlängſt zu Gertruydenberg geführt hatten! Die Holländer konnten nicht umhin, der Königin vorzuſtellen, wie ſchwankend und dunkel dieſe Präliminarien wären, und wie nöthig es ſey, daß man noch zur rechten Zeit den Franzöſiſchen Hof vermöge, ſich über dieſelben deutlicher zu erklären. Sie beſchloſſen zugleich, den Engländern dadurch entgegenzuarbeiten, daß ſie ſich durch Pettekum insgeheim an den Marquis von Torcy wandten, und ihm ihrerſeits günſtige Bedingungen anboten. Allein dieſer ließ ſie, gegen die er früher eine ſo demüthige Rolle hatte ſpielen müſſen, lange auf Antwort warten, und erwiederte ihnen dann (15. Juli 1711): „der allerchriſtlichſte König habe zwar nur zu viele Urſach, gegen die Staaten aufgebracht zu ſeyn, und ſich nicht weiter mit ihnen einzulaſſen; wenn jedoch der Herr von Pettekum einen Gedanken zu einem allgemeinen Frieden habe, und ihm denſelben mittheilen wolle, ſo werde er ſehen, ob er es wagen dürfe, ihn dem Könige, ſeinem Herrn, zu eröffnen. Uebrigens habe man gute Hoffnung, von einer andern Seite her zum Ziele zu gelangen.“

Indeß hatten die Unterhandlungen zwiſchen Frankreich und England ihren Fortgang, und am 8. October wurden zu London die Präliminarien unterzeichnet, deren Inhalt im Weſentlichen wie jener Entwurf lautete. Der Graf von Strafford wurde an die Generalſtaaten geſandt, um ihnen anzudeuten, daß, wenn ſie ſich dem Abſchluſſe des Friedens widerſetzten, England vielleicht genöthigt ſeyn könnte ſich von dem Bündniſſe zu trennen. Auf dieſe Weiſe wurde, durch die allzu ſtarke Sehnſucht der Engliſchen Miniſter nach dem Frieden, die Gelegenheit verſäumt, dem ganzen Europa von dem habſüchtigen und übermüthigen Frankreich Gerechtigkeit zu verſchaffen, und dem durch eine Reihe von Heldenthaten endlich ein Mal zu Boden gedrückten und erſchöpften Ludwig die Herausgabe ſeines Raubes abzuzwingen.

---

14. Der Utrechter Friede.

(13. April 1713.)

Der Kaiſer und die Generalſtaaten verſuchten ihr Aeußerſtes, ſelbſt nach dem Abſchluß der Präliminarien, den eigentlichen Friedenscongreß noch zu hintertreiben. Eugen ſelbſt reiſte im Januar 1712 nach Lon-

don; ward aber vom Hofe sehr kalt empfangen, und kehrte höchst unzufrieden (im März) zurück. Marlborough stand ihm jetzt im Felde nicht mehr zur Seite. Seine Gegner hatten eine Klage wegen Veruntreuung öffentlicher Gelder wider ihn angebracht, welche die Stimmenmehrheit des Unterhauses als gegründet erkannte, und obschon Marlborough zu beweisen suchte, daß die Einnahmen, die man als Unterschleif ansah, auch von früheren commandirenden Generalen zur Bestreitung mancher Ausgaben bezogen worden, oder freiwillige Geschenke gewesen wären*), so ward er dennoch von der Königin seiner Ehrenstellen entsetzt, und auch der durch so viele Siege verherrlichte Oberbefehl ward ihm genommen. Die Holländer ordneten ihre Truppen dem Prinzen Eugen unter, die dieser hierauf, mit den kaiserlichen vereinigt, in die Gegend von Quesnoi führte, um wo möglich den dort verschanzten Villars zurückzudrängen.

Die Königin Anna ließ indessen die Generalstaaten nochmals erinnern, sich bestimmt zu erklären, ob sie an den Friedensunterhandlungen Theil nehmen wollten, oder nicht. Sie mußten wohl einwilligen, und da man ihnen unter mehreren vorgeschlagenen Städten die Wahl überließ, bestimmten sie Utrecht dazu, worauf die Königin die Eröffnung der Verhandlungen auf den 12. Januar 1712 ansetzte. Um unnütze Streitigkeiten und Förmlichkeiten zu vermeiden, ward festgesetzt, daß die Minister nur als Bevollmächtigte erscheinen, und den Charakter als Gesandte nicht eher als am Tage der Unterzeichnung des Friedens annehmen sollten. Bei den Berathungen sollten sie ohne bestimmte Ordnung unter einander sitzen, auch solle Niemand mit mehr als zwei Pferden nach dem Rathhause fahren. Aus Achtung für den Kaiser solle weder von Philipp V. noch von den beiden geächteten Kurfürsten ein Gesandter zugelassen werden, als bis die sie betreffenden Punkte entschieden wären.

So wurden denn diese höchst schwierigen und wichtigen Verhandlungen am 29. Januar 1712 eröffnet, und zwar damit, daß der vorsitzende Bischof von Bristol, das Haupt der Englischen Gesandtschaft, die Französischen Bevollmächtigten in einer kurzen Rede um eine bestimmte Erklärung über alle in der Versammlung abzuhandelnden Artikel ersuchte. Diese übergaben darauf in der zweiten Sitzung (11. Febr.) eine Schrift, welche die sämmtlichen Anerbietungen ihres Kö-

*) Coxe, Vol. III. p. 486.

nigs an die verbündeten Mächte enthielt, die aber ſo unbedeutend waren, daß ſie bei den Geſandten, mit Ausnahme der Engländer, lebhaften Unwillen erregten. Man lud darauf dieſe ein, ihre Forderungen auf gleiche Weiſe einzureichen, und auch hier wurde manches Unbillige verlangt. Dasjenige, was eigentlich der Zankapfel des Krieges geweſen war, machte im Friedensſchluſſe bei weitem nicht die größte Schwierigkeit, denn es iſt ſchon oben geſagt worden, daß ſich die Seemächte ſeit dem Tode des Kaiſers Joſeph die Theilung der Spaniſchen Monarchie gern gefallen ließen; und ſo ward denn, trotz allem Widerſpruch des Kaiſers, Ludwigs Vorſchlag, Philippen Spanien und Indien, und Karln das Uebrige zu laſſen, ſchnell genehmigt. Nur darauf beſtand England, daß Philipp V. feierlich allen ſeinen Anſprüchen an Frankreich entſage, damit nicht zu beſorgen wäre, daß zwei ſo mächtige Kronen jemals auf Einem Haupte vereinigt würden. Ungern unterzogen ſich Ludwig und Philipp dieſer Bedingung, doch fügten ſie ſich endlich, und nach öffentlich abgelegtem feierlichem Schwure (5. Nov. 1712 zu Madrid) ſandte Philipp die Entſagungsurkunde ſeinem Großvater zu.

Eugen brannte unterdeſſen vor Begierde, während die Engländer den Franzoſen zu Utrecht auf alle Weiſe durchhalfen, den letztern im Felde noch ſo vielen Schaden als möglich zuzufügen. Er vereinigte ſich zu dem Ende (im Mai 1712) mit dem Herzog von Ormond, der an Marlboroughs Stelle den Oberbefehl über das Engliſche Heer in den Niederlanden erhalten hatte, und führte mit ſeiner ganzen Kunſt eine Gelegenheit herbei, den Marſchall von Villars mit ſicherm Erfolge anzugreifen. Als aber der Augenblick gekommen war, ließ Ormond ſich durchaus nicht bewegen, den Angriff, der gewiß den Sieg zur Folge gehabt haben würde, mit ſeinen Leuten zu unterſtützen. Vergebens drang Eugen mit den deutlichſten Gründen in ihn ein, vergebens ließ er ihn merken, daß ſein Betragen Verdacht errege; der Herzog berief ſich auf Briefe von ſeiner Monarchin, die er erſt erwarten müſſe, und Eugen merkte nun wohl, daß es zwiſchen England und Frankreich heimlich verabredet ſey, nichts Feindſeliges mehr gegen einander im Felde zu unternehmen. Bald darauf (25. Juni) erklärte ihm Ormond gerade heraus, er habe den Auftrag, in drei Tagen einen zweimonatlichen Waffenſtillſtand mit Frankreich bekannt zu machen, und es würde ihm lieb ſeyn, wenn ſich die Verbündeten mit in denſelben wollten einſchließen laſſen, weil widrigenfalls den von den Engländern bisher bezahlten Truppen der Sold nicht ferner gereicht werden würde. Aber Eugen

und die Niederländiſchen Bevollmächtigten waren zu empört über dieſe Erklärung, um den Vorſchlag anzunehmen. Sie trennten ſich vielmehr völlig von den Engländern, belagerten und eroberten Quesnoi (4. Juli 1712) und rückten dann ſofort vor Landrecy. Ormond wußte ſich dafür zu rächen, indem er ſich ſchnell auf Gent und Brügge warf, und in beide Städte Engliſche Beſatzung legte.

Jetzt war Villars dem Prinzen Eugen weit überlegen, und da er wußte, daß ſich der letztere nicht einen Augenblick länger würde halten können, wenn es gelänge, ihm ſeine trefflichen Magazine in dem Dorfe Marchiennes wegzunehmen — zu deren Deckung der Graf von Albemarle mit einem nicht ſehr ſtarken Heerhaufen der Verbündeten bei Denain ſtand — ſo benutzte er raſch die Gelegenheit, den leider ſorgloſen Hüter mit weit überlegener Macht zu überfallen, und ihn in ſeinen Verſchanzungen ſammt ſeinem ganzen Heerhaufen, ſo weit er den Franzöſiſchen Bajonnetten entrann, gefangen zu nehmen (24. Juli). Mancher große Sieg iſt nicht von ſo wichtigen Folgen geweſen, als dieſes kleine Ereigniß. Eugen, dem nach der Eroberung von Landrecy der Weg nach Paris offen geſtanden hätte, war jetzt, nach dem Verluſt ſeiner Magazine, nicht mehr im Stande, Landrecy ferner zu belagern; ja er mußte die ſchon eroberten Feſtungen Quesnoi, Douai und Bouchain wieder fahren laſſen und die Franzoſen triumphirend in die Niederlande eindringen ſehen.

Zum Uebermaaß des Unglücks kam dieſer Schlag gerade in dem Augenblick, wo man auf der Verſammlung zu Utrecht über die Forderungen der Niederländer ſtritt. Hatte Ludwig dieſen verhaßteſten aller Feinde ſchon von Anfang wenig Gutes gegönnt, ſo nahm er jetzt einen noch weit ſtolzern Ton gegen ſie an, da Villars im Felde einen ſolchen Vortheil über ſie gewonnen hatte. Dazu ereignete ſich noch ein Vorfall, der ihm eine recht erwünſchte Gelegenheit gab einmal wieder, freilich auf Koſten ſeiner innern Ehre, im vollen Glanze den König zu ſpielen.

An demſelben Tage nämlich, als die Nachricht von der Niederlage der Verbündeten bei Denain in Utrecht eintraf (27. Juli), fuhr der Graf von Rechtern, einer der Niederländiſchen Geſandten, vor der Thür des Franzöſiſchen Botſchafters Menager vorüber. Vor der Hausthür des letztern ſtanden die Bedienten deſſelben, und dieſe nahmen ſich heraus, auf die Leute des Grafen höhniſch mit Fingern zu zeigen und hinter ihnen ein beleidigendes Gelächter aufzuſchlagen. Das Nämliche

wiederholten ſie bei der Rückkehr der Kutſche. Der Graf von Rechtern verlangte hierauf von dem Herrn von Menager für dieſe Ungezogenheit Genugthuung; dieſer verſprach ſie auch, allein man erfuhr nicht, daß etwas geſchehen ſey. Umſonſt erinnerte der Graf den Franzoſen noch einmal; dieſer läugnete zuletzt die ganze Sache. Die gekränkten Bedienten beſchloſſen hierauf, ſich ſelbſt Genugthuung zu verſchaffen, und einer derſelben gab bei nächſter Gelegenheit dem einen jener Franzoſen eine Ohrfeige. Dieſe wichtige Staatsbegebenheit berichtete der Herr von Menager ungeſäumt nach Hofe, und Ludwig XIV. befahl darauf ſogleich — alle Friedensunterhandlungen mit dem Niederländiſchen Geſandten auf der Stelle abzubrechen, und dieſelben nicht eher wieder anzufangen, als bis die Generalſtaaten den Grafen von Rechtern für ſeine ruchloſe Verletzung des Völkerrechts zurückberufen, und öffentlich die Erklärung gegeben hätten, daß ſie das Geſchehene mißbilligten, und daß es ihnen ſehr leid thun würde, wenn Se. Majeſtät glauben könnten, ſie hätten es jemals an der Ihm ſchuldigen Achtung wollen ermangeln laſſen. Um den Generalſtaaten eine Verlegenheit zu erſparen, bat der Graf von Rechtern ſelbſt um ſeine Entlaſſung, worauf ſich drei der anderen Niederländiſchen Bevollmächtigten zu den Franzöſiſchen Miniſtern begaben, und die verlangte Erklärung in Gegenwart einer großen dazu geladenen Geſellſchaft ablegten (30. Jan. 1713). Ueber dieſe Bedientenſache wurde das Friedensgeſchäft beinahe um ein halbes Jahr verzögert.

Die Engländer drangen nun ſo ſehr auf die Beendigung der Unterhandlungen, daß die Holländer gezwungen waren, die erhaltenen Bedingungen gut zu heißen, wenn ſie nicht von England ganz im Stich gelaſſen ſeyn wollten. Sie unterzeichneten demnach am 29. Januar 1713 einen Barrierevertrag, kraft deſſen ihnen England das Beſatzungsrecht in Furnes, Fort Knocke, Ypern, Menin, Dornick, Mons, Charleroi, Namur und einigen Schlöſſern verbürgte. Für Savoyen hatte England den Franzoſen noch die beſten Bedingungen abgezwungen. Nur mit dem Kaiſer konnte man nicht aufs Reine kommen. Er hatte noch Truppen in Italien und Spanien, und ſeine Gemahlin war noch zu Barcelona, wie denn die Catalonier von keinem andern Könige wiſſen wollten als von ihm. Die Engländer ſuchten ihn daher aus allen Kräften zu bewegen, daß er Spanien räume. Gezwungen gab er nach, und unterzeichnete am 14. März 1713 einen ſogenannten Evacuations- und Neutralitätsvertrag. Im übrigen hatte ihm England für ſeine

Ansprüche die Spanischen Niederlande, Mailand, Neapel und Sardinien bestimmt, und wenn die kaiserlichen Gesandten zu Utrecht nur hätten unterhandeln wollen, so hätten sie wohl noch größere Vortheile erhalten können, aber sie waren mit den gethanen Vorschlägen so unzufrieden, daß sie die Unterhandlungen abbrachen. Die Engländer überließen den Kaiser daher seinem Schicksal, und luden diejenigen Verbündeten, welche sich befriedigt glaubten, zur Unterzeichnung der Friedensacte auf den 11. April ein. Die verschiedenen Gesandten erschienen demnach an diesem Tage in den Wohnungen der Englischen Minister, und nachdem zuerst die Engländer und Franzosen unterzeichnet hatten, folgten Savoyen, Portugal, Preußen, und zuletzt, noch um Mitternacht, die Republik der vereinigten Niederlande nach.

Der Hauptinhalt dieses berühmten Friedens war folgender. Philipp V. sollte das Königreich Spanien und dessen außereuropäische Besitzungen erhalten. Frankreich und Spanien sollten auf ewig getrennt bleiben. Frankreich sollte die protestantische Thronfolge in England anerkennen, und dem Prätendenten Jakob, Jakobs II. Sohn, nicht länger Schutz verleihen. Die Festungswerke von Dünkirchen sollten auf Französische Kosten geschleift und der Hafen ausgefüllt werden.

Frankreich trat ferner an England die Hudsonsbai, Neuschottland oder Acadien und Neufundland ab; an Portugal seine Ansprüche auf die Südamerikanische Küste zwischen dem Amazonenstrom und dem Flusse Oyapoc. Preußen erhielt das sogenannte Oberquartier von Geldern nebst einigen Aemtern, die Bestätigung der Souveränetät über Neufchatel und Valengin, und die Anerkennung seiner Königswürde. Dagegen überließ es an Frankreich das Fürstenthum Orange, worauf das Preußische Haus als Erbe Wilhelms III. gerechte Ansprüche hatte*). Savoyen erhielt eine treffliche Barriere von Festungen gegen Frankreich, und für seine Ansprüche an die Spanische Monarchie, außer den ihm schon 1703 vom Kaiser Leopold abgetretenen Bezirken in Italien, die Insel Sicilien als ein Königreich mit voller Souveränetät und die Anwartschaft auf die Spanische Krone, wenn Philipps V. Nachkommenschaft aussterben sollte.

Die Holländer erhielten unter allen Verbündeten die geringste Entschädigung. Sie mußten die stärksten der eroberten Festungen wieder

*) Friedrich I. hatte aus dieser Erbschaft schon früher, außer Neufchatel und Valengin, auch die Grafschaft Lingen und das Fürstenthum Meurs in Besitz genommen.

herausgeben, und behielten dafür die ſchon oben angeführte Barriere, die ihnen in der Folge gar keinen Nutzen gewährte. Der Handelsvertrag, welcher zugleich zwiſchen ihnen, England und Frankreich geſchloſſen ward, und in welchen auch die Deutſchen Hanſeſtädte mit aufgenommen wurden, war zwar ganz vortheilhaft, aber doch nicht in dem Grade, wie ihn die Engländer hätten erhalten können, wenn ſie das ganze Gewicht ihrer Stellung hätten geltend machen wollen.

Mit Spanien ſchloß England einen ſogenannten Aſſiento- oder Negerhandelstractat auf dreißig Jahre, durch welchen eine Engliſche Geſellſchaft das ausſchließende Recht erhielt, jährlich 4800 Negerſclaven gegen eine mäßige Abgabe nach dem Spaniſchen Indien zu ſenden. Desgleichen trat Spanien, welches am 13. Juli einen beſonderen Frieden mit England ſchloß, dieſer Krone die Feſtung Gibraltar und die Inſel Minorca ab.

15. Friede zu Raſtadt und Baden.

(1714.)

Der Kaiſer, der nun allein zurückblieb, beſchloß in Verbindung mit dem Deutſchen Reiche den Krieg gegen Frankreich fortzuſetzen. Aber obſchon zu Regensburg Vieles verſprochen wurde, kamen die Truppencontingente doch ſo ſparſam und unregelmäßig an, daß Eugen am Rheine mit dem beſten Willen nicht einen Schritt thun konnte, ſondern ruhig zuſehen mußte, wie Villars mit ſeinem gewaltigen Heere ſich am ganzen linken Rheinufer ausbreitete, das höchſt wichtige Landau eroberte (20. Auguſt 1713), alle offenen Städte in dieſer Gegend, Speier, Worms, Kaiſerslautern, Kirn u. a. m., mit ſchweren Brandſchatzungen belegte, dann ſogar über den Rhein ging, um auch am rechten Ufer Alles zu verwüſten, und die nächſtgelegenen Reichskreiſe auszuſaugen, ja endlich ſich auf das ſchlecht verſorgte Freiburg warf (30. Sept.) und es einnahm (16. Nov.). Man ſagte damals, die Saumſeligkeit der Reichsglieder in der Unterſtützung des von bitterm Schmerze durchdrungenen Eugen, der ſo gern die Ehre ſeines Kaiſers auch am Schluſſe des Krieges noch gerettet hätte, habe nicht ſehr unbekannte geheime Urſachen gehabt. So ging denn ein Feldzug vorüber, in welchem das Deutſche Reich nicht nur nichts gewonnen, ſondern noch zwei Hauptfeſtungen dazu verloren hatte. Und konnte man wohl von künftigen Anſtrengungen beſſere Er-

folge hoffen, da Ludwig jetzt von allen Seiten Frieden hatte? Es war daher nicht unwillkommen, daß Villars während der Belagerung von Freiburg bei Eugen anfragen ließ, ob es nicht möglich wäre, daß ſie beide an irgend einem Orte zuſammentreffen könnten, um ſich über die Mittel zu einem endlichen Frieden zu unterreden. Nachdem ſich Eugen die desfalls nöthige Vollmacht vom Kaiſer Karl VI. verſchafft hatte, traf er am 26. Nov. 1713 mit dem Marſchall von Villars im Schloſſe zu Raſtadt zuſammen, von den Segenswünſchen und Gebeten jedes braven Deutſchen begleitet.

Die meiſten Schwierigkeiten bei den Unterhandlungen machte die Feſtung Landau, welche Ludwig durchaus behalten wollte, und die Forderung, daß der Kurfürſt von Baiern alle ſeine Länder und Würden wieder haben ſollte, mithin auch die, welche bereits anderen Reichsfürſten zugetheilt worden waren. Auch verlangte Karl VI., Ludwig ſolle verſprechen, daß die braven Catalonier, die dem Oeſterreichiſchen Hauſe mit rührender Treue angehangen hatten und fortwährend anhingen, in den Beſitz ihrer ehemaligen Vorrechte wieder eingeſetzt würden. Die Engländer hatten zwar in ihrem Frieden mit Philipp V. dieſelbe Bedingung gemacht; dem Kaiſer aber, der für ſeine Perſon eine ganze Monarchie opfern mußte, gereicht es zur Ehre, daß er ſich von dieſem Zuge edler Dankbarkeit leiten ließ, der offenbar aus einer weit reinern Quelle floß, als Ludwigs Beſchützung eines Fürſten, der gegen das ganze übrige Deutſchland Partei genommen hatte.

Aber Frankreichs Uebergewicht war jetzt viel zu groß. Nach zweimonatlichem Streiten mußte Eugen doch endlich das Meiſte zugeben, denn er ſah wohl ein, daß, wenn es wieder zum Kriege kommen müßte, das Deutſche Reich mehr als jemals leiden würde. So kam man denn mit einem Entwurfe zu Stande, dem nichts als die Billigung der Monarchen fehlte, zu deren Einholung derſelbe nach Wien und Verſailles geſchickt ward. Aber zu nicht geringem Erſtaunen der beiden Feldherren kam der Entwurf von Ludwig vielfach verändert und mit zwölf neuen Punkten vermehrt zurück, in welchen Forderungen vorgebracht waren, an die Niemand gedacht oder die man längſt ſchon zurückgenommen hatte. Eugen ward durch dieß unredliche Betragen des Franzöſiſchen Hofes ſo aufgebracht, daß er im höchſten Unwillen am 7. Febr. 1714 Raſtadt verließ, und nach Stuttgart ging. Der darüber nicht minder beſtürzte Villars, den es ſchmerzte, ſeine ſiegreiche Feldherrnlaufbahn nicht mit der Stiftung des Friedens ſchließen

zu dürfen, reiſete darauf nach Strasburg, und legte ſeinem Könige ſchriftlich die Nothwendigkeit des Friedens und das Ehrenvolle der bereits erlangten Bedingungen ſo eindringend ans Herz, daß dieſer ſeine Veränderungen und Zuſätze faſt ganz wieder zurücknahm. Mit dieſer Nachricht eilte nun Villars Generalwachtmeiſter, Marquis von Contades, nach Stuttgart, um den Prinzen zur Rückkehr nach Raſtadt einzuladen. Noch an demſelben Tage (28. Febr.) ging er dahin ab, und die Unterhandlungen eilten nun raſch ihrer Beendigung entgegen. Am 6. März kam die Friedensurkunde zu Stande, und nachdem die Abſchreiber faſt die ganze Nacht daran geſchrieben hatten, unterzeichneten ſie die beiden Feldherren früh am Morgen, zwiſchen drei und vier Uhr (7. März) beim Schein der Lichter, und fielen einander voll froher Begeiſterung in die Arme.

Der Hauptinhalt dieſes Raſtadter Friedens, in welchem der Kaiſer noch ſchlechtere Bedingungen eingehen mußte, als Frankreich ihm vor einem Jahre hatte zugeſtehen wollen, war folgender: Der Kaiſer erhält die Spaniſchen Niederlande, Neapel, Mailand, Sardinien, Mantua*) und die Toscaniſchen Seehäfen an der weſtlichen Küſte. Frankreich giebt alle ſeine Eroberungen am Rheine, bis auf Landau, heraus, und erkennt die Hannöveriſche Kur an. Baiern und Köln werden der Reichsacht entledigt und in alle ihre Länder und Würden wieder eingeſetzt. Der Kaiſer gab hierauf in einem Decret vom 24. März 1714 dem Reiche von dem zu Raſtadt geſchloſſenen Frieden Nachricht, und entſchuldigte ſich theils über den Frieden ſelbſt damit, daß er von allen Verbündeten verlaſſen und vom Reiche ſelbſt ſo ſchlecht unterſtützt worden ſey, theils darüber, daß er ohne Zuziehung der Reichsſtände habe verhandeln laſſen, indem Alles geheim und ſchnell gegangen ſey. Zugleich ſtellte er den Ständen anheim, ob ſie ihren Frieden mit Frankreich ſelber abſchließen, oder ihn dazu bevollmächtigen wollten. Sie wählten das letztere, und Ludwig XIV. beſtimmte zu dieſen neuen Verhandlungen unter drei ihm vorgeſchlagenen Städten Baden in Aargau.

Hier fanden ſich demnach die Franzöſiſchen und kaiſerlichen Bevollmächtigten nebſt den Abgeordneten mehrerer Deutſchen Reichsfürſten ein. Auch Philipp V., die Königin von England, der Papſt und einige andere Fürſten wollten Geſandte dazu ſchicken; allein ſie wurden

*) Der letzte Herzog von Mantua, Karl IV. (vgl. Th. IX. S. 327), war wegen ſeiner Verbindung mit Frankreich in die Reichsacht erklärt worden und 1708 geſtorben.

nicht zugelassen, und am entschiedensten erklärte sich der Kaiser gegen die Englischen, da er wohl Ursache hatte, diesem Hofe zu zürnen. Am 10. Junius 1714 wurden die Verhandlungen eröffnet. Eigentlich waren hier nur einige Punkte des Rastädter Friedens näher zu bestimmen, doch schmeichelte man sich, auch manchen Wunsch zum Beschlusse noch anbringen zu können. So z. B. verwandte sich der Kaiser hier noch einmal für die treuen Catalonier, aber die Französischen Bevollmächtigten wiesen diese Angelegenheit, als nicht auf den Reichskrieg bezüglich, zurück. Ebenso vergeblich drangen die Deutschen protestantischen Stände auf die Zurücknahme der berüchtigten Ryswicker Clausel (Th. IX. S. 349). Es blieb demnach nichts weiter übrig, als die Rastadter Friedensurkunde mit einigen unbedeutenden Veränderungen hier zu Baden, im Namen des Reichs, noch einmal zu unterzeichnen. Zu diesem Ende fanden sich Eugen und Villars auch dort ein, und vollzogen das Werk am 7. Sept. 1714. Was noch zwistig war, ward nachher allmählig, nicht ohne allen Hader, ausgeglichen, und so war denn endlich den Plagen ein Ziel gesetzt, mit welchen das Deutsche Reich durch Ludwigs XIV. Ländergier und durch seine mannichfaltigen Verwickelungen mit Oesterreich so lange heimgesucht worden war.

Während aller der erzählten Friedensverhandlungen hatten die Catalonier, obschon vom Kaiser, England und aller Welt ihrem Schicksale überlassen, ihre Vertheidigung mit jener den Spaniern eigenen Tapferkeit und Hartnäckigkeit gegen die Heere Philipps V. fortgesetzt. In ihrer Verlassenheit suchten sie sogar bei den Türken Hülfe. Die reichen Einwohner und die Geistlichkeit gaben Geld und Kostbarkeiten zur Landesvertheidigung her, viele Mönche ergriffen die Waffen, in Barcelona concentrirte sich der Widerstand. Vor diese Stadt rückte Berwick mit dem Heere, dem er eine Verstärkung von 30,000 Mann zugeführt hatte, und schloß sie am 7. Juli 1714 ein. Er bot Verzeihung an, aber die Catalonier verlangten Bestätigung und Anerkennung ihrer Rechte und Freiheiten, und davon wollte man nichts hören. Die Belagerung dauerte über zwei Monate; weder das feindliche Geschütz noch der Mangel konnte die anerschreckenen Einwohner zur Uebergabe vermögen. Mit unglaublichem Muthe vertheidigten sie die sehr beschädigten Wälle, als Berwick am 11. September stürmen ließ. Die Werke wurden erstiegen; nun aber begann erst in den Straßen, welche den Eindringenden Schritt vor Schritt streitig gemacht wurden, ein furchtbarer Verzweiflungskampf. Am folgenden Tage dauerte er

fort; da erſt, als Alles mit Blut bedeckt war, ergaben ſich die aufs Aeußerſte gebrachten Bewohner, nachdem Leben und Güter ihnen zugeſichert waren. Nun fielen auch die übrigen Städte der Provinz, die Philipp bisher noch nicht anerkannt hatten, und indem nun auch die Catalonier ihre Verfaſſung verloren, verſchwanden die letzten Reſte ſtändiſcher Rechte und Freiheiten in Spanien.

II. Frankreich, Spanien, England und Deutſchland nach dem Erbfolgekriege.

1. Die letzten Tage Ludwigs XIV.

Mit welchen Empfindungen mußte der ſterbende Ludwig wohl auf ſeine zwei und ſiebzigjährige Regierung zurückſehen! Wie ſchön hatte er begonnen, und wie blühend hatte er ſein großes Reich in früheren Jahren geſehen! Und jetzt war dieß Land das erſchöpfteſte von allen. Handel, Gewerbe und Ackerbau lagen darnieder. Aller innere Wohlſtand war verſchwunden. Viele Tauſende der kraftvollſten Arbeiter hatten die langen, blutigen Kriege hingerafft; nicht viel weniger hatte die Glaubenswuth aus ihrem Vaterlande getrieben. Eine Schuldenlaſt von neun hundert Millionen Thalern lag auf den Staatskaſſen.

Und gleich als ob es des Lenkers der menſchlichen Schickſale Abſicht geweſen wäre, den Urheber alles dieſes Elends perſönlich recht tief zu beugen, mußte er durch eine faſt beiſpielloſe Sterblichkeit ſeine ſo zahlreiche Nachkommenſchaft beinahe Haupt für Haupt vor ſich in das Grab ſinken ſehen. Noch während des Erbfolgekrieges ſtarb ſein Sohn, der Dauphin Ludwig, beinah funfzig Jahre alt (14. April 1711). Er war im Jahre 1661 geboren, und als er zum Knaben heranwuchs, waren die außerordentlichſten Anſtrengungen gemacht worden, um ihn zum Muſter eines weiſen und kenntnißreichen Monarchen zu bilden. Von den berühmteſten Gelehrten Frankreichs über alle Zweige des Wiſſens belehrt, wurde allein zu ſeinem Unterrichte eine ganze Reihe von Ausgaben Römiſcher Claſſiker auf königliche Koſten — man rechnet 200,000 Livres — veranſtaltet, die auf dem Titel die Worte in

asum Delphini führen, und für ihn zunächſt ſchrieb Boſſuet ſeine berühmt gewordene Einleitung in die allgemeine Geſchichte (Th. IX. S. 393). Aber dennoch hatten alle dieſe Anſtrengungen keine lebhafte Neigung zu den Wiſſenſchaften im Gemüthe des Prinzen wecken können. Nach ſeinem Tode ſetzte die Nation ihre Hoffnung auf den Sohn deſſelben, den geiſtvollen Herzog von Bourgogne, und deſſen liebenswürdige Gemahlin. Allein das Jahr darauf (1712) raffte ein hitziges Fieber beide hin, ſie am 12., ihn am 18. Februar. Ihr älteſter Prinz, Ludwig, Herzog von Bretagne, noch ein Knabe, war jetzt der nächſte Thronerbe; allein auch dieſen ſollte ſein alter Urgroßvater noch vor ſich hinſterben ſehen*), und in ſeine Rechte trat ſein jüngerer Bruder, ein zweijähriges Kind (nachher Ludwig XV.), der einzige, der aus dieſer langen Reihe noch übrig blieb.

Das Leben des alten Königs bewegte ſich indeß in dem gewohnten Kreiſe des Hergebrachten. Alles drehte ſich nur um ſein eigenes Ich, und wie er ſelbſt ſich an die pünktliche Bewahrung einer beſtimmten äußerlichen Lebensordnung band, ſo verlangte er dieß von Anderen in Bezug auf ſeine Perſönlichkeit in einem noch weit höheren Grade und mit der äußerſten Selbſtſucht. Es iſt ſchon geſagt worden, daß die Maintenon Alles aufbot, um Abwechſelung in dieß einförmige Leben zu bringen. Dieß war in der That eine ſchwere Aufgabe, da er für geiſtige Unterhaltung gar keinen Sinn hatte. Er las nichts, und konnte es nicht einmal leiden, wenn jemand an ſeinem Hofe gelehrt ſcheinen wollte; ja er hatte es gern, wenn Witzlinge ſich über Gelehrte luſtig machten. Auch hatte er nie das Geringſte für Schulen in ſeinem Reiche gethan. Außer den religiöſen Beſchäftigungen, welche die Maintenon immer zu vermehren ſuchte, dachte ſie deshalb auch zuweilen auf anderweitige Zerſtreuungsmittel. Das Gewagteſte in dieſer Art war die Erſcheinung eines Perſiſchen Geſandten, mit welcher noch wenig Monate vor des Königs Tode ſeiner Eitelkeit ein Feſt gegeben werden ſollte. Man überredete ihn zu dem Ende, der Perſerſchach, von dem berühmten Namen Sr. Majeſtät unterrichtet, ſtrebe nach der Ehre, mit ihm ein freundſchaftliches Bündniß zu knüpfen. Ganz Frankreich gerieth in Bewegung bei dem Gerüchte; Ludwig befahl dem Baron von Breteuil, dem Geſandten zwei Meilen von Paris entgegen zu gehen und ihn mit größter Pracht zu empfangen. Er ſelber

*) Er folgte ſeinen Eltern an derſelben Krankheit.

gab ihm bald nach gehaltenem Einzuge eine glänzende Audienz, bei welcher er alle Edelſteine der Krone an ſich trug. Er ließ dem Geſandten täglich hundert Louisd'or reichen, und ein Badezimmer für zweitauſend fünf hundert Thaler für ihn einrichten. Die Reiſekoſten von Marſeille bis Paris wurden ihm mit ſechstauſend Thalern vergütigt. Indeſſen verbreitete ſich bald das Gerücht, daß der angebliche Perſer ein Portugieſiſcher Jeſuit ſey, der die halbe Welt durchſtrichen und von ſeinen Ordensbrüdern aus dem Gefängniſſe in Conſtantinopel befreit worden ſey, um vor dem ſchwachen und eitlen Könige dieſe Poſſe zu ſpielen. Ludwig ſelber bemerkte den Betrug, und ließ den Geſandten ohne Abſchiedsaudienz abreiſen, ſprach auch nie wieder von ihm; dagegen ließ er durch ſeine Miniſter ausſtreuen, er ſey ein wirklicher Geſandter geweſen. Niemand hat erfahren, wo er geblieben iſt doch iſt er aus Frankreich glücklich entkommen.

Bald nach dieſer Poſſe verfiel die Geſundheit des Königs zuſehends, und Jedermann erwartete ſeinen Tod. Die Maintenon, nachdem ſie vergeblich Alles verſucht hatte, um ihn zur lauten Erklärung ihrer geheimen Ehe zu bewegen, überredete ihn zuletzt, wenigſtens ein Teſtament zu Gunſten ihres Lieblings, des Herzogs von Maine (älteſten Baſtards von der Monteſpan), zu machen, in welchem demſelben der Befehl über die Heere und die Erziehung des Dauphin übertragen ward. Er that es mit Widerwillen und um nur nicht in ſeinen letzten Tagen die einzige Geſellſchafterin zu verlieren, die ihm bis dahin das öde Leben noch erträglich gemacht hatte. Aber die Verweigerung ihres erſten Wunſches kränkte das eitle Weib doch zu tief, als daß ſie es ihn nicht bitter hätte fühlen laſſen ſollen. „Als ich noch König war —" hörte man ihn zuweilen ſagen, dieſen großen Ludwig, vor deſſen Winken einſt Länder gezittert hatten, der jetzt an dem Gängelbande eines alten Weibes ging.

Er wurde hierauf immer ſchwächer. Am 25. Auguſt 1715 empfing er die letzte Oelung. Am folgenden Tage ließ er die Prinzen und vor allen den Dauphin vor ſein Bett kommen, und gab ihnen rührende Ermahnungen. Den Dauphin warnte er unter andern vor allzu leidenſchaftlicher Kriegsluſt, und die Herren vom Hofe bat er um Verzeihung wegen des böſen Beiſpiels, das er ihnen gegeben. Mit bitterem Schmerze vernahm er am folgenden Tage, daß die Maintenon ihn heimlich verlaſſen habe und nach St. Cyr gegangen ſey. Er fragte ſo oft nach ihr, daß man ihr einen Boten nachſchicken und ſie

zurückrufen mußte. Sie gab vor, sie sey darum hingegangen, um mit ihren Mädchen für ihn zu beten. Ihre Furcht vor der Rache des neuen Regenten war aber so groß, daß sie am 30. August schon wieder abreisete und ihren sterbenden Wohlthäter nicht wieder sah. Auch nach seinem Beichtvater, Pater le Tellier, fragte der Kranke vergebens. Dieser stolze und heftige Priester erschien nicht, weil er es übel genommen, daß der König nicht noch auf dem Sterbebette eine Anzahl erledigter Pfründen hatte vertheilen wollen. Am 30. und 31. August hatte der Kranke nur wenige lichte Augenblicke. In diesen betete er oft den Spruch: „Mein Gott, komm mir zu Hülfe; eile, mich zu erlösen!" Dann fiel er in den Todeskampf, der sich erst am 1. Sept. Morgens um acht Uhr endigte.

Das Volk, das er nicht bloß arm gemacht, sondern auch der Sittlichkeit und alles Vertrauens*) beraubt hatte, jubelte bei der Nachricht von seinem Tode, und verfolgte den Leichenzug nach St. Denis mit so pöbelhaftem Muthwillen, daß man genöthigt war, die Leiche auf Nebenwegen zu führen. Die Luft erschallte von den abscheulichsten Schimpfreden und Verwünschungen; eine furchtbare Lehre für diejenigen, die zu Regenten, d. h. zu Vätern ganzer Völker berufen sind.

---

2. Die Regentschaft des Herzogs von Orleans.
(1715—1723.)

Da der Thronerbe, Ludwig XV. (geb. am 15. Febr. 1710), bei seines Urgroßvaters Tode erst fünf Jahre alt war, so trat nun wieder eine vormundschaftliche Regierung ein, an deren Spitze, nach herkömmlichem Rechte, des Königs nächster Vetter, also der Herzog Philipp II. von Orleans, Ludwigs XIV. Bruderssohn (geb. 1674), stehen mußte. Dieß hatte zwar die Maintenon durch das Testament des verstorbenen Königs verhindern wollen, allein man achtete ihn und sein Testament

*) Er hatte aus einer unwürdigen Neugier die Sitte eingeführt, daß man ihm alle Stadtgespräche, Privatumstände einzelner Personen oder Familien, ja die größten Kleinigkeiten zutragen mußte; er besoldete Kundschafter, die seine eigenen Gesandten an fremden Höfen belauschen mußten; ja er schämte sich der Niederträchtigkeit nicht, alle mit der Post eingehende Briefe erbrechen zu lassen, wodurch Handel und Wandel gestört und alles Vertrauen vernichtet ward.

ſo wenig, daß von dem letztern kaum noch die Rede war. Das lange unterdrückte Parlament nahm ſogleich wieder die Miene eines gebietenden Reichsraths an; und da der Herzog von Orleans demſelben gleich in ſeiner erſten Anrede mit der ihm eigenen Feinheit zu ſchmeicheln wußte, ſo ward er ſogleich in ſeine Rechte eingeſetzt, und der Herzog von Maine mit einer Unterbedienung abgefunden, die er anzunehmen ſchwach genug war.

Der neue Regent beſaß viele von den Eigenſchaften, die ſeine hohe Stellung erforderte. Er war raſch, thätig, tapfer, geiſtvoll, gewandt, duldſam gegen die Tadler ſeiner Fehler *). Seine erſten Schritte waren Handlungen der Menſchenliebe; aber ſelbſt das Gute, das er that, konnte keinen rechten Glauben bei der Nation finden, da der Wandel, den er führte, und die Grundſätze, zu denen er ſich öffentlich bekannte, jeden rechtſchaffenen Mann empören mußten.

In keinem Lande ſtanden die Mißbräuche und der Aberglaube, welche dem alten Kirchenthume noch anklebten, mit den Fortſchritten der Wiſſenſchaften und der Bildung in einem auffallendern Widerſpruch als in Frankreich, wo nicht bloß der Geiſt ſcharfer Unterſuchung ſich auf vielen Gebieten des Wiſſens regte, ſondern auch ein wiewohl einſeitiger und oft verkehrter, aber doch feiner Geſchmack die gebildeten Stände durchdrungen hatte. Dieß hatte leider auf die Werthſchätzung des Chriſtenthums und der Theologie, beſonders bei den Halbgebildeten, den ſchädlichſten Einfluß. Man verwechſelte äußerliche Gebräuche und Formen, deren ſich der Kirchengebrauch ehedem als lebendiger Symbole bedient und die er in Zeiten vorherrſchender ſinnlicher Anſchauung häufen zu müſſen geglaubt hatte, die aber nun erſtarrt und leblos geworden wären, mit dem Geiſte des Chriſtenthums ſelber; und eine flache Philoſophie, welche das Daſeyn aller Tiefen des menſchlichen Geiſtes, die dem berechnenden Verſtande unzugänglich ſind, läugnete, fing an die Grundfeſten aller Religion zu erſchüttern. Vor ihrem Richterſtuhle ward der ſchöne Glaube an ein Göttliches im Menſchen, dieſer Urheber jeder ſchönen Tugend, für ein Hirngeſpinnſt erklärt. Am Hofe fand dieſe Philoſophie am erſten Eingang, und kaum hatte Ludwig XIV. die Augen geſchloſſen, ſo trat an

*) Einen alten ehrlichen Diener, der ihm bisweilen im Palais royal leuchten mußte, wenn er in ſeine ſittenloſen Abendgeſellſchaften ging, nöthigte er einmal ſcherzweiſe mit hinein zu kommen. „Gnädigſter Herr, erwiederte der Alte, hier hört mein Dienſt auf; in ſo ſchlechte Geſellſchaft gehe ich nicht, und es thut mir leid, Sie darin zu ſehen.“

die Stelle der von ihm genährten Bigotterie plötzlich der scheußlichste Atheismus, und in diesem gab der Herzog von Orleans das schlimmste Beispiel.

Sein Lehrer in diesen Grundsätzen war der Abbé Dubois gewesen, der in der Folge Minister und Cardinal ward. Dieser Mensch, der Sohn eines Apothekers, hatte bei sehr geringen Kenntnissen, aber ungemeiner Schlauheit und Beredtsamkeit das Amt eines Lehrers bei diesem Prinzen erhalten, und da er bei demselben früh einen starken Hang zu Ausschweifungen wahrgenommen hatte, die er selbst unmäßig liebte, so hatte er bald gemeinschaftliche Sache mit ihm gemacht und ihm bewiesen, daß es thöricht sey, sich irgend einen Sinnengenuß zu versagen, da der Mensch nur um des Genusses willen da sey, oder sich vor göttlichen Geboten zu fürchten, die doch nur von unsinnigen Menschen erdacht worden seyen; daß der Eigennutz die Triebfeder aller menschlichen Handlungen sey und den allergepriesensten Tugenden zum Grunde liege, und daß nur ein Thor an Freundschaft, Tugend, Gott und Unsterblichkeit glauben könne. Da eine lange Gewohnheit den Menschen auch mit den widernatürlichsten Vorstellungen vertraut machen kann, so schauderte man bald am Hofe zu Paris vor diesen empörenden Grundsätzen nicht mehr; vielmehr wurden sie mit Leichtigkeit ausgeübt, und die Folge davon war, daß man die schändlichsten Ausschweifungen offen trieb und rühmte, daß alle Scham, alle Redlichkeit und alles Vertrauen verschwand, und daß der Pariser Hof als der Sammelplatz aller Sittenlosigkeit und Verworfenheit in ganz Europa verabscheut ward. Die Gesellschaften, in denen der Herzog-Regent jeden Abend zubrachte, bestanden aus den liederlichsten Frauenzimmern und Männern aller Art. Man reizte sich durch den Genuß der feurigsten Speisen und Getränke, und selten kam Einer auf seinen eigenen Füßen nach Hause. Der Herzog war gewöhnlich des Morgens noch so verstört, daß er länger als eine Stunde nach dem Aufstehen gar nichts denken konnte, sondern Alles unterzeichnete, was man ihm vorlegte. Wunderbar genug, daß er dennoch so viel Verstand und richtiges Gefühl übrig behielt, um die Theilnehmer an jenen Bacchanalien im nüchternen Zustande zu verachten, denn er nannte sie nie anders als seine Geräderten (roués), weil sie so entnervt einherschlichen, als wenn ihnen die Knochen zerschlagen wären, oder auch, wie er selbst einmal sagte, weil sie alle verdienten, auf dem Rade zu liegen.

Der königliche Knabe ſtand unterdeß unter der Aufſicht einer nicht ſehr verſtändigen Erzieherin, eines Geiſtlichen und eines Lehrers vom Kriegsſtande. Wegen ſeines äußerſt ſchwächlichen Körpers ſuchte man ihn möglichſt zu ſchonen, und ſo wuchs er heran, ohne je zur Thätigkeit und Anſtrengung angeleitet worden zu ſeyn, ohne richtige Vorſtellungen von der wahren Beſtimmung des Menſchen und Fürſten zu erhalten, und ohne daß der edle Ehrgeiz in ihm erweckt worden wäre, ſich durch ruhmwürdige Thaten hervorzuthun.

Während der Verwaltung des Herzogs von Orleans verſuchten ſeine Miniſter und Rathgeber gewaltſame Mittel, um das ungeheure Mißverhältniß zwiſchen den Staatseinkünften und Ausgaben zu heben, ohne zu ihrem Ziele zu gelangen. Dieſes Mißverhältniß rührte beſonders von den Zinſen der großen Schuldenlaſt her, ſo daß nur ſehr wenig für den Staatshaushalt übrig blieb, zumal da der Hof ſich in ſeinen Verſchwendungen ſchlechterdings nicht einſchränken wollte. Der Regent fand die Finanzen ſchon in dem heilloſeſten Zuſtande *). Man ſchritt zu einer Unterſuchung über die Rechtmäßigkeit der Forderungen an den Staat, von denen viele für ungültig erklärt wurden, ferner zur Verſchlechterung der Münzen, und ſetzte ein beſonderes peinliches Gericht (chambre ardente) nieder zur Verfolgung vieler Einnehmer und Finanzpächter der vorigen Regierung, die man des Unterſchleifs beſchuldigte. Von dieſen wurden große Straffummen eingezogen, wovon aber die Finanzen keinen Vortheil hatten, da der Regent und ſeine Günſtlinge ſich darein theilten. Verderblicher noch als alles dieſes wurden für die Nation die Entwürfe und Unternehmungen eines Fremden. Im Jahre 1716 erſchien zu Paris ein Schotte, Johann Law, der Sohn eines Goldſchmidts zu Edinburgh, der ſich mit dem Rechnungs- und Finanzweſen vielfältig beſchäftigt hatte, und überreichte dem Regenten einen Plan, vermöge deſſen, ſeiner Meinung nach, die ganze ungeheure Staatsſchuld in wenigen Jahren baar bezahlt werden könnte.

*) „Als Ludwig ſtarb, waren nicht bloß alle Kaſſen erſchöpft, war nicht bloß überall Mangel und Elend, ſondern der Credit war ganz zu Grunde gerichtet, alle Einnahmen waren ſchon auf zwei Jahre im voraus verpfändet, und wir ſehen aus den handſchriftlichen Briefen des Regenten im Franzöſiſchen Reichsarchiv an Commandanten und Statthalter der Provinzen, daß er beim Antritt der Regentſchaft, wenige Tage nach der Uebernahme der Regierung, es durchaus unmöglich fand, die Bezahlung und Ernährung der Soldaten auch nur für den nächſten Monat zu ſichern, und daß er den darbenden Söldnern auch noch ferner an ihrer elenden Bezahlung Abzug machen laſſen mußte.“ Schloſſer, Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts. Umarbeitung, Bd. I. S. 256.

Seine Vorſchläge fanden Eingang. Es ward eine Zettelbank errichtet, die Anfangs Privatſache war; ſechs Millionen Livres bildeten den Fonds derſelben. Die Noten dieſer Bank fanden großes Zutrauen und wurden überall gern ſtatt baaren Geldes genommen, um ſo mehr, da das Gold um dieſe Zeit umgeprägt und im Zahlwerth erhöhet wurde, während die Bank die Zahlung ihrer Noten nach der alten Währung zu leiſten verſprach. Um aber die Leute anzulocken, all ihr baares Geld gegen Papier umzuſetzen, wurde eine große auf die zu entdeckenden Gold- und Silbergruben in Louiſiana gerichtete Unternehmung angekündigt, an der Jedermann Theil nehmen könne, und von welcher ein außerordentlicher Gewinn zu hoffen ſey. Es wurde eine Geſellſchaft errichtet, die abendländiſche, gewöhnlich die Miſſiſippi-Compagnie genannt, und mit der Bank in Verbindung geſetzt. Sie erhielt in kurzer Zeit ſolche Erweiterungen, daß ſie faſt über alle königlichen Einkünfte, ja über den ganzen Handel des Reichs verfügen konnte. Die Schuldſcheine der Regierung, welche mehr als Funfzig vom Hundert verloren, wurden bei der Einlage für Actien der Compagnie nach ihrem vollen Werthe angenommen, und die Bank am 4. December 1718 für eine königliche erklärt. Law hatte den Werth jeder einzelnen Actie von fünfhundert Livres mit vier Procent Zinſen auf fünftauſend erhöht, woraus ſich eine Dividende von vierzig Procent ergab. Und obſchon in den Unternehmungen der Geſellſchaft nichts war, was einen ſo ungeheuren Gewinn verſprechen konnte, ſo riß doch die Ausſicht, ſchnell reich zu werden, die Nation zu einem unerhörten Schwindelgeiſte hin. Man drängte ſich von früh bis in die Nacht mit Lebensgefahr in Law's Comtoir, um ſein Geld herzugeben und dafür Action zu empfangen. Das Verlangen, den ſtets umlagerten Beglücker Frankreichs zu ſprechen, war ſo groß, daß eine Dame ihrem Kutſcher in der Nähe ſeines Hauſes umzuwerfen befahl, damit er herbeieilen möge, ihr beizuſtehen, und ſie dann die ſeltſam herbeigeführte Gelegenheit benutzen könne. Wer nicht ſelbſt durchdringen konnte, kaufte einem Andern ſeine Papiere mit reichlichem Gewinne ab. Man glaubte, nicht genug eilen zu können, ſeines Geldes los zu werden. Bald wurden, außer Paris, auch in andern Städten des Königreichs Bankcomtoirs angelegt, und auf dieſe Weiſe faſt alles baare Geld in die königliche Bank gezogen, und das ganze Land dafür mit Papiergeld überſchwemmt. Doch die Regierung, nicht zufrieden, die Sache recht ſchein-

bar und anlockend gemacht zu haben *), wollte ſogar Jedermann zur Vertauſchung ſeines baaren Geldes gegen Papiergeld mit Gewalt zwingen. Ein Edict befahl (1719), es ſollten auf dem Markte nicht über ſechs Livres in baarem Gelde ausgegeben werden, wenn es nicht um des Ausgleichens willen geſchähe. Einige Monate nachher (21. Dec.) erſchien ein Verbot, keine Zahlung über zehn Livres in Silbergelde und keine über dreihundert Livres in Golde zu machen. Darauf folgte am 17. Februar 1720 ein Verbot, mehr als fünfhundert Livres in gemünztem Golde in ſeinem Hauſe aufzubewahren, und der Befehl, daß keine Auszahlung über hundert Livres künftig anders als in Banknoten gemacht werden ſollte. Alle bei den Gerichten hintergelegten Gelder, das Vermögen unmündiger Waiſen u. dgl. wurden mit Gewalt eingezogen und in Banknoten verwandelt. Zum Scheine hob man ſogar Menſchen auf, die dem Vorgeben nach ihr Geld verſteckt hatten; wodurch geſchreckt Mancher, der von dem herrſchenden Schwindel nicht ergriffen worden war, ſein Geld in die Bank trug **). Endlich kam es zu dem Befehle, Niemand ſolle, bei Strafe der Confiscation, goldene und ſilberne Gefäße und Münzen im Hauſe haben. Dieſe Schritte erweckten Unzufriedenheit und Mißtrauen; die ungeheure Menge der ausgegebenen Banknoten fing an den Zweifel zu erwecken, ob ſie je würden eingelöſt werden können. In der Hoffnung, das wahre Verhältniß wieder herzuſtellen, ſetzte der Regent, trotz Law's Widerſpruch, am 21. Mai den Werth der Banknoten auf die Hälfte herab; aber dadurch ward allem Credit des Papiergeldes ein Ende gemacht; die von allen Seiten beſtürmte Bank konnte nicht zahlen, und das Luftgebäude ſtürzte in Trümmer. Die Nation erwachte wie aus einem Traume. Der ganze Vermögenszuſtand fand ſich verändert, und während Einzelne, welche die Actien mit ungeheurem Gewinn weiter ver-

*) So wurde in einem Decret vom 22. April 1719 bekannt gemacht, daß man hundert Millionen Bankbillets gemacht habe, welche keiner Veränderung oder Abnutzung, wie das baare Geld, unterworfen ſeyn könnten, und die einen ganz beſondern Vorzug vor den Geldmünzen verdienten, welche aus Materialien gemacht würden, die aus fremden Ländern hereinkämen.

**) Aber es gab auch manchem wackern Manne zur Bezeugung einer edlen Standhaftigkeit Anlaß. So gab der erſte Präſident der Ober-Rechenkammer den Viſitatoren zur Antwort: „Ich zeige Ihnen hiermit an, daß ich 500,000 Livres in Golde liegen habe; ſie ſind dem Dienſte des Königs gewidmet, und ich brauche davon Niemandem Rechenſchaft zu geben, als dem Könige, wenn er volljährig ſeyn wird."

kauft, plötzlich große Reichthümer erworben hatten, sahen sich viele tausend Familien um das Ihrige betrogen. Mit Mühe ward einem Aufruhr vorgebeugt, denn schon hörte man mit Feuer und einer neuen Bluthochzeit drohen. Um die allgemeine Wuth zu mildern, befahl der Regent eine strenge Untersuchung; er wollte den zu Grunde gerichteten Familien dadurch aufhelfen, daß er befahl, zum Besten derselben den Verkäufern ihren ungeheuren Gewinn wieder abzunehmen, aber Viele hatten ihn schon über die Grenze gebracht. Das Endergebniß war, daß 2000 Millionen Livres der Forderungen an die Bank und die Compagnie unbezahlt blieben, und doch waren die Staatsschulden nur wenig vermindert worden. Law flüchtete mit Lebensgefahr aus Frankreich und starb zu Venedig in Dürftigkeit.

Wie groß die Gemüthsbewegung des Französischen Volkes in dieser Periode gewesen seyn müsse, ersieht man aus der ausgelassenen Freude, die Alt und Jung ergriff, als sich (im Juli 1721) die Nachricht verbreitete, der junge König sey von einer gefährlichen Krankheit glücklich genesen. Alle Kirchen, in denen das Tedeum gesungen wurde, waren gedrängt voll. Auf den Straßen sah man nichts als Tänze und Gastgebote; die Bürger ließen ihre Mahlzeiten vor den Häusern auftragen, und luden die Vorübergehenden ein, Platz zu nehmen. Und diese liebenswürdige Raserei, einer der schönen Züge im Französischen Nationalcharakter, dauerte mehrere Wochen fort.

Zwei Jahre darauf (16. Febr. 1723) trat der nach Französischen Gesetzen mündige König, mittelst einer Ceremonie, seine sogenannte Regierung selbst an. Es blieb Alles beim Alten, und der Cardinal Dubois ward in seiner Premierminister-Stelle bestätigt. Doch dieser alte Lüstling unterlag bald darauf den Schmerzen einer fürchterlichen Amputation, die seine Ausschweifungen nöthig gemacht hatten. Er starb am 10. August 1723, sieben und sechzig Jahre alt, unter den abscheulichsten Flüchen und Lästerungen. Ein Pariser Witzling setzte ihm die Grabschrift:

Rome rougit d'avoir rougi
Le maquereau qui gît ici.

Er hatte, wie Mazarin, den er überhaupt zum Vorbilde genommen, für sich selbst sehr gut gesorgt. Seine jährlichen Einkünfte hatten eine halbe Million Thaler betragen. Nach seinem Tode fiel die ganze Last der Geschäfte auf den Herzog von Orleans, dessen nicht minder geschwächter Körper die neue Anstrengung auch nicht lange

aushielt. Einſt überfiel ihn während einer Audienz ein heftiger Kopfſchmerz; er ging zu ſeiner Buhlerin, um ſich aufzuheitern, fiel aber ohnmächtig in ihre Arme, und ſtarb wenige Minuten darauf, im vierzigſten Jahre ſeines Alters (2. Dec. 1723). Der junge König weinte ſehr, als er die Nachricht erhielt, und ſein alter Lehrer, Fleury, Biſchof von Frejus, hatte Mühe, ſeine Thränen zu ſtillen.

---

8. Spanien unter Alberoni's Leitung.

Während Frankreich, Oeſterreich und England, von den Anſtrengungen im Spaniſchen Erbfolgekriege ermattet, ſich den Genuß des Friedens zu erhalten ſtrebten, wurde die Ruhe im Weſten und Süden Europas von Spanien geſtört — von einem Reiche, welches ſeit mehreren Menſchenaltern nur den Planen fremden Ehrgeizes zum Zielpunkte gedient hatte.

Als Philipp V. am 14. Februar 1714 ſeine Gemahlin, Gabriele von Savoyen, verlor, behauptete die Prinzeſſin Urſini, die Witwe eines Spaniſchen Granden, eine Frau ehrſüchtigen Geiſtes, die bei der Königin Alles gegolten hatte, ihren Einfluß auf den König, ja ſie ſchmeichelte ſich, trotz ihres vorgerückten Alters, mit der Hoffnung, die Stelle ihrer verſtorbenen Gönnerin einzunehmen. Damals war Julius Alberoni Geſchäftsträger des Herzogs von Parma am Spaniſchen Hofe. Sohn eines Gärtners in Piacenza, hatte er den geiſtlichen Stand gewählt, in welchem er durch Geiſt, Schlauheit und eine Schmiegſamkeit, die keine Art den Großen zu ſchmeicheln verſchmähte, zu den höheren Kreiſen des Lebens ſich emporſchwang. Die Gunſt des Herzogs von Vendome erwarb er ſich durch die Kunſt, gute Eierkuchen zu backen, und dieſer empfahl ihn dem Herzoge von Parma. Am Madrider Hofe gewann er ſchnell das Vertrauen der Urſini. Da der König auf das Project ſie zu heirathen nicht einging, ſondern ſeine Abſicht an den Tag legte, ſich in angemeſſener Art wieder zu vermählen, rieth ihr Alberoni, die Wahl einer Fürſtin zu betreiben, die beſcheidenen Sinnes und ſchwachen Geiſtes ſich blindlings ihrer Leitung hingeben würde. Als eine ſolche ſchilderte er ihr die Bruderstochter des regierenden Herzogs von Parma, Eliſabeth Farneſe. Die Vermählung kam noch im Jahre 1714 zu Stande. Aber Eliſabeth war das Gegentheil deſſen, was ſie nach Al-

beroni's Schilderung seyn sollte: herrschsüchtig und kühn. Sie beschloß im voraus den Sturz der Ursini. Als dieselbe sich ihr bei ihrem Eintritt in das Königreich mit dem Tone unziemlicher Vertraulichkeit näherte, ertheilte sie sogleich Befehl, diese ungezogene Person über die Grenze zu bringen, und zwar mit solcher Entschiedenheit, daß sofort Folge geleistet ward.

Philipp konnte fremder Leitung nie entbehren. Er überließ die Stelle einer Gebieterin mit Freuden seiner jungen Gemahlin; bei dieser aber galt Alberoni Alles. An die Spitze der Verwaltung gestellt, strebte der nunmehrige Cardinal Alberoni dahin, Spanien aus dem gesunkenen Zustande zu erheben, in welchen Verkehrtheit und Trägheit es versetzt hatten. Er ordnete den Staatshaushalt, ermunterte und beförderte den Ackerbau, und schuf eine ansehnliche Seemacht. Aber bei dieser innern Wiedergeburt blieb sein Ehrgeiz nicht stehen. Er wollte Spanien zur herrschenden Macht in Europa erheben. In dem Könige nährte er die Sehnsucht nach Frankreich und die Hoffnung, da Ludwigs XV. Gesundheitszustand kein langes Leben zu versprechen schien, den Thron seines Großvaters zu besteigen. Der Königin schmeichelte er mit der Aussicht auf Länder für ihre Söhne, die sie mit unabhängigen Fürstenthümern ausgestattet zu sehen wünschte, weil zwei Prinzen Philipps aus der ersten Ehe ihnen die Aussicht benahmen, auf den Thron Spaniens selbst zu gelangen. Diese Ausstattung sollte auf Kosten Oesterreichs geschehen, welches seinen Zwist mit Philipp V. noch nicht beendigt hatte, obwohl der Utrechter Friede ihm die ehemals zur Spanischen Monarchie gehörigen Nebenländer zusprach.

In dieser Absicht suchte Alberoni die Verbindung mit den Seemächten und vorzüglich mit England, auf dessen Thron damals Georg I., der zugleich Kurfürst von Hannover war, saß. Er zeigte sich bereitwillig, die Beschränkungen des Englischen Handels mit Spanien und den Spanischen Colonien zu ermäßigen die noch streitigen Punkte des Assiento auszugleichen, und einen vortheilhaften Handelsvertrag zu schließen. Aber die Englische Regierung wies die angetragene Verbindung zurück, weil sie es für wichtiger hielt, dem Prätendenten (dem Sohne Jakobs II.) die Hülfe Frankreichs, durch die er allein gefährlich werden konnte, zu entziehen. Da nun auch der Herzog von Orleans die Ausführung der Plane Alberoni's zu fürchten hatte, so kam ein Bündniß zwischen Frankreich, England und Holland zu Stande (4. Jan. 1717). Der Regent versprach, den Prätendenten über die

Alpen zu ſenden, und den Hafen von Mardick *) zuſchütten zu laſſen; wogegen England Gewähr leiſtete für die Beſtimmung des Utrechter Friedens, nach welcher, im Fall Ludwig XV. ſtürbe, dem Hauſe Orleans die Nachfolge auf dem Throne zugeſichert war. Aber Alberoni kam dadurch nicht außer Faſſung. Er beſchloß, allein zu den Waffen zu greifen, und ſandte im Juni 1717 eine Flotte von zwölf Kriegsſchiffen mit einem Landheere von 9000 Mann aus Barcelona nach Sardinien ab. Nach kurzer Gegenwehr war dieſe Inſel erobert. Eben ſo ſchnell fiel im folgenden Jahre Sicilien in Spaniſche Hände. Der Spaniſche Waffenruhm ſchien plötzlich aus ſeinem langen Schlummer erwacht zu ſeyn.

Durch dieſe Erfolge in Schrecken geſetzt, verbanden ſich der Kaiſer, England und Frankreich (2. Auguſt 1718) gegen Spanien. Weil man Hollands Beitritt vorausſetzte, ward dieſes Bündniß als Quadrupel-Allianz bezeichnet. Der Kaiſer ſollte nun, was in den Friedensſchlüſſen von Raſtadt und Baden noch nicht geſchehen war, auf die Spaniſche Monarchie, wie ſie im Vertrage von Utrecht an Philipp V. abgetreten worden war, Verzicht leiſten, und Philipp dagegen auf die dem Kaiſer beſtimmten Nebenländer; und weil der Kaiſer dem Utrechter Frieden beſonders Siciliens wegen nicht beigetreten war, ſollte er dieſe Inſel jetzt von Savoyen erhalten und dieſem dagegen Sardinien einräumen. Für den älteſten Sohn Philipps V. und Eliſabeths beſtimmte man Toscana, Parma und Piacenza, wo die männlichen Linien der Häuſer Medici und Farneſe dem Ausſterben nahe waren. Savoyen fügte ſich dem höchſt unvortheilhaften Tauſche; aber Eliſabeth und Alberoni waren mit dem zu Gunſten Spaniens gemachten Vorſchlage nicht zufrieden. England ſandte alſo, um demſelben Nachdruck zu geben, eine Flotte nach dem mittelländiſchen Meere, und der Admiral Byng, der ſie befehligte, ſchlug die Spaniſche Flotte bei Cap Paſſaro völlig (11. Auguſt 1718). Spanien beklagte ſich über dieſen Zug ohne Kriegserklärung als über eine völkerrechtswidrige Handlung. Auch das Engliſche Parlament wollte die Nothwendigkeit dieſer Maßregel nicht anerkennen, die das Miniſterium aus dem Geſichtspunkte vertheidigte, daß Spanien die Vernichtung des Britiſchen Handels im Mittelmeere beabſichtigt habe und darauf ausgehe, nach Verſtärkung ſeiner Seemacht

*) Im Utrechter Frieden war Ludwig XIV. die Zuſchüttung des Hafens von Dünkirchen zur Pflicht gemacht. Er hatte dieß erfüllt, aber ſogleich dieſen neuen Hafen eröffnet.

allen andern Völkern den Handel nach Indien zu versperren. Alberoni verfolgte jedoch noch größere Plane. Er hatte eine Annäherung zwischen den beiden nordischen Gegnern, Peter dem Großen und Karl XII., bewirkt und wollte den leidenschaftlichen Haß, welchen Karl gegen den König und Kurfürsten Georg hegte, benutzen, um durch Russen und Schweden den Hannöverschen Thron in England zu stürzen und die Stuarts wieder einzusetzen. Oesterreich, in einen Türkenkrieg verwickelt, sollte durch einen Aufstand des Ungerschen Adels in Verlegenheit gesetzt, der Herzog-Regent von Frankreich aber durch eine Partei am Hofe festgenommen und an Spanien ausgeliefert werden. Diese von dem Spanischen Gesandten Cellamare in Paris geleitete Verschwörung wurde aber mit den andern Planen des Cardinals (im Dec. 1718) um dieselbe Zeit, wo Karl XII. vor Friedrichshall fiel, entdeckt, und bald darauf, am 9. Januar 1719, von Frankreich und von England der Krieg an Spanien erklärt.

Alberoni empfand nun bald das Mißverhältniß zwischen seinen Planen und Spaniens Kräften. Die Spanier wurden aus Sicilien vertrieben, und ihre eigenen Küsten von den Engländern feindselig behandelt. Ein Französisches Heer brach in Spanien ein. Aber noch verderblicher wurde dem Cardinal das Anerbieten, welches der Königin gemacht ward, daß, wenn Spanien die Bedingungen der Quadrupel-Allianz annähme, ihre Tochter die Gemahlin Ludwigs XV. werden solle. Elende Ränke hatten nun leichtes Spiel, Alberonis Sturz zu vollenden. Die Amme Elisabeths, Laura Piscatori, durch Geld vom Cardinal Dubois gewonnen, machte die Absichten und Handlungen des kühnen Ministers dem furchtsamen Könige verdächtig, und ehe Alberoni etwas vermuthete, erhielt er (am 5. Dec. 1719) Befehl, binnen zweimal vier und zwanzig Stunden das Königreich zu verlassen. Nachdem er unter mancherlei Gefahren umhergeirrt war, begab er sich mit seinen bedeutenden Schätzen nach Rom, wo er noch lange genug (bis 1752) lebte, die Erfüllung mancher seiner Entwürfe zu sehen. Zunächst wurde der Friede wieder hergestellt, da Spanien am 26. Januar 1720 die Bedingungen der Quadrupel-Allianz annahm.

Einige Jahre nach der Entfernung Alberonis legte Philipp V. in einem der bei ihm so gewöhnlichen Anfälle von Trübsinn, Schwermuth und Gewissensangst die Regierung nieder und übergab sie seinem ältesten Sohne Ludwig (10. Jan. 1724). Da aber dieser siebzehnjährige Fürst schon nach sieben Monaten an den Kinderblattern

ſtarb, beſtieg Philipp den Thron wiederum, ohne auf demſelben mehr Ruhe und Befriedigung zu finden als vorher. Seine Melancholie wuchs und ſtieg bis zur Geiſteszerrüttung. Er brachte zuweilen ſechs Monate fortwährend im Bette zu, ohne ſich den Bart ſcheeren, die Nägel abſchneiden und reine Wäſche reichen zu laſſen, und wenn das Hemde endlich auseinander fiel, nahm er nur ein vorher von der Königin getragenes an, aus Furcht in einem andern vergiftet zu werden. Zuweilen hielt er ſich für todt, und fragte, warum man ihn nicht begrübe. In anderen Zeiten konnte man ihn Monate hindurch nicht dahin bringen, daß er ſich zu Bette begab. Die Königin mußte die Befriedigung des Ehrgeizes, die Staatsgeſchäfte zu lenken, durch das nicht ſehr beneidenswerthe Geſchäft erkaufen, einen ſolchen Gemahl zu beaufſichtigen und ihm Geſellſchaft zu leiſten, ſich zuweilen auch harte Mißhandlungen und Schläge von ihm gefallen laſſen*). Von der fernern Einmiſchung Spaniens in die Welthändel wird in einem der nächſten Abſchnitte die Rede ſeyn.

---

4. England unter Anna und Georg I.
(1702—1727.)

Nach dem Tode des Königs Wilhelm III. hatte ſeine Schwägerin Anna, die zweite Tochter des vertriebenen Königs Jakob II., in Gemäßheit der angeordneten Erbfolge, den Britiſchen Thron beſtiegen. Die Regierung Annas fiel mitten in den Spaniſchen Erbfolgekrieg, deſſen Gang und Ausgang in der Geſchichte dieſer Königin den Hauptmoment bildet. Sie ſelbſt war eine Frau ohne ausgezeichnete Gaben, der es bei dem herben Mißgeſchick, ſich erblos zu ſehen und das Königreich einem fremden Hauſe überlaſſen zu müſſen, nachdem ſie dreizehn Kinder geboren, nicht an Launen gebrach. Für die inneren Verhältniſſe des Britiſchen Reichs wurde ihre Regierung vornehmlich wichtig durch die Union zwiſchen Schottland und England, welche zum großen Vortheil des letztern im Jahre 1706 zu Stande gebracht wurde. Der alte Haß beider Völker, die Verſchiedenheit ihrer kirchlichen Verfaſſung, die Furcht Schottlands vor der Theilnahme an den größeren Abgaben Englands, die Beſchränkung ſeiner bisherigen Rechte, da nur ſechzehn

*) Duclos, Mémoires secrets, T. II. p. 378.

Schottiſche Pairs und fünf und vierzig Abgeordnete der Gemeinen in das Engliſche Parlament aufgenommen werden ſollten, — dieß Alles ſchien dem Werke unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg zu legen. Nicht wenige Schotten erkannten, daß durch dieſe Vereinigung das ſelbſtändige Leben ihres Landes vernichtet, und das uralte Königreich der Duncans und Malcolms nun ganz in eine Provinz des mächtigen Nachbarſtaates verwandelt werden würde, dem es, ſeit dem Uebergange des Stuartſchen Hauſes auf den Engliſchen Thron, ſchon der That nach unterwürfig war. Aber die Kunſt der Miniſter vereitelte den Widerſtand gegen eine Maßregel, die andererſeits zu ſehr durch natürliche Verhältniſſe und durch die räumliche Lage unterſtützt ward, als daß ſie, bei der Richtung des modernen Welt- und Staatsgeiſtes, für immer hätte fehlgehen können. Nur die Schottiſche Kirche behauptete ihre eigenthümliche, von der biſchöflichen Kirche Englands ganz unabhängige Verfaſſung.

Die ſtärkſten Gegner der Union waren die Freunde des Hauſes Stuart geweſen, welche noch immer die Wiedererhebung deſſelben, wenigſtens auf den Schottiſchen Thron, und dadurch eine gänzliche Trennung von England beabſichtigten. Aber dieſe Partei, die vor der Vereinigung ihren Zweck nicht erreichen konnte, ſchien nach derſelben ſich ihrem Ziele zu nähern, als in den letzten Jahren der Königin, ſeit dem Sturze der Whigs und dem Emporkommen der Torys, die Wiederherſtellung des Stuartſchen Hauſes von der Regierung ſelber betrieben ward. Durch eine im Jahre 1701 auf Veranlaſſung des Königs Wilhelm III. ergangene Parlamentsacte war nach dem Tode des jungen Herzogs von Gloceſter, Sohnes der damaligen Prinzeſſin Anna, die Thronfolge in der Art feſtgeſetzt worden, daß nur diejenigen Abkömmlinge des königlichen Hauſes, die ſich zur proteſtantiſchen Kirche bekannten oder bekennen würden, mit beſtändiger Ausſchließung aller katholiſchen Glieder, zur Krone Englands gelangen ſollten (vgl. Th. IX. S. 461). Dadurch war die verwitwete Kurfürſtin Sophie von Hannover, die als Tochter der unglücklichen Pfalzgräfin und Böhmenkönigin Eliſabeth eine Enkelin König Jakobs I. war, in ihrem hohen Alter zur Erbin von Britannien erklärt worden *). Aber die Königin ſelbſt, von Gewiſſenszweifeln über die unrechtmäßige Verdrängung ihres Bru-

*) Ohne dieſe das katholiſche Bekenntniß ausſchließende Beſtimmung wäre die Krone, ſelbſt wenn der Sohn König Jakobs II. für unecht gehalten wurde, an das von der Tochter König Karls I. abſtammende Haus Savoyen gefallen.

ders gequält, wünſchte deſſen Wiedereinſetzung, und ſie war deshalb der von den Whigs betriebenen Herüberkunft des Hannöveriſchen Kurprinzen entgegen; der eine ihrer Miniſter, Lord Oxford, ſtand mit dem Stuartſchen Hofe in Verbindung, und der andere, Lord Bolingbroke, war dieſem Hauſe gänzlich ergeben. Das Benehmen des Prätendenten, der ſich unter dem Namen eines Ritters von St. Georg noch immer in Lothringen aufhielt, ſein Streben ſich günſtig für die biſchöfliche Kirche zu zeigen, der zu Wien gemachte Antrag ihm eine Erzherzogin zur Gemahlin zu geben, — dieß Alles vermehrte die Beſorgniſſe der Whigs.

In jeder Parlamentsſitzung erſchollen Klagen über die Gefahr der proteſtantiſchen Erbfolge; es wurden ſogar Pläne zu gewaltſamer Herbeiholung des Hannöveriſchen Fürſten gemacht. Und gerade dieſe hätten das, was bei der Furchtſamkeit der Königin und bei dem Zwieſpalt ihrer Miniſter ſo lange unausführbar geweſen war, endlich herbeiführen können, wenn nicht der Tod der Königin (am 1. Auguſt 1715) allen Beſorgniſſen ein Ende gemacht hätte. Da die Kurfürſtin Sophie vorher (am 8. Juni 1714) geſtorben war, beſtieg ihr Sohn, der Kurfürſt George Ludwig, (geboren 1660) als König Georg I. ungehindert den Thron. Er war ein Fürſt ohne Geiſt und Herz, bei kirchlicher Frömmigkeit nicht minder der Wolluſt ergeben als der ihm bald befreundete Herzog-Regent von Frankreich, hart gegen ſeine Gemahlin Sophie von Zelle, die er einen Liebeshandel mit dem Grafen von Königsmark durch lebenswierigès Gefängniß im Schloſſe Ahlden büßen ließ, grauſam gegen beſiegte Gegner, in der Politik ganz von dem allgemein herrſchenden Grundſatze durchdrungen, daß Alles, was Vortheil bringe, erlaubt ſey. In England, deſſen Sprache er nicht verſtand, überließ er die Regierung den Whigs, welche die Ausſchließung der Stuarts bewirkt hatten. Townſhend ward Staatsſecretär, Walpole Kanzler der Schatzkammer, Marlborough, der nun aus ſeiner Verbannung triumphirend zurückkam, wieder Oberbefehlshaber des Heeres. Dagegen ward gegen die drei Häupter des vorigen Miniſteriums, Bolingbroke, Ormond, Oxford, wegen des Utrechter Friedens und wegen Begünſtigung des Prätendenten eine Anklage erhoben.

Die beiden erſten entzogen ſich derſelben durch die Flucht und begaben ſich nach Lothringen zu dem Prätendenten, der einen Verſuch machen wollte, wenigſtens den Thron von Schottland zu erlangen. Der Graf Mar hatte dort wirklich ſeine Fahne aufgeſteckt, und ihn

als Jakob den III. zu Caſtletown zum Könige ausgerufen. Eine große Menge Mißvergnügter ſammelte ſich zu ihm.

Aber die Miniſter, beſonders Walpole, zeigten Thätigkeit und Zuverſicht, und das Parlament unterſtützte ſie mit Nachdruck. Schon früher hatte es einen Preis von 100,000 Pfund auf den Kopf des Prätendenten geſetzt; jetzt ſuſpendirte es die Habeas-Corpus-Acte und bewilligte große Geldſummen. Unter dem Herzoge von Argyle ward ein ſtarker Heerhaufe abgeſchickt, und von den Holländern Hülfsvolk geholt. Dieſe raſchen und wohlgeleiteten Anſtalten vereitelten den Plan der Feinde. Der Herzog von Argyle ſchlug einen Theil der Jakobiten unter dem Grafen Mar bei Dumblain, und verhinderte dadurch ihre Vereinigung mit denen im Süden; Carpenter zerſtreute ihre übrige Macht bei Preſton. Als daher der Prätendent in Schottland landete, war ſein ganzer Anhang ſchon nicht mehr beiſammen, und es blieb ihm nichts übrig, als nach kurzem Aufenthalte zu Perth nach Frankreich zurückzukehren.

Drei Lords und eine Anzahl geringerer Leute büßten ihre Anhänglichkeit an den Prätendenten mit dem Leben. Aber ein feſteres Bollwerk als die Furcht, welche Blutgerichte wirkten, wurde für den neuen Thron das wichtige Geſetz von der ſiebenjährigen Dauer des Parlaments (Septennial bill) *), welches gleich nach Unterdrückung des Aufruhrs in beiden Häuſern mit großer Stimmenmehrheit durchging, und von der allgemeinen Meinung unter den damaligen Umſtänden für eben ſo nothwendig erachtet wurde, als die Beibehaltung einer beſtändigen bewaffneten Macht. In eben dem Maaße, als unter dem Einfluſſe jener Septennalität die Macht der aus der Nation erwählten Staatskörperſchaft wuchs, entwickelte ſich für den neuen Herrſcherſtamm größere Abhängigkeit von der Gewalt nationaler Meinungen und Intereſſen, ſo daß es im Laufe der Zeiten für einen König von England immer ſchwerer wurde, als ſolcher eine perſönliche Eigenthümlichkeit geltend zu machen, und daß er mehr und mehr als bloßer Würdenträger eines von inneren Kräften bewegten und im Gange erhaltenen Gemeinweſens erſchien.

Die auswärtige Politik des neuen Königs beſtimmte ſich vorzüglich nach den Verhältniſſen ſeiner Deutſchen Erbländer, die ihm eigentlich mehr als ſein Königreich am Herzen lagen. Als Kurfürſt von

*) Bisher war das Parlament alle drei Jahr erneuert worden.

Hannover war er in eine feindliche Stellung gegen Schweden gerathen, indem er die dieſer Krone gehörigen Länder Bremen und Verden während des nordiſchen Krieges von den Dänen erkauft hatte (1715). Karl XII., mit Recht erbittert über dieſes Verfahren, wollte ſich dafür an dem Könige von England rächen. Die Schwediſchen Geſandten in London und im Haag ließen ſich daher mit den Mißvergnügten in Unterhandlungen ein, und machten Plane mit dem Prätendenten, die Georg I. ſeinerſeits durch neue Verbindungen mit den Europäiſchen Mächten zu vereiteln ſtrebte. Die politiſchen Verwickelungen, in welche England hierdurch gerieth, ſind theils im vorigen Abſchnitte erzählt worden, theils werden ſie weiter unten noch vorkommen.

König Georg I. ſtarb am 22. Juni 1727 zu Osnabrück auf einer Reiſe, die er in ſeine Deutſchen Erbſtaaten gemacht hatte. Sein Sohn und Nachfolger Georg II. behielt den Miniſter Walpole bei, der nicht minder friedlich geſinnt als Fleury, der Miniſter Frankreichs, dennoch eben ſo wie dieſer ſeinen Herrn in weit ausſehende Kriege verwickelt ſah. Das unter Wilhelm III. entſtandene Anleiheweſen wurde unter Georgs I. Regierung durch Bildung eines Tilgungsfonds, der aus Herabſetzung der Zinſen von fünf auf vier vom Hundert entſtand, auf eine feſtere Form gebracht. Obgleich derſelbe, der urſprünglichen Abſicht nach, zur Abzahlung des Schuld-Capitals dienen ſollte, welches beim Ende der Regierung Georgs I. funfzig Millionen Pfund betrug, ſo iſt er doch ſpäterhin nur ſelten dazu gebraucht werden; er hat jedoch immer zur Aufrechthaltung des Credits und folglich des Anleiheweſens gedient. Durch dieſes iſt offenbar in dem Engliſchen Staate ein eigenes, dem miniſteriellen Anſehen günſtiges Geldintereſſe entſtanden, das an die Regierung ſich anſchließt, und nichts mehr fürchtet, als einen gewaltſamen Stoß, der die regelmäßige Bezahlung der Zinſen unterbrechen könnte. Zugleich ward dadurch eine große Leichtigkeit gewährt, diejenigen Summen zu erhalten, welche der Kampf um die Behauptung der Seeherrſchaft erforderte, zu dem der immer höher ſteigende, durch dieſes Anleihe-ſyſtem ſelbſt begünſtigte Gewerbfleiß das Engliſche Volk fortführte.

Wie aber allmählig dieſe Richtung der Staaten auf Handel und Gewinn auch in die Gemüther und in die Sinnesart der Völker ſelber eindrang, davon hat ſchon die Franzöſiſche Geſchichte in den Thorheiten des Miſſiſippi-Handels ein Beiſpiel gegeben; auch in England zeigte ſich ein ähnlicher Taumel. Wenn in den Zeiten, wo die Rei-

gion noch einen Mittelpunkt für die Gefühle von ganz Europa hergab, ein armer Einſiedler durch Verkündigung der Schmach des heiligen Grabes die Welt in Bewegung und Begeiſterung ſetzte, um in fernen Gegenden das ewige Heil zu erwerben, ſo ſehen wir nun die Propheten des Geldes durch Ausſichten großen Gewinnes die Völker entzücken.

Ein gewiſſer Blount ſchlug der Engliſchen Regierung vor, alle von den einzelnen Geldgeſellſchaften erhaltenen Vorſchüſſe auf die Südſee-Compagnie zu übertragen. Man ſtellte zwar die Gefahr vor, einer einzelnen Körperſchaft durch Zugeſtehung eines Capitals von vielen Millionen einen Einfluß zu geben, welcher der Freiheit des Volkes ſelbſt gefährlich werden könnte, und wie ſicher es dagegen ſey, mehrere einzelne Gläubiger zu haben; dennoch erhielt der Vorſchlag die Genehmigung des Parlaments. Jeder eilte nun, von den Handelsvortheilen, welche die Geſellſchaft verſprach, gelockt, ſeine Schuldforderungen an den Staat an die Compagnie zu verſchreiben. Als nun Blount ausbreitete, es ſey im Werke, Gibraltar und Port Mahon an Spanien gegen mehrere Plätze in Peru zu vertauſchen, erhob die Ausſicht auf einen nicht zu berechnenden Gewinn die ausgegebenen Papiere der Compagnie weit über ihren wahren Werth. Alles, ohne Unterſchied des Standes, des Geſchlechts oder der Parteien, eilte zu dem Comptoir der Compagnie; Staatsmänner und Geiſtliche, Whigs und Torys, Epiſcopalen und Diſſenters, Aerzte und Kaufleute, ſelbſt Schaaren von Frauen ſtrömten herbei. Alle anderen Beſtrebungen und Geſchäfte wurden vernachläſſigt; die allgemeine Geldgier, die von der Südſee-Compagnie nicht ganz befriedigt werden konnte, ſuchte bei anderen ähnlichen Geſellſchaften Zuflucht. Es kamen über hundert ſolcher Unternehmungen (bubbles), zum Verderben vieler Tauſende, zum Vorſchein. Die Summen, welche auf dieſe Weiſe und durch ſolche Plane erhoben werden ſollten, beliefen ſich nach einer ohngefähren Abſchätzung auf 300 Millionen Pfund Sterling, eine Summe, die den Werth aller Ländereien in England überſtieg. Dieſer Südſeetaumel dauerte aber nur eine kurze Zeit, und die Stocks begannen plötzlich zu fallen. Nun erwachte man aus dem Traume, und die Ebbe ließ mit eben ſolcher Schnelligkeit den eingebildeten Reichthum ſtranden, als die Fluth der Hoffnung ihn in die Höhe getragen hatte (1719).

5. Kaiſer Karl VI.
(1711—1740.)

Obgleich die Friedensſchlüſſe zu Utrecht, Raſtadt und Baden die große Streitfrage über den Beſitz der Spaniſchen Monarchie entſchieden, und den durch dieſelbe veranlaßten Krieg Frankreichs mit den Seemächten, mit dem Kaiſer und dem Deutſchen Reiche beendigt hatten, war doch zwiſchen den eigentlichen Parteien, Oeſterreich und Spanien, kein Friede geſchloſſen worden, und das feindliche Verhältniß Kaiſer Karls VI. und König Philipps von Spanien dauerte auch ohne Krieg zwiſchen den beiderſeitigen Reichen fort. Die Erſchöpfung der Oeſterreichiſchen Monarchie, die ſich in den letzten Jahren des Erbfolgekrieges gezeigt und ſelbſt dem Prinzen Eugen die Nothwendigkeit des Friedens mit Frankreich einleuchtend gemacht hatte, hinderte aber nicht, daß ſich der Kaiſer oder vielmehr Prinz Eugen, der alle Entſchlüſſe deſſelben beſtimmte, ſchon zwei Jahre nachher in einen Türkenkrieg einließ.

Die Republik Venedig hatte durch den Carlowitzer Frieden im Jahre 1698 den Beſitz des ehemaligen Peloponneſes oder der Landſchaft Morea erworben, aber den Bewohnern die chriſtliche Herrſchaft nicht preiswürdig gemacht. Die Nobili, welche dort als Landpfleger walteten, übten in noch größerem Maaße, als die Türkiſchen Paſchas gethan hatten, Druck und Verachtung; die Griechen aber erwiederten dieß mit ſtärkerem Haſſe, und hofften auf die Rückkehr des Türkiſchen Joches als auf den Moment der Befreiung. Ueberhaupt waren die Grundſätze der Venetianiſchen Staatsverwaltung für andersgläubige Unterthanen nicht milder als die Türkiſchen, und die Bekenner der verſchiedenen chriſtlichen Kirchenformen erfuhren von einander geringere Duldung, geſchweige Anerkennung, als von den Anhängern des Islam. So geſchah es, daß, als die Türken im Jahre 1714 der Republik den Krieg erklärten und gleichzeitig in Morea eindrangen, das Land binnen wenigen Monaten mit Hülfe der Griechen von ihnen eingenommen ward. Auch die beiden Feſtungen Suda und Spina longa, welche die Venetianer noch in Candia beſaßen (Th. IX. S. 499), geriethen in die Hände der Türken.

Dieſer vom Waffenglück gekrönte Treubruch der Pforte erregte in Wien Beſorgniß für die Sicherheit der im Carlowitzer Frieden von derſelben an Oeſterreich abgetretenen Provinzen, und auf die Kunde,

daß die Türken große Rüstungen vornähmen, wurden Gegenanstalten getroffen. Da Venedig die Gewährleistung des Carlowitzer Friedens geltend machte und den Beistand des Kaisers forderte, wurde am 13. April 1716 ein Bündniß beider Staaten geschlossen. Der Kaiser wünschte jedoch den Krieg zu vermeiden, und bewarb sich um die Vermittelung der Seemächte zur Wiederherstellung und Erhaltung des Friedens. Plötzlich aber, im Juli 1716, erklärte ihm die Pforte den Krieg.

Diese Aeußerung ihres Hochmuthes kam ihr theuer zu stehen. Prinz Eugen erschlug am 5. August 1716 den Großvezir mit dem größten Theile seines Heeres bei Peterwardein in einer großen Schlacht, und eroberte, nachdem am 13. October Temeswar gefallen war, das Banat und die Wallachei. Der Feldzug des Jahres 1717 ließ sich weniger günstig an. Eugen befand sich mehrere Monate hindurch in einem verschanzten Lager vor Belgrad, mit 40,000 Mann einem Heer von 200,000 Türken gegenüber, in einer höchst gefährlichen Lage. Aber am 16. August brach er unter dem Schutze eines starken Nebels aus seinen Verschanzungen hervor, überraschte die Türken und brachte ihnen abermals eine große Niederlage bei. Die Folge dieses Sieges war, daß sich Belgrad am 18. August ergab, und bald nachher die Plätze Sabatsch, Semendria und Orsowa diesem Beispiele folgten.

Papst Clemens XI. hatte gleich Anfangs die lebhafteste Theilnahme an diesem Kriege bezeigt, und dem Kaiser den Zehnten der geistlichen Einkünfte in dessen Erbländern bewilligt. Da auch der Spanische Hof sich stellte, zur Bezwingung der Ungläubigen mitwirken zu wollen, und in der That einige Schiffe zur Venetianischen Flotte stoßen ließ, ertheilte er demselben durch zwei Bullen die Erlaubniß, sowohl in Spanien als in Indien von der Geistlichkeit beträchtliche Summen zu erheben. Aber anstatt die hiervon ausgerüsteten Truppen gegen die Türken zu senden, verwandte sie Alberoni zur Ausführung seiner oben geschilderten Plane auf Sardinien und Sicilien.

Diese Angriffe und die in Folge der Entwürfe Alberonis eintretenden politischen Verwickelungen machten es dem Kaiser wünschenswerth, Frieden mit der Pforte zu haben. Es war ihm daher sehr willkommen, daß sie selbst die ersten Eröffnungen machte. Am 21. Juli 1718 wurde, unter Vermittelung der Seemächte, zu Passarowitz

auf den Fuß des Besitzstandes Friede geschlossen, so daß das Banat mit Temeswar, ganz Servien mit Belgrad, die Wallachei bis an die Aluta, ein Theil von Croatien und Bosnien, und die ehemaligen Türkischen Besitzungen in Slavonien dem Kaiser verblieben, die Pforte aber den Peloponnes behielt.

Die Händel des Kaisers und der ihm verbündeten Seemächte mit Spanien wurden nach Alberonis Sturze durch einen am 26. Januar 1720 unterzeichneten Vertrag beigelegt. Die definitive Festsetzung aller in der Quadrupel-Allianz berührten und sonst noch streitigen Verhältnisse wurde einem in Cambray zu haltenden Congresse vorbehalten. Dieser Congreß kam wirklich zusammen; die vermittelnden Mächte England und Frankreich nahmen aber auf demselben einen so hohen Ton gegen den Kaiser und gegen den König von Spanien an, daß beide Höfe sich hierdurch beleidigt fanden und einander sich näherten. Ein Spanischer Gesandter, Baron von Ripperda, wurde nach Wien geschickt. Während derselbe noch unterhandelte, schickte am 5. April 1725 der Premier-Minister Ludwigs XV., der Herzog von Bourbon, der dem Könige eine andere Gemahlin als eine Spanische Prinzessin werben wollte, die seit 1720 zu Versailles als künftige Gemahlin Ludwigs erzogene Infantin nach Spanien zurück. Diese Beleidigung, welche dem Hofe zu Madrid von Seiten Frankreichs widerfuhr, beschleunigte dessen Aussöhnung mit dem Kaiser. Der Congreß zu Cambray löste sich auf, und schon am 30. April 1725 kam ohne alle fremde Vermittelung ein vollkommener Friede zwischen dem Hause Oesterreich und der Krone Spanien zu Stande. Das Deutsche Reich trat am 20. Juli bei. Die in der Quadrupel-Allianz ausgemachten Punkte wurden bestätigt. Der Kaiser erkannte Philipp den V. für den rechtmäßigen Besitzer der Spanischen Monarchie; Philipp V. verzichtete auf Neapel, Sicilien, Mailand und die Niederlande, erhielt aber für seinen jüngern Sohn Don Carlos Zusicherung der Erbfolge in Toscana, Parma und Piacenza. Zugleich übernahm er die Gewährleistung der pragmatischen Sanction, eines vom Kaiser errichteten Hausgesetzes, durch welches die Erbfolge der Oesterreichischen Monarchie, in Ermangelung männlicher Erben, der ältesten Tochter Karls VI. zugesichert ward.

Dieses Gesetz lag dem Kaiser seit dem Anfange seiner Regierung als Hauptgegenstand seiner Sorgen am Herzen. Er selbst war der einzige männliche Abkömmling des Rudolphischen Stammes, und aus

ſeiner Ehe mit Eliſabeth von Braunſchweig wurden ihm, nach einem Prinzen, der in den erſten Monaten ſtarb, nur Töchter geboren. Da aber auch ſein älterer Bruder, Kaiſer Joſeph I., zwei Töchter hinterlaſſen hatte, konnte es zweifelhaft ſcheinen, ob nicht die Erbfolge mit größerm Rechte der älteſten derſelben gehöre. Karl war daher darauf bedacht, die Anſprüche, welche im Fall ſeines Todes aus dieſem Umſtande erhoben werden konnten, in voraus zu beſeitigen. Er ließ die Joſephiniſchen Prinzeſſinnen bei ihren Vermählungen nach Sachſen und Baiern auf die Erbfolge in Oeſterreich Verzicht leiſten, und die Stände der Erbſtaaten das von ihm errichtete Geſetz förmlich anerkennen. Dieß geſchah zuerſt im Jahre 1720 auf den Landtagen in Oeſterreich und in Schleſien; dann im Jahre 1722 in Ungern und Siebenbürgen; im Jahre 1723 in Böhmen; zuletzt im Jahre 1724 in den Niederlanden. Auch die auswärtigen Mächte ſollten für die Sanction Gewähr leiſten. Vergebens bemerkte Eugen, daß eine Armee von zweimal hundert tauſend Mann und eine gefüllte Schatzkammer die ſicherſte Bürgſchaft für die Thronfolge der Erzherzogin Maria Thereſia abgeben würden. Der Kaiſer, der ein ſehr rechtlicher Mann war und dabei großen Werth auf Förmlichkeiten ſetzte, konnte ſich von der Ueberzeugung nicht trennen, daß unter dem Schutze urkundlicher Anerkennungen ſein Hausgeſetz ganz unangefochten ins Leben treten werde. Die zugeſicherte Gewährleiſtung Spaniens im Wiener Frieden erſchien ihm daher als ein großer Gewinn. Außerdem hatte er die Freude, daß Spanien einer von ihm zu Oſtende errichteten Oſtindiſchen Handelsgeſellſchaft, welcher die anderen Seemächte aus Handelsneid alle möglichen Schwierigkeiten entgegenſtellten, in einem am 1. Mai 1725 geſchloſſenen Handelsvertrage dieſelben Vorrechte und Freiheiten in Spanien und Indien einräumte, welche ehemals die vereinigten Niederlande genoſſen hatten.

Dieſe Bereitwilligkeit des Madrider Hofes für die Wünſche des Kaiſers entſprang zum Theil aus der Hoffnung, daß der Prinz von Aſturien mit der Erzherzogin Maria Thereſia vermählt und hierdurch Beſitzer der ganzen Oeſterreichiſchen Monarchie werden würde. Der Baron Ripperda betrieb dieſe Angelegenheit, und hegte auch noch andere Entwürfe. Spanien und Oeſterreich ſollten ſich vereinigen, der Engliſchen Prätendenten auf den Thron ſeiner Väter zu ſetzen und den Spaniſchen Boden durch Wiedereroberung Gibraltars und Minorkas von der eingedrungenen Herrſchaft der Engländer zu befreien.

Das geheime Bündniß, welches gleichzeitig mit dem Vertrage zu Wien abgeſchloſſen worden war, ſetzte zwar nur feſt, daß Spanien dem Kaiſer mit 15 Kriegsſchiffen und 20,000 Mann, der Kaiſer dem Könige von Spanien mit 30,000 Mann zu Hülfe ziehen und wegen Gibraltars und Minorkas ſeine guten Dienſte verwenden ſolle; aber Ripperda, ſey es aus prahleriſcher Eitelkeit oder aus übler Berechnung, kramte in ſeinen Unterhaltungen ſowohl dieſe als die übrigen geheimen Verabredungen aus.

Die hiervon erlangte Kunde verſetzte den König Georg I. und deſſen friedliebenden Miniſter Walpole um ſo mehr in Beſorgniß, als ſie bald darauf erfuhren, daß die Kaiſerin Katharina I. von Rußland, welche kurz zuvor den Thron beſtiegen hatte, durch die Schmeicheleien des Wiener Hofes dahin gebracht worden war, dem Bündniſſe beizutreten. Der Engliſche Miniſter bemühte ſich daher, einen Gegenbund zu Stande zu bringen. Die Hauptglieder deſſelben ſollten England und Frankreich ſeyn; nach der Richtung aber, welche die damalige Staatskunſt angenommen hatte, mußten noch mehrere Genoſſen angeworben werden. König Georg verfiel auf Preußen und reiſte ſelbſt nach dem Feſtlande, um den König Friedrich Wilhelm I. zu gewinnen. Im September 1725 kam ein Bündniß dieſer drei Mächte in Herrenhauſen zum Schluſſe, durch welches Frankreich als Garant des Weſtphäliſchen Friedens, die Könige von England und Preußen als Glieder des Deutſchen Reichskörpers ſich vereinigten, einander beizuſtehen um Alles zu entfernen, was die Ruhe und den durch jenen Frieden beſtimmten Zuſtand des Reichs und des ganzen Europas ſtören könnte. Für den Fall, daß der Krone Frankreich wegen der geleiſteten vertragsmäßigen Hülfe vom Deutſchen Reiche der Krieg erklärt werden ſollte, verpflichteten ſich England und Preußen, keine Truppen-Contingente zu ſtellen, oder, wofern ſie ſich hiervon nicht losmachen könnten, ſich ſo zu verhalten, daß ihrer gegenwärtigen Verbindung Genüge gethan würde. Im folgenden Jahre, am 9. Auguſt 1726, traten die Generalſtaaten der vereinigten Niederlande dieſem Bündniſſe bei. Dagegen wurde der König von Preußen durch den Oeſterreichiſchen Geſandten Seckendorf demſelben abtrünnig gemacht; er ſchloß am 12. October ein Bündniß mit dem Kaiſer, und bald darauf mit Rußland. Die Herrenhäuſer Alliirten verſtärkten ſich aber durch den Beitritt von Schweden, Dänemark und Sardinien. Es ſchien, als wenn ganz Europa in Flammen geſetzt werden ſollte, obwohl alle dieſe Mächte im

Eingange ihrer Verträge von nichts als von ihrem aufrichtigen, auf Erhaltung des Friedens gerichteten Verlangen redeten. England sandte drei Flotten aus, eine in das Baltische Meer, um Rußland zu schrecken; die andere nach Indien, um der Spanischen Silberflotte aufzulauern; die dritte nach dem mittelländischen Meere, um Gibraltar und Port Mahon zu retten.[1]

Trotz so drohender Vorzeichen gelang es den Bemühungen des päpstlichen Nuntius Grimaldi in Wien, den wirklichen Ausbruch des Ungewitters zu hintertreiben. Er legte im Einverständnisse mit dem kaiserlichen Hofe den Gesandten Frankreichs und der Generalstaaten einen Vergleichs-Entwurf vor, dessen Hauptpunkt darin bestand, daß die Ostendische Handelsgesellschaft auf sieben Jahre suspendirt und die zwischen den Mächten eingetretenen Streitigkeiten auf einem in Aachen zu haltenden Congresse untersucht und entschieden werden sollten. Dieser Entwurf wurde angenommen, und nur die Einwilligung Spaniens fehlte noch, als König Georg I. am 22. Junius 1727, während seines Aufenthalts in den Deutschen Erbstaaten, starb Die definitive Beilegung des Zwistes zog sich nun in die Länge. Der Congreß wurde gehalten, zwar nicht zu Aachen, sondern zu Soissons, erfüllte aber die gehegten Erwartungen nicht.

Während desselben verwandelte sich die warme Freundschaft des Hofes zu Madrid mit dem Hofe zu Wien in Kaltsinn, weil jener erfuhr, daß es dem Kaiser kein Ernst war, seine älteste Tochter mit dem Prinzen von Asturien zu vermählen. Spanien schloß sogar (am 9. Nov. 1729 zu Sevilla), hinter dem Rücken seines Bundesgenossen, mit Frankreich und England einen Bundesvertrag, der gegen den Kaiser gerichtet zu seyn schien. Dieser nahm besonders die darin enthaltene Bestimmung, daß zur Sicherstellung der Erbfolge des Spanischen Prinzen Don Carlos in Toscana, Parma und Piacenza sogleich 6000 Mann Spanischer Truppen nach Italien geführt und in die festen Plätze gelegt werden sollten, so übel, daß er sich darüber gegen den Deutschen Reichstag als über eine schwere Verletzung seiner und des Reiches Ehre und Rechte (denn jene Herzogthümer wurden als Reichslehne betrachtet) bitter beschwerte. „Der Tractat von Sevilla müsse um so größeres Aergerniß erwecken, als durch denselben die wesentlichen Bande der menschlichen Freundschaft und Gemeinschaft zerrissen worden. Wenn zwischen christlichen Mächten über einen dritten auf solche Art verfahren werden sollte, würde Treu und Glauben aus dem Grunde zerstört

werden. Man kehre sich im mindesten nicht an das, was in den vorigen Tractaten noch vor kurzem unter den feierlichsten Versprechungen zum Grundsteine der allgemeinen Friedenshandlung gesetzt worden, man nehme keine Rücksicht auf die ausgestellten Reversalen und Garantie-Instrumente, man handle und verordne noch bei Lebzeiten der jetzigen rechtmäßigen Besitzer nur nach Belieben über die Reichslande und Gerechtsame wie über Eigenthum, und achte Kaiserliche Majestät und das Reich gleichsam zu geringe, um dessen Einwilligung zu begehren. Es sey aber mit Kaiserlicher Majestät und dem Römischen Reiche zu einer solchen Noth noch nicht gekommen, daß dieselben solche Eingriffe mit geschlossenen Armen dulden, und auf eine so verächtliche Art bei Seite gesetzt zusehen müßten wie ein aus großer Wohlthat kaum angenommener Vasall gegen Vergleich, Ordnung und Gesetz sich selbst einsetzen wolle."

Die Freundschaft Spaniens mit England und Frankreich war jedoch von noch kürzerer Dauer als das Bündniß mit dem Kaiser. Als durch die von dem letztern getroffenen Anstalten die Ueberführung der Spanischen Truppen nach Italien verhindert ward, und Frankreich und England ihre thätige Hülfe zur Bewerkstelligung dieser Absicht versagten, weigerte sich Spanien, ihnen die im Tractat von Sevilla bewilligten Handelsvortheile einzuräumen. Inzwischen hatte sich England dem Wiener Hofe schon wieder genähert und die Annäherung bei demselben, in Folge des Wunsches, dessen Garantie der pragmatischen Sanction zu erhalten, gute Aufnahme gefunden. In einem am 16. März 1731 geschlossenen Vertrage leisteten England und Holland dem Kaiser die gewünschte Garantie, der Kaiser aber versprach, die Einwilligung der Reichsstände zur Ueberführung der Spanischen Truppen in die Italienischen Herzogthümer zu bewirken, den Unterthanen Englands und Hollands freien Handel nach Sicilien zu gestatten und, was ihm am schmerzlichsten fiel, die Handelsgesellschaft zu Ostende gänzlich und für immer aufzuheben.

Spanien trat diesem Vertrage bei, da die Königin Elisabeth dadurch den Zweck ihrer vieljährigen Bemühungen, ihrem Sohne Carlos eine unabhängige Herrschaft zu verschaffen, erreicht sah, und die Einsetzung des Infanten in die Italienischen Lande wurde nunmehr zur Ausführung gebracht. Kaum hatte die Königin von Spanien diesen Erfolg erlangt, als sie weiter darnach trachtete, die Besitzungen ihres Sohnes in Italien auf Kosten Oesterreichs durch Wiedergewinn der

Königreiche Neapel und Sicilien zu vergrößern. Die Partei, welche der Kaiſer, in Folge ſeines Bundes mit Rußland nach dem Tode des Königs Auguſt II. von Polen in den Händeln über die Polniſche Königswahl für den Kurfürſten von Sachſen gegen den von Frankreich begünſtigten Stanislaus Leszinski, den Schwiegervater Ludwigs XV., ergriff, gab hierzu bald eine vortreffliche Gelegenheit. Sobald der Kurfürſt von Sachſen unter dem Schutze Ruſſiſcher Waffen in Warſchau zum Könige von Polen ausgerufen worden war, erklärte Frankreich im October 1733 an den Kaiſer den Krieg, und Spanien that ein Gleiches, unter dem Vorwande, daß es wegen der nahen Verwandtſchaft durch die dem Könige von Frankreich zugefügte Beleidigung ſich ſelbſt mit beleidigt fühle, auch ſich über die Schwierigkeiten zu beklagen habe, welche dem Infanten Carlos bei Beſitznahme der ihm rechtmäßig gehörigen Italieniſchen Staaten von Seiten des Kaiſers erregt worden wären. Auch der König Karl Emanuel von Sardinien verbündete ſich mit den Bourboniſchen Höfen, weil er, nach der in ſeinem Hauſe einheimiſchen Politik, berechnete, daß der auf den Krieg nicht vorbereitete Kaiſer Verluſte erleiden und als Antheil an der Beute für ihn ein Länderzuwachs entſtehen würde. Da es an anderen Gründen zum Kriege fehlte, wurde in dem Manifeſte angeführt, daß der König mit den Bourboniſchen Höfen zu nahe verwandt ſey, um die denſelben erwieſene Kränkung gleichgültig zu ertragen, und daß er dieß um ſo weniger vermöge, als ihm ſelbſt bei der Belehnung mit Savoyen, durch Anwendung eines andern Ceremoniels als einem gekrönten Haupte gebühre, von Seiten des kaiſerlichen Hofes eine ſchwere Beleidigung angethan worden ſey.

Drei Franzöſiſche Heere rückten ins Feld, um die Kriegserklärung zu verwirklichen. Das eine, unter dem Marſchall Berwick, ging bei Straßburg über den Rhein und eroberte die Reichsfeſtung Kehl; das zweite beſetzte Lothringen; das dritte führte der Marſchall Villars nach Italien, wo der König Karl Emanuel ſeine Truppen mit demſelben vereinigte Zugleich landete ein Spaniſches Heer in Toscana, um unter Anführung des Infanten Don Carlos gegen Neapel zu ziehen. Der kaiſerliche Hof war auf einen ſo vielfachen Angriff nicht vorbereitet, und ſein nordiſcher Bundesgenoſſe noch nicht darauf eingerichtet, ihm Hülfe gegen Frankreich zu leiſten. Seine älteren Verbündeten, die Seemächte, hatten die Einmiſchung in die Polniſchen Händel gemißbilligt und verſagten ihren Beiſtand. Mit Mühe gelang es ihm,

das Deutſche Reich zu bewegen die Eroberung der Reichsfeſtung Kehl als einen Friedensbruch anzuſehen und in Folge deſſen an dem Kriege gegen Frankreich Theil zu nehmen; der Gang deſſelben war aber auf allen Seiten höchſt unglücklich. Prinz Eugen, der am Rhein commandirte, zeigte nur noch den Schatten ſeiner ehemaligen Feldherrngröße. Die feſten Plätze Trier und Trarbach gingen gleich zu Anfange des Feldzuges von 1734 verloren, und auch die Reichsfeſtung Philippsburg mußte ſich, obwohl der Marſchall Berwick vor derſelben durch eine Kanonenkugel getödtet worden war, am 18. Juli an die Franzöſen ergeben. Noch unglücklicher waren die Kaiſerlichen in Italien; Mailand wurde von den Franzoſen und Sardiniern, Neapel und Sicilien von den Spaniern beſetzt. Vergebens wandte ſich der Kaiſer mit den dringendſten Hülfsgeſuchen an die Seemächte; die Holländer ertheilten ihm die ſchnöde Antwort: „Der gegenwärtige Krieg und deſſen üble Folgen würden vermieden worden ſeyn, wenn es Seiner Kaiſerlichen Majeſtät gefällig geweſen wäre, auf den treuen und wohlgemeinten Rath Ihrer Hochmögenden ein wenig mehr zu achten.“ Nun näherte der kaiſerliche Hof ſich unmittelbar dem Franzöſiſchen. Daß inzwiſchen die Partei des Stanislaus Leszinski durch das Uebergewicht der Ruſſiſchen Waffen in Polen gänzlich unterdrückt worden war, und Stanislaus alle Ausſicht verloren hatte den Polniſchen Thron zu behaupten, erleichterte die Verſtändigung zwiſchen Frankreich und dem Kaiſer, da jenes um ſo lieber die anderweite für ſeinen Schützling angebotene Entſchädigung annahm. Dieſelbe beſtand in den Herzogthümern Lothringen und Bar, nach deren Beſitz die Könige von Frankreich ſeit einem Jahrhunderte unabläſſig getrachtet hatten. Der Herzog Franz Stephan, der zum Gemahl der älteſten Tochter des Kaiſers, Maria Thereſia, beſtimmt war, ſollte das Erbe ſeiner Väter dem Stanislaus überlaſſen, und dafür das Großherzogthum Toscana erhalten, ſobald der letzte Mediceer mit Tode abging. Dieſes Abkommen war für alle Theile gleich vortheilhaft; der Herzog von Lothringen gewann ſtatt ſeines unſichern, von dem mächtigen Nachbar unaufhörlich bedrohten Beſitzthums ein geſichertes, größeres, ſchöneres und einträglicheres Land; Stanislaus erhielt für die Polniſche Krone eine ruhige Herrſchaft an der Grenze Frankreichs, ohne von dieſer ihm befreundeten Grenze etwas fürchten zu dürfen, da Lothringen und Bar nach ſeinem Tode als Erbtheil der Königin, ſeiner Tochter, der Krone Frankreich anheim fallen ſollten. Außerdem wurde verabredet, daß der

Spanische Infant Neapel und Sicilien behalten, dagegen aber außer Toscana Parma und Piacenza an den Kaiser überlassen sollte. Der König von Sardinien sollte vom Mailändischen die Gebiete Tortona und Novara erhalten.

Auf diese Hauptbedingung wurde am 3. October 1735 ohne Mitwirkung der Seemächte ein Präliminar-Friede zwischen dem Kaiser und Frankreich geschlossen, in welchem auch die Garantie der pragmatischen Sanction nicht fehlte. Spanien verweigerte zwar Anfangs seinen Beitritt, weil die Königin für ihren Lieblingssohn nicht nur Neapel und Sicilien erwerben, sondern auch Toscana, Parma und Piacenza behalten wollte; es fand sich aber außer Stande diese Forderung gegen die übereinstimmende Willensmeinung Frankreichs und des Kaisers durchzusetzen, und entsagte am 21. Nov. 1736 seinen Rechten auf Parma und Piacenza zum Besten des Kaisers, wie seinen Rechten auf Toscana zum Besten des Hauses Lothringen. Am 11. December desselben Jahres vollzog der Kaiser die Urkunde, in welcher er die Königreiche Neapel und Sicilien nebst dem Stato degli Presidi an den Prinzen Carlos überließ, ein theurer Preis für das nicht zu beneidende Vergnügen, an einer Polnischen Königswahl Antheil gehabt zu haben.

Dem Deutschen Reiche wurden die Plätze Trier, Trarbach und Philippsburg zurückgegeben. Als der letzte Großherzog von Toscana, Johann Gaston, am 9. Juli 1737 starb, trat der Herzog von Lothringen in den Besitz des erledigten Großherzogthums, behielt aber Titel und Stimmrecht von Lothringen auf dem Deutschen Reichstage.

Das Kriegs- und Finanzwesen der Oesterreichischen Monarchie hatte im Laufe dieses Krieges den kläglichsten Verfall kund gegeben. Der bald darauf erfolgte Tod des Prinzen Eugen nahm dem Staate sein eigentliches Haupt, und der wohlmeinende, aber schwache, nur in Förmlichkeiten lebende Kaiser ward nun von eben so ränkesüchtigen als talentlosen Ministern und Generalen geleitet. Unglücklicher Weise kamen dieselben auf den Gedanken, sich wegen des Schadens, den der Staat im letzten Kriege erlitten hatte, an den Türken erholen zu können, die sich seit 1735 in einem unglücklichen Kriege mit Rußland befanden. Sie hatten zwar dem Wiener Hofe keinen Anlaß zum Bruche des im Jahre 1718 geschlossenen Friedens gegeben; das Cabinet nahm aber an, daß die Allianz mit Rußland es zur Theilnahme an dem Kriege verpflichte, und eilte in diesen für gefahrlos und gewinnreich

geachteten Kampf. Die Politik des Jahrhunderts, die gegen einen zu erlangenden Vortheil Ehre und Treue für nichts achtete und mit Verträgen und Eidſchwüren ihr Spiel trieb, — eine Politik, über welche der Kaiſer ſelbſt vor wenigen Jahren, bei Gelegenheit des hinter ſeinem Rücken geſchloßnen Vertrages von Sevilla, gegen die Deutſchen Reichsſtände ſich bitter beklagt hatte, war von den Höfen zu Madrid und Turin gegen Oeſterreich ſo vielfach geübt worden, daß dieſes ſie nun auch einmal gegen den Erbfeind der Chriſtenheit verſuchen wollte. Zur Rechtfertigung derſelben und zur Begründung einer geforderten Geldhülfe ließ der Kaiſer dem Reichstage in Regensburg eröffnen, daß er ſich genöthigt geſehen habe, die dem deutſchen Reiche zur Vormauer dienenden Länder, ja ſeine zum Theil einer großen Gefahr noch ausgeſetzten Deutſchen Erbländer gegen den ſein widriges Vorhaben mehr als zu viel an den Tag legenden Erbfeind des chriſtlichen Namens hinlänglich zu bewahren, folglich ihm, bei dem unabläſſigen Verlangen zu ſchaden, die Mittel, durch welche er ſchaden könne, zu benehmen.

Gegen die Türken wurde ihre Weigerung, die ihnen gemachten Friedensbedingungen, in welchen der Kaiſer für ſich und für Rußland Abtretungen forderte, anzunehmen, zum Vorwande der Kriegserklärung gebraucht. Ein Oeſterreichiſches Heer, dem Namen nach von dem Herzoge Franz Stephan von Lothringen, dem Eidam des Kaiſers, in der That aber von dem Grafen Seckendorf befehligt, brach im Jahre 1737 in die Wallachei ein. Der Anfang war glücklich. Seckendorf eroberte Niſſa. Aber anſtatt ſein Glück ſelbſt zu verfolgen, beauftragte er den Grafen Khevenhüller Widdin zu nehmen, und verlor darüber eine koſtbare Zeit, während Khevenhüller, wie man glaubte, aus Eiferſucht auf Seckendorf, ſchlechte Maaßregeln traf. Da in Folge derſelben Widdin nicht erobert wurde, gerieth die Hauptarmee durch die Mangelhaftigkeit ihres Verpflegungsweſens in ſolche Noth, daß auch Niſſa nicht behauptet werden konnte. Eine andere Armee unter dem Prinzen von Hildburghauſen war in Bosnien eingedrungen, wurde aber gleichfalls durch die Uneinigkeit der Generale in ihren Fortſchritten gehemmt. Der ganze Feldzug verunglückte. Die zahlreichen Gegner Seckendorfs legten Alles den Fehlern und dem Geize dieſes Feldherrn zur Laſt, und der ſchwache Kaiſer ließ ſich bereden, ihn abzurufen und in Wien vor ein Kriegsgericht zu ſtellen, nach deſſen Spruch er auf die Feſtung Grätz geführt ward.

Sein Nachfolger, Graf Königseck, war aber im Feldzuge des Jahres 1738 nicht glücklicher. Zu Anfang desselben wurde zwar die Türkische Festung Mehadia erobert; im Laufe des Sommers aber gewannen die Türken die Oberhand und nahmen nicht nur jenen Platz wieder, sondern auch Neu-Orsowa und Semendria. Der kaiserliche Oberfeldherr zog sich bis nach Belgrad zurück. Die Folge war, daß er gleich seinem Vorgänger abgerufen und das Commando dem Grafen Oliver Wallis übergeben ward. Dieser ließ sich am 22. Juli 1739 bei Grotzka von dem Großvezir aufs Haupt schlagen, und, was noch schlimmer war, durch diesen Unfall dergestalt außer Fassung setzen, daß er für seinen Kaiser nichts Besseres thun zu können glaubte, als einen Unterhändler mit Friedensanträgen in das Türkische Lager zu senden. Von der allgemeinen Bestürzung und Kopflosigkeit angesteckt that dieser Unterhändler, ein Oberst Groß, dem Großvezir das Anerbieten, Belgrad selbst als Preis oder als Pfand des zu bewilligenden Friedens anzunehmen. Zwar fehlte es zum Abschluß desselben dem Grafen Wallis an Vollmacht; aber bald darauf erschien der Graf Neipperg, den der Kaiser, auf die Nachricht von dem schlimmen Stande der Dinge, zur Unterhandlung mit den Türken abgesandt und bevollmächtigt hatte. Ohne das den Türken gemachte Anerbieten zu kennen, welches Wallis, schon vorher Neippergs Feind und durch den ihm ertheilten Auftrag noch mehr gereizt, ihm sorgfältig verheimlichte, begab er sich in das Lager des Großvezirs. Dieser forderte nun vor allem andern die Uebergabe Belgrads und berief sich auf die schon erhaltene Zusage. Der Französische Gesandte Villeneuve, der sich im Lager desselben befand und den Vermittler machte, unterließ nichts, die Zuversicht des Türken zu verstärken, wie die Verlegenheit des Oesterreichers zu vermehren. Der letztere, außer aller Verbindung mit Belgrad und in der Meinung, daß diese Festung ohnehin nächstens fallen müsse, auch nicht ohne Besorgniß für seine persönliche Sicherheit, ließ sich daher zum Abschlusse eines Präliminar-Vertrages bestimmen, welcher die Festungen Belgrad und Sabacz, nebst ganz Servien, der Oesterreichischen Wallachei und der Insel und Festung Orsowa den Türken überlieferte. Einen Courier von Wien, der inzwischen im Oesterreichischen Lager eintraf, um die Uebereilung eines nachtheiligen Friedens zu verhindern, fertigte Wallis nach Siebenbürgen ab, und erst auf dem Rückwege kamen dessen Depeschen in Neippergs Hände. Es war aber bereits ein Thor Belgrads von den Türken besetzt und mit Schleifung der von den Oester-

reichern angelegten Feſtungswerke der Anfang gemacht. Der Unterhändler ſchloß hierauf (am 18. Sept. 1739) den Definitiv-Vertrag, ehe noch die Ratification der Präliminarien in ſeinen Händen war. Der größte Theil der Eroberungen Eugens wurde den Türken zurückgegeben. Der Kaiſer ließ in einem Circularſchreiben an ſeine Geſandten bei den auswärtigen Höfen den Abſchluß dieſes ſchimpflichen Friedens förmlich entſchuldigen. „Er habe nicht daran gedacht, den Grafen Neipperg anzuweiſen, ſich in das Türkiſche Lager zu begeben.“ Sowohl Neipperg als Wallis wurden zur Strafe ihres Verhaltens auf Feſtungen, jener nach Glatz, dieſer nach Brünn, geſetzt; aber die herrlichen großen Länder, welche ihre Ungeſchicklichkeit in die Hände der Türken gebracht hatte, waren verloren und ſind es bis heute geblieben. Dennoch wurden nach dem Tode des Kaiſers beide Grafen nicht nur in Freiheit geſetzt, ſondern auch zu wichtigen Aemtern und Ehrenſtellen befördert. Daher iſt nachmals die Vermuthung entſtanden, daß der Belgrader Friede nach geheimen Inſtructionen der Thronfolgerin Maria Thereſia und ihres Gemahls Franz Stephan beſchleunigt worden weil ſie den Tod des Kaiſers nahe geglaubt und in der Beſorgniß, daß die von demſelben mit ſo großer Mühe bewirkte Garantie der chriſtlichen Mächte ihre Erbfolge nicht ſichern werde, wenigſtens von Seiten der Türken ſich Ruhe zu verſchaffen gewünſcht hätten.

Kaiſer Karl, der ſeit dem Anfange des Jahres 1739 gekränkelt hatte, ſtarb am 20. October 1740 im Alter von fünf und funfzig Jahren. Er war ein Fürſt von beſonderer Herzensgüte. Nie konnte er vergeſſen, daß er im Erbfolgekriege, wo ihn ein Theil der Spaniſchen Nation als König anerkannt hatte, in Folge des Zurücktritts der Seemächte die ihm treu anhangenden Catalonier ſeinem Gegner, dem gegen ſie höchſt erzürnten Philipp V., hatte überlaſſen müſſen; noch kurz vor ſeinem Tode hörte man ihn mit ſchmerzlichem Tone den Namen: Barcelona, ausſprechen. Dabei verſtand er ſich vortrefflich auf die Forderungen der Spaniſch-Burgundiſchen Hofſitte wie auf die Formen des Deutſchen Rechtsganges, daher er ſich auch mit Entſcheidung der beim Reichshofrath ſchwebenden Proceſſe angelegentlich beſchäftigte. Aber Regentengröße beſaß er nicht. Die Entwickelung und Befeſtigung der innern Stärke und äußern Macht Oeſterreichs war ſeinen Nachfolgern vorbehalten.

6. Das Deutſche Reich.

Nachdem im Weſtphäliſchen Frieden die Pfälziſche Kur wieder hergeſtellt und im Jahre 1692 vom Kaiſer Leopold I. auch dem Hauſe Hannover die Kurwürde ertheilt worden war, hatte das Deutſche Reich anſtatt der in der goldnen Bulle feſtgeſetzten Zahl von ſieben Kurfürſten deren neun, und bei den Kaiſerkrönungen wurden alle alten auf große Macht und Herrlichkeit deutenden Prunkformen gezeigt; für die Ehre und Würde des Reichs aber ward unter den drei letzten Regierungen wenig geſorgt, und das Wohl der Deutſchen Nation als ſolcher hinter dem Staatsintereſſe der großen Höfe faſt ganz in Vergeſſenheit geſtellt. Selbſt der Ausdruck: Deutſche Nation, der zur Zeit Karls des Fünften ſo oft gebraucht worden war, wurde unter Karl dem Sechſten kaum noch gehört. Ein Staatenverein von mehr als dreihundert Gliedern der verſchiedenartigſten Beſchaffenheit — große und kleine, beſchränkte und unbeſchränkte, geiſtliche und weltliche Fürſten und Herren, ariſtokratiſch und demokratiſch conſtituirte Stadtgemeinden — hätte, um würdig und glücklich zu beſtehen, eines politiſchen Gemeingeiſtes und einer nationalen Geſinnung bedurft. Die Entwickelung der Religionshändel aber hatte dasjenige, was unter anderen Umſtänden ein bindender Haltungspunkt hätte ſeyn können, in ein Element der Zwietracht verwandelt, durch welches Gemeingeiſt und nationale Geſinnung der Deutſchen faſt gänzlich verzehrt worden war. Die Fürſten, welche die Kaiſerwürde bekleideten, ſahen dieſelbe nur als ein Mittel an, den Vortheil des beſondern Reiches, das ſie mit wirklicher Staatsgewalt beherrſchten, zu fördern und ſicher zu ſtellen. Zu dieſem Behufe gewährte die Kaiſerwürde immer noch genugſamen mittelbaren und unmittelbaren Einfluß. Wenn es aber einem Kaiſer eingefallen wäre, für das Wohl der Nation irgend etwas thun zu wollen, würde ſich ſogleich entweder das Intereſſe der Einzelnen, oder der beiden Religionstheile, oder des geſammten Reichskörpers dagegen aufgelehnt haben. Wie das Verhältniß der Reichsſtände als Fürſten und Staaten eigenen Rechts und eigener Verfaſſung ſich ausgebildet hatte, konnte es nicht anders ſeyn, als daß jeder derſelben der oberherrlichen Autorität ſo wenig als möglich geſetzliche Befugniß einräumen wollte; nach der geſetzlich feſtgeſtellten Scheidung der Religionen trat bei dem einen Theile noch das natürliche Mißtrauen gegen das dem andern Religionstheile angehörige Reichsoberhaupt hinzu. Doch lag in der eben

ſo natürlichen Hinneigung dieſes andern Religionstheiles zum Kaiſer auch wiederum ein Grund, daß der Einfluß deſſelben oft bedeutender war, als in früheren Zeiten wirkliche Regentenmacht geweſen. Das gegenſeitige Halten auf mühevoll erſtrittenen oder behaupteten Gerechtſamen, die hieraus erwachſende Behutſamkeit und Abgemeſſenheit bei allen Verhandlungen und Beſchlüſſen verſtärkte die ohnehin im Deutſchen Charakter vorhandene Neigung zu ſteifer Förmlichkeit, und die Verwandlung der ſonſt nur von Zeit zu Zeit gehaltenen Reichsverſammlungen in einen immerwährenden Reichstag hob mit den perſönlichen Zuſammenkünften des Kaiſers und der Reichsfürſten das letzte Band öffentlicher Gemeinſamkeit und perſönlicher Herzlichkeit auf. Seit der im Jahre 1663 vom Kaiſer Leopold nach Regensburg ausgeſchriebene Reichstag nicht aufhörte, ſondern als eine ordentliche Behörde beiſammen blieb (Th. IX. S. 50), traten Geſandte und Geſchäftsmänner an die Stelle der ſonſt in Perſon mit einander zu Rathe ſitzenden Fürſten. Da aber die letzteren ihren Abgeordneten, für wichtige Sachen wenigſtens, keine unbedingte Vollmacht zu ertheilen, ſondern Alles aufs Hinterbringen und Berichten zu ſtellen pflegten, wurde der Reichstag zu einer Puppenkomödie, in welcher die Figuren unbeweglich ſtanden, wenn die Dirigenten hinter der Bühne nicht ſprachen und zogen. Die letzteren aber waren die Stellvertreter jedes andern Staatsthums, des Oeſterreichiſchen, Sächſiſchen, Polniſchen, Preußiſchen, Schwediſchen, Däniſchen, Holländiſchen, Engliſchen, Franzöſiſchen, nur nicht des Deutſchen. Und während die Geſammtkraft und die Nationalehre ſo in den ſchmählichſten Verfall geriethen, ergriff die Reichsfürſten ein wahrer Wetteifer, ſich durch Rang und Titel den mächtigſten Staaten gleich zu ſtellen. Zu welchen kleinlichen Forderungen und elenden Streitigkeiten über äußere Formen und Ehrenbezeigungen dieß führte, iſt ſchon im vorigen Bande erzählt (S. 325 fg.). Die Nachahmung Frankreichs, durch die bewunderte Größe Ludwigs XIV. geweckt, wirkte beſonders auf Vermehrung des Hofſtaates und Hofprunkes.

Am einflußreichſten auf das Schickſal der Völker und die innere und äußere Umgeſtaltung des Deutſchen Staatenweſens wurde die ebenfalls durch das Beiſpiel der großen Staaten geweckte Neigung der Deutſchen Reichsfürſten, ſtehende Heere zu unterhalten. Die großen hierzu erforderlichen Koſten führten die Nothwendigkeit herbei, mehr Abgaben, als früher ſtatt gefunden hatten, zu erheben. Etwaiger Widerſpruch der Landſtände verſtummte vor der durch die bewaffnete

Macht erhöheten landesherrlichen Gewalt. In mehreren Ländern verschwand allmählig die Bedeutung der Landstände bis auf den Namen. Aber sowohl in diesen, als da, wo sich die Landstände mit einigem Antheil an den Steuerbewilligungen und an der Landesverwaltung erhielten, zeigte sich die weitere Entwickelung dieser Richtung des Deutschen Staatswesens dem Adel günstiger als dem Bürgerstande. Der erstere fand in dem Hof- und Kriegsstaate der Fürsten Versorgungsplätze, welche ihm die Vortheile ersetzten, die vor der Reformation die Kirche in ihren Pfründen dem Adel dargeboten hatte und im katholischen Deutschland zum Theil noch darbot; daher kam es, daß er seit dieser Zeit der alten Opposition gegen die Fürsten entsagte und an dieselben viel näher als früher sich anschloß. Dem Bürgerstande entgingen diese Vortheile wegen seiner Entfernung von den Höfen und seiner Beschäftigungen, zum Theil auch in Folge der durch den dreißigjährigen Krieg herbeigeführten Verarmung, des sinkenden Ansehens der aus seiner Mitte sich ersetzenden protestantischen Geistlichkeit und der mehr und mehr dem Weltleben entfremdeten Richtung der ihm angehörigen Gelehrten. Schon in alten glücklicheren Zeiten waren Deutscher Adel und Deutsche Bürger nicht immer befreundet gewesen; kein Wunder, daß jetzt der erstere kein Bedenken trug, seinen Arm zur gänzlichen Unterdrückung der letzteren zu leihen; und wir haben im vorigen Bande gesehen, wie mehrere einst reichsfreie Städte ihrer althergebrachten Gerechtsame, mit Bewilligung des Kaisers und des Reiches, von ihren Schutzherren beraubt wurden (S. 401 fg.). Auch da, wo man den Städten solche Gerechtsame nicht erst nehmen durfte, verlor der alte städtische Geist unter den veränderten Staatsverhältnissen das Selbstgefühl und die Thatkraft, welche in früheren Jahrhunderten demselben beigewohnt hatten.

Sehr betrübende Erscheinungen boten die kirchlichen Verhältnisse dar. In der Pfalz, wo im sechzehnten und im siebzehnten Jahrhunderte Reformirte und Lutheraner einander abwechselnd verfolgt hatten, je nachdem die Kurfürsten bald dieser bald jener Confession zugethan waren, wurden seit dem Jahre 1685, nachdem eine katholische Linie zur Regierung gekommen war (vgl. Th. IX. S. 331), beide Parteien von den katholischen Landesherren so beharrlich unterdrückt, daß die Pfälzischen Religionsbeschwerden zu einem stehenden Artikel auf den Reichstagen und bei den Reichsgerichten wurden. Als einmal (1720) sogar der Kaiser, aus Rücksicht auf England und Holland, der Re-

formirten in Heidelberg ſich annahm und den Kurfürſten Johann Philipp nöthigte, ihnen eine weggenommene Kirche wieder zu geben und den Gebrauch ihres Katechismus zu geſtatten, rächte dieſer Kurfürſt ſich dadurch, daß er ſeine Reſidenz von Heidelberg nach Mannheim verlegte.

Großes Aufſehen erregte im Jahre 1731 die Härte, mit welcher der Erzbiſchof von Salzburg, ein Graf von Firmian, von der durch den Buchſtaben des Religions- und des Weſtphäliſchen Friedens den Landesherren eingeräumten Befugniß Gebrauch machte, und ſeine proteſtantiſchen Unterthanen, die im Normaljahre 1624 keine rechtsbeſtändige Sicherheit ihres Glaubensbekenntniſſes gehabt hatten, nach und nach gegen dreißigtauſend aus dem Gebiete des Erzſtifts auszuwandern nöthigte. König Friedrich Wilhelm I. von Preußen nahm dieſer gedrückten und verbannten Anhänger des evangeliſchen Glaubens mit einem beſondern Eifer ſich an, und gewährte einem großen Theile derſelben Aufnahme in der durch die Peſt entvölkerten Provinz Litthauen. Ueberhaupt verkannte das Brandenburgiſche Haus den Einfluß nicht, welchen ihm die beſondere Anhänglichkeit der evangeliſchen Deutſchen verleihen konnte, und gern übernahm es die Schutzherrſchaft über die proteſtantiſche Kirche, nachdem das Haus Sachſen durch ſeine Religionsveränderung um der Polniſchen Krone willen ſeiner bedeutſamen Stellung in den Deutſchen Verhältniſſen entſagt und die Bahn ſeiner geſchichtlichen Größe verlaſſen hatte. Auch iſt für das Brandenburgiſche Haus ſeine Haus- und Staatsmaxime nicht ohne Segen geblieben.

---

7. Frankreich unter Fleury's Verwaltung.

Nach dem Tode des Herzogs von Orleans hätte der ſiebzigjährige Biſchof Fleury vermöge des großen Einfluſſes, den er auf ſeinen königlichen Zögling übte, ſogleich zu der Würde des erſten Miniſters emporſteigen können; aber ſo ehrgeizig er auch in ſeinem hohen Alter noch war, hielt er es doch für klug, auf einige Zeit noch dem Herzoge von Bourbon-Condé Platz zu machen, der mit leidenſchaftlicher Begierde danach ſtrebte, das Staatsruder in ſeine Hände zu bekommen. Fleury empfahl ihn daher ſelbſt dem Könige, behielt ſich aber einen gewiſſen

Antheil an den Geschäften vor, und zweifelte nicht, daß sie ihm bald ganz zufallen würden.

Der Herzog von Bourbon war nämlich ein sehr eingebildeter und beschränkter Mann, der ganz von seiner Buhlerin, einer Marquise von Prie, beherrscht ward. So stand also wieder ein Weib an der Spitze der Französischen Regierung. In der That war auch eines der vorzüglichsten Geschäfte, das sie zu Stande brachte, ein Weibergeschäft, Vermählung des jungen Königs. Zwar hatte schon der verstorbene Herzog-Regent deshalb mit Spanien einen Vertrag geschlossen, dem zufolge der König eine Spanische Infantin heirathen sollte, die auch wirklich bereits am Französischen Hofe erzogen ward; allein da dies Kind erst sieben Jahre alt war, und der König wegen seiner schwächlichen Gesundheit kein langes Leben versprach, so dachte die Marquise nur darauf, wie man am schnellsten einen Thronerben erhalten könne, damit man nach des Königs etwaigem Absterben doch wieder das Ruder behielte. Zu dem Ende scheute man sich nicht, zu großer Beleidigung des Spanischen Hofes, die Infantin zurückzuschicken, und dachte nun auf eine bereits mannbare Prinzessin, die aber zugleich sanft und anhangslos genug wäre, um sich willig in die Zucht der Ministermaitresse zu fügen. Da verfiel man endlich auf die Tochter des vertriebenen Polenkönigs Stanislaus Leszinsky, der damals in Frankreich eine Zuflucht gesucht hatte, und von einem kärglichen Jahrgelde anfänglich in Landau, dann in Weißenburg, von aller Welt vergessen, lebte. Der Brief des Herzogs von Bourbon, der ihm von dieser ungehofften Gunst des Glückes Nachricht gab, versetzte diesen gutmüthigen Mann in einen Freudenrausch. „Fallet mit mir auf die Knie, und danket Gott!" rief er seiner Gemahlin und Tochter zu, als er in ihr Zimmer trat. — „Wie, mein Vater, fragte diese, sind Sie wieder auf den Polnischen Thron gesetzt?" — „Nein, erwiederte Stanislaus, der Himmel ist uns noch gnädiger, du bist Königin von Frankreich!" Die ganze Familie begab sich darauf nach Strasburg, wo die Französischen Gesandten förmlich um die Prinzessin anhielten, und von da nach Fontainebleau, wo die Vermählung am 4. September 1725 gefeiert ward.

Jetzt stand der Marquise von Prie noch der Bischof Fleury im Wege; aber eben indem sie ihn fortzuschaffen suchte, zeigte sichs, daß der Priester dem Weibe an Schlauheit noch überlegen war. Da sie und der Herzog, mit Hülfe der Königin, welche in diese Intrigue

gezogen wurde, ihm den Zutritt zum Könige erſchweren, begab er ſich nach Iſſy, in der Nähe von Paris; aber Ludwig, der, wie er wohl wußte, ohne ihn nicht leben konnte, rief ihn zurück, und ließ ſich nach einiger Zeit leicht von ihm bewegen, den Herzog von Bourbon und die Marquiſe auf ihre Güter zu verweiſen, und ſo hatte die Herrſchaft dieſes regierenden Paares ein Ende. Die Marquiſe traf dieſer Schlag ſo empfindlich, daß ſie das Jahr darauf vor Gram (im neun und zwanzigſten Jahre ihres Alters) ſtarb.

Fleury war nun (1726) erſter Miniſter der That, wiewohl nicht dem Namen nach, da Ludwig auf ſeinen Rath erklärte, daß er fortan ohne Premierminiſter regieren wolle. Er begnügte ſich mit dem Titel eines Staatsminiſters, zu welcher Würde der Papſt im folgenden Jahre auch noch den Cardinalspurpur fügte. Wie beſonnene Ruhe, Mäßigkeit, Sparſamkeit, Ordnungsliebe und Friedfertigkeit Hauptzüge ſeines perſönlichen Charakters waren, ſo bezeichnen ſie auch den Geiſt ſeiner ſiebzehnjährigen Staatsverwaltung. Er ſtrebte mit allen Nachbarn den Frieden zu erhalten *), dem geſunkenen Wohlſtande der Nation aufzuhelfen, Handel, Ackerbau, Manufacturen und Wiſſenſchaften blühend zu machen, und die Land- und Seemacht auf einen ſolchen Fuß zu ſetzen, daß alle auswärtigen Nationen die Achtung vor Frankreichs Macht nicht verlören. Den König, der wenig Ruhmbegierde und eine unüberwindliche Abneigung gegen Arbeit bezeigte, entwöhnte er immer mehr von der Theilnahme an den Geſchäften, und damit er ganz unbeſorgt ſchalten könne, führte er ihm nur ſolche Geſellſchafter zu, von denen keine Aufhetzerei und keine Einmiſchung in die Regierung zu fürchten war. Der königliche Knabe war jetzt zum ſchönen Jüngling herangewachſen, und die Frauen wußten ſein edles Anſehen, ſeine großen Augen, ſeinen wohlgeformten Fuß und den ſchlanken Wuchs nicht genug zu rühmen. Sein Blick war ſanft und ſchüchtern, und ſeine Geſichtsfarbe ein wenig blaß; doch ſtärkte er, ſeitdem er an den Jagdvergnügungen Geſchmack gefunden hatte, ſeinen ſchwächlichen Körper durch die tägliche Bewegung ſo ſehr, daß er

*) Um Spanien auszuſöhnen, welches über die Zurückſendung der Infantin mit Recht erzürnt war, bewog er den jungen König zu einem Schritte von Billigkeit, der in der Franzöſiſchen Geſchichte unerwartet iſt. Sein Geſandter mußte nämlich dem Könige und der Königin von Spanien zur Geburt eines Infanten Glück wünſchen, und auf das Verlangen derſelben bei einer Privataudienz beide Majeſtäten im Namen ſeines Herrn für die ihnen zugefügte Beleidigung knieend um Verzeihung bitten.

bald die heftigsten Anstrengungen ertragen lernte. Seine liebevolle, fromme Gemahlin, die er innig liebte, pflegte sein dabei auf das zärtlichste, und es ist fast rührend zu lesen, in welcher kindlichen Unschuld dieser nachher so ausgeartete Lüstling die drei ersten Jahre seines Ehestandes verlebte. Nachdem seine Gemahlin ihm zu seiner unaussprechlichen Freude (am 14. August 1727) Zwillings-Prinzessinnen geboren hatte, und ihren Wünschen nun nichts mehr als ein Prinz fehlte, kamen sie darin überein, dem Himmel selbst ihr Gelübde darzubringen, und darauf eigends an einem außerordentlichen Tage (8. Dec. 1728) das Abendmahl zu empfangen. Ihre Gebete wurden erhört, und das ganze Französische Volk theilte die Freude der glücklichen Eltern, als am 4. September 1729 ein Dauphin erschien. Der König war bei dem Tedeum zugegen, welches in der Kirche abgesungen wurde, und nahm am Abend an einem großen Bürgerschmause auf dem Rathhause Theil. Mit der zartesten Sorgfalt entledigte sich auch die fromme Königin ihrer geistlichen Gelübde.

Leider war diese schöne Blüthe häuslicher Zufriedenheit von kurzer Dauer. Die Günstlinge glaubten vorherzusehen, daß Langeweile und Neigung den König endlich doch zu anderen Weibern führen würden, und in der Furcht, alsdann ihren Einfluß zu verlieren, beschlossen sie, diesen Zeitpunkt nicht abzuwarten, sondern Ludwigs Wahl zu ihrem Vortheile zu lenken. Fleury selbst wird beschuldigt, darum nicht nur gewußt, sondern die ganze Intrigue geleitet zu haben. Man brachte den König durch unwürdige Kunstgriffe dahin, dem fernern Umgange mit seiner Gemahlin bestimmt zu entsagen, und eine Gräfin von Mailly zur Buhlerin anzunehmen, der man jedoch vorher die ernsthafteste Weisung gegeben hatte, ihren Einfluß nicht weiter als über das Vergnügen des Königs auszudehnen. Die Schamhaftigkeit des jungen Monarchen selbst mußte erst durch die schändlichste Beredtsamkeit nichtswürdiger Verführer überwältigt und ausgerottet werden (1732). Seitdem hielt er sich meistentheils in Rambouillet bei dem Grafen von Toulouse auf, jagte den Tag über, und brachte die Nächte unter den Freuden einer verschwenderisch besetzten Tafel und einer üppigen Gesellschaft zu.

Unterdeß bekam der alte Cardinal Fleury, der mit großer Sorgfalt nun schon sieben Jahre dem Staate den Frieden gesichert hatte, den oben schon erzählten zweijährigen Krieg (1733—1735) wegen der Polnischen Erbfolge zu führen, der sich für Frankreich mit der Erwer-

bung Lothringens, für den Kaiſer aber mit dem Verluſte von Neapel und Sicilien endete. Vergnügt, dem Reiche eine treffliche Provinz erworben und den Erbfeind Frankreichs um ein Königreich ärmer gemacht zu haben, ging er nun in der alten Bahn kluger und bedächtiger Cabinetsunterhandlungen vor wie nach wieder fort. Er vermittelte den Frieden zwiſchen dem Kaiſer und den Türken, ſtand den Genueſern gegen die Corſen bei, und machte verſchiedene gute innere Einrichtungen in dem beruhigten und wieder aufgeblühten Frankreich. Der König wohnte nur den allerwichtigſten Berathſchlagungen im Staatsrathe bei, hörte aber jedesmal mit großer Aufmerkſamkeit zu, ſprach aus Beſcheidenheit gegen ſeine erfahrneren Miniſter nur wenig, urtheilte jedoch, wenn er einmal ſeine Meinung ſagte, ſehr richtig und ſcharf. Es mag wohl ſeyn, daß er zu der Zeit, da er noch mit ſeiner Gemahlin umging, zu einem dauernden Intereſſe für die Geſchäfte hätte gewöhnt werden können; allein als er erſt in dem Umgang mit buhleriſchen Weibern ſein höchſtes Vergnügen gefunden hatte, erſtarb nach und nach in ihm der Sinn für jede ernſte Beſchäftigung völlig. In kurzem ergab er ſich der ungebundenſten Sinnlichkeit ſo ſehr, daß ſein Hof ſelbſt den des verſtorbenen Herzogs von Orleans an Sittenloſigkeit übertraf. Im Jahre 1738 ließ er das Schloß zu Choiſy mit ausſchweifender Pracht ausſchmücken, und zum Behuf ſeiner geheimen Vergnügungen mit Allem verſehen, was die üppigſte Phantaſie zur Vervielfältigung und Verfeinerung aller Sinnengenüſſe nur irgend erdenken konnte. Um bei ſeinen Schmauſereien keiner Bedienten — läſtiger Zeugen — zu bedürfen, war in ſeinen geheimſten Gemächern der Fußboden durchbrochen, und man durfte nur klopfen, ſo ſenkte ſich, wie auf einer Bühne, der Tiſch hinunter, und erſchien ſogleich wieder mit dem beſetzt, was auf einem mitgeſchickten Zettel verlangt worden war. Nach durchſchwelgten Nächten folgten dann, wie natürlich, düſtere Tage. Aus Langerweile nahm er bei ſchlechtem Wetter zuweilen das Drechſeln vor, oder kochte in der Küche. Mit gelehrten Männern vermied er zu ſprechen, doch ſtritt er gern mit Geiſtlichen, hörte auch gern zu, wenn von der Naturlehre, Pflanzen- und Sternkunde geſprochen ward. Er verſäumte keinen Gottesdienſt, beobachtete alle Kirchengebräuche mit pünktlicher Genauigkeit, und ſagte auch nach ſo ſchlecht verwandten Tagen und Nächten ſein Abend- und Morgengebet mechaniſch her. Aber bei die-

ſer ängſtlichen Anhänglichkeit an das Hergebrachte blieb es; in das Innere ſeines Gemüthes drang die Religion nicht ein.

Der alte Cardinal Fleury ſah ſich, trotz ſeiner Friedensliebe, noch kurz vor ſeinem Ende in den Oeſterreichiſchen Erbfolgekrieg verwickelt, deſſen Geſchichte weiter unten erzählt werden wird. Frankreich legte zu Anfange in dieſem Kriege wenig Ehre ein. Der dem Kriege abgeneigte ſparſame Cardinal ſchickte ein viel zu ſchwaches Heer nach Deutſchland, und lähmte dadurch auch den beſten Willen der Befehlshaber. Mitten unter traurigen Nachrichten ſtarb er ſelbſt, beinahe neunzig Jahre alt, am 29. Januar 1743. Ludwig XV. ließ ihm ein Hochamt halten, wie es ſonſt nur regierenden Häuptern gehalten ward, und ſprach auch von einem Denkmal, welches aber nachher auf Koſten der Familie vollendet werden mußte. Es gereicht dieſem Miniſter zum Ruhme, daß er weder ſich noch ſeine Verwandten auf Koſten des Staats ungerechter Weiſe bereichert hat.

III. Der Nordiſche Krieg.

1. Einleitung.

Während die Nationen des Weſtens und Südens von Europa in dem Spaniſchen Erbfolgekriege um die Intereſſen der Häuſer Bourbon und Habsburg und um die Aufrechthaltung des bedrohten Gleichgewichts ſtritten, wüthete im Norden und Oſten ein blutiger Kampf um die Herrſchaft über die Oſtſee. Ein heldenmüthiger König verwandte große Kräfte an die Behauptung des väterlichen Ruhms, aber eigene Schuld und ein böſes Schickſal führten ihn gerade da auf einen Abweg, wo er ſein Ziel faſt erreicht zu haben glaubte.

Aus dem Vorigen wiſſen wir, daß ſeit dem dreißigjährigen Kriege das unfruchtbare Schweden durch die Herrſcherkraft zweier ſeiner Regenten, Guſtav Adolfs und Karls X., unter den Hauptmächten Europens eine Stelle behauptete. Selbſt arm und nicht zahlreich, zog dieſes kriegeriſche Volk ſeine beſten Nahrungsquellen aus den benachbarten reicheren Ländern, deren Küſten es erobert hatte, und über deren Handel es gebot. Bremen, Wismar, Stralſund, Stettin, Riga und

Reval waren damals dem Schwediſchen Reiche unterworfen; die Ausflüſſe der Weſer, Oder, Düna und Newa waren von Schweden beſetzt, und gewährten reichliche Zölle; Ingermanland, Livland und Eſthland waren ſeine Kornkammern und Rußland hatte kein anderes Meer zur Grenze als das Eismeer und das Aſowiſche. Die Stätte, auf welcher das heutige Petersburg ſteht, war damals eine ſumpfige Niederung auf Schwediſchem Grunde und Boden, auf welcher einige Fiſcherhütten und Verſchanzungen ſtanden.

So ausgebreitet aber auch dieſe Schwediſche Herrſchaft war, ſo unnatürlich und ſo unſicher war ſie doch. Errungen war ſie nur durch günſtige Umſtände, während die Nachbarn, durch innere Gährungen entzweit, in Ohnmacht gelegen hatten. Die glänzendſten Siege Guſtavs in Deutſchland waren zum Theil mit Deutſchen erfochten worden. Nur eine ganz vorzügliche kriegeriſche Furchtbarkeit konnte jene vielen an fremden Küſten gelegenen Beſitzungen zuſammenhalten; aber eine ſolche konnte bei den Schweden nur auf dem perſönlichen Charakter des Regenten beruhen und alſo nicht von langer Dauer ſeyn, wogegen das Beſtreben der Nachbarn die Küſtenſtriche ihrer Binnenländer und die Ausflüſſe ihrer Ströme zu gewinnen, ſtets rege blieb, und ihre Kräfte vereinigte. Als daher Karl XI. geſtorben war (1697), glaubten Dänemark, Polen und Rußland den Zeitpunkt benutzen zu müſſen, da ein funfzehnjähriger Regent, von deſſen Fähigkeiten man eine geringe Vorſtellung hatte, den Schwediſchen Thron beſtieg. Die Monarchen dieſer drei Länder waren junge und kraftvolle Männer; ja, wir wiſſen es bereits, ſogar ein Peter der Große war unter ihnen. Schon Chriſtian V. von Dänemark hatte neue Zwiſtigkeiten mit Holſtein-Gottorp, deſſen Herzog Friedrich IV. — des 1694 geſtorbenen Chriſtian Albrecht (Th. IX. S. 515) Sohn und Nachfolger — von ſeinem Schwager Karl XII. Beiſtand erhielt. Dieſe Unterſtützung und der Wunſch, die von Karl X. dem Däniſchen Reiche abgenommenen Provinzen wiederzugewinnen, reizten den jungen König Friedrich IV. (des 1699 geſtorbenen Chriſtian V. Nachfolger) zum Kriege wider Schweden; Auguſt II. von Polen trachtete nach dem Beſitze von Livland, und Peter wollte feſten Fuß an der Oſtſee faſſen. Sie ſchloſſen daher 1699 ein Bündniß, kraft deſſen ſie ſich gelobten, einander in der Ausführung ihrer Plane beizuſtehen.

2. Karls XII. erſte Thaten.

Der junge Karl (geb. 27. Juni 1682) war der Zögling einer trefflichen Mutter, einer Däniſchen Prinzeſſin, Ulrike Eleonore, die ihm beſonders eine religiöſe Geſinnung einzuflößen geſucht und ihn zum Leſen der Bibel angehalten hatte. Morgens und Abends hatte er ſein Gebet knieend in ihrer Gegenwart verrichten müſſen. Das Deutſche, damals die Hofſprache in Stockholm, hatte er neben dem Schwediſchen gelernt; in der Folge brachte man ihm auch Latein und Franzöſiſch bei, aber obgleich er es in beiden Sprachen ziemlich weit brachte, konnte man ihn doch nie zum Sprechen der letztern bewegen, wogegen er das Lateiniſche gern und fehlerfrei, obgleich nicht zierlich ſprach. Vom fünften Jahre an hatte man ihm männliche Erzieher gegeben, die jedoch die Weiſung hatten, ihn nie hart anzugreifen, ſondern ihn allein durch den Ehrtrieb zum Fleiße zu reizen. Unter den Wiſſenſchaften beſchäftigte er ſich am liebſten mit der Mathematik, in welcher er ſich auch gute Kenntniſſe erwarb. In ritterlichen Uebungen ward er von Keinem übertroffen, und im Reiten zeigte er eine Verwegenheit, die ihn mehr als einmal faſt das Leben koſtete. Leider verlor er ſeine würdige Mutter, als er erſt elf Jahre zählte, und vier Jahre ſpäter auch den Vater. Der letztwilligen Verordnung deſſelben gemäß wurde die Regierung der Großmutter des jungen Königs, bis er volljährig ſeyn würde, übergeben, und fünf Räthe ihr an die Seite geſetzt. Karl ſchien ſich darum nicht weiter zu kümmern, wie er denn überhaupt ſehr verſchloſſen war, wenig Umgang und noch weniger jugendliche Vergnügungen aufſuchte, und dadurch den fremden Geſandten Anlaß gab, nach ihren Höfen zu berichten, der junge König von Schweden ſey ein ſehr mittelmäßiger Kopf, der die Arbeit ſcheue. Einen richtigern Blick in ſein Inneres ſoll zuerſt der Kanzleirath Piper, als er ihn 1697 im November bei einer Heerſchau begleitete, gethan haben. Er fand ihn, erzählt man, ungewöhnlich finſter und nachdenkend, und fragte ihn, was ihn eben jetzt ſo lebhaft beſchäftige. „Ich denke, erwiederte Karl, daß ich ſelbſt ſchon dieſen braven Leuten Befehle ertheilen könnte, und wünſchte, daß wir beide nicht länger unter einer Frau ſtänden.“ Piper machte einen ſo klugen Gebrauch von dieſen Worten, daß er den Adel zu dem Vorſchlage bewog, den König für mündig zu erklären. Gewiß iſt, daß dieſer Antrag bei den um dieſe Zeit zuſammengerufenen Ständen geſchah. Er

ging durch, und trotz dem Widerſtreben der alten Regentin wurde die Krönung Karls auf den 24. December deſſelben Jahres angeſetzt. Befremdend war es auch bei dieſer Feierlichkeit, daß der junge König in der Kirche dem Biſchof, der ihm die Krone aufſetzen wollte, dieſelbe aus der Hand nahm, und ſelbſt die Ceremonie verrichtete. Dennoch zeigte er im Anfange keine beſondere Neigung zu den Regierungsgeſchäften, ſondern überließ dieſelben meiſtens dem obenerwähnten zum Grafen erhobenen Piper, der auch bis an ſein Ende ſein vertrauteſter Rathgeber blieb.

Jetzt erſcholl die Nachricht von den Rüſtungen der drei feindlichen Nachbarn, und daß die Sachſen in Livland eingerückt ſeyen, wodurch im Schwediſchen Reichsrathe Beſtürzung entſtand. Viele ſprachen von Unterhandlungen, von Nachgeben, von nothwendigen Aufopferungen; aber der junge König, der bisher den Verſammlungen faſt gedankenlos beizuwohnen geſchienen hatte, erhob ſich und ſagte mit einer Feſtigkeit, welche Alle in Verwunderung ſetzte: „Ich habe den feſten Vorſatz, nie einen ungerechten Krieg zu führen, aber auch einen gerechten nur durch den Untergang meiner Feinde zu enden.“ Hierauf ward der Krieg beſchloſſen und Heer und Flotte in Stand geſetzt. Die Dänen machten den Anfang ihrer Feindſeligkeiten damit, daß ſie im März 1700 ins Holſteiniſche einrückten. England und Holland, aus Handelsintereſſe Schwedens Freunde, ſandten eine Anzahl Schiffe zu Hülfe, die ſich bald mit der Schwediſchen Flotte vereinigten, welche von Karlscrona auslief. Der achtzehnjährige Schwedenkönig, der plötzlich den lebendigſten, unternehmendſten Geiſt zeigte, war ſelbſt am Bord des Admiralſchiffs, und ging gerade auf Kopenhagen los. Nach einem fruchtloſen Bombardement beſchloß er, fünf Meilen weit von der Stadt auf Seeland zu landen. Es geſchah unter dem heftigſten Feuer der Dänen am 4. Auguſt 1700, Abends um ſechs Uhr. Karl ſelbſt ſprang aus dem Schiffe, mit dem Degen in der Hand, ins Waſſer, und drang muthig gegen die Däniſchen Batterien vor, indeß ſeine Soldaten jubelnd folgten. Die feindlichen Verſchanzungen wurden erobert, und die fliehenden Völker retteten ſich unter die Kanonen von Kopenhagen.

Schrecken und Angſt ergriff die Bürger dieſer Stadt. Da der Kampf zu ungleich und die Bundesgenoſſen zu fern waren, blieb dem gedemüthigten und beſchämten Könige Friedrich IV. nichts übrig, als um Frieden zu bitten. Er erhielt ihn ſchnell (zu Travendahl, 18.

Aug. 1700), nachdem er sich verpflichtet hatte, dem Bündniß gegen Schweden zu entsagen, und den Herzog von Holstein-Gottorp zu entschädigen. So gelinde diese Bedingungen waren, so edel war auch Karls Betragen gegen das eroberte Seeland gewesen. Alles, was zum Unterhalt seiner Truppen gehörte, hatte er baar bezahlt, die ausgeschriebenen Kriegssteuern waren mäßig gewesen, und die Mannszucht so streng, daß kein Einwohner ungestraft gekränkt worden war. Und bis ans Ende war es Karls XII. fromme Sitte, jeden Morgen und Abend in seinem Lager eine Betstunde zu halten, der er selbst jedesmal mit großer Andacht beiwohnte.

So war denn ein Feind schon nach einem Kampfe von wenigen Wochen glücklich entwaffnet. Indeß hatte der König von Polen und Kurfürst von Sachsen, August II., voll Begierde eine That zu verrichten, durch die er sich die Herzen der Polen geneigt machen und das Königthum aus seiner Ohnmacht erheben könnte, die Eroberung Livlands versucht. Ein von dem Schwedenkönige gekränkter Livländischer Edelmann, Reinhold Patkul, bot ihm die Hand dazu, und versprach ihm, den Adel dieses Landes auf seine Seite zu bringen. Ein Sächsisches Heer forderte Riga auf, sich zu ergeben; aber der tapfere Schwedische Befehlshaber, General von Dahlberg, ein Greis von fünf und siebzig Jahren, ließ August zur Antwort sagen, er hoffe die Stadt so zu vertheidigen, daß er die Achtung eines so großen Monarchen erlangen werde. In der That mußten die Sachsen die Belagerung aufheben, und als sie dieselbe nachher erneuerten, wobei August selbst im Lager erschien, war der Erfolg nicht besser. Die Festung wurde mit so schlechtem Erfolg beschossen, und alle Umstände ließen sich so ungünstig an, daß August nur einen Vorwand suchte, um wenigstens ohne Schande wieder abziehen zu können. Dieß that er am 9. September. Sein bitterster Schmerz bei dieser Gelegenheit war der, zu sehen, daß die Polen gar nicht Willens waren, ihm zu einem Kriege mit Schweden ihre Kräfte zu leihen, und daß die Partei, die sich gleich Anfangs seiner Wahl widersetzt hatte, auch jetzt eine vollständige Opposition gegen ihn bildete.

Als Karl aus Seeland nach Schweden zurückkam, glaubte er noch mit den Sachsen kämpfen zu müssen; während er aber die Einschiffung der Truppen nach Livland zu Carlshamn ordnete, erfuhr er, daß er statt derselben seinem dritten Feinde zu begegnen habe, dem Zar Peter, der mit einem Heere von achtzigtausend Russen in Esthland eingebro-

chen war und Narwa belagerte. Er landete am 17. October im Hafen von Pernau, und rückte gerade auf Narwa los. Sein Häuflein beſtand aus 5000 Mann Fußvolk und 3300 Reitern*), allein es trug die Begeiſterung des neulich errungenen Sieges und die Freude an ſeinem jungen Anführer vor ſich her, deſſen wunderähnliches Beiſpiel auch den Feigſten zur Nachahmung fortriß. Auch war die Zauberkraft noch nicht erſtorben, die noch von Alters her im bloßen Namen „Schweden" lag, und Peter ſelbſt entfernte ſich, um, wie man ſagt, zu ſeinen Achtzigtauſenden noch 40,000 Mann über Pleskow herbeizuführen. Dieſe wartete natürlich Karl nicht ab; am 30. November rückte er auf die Verſchanzungen der Feinde los, und da er den Vortheil des Windes und eines dichten Schneegeſtöbers hatte, ſo beſchloß er, „in Gottes Namen", wie er ſagte, mit ſeinen 8000 Schweden den Angriff der 80,000 Ruſſen. Nachmittags um zwei Uhr flogen zwei Raketen durch die wirbelnden Schneeflocken in die trübe Luft: das war das Zeichen zur Schlacht. Bei dem erſten Feuern des Ruſſiſchen Fußvolks ward das Pferd unter ihm erſchoſſen; er warf ſich auf ein anderes und ſagte: „die Leute wollen mich im Reiten üben." Sein Weg führte ihn durch einen Moraſt. Hier verlor er abermals ſein Pferd, und ein Stiefel blieb ſtecken; aber viel zu ungeduldig, um ſich mit dem Anziehen aufzuhalten, jagte er im Strumpfe weiter. Der ganz ungeübte, verſchüchterte und vom Wetter ſo ſchlecht begünſtigte Feind ſuchte bald ſein Heil in der Flucht, und nach einem dreiſtündigen wüthenden Gefechte war der Sieg für die tapferen Schweden entſchieden. Tauſende von blutigen Leichen bedeckten das beſchneite Schlachtfeld. Man ſagte, die Uneinigkeit zweier Anführer im Ruſſiſchen Heere ſey die Haupturſache dieſer ſo unglücklichen Niederlage geweſen. Am andern Morgen ergaben ſich noch 30,000 Mann freiwillig, da ſie hörten, mit welcher Güte der Sieger die am vorigen Tage Gefangenen behandelt habe. Die Kriegskaſſe, das Gepäck, alle Fahnen, hundert fünf und vierzig Kanonen, acht und zwanzig Mörſer und ein großer Kriegsvorrath fielen den Schweden in die Hände. Narwa war außer ſich vor Freuden über dieſen glorreichen Sieg. Unter dem Donner der Kanonen zog der achtzehnjährige Held in die Stadt ein. Sein erſter Gang war in die Kirche, und knieend dankte er Gott für ſeinen Sieg. Die alten Krieger

*) Dieſe Zahlen hat Lundblad, Geſchichte Karls XII., deutſche Ueberſ. Th. I. S. 92. Nach Andern waren die Schweden ſtärker, und die Ruſſen geben ihre Zahl nur auf 45,000 Mann an. Bergmann, Peter der Große, Th. II. S. 28.

die den frommen Sinn ihres Führers sahen, zerflossen in Freudenthränen. Man zeigte ihm den Bericht, den man von diesem Siege nach Stockholm senden wollte, und mit eigener Hand strich der bescheidene Jüngling aus, was für ihn zu schmeichelnd und für den Zar zu unrühmlich war. Die Russischen Officiere erhielten Geschenke, und wurden in Stockholm mit Anstand und Milde behandelt.

Für August II. war die Nachricht von der Niederlage seines Bundesgenossen ein Donnerschlag. Auch Peter erröthete, von einem Knaben besiegt zu seyn. Doch faßte er sich schnell und sagte: „Ich weiß wohl, daß uns die Schweden noch oft schlagen werden, aber endlich werden sie uns auch siegen lehren." Beide verbündete Monarchen benutzten die kurze Winterruhe zu einer persönlichen Zusammenkunft zu Birsen in Litthauen (Febr. 1701), in welcher sie sich noch enger vereinigten und den Plan verabredeten, nach welchem sie den gemeinschaftlichen Feind im nächsten Feldzuge angreifen wollten.

---

3. Kampf in Polen um Augusts II. Entthronung. (1701—1704.)

Karl, von Allem unterrichtet, blieb diesen Winter auch nicht müßig. Ansehnliche Verstärkungen aus Schweden langten im Mai (1701) in Livland an, und im Peipussee erschienen Schwedische Schiffe. Er selber brach am 17. Juni von Dorpat nach Riga auf, und setzte am 8. Juni unterhalb dieser Stadt, im Angesicht eines Sächsisch-Russischen Heeres, über die Düna. Noch war das Geschütz nicht völlig aus den Kähnen gehoben, als der Feind die Landenden angriff. Vielleicht hätte die rühmliche Tapferkeit der Sachsen hier zum ersten Male den Ruhm der Schwedischen Waffen zu Schanden gemacht, wäre nicht die Ungeschicklichkeit der Russen, die ein panisches Schrecken ergriff, und deren Flucht jene mit in Unordnung brachte, ihnen zum Verderben geworden. So behielten denn auch in dieser kurzen Schlacht die Schweden das Feld, eroberten das ganze Gepäck und viele Kanonen, und zwangen die entronnenen Sachsen, sich ins Preußische zu flüchten. Eine Folge dieses Sieges war die Besitznehmung von Curland, in welchem Lande Karl vorläufig seine Truppen stehen ließ.

Ein neues Wunder dieses nordischen Alexander, dessen Ruhm sich bereits durch ganz Europa verbreitete! Drei Könige hatte nun schon

der neunzehnjährige Held innerhalb neun Monate beſiegt, und noch größere Dinge ſtanden von ihm zu erwarten. Dieſer Auguſt, der Alles daran geſetzt hatte, um ſich von ſeinem Kurfürſtenſtuhle auf einen wankenden Thron zu drängen, hatte den Stolz der älteren Könige wider ſich, und Karl XII. ſah nicht ſo bald eine mächtige, mit Auguſts Wahl höchſt unzufriedene Partei in Polen ihre Blicke auf ihn richten, als er mit dem größten Intereſſe den Gedanken ergriff, den neugeſtempelten König, der ſich ihn anzugreifen erfrecht, nicht etwa nur noch ein Mal zu ſchlagen, ſondern auf immer mit Schimpf und Schande in ſein Deutſches Kurfürſtenthum zurückzujagen. Die Republik Polen verſicherte, daß ſie keinen Theil an dem Kriege ihres Königs, als Kurfürſten von Sachſen, mit Schweden habe, und bat Karl, ihr Gebiet zu verſchonen; aber dieſer erwiderte, daß, ſo lange der treuloſe Auguſt auf dem Polniſchen Thron ſäße, Schweden nie vor ähnlichen ungerechten Angriffen ſicher ſeyn werde, und brach in Litthauen ein, um den thörichten, unſeligen Plan, Auguſt zu entthronen, mit Nachdruck zu verfolgen. Von perſönlicher Leidenſchaft verblendet verfolgte er den ſchon gedemüthigten Feind, indem er ſich auf die unſichere Stütze einer Partei unter einem rohen, wankelmüthigen Volke verließ, und gab dadurch einem weit gefährlicheren, dem Zar, dem er mit aller Kraft hätte nachſetzen, den er ſogleich zu einem vortheilhaften Frieden hätte zwingen ſollen, die beſte Muße, neue Kräfte zu ſammeln. Umſonſt ſtellten Karls Freunde ihm alles dieſes vor*); der Eigenſinnige verharrte unbeweglich bei dem einmal gefaßten Entſchluſſe.

Seine Anſtalten für den nächſten Feldzug waren dieſem Plane gemäß. Auch ſeine Lebensart verkündigte ſchon den Mann, der die Laufbahn eines Kriegsfürſten verfolgte. Trotz der fürchterlichen Kälte bezog er doch den ganzen Winter hindurch kein Haus, ſondern blieb in ſeinem von Stroh umflochtenen Zelte, in welchem er ſich, wenn die Kälte zu heftig ward, durch glühende Kugeln erwärmte. Er trank weder Wein noch Branntwein, und aß die einfachſte Koſt. Einen Pelz verwarf er von dem Augenblick an, da ein Officier ſcherzend geſagt hatte, er ſey ſeit geſtern ſo dick geworden, daß man ihn nicht mehr kenne. Ein für unſere Zeiten höchſt unzierlicher Soldatenrock mit großen meſſingenen Knöpfen bekleidete die lange, ſchlanke Geſtalt, und dazu trug

*) Vergeblich ertönte auch die Stimme der politiſchen Weisheit in einem Briefe des Präſidenten Bengt Oxenſtierna an den König (bei Nordberg, in der Franz. Ueberſetzung, T. IV. p. 59).

er gelbe Unterkleider, große Reiterſtiefeln und lederne Handſchuhe, deren mächtige Stulpen bis an den Ellenbogen reichten. Nur an dem furchterweckenden Ernſt im Blick, der Stolz, Eigenſinn und Kühnheit zugleich ausdrückte, erkannte man den König. Jedoch zeigte er nur dem Feinde dieſe Eigenſchaften. Gegen ſeine Officiere und Soldaten war er der leutſeligſte Herr. Er entſchuldigte Fehler gern, litt es nie, daß von Abweſenden Böſes geſprochen ward, und belohnte treue Dienſte königlich. Seine Reden waren meiſt kurz, aber immer ſinnvoll; Zorn und Mißfallen äußerte er nur durch ein finſteres Zuſammenziehen der Augenbraunen. Weiblichen Umgang mied er faſt ſchüchtern; doch ehrte er das Geſchlecht, und einmal in einem vertraulichen Augenblicke ließ er ſich verlauten, er ſey Willens, ſich nach geendigtem Kriege zu vermählen, doch nicht, wie andere Könige, nach bloßen Rückſichten der Staatskunſt, ſondern auch nach eigener Neigung und perſönlicher Werthſchätzung.

Der König von Polen wollte jetzt gern, auch mit empfindlichen Aufopferungen, den Frieden erkaufen, und zu dem Ende ließ er die ſchöne Gräfin Aurora von Königsmark, eine geborne Schwedin und ſeine Buhlerin, wie in eigenen Geſchäften eine Reiſe nach Curland machen. Aber Karl, von ihren geheimen Abſichten unterrichtet, wich ihr auf das hartnäckigſte aus, und ſie mußte unverrichteter Sache zurückkehren. Auguſt ſchickte darauf einen Geſandten an ihn ab; aber auch dieſen ließ Karl gar nicht vor ſich, ſondern rückte immer weiter in Polen vor. Eine Geſandtſchaft der Republik Polen, welche Vermittelung antragen ſollte, erhielt zu Royaniſtock bei Grodno eine Audienz (4. Mai 1702), allein keine befriedigende Antwort. Vielmehr ging Karl geraden Weges auf Warſchau los, welches Auguſt mit ſeinen Anhängern nun ſchnell verließ, um ſich mit ſeinem Heere bei Krakau zu vereinigen. Auf dem Marſche erließ Karl ein Manifeſt an alle Polniſchen Woiwodſchaften, in welchem er Ordnung und Mannszucht verſprach, die Unterhaltung ſeines Heeres verlangte, und erklärte, er ſey gekommen, „daß die Republik ſich von der läſtigen Herrſchaft befreien, ihrem meineidigen und bundbrüchigen Könige den Gehorſam aufſagen, und ſich nach eigenem Gefallen einen andern wählen könne.“

Dieß Manifeſt ward von der einen Partei mit Zittern, von der andern mit Freude aufgenommen. Die Stadt Warſchau ſandte Karln bei der erſten Aufforderung die Schlüſſel entgegen. Am 24. Mai zog er ein, ließ die Bürger entwaffnen, und forderte ihnen eine Kriegsſteuer

von hundert tauſend Gulden ab. Mit Verwunderung ſahen die Polen die allgefürchteten Schweden ſich auf den Trommelſchlag im Schloßhofe verſammeln, ein Abendlied ſingen und Betſtunde halten, ja den jungen König ſelber niederknieen und ſein Dankgebet verrichten. Alle Verſuche der Polniſchen Magnaten, Karln wegen Auguſts Abſetzung auf andere Gedanken zu bringen, waren vergebens.

Vier Wochen blieb er in Warſchau; dann brach er auf (26. Juni), um Auguſt aufzuſuchen. Dieſer, entſchloſſen ſein Schickſal dem Schlachtengotte anzuvertrauen, rückte ihm von Krakau aus mit ſeinen Sachſen, denen ſich acht tauſend Polen zugeſellt hatten, entgegen. Bei Kliſſow trafen beide Heere auf einander, und am 19. Juli geſchah die Schlacht. Was auch die Sachſen thaten, ſie wurden überwunden, und verloren einige Tauſende an Todten und Gefangenen, dazu die Kriegskaſſe, das Gepäck und den größten Theil des Geſchützes. Unter den Gefangenen waren einige hundert Officierdamen und andere Frauenzimmer, die Karl mit ritterlicher Höflichkeit durch einige Reiterſchwadronen unverſehrt an die Schleſiſche Gränze bringen ließ. Auguſt wollte die Artigkeit dadurch erwidern, daß er einen Schwediſchen Rittmeiſter freiließ; aber Karl, den dieſer Wetteifer verdroß, ſandte für den einen Rittmeiſter fünf und zwanzig Sächſiſche Officiere zurück.

Auguſt war nach Krakau geflohen, aber auch hier war ſeines Bleibens nicht, denn Karl richtete ſehr ſchnell ſeinen Marſch nach dieſer Stadt. Der Polniſche Befehlshaber wollte die Schweden nicht einlaſſen, erhielt aber in dem Augenblicke, da Karl ſelbſt es begehrte, und er das äußere Thor halb aufthat, um zu ſehen, wer ſo gebieteriſch ſpreche, einen Peitſchenhieb ins Geſicht, daß er zurückfuhr, worauf der König mit ſeinem Gefolge ſchnell in die Stadt eindrang, und ſich auch des Schloſſes ſogleich bemächtigte. Im erſten Schrecken über dieſe unerwartete Schnelligkeit ſtreckte die Wache das Gewehr; einem Lieutenant, der eine auf den Eingang des Schloſſes gerichtete Kanone losbrennen wollte, riß Karl ſelber haſtig den Zündſtock aus der Hand; die Beſatzung ergab ſich, und machte ſechs Schwediſchen Regimentern Platz.

Der bedrängte Auguſt, der bisher den Krieg nur auf Koſten ſeines Kurfürſtenthums geführt hatte, verſuchte jetzt eine Vereinigung ſeiner Anhänger im Königreich. In Sendomir verſammelte ſich ein Theil des Polniſchen Adels, allein ſtatt der gehofften Eintracht ſah man hier das traurige Bild des Parteihaſſes, des Neides und des Argwohns, wie es die Polniſchen Nationalverſammlungen zu gewähren pflegten;

ja selbst zu Thätlichkeiten kam es. Alles, was die Besseren durchsetzen konnten, war der Entschluß, noch einmal eine Friedensgesandtschaft an Karln zu schicken. Umsonst. „Und wenn ich funfzig Jahre in Polen bleiben müßte, sagte Karl, so werde ich es nicht eher verlassen, als bis ich diesen König vom Throne gestoßen habe." Vergebens stellte ihm sein Minister Piper in einer eigenen Denkschrift die große Schwierigkeit und die höchst nachtheiligen Folgen dieser Entthronung vor *). Der König, sagte er unter andern, gehe durch die Verfolgung dieses Planes unsäglicher Mühe und Verdrießlichkeiten entgegen, er opfere die Blüthe der Nation, ohne daß daraus der geringste Gewinn für ihn oder für das Vaterland erwachsen könne. Nur den allgemeinen Haß würde er dadurch auf sich laden, daß er alle Anerbietungen Augusts zurückwiese, während der Friede, wenn er ihn gewährte, diesen Monarchen aus Dankbarkeit fest an sein Interesse knüpfen und einen höchst nützlichen Bundesgenossen wider den Zar aus ihm machen würde. Allen diesen Vorstellungen zum Trotz beharrte Karl bei seinem verderblichen Plane.

Bis aufs äußerste also sollte August getrieben werden. Selbst ein Sturz vom Pferde, bei welchem Karl den linken Schenkel brach, hielt den Unermüdlichen nur etwa vierzehn Tage auf; dann fing die Verfolgung wieder an (12. Oct.). Karl ließ sich in seinem Bette nach Lublin tragen. Der Winter verging unter langwierigen Berathschlagungen der Polnischen Magnaten. Der Schwedisch gesinnte Theil derselben hatte sich zu Warschau unter dem Vorsitz des Cardinals Primas von Polen und Erzbischofs von Gnesen, Radcziejowsky, der Sächsische zu Marienburg in Augusts eigener Gegenwart versammelt. Die letztere, überwiegende Partei erklärte, daß die Beschlüsse der Warschauer Versammlung ungültig seyen, und daß der rechtmäßige König aus allen Kräften zu vertheidigen sey. Auch ein 1703 zu Lublin zusammengetretener Reichstag verwarf die von Karl vorgeschlagene Entthronung Augusts, und beschloß die Vermehrung des Kronheeres; aber Mangel an Einigkeit und Furcht vor den Schweden vereitelten die Ausführung dieser würdigen Beschlüsse. Neue Verträge mit Holland und England versahen Karln mit Gelde, und der König von Preußen konnte zur Befestigung seiner neuen Krone auch nichts Besseres thun, als sich mit dem Mächtigsten verbinden. Karl schlug die Sachsen am 1. Mai bei

*) Nordberg, T. I. p. 260.

Pultusk, und rückte dann vor Thorn, welches durch heftiges Beſchießen faſt ganz in Aſche gelegt ward, ſich am 15. October ergeben und eine Brandſchatzung von 100,000 Thalern erlegen mußte. Die gleiche Summe hatte auch ſchon Danzig gezahlt, und Elbing, welches ſich zur Wehre ſetzte, wurde genöthigt, faſt die dreifache zu entrichten. Die Winterquartiere wurden dießmal in Polniſch Preußen und Ermeland bezogen.

Indeß war Auguſt nach Sachſen gegangen, und der Cardinal Primas, ſein heftigſter Gegner, benutzte ſeine Abweſenheit, um eine Ständeverſammlung nach Warſchau zu berufen (30. Jan. 1704), aus welcher nach einigen Wochen der Beſchluß hervorging, Auguſt habe durch ſeine ungerechte Eröffnung des Krieges, wider Willen der Republik, den Thron verwirkt; man könne ihn daher nicht länger für einen rechtmäßigen König erkennen, ſondern es trete jetzt ein Zwiſchenreich ein, während deſſen der Cardinal Primas die Geſchäfte verwalten müſſe. Wer auch die Ungerechtigkeit dieſes Beſchluſſes ſchmerzlich empfand, mußte ſich doch um des gemeinen Beſten willen freuen, daß es endlich dahin gekommen war; denn die Schwediſchen Truppen hauſeten nun ſchon drei Jahre in Polen, und was ſie nicht verzehrten, das zerſtörte die Zwietracht der Polniſchen Parteien unter einander ſelbſt, ein Uebel, deſſen Linderung man doch von der Wahl eines neuen Königs hoffen durfte.

Aber wen ſollte man wählen? Einen Ausländer verbot Karl ausdrücklich, und wer unter den Polniſchen Magnaten hatte Anſehen genug, um über allem Neid und allen Anfeindungen der Anderen erhaben zu ſeyn? Ein einziges Geſchlecht dieſer Art war wirklich vorhanden, die Söhne des berühmten Johann Sobieski, und in der That richtete Karl ſeine Augen auf dieſe; allein Auguſt, der vor ihnen längſt in Furcht geweſen war, ließ die beiden älteren, die ſich zu Ohlau bei Breslau aufhielten, als ſie einſt dieſe Stadt mit geringer Begleitung verlaſſen hatten, ganz in der Nähe derſelben durch heimlich abgeſchickte Sächſiſche Reiter überfallen und gefangen nach der Pleißenburg bringen; und der dritte, an den man ſich nun wandte, ſchlug zu Karls großem Verdruſſe die Krone aus. Graf Piper fragte darauf den König einmal, warum er ſie nicht ſelbſt annehmen wolle. „Ich mag lieber Königreiche geben als nehmen," erwiderte der ſtolze Jüngling.

Ueber den langen Streitigkeiten zerfielen die Polniſchen Großen bald wieder unter einander ſelbſt, und die Wahl ward immer ſchwieriger. Karl ſchlug ſich zuletzt auch hier gewaltſam ins Mittel, indem er ſich

für den Grafen Stanislaus Leszinsky, Woiwoden von Posen, erklärte, einen jungen Mann von sieben und zwanzig Jahren, der ihm zuerst bei Gelegenheit einer an ihn abgeordneten Gesandtschaft bekannt geworden war, wo er sich ihm durch seine schöne männliche Gestalt, sein lebhaftes und doch bescheidenes Wesen und durch seine angenehme Beredtsamkeit ungemein empfohlen hatte. Karl erklärte, daß er keinen Mann kenne, der durch seinen Charakter so ganz dazu gemacht sey, alle Parteien zu vereinigen, als dieser Edelmann. Aber damit verdarb er es ganz bei seinem bisherigen Freunde, dem Cardinal Primas Radczieiowsky, welcher den alten Kronfeldherrn Lubomirski auf den Thron zu heben wünschte. Karl beharrte aber auf seinem Sinn, und rückte mit einem Theile des Heeres vor Warschau, in dessen Nähe am 12. Juli die Wahl Statt finden sollte. Nur sechs und funfzig Edelleute sollen sich eingefunden haben. Der Wahlplatz war an einigen Seiten mit Schwedischen Truppen umstellt; auch glaubte man, Karl XII. sey selbst unerkannt zugegen gewesen *). Der Cardinal ließ sich mit einer Unpäßlichkeit entschuldigen.

Dennoch ging es bei diesem Geschäfte so sklavisch nicht zu. Die Landboten von Podlachien, Jerusalsky und Gonsowsky zeichneten sich besonders durch Freimüthigkeit und edlen Patriotismus aus. „Können wir den Entschluß zu einer Wahl frei nennen, sagte der Erstere, die mitten unter bewaffneten Ausländern vorgenommen wird? Ich werde meine Einwilligung keinem Vorschlage versagen, der aus dem aufrichtigen Wunsche, das Beste der Republik zu befördern, entsteht; aber dieß muß nach der Reichsverfassung und ohne Zwang geschehen.“ Andere hörte man sagen, hier müßten sie ihre Freiheit behaupten, und sollten sie auch dafür sterben müssen; es werde ihnen zum ewigen Ruhm gereichen, wenn sie wegen Beschützung des Glaubens und der Freiheit untergingen. Umsonst suchte der Bischof von Posen sie auf andere Gedanken zu bringen, sie blieben bei ihren Protestationen. Schon war die Sonne untergegangen, und aller Anschein da, daß man aus einander gehen würde, ohne den Zweck erreicht zu haben. Da endlich traten die Schwedischen Wahlkommissarien vor, und erinnerten ernstlich an den Zorn ihres Königs, wenn das, was doch eigentlich längst verabredet

*) Nordberg widerspricht diesem Umstande auf das bestimmteste, so wie vielen anderen Erzählungen Voltaires, der in seiner bekannten Geschichte Karls XII. immer gern das Romanhafte und Ungewöhnliche vorbringt, wenn es auch schlecht beglaubigt ist.

ſey, nicht heut noch erfüllt würde. „Nun wohlan denn, rief ein Herr von Bronikowsky, was hilft uns alles Zögern! Ich, im Namen aller Woiwodſchaften von Großpolen, ernenne hiermit den hochgebornen Herrn Woiwoden von Poſen zum Könige in Polen!“ Viele Andere ſtimmten in dieſen Ausruf ein, und trotz dem unaufhörlichen Widerſpruche der Podlachiſchen Landboten verrichtete endlich, Abends um neun Uhr, der Biſchof von Poſen die Denomination, und Alles rief: „Es lebe Stanislaus, erwählter König von Polen!“

Man ſetzte hierauf den beſcheidenen Grafen auf ein Pferd, und begleitete ihn unter lautem Jubelgeſchrei, vielen Flintenſchüſſen und hellem Fackelſchein in die Stadt, wo der genannte Biſchof ihn in der Domkirche vor dem Altare einſegnete, und die Wahl beſtätigte, worauf, nicht von Allen mit gleicher Empfindung, das Tedeum angeſtimmt ward. Am andern Tage begab ſich der neue König zu Pferde in das Schwediſche Lager, um ſeinem Beſchützer zu danken. Dieſer kam ihm die Hälfte des Weges entgegen; beide ſtiegen ab umarmten ſich freundſchaftlich, und begaben ſich mit wenigen Vertrauten in ein Bauernhaus, um daſelbſt den Plan für den nächſten Feldzug zu verabreden. Auguſt, der wieder nach Polen gekommen war, befand ſich zu Sendomir, wo nicht bloß die Ruſſiſchen Geſandten, ſondern auch ein großer Theil der Polniſchen Magnaten ihm die kräftigſte Unterſtützung verſprachen. Ein wieder friſch verſtärktes Heer und ein tüchtiger General, Namens Schulenburg, berechtigten ihn in der That, noch nicht ganz die Hoffnung aufzugeben.

So war alſo doch das bedauernswerthe Polen noch lange nicht beruhigt. Zum Unglück für Karl fehlte es auch an Truppen, die eroberten Städte gehörig zu beſetzen; daher ihm auch manche in ſeinem Rücken wieder abgenommen wurden. In Warſchau ließ er jetzt dem Stanislaus neunhundert Mann zur Bedeckung zurück, und wandte ſich dann ſchnell mit dem Heere nach Lemberg, theils um der Beute willen, die er in dieſer Stadt erwarten durfte, theils um einem Ruſſiſchen Heere zu begegnen, das von dorther kommen und ſich mit den Sachſen vereinigen ſollte. Unter einem fürchterlichen Gewitterregen kam er am 4. September vor der Stadt an. Von den ungeheuren Beſchwerden dieſes Marſches ermüdet, legte er ſein Haupt auf eines Officiers Knie, und ſchlief, in ſeinen Mantel gehüllt, bei einem elenden Feuer von naſſem Holze, ein Paar Stunden fort. Noch immer ſchoß der Regen ſtromweiſe vom Himmel, und nöthigte Karln, noch einen Tag vorüber-

gehen zu lassen. Aber am 6. September schritt er unverzüglich zum Sturme. Er war einer der Ersten in der Stadt, nachdem die Dragoner Wall und Mauer erstiegen hatten. Er verhinderte mit Mühe die Plünderung, nahm aber 300,000 Thaler Brandschatzung für sich, nebst allem Geschütze und einem großen Vorrath von dort aufgehäuften Polnischen Handelswaaren.

So glücklich diese Unternehmung abgelaufen war, so unangenehm ward doch Karls Freude durch eine Nachricht aus Warschau getrübt. August hatte nämlich des Königs Zug nach Lemberg schnell benutzt, um sich mit seiner Macht auf die Hauptstadt zu werfen, die sich auch sogleich ergeben hatte. Seine Absicht, Stanislaus mit seiner Familie gefangen zu bekommen, hatte er zwar verfehlt, allein dafür gerieth ihm doch der Bischof von Posen in die Hände, den er sogleich nach Sachsen schickte. Auch die Häuser und Weinkeller der Anhänger des neuen Königs gewährten den rachgierigen Plünderern eine herrliche Beute. „Laßt es gut seyn, sagte Karl XII., man muß dem Könige August auch einen Zeitvertreib lassen, sonst verdrießts ihn, daß wir so lange bei ihm sind; aber glaubt mir, es soll ihm wenig helfen!" Um ihn noch in Warschau zu überraschen, machte er so schnelle Märsche, daß die Pferde in der ganzen Zeit nicht abgesattelt wurden, und er selber in kein Bette kam. August versuchte anfangs, ihm den Uebergang über die Weichsel streitig zu machen, als Karl aber dennoch über den Strom kam, verließ er Warschau. Der junge Löwe, noch mehr ergrimmt durch die verfehlte Beute, setzte nun hitzig den neuntausend Sachsen nach, welche der General Schulenburg anführte, und hoffte sie gänzlich zu vernichten. Schulenburg, der auf seinem Wege keinen einzigen festen Platz vorfand, machte elf Tage lang einen bewundernswürdigen Rückzug nach der Schlesischen Grenze hin; und als ihn der König bei Punitz, einige Meilen von der Oder, am 7. November (1704) doch ereilte, stellte er seinen kleinen Haufen so geschickt in Schlachtordnung, daß die Reiterei ihm fast nichts anhaben konnte. Von vier Uhr Nachmittags bis an den Abend währte die Schlacht, ohne daß die Schweden sich eines Vortheils rühmen konnten, und während der Nacht zogen sich die Sachsen unter der Begünstigung eines dichten Waldes so schlau an die Oder und uber diesen Fluß zurück, daß Karl am Morgen verwundert und beschämt ausrief: „Diesmal hat uns Schulenburg besiegt!" Er ging nun langsam zuruck, und legte seine abgematteten

Truppen in Großpolen längs der Schleſiſchen Grenze hin in die Winterquartiere.

---

4. Peter in Ingermanland.
(1701—1704.)

Die vier Jahre, welche Karl XII. eben ſo halsſtarrig als unüberlegt damit hinbrachte, Auguſt von Polen zu verfolgen und zu entthronen, benutzte ſein mächtigſter Feind, der Zar Peter, ihm die Länder an der Küſte der Oſtſee wegzunehmen, die er eben zu beſitzen gewünſcht hatte, Ingermanland und einen Theil von Livland und Eſthland. Karl erleichterte ihm die Erreichung dieſer Abſicht, denn während er ſeine beſten Kräfte zu unnützen Zügen durch Polen verwandte, hatte er zur Beſchützung jener wichtigen Provinzen, die Miliz inbegriffen, höchſtens zwölf tauſend Mann zurückgelaſſen *). So konnte Peter ein Schwediſches Geſchwader auf dem Peipusſee vernichten, Dorpat und Narwa erobern und Reval einſchließen. Sicher, daß Karl ihn ſo bald nicht ſtören werde, hatte er ſich beſonders Ingermanland ſo zugeeignet, als ſey es gar nicht möglich, ihn je wieder daraus zu vertreiben. Er befeſtigte das am Ende des Ladogaſees gelegene Nöteburg, das er am 22. October 1702 mit vieler Mühe erobert hatte, noch viel ſtärker, und nannte es mit einem paſſenden Namen Schlüſſelburg; 1703 bezwang er Nienſchanz, eine Meile vom Finniſchen Meerbuſen; und nun beſaß er, was er längſt gewünſcht, einen freien und bequemen Handelsplatz am Ausfluſſe der Newa. Mit der größten Zuverſicht, und ohne ſich die Landſchaft erſt durch Verträge mit ihrem bisherigen Beſitzer zu ſichern, ſo furchtbar dieſer auch war, machte er ſogleich Anſtalt, eine Stadt an dieſem Orte erbauen zu laſſen. Ein ungeheures Werk, da der Boden durchaus moraſtig war, und erſt durch aufgetragene Erde befeſtigt und erhöht werden mußte. Indeß die Ruſſiſche Leibeigenſchaft gewährte Arbeiter in Menge. Auf zweihundert Meilen weit wurden die Menſchen zuſammengeholt. Sie kamen meiſt in Bettlerslumpen, und in dieſen trugen ſie auch die Erde herbei, denn man hatte weder Schubkarren noch Spaten. Am erſten Pfingſttage (27. Mai) 1703 ward der Grundſtein zu der neuen Stadt, dem jetzigen St. Peters-

*) Lundblad, a. a. O. S. 118.

burg, gelegt, und zwar zuerſt zu der Hütte, die der Zar ſelbſt bewohnen, und von welcher aus er die Arbeiter und die in der Newa ankommenden Schiffe, ſeine größte Freude, überſehen wollte. Hunderttauſende von Leibeigenen arbeiteten nun Tag und Nacht. Viele ſtarben in Folge der übermäßigen Anſtrengung, der elenden Nahrung und der ungeſunden Luft; aber die Abgegangenen wurden immer wieder durch neue erſetzt, und ſelbſt Kalmücken und Tataren wurden herbeigetrieben. Bei ſolchem Eifer kam man denn mit den Feſtungswerken in unglaublich kurzer Zeit zu Stande, und auch der Bau der Häuſer rückte ſchnell fort, da man anfangs nur hölzerne baute. Schon im zweiten Jahre konnte die neue Stadt bewohnt werden, und damit dieß wirklich geſchähe, erhielten viele Edelleute, Kaufleute und Handwerker aus Moscau und anderen Städten die ſtrengſten Befehle, mit ihren Familien nach Petersburg zu ziehen. Die Meiſten kamen ſehr ungern und nur aus Furcht vor Peters Zorn, denn der Aufenthalt in jenen Moräſten war weder angenehm noch ſicher. Mehr als einmal, noch bei Peters Lebzeiten, war die Stadt in Gefahr, vom Meere weggeſchwemmt oder vom Feuer, das an den fortlaufenden Schindeldächern unerſchöpfliche Nahrung fand, von einem Thore zum andern verzehrt zu werden. Erſt die fortgeſetzte Pflege der Nachfolger Peters hat ſie zu dem ſchönen und prachtvollen Wohnorte gemacht, der ſie jetzt iſt. Welche Freude für den Urheber dieſes großen Werks, als das erſte Holländiſche Schiff in die Newa einfuhr, um den Bewohnern der neuen Stadt ſeine Ladung anzubieten! Die Schweden hatten ſich zwar bemüht, den Bau von Zeit zu Zeit zu ſtören, allein da ſie immer nur in geringer Anzahl kamen, wurden ſie glücklich zurückgeſchlagen. Um aber ſeiner künftigen Reſidenz außer Schlüſſelburg noch eine Vormauer zu geben, ließ Peter auf der nahen Inſel Retuſari die Feſtung Kronſtadt erbauen (1704), womit man, bei der Menge von Arbeitern, gleichfalls ungemein ſchnell zu Stande kam.

Für die Eröffnung neuer Erwerbsquellen in ſeinem barbariſchen Lande war Peter auch in dieſen Jahren fortgeſetzt thätig. Er ließ Schäfer und Schafe aus Polen kommen, die Ruſſiſche Schafzucht zu veredeln; er errichtete Leinwandmanufacturen und Papiermühlen, verſchrieb Büchſenſchmiede und Stückgießer aus Deutſchland, ließ die Sibiriſchen Bergwerke anbauen, und einen Canal graben, der zum Beſten des Handels die Wolga und den Don verbinden ſollte.

Merkwürdig iſt es, daß dieſer Fürſt, der ein ſo entſchiedenes Herrſchertalent und ſo vielen perſönlichen Muth beſaß, doch des kriegeriſchen

Genius ermangelte. Auch wenn er die Feldzüge in Livland und Eſthland mitmachte, überließ er den Oberbefehl doch immer anderen Feldherren, gewöhnlich dem Fürſten Menzikow oder dem General Scheremetew. Als der Letztere am 26. Juli 1705 bei Gemaurthof in Curland von dem Schwediſchen General Löwenhaupt geſchlagen ward, die Sieger jedoch nach dem Verhältniß der gegenſeitigen Stärke eben ſo viele Leute verloren, betrachtete Peter dieſen letztern Umſtand ſchon als einen Vortheil, denn, ſagte er: „Ich kann immer zwei oder drei Mann gegen einen Schweden entbehren.“

5. Karls Züge nach Litthauen und Volhynien.

Das Jahr 1705 verging Karln größtentheils unter verdrüßlichen Streitigkeiten mit den Polniſchen Großen und der Geiſtlichkeit. Er wollte vor allen Dingen Stanislaus gekrönt wiſſen, um dann mit ihm und der Republik Polen ein öffentliches Bündniß zum Angriff Rußlands ſchließen zu können. Aber die Sächſiſche Partei wußte der Sache neue Schwierigkeiten in den Weg zu legen, und erſt am 5. October 1705 kam die Krönung zu Stande. Der Primas entzog ſich derſelben und ſo mußte der Biſchof von Lemberg ſie verrichten. Der einzige vielleicht, der eine wahre und große Freude darüber empfand, war Karl. Der Gekrönte ſelbſt ſchien eine Ahnung davon zu haben, daß er dieſe aufgezwungene Krone nicht lange tragen werde. Sein Gegner Auguſt war noch lange nicht erſchöpft, und am Ende des Jahres kam Peter mit einem ſtarken Ruſſiſchen Heer nach Grodno in Litthauen, und beſprach ſich daſelbſt mit Auguſt über den nächſten Feldzug. Ein Aufruhr, der zu Aſtrachan ausgebrochen war, rief den Zar in das Innere ſeiner Staaten, doch ließ er den größten Theil des mitgebrachten Heeres zurück.

Mitten im Winter (11. Jan. 1706) brach Karl plötzlich aus ſeinem Quartiere auf, und wandte ſich nach Litthauen, um die Feinde mit dem ganzen Heere zu überfallen. Weder Schnee noch Eis konnten ſeine Schritte hemmen; wer unterwegs erſtarrte, blieb liegen. Nächte hindurch mußten die Schweden im fürchterlichſten Froſte unter freiem Himmel bleiben. Viele ſtarben, aber Karl drang immer weiter vor, und ſchloß die Ruſſen ein, die ſich in Grodno geworfen hatten; doch erkannte er, daß ſie nicht mehr die von Narwa ſeyen, und wagte kei-

nen Sturm, ſondern nahm eine Stellung zwiſchen Wilna und Grodno, wodurch er beide Städte zugleich bedrohte.

Auguſt verließ Grodno, um ſeine von Schleſien her auf dem Marſch begriffenen Truppen an ſich zu ziehen, und in Verbindung mit ihnen den in Großpolen ſtehenden Schwediſchen General Rhenſkjöld zu vertreiben, aber Rhenſkjöld griff vor Auguſts Ankunft Schulenburg, der jenes Heer herbeiführte, am 13. Februar bei Frauſtadt mit ſolchem Erfolge an, daß er es faſt ganz vernichtete. Schulenburgs Feldherrnkunſt, ſeine wohlgewählte Stellung, ſein zahlreiches Geſchütz blieben unnütz durch die Feigheit, mit welcher die Sachſen, von einem paniſchen Schrecken ergriffen, ſich lieber von den Schweden niederhauen ließen, als daß ſie ſich ihrer Waffen zum Widerſtande bedienten *). Auf die Nachricht von dieſem neuen Unglück zog Auguſt nach Krakau.

Die Ruſſen in Grodno geriethen indeß aus Mangel an Lebensmitteln in das größte Elend, und zuletzt, nachdem ſie eine Menge Leichen in den vorüberfließenden Strom geworfen, und ihr ſchweres Geſchütz nebſt vielem Pulver und Kugeln verſenkt hatten, brachen ſie unter ihrem Anführer Ogilvy auf, und zogen ſich nach Volhynien. Dieſe Noth genügte ihrem Feinde noch nicht. Auch er litt von Hunger und Froſt, und wollte ſo viel Menſchen nicht umſonſt auf ſeinem gewaltſamen Marſche eingebüßt haben. So zog er denn den Ruſſen nach, um ſie ganz zu vernichten. Aber das mitleidigere Schickſal gönnte ihm dieſe Rache nicht. Die moraſtigen Wege, vom Thauwetter aufgelöſt, verſchlangen faſt Pferde und Wagen. Die erſten fielen unter entſetzlichen Prügeln nicht ſelten todt nieder, die anderen mußten oft mit Winden aus dem Schlamm gehoben werden. Karl ſelber, um ſeine Schweden aufzumuntern, wadete oft tagelang bis an die Knie, ja zuweilen bis unter die Arme im Waſſer, ſchlief wenig und aß ſchwarzes Brot. Hin und wieder erreichte man eine Abtheilung müder Ruſſen, die man bald tödtete, bald gefangen nahm. Bei Sielce fand man unter den Verwundeten einen Hauptmann, von Geburt einen Franzoſen, der mit dem Tode rang. Karl fragte ihn Einiges über das Ruſſiſche Heer. Jener wollte darauf wiſſen, ob ſich der König von Schweden bei dem letzten Scharmützel befunden habe, und ſagte, er wolle gern ſterben, wenn er dieſen berühmten Helden vorher noch ſehen könnte! — „Ich bins," ſagte Karl, und reichte ihm die Hand. Und wie mit verklär-

*) Lundblad, a. a. O. S. 342.

tem Geſichte ſprach der Sterbende: „Seit Jahren habe ich gewünſcht, Ew. Majeſtät zu dienen, allein mein Unſtern hat mich immer gezwungen, gegen einen ſo edlen Herrn zu ſtreiten. Jetzt kann ich nichts mehr ſprechen, als daß Gott Ew. Majeſtät in allen Ihren Unternehmungen mit Glück ſegnen wolle.“ Gerührt ließ Karl ihn in das nächſte Dorf bringen, und, da er nach wenigen Stunden ſtarb, anſtändig begraben.

Bis in Volhynien drang der König vor, und hier gönnte er ſeinen entkräfteten Truppen einen Monat Ruhe. Verödete Felder und niedergebrannte Dörfer verriethen, daß die Ruſſen vorher hier geweſen waren. Karls Zug in Litthauen und Volhynien hatte die Folge, daß der größte Theil des Adels in dieſen Theilen des Polniſchen Reiches Stanislaus als König anerkannte; nun gab er Befehl, umzukehren (Juli 1706), ging über den Bug und die Weichſel, und vereinigte ſich bei Strykow mit Rhenſkjöld. Aus allen ſeinen Vorkehrungen ſchloſſen ſeine Freunde, daß er, nach ſeinem langen Umherziehen in Polen ohne berechneten Zuſammenhang und feſten Plan, jetzt den Vorſatz haben möchte, Auguſt in Sachſen, alſo innerhalb des Deutſchen Reiches, anzugreifen.

6. Karl XII. in Sachſen.

(1706—1707.)

Wirklich war dieß des Königs Plan, welchen er nun, nach der Vereinigung mit dem Rhenſkjöldſchen Corps, ſeinen Generalen mittheilte. Nur im Herzen von Auguſts Erbſtaaten glaubte er dieſen zur Entſagung der Polniſchen Krone und zum unverſtellten Frieden zwingen zu können. Da es ſehr gefährlich war, ihm in einer wichtigen Angelegenheit zu widerſprechen, ſo verſuchte es der Graf Piper wiederum, ihm ſchriftlich ſeine Bedenklichkeiten über ein ſo gewagtes Unternehmen vorzulegen, aber Karl erklärte ganz kurz, es ſey einmal beſchloſſen. Und ſo ward der Marſch auf der Stelle angetreten. General Marderfelt blieb mit einem Heerhaufen zur Bedeckung Polens zurück, und Karl ging mit der Hauptmacht über Rawicz und Herrnſtadt nach Schleſien. Der König Stanislaus mußte ihn begleiten. Den 31. September ward die Oder überſchritten. In Schleſien erhielt Karl eine Geſandtſchaft vom Kaiſer, der ſich beſchwerte, daß man ſich ſo ohne Anfrage den Durchmarſch durch ſeine Staaten erlaube. Die Antwort war, was

man den Sachsen Jahre lang zugestanden habe, werde ihm ja wohl ein Mal verstattet seyn.

Als er sich der Oberlausitz näherte, ergriff ein allgemeines Schrecken die Einwohner. Ganze Dörfer fand man verlassen, weil die Bewohner sich mit ihrer Habe in die Städte geflüchtet hatten. Die königliche Familie floh ins Ausland, die Kostbarkeiten Dresdens rettete man auf den Königstein. Karl ließ eine Erklärung ausgehen, worin er den Einwohnern volle Sicherheit versprach, wenn sie sich ruhig verhielten und die verlangte Kriegssteuer regelmäßig entrichteten. In der That war auch seine Mannszucht musterhaft. In bester Ordnung rückte er über Radeberg nach Meißen, gab der Stadt Leipzig auf ihr Ansuchen einen Schutzbrief für die nahe Michaelismesse und zog dann über Grimma, Naunhof u. s. w. nach Altranstädt. Hier blieb er mit einem Theile des Heeres, während der General Meyerfeld mit dem andern in der Nähe von Dresden stand. Dieß beschleunigte den Frieden. Karl verlangte, daß August für sich und seine Nachkommen auf den Polnischen Thron verzichten, Stanislaus anerkennen, allen Bündnissen gegen Schweden, besonders mit Rußland entsagen, die Brüder Sobieski freilassen, und alle Schwedische Überläufer, namentlich Patkul, den die Sächsischen Minister, obgleich er Russischer Gesandter war, hatten gefangen setzen lassen, ausliefern solle. So schmerzlich die erste Forderung war, so mußte sie doch endlich bewilligt werden, weil Karl davon nicht abging, und so ward denn von den Gesandten, welche sehr weitläufige Vollmachten hatten, der Friede zu Altranstädt abgeschlossen (24. Sept.).

August war in Polen, als ihm der Vertrag zur Ratification vorgelegt ward. In nicht geringerer Furcht vor seinem Bundesgenossen Peter, als vor seinem Feinde Karl, nahm er den Schein an, als sey er weit entfernt von einem Friedensschlusse, und ging in seiner Zweideutigkeit so weit, nachdem er schon Blanquets, die Ratification darauf zu schreiben, ausgestellt hatte, in einem zu Warschau am 19. November 1706 erlassenen Manifeste zu erklären, daß er niemals abdanken werde, vielmehr für die Polnische Republik Blut und Leben aufopfern wolle *). Indeß war Marderfeld von den Russen mit Sächsischer Hülfe am 29. October bei Kalisch gänzlich geschlagen und gezwungen worden, sich mit dem Reste seiner Mannschaft zu ergeben. Es kostete große Mühe

*) Böttiger, Geschichte von Sachsen, Bd. II. S. 244.

Karln, welcher in diesem Vorfall einen Beweis von Augusts Treulosigkeit zu sehen glaubte, wieder zu besänftigen.

Karl machte nun den Frieden öffentlich bekannt, und August blieb nichts übrig, als sogleich von Warschau nach Sachsen zu gehen. Er besuchte Karl in seinem Hauptquartier Günthersdorf bei Altranstädt, in der Hoffnung, ihm durch persönliches Zureden mildere Bedingungen abzugewinnen (17. Dec.). Beide Könige blieben einen ganzen Tag beisammen und betrugen sich gegen einander mit großer Höflichkeit, auch stattete Karl jenem drei Tage nachher einen Gegenbesuch in Leipzig ab, allein von den einmal unterschriebenen Friedensartikeln nahm er nicht das Geringste zurück. Und während der über den Frieden höchst erbitterte Peter nach Marderfelds Vernichtung in Polen den Meister spielte, wußte Karl immer neue Vorwände zu finden, um die folgende Ernte noch in Sachsen abzuwarten, so daß die Schweden ein volles Jahr auf Kosten der Sachsen lebten: eine harte Plage, wiewohl Karl fortfuhr, jeden Unfug seiner Soldaten aufs strengste — meistens mit dem Tode — zu bestrafen *). Daß er übrigens seinen Aufenthalt in Sachsen aus einem alten Groll gegen August muthwillig verlängert habe, kann nicht geläugnet werden **). Man rechnete, daß dieser Besuch dem Kurfürstenthum drei und zwanzig Millionen an Geld und Naturallieferungen und 24,000 gewaltsam ausgehobene Rekruten gekostet habe.

Wie Karl nach seiner Gewohnheit täglich einige Stunden spaziren

---

*) Ein Grenadier, der von einem Bauer angeklagt ward, ihm sein Essen weggenommen zu haben, sagte mit drolliger Kühnheit: „Was ist denn ein Huhn! Ew. Majestät haben ja seinem Herrn ein Königreich weggenommen." Vermuthlich fand Karl in diesen Worten mehr Schmeichelndes als Beleidigendes, denn er schenkte dem Bauer einige Ducaten, und sagte zum Grenadier: „Wenn ich dem Kurfürsten sein Königreich genommen habe, so mußt du bedenken, mein Freund, daß ich es nicht für mich genommen habe."

**) Karl war hart genug, Stanislaus zu nöthigen, Augusten seine Thronbesteigung kund zu thun, und Augusten, jenem dazu Glück zu wünschen. Der Brief Augusts (aus Dresden, vom 8. April 1707) lautet folgendermaßen: „Mein Herr und Bruder. Wir haben es nicht für nothwendig gehalten, uns mit Ew. Majestät in einen besondern Briefwechsel einzulassen. Um aber Sr. Schwedischen Majestät gefällig zu seyn, gratuliren wir hiermit Ew. Majestät zu Ihrer Thronbesteigung, und wünschen, daß Sie in Ihrem Vaterlande getreuere Unterthanen finden mögen, als wir verlassen haben. Die ganze Welt wird so gerecht seyn, einzusehen, daß wir für alle unsere Wohlthaten mit Undank belohnt worden, und daß unsere mehrsten Unterthanen nur auf die Beförderung unseres Ruins bedacht gewesen sind. Wir wünschen, daß Sie nicht gleiche Unfälle treffen mögen, und empfehlen Sie dem Schutze des Allmächtigen. Ew. Maj. ꝛc."

zu reiten pflegte, so ritt er eines Tages auch einmal von seinem Hauptquartier aus nach dem nahen Lützen, wo sein großer Vorgänger gefallen war. Er ließ sich die Stelle zeigen, und sagte gerührt: „Ich habe mich bemüht zu leben wie er, vielleicht schenkt mir Gott einst auch einen so schönen Tod."

Wohl zufrieden mit der Demüthigung dieses zweiten Feindes dachte er nun endlich an den Aufbruch (22. Aug. 1707), um dem dritten entgegen zu gehen. Der Rückmarsch ging wieder über Grimma nach Meißen. Im Dorfe Oberau ward am 7. September angehalten. Karl machte nach seiner Gewohnheit mit etwa acht Begleitern einen Mittagsritt, und, wie zufällig, auf der Straße nach Dresden. Er schien in Gedanken, bis ihm Einer die Thürme der Hauptstadt zeigte. „Ei! sagte er, weil wir so nahe sind, wollen wir hinein reiten." Betroffen folgten die anderen. Am Thore gab er sich für einen Trabanten des Königs von Schweden aus, aber er ward sogleich mit den Uebrigen auf die Hauptwache geführt. Hier erkannte ihn der Graf Flemming, und führte ihn auf das Schloß. August eilte ihm bestürzt im Schlafrocke auf der Treppe entgegen, und umarmte den unerwarteten Gast, der sich der kurfürstlichen Familie vorstellen ließ, eine halbe Stunde bei ihr blieb, und dann mit August einen Ritt durch die vornehmsten Straßen der Stadt machte, unter einem ungeheuren Zulauf des neugierigen Volks, dessen Staunen dem fünf und zwanzigjährigen Helden wohl ein geheimes Vergnügen machte. Als sie am Thore waren, wurden die Kanonen auf den Wällen dreimal gelöst, und hierauf begleitete ihn August noch eine halbe Meile weit außerhalb der Stadt. Seine Generale, die über diesen Jugendstreich in nicht geringer Sorge gewesen waren, freuten sich herzlich, ihn so glücklich wiederkehren zu sehen.

Während seines Aufenthalts in Deutschland hatten sich die Schlesischen Protestanten, welche trotz des Westphälischen Friedens manche Bedrückung erlitten, dringend an ihn gewandt, daß er ihnen eine freiere Uebung ihres Gottesdienstes verschaffen möchte. Ein alter Landmann in Schlesien hatte sich sogar persönlich an ihn gedrängt, und ihn nicht eher losgelassen, als bis ihm der König die Hand darauf gegeben hatte. Kaiser Joseph I., der damals mit dem Spanischen Erbfolgekriege überflüssig beschäftigt war, gewährte gern das Gesuch, und gab die eingezogenen Kirchen heraus. Als einige Zeit darauf der päpstliche Nuntius ihn deshalb tadelte, antwortete er, er sey noch glücklich, daß der König von Schweden nicht auch seinen Uebertritt zum Lutherthum

begehrt habe, denn er wiſſe nicht, was er alsdann gethan haben würde.

Auf dem Rückmarſche durch Schleſien erntete nun Karl die ſchönſten Früchte der Dankbarkeit für ſeine Verwendung ein. Auf den Knien riefen ihm die erleichterten Bürger und Bauern ihren Dank entgegen. Am 17. September ging er wieder über die Oder, und bald darauf gab er ſeinen Soldaten bei Poſen eine Ruhe von ſieben Wochen, während welcher der unglückliche Patkul (deſſen Auslieferung Auguſts charakterloſe Schwäche bezeugt und ſeine Miniſter mit Schande brandmarkt) zu Kaſimir auf kannibaliſche Weiſe hingerichtet ward *).

7. Karl XII. in Rußland.

(1708—1709.)

Jetzt endlich gedachte ſich der bisher unüberwundene Karl mit ganzer Macht auf ſeinen letzten und mächtigſten Feind, den Zar Peter, zu werfen. Was er eigentlich mit dieſem und ſeinem ungeheuren Reiche machen ſolle, wußte er lange nicht. Einmal eröffnete er ſeinem Freunde Piper im Vertrauen, er möchte am liebſten den Zar zu einem Zweikampfe, der Alles auf einmal entſchiede, herausfordern, und zwar müßten die Bedingungen deſſelben vorher auf das beſtimmteſte ſchriftlich aufgeſetzt, und ihre Erfüllung von auswärtigen Mächten verbürgt werden. Der Graf ſtellte ihm dagegen vor, daß Peter vielleicht die Ausforderung nicht annehmen, und, wie ſchon öfter geſchehen ſey, den ganzen Einfall ins Lächerliche kehren möchte, und ſo unterblieb die Sache.

Im Anfange des Jahres 1708 ward über die Weichſel geſetzt, und auf die Nachricht, daß Peter ſelbſt ſich in Grodno befinde, in der rau-

*) Schon im Lager bei Altranſtädt hatte er drei Monate in Ketten an einen Pfahl geſchloſſen ſtehen müſſen. Jetzt lautete das Urtheil des Kriegsgerichts, daß er als Landesverräther gerädert werden ſolle. Zum Unglück hatte man zu dieſem ſchauderhaften Geſchäfte einen ungeſchickten Menſchen, und dieſer ein leichtes, unbeſchlagenes Bauernrad genommen. Nach funfzehn langſamen Schlägen auf Arme und Beine und zweien auf die Bruſt mußte Patkul, weil er noch immer lebte, losgebunden und umgekehrt werden. Kopf ab! Kopf ab! ſtöhnte er bittend, und da der fühlloſe Menſch noch immer zögerte, ſo kroch der Arme auf ſeinen zerſchlagenen Gliedern ſelbſt heran, und legte das Haupt auf den Block. Aber auch dieß fiel erſt auf den vierten Hieb.

heſten Jahreszeit dorthin vorgerückt. Die Polniſchen Bauern waren auf die Schweden ſo erbittert, daß ſie in den Gebüſchen verſteckt auf die Vorübergehenden ſchoſſen, und dafür machten dieſe wieder auf ſie, wie auf wilde Thiere, Jagd. Wenn ſie zuweilen einen ganzen Schwarm auf einmal fingen, ſo mußte einer den andern, und der letzte ſich ſelbſt aufhängen. Die Ruſſiſchen Vorpoſten flohen überall, wo ſich die Schweden nur zeigten, und ſelbſt in Grodno machte die unerwartete Nachricht von ihrer ſchnellen Ankunft einen ſolchen Eindruck, daß das ganze Ruſſiſche Heer ſich zurückzog (16. Febr.), und Peter ſelbſt nach Petersburg eilte. Karl zog bis in die Gegend von Wilna, und ließ dort ſein Heer einen Monat verweilen, dann als alle Vorräthe, die Wilna liefern konnte, aufgezehrt waren, ging er nach Radoszkowicze unweit Minsk, wo er beinahe ein Vierteljahr verweilte. Im Juni brach er wieder auf, und ging mit ſeiner ganzen Macht über die Berezina. Moräſte und ausgetretene Flüſſe ſchienen das weitere Vordringen unmöglich zu machen; aber Karl ſprang ſelbſt da, wo man ſich allenfalls mit Pontons hätte helfen können, immer zuerſt bis an die Bruſt ins Waſſer, um ſeinen Leuten das Beiſpiel zu geben. Die Ruſſen konnten es oftmals nicht glauben, daß die Wege gangbar wären, welche die Schweden wirklich zurückgelegt hatten. Am 13. Juli erreichte man endlich den General Scheremetew, der ſich bei der Stadt Holowczin am Fluſſe Bibitſch aufs beſte verſchanzt, und vor ſich den Fluß und Moräſte hatte. Karl ſtellte ſpät am Abend ſein Heer in Schlachtordnung, und am andern Morgen, früh um drei Uhr, gab er das Zeichen zum Angriff. Da auf einmal ſahen die Ruſſen, was ſie nimmermehr erwartet hatten, den König von Schweden in den Fluß ſpringen, und einen Haufen Soldaten ihm nach, Mäntel und Flinten über den Kopf haltend; dann alle aus dem Fluß in die Moräſte waten und hierauf dem fürchterlichſten Kanonenfeuer entgegen gehen. Sieben Angriffe der tapferen Schweden wurden zurückgetrieben, und mancher fiel wehrlos, denn Vielen war beim Durchwaten des Fluſſes Gewehr und Patrontaſche naß geworden; aber endlich krönte der Sieg doch die Beharrlichkeit, und die Ruſſen flohen. Karl verfolgte ſie bis Mohilew, ruhte dort einige Wochen, und ſetzte dann auf Schiffbrücken über den Dnieper. Jetzt ſtand er auf Ruſſiſchem Grund und Boden, in der Nähe von Smolensk, aber er hatte ſich vorher ſo wenig einen Plan entworfen, daß er ſeinen Generalquartiermeiſter fragte, was er nun thun

ſolle *). Die Meinungen waren getheilt. Auf dem Marſche nach Moskau ließen ſich unſägliche Schwierigkeiten vorherſehen, indeß wäre Karl doch auf dieſe Weiſe in das Herz Rußlands eingedrungen, und ein glücklicher Erfolg hätte ihn hier mit einem Schlage an das Ziel ſeiner Wünſche führen können; aber zu ſeinem Unglück ließ er ſich verleiten, auf den Vorſchlag eines alten ehrſüchtigen Mannes einzugehen, der ihn mit eitlen Hoffnungen blendete, und ihn bewog, einen Weg einzuſchlagen, der ihn von ſeinen Hülfsquellen noch viel weiter entfernte, und den Ausgang des ohnehin ſo ſchwierigen Unternehmens noch viel ungewiſſer und bedenklicher machte.

Dieſer Mann war der vierundſechzigjährige Hetman der Koſaken, Mazeppa, ein Mann von Geiſt und Feuer und ſeltener Ueberredungsgabe. Er war bisher dem Zar zinsbar geweſen, wünſchte ſich aber jetzt im unbeſchränkten Beſitz ſeines Gebiets, der Ukraine, zu ſehen, und hoffte, dieß am beſten durch Karls XII. Hülfe auszuführen. Im Vertrauen auf die Kriegsluſt und die Anhänglichkeit ſeiner Koſaken an ihn, hatte er ſich ſchon früher an Stanislaus gewandt; jetzt bot er dem Könige Karl eine Hülfe von 30,000 Mann und Lebensmittel in Ueberfluß für ſeine Truppen an, wenn er, anſtatt gerade nach Moskau zu gehen, den Umweg durch die Ukraine machen, und dort ſich mit ihm vereinigen wolle. Dieſer Vorſchlag mißfiel allen Einſichtsvollen; aber je dringender beſonders der Graf Piper den König davon abzubringen ſuchte, deſto hartnäckiger beſtand dieſer darauf. Der General Löwenhaupt, der in Livland ſtand, hatte Befehl erhalten, mit 11,000 Mann zu ihm zu ſtoßen, und ihm ſo viele Lebensmittel und Kleidungsſtücke als möglich zuzuführen. Mit Verwunderung ſah nun der Zar die Schweden nach der Ukraine ziehen. Ungeheure Waldungen und wüſte Steppen, durch welche oft erſt Wege gebahnt werden mußten, und in denen man weder bewohnte Oerter noch Lebensmittel fand, machten jetzt auch die Unverdroſſenſten ungeduldig, und keiner war vielleicht im ganzen Heere, außer Karl, der ſich nicht herzlich wieder nach der Heimath zurückſehnte. Man kannte die Gegend nicht, die Wege wurden immer abſcheulicher. Menſchen und Vieh erlagen den ungeheuren Beſchwerden, und eine Menge Kanonen mußte man in den Moräſten ſtecken laſſen. Die beſtändige Näſſe und die mangelhafte Bekleidung der Soldaten erzeugten Durchfälle und andere

*) Rühs, Geſchichte Schwedens, Th. V. S. 497.

Krankheiten, und weder Löwenhaupt noch Mazeppa ließen ſich ſehen. Endlich am 23. October erſchien der Erſtere, aber von ſeinen 11,000 Mann hatte er kaum noch 6000, und von den tauſend Wagen, die er dem Könige hatte zuführen wollen, nicht einen einzigen mehr. Ein weit überlegenes Ruſſiſches Heer hatte ihn, bald nach ſeinem Uebergang über den Dnieper, ſechsmal in drei Tagen wüthend angegriffen, und ihn endlich, nachdem er ſich ſeines Namens würdig mit bewundernswerther Tapferkeit durchgeſchlagen hatte, gezwungen, ſein ganzes Gepäck in Brand zu ſtecken, und ſiebzehn Kanonen zurückzulaſſen.

Mazeppa erſchien in nicht viel beſſeren Umſtänden. Auch er brachte ſtatt der verſprochenen 30,000 Koſaken nur 5000, und weder Lebensmittel noch Geld mit. Die ſchreckende Nachricht, daß der Zar mit einem furchtbaren Heere im Anzuge ſey, hatte alle ſeine Verſuche, das Volk aufzuwiegeln, fruchtlos gemacht. Aber eben weil alle Officiere Karls ſich jetzt zornig über Mazeppa äußerten, gefiel es ihm, der immer ſeinen eigenen Sinn behaupten wollte, ſich ganz ruhig zu zeigen und dem Mazeppa nicht ein unfreundliches Wort zu ſagen. Man ſtand jetzt bei Nowgorod Sewerskoi am Desnafluſſe, und von hier brach man am 15. November auf, um tiefer in die Ukraine hinein zu gehen. Unter unaufhörlichen Beunruhigungen der Ruſſen, deren Heerhaufen den Schweden immer zur Seite ſtreiften, und von denen der König ſelbſt beinahe gefangen worden wäre, kam man am 22. November in Baturin, Mazeppas Wohnort, an. Statt deſſen fand man nichts mehr als einen Aſchenhaufen. Der Ruſſiſche Fürſt Menzikow war fünf Tage vorher hier geweſen, hatte die Stadt niedergebrannt, des Hetmans Bildniß an den Galgen gehängt, und einen andern Hetman ernannt. Jetzt trat eine ungeheure Kälte ein, die den Winter 170⅞ berühmt gemacht hat. Dennoch brach Karl, der faſt nichts zu leben hatte und keine Zeit verlieren wollte, im ſtrengſten Froſte auf, und ging über Schnee und Eis nach Hadziacz und Weprik. Die Reiter mußten abſitzen, wenn ſie nicht erfrieren wollten. Das Fußvolk zog ſtets in vollem Laufen fort. Dennoch erſtarrten einigen Tauſenden Hände und Füße, und auf den Poſten fand man täglich Erfrorne. Und unter ſolchen Umſtänden mußte man ſich mit dem Feinde ſchlagen. Von dem Eiſe auf den Wällen von Weprik prallten alle Kugeln ab, und erſchlugen die dieſſeits ſtehenden Schweden. Die Eroberung dieſes Orts koſtete gegen funfzehnhundert Mann, jetzt ein bedeutender Verluſt, da das ganze Heer kaum noch 28,000 betrug,

und man mitten in Feindes Land und von lauter Feinden umringt war. Doch wäre es noch Zeit geweſen zu entrinnen und nach Polen zurückzugehen; auch beſchworen Piper und Mazeppa den König, es zu thun, aber Karls unbeugſamer Starrſinn ließ ihn auf dieſe Warnungsſtimmen nicht hören; er wollte eher Alles wagen, als etwas thun, was einer Furcht oder einer Flucht ähnlich ſähe. Vorwärts alſo war ſein ſtetes Streben; erſt müſſe man, meinte er, die Ruſſen aus der Ukraine treiben, und ſich in der Hauptſtadt Pultawa feſtſetzen, dann könne man noch immer thun, was man wolle.

Mit jeder Raſt wurde der Zug beſchwerlicher. Dem harten Froſte folgte ein feuchtes Thauwetter, das die Wege faſt unbetretbar machte und die kleinſten Bäche zu Strömen anſchwellte. Dennoch wagte Karl ſogar einmal des Abends den Weg über einen überſchwemmten Damm. Da glitten viele Pferde und Menſchen hinab, und viele Wagen verſanken, ja andere, die man gar nicht durchzubringen hoffen konnte, mußten verbrannt werden. Das Schreien und Rufen der Verunglückten in der Dunkelheit war fürchterlich. Und für alle dieſe Beſchwerden keine Erholung, denn nirgends fand man ein Haus; Alles hatten die Ruſſen vorher abgebrannt. Schwarzes, verſchimmeltes Brot von Hafer und Gerſte war noch die letzte übrige Nahrung. Ein Soldat gab dem Könige ein Stück davon; dieſer aß es ganz, und ſagte mit ſeiner gewöhnlichen Ruhe: „Es iſt nicht gut, aber man kann es eſſen.“

In der Nähe von Pultawa verſchaffte Mazeppa von den befreundeten Koſaken beſſere Nahrung. Aber die Stadt war feſt, und hatte eine Ruſſiſche Beſatzung von 8000 Mann. Im April 1709 ließ Karl ſie förmlich belagern, aber vergeblich. Es fehlte an Leuten, alle Zugänge zu decken, auch hatte man nur noch achtzehn Kanonen übrig. Schon rückten die Ruſſen herbei, und warfen eine Verſtärkung in die Feſtung; ja ein Schwediſcher Heerhaufe, der die letztere hatte aufheben wollen, ward geſchlagen. Jetzt ward endlich auch die lange unterdrückte Ungeduld der Schweden laut. Die Towarſchen und Wallachen, treffliche Hülfstruppen aus Polen, deſertirten, und gingen zum Feinde über. Täglich griffen die Ruſſen an, und in einem dieſer Scharmützel (27. Juni 1709) ward Karl ſelbſt durch den Knöchel des linken Fußes ſo gefährlich geſchoſſen, daß wenigſtens eine ſehr lange Zeit erforderlich ſchien, ehe er wieder einen Stiefel würde anziehen können. Peter, der ſich jetzt perſönlich bei ſeinem Heere eingefunden hatte, wollte

die Bestürzung der Feinde und des Königs Ohnmacht nutzen, und rückte mit 65,000 Streitern an. Die Schlacht war unvermeidlich, und sie fiel entscheidend aus (8. Juli). Rhenskjöld führte die Schweden an, und Karl ließ sich von zwei Pferden in einer Sänfte umhertragen. Innerhalb zweier Stunden wurde der nie besiegte Held, das Schrecken dreier mächtiger Beherrscher, zum ärmsten Flüchtlinge gemacht, und ein Heer, gleich bewundernswerth wegen seines Thuns und Duldens, gänzlich vernichtet. Es fielen mehr als neuntausend Schweden und Kosaken. Das Vorderpferd vor Karls Sänfte ward erschossen; da ließ er sich von Trabanten tragen, aber bald darauf zerschmetterte ein Schuß auch die Stange des Tragsessels. Auch dem Zar drang eine Kugel durch den Hut, und eine andere durch den Rock. Endlich ward die Verwirrung allgemein. Rhenskjöld selbst, Piper, und der Prinz Maximilian Emanuel von Würtemberg wurden gefangen, das ganze Gepäck, und darunter die reiche Kriegskasse — sieben Millionen Sächsische Thaler — genommen. Nichts war mehr zu retten. Dem Könige half man auf ein Pferd; aber auch dieß Pferd ward unter ihm erschossen. Man holte ein anderes, und brachte ihn darauf glücklich bis zu einer Kalesche, in der er nun eiligst gegen den Dnieper hin floh. General Löwenhaupt sammelte den Rest des flüchtigen Heeres, gegen 16,000 Mann, ward aber von Menzikow mit eben so vielen frischen Reitern ereilt; und da er, auch wenn er gesiegt hätte, doch aus Mangel an Nahrung verloren gewesen wäre, so ergab er sich dem Feinde mit der Bedingung, daß das ganze Heer während der Gefangenschaft anständig behandelt und nach dem Friedensschlusse frei ausgeliefert werden solle. Leider dachte Peter nicht redlich genug, um dieß Versprechen zu halten. Keiner von diesen tapfern Kriegern sah sein Vaterland wieder; durch das ganze Russische Reich wurden sie zerstreut, und Viele starben in den Sibirischen Bergwerken, oder als Bettler auf den Landstraßen.

---

8. Karl XII. in der Türkei.

(1709—1714.)

Vom Dnieper eilte der flüchtige König an die Ufer des Bug, fünf schreckliche Tagereisen, denn es ging durch unbewohnte Wüsteneien in einer brennenden Sonnenhitze, ohne einen kühlenden Labetrunk, ja ohne einen Bissen Brots, denn alle Lebensmittel waren ausgegangen. Die

Begleiter des Königs ſchoſſen zwar eine Menge Rebhühner und wilder Schafe, und bereiteten ſie zu, ſo gut ſie konnten, aber was war das für ſo viel Hungernde? Man mußte Wurzeln und wilde Kirſchen zu Hülfe nehmen. Am 15. Julius kam man endlich am Bug, der damaligen Grenze des Ruſſiſchen und Türkiſchen Reiches, an. Die Türken ſtutzten beim Anblick einer ſo ſtarken Anzahl bewaffneter Reiter — es waren faſt zweitauſend —, und der Statthalter von Oczakow wollte erſt in Conſtantinopel anfragen, ob man ſie einlaſſen dürfe. Zum Glück war der Paſcha von Bender ein klügerer Mann, dem auch der Ruf von Karls XII. Thaten nicht verborgen geblieben war; und ſo erhielt dieſer denn die Erlaubniß zum Ueberſetzen eben zur höchſten Zeit, denn ſchon waren die nachſetzenden Kalmucken ſo nahe, daß ſie noch fünfhundert Schweden gefangen nahmen, die ſich aus Mangel an Fahrzeugen nicht ſchnell genug einſchiffen konnten. Bald darauf erſchien ein Aga an der Spitze eines Türkiſchen Reiterſchwarms, der dem Könige ein prächtiges Zelt, Lebensmittel, Wagen und andere Bequemlichkeiten überbrachte, und ſich anſchickte, ihn auf das ehrenvollſte nach Bender zu begleiten, wo ihn der Paſcha mit der ausgezeichnetſten Ehrerbietung empfing (1. October).

Es wäre Karln ein leichtes geweſen, durch Ungern und Deutſchland in ſeine Staaten zurückzukehren; aber der Gedanke, ſich nach großen Thaten ſeinen Unterthanen als ein Feldherr ohne Heer wiederzuzeigen, und in einer ſchimpflichen Vermummung durch halb Europa zu reiſen, das ihn bisher nur an der Spitze eines weltbeherrſchenden Heeres geſehen hatte, war ihm unerträglich. Ein einziger Weg ſchien ihm nur übrig zu ſeyn, mit Ehren zurückzukehren, nämlich durch eben dieſes Rußland, in dem er jetzt geſchlagen worden war, und zwar an der Spitze eines Türkiſchen Heeres, das von ihm ſiegen gelernt hätte.

Mit ſeiner gewöhnlichen Beharrlichkeit dieſen romanhaften Plan verfolgend, ſchrieb er von Bender aus an den Sultan Achmet III., erzählte ihm kurz ſein Unglück, zeigte ihm die Gefahr des Türkiſchen Reichs, wenn Rußland nicht mit vereinter Macht herabgedrückt würde, und forderte ihn auf, ein Trutzbündniß mit ihm zu ſchließen, und Petern ſogleich den Krieg zu erklären. Voll Ungeduld wartete er der Antwort, auf die ihn Achmet indeß ein halbes Jahr lang harren ließ. Doch ſah er wohl, daß dieß nicht aus Verachtung geſchehe, denn der Sultan ließ ihm koſtbare Geſchenke reichen, und ihm täglich fünfhundert Thaler und einen Ueberfluß an Lebensmitteln anweiſen, damit er,

wie es nachher in dem Schreiben hieß, als König leben könne. Ueber den vorgeschlagenen Krieg enthielt indessen dieses Schreiben so wenig Bestimmtes, daß jeder Andere, als der unbeugsame Karl, alle Hoffnung, hier jemals etwas zu erlangen, gewiß sogleich aufgegeben hätte. Er aber schickte den Polnischen Grafen Poniatowsky, den Vater des nachmaligen Königs von Polen, nach Constantinopel, um dort heimlich für ihn zu wirken; und dieser äußerst einnehmende, gewandte und kühne Mann eröffnete im Serail eine Reihe der feinsten Ränke. Durch List und Bestechungen drang er sogar bis zu der Sultanin Mutter vor, und wußte sie für sich einzunehmen. Juden, Verschnittene und Weiber mußten für ihn arbeiten. Durch geheime Wege wußte er es dahin zu bringen, daß zwei Großvesire, die nicht für Karl stimmten, nach einander abgesetzt und verwiesen wurden. Dennoch verzehrte sich der König vor Ungeduld, obgleich er seinen Gefährten beständig das heiterste Gesicht zeigte. Der Pascha von Bender hatte ihm in dieser Stadt ein artiges Haus einrichten lassen, aber Karl wollte schlechterdings als König etwas Außerordentliches haben, und schlug deshalb vor der Stadt ein Lager auf, dessen Zelte sich durch den Fleiß seiner Leute allmählig in Baracken verwandelten. Da sich nun so viel Schweden und Polen zu ihm fanden, daß die Anzahl aller sich auf achtzehnhundert Mann belief, so ward sein Lager fast zur Stadt und seine Begleitung zu einem kleinen Heere, das er auch wirklich alle Tage mit kriegerischer Strenge musterte. Die täglichen Betstunden wurden auch hier regelmäßig gehalten, zur großen Erbauung der staunenden Türken; außerdem spielte Karl Schach oder las, und ritt täglich drei Pferde müde. Um alles Mitleid — die peinigendste Empfindung für ihn — zu verhindern, suchte er jetzt in der Verachtung des Geldes den König zu zeigen. Er verschenkte große Summen, die er mühsam hatte aufborgen müssen, als ob es Kleinigkeiten wären, an die Janitscharen und an seine Leute, und ließ seine Freunde mit einer ausgezeichneten Pracht leben, wenn gleich er selbst seine einfache Lebensweise fortsetzte. Er war es nun einmal gewohnt, und wollte in keiner Lage das Vergnügen entbehren, durch das Außerordentliche seiner Natur die Welt in Verwunderung zu setzen.

In ganz Europa hatte unterdeß Karls unglückliches Schicksal Theilnahme und Rührung, bei seinen Feinden hingegen herzliche Freude erweckt. Schon im Januar 1709 hatte Peter ein Heer nach Polen ge-

ſandt; nach der Schlacht von Pultawa erklärte Auguſt den Altranſtädter Frieden für erzwungen, und daher für nichtig, und rückte an der Spitze von 13,000 Mann in das Königreich ein, aus welchem ihn die noch unbezwungenen Schwediſchen Waffen vertrieben hatten. Die meiſten Großen fielen ihm wieder zu, und verließen Stanislaus, dem nichts übrig blieb, als dem Schwediſchen General Kraſſow zu folgen, welcher Polen gänzlich räumte und nach Pommern zog. Der Zar kam ſelbſt nach Polen, und hielt am 7. October zu Thorn eine Zuſammenkunft mit Auguſt, wo beide Fürſten das getrennte Bündniß erneuerten. Daſſelbe war ſchon vorher zwiſchen Friedrich IV. von Dänemark und Auguſt geſchehen, als jener im Sommer dieſes Jahres auf der Rückkehr von einer Italieniſchen Reiſe in Dresden einſprach, und bald folgte auch ein neuer Vertrag zwiſchen Friedrich und dem Zar. Am 28. October erſchien die Kriegserklärung des erſtern wider Schweden, und vierzehn Tage darauf landete ein Däniſches Heer an der Küſte von Schonen. Aber noch war ſo viel von Karls Geiſt in ſeinen Schweden vorhanden, daß eine Landmiliz von 12,000 Mann faſt freiwillig aufſtand, und in Holzſchuhen, Schafpelzen und wollenen Jacken, wie es ein Jeder hatte, die Waffen ergriff. Man geſellte dieſen muthigen Bauerburſchen 8000 Mann regelmäßiger Truppen zu, gab ihnen erfahrene Officiere, und zum Hauptanführer den General Stenbock. Dieſer führte ſie mitten im Winter auf das Däniſche Lager bei Helſingborg zu, griff die Feinde am 11. März 1710 an, und ſchlug ſie mit einem großen Verluſte zum Lande hinaus. Dagegen wurden Livland und Eſthland ſo von den Ruſſen überſchwemmt, daß die kleinen Schwediſchen Beſatzungen ſich unmöglich lange halten konnten, und Peter am Ende des Jahres 1710 Herr derſelben, ſo wie von Karelien und einem Theile von Finnland, zuſammen mehr als tauſend Quadratmeilen eroberten Landes, war.

Indeß erhielt der ungeduldig harrende Karl endlich, im November 1710, tröſtliche Botſchaft aus Conſtantinopel. Poniatowsky hatte es, nach dem Sturze zweier Großveſire, dahin gebracht, daß der dritte ſich für den Krieg mit Rußland beſtimmt, und am 21. November die Kriegserklärung bekannt gemacht hatte. Im Frühling 1711 ſetzte ſich das Heer in Bewegung; der Großveſir ſelbſt, Baltadſchi Mehemet, war der Anführer. Ihm entgegen rückte ein anſehnliches Ruſſiſches Heer unter den Befehlen des Generals Scheremetew, doch von Petern

selbst und seiner Gemahlin Katharina *) begleitet. Alles ließ sich für die Türken günstig an. Die Russen hatten sich auf den Beistand der Hospodaren der Moldau und Wallachei verlassen, die heimlich versprochen hatten, von der Türkischen Herrschaft abzufallen, wenn die Russen auf ihrem Gebiete erscheinen würden. Als diese nun in Jassy eintrafen, wurden sie zwar von den Moldauern auf kurze Zeit nothdürftig mit Vieh versorgt, aber die Hoffnung, reichliche Zufuhr aus der Wallachei zu finden, schlug fehl. Der Hospodar derselben, Brancovan, ließ dem Zar sagen, er sei dem Großvesir verdächtig geworden, und könne nur auf seine eigene Rettung denken. Die Russen zogen den Pruth weiter hinab, und wurden nun bei dem Dorfe Falczin von den bei weitem zahlreicheren Türken so eingeschlossen, daß diese das ganze Heer hätten aushungern können. Die besten Generale Peters konnten sich das Mißliche dieser Lage nicht verbergen. Peter selber sagte: „Jetzt bin ich weit schlimmer daran, als mein Bruder Karl bei Pultawa." Er verschloß sich in sein Zelt und verbot Jedermann den Zutritt.

Ein Weiberkopf ersann das Mittel zu seiner Rettung. Seine getreue Katharina gab ihren ganzen Juwelenschmuck her, und bewog viele vornehme Officiere, auch von dem ihrigen hinzuzulegen, um einen Talisman für den Großvesir und dessen Kiaja (Unterfeldherrn) daraus zu bereiten, der einem mitgeschickten Friedensbriefe Eingang in die Gemüther dieser beiden verschaffen sollte. Die Edelsteine wirkten schnell mit ihrer blendenden Kraft; der Großvesir bewilligte vorläufig einen Waffenstillstand von sechs Stunden, während dessen er die vorgeschlagenen Friedensbedingungen anhören wolle. Hierauf wurden der Vicekanzler Schapirow und der General Scheremetew mit Vollmachten in das Türkische Lager geschickt. Poniatowsky, der den Großvesir begleitete, drang in ihn, die Kriegsgefangenschaft des ganzen Russischen Hee-

*) Diese merkwürdige Frau war die Tochter eines Litthauischen Bauern, und als die sehr junge Frau eines Schwedischen Dragoners den Russen 1702 bei der Eroberung des Livländischen Städtchens Marienburg in die Hände gefallen. Ihre Schönheit erregte Menzikows Wohlgefallen, er nahm sie zu sich, mußte sie aber bald seinem Herrn überlassen. Peter hatte seine erste Gemahlin Eudoria Lapuchin schon früher verstoßen und in ein Kloster geschickt, 1707 ließ er sich Katharina antrauen, nachdem sie ihm schon mehrere Töchter geboren hatte, und machte jetzt (1711) die Vermählung öffentlich bekannt. Sie hatte eine bewundernswürdige Geschicklichkeit seinen Launen auszuweichen, seine Ausschweifungen zu ertragen, und sich bis ans Ende im Besitz seiner Liebe und Achtung zu erhalten.

res zu verlangen. Aber der Veſir war mit viel geringeren Opfern zufrieden, was auch Poniatowsky ſagen mochte. So kam zum großen Verdruſſe des letztern in wenigen Tagen ein Friede zu Stande (23. Juli), der dem außerordentlichen Vortheile, den die Türken in Händen hatten, durchaus nicht entſprach. Der Zar ſollte Aſow wieder herausgeben, und ſeine Feſtungen an der Türkiſchen Gränze ſchleifen; in Bezug auf den König von Schweden durfte er nur verſprechen, daß er ihn ungehindert in ſeine Staaten wolle ziehen laſſen. Gleich nach der Unterſchrift führten die Türken den Ruſſen ſogar ſelber reichlich Lebensmittel zu, an denen ſie ſchon Mangel gelitten hatten.

Karl XII., durch Poniatowsky von der Noth des Zaren benachrichtigt, hatte ſich ſchnell zu Pferde geſetzt, um des Triumphs zu genießen, ſeinen Feind, wie er hoffte, als einen Gefangenen zu erblicken, und nun mußte er die Ruſſen ungekränkt fortziehen ſehen. Er hätte ihnen ganz allein nachſetzen mögen, und wollte auch den Großveſir dazu bewegen, aber vergebens. Poniatowsky verſchrie dieſen Frieden und Baltadſchi's Treuloſigkeit in Conſtantinopel ſo arg, daß letzterer abgeſetzt und verwieſen wurde. Aber damit war noch nichts gut gemacht.

Als Karl ſtill und übel gelaunt nach Bender zurückkam, fand er ſein Lager durch eine ſtarke Austretung des Dnieſter ganz unter Waſſer geſetzt. Darüber mußte er ſich, ſo ungern er es auch that, entſchließen, einige Stunden weiter hinauf, nach Warnitza, zu rücken. Hier ließ er ſich und ſeinen Lieblingen feſtere Häuſer bauen; aber bald darauf erhielt er vom Großveſir die Weiſung, das Land gänzlich zu verlaſſen. Dazu wollte er ſich nicht anders verſtehen, als wenn ihm hundert tauſend Mann Türken zur Bedeckung nach Polen mitgegeben würden. Man wollte ihn hierauf durch die Noth zwingen, und entzog ihm den reichen Unterhalt, den man ihm bis dahin ſo großmüthig gereicht hatte. Karl lebte darum nicht ärmlicher, ob er gleich das Geld oft zu funfzig Procent von den Juden aufnehmen mußte.

Da Peter die Friedensbedingungen nicht erfüllte, ſo bewirkte Poniatowsky eine abermalige Kriegserklärung der Pforte gegen Rußland, welche am 28. December 1711 erfolgte, aber es blieb auch bei der bloßen Erklärung. Die Ruſſiſchen Bevollmächtigten, welche als Geiſel in Conſtantinopel waren, ſparten das Geld nicht; Engliſche und Holländiſche Vermittelung kam dazu, und ſo wurde nach einigen Monaten ein neuer Vertrag geſchloſſen. Dennoch wollte Karl immer nicht abreiſen.

obſchon die Lage, in der ſich ſeine Länder befanden, ſeine Gegenwart höchſt nöthig machte.

Nach der Schlacht von Pultawa und der Zurückdrängung Kraſſows nach Pommern war zu fürchten, daß das im Spaniſchen Erbfolgekriege begriffene Deutſche Reich auch ein Schauplatz des Nordiſchen werden möchte; daher ſchloſſen der Kaiſer und die beiden Seemächte am 31. März 1710 das ſogenannte Haager Concert, in welchem für die Schwediſchen und Däniſchen Beſitzungen in Deutſchland Neutralität ausgemacht wurde, unter der Bedingung, daß die Schwediſchen Truppen in Pommern ſich auch außerhalb dieſer Provinz jeder Feindſeligkeit enthielten. Aber Karl verwarf von Bender aus dieſe Bedingungen, und nun nahmen Dänemark, Rußland und Sachſen allmählig alle Schwediſchen Beſitzungen in Deutſchland weg, bis auf Stralſund, die Inſel Rügen und Wismar, und obgleich der Graf Stenbock die Dänen am 20. December 1712 bei Gadebuſch ſchlug, und am 9. Januar 1713 aus Rachſucht die Stadt Altona in Aſche legte*), ſo mußte er ſich doch zuletzt (16. Mai) in der Feſtung Tönningen, in welcher die Verbündeten ihn aushungerten, mit ſeiner ganzen Mannſchaft ergeben.

Karl harrte indeß in Warnitza noch immer auf günſtige Veränderungen im Türkiſchen Miniſterium, und da man ſich dort ſo äußerſt ſchwankend betrug, kam er auch wirklich der Erfüllung ſeiner Hoffnungen nochmals ſehr nahe. Der Großherr hatte nicht die mindeſte Kenntniß von der Lage der Sachen im übrigen Europa; es kam alſo immer darauf an, wie man ihm die Dinge vorſtellte. Gelang es nun, ihm, etwa wenn er in die Moſchee ging, ein Schreiben zuzuſtecken, ſo war er ſo lange günſtig für Karl geſinnt, bis ein Großveſir oder ein Günſtling ihn wieder umſtimmte. So geſchah es denn, daß nach dem abermaligen Sturze eines Großveſirs am 12. November 1712 eine dritte Kriegserklärung gegen Rußland erfolgte, die aber wiederum ganz thatenlos blieb. Kurz darauf bekam eine dem Könige von Schweden feindſelige Partei wieder die Oberhand im Diwan, und der Sultan beſtand darauf, daß Karl die Türkei verlaſſen müſſe. Dieſer erklärte, er brauche, um mit Ehren abreiſen zu können, eine halbe Million Thaler zur Bezahlung ſeiner Schulden. Der Paſcha von Bender, Ismail, wirkte ihm hierauf in der That vom Sultan ein Geſchenk von 1200 Beuteln,

*) Wieder aus Rache dafür ließ Peter die damals Schwediſchen Städte Garz und Wolgaſt verbrennen.

d. i. 600,000 Thalern aus, doch mit der Bedingung, daß ihm das Geld nicht eher gegeben werden ſolle, als bis er wirklich abgereiſet ſey. Außerdem ſollten ihn der Paſcha und der Tartar-Chan mit einer ſtarken Begleitung durch Polen ſicher geleiten. Aber Karl ließ durch den Baron Grothuiſen, ſeinen Schatzmeiſter, dem Paſcha das Geld ablocken, unter dem Vorwande, daß man doch die Schulden nicht bezahlen könne, wenn man ſchon im Abzuge begriffen ſey; und als der beſorgte Mann nach einigen Tagen in den ehrfurchtvollſten Ausdrücken wieder anfragte, wann Se. Majeſtät denn nun endlich abzureiſen gedächten, erhielt er die unerwartete Antwort, das könne ſo bald noch nicht geſchehen, denn dazu brauche er noch tauſend Beutel. Sprachlos und wie vom Donner gerührt ſtand der Paſcha da; endlich ſagte er ſchluchzend: „Es wird mir den Kopf koſten, daß ich Deiner Majeſtät dieſen Dienſt geleiſtet habe. Ich habe die Beutel gegen den ausdrücklichen Befehl meines Herrn ausgeliefert.“ Der König wollte ihn beruhigen, und verſprach, ihn beim Sultan zu entſchuldigen; aber der Türke erwiederte: „Wiſſe, daß mein Herr begangene Fehler nicht entſchuldigt, ſondern beſtraft.“

Recht in der Abſicht, eine abſchlägige Antwort, und mithin Anlaß zum Zögern zu erhalten — ſo unerträglich war ihm der Gedanke, ohne Heer zurückzukehren — kam er um die zweiten tauſend Beutel bei dem Türkiſchen Hofe ſchriftlich ein. Aber jetzt war des Sultans Geduld erſchöpft; er berief einen Diwan, und fragte, ob er nun wohl mit gutem Gewiſſen den Fremdling aus ſeinen Staaten jagen dürfe. Die einſtimmige Antwort lautete, dieß ſey nur Gerechtigkeit. Es ward hierauf ein ſchriftlicher Befehl an den Paſcha von Bender und den Tartar-Chan ausgefertigt, den König mit Gewalt zu vertreiben. Zitternd kündigte der erſtere dem Könige ſeinen Auftrag an, und fragte ihn, ob er als Freund oder Feind abreiſen wolle. „Gehorche deinem Herrn, wenn du Herz haſt, rief der König mit funkelndem Blick, aber geh mir aus den Augen.“ Der Paſcha ſprengte fort, und ſagte dem ihm begegnenden Holſteiniſchen Geſandten Fabrice: „der König will der Vernunft nicht Gehör geben, du wirſt ſeltſame Dinge ſehen.“ Denſelben Tag noch hörten die Lieferungen auf; die Polen und Koſaken, die bisher noch um den König geweſen waren, zogen ſich auf die Vorſtellungen der Türken nach Bender zurück, ſo daß Karl mit ſeinen Officieren und etwa vierzehn hundert Schweden allein blieb. Es mangelte bald an Allem. Karl ließ die zwanzig ſchönen Arabiſchen Pferde, die

ihm der Großherr geſchenkt hatte, aus Mangel an Futter todtſchießen, und ſagte trotzig: „er bedürfe ihrer Pferde ſo wenig als ihrer Lebensmittel.“

Jetzt (Jan. 1713) zogen ſich allmählig rings um ihn her zahlloſe Schaaren von Türken und Tataren zuſammen. Karl war tollkühn genug, ſich auf Gegenwehr gefaßt zu machen, und befahl ſeinen Schweden, das Lager wohl zu verſchanzen. Da keines Freundes Zureden etwas über ihn vermochte, und er faſt einem Wahnſinnigen glich, ſo verſuchten Fabrice und Jefferies, der Engliſche Geſandte, aus wahrer Liebe zu ihm, die Türken lieber zur Güte zu bewegen. Die Janitſcharen wurden durch Beſtechung vermocht, einen Vorrath von Proviant hindurchzulaſſen, und der Paſcha und der Chan wurden beredet, erſt noch einmal ausdrücklich in Conſtantinopel anzufragen, ob man im Nothfall auch die Perſon des Königs verletzen dürfe. Darüber vergingen noch einige Wochen, aber Karl kam nicht zur Beſinnung, und der rückkehrende Befehl aus dem Diwan lautete: auf Leben und Tod. Dieß hinterbrachte ihm Fabrice. „Der Befehl iſt untergeſchoben!“ ſagte Karl. Der redliche Mann verneinte dieß, und ging mit den Worten: „Wenn denn Ew. Majeſtät nicht hören wollen, was Vernunft, Religion und Ehre Ihnen vorſchreiben, ſo habe ich nichts zu thun, als mich wegzubegeben.“ Die Geiſtlichen, die Generale fielen ihm hierauf flehend zu Füßen, umſonſt; er wies ihnen kalt die Poſten an, die ſie vertheidigen ſollten.

So rückte denn einganzes Heer mit zehn Kanonen und zwei Mörſern gegen Karls Häuflein an. Nochmals bot der edle Paſcha von Bender die Güte an, doch vergebens. Die Kanonen wurden abgefeuert, ein Trompeter ſtürzte vom Dache herab. Grothuiſen eilte hinaus, redete mit den Janitſcharen, die von Karl ſo viele Geſchenke erhalten hatten, und brachte es durch ſeine Beredtſamkeit dahin, daß ſie ihm verſprachen, nach Bender zurückzugehen, und ſich nicht zum Morde ihres Wohlthäters und eines ſo erhabenen Hauptes brauchen zu laſſen. Der Paſcha, verlegen darüber, weil er ſah, daß der Chan nun mit ſeinen Tartaren allein den König gefangen nehmen würde — eine Ehre, die er ihm nicht gönnte — ſtrafte einige Janitſcharen für dieſen Ungehorſam, und beredete die anderen, noch einmal zum Könige hinzugehen, und ihm ihr ſicheres Geleit bis Adrianopel anzubieten, wo er ſeine Sache mit dem Sultan perſönlich abmachen könne. Dieſer Einfall des Paſcha traf glücklich zum Ziele. Karl wollte in ſeiner Erbitterung

die redlichen Kriegsmänner gar nicht ſehen, ſondern drohte, ihnen die Bärte abſchneiden zu laſſen, wenn ſie nicht gleich gingen. Mehr bedurfte es nicht, um ſie zum Zorn zu entflammen. „Der Eiſenkopf iſt närriſch geworden," ſagten ſie im Weggehen zu Fabrice. Und gleich nach ihrer Zurückkunft gab der Paſcha den Befehl zum Sturme des Schwediſchen Lagers (13. Febr. 1713).

Die Kanonen donnerten, und in wenig Augenblicken waren die Verſchanzungen erſtiegen. Die Schweden ergaben ſich der Uebermacht; nur Karl wollte ſein Haus bis auf den letzten Augenblick vertheidigen. Die Janitſcharen wollten ihn gern ſchonen, daher kam er noch glücklich hinein, obgleich das Gedränge um ihn ſo groß war, daß er kaum um ſich hauen konnte. Auch die Zimmer fand er ſchon mit Türken gefüllt. Etwa funfzig Hausgenoſſen ſtanden ihm noch tapfer zur Seite. Mit dieſen griff er jene wüthend an, hieb und ſtach ſelbſt mehrere nieder, und reinigte wirklich in kurzem das ganze Haus. Dann verrammelte er die Thüren wieder, und ließ aus den Fenſtern feuern. Die Türken, die ſchon eine Menge Leute verloren hatten, beſchoſſen darauf nicht nur das Haus, ſondern ſchleuderten auch auf das Strohdach deſſelben brennende Lunten, die es bald in helle Flammen ſetzten. Dennoch wurde fortgefeuert, obgleich ſchon eine brennende Latte nach der andern auf die Vertheidiger herabfiel, und die Balken zuſammenzuſtürzen drohten. Ein Trabant hatte den Einfall, man könne ſich vielleicht bis zu einem andern, feſtern Hauſe durchſchlagen, welches funfzig Schritte von dieſem brennenden lag. Das gefiel Karln; er ſchloß ein dicht gedrängtes Bataillon aus ſeinem Häuflein, ließ die Thüre öffnen, und drang mit einer guten Salve aus Piſtolen auf die Türken hinaus. Aber jetzt war er verloren. Er ſtolperte, oder verwickelte ſich mit ſeinen Sporen, ſtürzte nieder, und ward nun ſogleich von den Janitſcharen, nicht ohne Mühe und Wunden, entwaffnet. Man brachte ihn in das Zelt des Paſcha von Bender, der ihn höchſt ehrerbietig empfing, und ihn zum Sitzen einlud, „weil er wohl müde ſeyn würde." Er aber blieb ſtehen und bedauerte nur, daß der Kampf ſo kurz geweſen ſey. Die Janitſcharen betrachteten ihn wie einen Gott, denn eine ſolche Tapferkeit hatten ſie nie geſehen.

Der Paſcha ließ ihn zuerſt nach Bender, und von da nach einem Dorfe bei Adrianopel führen. Als er eben auf dieſer Reiſe begriffen war, ward ſein Freund, der König Stanislaus, der unter dem Namen eines Schwediſchen Majors die Reiſe zu ihm gewagt hatte, in Jaſſy

festgenommen und gleichfalls gefangen nach Bender gebracht, wo er etwa ein Jahr blieb, und sich dann in das Herzogthum Zweibrücken begab. Karl baute sich indessen immer neue Luftschlösser auf, und die ungemessene Bewunderung, mit der ihn selbst dieß rohe Volk überall, wo er durchkam, empfing, war doch einiges Labsal für seinen gekränkten Stolz. Auch fuhr Poniatowsky noch immer fort, für ihn zu wirken. Ein Franzose drängte sich mit einem Bittschreiben an den Sultan selbst, als dieser in die Moschee ging, und in den am dortigen Hofe sich ewig durchkreuzenden Ränken wurden der Großvesir, der Mufti, der Pascha von Bender und der Chan abgesetzt, und die beiden letzteren auf Inseln verwiesen. Im October brachte man Karln nach Demotika, und wies ihm Naturallieferungen, wie ehemals, nur kein Geld an. Der neue Großvesir wollte selbst gern Krieg mit Rußland, erzürnte aber den König dadurch, daß er sich unterstand, ihn zu sich rufen zu lassen. Bald darauf ward er ohnehin schon wieder abgesetzt und erdrosselt, und Alles blieb beim Alten.

Nach der Plünderung bei Warnitza war dem Könige so wenig von seinem bessern Hausrath übrig geblieben, daß er sich schämte, Jemand zu sich kommen zu lassen. Der Kanzler Müller, der Baron Grothuisen und der Oberst Düring durften allein mit ihm essen. Sie hatten wenig, bedienten sich selbst, und der Kanzler Müller besorgte die Küche. Damit man keine Besuche annehmen dürfe, stellte sich der König krank, und kam in zehn Monaten nicht aus dem Zimmer und dem Bett. So verzehrte sich diese Riesenkraft aus Mangel an einem würdigen Gegenstande in fast kindischem Eigensinn.

Man hatte ihn jetzt in Europa beinahe vergessen, und hielt ihn für todt; auch war er es ja wirklich für sein Volk und die Welt. Den Schwedischen Reichsräthen, die ihn zur Rückkehr ermahnten, soll er geschrieben haben: „wenn sie regieren wollten, so werde er ihnen einen von seinen Stiefeln schicken, von dem könnten sie ihre Befehle holen.“ Als man aber den Grafen von Liewen an ihn abschickte, und dieser, ein redlicher, verständiger, treuherziger Mann, ihn auf die Gefahr aufmerksam machte, daß, im Falle er nicht zurückkomme, das Volk einen Reichsvorsteher wählen werde; erwachte er aus seiner Erstarrung, und that dem Großvesir seinen eigenen Wunsch, nun endlich abzureisen, kund. Vergebens hoffte er, noch ein Geschenk zu bekommen. Dennoch wollte er, seines armseligen Zustandes ungeachtet, noch einmal als König erscheinen, und es mußte unter den empörendsten Bedingungen so viel

Geld zuſammengebracht werden, daß Grothuiſen noch einmal mit dem Glanze eines außerordentlichen Schwediſchen Geſandten, von achtzig prächtig ausgeſtatteten Perſonen begleitet, ſeinen Einzug in Conſtantinopel halten, und eine Abſchiedsaudienz erlangen konnte. Am 1. October 1714 brach endlich der König, nach einem fünfjährigen ganz unnützen Aufenthalt in der Türkei, von Demotika auf, von einem zahlreichen Türkiſchen Gefolge ehrenvoll begleitet. Unterwegs langten Boten vom Großherrn an ihn an, welche ihm ein prächtiges, mit Gold geſticktes Zelt, Säbel und Dolch mit diamantenen Griffen, acht ſchöne Arabiſche Pferde mit ſilbernem Geſchirr und Steigbügeln, und ſechzig Wagen, mit allerlei Mundvorrath gefüllt, zum Geſchenk überreichten. Fünf Tage lang ertrug Karl die majeſtätiſche Langſamkeit des Türkenzuges, aber am ſechſten befahl er, ſchon früh um zwei Uhr die Pferde zu ſatteln, und ſo hielt ers, zum großen Verdruſſe ſeiner trägen Begleiter, alle Tage, bis man an die Türkiſche Grenze kam. In der Wallachei ließ er auch ſein Schwediſches Gefolge im Stiche, und ritt bloß mit den Oberſten Düring und Roſen unter fremdem Namen weiter. Tag und Nacht dauerten die angeſtrengten Ritte durch ganz unbekannte Gegenden fort. Zuweilen mußte ein Wegweiſer mit der Fackel voranlaufen. Jeder hatte noch ein Handpferd neben ſich. Roſen ermattete in den erſten Tagen, und mußte zurückbleiben. Dann ward auch Düring ohnmächtig, aber Karl wollte lieber allein fort, als auf ihn warten. Düring beſtach indeß den Poſtmeiſter, daß er dem König ein ſchlechtes Pferd gab, ihn ſelbſt aber in einem mit zwei muthigen Hengſten beſpannten Wagen drei Stunden ſpäter nachſchickte. Wie gewünſcht holte er ihn ein, und ſie machten nun die ganze übrige Reiſe zuſammen, des Tages zu Pferde, des Nachts im Wagen, und nirgends wurde längere Zeit angehalten, als zum Wechſel und zur Anſpannung der Pferde gehörte. Die Reiſe ging über Stuhlweiſſenburg, Ofen, Wien, Regensburg, Nürnberg, Bamberg, Würzburg, Hanau, Kaſſel, Braunſchweig, Güſtrow, Lotz und Triebſees nach Stralſund. In vierzehn Tagen legten ſie zweihundert und achtzig Deutſche Meilen zurück. Am 22. November in der Nacht um ein Uhr langten ſie vor dem Thore Stralſunds an. Der wachthabende Officier machte Schwierigkeiten ſie einzulaſſen; da aber der angebliche Courier gleich vom Aufhängen ſprach, ſo ließ man ihn ein. Trotz dem ungeheuren Barte und der ſchwarzen Perücke, die nebſt einem braunen Rocke ſeine Reiſevermummung ausgemacht hatte, erkannte man ihn ſogleich, und

eine allgemeine Freude erfüllte am frühen Morgen die Stadt. Man mußte ihm die Stiefeln von den Beinen schneiden. Seit sechzehn Tagen legte er sich jetzt zum ersten Male wieder in ein Bett. Unbeschreiblich war das Gedränge in den Straßen, als er sich am zweiten Tage zu Pferde sehen ließ; überall begrüßte man ihn jubelnd mit hellem Vivatruf, und Allen dankte er freundlich; ja um den guten Bürgern ihre unverstellte Liebe zu vergelten, erließ er der Stadt auf zehn Jahre die Abgaben und adelte die vornehmsten Rathsherren. Und seiner frommen Sitte getreu, fehlte er auch am nächsten Sonntage nicht in der Kirche, weder beim Vor- noch beim Nachmittags-Gottesdienste.

---

9. Peters des Großen Vergnügungen.

Peter hatte in diesem Jahre die Eroberung Finnlands beendigt, und selbst die Freude gehabt, den Schwedischen Admiral Ehrenschild zur See zu schlagen (7. August). Sein Wille war sogar gewesen, Stockholm selbst anzugreifen, doch hatte er diese Unternehmung bald wieder aufgeben müssen. Er kehrte nun zu seinen neuen Colonien in Ingermanland zurück, die bei den willkürlichen Maßregeln, die er sich erlaubte, allerdings in kurzem sehr bevölkert worden waren. Viele tausend reiche Familien hatten nämlich bei Todesstrafe ihre fruchtbaren väterlichen Wohnsitze im Innern von Rußland verlassen, und sich in dem öden und sumpfigen Ingermanland anbauen müssen. Mehr als vierzigtausend Finnische Bauern und Schwedische Kriegsgefangene arbeiteten unaufhörlich an den Festungen und Häfen, und seit dem April 1712 hatte sich der dirigirende Senat von Moskau nach Petersburg begeben müssen, wodurch die letztere Stadt nun förmlich zur Residenz erhoben worden war.

In den Wintermonaten sann sich dieser rastlos erfindende Kopf gewöhnlich irgend eine öffentliche Hauptlustbarkeit, nach Art der an anderen Höfen üblichen Carnevale, aus. Immer war es dabei auf lärmende Fröhlichkeit und ein recht ausgelassenes Lachen abgesehen, und diesen Zweck verfolgte er am liebsten durch Hervorbringung der schärfsten Contraste. Um ein Beispiel von diesen rohen Vergnügungen zu geben, wollen wir kürzlich diejenige Lustbarkeit schildern, die er für diesen Winter ausgesonnen hatte.

Er hatte in seiner Jugend einen Lehrer Namens Sotow gehabt

den er wegen ſeiner übelgebauten Figur noch in ſeinem ſiebzigſten Jahre zum Hofnarren, im Scherz zum Patriarchen und zuletzt gar zum Papſte machte. Jetzt war dieſer vier und achtzig Jahre alt, und nun verheirathete er ihn an eine ſehr raſche Witwe von vier und dreißig Jahren. Vierhundert Perſonen wurden auf die Hochzeit geladen, und jeder mußte poſſierlich maskirt erſcheinen. Die Hochzeitbitter waren Stammler, die Brautdiener Blinde und Lahme, die Läufer dicke Podagriſten. Als die Geſellſchaft beiſammen war, ging der Zug nach der Kirche. Voran fuhr einer wie der König David gekleidet, aber ſtatt der Harfe einen mit Bärenfellen umwickelten Leierkaſten drehend. Dazu brummten vier an ſeinen Schlitten gebundene Bären, die fortwährend geneckt wurden, und die ganze Geſellſchaft verſtärkte die widerliche Muſik durch unharmoniſche Stimmen oder Inſtrumente. Der Zar ſelbſt, als Frieſiſcher Bauer gekleidet, rührte mit drei Generalen die Trommel. Auch die Glocken wurden noch dazu geläutet. In der Kirche fand man einen hundertjährigen Popen, dem Geſicht und Gedächtniß ſchon vergangen waren, und dem man Lichter und Brillen vorhalten und die Trauungsworte laut ins Ohr ſchreien mußte. Ein Trinkgelag im Palaſte, das mehrere Tage dauerte, und bei dem kein Menſch nüchtern bleiben durfte, beſchloß dieß rohe Feſt.

Bei einer ähnlichen Papſthochzeit, die am 10. September 1721 in Petersburg angeſtellt wurde, mußten ſechs ſogenannte Cardinäle, jeder auf einem Faſſe, das auf zwei neben einander gebundenen Tonnen befeſtigt war, über die Newa reiten, und dazu auf Kuhhörnern blaſen. Voran ſchwamm der betrunkene Papſt in einer hölzernen Schale, die wieder in einer mit ſtarkem Biere gefüllten großen Braukufe ſtand. Sämmtliche Maſchinen wurden an Stricken gezogen. Als der Papſt aus der ſeinigen ans Land ſteigen wollte, ward er von einigen Bedienten, die ihm helfen wollten, wie zufällig, umgeworfen und ins Bier getaucht, was denn abermals ein Hauptſpaß für die hohen Zuſchauer war.

Sogar die fremden Miniſter mußten ſich zu dergleichen Scherzen hergeben, wenn den Zar die Laune ergriff. Als er im Junius 1715 ſein neu erbautes Luſtſchloß Peterhof einweihen wollte, ließ er ſie alle auf alten Ungerwein bitten, und nachdem ſie ſämmtlich betrunken waren, mußte jeder noch einen ganzen Quartpocal aus der Hand der Zarin annehmen, welcher ſie dann alle dergeſtalt überwältigte, daß ſie ſich

beim Erwachen einer im Garten, der andere im Walde, überhaupt aber auf der Erde und in einer sehr schmutzigen Verfassung wiederfanden. Dennoch ward ihnen nicht Zeit gelassen, völlig auszuschlafen; denn dem Zar fiel es ein, sich eine Bewegung zu machen, und einen Baumgang nach einem jungen Walde, nach der See hin, etwa hundert Schritte lang, auszuhauen. Dazu nun sollten die Herren Gesandten behülflich seyn. Schweren Hauptes nahm jeder die Art in die Hand, und so hieben sie drei Stunden lang, wodurch sie der Weindünste ziemlich entledigt wurden. Beim Abendessen ging es auf dieselbe Weise zu, und sinnlos wurden sie alle dießmal zu Bette gebracht. Aber des Zars Muthwille war noch nicht befriedigt. Kaum hatten sie anderthalb Stunden lang geschlafen, so mußten sie, nach Mitternacht, wieder vor seinem Bette erscheinen; „da wir dann, sagte einer der Theilnehmer, nochmals bis Morgens vier Uhr mit Wein und Brantwein dermaßen beläſtigt wurden, daß sich am folgenden Tage Niemand erinnern konnte, wer ihn nach Hause getragen." Noch nicht genug, um acht Uhr wurden sie schon wieder nach Hofe zum Kaffee gebeten. Dieser bestand denn abermals in einer Schale Brantweins, die sie in einen gelinden Taumel versetzte. Hierauf lud man sie zu einem Spazierritt auf einen hohen und steilen Berg ein, der vor dem Schlosse lag, und führte zu dem Ende acht elende, abgelebte Bauerpferde ohne Sattel und Steigbügel vor, die, wie derselbe Berichterstatter sagt, alle zusammen keinen Reichsthaler werth waren. Ein vornehmer Russe ritt als Marschall voran, und krumm gebückt und keuchend folgten die betrunkenen Gesandten, die alle Mühe hatten sich fest zu halten, zumal da sie mit der einen Hand genug zu thun hatten, um die armen Thiere durch unaufhörliches Prügeln im Gange zu erhalten. Diesem mühseligen Ritte sah der Zar, zu seiner großen Lust, nebst seiner Gemahlin aus den Fenstern des Schlosses zu. Und noch war des Scherzes nicht genug. Zu Mittage harrte ihrer der vierte Rausch, und nach diesem brachte man sie in eine Schute, damit sie den Zar und seine Gemahlin auf einer Wasserfahrt nach Kronstadt begleiteten. Hier hatten sie einen heftigen Sturm und einen siebenstündigen Platzregen auszustehen, bei dem sie zuletzt bis an den Unterleib in das Wasser zu sitzen kamen, so daß ein heftiges Fieber bei allen, den Zar nicht ausgenommen, das Ende dieser unedlen Kurzweil war.

Einen in frühere Zeiten gehörenden Zug von der unglaublichen

Rohheit dieſes Fürſten erzählt Friedrich der Große in ſeinen Werken. Ein Herr von Prinzen, Preußiſcher Geſandter unter Friedrich I., ward, als er ſein Creditiv überreichen wollte, auf das Schiffswerft hingewieſen. Der Zar ſaß auf dem Oberverdeck eines Schiffes, und lud ihn ein, an einer Strickleiter zu ihm heraufzuklettern. Bei dem erſten Schmauſe, dem dieſer Geſandte beiwohnte, ließ der Zar aus übergroßer Luſtigkeit zwanzig Strelitzen aus dem Gefängniß kommen, und hieb bei jedem Kelchglaſe Brantweins, das er leerte, einem dieſer Unglücklichen den Kopf herunter, lud auch den Herrn von Prinzen zur Theilnahme an dieſem Vergnügen ein, und nahm es faſt übel, als derſelbe ſich deſſen weigerte.

10. Karls XII. letzte Thaten.
(1715—1718.)

Als Karl nach Stralſund kam, fand er die Zahl ſeiner Feinde um zwei vermehrt. König Friedrich Wilhelm I. von Preußen (der ſeinem Vater Friedrich I. 1713 gefolgt war) hatte durch einen Vertrag mit Sachſen und dem Zar einen großen Theil von Schwediſch-Pommern unter dem Namen der Sequeſtration beſetzt, und als Karl nach ſeiner Zurückkunft die Räumung Stettins verlangte, ohne die dafür aufgewendeten Summen zurückzahlen zu wollen, trat Preußen zu ſeinen Feinden über. Ferner kaufte Hannover den Dänen die den Schweden weggenommenen Herzogthümer Bremen und Verden für 877,000 Thaler ab, und in dem deshalb am 26. Juni 1715 zu Kopenhagen geſchloſſenen Vertrage verſprach Georg I. (König von England und Kurfürſt von Hannover) zugleich Theilnahme an dem allgemeinen Kriege gegen Schweden, und Peter ſo wie Friedrich Wilhelm I. von Preußen verbürgten Hannover die neue Erwerbſchaft.

Eine ſo ſtarke Verbindung hätte wohl einen reichen und mächtigen König erdrücken können; wie viel mehr den Beherrſcher eines armen Landes, das ſchon einen vierzehnjährigen Krieg ausgehalten, und ſeine ergiebigſten Provinzen verloren hatte. Woher ſollte er friſche Truppen und woher Geld nehmen, da die Finanzen des Reiches aufs Aeußerſte zerrüttet waren? Zwar führte ihm das Schickſal einen Mann zu, der für Unterhandlungen und Verwaltung eben ſo viel Einſicht als Gewandtheit beſaß, den Baron von Görz; aber es erforderte doch

Zeit, ehe dieſer ſeine ſehr ſinnreichen Finanzpläne zur Ausführung bringen konnte.

Zwei Preußiſche Heere, verſtärkt durch Däniſche, Polniſche und Hannöverſche Truppen, rückten im Sommer 1715 auf Stralſund und Wismar los. Umſonſt hatten die Schweden Wolgaſt und die Inſel Uſedom im Frühjahr erobert; jetzt wurden ſie wieder hinausgeſchlagen. Stralſund wurde lebhaft beſchoſſen, und am 15. November ſetzten funfzehntauſend Dänen, Preußen und Sachſen, unter der Anführung des berühmten Fürſten Leopold von Deſſau, der noch jetzt unter dem Namen des alten Deſſauers im Munde unſers Volkes lebt, nach der Inſel Rügen über, die ſie unter Begünſtigung eines dicken Nebels glücklich in Beſitz nahmen. Der Verſuch, ſie zu vertheidigen, koſtete Karln ſeinen Liebling Grothuiſen und ſeinen Reiſegefährten Düring; er ſelbſt kam unter ſein Pferd, das ſich in der Dunkelheit der Nacht zuerſt auf einen ſogenannten Spaniſchen Reiter ſpießte, und gleich darauf von einer Kanonenkugel getödtet ward. Selbſt Stralſund konnte er nicht länger halten, ſondern mußte ſich am 21. December heimlich nach Schweden einſchiffen, worauf dann die Stadt am 23. übergeben und von den Dänen beſetzt ward.

Den Winter über war ſein Finanzminiſter Görz darauf bedacht, Hülfsquellen zur Fortſetzung des Krieges zu eröffnen. Schrecklich hatte das arme Land unter dem langen Drucke gelitten. Selbſt das Heer war im elendeſten Zuſtande, und nicht einmal gehörig gekleidet. Die wenigſten Soldaten hatten ordentliche Wehrgehenke, ſondern trugen den Degen an einem Stricke über der Schulter. Da kein Geld mehr im Lande war, ſo zahlte der Hof alle Beſoldungen in Papiergeld und in kupfernen Thalern aus, die ihrem innern Gehalte nach nicht einen Groſchen werth waren.

Mit dem Anfange des neuen Jahres (1716) wollte Karl wieder einen von ſeinen gewöhnlichen Eisfeldzügen eröffnen, und zwar hatte er es dießmal den Dänen zugedacht, die er auf dem zugefrornen Sunde zu Schlittſchuhen in Seeland beſuchen wollte. Aber das Eis ging früher auf, als ſein Heer beiſammen war, daher änderte er ſeinen Plan, und brach in Norwegen ein (10. Febr.). Die faſt unüberſteiglichen Hinderniſſe, die Klima, Witterung, Wälder und Wege verurſachten, wurden noch durch die eherne Tapferkeit der patriotiſchen Norweger vermehrt. Auf dem Marſche nach Chriſtiania warf ſich ihm ein Däniſcher Oberſt, Namens Kruſe, mit dem Sinne eines Leonidas,

an der Spitze von zweihundert Mann in den Weg, und hieb mit eigener Hand ſieben Schweden nieder. Karl ließ dem endlich Ueberwundenen ſeine Wunden verbinden, lobte ihn, und fragte, ob es noch mehr ſolcher braver Männer in Norwegen gäbe. „Ich bin nur einer der geringſten, Ew. Majeſtät," antwortete Kruſe.

Am 21. März wurde Chriſtiania beſetzt, man fand die Stadt aber von den Einwohnern verlaſſen. Die Verbindung mit Schweden war unterbrochen und in Norwegen trafen anſehnliche Verſtärkungen aus Dänemark ein, daher mußte Karl fürchten, eingeſchloſſen zu werden, und den Rückweg antreten. Die überall verſteckten Einwohner thaten den Schweden dabei unſäglichen Schaden, ohne daß man ihrer habhaft werden konnte. Karl dachte indeß Friedrichshall zu erobern, und rückte mit zweitauſend fünfhundert Mann vor dieſe Feſtung (4. Juli 1716). Allein die wackeren Bürger verbrannten lieber ihre eigene Stadt, ehe ſie dieſelbe dem Nationalfeinde überließen, und noch während des Brandes ſchoſſen ſie ſo herzhaft auf das Schwediſche Lager, daß Karl ſelbſt von einem durch Bomben eingeworfenen Hauſe bis an die Bruſt in Schutt vergraben ward. Zur Vermehrung ſeines Unglücks ward faſt um dieſelbe Zeit ſeine Flotte, die dem Heere friſche Lebens- und Kriegsbedürfniſſe zuführen wollte, im Hafen von Friedrichshall von dem geſchickten Däniſchen Admiral Tordenſchild überfallen und verbrannt. Jetzt konnte er ſich in Norwegen nicht länger halten, und kehrte deshalb, nach vier verlorenen Monaten, nach Schweden zurück.

Den Winter brachte er zu Lund in Schonen zu, wo er die Zeit theils mit der gewiſſenhafteſten Durchſicht aller Kanzleipapiere, theils durch Unterhaltungen mit den Profeſſoren der dortigen Univerſität zubrachte. Görz war unterdeſſen geſchäftig, den Angelegenheiten des Königs auf eine eben ſo unerwartete als kühne Weiſe eine beſſere Wendung zu geben, indem er den mächtigſten ſeiner Feinde, den Zar, auf ſeine Seite zog. Peter war auf Dänemarks Herrſchaft im Sunde und Englands Beſitznahme von Bremen und Verden eiferſüchtig, Görz wußte dieſe Stimmung geſchickt in ihm zu nähren, und in einer geheimen Unterredung, die er im Herbſt 1717 in Holland, wo ſie zuſammentrafen, mit ihm hatte, machte ihm der Zar Hoffnung, einen beſondern Frieden mit Schweden einzugehen. So kam es zu einem Congreſſe auf Loſoe, einer der alándiſchen Inſeln (Mai 1718), wo man ſich über die Hauptpunkte vereinigte. Karl wollte Petern alle von ihm eroberten Provinzen außer

Finnland laſſen, aber dafür ſollte ihm Peter die von Kurhannover genommenen Deutſchen Länder wiedererobern helfen, und zugeben, daß Karl die von Dänemark beſetzten wiedernehme, auch von dem letztern Staate eine in Norwegen zu nehmende Entſchädigung erlange. Beide Mächte wollten Stanislaus in Polen wieder einſetzen.

Der Vertrag war dem Abſchluſſe nahe, als Karl, der unmöglich ſo lange ruhen konnte, ſeinen früher vereitelten Plan, Norwegen zu erobern, aufs Neue vornahm. Er theilte ſein Heer, 27,000 Mann, in zwei Haufen; mit dem einen ſollte der Baron Armfeld durch Herjedalen auf Drontheim losgehen, mit dem andern wollte er ſelbſt von der Mittagsſeite einfallen. Jener brach im Auguſt (1718) auf. Der Zug durch die Norwegiſchen Gebirge ſtand vielleicht an Beſchwerlichkeiten keinem der berühmteſten Heereszüge in der Weltgeſchichte nach. Kanonen und Laffeten mußten auf den engen Wegen von den Soldaten auf den Schultern getragen werden. Mit Reisbündeln mußte man erſt die Sümpfe ausfüllen, durch welche man gehen wollte. Nahrungsmittel fehlten, von dem Pfützenwaſſer ſchwoll Menſchen und Pferden der Leib auf, und die beſtändige Näſſe und Kälte erzeugte täglich neue Krankheiten. Um Brod zu erhalten, mußte man erſt das Getreide ſelbſt auf dem Felde abſchneiden, dreſchen, mahlen und backen oder röſten, ſo gut man konnte. Und vor Drontheim ſelbſt zeigte ſich die Unmöglichkeit, dieſe von drei Seiten mit Waſſer umgebene Feſtung zu erobern, ſo deutlich, daß man nichts Beſſeres thun konnte als umkehren. Jetzt war der Winter in ſeiner fürchterlichſten Strenge eingetreten, und zum Unglück führte der Rückweg über ein acht Meilen langes Eisgebirge. Auf dieſen nur von Bären und Raubvögeln bewohnten Höhen, die zu dieſer Jahreszeit (Jan. 1719) wohl nie ein menſchlicher Fuß betreten hatte, kletterten zehntauſend abgemattete Schweden, unter dem fürchterlichſten Sturme und Schneegewirbel, durch ungebahnte Wege, ohne Obdach, ohne Nahrung und ohne hinlängliche Bekleidung, umher, und zogen noch ihr Geſchütz hinter ſich nach. Das Entſetzliche ihrer Lage vermochte ſie bei ihren Feinden Mitleid zu ſuchen. Man ließ einige Däniſche Gefangene los, um den Befehlshaber von Drontheim von dieſer Noth zu unterrichten. Dieſer ſandte auf der Stelle dreihundert Schlittſchuhläufer mit hundert und funfzig leichten Schlitten hin, allein die Hülfe kam zu ſpät. Faſt das ganze Heer war ein Raub der Kälte geworden. Ganze Regimenter, im Zuge begriffen, ſtanden erſtarrt, ganze Haufen lagen im Schnee verſchüttet, andere, von den

eiſigen Klippen herabgeglitten, lagen in Abgründen zerſchmettert. Noch lange nachher waren dieſe Gebirge, wegen der vielen Thiere, die der Dunſt der Tauſende von Leichen hierherlockte, der beſte Jagdplatz in Norwegen. Von Armfelds Heere ſahen kaum fünfhundert Mann ihr Vaterland wieder.

Noch trauriger endete der Zug, den Karl XII. ſelbſt mit dem Hauptheere nach der Mittagsſeite von Norwegen unternahm. Erſt im Anfang des November (1718) ging er über die Grenze, und richtete ſeinen Weg aufs Neue nach Friedrichshall. Die Feſtung ward eingeſchloſſen, am 4. December wurden die Laufgräben eröffnet, und am 9. eroberte der König ſelbſt eine Hauptſchanze mit dem Degen in der Hand. Die Arbeiter in den Gräben konnten es ſeinem Eifer immer nicht ſchnell genug machen. Selbſt am Sonntage, den 11. December, nachdem er Vor- und Nachmittags die Predigten in Tyſtedahl angehört hatte, ging er, trotz der ſchneidenden Nachtluft, noch ſpät Abends um neun Uhr mit dem Oberingenieur Megret und dem Generaladjutanten Siquier, zweien Franzoſen, hinaus, um zu ſehen, wie weit man gekommen ſey. Er lehnte ſich über eine Bruſtwehr hin, ſtützte den Kopf auf beide Arme, und ſah den Arbeitern beim Licht der Sterne zu. Aus der Feſtung ward immer noch von Zeit zu Zeit lebhaft kanonirt. Beide Begleiter entfernten ſich nach einander von ihm, und ließen ihn allein. Nach zehn Uhr kam Siquier nebſt einigen Officieren zurück, aber Megret kam ihnen mit der Nachricht entgegen, daß der König — erſchoſſen ſey. Sie fanden ihn rückwärts gegen die Bruſtwehr gelehnt, Kopf und Handſchuhe *) blutig, und die rechte Hand am Degen. Alle waren erſchrocken und tief bewegt, nur die beiden Franzoſen nicht, ja Megret ſagte kalt: „Nun iſt das Spiel aus, nun wollen wir heimziehen.“ Der Erbprinz von Heſſen-Kaſſel befahl, den Todesfall geheim zu halten, bis er ſeiner Gemahlin, der jüngern Schweſter Karls, Ulrike Eleonore, die Thronfolge geſichert hätte; hob die Belagerung von Friedrichshall auf, und ließ am 20. December das Heer nach Schweden zurückgehen. Erſt am 26. Februar 1719 ward der königliche Leichnam in der Ritterholmskirche in Stockholm feierlich beigeſetzt.

Der auf Karl und ſeine unumſchränkte Regierungsweiſe längſt erbitterte Schwediſche Adel erhob ſogleich ſein Haupt, und beſchloß die

*) Vermuthlich war er zuerſt mit der Hand nach der Wunde gefahren, und hatte dann zum Degen greifen wollen.

Unbeſtimmtheit, welche über das Recht zur Thronfolge obwaltete, zur Demüthigung der königlichen Gewalt zu benutzen. Es war nämlich die Frage, wer ein näheres Recht auf die Krone habe, ob der junge Herzog Karl Friedrich von Holſtein-Gottorp, Karls Neffe von deſſen bereits verſtorbener älteren Schweſter, oder die jüngere, die eben genannte Ulrike Eleonore. Der Adel entſchied ſich für die letztere, unter welcher er die Durchſetzung ſeiner Entwürfe erwarten konnte, und ſie erklärte ſchon in ihrem erſten Ausſchreiben zur Berufung eines Reichstags, daß ſie Alles im Reiche wieder auf den alten Fuß ſetzen wolle, und der unumſchränkten königlichen Gewalt völlig entſage. Damit war auch Görzens Sturz und Untergang entſchieden. Denn der Adel haßte ihn doppelt, als Ausländer, der zuletzt des verſtorbenen Königs Vertrauen in ſo hohem Grade beſeſſen und alle Geſchäfte geleitet hatte, und als ehemaligen Holſtein-Gottorpiſchen Staatsdiener, der die Intereſſen dieſes Hauſes warm verfocht. Er wurde verhaftet, einer langen Reihe von Staatsverbrechen angeklagt, deren keines erwieſen werden konnte, dennoch nach einem einzigen Verhöre zum Tode verurtheilt, und hingerichtet (2. März 1719).

Dieſelbe Adelspartei, welche dieſen Juſtizmord befahl, trägt nun wohl mit Recht den Verdacht, den König ſelbſt aus dem Wege geräumt zu haben. Sie that auch gar nichts, um die näheren Umſtände ſeines Todes zu erforſchen, obgleich das allgemeine Gerücht jene zwei Franzoſen laut genug beſchuldigte, Jedermann den Namen Siquier in sicuire verwandelte, und dieſer letztere in einem Fieberanfalle ſich ſelber den Mörder des Königs nannte. Man ließ es dabei bewenden, daß eine feindliche Kugel ihn getödtet habe, da doch keine derſelben ſo weit hätte tragen können, und eine ſpäterhin (11. Juli 1746) vorgenommene genaue Unterſuchung des Leichnams ausgewieſen hat, daß es keine andere als eine Piſtolenkugel geweſen ſeyn könne, die neben der rechten Schläfe hineingedrungen und an der linken Seite des Schädels wieder herausgeflogen ſey.

So ſtarb in der vollen Blüthe ſeines Lebens — ſechs und dreißig Jahre alt — ein Mann voll ſeltener Kraft, die von Anfang an auf das Große gerichtet war und lieber nichts thun wollte, wenn ſie nicht das Rühmlichſte vollbringen konnte. Wäre das tiefe Bewußtſeyn ſeines Rechts bei dem Anfange des großen Kampfes nicht durch den Gedanken, die Rache an ſeinen Feinden um jeden Preis vollenden zu müſſen, getrübt worden, und nicht in verderblichen Starrſinn umgeſchla-

gen, und hätte er in ſeinen Kriegszügen eben ſo viel planvolle Berechnung und ſtrategiſche Einſicht entwickelt, als er ſie durch heldenmüthige Tapferkeit verherrlichte, ſo würde man ſeinen Thaten eine weit größere und reinere Bewunderung zollen können. So aber wurden durch den Mißbrauch, den er von ſeinen Gaben machte, auch die ohnehin nicht großen Kräfte ſeines Landes nutzlos vergeudet, und in ſeinen Sturz verwickelte er auch den der Schwediſchen Größe.

11. Friedensſchlüſſe.

(1719—1721.)

Die Unterhandlungen zu Aland wurden noch bis zum September fortgeſetzt, dann aber Schwediſcher Seits abgebrochen. Der Klugheit nach hätte man ſich allerdings mit dem gefährlichſten Feinde zuerſt einigen ſollen, allein im Schwediſchen Cabinette folgte nun jetzt eine der Görziſchen ganz entgegengeſetzte Politik, und England gewann in demſelben ſo viel Einfluß, daß man mit Georg I. zuerſt abſchloß (20. Nov. 1719). Bremen und Verden blieben demnach dem Kurhannöveriſchen Hauſe, und dieſes bezahlte dafür an Schweden eine Million Thaler. Darauf wurde man mit Friedrich Wilhelm I. von Preußen einig (1. Febr. 1720). Er behielt gleichfalls das von ihm beſetzte Stettin und Vorpommern bis an die Peene, nebſt den Inſeln Uſedom und Wollin, und zahlte dafür an Schweden zwei Millionen Thaler. Dänemark behielt den Gottorpſchen Antheil von Schleswig, gab aber die Schweden entriſſenen Eroberungen heraus, wogegen Schweden ihm 600,000 Thaler baar bezahlte, und auf die bisher genoſſene Zollfreiheit im Sunde Verzicht that (14. Juni 1720). Mit Auguſt II. waren ſchon vorher (7. Jan.) Präliminarien geſchloſſen worden, wonach Schweden ihn als König von Polen anerkannte, nur ſollte er dem Stanislaus die Führung des königlichen Titels bewilligen und ihm eine Million Thaler zahlen.

Jetzt war Rußland allein noch übrig. Peter war auf die neue Schwediſche Regierung ſo aufgebracht *), daß er auf das härteſte gegen ſie zu verfahren entſchloſſen war. Schon 1719 hatte er erklärt,

*) Doch nicht auf Karl war er es geweſen. Vielmehr preßte ihm die Nachricht von deſſen Tode den Seufzer aus: „Armer Bruder Karl, wie bedaure ich dich!“

er werde die Schwedischen Provinzen mit Feuer und Schwert verwüsten lassen, wenn man seine Friedensvorschläge nicht annähme. Und er hatte Wort gehalten. Im Juli 1719 war sein General Apraxin an der Küste von Upland gelandet, und hatte in kurzer Zeit, nach echt barbarischer Weise, dreizehn Städte, drei hundert ein und sechzig Dörfer, hundert ein und vierzig adelige Güter, drei und vierzig Mühlen, vierzehn Eisenwerke, zwei Kupfergruben und ganze Strecken schöner Waldungen in Asche gelegt, Menschen und Vieh gemißhandelt und erschlagen, und dem armen Lande einen Schaden von mehr als zwölf Millionen Thalern zugefügt. Diese Barbareien wurden im folgenden Jahre wiederholt, bis endlich Schweden nothgedrungen die Russischen Forderungen zugestand. So wurden denn in dem Frieden zu Nystädt (10. Sept. 1721) auf ewige Zeiten die schönen Schwedischen Provinzen Livland, Esthland, Ingermanland, von Finnland Wiborgslehn und ein Theil von Karelien gegen zwei Millionen Thaler an Rußland abgetreten. Nur hatte sich die Schwedische Regierung beharrlich geweigert, zu Gunsten des Herzogs Karl Friedrich von Holstein-Gottorp irgend eine Bewilligung zu machen. Mit Bestürzung vernahm der Herr von Bassewitz, des Herzogs Minister, bei der Glückwünschungsaudienz aus dem Munde des Zars die Nachricht, der Himmel habe ihm dießmal nicht erlaubt, für den Herzog von Holstein zu thun, was er wohl gewünscht hätte; er hoffe aber, nach der Versöhnung mit Schweden dort kräftiger für ihn wirken zu können. Mit einer wahrhaft männlichen Freimüthigkeit erwiederte der Minister: „Ich wünsche diesem neuen Versprechen mehr Festigkeit, als den vorigen, welche meinen Herrn nach langem Zögern verleiteten, die mächtige Hand zu küssen, die man ihm darreichte. Was mich betrifft, so möchte ich vor Gram sterben, daß ich so einfältig war, zu glauben, es gebe einen Sterblichen, der sein Wort halte, und daß ich einen Sprößling der Wasa nach Rußland führte, um hier der Politik zum Spielball zu dienen.“ Alle Anwesenden erblaßten bei dieser Rede, und zitterten für Bassewitz, aber Peter fühlte die Gerechtigkeit des Vorwurfs zu tief, um darüber zornig zu werden. Er sagte deshalb ungewöhnlich sanft zu den Umstehenden: „Man muß mit dem Uebermaaß seines redlichen Eifers Nachsicht haben; ich wollte, daß mir Viele mit solchem Eifer dienten.“ — „Hier fuhr er gegen Bassewitz fort, indem er ihm ein großes Deckelglas reichte, trinkt auf die Gesundheit eures Herrn. Ihr sollt sehen, daß ihr nicht Ursach habt, es zu bereuen, daß ihr ihn nach Rußland geführt habt.“

Ueber den Frieden mit Schweden hatte Peter eine ſolche Freude, daß er allen Unterthanen in ſeinem Reiche die rückſtändigen Abgaben bis 1717 erließ, und alle verhafteten Kronſchuldner, ſo wie die Verbrecher, mit Ausnahme der Mörder und der wegen wiederholten Straßenraubes Verurtheilten, in Freiheit zu ſetzen befahl. Bei dieſer Gelegenheit erſuchte ihn der Senat, daß er erlauben möchte, ihn künftig mit dem Titel: Kaiſer von Rußland, Vater des Vaterlandes, Peter der Große, benennen zu dürfen, welchen Titel er nach einiger Weigerung annahm (22. Oct. 1721). Seitdem haben die Zaren von Rußland den Kaiſertitel geführt, der vorher nicht in dieſem Lande üblich geweſen war.

12. Peters I. letzte Lebensjahre.

(1716—1725.)

Indem wir uns jetzt nach Rußland wenden, ſey es erlaubt, einige Jahre zurückzugehen. Im Anfange des Jahres 1716 beſchloß Peter, mit ſeiner Gemahlin eine Reiſe durch einen Theil von Europa zu machen. Am 29. Febr. kam er in Danzig an. In Stettin beſprach er ſich mit dem Könige von Preußen, und in Hamburg mit dem Könige von Dänemark. Der letztere wollte damals einen Einfall in Schonen thun, und erbat ſich dazu Ruſſiſche Hülfe. Peter verſprach ſeine Flotte und Landmacht mit der Däniſchen bei Kopenhagen zu vereinigen. Von Hamburg ging er nach Pyrmont, und von da kehrte er wieder nach Schwerin zurück, wo ſeine Nichte wohnte. Unterdeſſen hatten ſich wirklich 15,000 Ruſſen zu Fuß und 6000 Reiter von Roſtock aus nach Seeland eingeſchifft und am 17. Juli erſchien er nun ſelbſt mit ſeiner Gemahlin in Kopenhagen, und wurde mit großen Ehrenbezeigungen aufgenommen. Aber die Landung in Schonen unterblieb, eines zwiſchen Friedrich IV. und Peter eingetretenen Mißverhältniſſes wegen. Ja der letztere iſt ſogar beſchuldigt worden, daß er Willens geweſen, ſich der Inſel Seeland und der königlichen Familie mit Liſt zu bemächtigen, und nur weil Friedrich noch zu rechter Zeit von dem Anſchlage Kunde bekommen, ſey er an der Ausführung verhindert worden. Es ſcheint aber die vorgebliche Enthüllung einer ſo verrätheriſchen Abſicht eine grundloſe Einflüſterung geweſen zu ſeyn.

Jetzt ſetzte Peter ſeine Reiſe wieder fort. Am 16. December kam er in Amſterdam an. Hier wetteiferte man, ihn zu unterhalten. Er

beſuchte auch ſein altes Saardam wieder, und ſpeiſte daſelbſt bei einem reichen Schiffszimmermann. Erſt im April 1717 verließ er Holland, und reiſte über Antwerpen, Brüſſel, Gent, Brügge und Dünkirchen nach Paris. Man zeigte ihm hier Alles, was einem ſo wißbegierigen Reiſenden werth ſeyn konnte. In der Münze, wo er das Geldprägen hatte mit anſehen wollen, ward er ſehr angenehm überraſcht, als der Münzmeiſter eine in der Eil geſchnittene Denkmünze vor ſeinen Augen prägen ließ, die ſein wohlgetroffenes Bildniß enthielt. Den ſiebenjährigen König Ludwig XV. nahm er auf ſeinen Arm, küßte ihn, und ſagte: „Ich wünſche, daß Ew. Majeſtät wohl aufwachſen und löblich regieren mögen; vielleicht werden wir mit der Zeit einander brauchen können.“ Auch die damals noch lebende Frau von Maintenon beſuchte er. Bei Richelieus marmornem Grabmal rief er aus: „Großer Mann, dir wollte ich die Hälfte meiner Staaten geben, könnteſt du mich die andere regieren lehren!“ Am 21. Juni 1717 verließ er Paris, und am 2. Auguſt kam er in ſeiner Lieblingsſtadt Amſterdam bei ſeiner dort zurückgebliebenen Gemahlin wieder an. Vier Wochen blieb er noch hier, dann ging er über Berlin in ſeine Staaten zurück.

Bei ſeiner Heimkehr wartete ſeiner das ſchwierige und bedenkliche Geſchäft, über ſeinen eigenen Sohn Alexei zu richten. Die Mutter dieſes Prinzen war Peters erſte, verſtoßene Gemahlin, Eudoxia Fedorowna Lapuchin, und da der Zar die Abneigung gegen dieſelbe auf den Sohn übertrug, war es kein Wunder, daß auch dieſer den Vater und deſſen ganze Handlungsweiſe mit Mißtrauen betrachtete. Leicht flößten ihm die Prieſter, unter denen er aufwuchs, den entſchiedenſten Widerwillen gegen Peters Neuerungen ein. Als Katharina für die rechtmäßige Gemahlin des Zars erklärt ward, flüſterten ſie ihm zu, daß die Fruchtbarkeit der neuen Ehe ſeinem Erbrechte gefährlich werden, und er dereinſt, wie ſeine Mutter, in ein Kloſter geſteckt werden könne. Die ganze Nation, ſagten ſie, verabſcheue den auswärtigen Krieg, ſo wie die inneren Veränderungen des Vaters, und er könne ſich ſeine künftigen Unterthanen nicht geneigter machen, noch die Erbfolge zuverläſſiger ſichern, als wenn das Volk aus ſeinem Betragen erkenne, daß er in der Folge in die Fußtapfen ſeiner Ahnen treten, den Zarenſitz wieder nach Moskau verlegen, und ſeinem Staate ſowohl als den Nachbarn Ruhe geben werde. Dieſen Abſichten und Wünſchen kamen die Neigungen des Prinzen entgegen. Peter, der dieß mit großem Kummer ſah, hoffte durch die Vermählung Alexeis mit einer Deutſchen

Prinzeſſin eine Sinnesänderung bei ihm zu bewirken. Seine Wahl fiel auf eine Tochter des Herzogs Ludwig Rudolf von Braunſchweig. Aber auch dieſes Mittel, den Prinzen durch die Hand der Liebe und durch die nähere Bekanntſchaft mit den Sitten des Auslandes für die Beſtrebungen des Vaters zu gewinnen, ſchlug gänzlich fehl. Alexei behandelte ſeine Gemahlin höchſt unwürdig, überließ ſich den Ausſchweifungen, und lebte mit einer Finniſchen Leibeigenen in dem vertraulichſten Verhältniß. Vor Gram darüber ſtarb die Prinzeſſin in ihrem zweiten Wochenbette (1715). Peter, von Schmerz und Zorn erfüllt, und längſt aufgebracht, daß der Thronerbe ſich weder um den Krieg noch um Staatsgeſchäfte bekümmere, warnte ihn. Er müſſe, ſchrieb er ihm, ſich der Thronfolge würdig zeigen, ſonſt werde er ihn von derſelben ausſchließen, er ſolle thätiger werden, oder in ein Kloſter gehen. Mit erheuchelter Demuth antwortete Alexei, er fühle ſeine Unfähigkeit zur Regierung und wolle in den geiſtlichen Stand treten; aber während der zuletzt erwähnten Reiſe des Zars floh er aus dem Reiche, um bis zum Tode deſſelben im Geheimen im Auslande zu verweilen, wo es ihm denn, wie er meinte, an Anhängern nicht fehlen würde, um mit leichter Mühe den Thron zu beſteigen.

Er begab ſich nach Wien zu ſeinem Schwager, dem Kaiſer Karl VI., der ihn auf ein Schloß im Königreich Neapel bringen ließ. Aber Peter erforſchte ſeinen Aufenthalt und beſtand dringend auf ſeine Auslieferung. Karl mußte zugeben, daß Ruſſiſche Abgeordnete ſich zu dem Prinzen begaben, die ihn auch überredeten, ihnen nach Rußland zu folgen. Hier leiſtete er nun (1718) feierlich Verzicht auf die Ruſſiſche Krone, und ſein Halbbruder Peter, Katharinens Sohn, wurde zum Thronfolger erklärt. Die von ihm angegebenen Theilnehmer und Mitwiſſer ſeiner Flucht wurden als Staatsverräther hingerichtet. Aber aus der Unterſuchung gegen dieſe entwickelten ſich neue Anklagen gegen Alexei. Es zeigte ſich, daß er ſeine Bekenntniſſe nicht vollſtändig abgelegt hatte, obſchon ihm dieſes als ausdrückliche Bedingung ſeiner Begnadigung zur unerlaßlichen Pflicht gemacht worden war. Dadurch entſtand in Peter die Furcht, daß ſeine Reue nicht aufrichtig ſey, und daß er den Vorſatz nicht aufgegeben haben möge, ſich einſt mit Hülfe der Altgeſinnten auf den Thron zu ſchwingen und die verhaßten Neuerungen wieder zu vernichten. Nichts aber ging dem Zar über ſeine Schöpfung; ihrer Erhaltung glaubte er den Sohn opfern zu müſſen. Er forderte daher von den Ständen, die Sache des Prinzen noch-

mals zu untersuchen, und ein rücksichtsloses Urtheil über ihn zu sprechen. Die weltlichen Stände — sey es aus Ueberzeugung, oder weil sie des Zars Absicht zu errathen glaubten, oder aus Furcht vor den Altgesinnten, die durch den Prinzen wieder künftig ans Ruder gelangen möchten — verdammten ihn zum Tode. Peter ließ das Urtheil bekannt machen; ob er es vollstrecken lassen solle, war er selbst noch nicht entschieden *). Der Prinz aber erschrak, als ihm sein Urtheil angekündigt ward, so heftig, daß er sogleich zum Tode erkrankte. Unter heißen Thränen bekannte er am folgenden Tage dem herbeigerufenen Zar, daß er sich schwer an ihm versündigt habe, und flehte ihn nun an, daß er ihm seine Verbrechen verzeihen, und vor seinem Ende den Vaterfluch, den er auf ihn gelegt, wieder von ihm abnehmen möge. Im hohen Grade gerührt und ergriffen ertheilte ihm Peter seinen Segen und verließ ihn. Bald darauf verschied der Unglückliche (6. Juli 1718). Die Gerüchte, daß er im Gefängnisse enthauptet oder vergiftet worden sey, sind ungegründet, und erweisen sich schon durch ihren Widerspruch mit der von Petern veranlaßten feierlichen Verurtheilung als unwahr.

Die beiden letzten Jahre Peters waren noch sehr traurig, denn Geist und Körper litten; jener durch den Gedanken, daß alle seine mühsamen Arbeiten nach seinem Tode wieder einstürzen könnten **), dieser durch eine bösartige Entzündung an der Harnblase, die er lange verheimlichte, und durch seine fortgesetzte unregelmäßige Lebensweise unheilbar machte. Eine Erkältung kam dazu (er sprang ins Wasser, um ein Schiff retten zu helfen, das er auf einer Untiefe hatte stranden sehen), und dieß entschied über sein Leben. Er starb nach langen, entsetzlichen Schmerzen am 8. Februar 1725.

*) Halem, Leben Peters des Großen, Bd. II. S. 252.

**) Von seiner zweiten Gemahlin Katharina überlebten ihn nur zwei Töchter; drei Prinzen, die sie ihm geboren, waren früh wieder gestorben.

IV. Die Nordiſchen Staaten nach dem Kriege.

1. Rußland unter Katharina I., Peter II. und Anna I. (1725—1740.)

Rußland, welches bis zum Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts an der Grenze Europas und Aſiens zwiſchen beiden Welttheilen unentſchieden geſchwankt hatte, war durch Peter den Großen eine Europäiſche Macht geworden; aber es war dieß mehr durch Staatskunſt als durch Geſittung geſchehen, und die beiden Hauptſtädte zeigten in ihrer verſchiedenen Geſtalt noch lange den fortdauernden Kampf jener doppelten Richtung. Petersburg, die Hauptſtadt der Regierung, ſtellte das Europäiſche Element dar; Moskau, die Hauptſtadt der Nation, behielt, wenn nicht einen rein Aſiatiſchen, doch einen gemiſchten Charakter. Peter der Große ſelbſt trug dieſe Doppelnatur in ſich und verfolgte die Aufgabe, Europas Bildung und ſeines Volkes Rohheit zu vermitteln. Zu dieſem Behufe hielt er es aber für hinreichend, Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit auf Rußlands Boden zu verpflanzen, ohne den einſt gefaßten Gedanken an Einführung von Anſtalten für den Volksunterricht feſt zu halten. Anſtatt guter Schulen wurde eine Akademie der Wiſſenſchaften geſtiftet, deren Mitglieder den ſchwierigſten Theilen der höhern Mathematik und den dunkelſten Gebieten der Völkerhiſtorien verdienſtvolle Forſchungen widmeten, aber den Fortſchritt der Ruſſiſchen Volksbildung wenig förderten. Indeß eigneten die Großen, theils durch Reiſen, theils durch Privaterziehung, mit vieler Leichtigkeit die Sitten und die Künſte des Auslandes ſich an; Fremde aber behaupteten darum nicht minder im Ruſſiſchen Staats- und Kriegsdienſte, wie in keinem andern, Zutritt und Uebergewicht. Die Griechiſche Kirche legte ihnen kein Hinderniß in den Weg; denn ohngeachtet dieſelbe als ein ſehr beſtimmter Nationalcultus beſtand, war doch Rußland damals der einzige Staat in Europa, in welchem der Ausländer chriſtlicher Herkunft, der ihm dienen wollte, nicht nach ſeinem kirchlichen Religionsbekenntniß gefragt ward.

Die Regierung dieſes großen Reichs gerieth nach Peters I. Tode in gefährliche Schwankungen, welche den Inhabern oder Stellvertre-

tern der höchſten Gewalt mehrmals verderblich wurden, und die Geſchichten der Römiſchen und Byzantiniſchen Kaiſerzeit wieder zum Vorſchein brachten. Der Hauptgrund des Uebels lag in dem Mangel einer geregelten Thronfolge. Durch ein Geſetz, welches Peter I. am 5. Februar 1722 gegeben hatte, war dem jedesmaligen Herrſcher das Recht eingeräumt, ſich den Würdigſten zum Nachfolger zu ſetzen. Dieſe Beſtimmung, von welcher die Selbſtherrſchaft Verſtärkung und Feſtigkeit empfangen ſollte, bewirkte das Gegentheil, indem ſie den Beſitz des Thrones dem Einfluſſe der Ränke und des Parteienkampfes in der Hof- und Staatsdienerſchaft Preis gab. Der Charakter der auf Petern folgenden Regenten trug bei, die üblen Folgen dieſes Geſetzes zu verſchlimmern.

Unter dem Vorwande deſſelben wurde nach des Kaiſers Tode ſeine Gemahlin Katharina durch den Fürſten Menzikow, ihren ehemaligen Gebieter, der vom niedrigſten Stande bis zum erſten Staatsminiſter und vertrauten Günſtling Peters des Großen emporgeſtiegen war, auf den Thron gehoben. Dieſer regierte; ein Cabinetsrath, dem alle übrigen Behörden, auch der Senat, unterworfen waren, hatte nur ſeinen Befehlen Folge zu leiſten. Als die Feinde des Fürſten die Sache des verdrängten Peter Alexiewitſch (Sohns des verurtheilten Alexei), der dem Erbrechte nach Peters des Großen Nachfolger ſeyn ſollte, ergreifen wollten, kam er ihnen zuvor, erwarb ſich ſelbſt die Gunſt dieſes Prinzen, und traf Anſtalten, demſelben ſeine Tochter Maria zu vermählen. Peter der Große hatte kurz vor ſeinem Tode den Angelegenheiten des Herzogs von Holſtein-Gottorp, des Gemahls ſeiner älteſten Tochter Anna, große Theilnahme erwieſen, und Katharina ſelbſt ließ dieſer Familie eine Zuneigung blicken, welche den Fürſten beunruhigte. Ganz unerwartet ſtarb die Kaiſerin am 16. Mai 1727. Ihr Teſtament verordnete während der Minderjährigkeit Peters II. eine aus den Mitgliedern der kaiſerlichen Familie beſtehende Regentſchaft. Menzikow riß aber ſogleich die Alleingewalt an ſich. Er verlobte den jungen Kaiſer mit ſeiner Tochter, ließ ihn aus dem kaiſerlichen Palaſt in den ſeinigen ziehen, und hoffte durch eine Vermählung ſeines Sohnes mit der Großfürſtin Natalia, der Schweſter des Kaiſers, die Verbindung ſeiner Familie mit dem Throne unauflöslich zu machen. Der Herzog und die Herzogin von Holſtein wurden fortgeſchickt. Allein der Geiz und der Uebermuth des Fürſten wurden von Anderen, die ihn mehr beneideten als tadelten, benutzt, und Peter II. wurde aufgereizt gegen

denjenigen, von dem er glaubte, daß er ihn in Knechtſchaft halte und zum Untergange ſeines unglücklichen Vaters beigetragen habe. Im September 1727 ward Menzikow durch die Familie Dolgorucki geſtürzt; ein Geldgeſchenk, welches der Kaiſer ſeiner Schweſter Natalia ſchickte, Menzikow aber dem Boten abnahm und für ſich behielt, war die unmittelbare Veranlaſſung ſeines längſt vorbereiteten Falles. Der Glanz des Gewaltigen erloſch in der Stille des Sibiriſchen Städtchens Berezow, wohin er mit ſeiner Gemahlin, ſeinem Sohne und ſeinen beiden Töchtern geführt ward. Von den Millionen, die er früher beſeſſen hatte, blieben ihm täglich zehn Rubel zu ſeinem Unterhalte. Er ſuchte ſeinen Troſt in Erbauung einer hölzernen Kirche, wozu er das Geld von jenem Tagegelde erſparte. Als aber der Gram zuerſt ſeine Gemahlin und dann auch ſeine Tochter, die einſt zur Kaiſerin beſtimmte Maria, tödtete, verſank er in tiefe Schwermuth, ſprach kein Wort mehr und nahm nichts zu ſich als Waſſer, bis er (am 2. November 1729) ſtarb.

Die Dolgorucki führten den jungen Kaiſer nach Moskau. Sie ſchmeichelten dem Volke durch die Ausſicht, daß ſie dieſen Ort wieder zum Herrſcherſitz machen und den Hof von dem fremdthümlichen Petersburg für immer entfernt halten würden. Indem ſie in ihrem Mündel eine leidenſchaftliche Liebe zur Jagd, die allen zum Regieren erforderlichen Einſichten den Zugang verſchloß, erregten und nährten, ſuchten ſie ihren Einfluß nothwendig zu machen und ihn durch Verheirathung des Kaiſers mit einer Dolgorucki gänzlich zu befeſtigen. Aber am 29. Januar 1730 ſtarb Peter II. an den Pocken. Auch die Dolgorucki waren, wie vormals Menzikow, auf dieſen Fall ſchon bedacht geweſen, und brachten es im Verein mit den übrigen Mitgliedern des Staatsraths dahin, daß, da jetzt der Mannsſtamm des Romanowſchen Hauſes ausgeſtorben war, unter den weiblichen Gliedern der kaiſerlichen Familie die jüngere Tochter Iwans, des älteren Bruders Peters des Großen, Anna Iwanowna, verwitwete Herzogin von Kurland, zur Kaiſerin erklärt ward. Weniger berechtigt als ihre ältere Schweſter Katharina, Herzogin von Mecklenburg, und als ihre Muhmen, die Töchter Peters des Großen, ſollte ſie den Thron als ein Geſchenk anſehen, und ihn mit Beſchränkungen erkaufen, welche der Staatsrath, der ſich das Recht zu Krieg und Frieden, Ausſchreibung von Abgaben und Ernennung eines Gemahls und Nachfolgers vorbehielt, der bisherigen unumſchränkten kaiſerlichen Gewalt auflegen wollte. Dem Anſcheine nach hatte man ſich nicht geirrt; die drei Abgeſandten von Seiten des Staatsraths, des

Senats und des Adels, erhielten von der Herzogin ohne Bedenken die Unterschrift der Capitulation, aber bald wurden sie aus ihrem Wahne gerissen.

Die lange Dauer der Alleinherrschaft, und die kraftvolle Art, in welcher dieselbe gehandhabt worden war, hatte die Nation dergestalt an diese Staatsform gewöhnt, daß der bloße Name des Gebieters das Gefühl und den Trieb blinder Unterwerfung erweckte. Der kleine Adel fand es unerträglich, eine Anzahl derjenigen, welche sonst vor dem Throne des Zars nicht mehr als er gegolten hatten, über sich herrschen zu sehen. Im Staatsrathe selbst bildete sich Anna bald eine Partei, an deren Spitze zwei, schon von Peter dem Großen gebrauchte Deutsche standen, der Reichsvicekanzler Ostermann, Sohn eines Predigers aus Bockum in Westphalen, und Münnich, ein Oldenburgischer Edelmann, der im Hessischen Dienste den Spanischen Erbfolgekrieg mitgemacht hatte, dann in Sächsische Dienste, aus diesen aber, in Folge eines Zweikampfes, in Russische getreten und zu den ersten Kriegswürden aufgerückt war. Auch ihr Liebling Biron*), dessen Entfernung zwar vor der Thronbesteigung ausbedungen worden, der aber seiner Gebieterin dennoch zur Krönung nach Moskau (15. Febr. 1730) gefolgt war, besaß Ehrgeiz und Unternehmungsgeist. Ein anderer ihr ergebener Mann, Soltikow, von ihr zum Obersten der Preobraschenskischen Garde erhoben, machte ihr auch diese Kraft dienstbar, so daß schon am 25. Februar die drei Fürsten Trubetzkoi, Boratinski und Tscherkaskoi mit mehr als sechshundert Edelleuten vor der Kaiserin erscheinen und ihr eine Bittschrift überreichen konnten, des Inhalts, daß alle Stände des Reichs, Geistlichkeit, Adel und Volk, die seit undenklichen Zeiten bestehende unbeschränkte Regierung für die dem Russischen Reiche angemessenste erkennend, die Herstellung dieser allein rechtmäßigen Verfassung forderten. Anna erwiederte, sie habe in der Meinung, daß die Nation es so haben wolle, eine Schrift unterzeichnet, die ihr entgegengesetzte Verpflichtungen auflege, und befahl, dieselbe zu holen und der Versammlung vorzulesen. Bei jedem Punkte fragte sie, ob dieß der Wille der Nation gewesen, und bei jedem wurde mit einem lauten Nein geantwortet. Darauf zerriß sie die von ihr unterschriebene Capitulation, verwies die Urheber derselben, die Dolgorucki und Galitzin, auf ihre Gü-

*) Eigentlich Bühren, und Biron erst durch Annahme des Namens und Wappens dieser alten Französischen Familie, die in der Revolution erloschen ist.

ter, und belohnte die, welche dieſes Unternehmen unterſtützt hatten. Statt des geheimen Raths und des hohen Senats wurde ein neuer, aus ein und zwanzig Perſonen beſtehender dirigirender Senat und ein geheimer Cabinetsrath errichtet, in welchem Oſtermann als Kanzler den Vorſitz führte. Münnich ſollte als Feldmarſchall die Kriegskunſt, die er unter Eugen und Marlborough in Italien und in den Niederlanden gelernt hatte, bei dem Ruſſiſchen Heere in Anwendung bringen. Die ſeit Peters des Großen Tode eingetretene Vernachläſſigung der Land- und Seemacht eröffnete der unermüdeten Thätigkeit dieſes talentvollen Mannes, der bis dahin mit Erbauung des Ladoga-Canals beſchäftigt geweſen war, ein weites Feld. Den Haupteinfluß aber übte Biron, oder vielmehr er allein führte das Staatsruder, da ihm Anna, ſelbſt ohne Neigung zu Staatsgeſchäften, ſich und das Reich überließ. König Auguſt III. vergalt Birons Theilnahme an ſeiner Erhebung zur Polniſchen Krone damit, daß er nach dem Erlöſchen des Kettlerſchen Hauſes in Kurland den vormaligen Stallmeiſter, dem der Kurländiſche Adel den Rang eines Edelmannes ſtreitig gemacht hatte, nach dem Wunſche ſeiner Kaiſerin im Jahre 1737 mit dem Herzogthum Kurland belehnte. Dieſer Herzog von Kurland herrſchte über Rußland mit eiſernem Scepter. Als die Dolgorucki einen Verſuch machten, die Gunſt der Kaiſerin wieder zu erlangen, verhing er über dieſe Familie ein ſchreckliches Strafgericht, ließ mehrere Glieder derſelben grauſam hinrichten und ſandte Tauſende ihrer Anhänger nach Sibiriens Wüſten. Selbſt ſeine Gebieterin ſoll ſich ihm zu Füßen geworfen und vergebens um Gnade für ihre Freunde und Freundinnen gefleht haben.

---

2. Krieg mit den Türken.
(1736—1739.)

Während dieſer Vorgänge am Hofe zu Petersburg erwarben die Ruſſiſchen Waffen großen Kriegsruhm, beſonders gegen die Türken. Peter I. hatte bei dem im Jahre 1711 geſchloſſenen Frieden mit den letzteren im Eingange des Vertrags bekennen müſſen, er verdanke ſeine Rettung der Barmherzigkeit der Gläubigen, und er habe den Frieden, um welchen er gebeten, aus Gnade erhalten. Er ſelbſt hatte dieſe Schmach rächen wollen; aber die Umſtände hatten ihn nicht begünſtigt, und der Tod ihn übereilt. Im Jahre 1735, wo ſich die Türken in

einen schweren Krieg mit dem Perser-Schah Nadir (Thamas Chuli Khan) verwickelt befanden, war ein bequemer Zeitpunkt gekommen. Die vielen Streifereien, mit welchen die Russischen Kosaken von den Tataren heimgesucht wurden, gaben einen Vorwand, den Frieden zu brechen. Obgleich der Sultan Mahmud I. für diesen von den Tataren gestifteten Schaden Genugthuung zu geben versprach, verwarf doch die Russische Regierung dieß Anerbieten, weil sie einen Krieg wünschte, der, wie sie hoffte, ihre Waffen bis in die Krimische Halbinsel führen, und ihr am Fuße des schwarzen Meeres festen Fuß gewähren sollte.

Münnich wurde von Warschau, wo er noch mit der Einführung des vom Russischen Hofe eingesetzten Königs August III. beschäftigt war, im Jahre 1736 zum Heere berufen. Dieses versammelte sich zu Isoum, unweit der Ukrainischen Linie, und zog, während Lascy Asow, die wichtige Festung am Ausflusse des Don, eroberte, unter Münnichs Führung gegen die Krimm. Der Zugang zu derselben war durch unfruchtbare Gegenden, durch umherschwärmende Feinde und durch die berühmten Linien von Perekop auf der Landenge dieser Halbinsel schwierig, ja durch die letzteren, nach der Meinung der Tataren, die fünftausend Menschen mehrere Jahre nach einander daran hatten arbeiten lassen, ganz unmöglich. Aber Münnich führte seine Russen an den zwölf Klafter breiten und sieben Klafter tiefen Graben, der quer hindurchging, und hinter dem eine Brustwehr zu bedeutender Höhe hinaufstieg. Die Russen stiegen trotz des feindlichen Feuers hinab; da aber ihre Leitern nicht an die Brustwehr reichten, mußten zusammengebundene Spanische Reiter den Mangel ersetzen, wobei die Unteren den Oberen mit ihren Bayonnetten und Spießen halfen. Diese Kühnheit erschreckte die Tataren so sehr, daß sie ihre für unüberwindlich gehaltenen Linien verließen, ihr ganzes Lager und zwei Tage darauf auch die Festung Perekop den Russen überließen. „Ich sehe nicht, daß deine Krieger Fittige haben", sagte der gefangen gemachte Türkische Befehlshaber, der nicht wußte, daß Entschlossenheit des Feldherrn und Tapferkeit der Soldaten die Fittige eines Heeres sind.

Diesem Geiste seiner Truppen vertraute Münnich, als seine Generale ihn auf den Mangel an Brot und auf die Schwierigkeit der Versorgung in einem verheerten Lande aufmerksam machten, und vorschlugen, bei Perekop ein Lager zu beziehen. Er ließ am folgenden Tage aufbrechen, in der Hoffnung, die Hindernisse der Natur wie die Bollwerke des Feindes zu überwältigen. Allein die ersteren waren

ſtärker. Ungeachtet er Koslow, den größten Handelsort der Krim, und Bagdſcheſerai, die Reſidenz des Khans, erobert hatte, wurde er durch die Hitze und durch Krankheiten, die in ſeinem Heere einriſſen, genöthigt, ſtatt nach Kaffa vorwärts, nach Perekop, und, nach Zerſtörung dieſer Feſtung und der Linien, in die Ukraine zurückzugehen, wo er ſich zum neuen Feldzuge rüſtete.

Dieſer ſchien den Türken entſchiedeneres Verderben zu drohen. Denn der Oeſterreichiſche Hof entſchied ſich jetzt, wie oben in der Geſchichte Karls VI. ſchon erzählt iſt, zur Theilnahme an dieſem Kriege. Wie kläglich es aber mit der Anführung der kaiſerlichen Heere beſchaffen war, und welche Unfälle dadurch für ſie herbeigeführt wurden, iſt dort gleichfalls ſchon berichtet. Aber auch den Ruſſen maß man einen Theil der Schuld bei wegen ihrer abgeſonderten Unternehmungen, die auf das Hauptziel des Krieges nicht hinwirkten und untergeordnete Zwecke verfolgten.

Münnich wollte in dieſem Feldzuge ſich der Mündung des Dniepers in das ſchwarze Meer verſichern, und zu dem Ende Oczakow erobern (die an der andern Seite des Ausfluſſes gelegene Feſtung Kinburn war ſchon im vorigen Jahre (1736) von den Ruſſen erobert und geſchleift worden). Oczakow ward von 20,000 Türken und einer ſtarken Artillerie vertheidigt. Das Ruſſiſche Heer befand ſich in einer ſchwierigen Lage. Die Flotte, welche den Dnieper herab Lebensmittel und andere Belagerungsbedürfniſſe herbeiführen ſollte, war noch nicht angekommen, und in der Nähe weder Holz noch Futter für die Pferde zu finden. Münnich, der einen Rückzug für gefährlich hielt, war der Meinung, es müſſe etwas gewagt werden. Die Pferde wurden daher zurückgeſchickt, und auf dem harten Boden Schanzen und Laufgräben begonnen. Ein ſtarkes Feuer der Belagerer ſetzte die Stadt an vielen Orten in Brand, ein großes Pulvermagazin ward dabei entzündet. In der dadurch entſtandenen Verwirrung wurde die Feſtung unter großem Blutvergießen erſtürmt. Die Stadt ſelbſt ward ſo zerſtört, daß für die einrückenden Truppen nicht einmal ein Obdach zu finden war. Aber die Flotte, die vierzehn Tage nach der Einnahme erſchien, machte es möglich, die Häuſer in bewohnbaren Stand zu ſetzen, und die Feſtungswerke zu verſtärken. Münnich verfuhr hierbei, ſo wie in der Wahl des Befehlshabers, mit ſo vieler Einſicht, daß einige Zeit darauf die Türken, als ſie die Wiedereroberung der Feſtung verſuchten, abziehen mußten, ehe noch ein Entſatz angekommen war. Münnich war

nach der Ukraine zurückgegangen und hatte die Belagerung der Festungen Bender und Choczym auf den nächsten Feldzug verschoben. Der dießjährige hatte 60,000 Menschen gekostet, und einen Türkischen Steinhaufen eingebracht. Und auch dieser mußte am Ende des folgenden Feldzuges (1738), als Mangel und Pest einen höchst verlustvollen Rückzug nothwendig gemacht hatten, wieder geräumt werden.

Dieß erhöhte den Muth der Türken; denn auch die Russische Flotte hatte auf dem schwarzen Meere gegen die Türkische den Kürzern gezogen, die Oesterreicher aber waren immer weiter zurückgewichen. Im nächsten Jahre (1739) verloren diese die Schlacht bei Grotzka gegen den von den Einsichten des Franzosen Bonneval*) unterstützten Großvesir, worauf das Türkische Heer die wichtige Festung Belgrad einschloß. Münnich hatte indeß den Feldzug von 1739 glänzend und rühmlich geführt. Er war mit seinem 65,000 Mann starken Heere an den Dnieper gegangen, aber dießmal nicht durch die gefährlichen Tatarischen Wüsten, sondern durch Polen, nach dessen Einwilligung nicht gefragt ward. Die Türken waren erst in Ungewißheit über Münnichs Absicht, dann durch seine Schnelligkeit überrascht. Der Russische Feldherr erreichte den Dnieper, und setzte am 29. Juli über diesen Fluß, sich den Orten nähernd, wo acht und zwanzig Jahre vorher Peter I. so große Schmach erlitten hatte. Gleiches Schicksal gedachte auch dießmal der Seraskier Vely Bassa den Russen zu bereiten, allein die Mittel, deren er sich dazu bediente, führten sein eigenes Verderben herbei. Er wollte die Russen recht tief in das Land locken, ihnen dann alle Futterung abschneiden, sie mit kleinen Heerhaufen beunruhigen, und so ohne Hauptschlacht vernichten; deshalb ließ er sie durch die engen Pässe und verrufenen Gebirge bei Perekop und Tschernanza ziehen, wo er sie mit einem zehnfach schwächern Heere hätte aufhalten können, geschweige denn mit dem viel stärkern, welches er unter seinem Befehle hatte. Münnich, der die Absichten des Türkischen Befehlshabers erkannte, aber verachtete, rückte bis in die Ebene, wo das Dorf Stawutschane liegt, vor. Hier stand der Feind in einem durch Kunst und Natur stark be-

*) Dieser Franzose hatte den Turban angenommen, und die Türken auf Europäische Art zu üben versucht. Als er aber diese neue Einrichtung weiter als über die 3000 Mann, mit denen er den ersten Versuch gemacht hatte, ausdehnen wollte, mußte er sie, um die Janitscharen nicht zu reizen, einstellen. Die Russen aber wurden besorgt, und zogen die beiden anderen Franzosen, die Bonneval halfen, heimlich in ihre Dienste.

feſtigten Lager, von welchem er bald rings um das Ruſſiſche Heer ſich zog, während die Tataren Tag und Nacht daſſelbe umſchwärmten.

Die Lage Münnichs war bedenklich. Eine Niederlage würde nicht allein das Heer vernichtet, ſondern auch das Reich in Gefahr geſetzt haben. Die Polen, durch die Ruſſiſchen Durchzüge beleidigt, lauerten auf eine ſolche Kunde, um ihrem Verdruſſe Luft zu machen; Schweden nährte Entwürfe der Rache für die im Nyſtädter Frieden erlittenen Verluſte. Münnich ſah keine beſſere Rettung, als im Siege. Sein Scharfſinn entdeckte die Gelegenheit dazu in einer Gegend des Lagers, wo Moräſte und ein Fluß keinen Angriff erwarten ließen. Alsbald ordnete er den Hauptangriff gegen dieſe Seite an, ließ ihn aber durch einen Angriff auf einer andern Seite verſtecken. Als es ihm nun einmal gelungen war, die Hinderniſſe des Orts zu überwältigen, war die wüthende Gegenwehr der überraſcht herbeieilenden Türken vergebens; ihre Flucht geſchah mit großem Verluſt von Menſchen und Kriegsbedürfniſſen. Die Feſtung Choczym, vor welche Münnich gleich nach der Schlacht zog, ergab ſich. „Das hat Gott gethan, ſchrieb der fromme und tapfere Feldherr; der Pruth, bisher ein Fluch für Rußland, iſt ihm ein Segen geworden.“ Allein die glänzenden Hoffnungen, die ihn ſchon über die Donau bis in das Herz des Türkiſchen Reichs trugen, wurden durch den ſchmachvollen Frieden vereitelt, welchen unterdeß Oeſterreich übereilt geſchloſſen hatte. Nun mußte auch Rußland nachgeben. Es erhielt in ſeinem Frieden nicht einmal die freie Schifffahrt auf dem Schwarzen und Aſowſchen Meer, und Aſow nur mit geſchleiften Feſtungswerken. Münnich mußte ſich begnügen, den Weg zur Vertreibung der Türken mit den Waffen gewieſen zu haben.

---

3. Thronveränderungen nach dem Tode der Kaiſerin Anna.

Die Kaiſerin Anna hatte keine Kinder. Wie nun ſchon durch ihre Erhebung die weibliche Nachkommenſchaft Peters des Großen übergangen worden war, ſo wurde auch nicht dieſe Nachkommenſchaft, ſondern die Nichte der Kaiſerin, die Tochter ihrer Schweſter, der Herzogin Katharina von Mecklenburg, zur Erbfolge beſtimmt. Dieſe Prinzeſſin Anna, die an den Herzog Anton Ulrich von Braunſchweig vermählt worden war, ſollte jedoch nicht ſelbſt regieren, ſondern ihr Sohn Iwan

den Thron besteigen, und während der Minderjährigkeit desselben Biron als Regent des Reichs die Vormundschaft führen. So lautete die Acte, welche der sterbenden Kaiserin zur Unterzeichnung vorgelegt ward. Die Grafen Münnich, Ostermann, Löwenwolde und Bestuchew, theils von Furcht, theils von Hoffnung geleitet, hatten die Sache unterstützt. Als nun die Kaiserin Anna am 28. October 1740 starb, übernahm der Herzog-Regent mit dem Titel „Kaiserliche Hoheit", den er sich vom Senate beilegen ließ, die Verwaltung.

Die Eltern des Großfürsten, die Prinzessin Anna und der Herzog Anton Ulrich von Braunschweig, hielten sich dadurch in ihren Rechten, der Letztere sogar in seiner äußern Ehre verletzt; auch der Feldmarschall Münnich fand sich bald in seiner Hoffnung, Oberbefehlshaber aller Macht zu Wasser und zu Lande zu werden, getäuscht. Das Mißvergnügen Beider vereinigte sie gegen Biron, der sich durch die Treue der zwei Garderegimenter, die sein Bruder und sein Sohn befehligten, gesichert glaubte. Aber Münnich, noch mehr bedroht durch eine geheime Verbindung zwischen Biron und der Prinzessin Elisabeth, der Tochter Peters des Großen, die er vornehmlich von der Thronfolge verdrängt hatte, gewann die Preobraschenskische Garde, und überfiel mit derselben in der Nacht zum 8. November 1740 seinen Feind im Palaste. Er nahm ihn gefangen, und schickte ihn erst nach Schlüsselburg, bald darauf nach Sibirien. Anna erklärte sich zur Regentin, und Münnich ward Premierminister. Aber die Einigkeit zwischen Beiden dauerte nicht lange. Münnichs hochfahrender Sinn ertrug keinen Nebenbuhler; er fühlte, sie ersetzen zu können. Ob er gleich dem Herzog Anton Ulrich die Würde eines Oberfeldherrn lassen mußte, so konnte der Besieger der Türken nicht umhin in die Bestallung zu setzen: „daß der Feldmarschall Münnich diese Würde zwar habe verlangen können wegen seiner Verdienste, daß er sie aber dem Vater des Kaisers überlasse." Eben so sehr ward der Herzog durch die wegwerfende Weise beleidigt, womit ihn Münnich behandelte; selten oder gar nicht wurden ihm die Anordnungen, die der Premierminister über das Kriegswesen traf, vorher mitgetheilt. Der Graf Ostermann, der die Staatssachen gern allein leiten wollte, benutzte die Neigung Münnichs für Preußen*), um ihn

*) Friedrich II. hatte zu seinem Gesandten den damaligen Major von Winterfeldt, einen Stiefschwiegersohn Münnichs, gewählt, und ließ den letztern wegen mancher Angelegenheit um Rath fragen.

bei der Regentin, welche dieſem Hofe gram war, verhaßt zu machen Während einer Krankheit Münnichs, und bald nach einem unter ſeiner Vermittelung mit Preußen abgeſchloſſenen Bundesvertrage, ging daher die Großfürſtin, als Gewährleiſterin der Pragmatiſchen Sanction, eine Verbindung mit den Höfen zu Wien und Dresden ein, die nur gegen Friedrich gerichtet ſeyn konnte, der kurz vorher in Schleſien eingebrochen war. Nun forderte Münnich ſeinen Abſchied, in der Meinung, er ſey unentbehrlich, und man werde ihn bitten. Allein die Regentin ſah ſich gern von einem läſtigen Theilnehmer befreit, und entließ ihn.

Während die Glieder der Regierung ſich unter einander auf dieſe Weiſe entzweiten, hatte ſich in der Nähe ein Ungewitter gebildet, welches plötzlich ſie alle zerſchmetterte, und auch Münnich, der nur zu lange mit ſeiner Abreiſe gezögert hatte, noch in den Untergang zog. Eliſabeth, die jüngere Tochter Peters des Großen, lebte in ſcheinbarer, aber von Münnich wohl beobachteter Stille zu Petersburg. Ihre Reize verſchafften ihr Freunde, ihre Abſtammung gewann ihr bei dem Volke, das unwillig ſeit langer Zeit Deutſche über ſich herrſchen ſah, Zuneigung, in ihr ſelbſt war die Ueberzeugung lebendig, als Tochter Peters des Großen ein beſſeres Recht zum Throne als die Regentin und deren Sohn zu haben. Nach Münnichs Entfernung von der Verwaltung war es leichter geworden, etwas Kühnes zu wagen; die Geldunterſtützungen des Franzöſiſchen Geſandten La Chetardie, der Oeſterreich eines wichtigen Bundesgenoſſen berauben wollte, gewährten äußere Hülfsmittel, und die ſorgloſe Sicherheit der Regentin Anna verſtattete, was durch Münnichs ſorgfältige Beobachtung der Prinzeſſin bisher gehindert worden war. Dieſe ſpazierte nun oft in den Kaſernen der Garde umher, hielt Kinder gemeiner Soldaten über die Taufe, erlaubte manchen Soldaten, hinten auf ihren offenen Schlitten zu treten, wenn ſie in den Straßen von Petersburg umher fuhr, und that mehrere Schritte, welche ſie hätten verdächtig machen ſollen. Die Geſandten Englands und Oeſterreichs warnten vergebens.

Das beabſichtigte Unternehmen entzog ſich der Aufmerkſamkeit durch die Unſcheinbarkeit des unmittelbaren Werkzeugs, deſſen Eliſabeth ſich bediente. Es war ihr Wundarzt Leſtocq, der ihren Entſchluß zur Reife und die Sache zur Ausführung brachte. Er zeigte ihr, als er an einem Morgen zu ihr trat, ein Kartenblatt, auf deſſen einer Seite er ihr Bild mit der Kaiſerkrone, auf der andern mit einem Nonnenſchleier, ihre Anhänger aber auf Blutgerüſten, gezeichnet hatte. „Wählen Sie

sagte er, die Wahl hängt von dem Augenblick ab." Elisabeth entschloß sich. In der Nacht vom 24. zum 25. November 1741 fuhr sie, von ihrem Kammerjunker Woronzow und von Lestocq begleitet, auf einem Schlitten nach den Kasernen der Grenadiere von der Preobraschenskischen Garde, brachte einige hundert Mann auf ihre Seite, und eilte, ohne Widerstand zu finden, nach dem kaiserlichen Palast, wo die großfürstliche Familie gefangen genommen wurde. Dasselbe widerfuhr den Grafen Ostermann Löwenwolde, Golowkin und Münnich. Militär und Civil huldigten ihr am folgenden Tage; eine Kundmachung bewies dem Volke die Rechte und Ansprüche der neuen Kaiserin, und die Unrechtmäßigkeit der vorigen Regierung.

Um alle Spuren der letztern zu vernichten, wurden die mit Iwans Bildnisse geprägten Münzen sorgfältig eingezogen und umgeschmolzen, der unglückliche Knabe selbst, der kaum ins zweite Lebensjahr getreten war, erhielt einen Kerker in Schlüsselburg zur Wohnung, lernte weder lesen noch schreiben, und der wachthabende Officier ward angewiesen, ihn auf der Stelle niederzustechen, wenn ein Versuch ihn zu befreien gemacht werden sollte. Seine Eltern wurden nach Sibirien verwiesen, und da sie ihr Unglück durch ihre gegenseitige Liebe sich erträglich machten, auf Befehl der Kaiserin Elisabeth von einander getrennt*). Die übrigen Gefangenen, unter ihnen auch Münnich, wurden zum Tode verurtheilt, aber auf dem Blutgerüste begnadigt, und sämmtlich nach Sibirien verwiesen. Münnich, den seine Gattin und sein Hausprediger dahin begleiteten, begegnete in der Vorstadt von Kasan dem Herzoge Biron, der nebst vielen Anderen zurückkehrte. Sie blickten sich starr an, und fuhren, ohne ein Wort zu sagen, an einander vorüber.

Unter diesen Rückkehrenden befand sich auch Bestuchew, der als ein treuer Anhänger Birons in dessen Sturz mit verwickelt worden war. Lestocq, zum Grafen erhoben, und mehr auf Geldbelohnungen als auf Würden bedacht, empfahl ihn der Kaiserin zum Vicekanzler, gab aber sich selbst in ihm den gefährlichsten Feind. Entgegengesetzte politische Ansichten, da Lestocq Preußens Partei hielt, während Bestuchew mit der Kaiserin

*) Die Regentin Anna starb am 9. März 1746 zu Kolmogori bei Archangel; ihr Gemahl, der Herzog Anton Ulrich, blieb bis an seinen Tod, der erst 1775 erfolgte, in Sibirien, nachdem die Verhältnisse sich längst geändert hatten. Er weigerte sich, die von Katharina II. ihm ertheilte Erlaubniß zur Rückkehr in sein Vaterland anzunehmen, um dort sein Unglück nicht zur Schau zu tragen. Seine Kinder wurden nach Dänemark gebracht, wo sie erblos gestorben sind.

Oeſterreichiſch geſinnt war, wurden Anlaß oder Vorwand ſeines Falles. Man beſchuldigte ihn, er habe, mit Preußen und Frankreich vereint, Schweden auf Koſten Rußlands mächtiger machen wollen. Die Kaiſerin ließ den Mann, der ſie auf den Thron gehoben hatte, durch Peitſchenhiebe zum Geſtändniß ſeiner angeblichen Schuld bringen, dann knuten und nach Sibirien führen. Beſtuchew, Preußens unverſöhnlicher Feind, ſeit im Jahre 1745 der Franzöſiſche Geſandte, vereint mit dem Preußiſchen, ihn hatte ſtürzen wollen, um die Engliſch-Oeſterreichiſche Partei vom Hofe zu verdrängen, ward nun ausſchließlich die Seele der Ruſſiſchen Staatskunſt.

Eliſabeth überließ das Regieren Anderen, und führte für ſich ein äußerſt zügelloſes Privatleben, deſſen Ausſchweifungen wunderlich genug mit Uebungen andächtelnder Frömmigkeit durchflochten wurden. Einer ihrer Günſtlinge, Raſumowski, welcher als Chorknabe in der kaiſerlichen Kapelle geſungen hatte, und zum Grafen erhoben worden war, wurde, wie man ſagt, heimlich ihr Gemahl; ein Anderer, Iwan Schuwalow, war durch ſeine Habſucht das Schrecken der Handelsleute. Die Verwaltung des Staates befand ſich in der ſchrecklichſten Auflöſung; eine geheime Inquiſition verwandelte oft die Pflege des Rechts in die Ausübung ſchreiender Ungerechtigkeiten. Die Todesſtrafe ward abgeſchafft; aber um kläglichen Weibergeklätſches willen erhielten nicht ſelten Mitglieder der vornehmſten Familien die Knute und wurden mit abgeſchnittenen Zungen nach Sibirien geſchickt.

---

4. Polen.

(1709—1763.)

Friedrich Auguſt, Kurfürſt von Sachſen, den die Natur mit glänzenden Gaben ausgeſtattet und ſein günſtiges Geſchick, durch den Tod eines ältern Bruders, zur Herrſchaft über ein wohlhabendes, gebildetes und treues Volk berufen hatte, brachte es im Jahre 1697 durch Geld und Bewerbungskünſte dahin, daß ihn die Polen zu ihrem Könige wählten. Um dieſe Krone zu erlangen, entſagte er dem Glaubensbekenntniſſe, deſſen Beſchützer die Kurfürſten von Sachſen ſeit zwei Jahrhunderten geweſen waren. Die Wiedereroberung des Kurhauſes Sachſen für die katholiſche Kirche wurde in Rom mit dem Ambroſianiſchen Lobgeſange in allen Kirchen und durch Abfeuerung der Kanonen der

Engelsburg gefeiert. Auguſt that dieſen Schritt, welchen im Laufe des ſiebzehnten Jahrhunderts einige proteſtantiſche Fürſten und Gelehrte aus Ueberzeugung oder nach Ueberredung gethan hatten, als Weltmann, dem keine der beiden Kirchenformen am Herzen lag, und der daher, als die Politik ihm einen großen Gewinn für Verlaſſung derſelben bot, kein Bedenken trug, ein Opfer zu bringen, das ſeiner Ueberzeugung nichts koſtete. Indeß hätte die Politik ihm auch ſagen ſollen, daß er durch ſeinen Uebertritt ſein Haus aus der bedeutſamen Stellung hinwegrückte, die daſſelbe als Vorſtand des evangeliſchen Reichskörpers mit einem Anſehen und Einfluſſe, welcher dem des Kaiſers wenig nachſtand, beſeſſen hatte. Zwar ſollte, ſeiner Abſicht gemäß, in dieſem Verhältniſſe, wie in der kirchlichen Verfaſſung des Sachſenlandes ſelbſt, nichts verändert werden, und wie er zu dieſem Behufe ſeinen Unterthanen die bündigſten Zuſicherungen gab, daß das evangeliſche Kirchenweſen als Staatsreligion Sachſens ungeſtört von der katholiſchen Hofreligion fortbeſtehen ſolle; ſo erklärte er auch den proteſtantiſchen Reichsſtänden, daß ſeine Religionsveränderung ein bloß perſönliches Werk ſey, und brachte es, nach Ueberwindung der erſten Empfindlichkeit, wirklich dahin, daß ihm der Vorſitz des evangeliſchen Reichskörpers in Regensburg unter der Bedingung, dieſe Angelegenheit durch ſeine evangeliſchen Miniſter führen zu laſſen, von den evangeliſchen Mitſtänden wieder übertragen ward. Es fehlte aber ſeitdem bei den Gliedern dieſer Körperſchaft das rechte Vertrauen in ihr andersgläubiges Haupt, und das kirchlich-politiſche Fundament der Bedeutſamkeit Sachſens war für immer erſchüttert. Aber ſo gewaltig war das Joch der Staats- und Lebensformen, welches damals auf dem Deutſchen Volke laſtete, daß dieſer Schmerz in ſich verſtummen mußte, und unter den zahlreichen Poſaunenſtößen, welche die litterariſche Schmeichelei zur Verherrlichung des Sächſiſchen Herkules und Achilles ertönen ließ, ward kein Wort der Klage über den Schritt, durch den der Landesvater von dem Herzen ſeines Volkes ſich losriß, gehört, wenigſtens nicht der Druckerpreſſe vertraut *).

Die Polniſche Krone, welche Auguſt um ſo hohen Preis erkaufte, war ein ſo wenig wünſchenswerthes Gut, daß die Nation im Jahre

*) Einen merkwürdigen Zug der Volksſtimmung erzählt Müller in den Sächſiſchen Annalen. Als das Tedeum wegen der erlangten Königskrone in der Frauenkirche geſungen worden war, ſtimmte die verſammelte Gemeinde das Lied an: Ach, bleib bei uns, Herr Jeſu Chriſt.

1668, als König Kaſimir durch keine Bitten abgehalten werden konnte dieſelbe niederzulegen, ein Geſetz gemacht hatte, daß hinführo kein König abdanken dürfe. Während im übrigen Europa die Macht der Könige, unterſtützt von den Fortſchritten der bürgerlichen Cultur, größere Stärke gewann und der vormals mitherrſchende Adel überall Unterthan des Thrones ward, eignete ſich in Polen, wo die Städte aus ihrer Unbedeutſamkeit ſich nicht empor arbeiten konnten, und der Bauer zu völliger Leibeigenſchaft herabgedrückt ward, der Adel ausſchließlich alle ſtaatsbürgerlichen Rechte zu, und ſtellte, im Verhältniß zur Geſammtbevölkerung eine halbe Million gegen zehn Millionen, allein die Nation vor. Als ſolche bildete er eine demokratiſche Republik, deren erwähltes Oberhaupt an der Staatsgewalt nur geringen Antheil beſaß, und meiſt nur ſeinen Namen zur Genehmigung der von dem Reichstage gefaßten Beſchlüſſe hergab. Athen und Rom hatten zur Zeit des höchſten Rauſches der Volksherrſchaft weder ſo große Gleichheit der Bürger, wie die des Polniſchen Adels, gekannt, noch ſo ſtürmiſche Verſammlungen, wie die Polniſchen Reichstage waren, geſehen. Alle Edelleute waren in ihren Rechten und Anſprüchen einander gleich, und es machte in denſelben keinen Unterſchied, ob der Eine Güter im Werthe eines Fürſtenthums beſaß, der Andere vom Dienſtlohne lebte. Neben den Deputirten oder Landboten, welche die einzelnen Woiwodſchaften erwählten, nahm zwar ein Senat, aus den ſämmtlichen Erzbiſchöfen, Biſchöfen, Woiwoden, Kaſtellanen und den Miniſtern des Königs beſtehend, an der National-Repräſentation Theil; aber dieſe Körperſchaft, die nicht auf erbliches Beſitzthum, ſondern auf Aemter königlicher Verleihung gegründet war, wurde im Kampfe um dieſe Aemter und Würden gewöhnlich ſelbſt ein Tummelplatz des wildeſten Parteigeiſtes, und war ganz und gar nicht geeignet, die Hinneigung des Nationalcharakters zum Factionsgetriebe zu ermäßigen, und Haltung in das Polniſche Staatsweſen zu bringen. Außerdem trat der Staatsgewalt bei jedem Schritte, den ſie verſuchte, um irgend einen Zweig der öffentlichen Verwaltung zu beleben, das widerſinnige Veto der Landboten, eine politiſche Inſtitution, von deren Entſtehung und Fortbildung im vorigen Bande Erwähnung geſchehen iſt, hemmend entgegen. Die Heere blieben ohne Kriegskunſt und ohne geregelte Ergänzung, die Feſtungen auf Städte, mit alten vor Erfindung des Geſchützes errichteten Mauern beſchränkt. Alle großen Veranſtaltungen, welche bei anderen Völkern durch die Staatskraft ins Leben

gesetzt wurden, fehlten nothwendig da, wo der Widerspruch eines Einzelnen auf den Land- und Reichstagen jeden, auch den gemeinnützigsten und einleuchtendsten Vorschlag rückgängig machen konnte. In den dringendsten Nothfällen half man sich durch Conföderationen — außerordentliche Verbindungen, welche geschlossen wurden, um das, was nach Zerreißung des Reichstages in gesetzmäßigen Formen nicht zu bewirken war, auf ungesetzlichem Wege zu Stande zu bringen. Diejenigen, welche eine Conföderation zu errichten gedachten, verabredeten mit einander ihre Maßregeln und hielten Zusammenkünfte; dann thaten Kreise, Woiwodschaften, Provinzen ein Gleiches; zuletzt vereinigten sich diese einzelnen Verbindungen durch eine besondere Acte zu einer General-Conföderation, und erschienen unter diesem Namen auf dem Reichstage. Die Könige selbst versuchten zuweilen, solche Conföderationen zu bilden, oder sie traten denen, welche sich ohne ihre Theilnahme gebildet hatten, bei. Der Aufstand gegen die Staatsgewalt wurde dergestalt zu einer rechtmäßigen Handlung, und was anderwärts für ein Verbrechen gegen die öffentliche Ordnung galt, war in Polen zuweilen das einzige Mittel, einige Spuren derselben herzustellen oder aufrecht zu erhalten. Schon das war ein Zeichen derselben, daß bei den Berathschlagungen der Conföderationen die bloße Mehrheit der Stimmen entschied, und nicht, wie bei den Reichstagen, Einmüthigkeit der Meinungen verlangt ward.

So gering die Einwirkung des Königs auf das Ganze des Staatswesens war, so ward doch die Verwirrung aufs höchste gesteigert, wenn sein Tod den Schattenthron in Erledigung setzte und der Uneinigkeit des Adels, den Umtrieben der fremden Gesandten, den ehrgeizigen und selbstsüchtigen Absichten der einheimischen Großen den weitesten Spielraum eröffnete. August von Sachsen verdankte nach Johann Sobieskis Tode im Jahre 1697 unverholen dem Umstande, daß sein Gesandter Flemming auf dem Wahlreichstage mit seinem Gelde länger als der Französische mit dem seinigen ausreichte, seinen Sieg über den Prinzen Conti, seinen Mitbewerber, und demnach das nicht beneidenswerthe Glück König von Polen zu heißen *). Wie er in dem Kriege gegen Karl XII. die Polnische Krone verlor und im Altran-

*) Um das Geld, das die Polnische Krone ihm kostete, herbeizuschaffen, verkaufte August die Erbvogtei über Quedlinburg, die dazu gehörigen Aemter Ladenburg, Sevenberg und Geerdorf, das Reichsschulzenamt in Nordhausen und das Petersberger Kloster an Brandenburg für 800,000 Rthlr.; die Sächsischen Rechte auf das Herzogthum Lau-

städter Frieden auf dieselbe Verzicht leistete, als aber die Kunde von der Schlacht bei Pultawa erscholl, sogleich mit einer Sächsischen Armee nach Polen zurückkehrte und den von Karl eingesetzten Stanislaus Leszinsky als Anmaaßer vertrieb, ist in der Geschichte des nordischen Krieges erzählt worden.

Nach seiner Wiederherstellung behielt König August die Sächsische Armee in Polen, in der Absicht sich derselben zur Unterdrückung der Nationalfreiheit und zur Einführung wirklicher Königsgewalt zu bedienen. Er unterhandelte mit Rußland und Preußen über Theilungspläne, nach welchen er jenen Mächten beträchtliche Stücke des Königreichs überlassen wollte, um den Ueberrest als Erbkönig mit voller Souveränetät zu beherrschen. Aber zur Ausführung fehlte es ihm und seinem Minister Flemming an rechtem Muthe. Inzwischen wurde der niedere Adel durch die Erpressungen, welche die Truppen des Königs nothgedrungen ausübten, weil ihnen der unentbehrlichste Unterhalt abging, zum höchsten Unmuthe gereizt. Er ergriff endlich die Waffen, conföderirte sich durch das ganze Reich und fiel über die Sachsen her. In ihren Quartieren zerstreut konnten dieselben sich nicht mit Erfolg vertheidigen und wurden größtentheils aufgerieben. Die Großen, auf welche August gerechnet hatte, traten der allgemeinen Bewegung bei, und dem Könige blieb am Ende nichts übrig, als die Russische Vermittelung anzusprechen. Durch dieselbe kam, am 3. November 1716, ein Vergleich zu Stande, nach welchem der König seine Sachsen entließ, aber auch die National-Armee weit unter die Hälfte ihres früheren Bestandes herabgesetzt wurde. Diese Verminderung der Staatskraft galt dem Könige vermöge des widersinnigen Verhältnisses, welches zwischen ihm und der Nation statt fand, für einen von ihm errungenen Vortheil.

Von dieser Zeit an vertauschte August den Plan, die Polnische Nation durch Gewalt zu unterjochen, gegen den andern, sie durch Sittenverderbniß und Prunksucht sich zu eigen zu machen. Er hielt einen glänzenden und üppigen Hof, an welchem die Künste der Verfeinerung den Genüssen der rohen Sarmatenkraft beigesellt wurden. Die Verführung bemächtigte sich des weiblichen Geschlechts, und indem dasselbe die Gewalt benutzen lernte, welche es über Sclaven der Sinn-

enburg an Hannover für 400,000 Rthlr.; die Landeshoheit über Schwarzburg an die bis dahin lehnspflichtigen Grafen um 200,000 Rthlr. und einen jährlichen Steuerbeitrag von 1000 Rthlr.

lichkeit zu erwerben vermag, entſtand in Polen ein Einfluß der Weiber auf Staatsangelegenheiten, welcher der Macht, die ſie in Frankreich übten, wenig nachgab. Dennoch vermochte König Auguſt nicht durchzuſetzen, was in anderen Zeiten den Königen von Frankreich, England und Spanien gelungen war, Herr in dem Reiche, deſſen König er hieß, zu werden, und die Herrſchaft des Adels in gehorſame Unterthänigkeit umzuwandeln. Wie lebhaft auch ſein Eifer war, dieſen Zweck zu erreichen, ſo fehlte ihm doch das Genie oder das Glück, welches Fürſten in ähnlichen Verhältniſſen mit Erfolgen gekrönt hat. Kein Mittel zu dieſem Behufe wurde verſchmäht, keines aber gereicht dem Könige weniger zum Ruhm, als daß er ſogar ſeine vormaligen Glaubensgenoſſen der Verfolgung überließ, um dem Mißtrauen des Mehrtheils der Nation zu begegnen, und die von ſeinen Gegnern gegen ihn erhobene Verdächtigung, daß er nicht eifrig katholiſch ſey, zu entkräften. Durch Benutzung dieſer gezwungenen Stellung des Königs gelang es den Feinden der Proteſtanten, denſelben alle Vortheile der Religionsfreiheit, welche ſie in den beiden letzteren Jahrhunderten in Polen genoſſen hatten, zu entreißen. Dem Anſcheine nach hätte dieſe Abſicht an dem liberum veto ein unüberſteigliches Hinderniß finden ſollen, indem die Stimme eines einzigen diſſidentiſchen Landboten verfaſſungsmäßig hinreichte, die Beſchlüſſe der Unduldſamkeit und des falſchen Religionseifers zu nichte zu machen; dennoch ging unter Umſtänden, die in ihren Einzelheiten nicht genau bekannt ſind, unzweifelhaft aber auf das Zuſammenwirken geheimer Verabredungen von der einen und auf Schwäche oder Ueberraſchung von der andern Seite ſchließen laſſen, etwas ganz Unerwartetes und Verfaſſungswidriges durch. Der außerordentliche Reichstag, der am 1. Februar 1717 zur Beſtätigung des Vergleiches über die Entfernung der Sächſiſchen Truppen gehalten ward, erhob ſich plötzlich über ſeine Befugniſſe, und ließ die von einer Conföderation entworfenen Geſetze als Geſetze der Republik vorleſen, ohne der Minderzahl Einſpruch zu geſtatten. Bekanntlich iſt es ſo ſchwer nicht, große Maſſen durch geſchickte Behandlung einer vorhandenen Stimmung zu den widerſinnigſten Beſchlüſſen fortzureißen. Ein ſolches Kunſtſtück gelang damals dem verfolgungsſüchtigen Theile des katholiſchen Klerus, und aller Anhänglichkeit der Polniſchen Nation an das liberum veto zum Trotz wurde damals das Geſetz gemacht, daß alle diſſidentiſchen Landboten von dem Reichstage ausgeſchloſſen ſeyn ſollten. Um jeden Verdacht zu entfernen, daß er

irgend eine Anhänglichkeit an ſeine Glaubensgenoſſen habe, machte Auguſt bald darauf den Uebertritt ſeines Sohnes, des Kurprinzen Auguſt, bekannt *). Die gegen das nichtkatholiſche Kirchenthum gerichtete Anfeindungs- und Verfolgungsſucht nahm ſeitdem von Jahr zu Jahr zu, im merkwürdigen Gegenſatze gegen die allgemeine Duldung auch der von den Proteſtanten ſelber verfolgten Socinianer, durch welche Polen im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderte vor allen anderen Staaten Europas ſich ausgezeichnet hatte.

Die von unbeſonnenen Jünglingen verübte muthwillige Beſchädigung eines Chriſtus-Bildes war Veranlaſſung geweſen, daß im Jahre 1638 die zu Rakau, einem Städtchen in Podolien, befindliche Schule und Hauptſtätte des Socinianismus in Polen zerſtört wurde. Ein ähnlicher Vorfall brachte im Jahre 1724 über eine Stadt, die für eine Hauptſtütze des Lutherthums auf dem Gebiete der Polniſchen Herrſchaft galt, ſchweres Unheil. Thorn, von den Deutſchen Rittern gegründet, hatte im Jahre 1454 gleich dem übrigen Weſtpreußen den Gehorſam des Ordens verlaſſen und ſich unter den Schutz der Krone Polen begeben (Th. VI. S. 348). Als im erſten Viertel des ſechzehnten Jahrhunderts die in Deutſchland entſtandene Reformation über Polen ſich verbreitete, verſchaffte die Gunſt der Obrigkeiten und die Neigung des Bürgerſinnes den neuen kirchlichen Formen auch in den Weſtpreußiſchen Freiſtädten ſchnellen Eingang. Im Verlaufe der Zeit verſchmolzen ſich dieſe Formen mit der ſtädtiſchen Verfaſſung aufs engſte zu einem Gegenſatze gegen das Polniſche Staats- und Nationalweſen, welches ſich mehr und mehr ſeinen älteren, mit Deutſcher

*) Dieſer Uebertritt war ſchon im Jahre 1712 in Bologna geſchehen. Die Bekanntmachung an die Sächſiſchen Landſtände aber erfolgte am 23. Oct. 1717, zu einer Zeit, wo man in Sachſen eben im Begriff war, das zweihundertjährige Jubelfeſt der Reformation zu feiern. In dem Reſcript hieß es, der König habe ſeinem Sohne in dieſem Stücke volle Freiheit gelaſſen; der Prinz aber habe ſein Herz ihm offenbaret, daß er ſich bewogen finde, den katholiſchen Glauben anzunehmen. Da nun die Religion, zu welcher der König ſich bekenne, erfordere, daß er ſolcher Entſchließung keineswegs entgegen, ſondern auch damit vergnügt ſey, ſo wolle er ſolches den Ständen und Unterthanen bekannt machen, und ſie zugleich bedeuten, ſich durch dieſe Glaubensveränderung in keine Beſorgniß ſetzen zu laſſen. „Wir ſelbſt ſind in der Religionsſache Niemand beſchwerlich geweſen, wohl wiſſend, daß der Glaube eine Gabe Gottes iſt und daß alle unſere Unterthanen ſich in dem, was das Gewiſſen anbelangt, derſelben Freiheit zu erfreuen haben müſſen, ſo wir unſerm königlichen Prinzen freigeſtellet.“ Theatrum Europaeum vom Jahre 1717, S. 169.

Art und Sitte befreundeten Verhältniſſen entzog. Der Einfluß, welchen die Jeſuiten unter den Königen aus dem Hauſe Waſa in Polen erlangten, und ihr Bemühen, in den von der Römiſchen Kirche abgewendeten Städten neue Pflanzſtätten zur Wiederherſtellung des alten Kirchenthums anzulegen, fand daher hier, wie anderwärts, lebhaften Widerſtand und verſtärkte den bürgerlichen und kirchlichen Oppoſitionsgeiſt gegen den andersgläubigen Staat, dem die Stadt unterworfen war. Nach vieljährigem Widerſtande mußte aber nachgegeben und dem Orden die Erbauung eines Collegiums geſtattet werden. Seitdem gab es unaufhörliche Händel des Magiſtrats mit den eingedrungenen Vätern. Die Bürger klagten, daß die Jeſuiten durch freien Unterricht und anderweite Unterſtützungen Knaben und Erwachſene an ſich zögen, daß ſie durch Gewerbsbetrieb innerhalb ihres Collegiums die ſtädtiſchen Berechtigungen umgingen, daß die Jeſuiten-Schüler ſich ein freches beleidigendes Betragen gegen die übrigen Einwohner, beſonders gegen die Schüler vom lutheriſchen Gymnaſium erlaubten und darin von ihren Vorgeſetzten eher beſtärkt als gehemmt würden. Die hierüber entſtandene Erbitterung kam endlich durch Schuld jener übermüthigen Jünglinge zum Ausbruche. Am 16. Juli 1724 mißhandelte ein Polniſcher Jeſuiten-Schüler bei Gelegenheit einer Proceſſion einige evangeliſche Zuſchauer, welche nicht niederknien wollten, und wiederholte dieß ein paar Stunden nachher mit mehreren Begleitern an Leuten, welche ſich auf der Straße befanden In der hierüber entſtandenen Schlägerei wurde der Urheber des Lärms von der Wache verhaftet. Zur Wiedervergeltung bemächtigten ſich die Jeſuiten-Schüler eines lutheriſchen Gymnaſiaſten und ſperrten ihn im Collegium ein. Während der Magiſtrat den Pater Rector um Auslieferung deſſelben beſchickte, verſammelte ſich eine Menge Schüler und Handwerksgeſellen vor der Thür des Collegiums. Durch Schimpfworte und Steinwürfe gereizt drang ein Haufe in das Haus und befreite den Gefangenen. Die Jeſuiten-Schüler ſchoſſen und warfen nun unter das Volk, läuteten auch mit ihrer Stundenglocke Sturm, zogen aber nur noch mehr Gegner herbei. Ein erneuter Angriff auf das Collegium geſchah; der Pöbel drang ein, zerſchlug Fenſter, Tiſche, Geräthe und Bilder, und machte endlich von den Trümmern unter freiem Himmel ein Feuer, an welchem er ſich ergötzte, bis ihn um Mitternacht die Wache davon trieb. Ohne Zweifel war dieß ein ſträflicher Unfug, und das Verfahren des Magiſtrats bei der polizeilichen Abwehr, wie nachher bei

Unterſuchung und Beſtrafung des Vorfalls, von Tadel nicht frei; der Verdacht wenigſtens lag ſehr nahe, daß die lange Verſpätung der dem Collegium gebührenden Hülfe ſeiner Abneigung gegen die Jeſuiten und ſeinem Wunſche zuzuſchreiben ſey, dieſelben die Stärke des Volkshaſſes fühlen zu laſſen. Noch weniger war ſein nachheriges Verfahren den Forderungen der Klugheit angemeſſen. Auf das laute Geſchrei, welches die Jeſuiten erhoben, wurde nichts erwiedert, und weder ein Schritt zur Begütigung der Beleidigten gethan, noch der Klage auf Kirchenraub und Gottesſchändung, welche ſie in Warſchau anbrachten, etwas Ernſtliches entgegen geſetzt; nicht einmal ein bedeutender Mann aus dem Rathe hingeſandt. So konnte ſich das Ungewitter zum Verderben der armen Stadt ungehindert zuſammenziehen. Im September erſchien eine Unterſuchungs-Commiſſion, bei welcher ſich zwei geſchworne Feinde der Thorner, der Biſchof von Plozk und der Fürſt Lubomirski, befanden. Weil bei der Plünderung des Collegiums einige Marien- und Heiligenbilder beſchädigt und nachher ſogar verbrannt worden waren, ſprach man nur von der Beleidigung, die der Königin des Himmels angethan worden ſey, und bewies, daß dieſer gegen Gott an ſeiner Mutter verübte Frevel viel ſtrenger beſtraft werden müſſe, als wenn ein irdiſcher Monarch beleidigt worden ſey. Alles ließ ſchon damals ein äußerſt ungünſtiges Ergebniß erwarten; die Commiſſion ſuchte unter andern von einem Amtsdiener des Magiſtrats mit Androhung der Tortur die Ausſage zu erpreſſen, daß der erſte Bürgermeiſter den Befehl zum Tumulte gegeben habe, und bis zum Abgange derſelben wurden über ſechzig Menſchen zur Haft gebracht. In früheren kräftigeren Zeiten des Bürgerthums würde bei ſolchen Ausſichten eine wehrhafte Stadt Maßregeln ergriffen haben, ſich gegen eine ihr zugedachte ſchmähliche Behandlung ſicher zu ſtellen; beſonders mußte nach Polniſcher Verfaſſung, in welcher Widerſtand der Einzelnen gegen Beſchlüſſe der Geſammtheit nichts Ungeſetzliches war, ein ſolcher Entſchluß weniger bedenklich als anderwärts erſcheinen. Allein gegen das Gefühl von Kraft und politiſcher Mannheit, welches in jenem Jahrhunderte allgemeiner Schlaffheit der Polniſche Adel in ſich lebendig erhalten hatte, bildete der Sinn des leidenden Gehorſams, welcher im Deutſchen Bürger- und Mittelſtande unter dem Drucke der ſteifen Formen eines geiſtloſen Kirchen- und Staatsweſens einheimiſch geworden war, einen gar traurigen Gegenſatz.

Am 2. October wurde auf dem Reichstage zu Warſchau die Sache

an das Königliche Aſſeſſorial-Gericht gewieſen, und am 26. October die Verhandlung begonnen. Der Ankläger Nagrodski trat im Namen der Jeſuiten mit den härteſten Anklagen auf; von Seiten der Stadt erſchienen zwar Abgeordnete, um den angenommenen Advokaten Bohuszewski in ſeiner Vertheidigung zu unterſtützen; aber durch einen ſchweren Mißgriff waren untergeordnete, des Polniſchen Weſens und der Mittel die Großen zu gewinnen unkundige Perſonen zu dieſem Geſchäfte gewählt worden. Auch die von anderen Seiten her verſuchten Rettungswege verfehlten ihr Ziel. Einer Bittſchrift an den König, die im Namen der Weſtpreußiſchen Städte für das bedrängte Thorn übergeben werden ſollte, verſagte die Stadt Elbing ihre Unterſchrift. Auch hätte König Auguſt in dieſer Angelegenheit nichts thun können; bei den Richtern aber war der Haß gegen ein andersgläubiges Bürgerthum, welches der Kirche und dem Adel entgegen ſeine Selbſtändigkeit gewonnen hatte, zu mächtig, um Fürbitten Gehör zu geben. So wurde denn am 30. October 1724 ein Spruch gefällt, welcher den erſten Bürgermeiſter Rösner und den zweiten Bürgermeiſter Zernecke nebſt neun andern Bürgern zur Enthauptung und zum Verluſt ihrer Güter verurtheilte, wofern die Ankläger ihre Behauptung eidlich zu erhärten vermöchten. Da die Verurtheilten hiervon zeitig genug Nachricht erhielten, hätten ſie ſich durch die Flucht retten können. Aber den Stadt-Präſidenten Rösner hielt die irrige Hoffnung zurück, daß die Dienſte, welche er im Schwediſchen Kriege dem Könige Auguſt erwieſen hatte, Berückſichtigung finden würden, vielleicht auch die Meinung, daß der Rector der Jeſuiten den Eid, von deſſen Leiſtung die Gültigkeit des Bluturtheils abhängig war, nach den Geſetzen des Ordens nicht würde ſchwören dürfen. Am 18. November ging ein Schreiben der Executions-Commiſſion mit der Warſchauer Poſt ein, in welchem der Stadt die Ankunft dieſer Commiſſion zur Vollſtreckung des Urtheils angezeigt ward. Rösner, als Vorſtand des Magiſtrats, erbrach daſſelbe und ergab ſich in ſein Schickſal. Am andern Tage rückte der Fürſt Lubomirski, der ſich gleich nach Fällung des Urtheils mit einem Executions-Commando auf den Weg gemacht hatte, in die Stadt ein, ohne ein Hinderniß anzutreffen. Die Verurtheilten wurden verhaftet, und (am 5. Dec.) vor das Commiſſions-Gericht geſtellt. Noch ſahen ſie in dem den Jeſuiten obliegenden Eid auf Blut und in deſſen Unverträglichkeit mit den Ordensgeſetzen derſelben einen Schimmer von Hoffnung. Aber auf die Frage, ob er dieſen Eid

ſchwören wolle, erklärte der Rector, daß ihm ſelbſt zwar die Regeln ſeines Ordens denſelben unterſagten, daß er ihn aber durch ſieben andere namhaft zu machende Zeugen ablegen wolle. Die hiegegen erhobenen Einwendungen wurden nicht beachtet, und durch die frevelhafte Eidesleiſtung das Loos der Unglücklichen entſchieden; denn nach Polniſchen Geſetzen war das Urtheil nunmehr unwiderruflich. Wenige Stunden darauf kam ein Eilbote mit einem Schreiben des päpſtlichen Nuncius zu Warſchau, in welchem den Jeſuiten die Eidesleiſtung unterſagt ward; die Commiſſion kehrte ſich aber an dieſes Verbot nicht, und ließ noch an demſelben Abende den Verurtheilten ankündigen, daß ſie nur noch den nächſten Tag zu leben hätten. Die Anerbietung, ſich durch Religionswechſel das Leben zu retten, wies Rösner, dem ſie am angelegentlichſten gemacht wurde, mit Feſtigkeit von ſich, und die übrigen Verurtheilten bezeigten in gleicher Weiſe ſich ſtandhaft in dem Bekenntniſſe ihres Glaubens.

Am 7. December wurde Rösner in der Frühe des Morgens im Hofe des Rathhauſes bei Fackelſchein, die übrigen am hellen Tage auf einer in der Mitte des Marktes errichteten Blutbühne enthauptet, einige erſt nachdem ihnen die Hände vorher abgehauen worden waren. Das Wehklagen der Weiber und Kinder, ſo wie die an die Commiſſion gerichtete Bitte, den Proceß nach Deutſchem oder Preußiſchem Rechte entſcheiden zu laſſen, war unbeachtet geblieben. Nur der zweite Bürgermeiſter Zernecke erhielt auf bedeutſame Verwendung zuerſt einen Aufſchub, dann Begnadigung, weil der Ankläger für ihn gebeten hatte; er iſt es, welcher nachmals Geſchichtſchreiber Thorns und dieſes betrübten Vorgangs geworden iſt. Die Stadt ſelbſt mußte die evangeliſche Hauptkirche an die Katholiſchen abtreten und den Jeſuiten eine ungeheure Summe als Schadenerſatz bezahlen; auch ſollte das evangeliſche Gymnaſium aus den Ringmauern geſchafft werden. Von den Urhebern der Händel ward Niemand beſtraft. Mehrere Mächte Europas, auch katholiſche, hatten ſich vorher für die Opfer erfolglos verwendet; nachher ſchrieben die Könige von Preußen und Schweden an den Kaiſer und an die Könige von Frankreich, von England und von Dänemark, und erinnerten ſie an ihre im Olivaſchen Frieden übernommene Bürgſchaft für die weltliche und kirchliche Verfaſſung von Thorn. Friedrich Wilhelm gab dem Könige Auguſt ſelbſt in einem Schreiben ſein Mißfallen an dieſer Geſchichte ſehr offen zu erkennen, und nannte das grauſame Verfahren mit dem ihm gebührenden Namen.

Allein August war hierbei, freilich nicht zu seinem Ruhme, nur ein untergeordnetes Werkzeug, und ließ am Regensburger Reichstage erklären, daß das Assessorial-Gericht zwar in seinem Namen spreche, aber von ihm unabhängig sey, und daß ihm nicht, wie anderen Königen, das Begnadigungsrecht zustehe. Derjenige Monarch, welcher allein unter den damals lebenden in dieser Verletzung der Verträge auch einen anderweit willkommenen Anlaß, mit der Krone und Republik Polen zu rechten, gefunden haben würde, der Zar Peter der Große, starb im zweiten Monat des folgenden Jahres. So blieb das Blut der Bürger von Thorn ungerächt; die spätere Entwickelung der Schicksale Polens, durch welche diese Stadt unter die Herrschaft eines Deutschen Königs zurückgeführt wurde, konnte aber hier desto leichter eine versöhnende seyn.

König August würde es vielleicht nicht ungern gesehen haben, wenn die Nachbarn Krieg angefangen hätten, weil ihm dieß Gelegenheit verschafft haben würde, seine Sachsen wieder ins Land zu ziehen. Den Plan, mit Hülfe derselben die Polnische Krone seinem Sohne zu versichern, hatte er nie aufgegeben, und er würde wahrscheinlich kein Bedenken getragen haben, für diesen Zweck die Ausschweifungen, welche der kirchliche Eifer der katholischen Polen gegen die Evangelischen in Thorn begangen hatte, durch seine eifrig evangelischen Sachsen vertheidigen zu lassen. Ein Geschichtschreiber will sogar wissen, der König habe die Tataren zu Einbrüchen in das Land zu bewegen gesucht, um nur einen Vorwand zur Wiederkehr seiner Truppen zu gewinnen *). Nach der Politik des Jahrhunderts und nach der Bereitwilligkeit, mit welcher August von jeher alle höheren Beziehungen und Verpflichtungen irdischen Vortheilen nachgesetzt hatte, ist diese Angabe wenigstens nicht unglaublich. Indeß blieb August immer fern von seinem Ziele, und als er am 1. Februar 1733 während eines Reichstages zu Warschau starb, war für die Nachfolge seines Sohnes nichts vorbereitet.

Die Blicke der Polen wandten sich auf den König Stanislaus Leszinsky, der seit seiner Verdrängung aus Polen anfangs in ziemlich dürftigen Umständen im Elsaß gelebt, aber im Jahre 1725, wie schon oben erzählt ist, das unerwartete Glück gehabt hatte, seine Tochter zur Königin von Frankreich erhoben zu sehen. Am Französischen Hofe

*) Rulhière, Histoire de l'anarchie de Pologne, liv. I. pag. 143.

ward es zum Ehrenpunkt, daß dem Schwiegervater des Königs die verlorene Krone wieder aufs Haupt geſetzt werden müſſe. Der Erfolg ſchien um ſo geſicherter, als der Primas Potocki, ein Freund des Stanislaus, auf dem nach dem Tode des Königs gehaltenen Convocationsreichstage die Faſſung und eidliche Bekräftigung eines Beſchluſſes bewirkt hatte, nach welchem jeder auswärtige Fürſt von der Wahl ausgeſchloſſen ſeyn und kein anderer als ein Piaſt, das heißt ein Eingeborner, erwählt werden ſollte. Der Franzöſiſche Geſandte Monti unterſtützte die Bemühungen des Primas mit Geld und Verſprechungen ſo glücklich, daß die Nation bald für Stanislaus entſchieden war. Oeſterreich und Rußland aber erklärten ſich gegen ihn. Der höhere politiſche Geſichtspunkt, keinen Einfluß Frankreichs in Polen dulden zu wollen, kam bei dieſen Mächten hierbei weniger in Betracht als andere untergeordnete Verhältniſſe. Der Kaiſer Karl VI. wollte den Kurfürſten von Sachſen für Anerkennung der pragmatiſchen Sanction und die damit verbundene Verzichtleiſtung auf die Anſprüche entſchädigen, die derſelbe durch ſeine Gemahlin, eine Tochter Joſeph I., auf die Oeſterreichiſche Monarchie für ſein Haus erwarten konnte. Rußland, damals von Biron, dem Günſtlinge der ſchwachen Kaiſerin Anna, beherrſcht, war für den Kurfürſten Auguſt durch deſſen Zuſage gewonnen, daß er als König von Polen dem Biron die Belehnung mit dem erledigten, bereits unter Ruſſiſche Verwaltung genommenen Herzogthum Kurland ertheilen werde. Zum Vorwande wurde von Oeſterreich eine aus der älteren Verbindung Polens mit Ungarn hergeleitete Pflicht, über Erhaltung der Polniſchen Verfaſſung zu wachen, von Rußland aber der Vertrag von 1717 gebraucht, der dieſer Macht das Recht einräumen ſollte, Polen zu beaufſichtigen, ungeachtet derſelbe nur die Räumung des Polniſchen Gebiets von Ruſſiſchen Truppen betroffen hatte. Beide Mächte erklärten, daß ſie die Erwählung des Stanislaus als eine Verletzung der Polniſchen Verfaſſung betrachten müßten, da derſelbe früher durch einen Beſchluß der Nation von der Polniſchen Krone für immer ausgeſchloſſen worden ſey. Zur Unterſtützung dieſes Widerſpruchs überſchritt ein Ruſſiſches Heer die Grenze des Königreichs.

Inzwiſchen gelang es dem Stanislaus, die Hinderniſſe, welche ſeiner Reiſe durch Deutſchland entgegenſtanden, durch eine Verkleidung zu beſeitigen, und plötzlich in die Mitte des zu Warſchau verſammelten Wahltages zu treten. Hier ward er am 12. September 1733 durch

eine ungeheure Mehrheit zum Könige ausgerufen. Aber eine schwache Gegenpartei, die Bischöfe von Krakau und Posen an der Spitze, hatte sich auf dem andern Ufer der Weichsel in Praga versammelt, und die Ankunft der Russen beschleunigt. Unter dem Schutze derselben hielten nun etwa funfzehn Senatoren und sechshundert Edelleute bei dem Dorfe Komiec einen Wahltag, und riefen den Kurfürsten von Sachsen unter dem Namen August III. als König aus. Stanislaus glaubte nicht, sich in Warschau behaupten zu können, und begab sich nach Danzig, wohin ihm der Primas und der Französische Gesandte, Marquis von Monti, folgten. Fast ganz Polen war für ihn, aber obwohl das Gebiet der Republik an Größe Deutschland übertraf, hatte der fast einmüthig erwählte König einem feindlichen Heere von mäßiger Zahl keine Mittel entgegen zu setzen. Ein Kriegsfürst mit großen Feldherrngaben würde den Adel in die Waffen gerufen und an der Spitze desselben den Fremden, welche unbefugter Weise in die inneren Angelegenheiten Polens sich mischten, den Weg über die Grenze gewiesen haben; aber ein solcher war der liebenswürdige und wohlthätige Philosoph Stanislaus nicht. Er beschränkte sich darauf, in Danzig die Ankunft der Französischen Hülfsvölker zu erwarten, und den Muth der ihm sehr ergebenen Stadtobrigkeit und Bürgerschaft durch Hinweis auf diese Unterstützung, welche nächstens erscheinen sollte, aufrecht zu erhalten, während ein Russisches Heer unter Münnich, zu welchem sich bald noch Sächsische Truppen unter dem Herzoge Adolf von Weißenfels gesellten, Danzig einschloß und belagerte. Der König von Frankreich erließ selbst an den Rath und die Bürgerschaft ein Schreiben mit der Versicherung, daß er ihr Interesse als sein eigenes ansehe, und nach der Freundschaft, die er zu ihnen trage, entschlossen sey, zur Sicherstellung desselben nichts, was in seinen Kräften stehe, zu verabsäumen. Aber die geringe Aufmerksamkeit, welche der Cardinal Fleury dem Seewesen widmete, und noch mehr die Spannung desselben mit der Königin waren Ursache, daß für die Polnische Angelegenheit sehr geringe Anstrengungen gemacht wurden. Die in Brest und Toulon liegenden Escadren blieben müßig; nur aus Dünkirchen gingen einige Französische Kriegsschiffe in die Ostsee, und erschienen auf der Danziger Rhede. Da sie sich aber nicht getrauten, vor der überlegenen Russischen Flotte eine Landung zu bewerkstelligen, kehrten sie wieder um nach Kopenhagen. Der Französische Gesandte am Dänischen Hofe, Marquis von Plelo, war aber von größerem Kriegsmuthe als die Be-

fehlshaber der Flotte und der Truppen durchdrungen. Er ſtellte ihnen vor, daß durch ſo furchtſamen Zurücktritt von dem einmal angefangenen Unternehmen die Franzöſiſche Nationalehre befleckt werde, und erklärte ſich ſelbſt bereit, die Gefahren zu theilen.

Hierauf liefen am 24. Mai 1734 elf Franzöſiſche Kriegs- und Transportſchiffe in die Danziger Rhede, und ſetzten 2400 Mann Landtruppen bei Weichſelmünde ans Land. Da ihnen aber der Weg nach der Stadt durch Ruſſiſche Verſchanzungen geſperrt ward, verſuchten ſie am 27. Mai, ſich denſelben mit Gewalt zu eroffnen, waren jedoch hierin nicht glücklich. Der Marquis von Plelo ward erſchoſſen und das Corps auf ſeinen Lagerplatz zurückgeworfen, wo es nach einigen Tagen gegen freien Abzug und Transport auf Ruſſiſchen Schiffen, da die eigenen ſich entfernt hatten, capitulirte. Einige Wochen ſpäter, am 22. Juni, ergab ſich auch das Fort Weichſelmünde den Ruſſen. Stanislaus überzeugte ſich nunmehr ſelbſt, daß fernerer Widerſtand keine Hoffnung eines glücklichen Erfolges darbiete, und veranlaßte die Stadtbehörde, Vertragshandlungen mit den Belagerern anzuknüpfen. Bei den Eröffnungen, welche der Graf Poniatowski im Auftrage des Königs hierüber dem Collegio der Hundert machte, wurde eines der Mitglieder im Schmerzgefühle vom Schlage getroffen und ſtürzte todt zu den Füßen des Grafen *); der Abſchluß des Vertrages wurde aber dadurch verzögert, daß der Ruſſiſche Feldherr und der Sächſiſche Prinz, nach dem unedelmüthigen Geiſte der damaligen Politik, die Auslieferung des Königs zur erſten Bedingung machten. Stanislaus mußte nun zur Rettung ſeiner Freiheit und wohl ſelbſt ſeines Lebens auf Flucht bedacht ſeyn. Nachdem mancherlei Plane zu dieſem Behufe gefaßt und verworfen worden waren, verſchaffte ihm der Franzöſiſche Geſandte eine Bauernkleidung, in welcher der unglückliche Fürſt ſich in der Nacht zum 27. Juni 1734, in Begleitung des Schwediſchen Generals Steinpflicht, der in gleicher Art verkleidet war, auf den Weg aus der Stadt machte. Die Gefährlichkeiten dieſer Fluchtreiſe, die er ſelbſt in einem Briefe an eine Freundin beſchrieben hat, waren groß, und mehrmals befand er ſich nahe daran, den Feinden in die Hände zu fallen. Doch erreichte er endlich die Preußiſche Stadt Marienwerder, und begab ſich von da nach Königsberg, wo ihm Preußen

*) Lettre du Roi de Pologne, in den Oeuvres du philosophe bienfaisant, T. I. p. 37, unter welchem Titel eine Sammlung der Schriften des Stanislaus erſchienen iſt.

volle Sicherheit gewährte. Die Stadt Danzig capitulirte am 6. Juli 1734; sie behielt ihre Freiheit und Verfassung, mußte sich aber zu einer Geldbuße von zwei Millionen Thalern an Rußland verstehen. Nicht bloß der Primas, sondern auch der Französische Gesandte wurden als Gefangene behandelt und ins Russische Lager gebracht. Die Magnaten, welche sich in großer Zahl bei Stanislaus in der Stadt befunden hatten, erkannten nun die Rechtmäßigkeit der Erwählung Augusts; auch der Primas unterwarf sich. Von dem Eidschwure, durch welchen die Nation sich verpflichtet hatte, keinen Fremden zum Könige zu wählen, ertheilte die Römische Curie Lösung. Stanislaus wurde nachher, wie schon oben erzählt ist, im Wiener Frieden durch Lothringen und Bar, welches der Herzog Franz Stephan, der Eidam des Kaisers, gegen Toscana abtrat, dergestalt entschädigt, daß dasselbe nach seinem Tode an Frankreich fallen sollte. Am 27. Januar 1736 stellte er zu Königsberg eine Entsagungsacte aus, und nahm zwei Jahre darauf von seiner neuen Herrschaft Besitz, nachdem der Großherzog, Johann Gasto von Toscana, am 9. Juli 1737 gestorben war. Seine Residenz war Lüneville. Daselbst regierte er, von seinen Unterthanen wie ein Vater geliebt und von Europa geehrt, noch neun und zwanzig Jahre mit dem Titel eines Königs von Polen und Großherzogs von Litthauen glücklicher als August durch die klägliche Rolle, die er als Schattenkönig von Polen spielte *). Vor seiner Krönung mußte dieser Pacta Conventa von fünf und siebzig Artikeln beschwören, was er in und für Polen Alles thun und nicht thun wolle; es fehlte ihm aber zu jedwedem Thun eben so sehr an Macht, wie an Geschick und geistiger Kraft, die in der Staatsverwaltung Polens der Wirksamkeit des Königs entgegenstehenden Hindernisse zu überwältigen. Während seiner dreißigjährigen Regierung brachte er einen einzigen Reichstag, den Pacifications-Reichstag im Juli 1736, zu Stande. Was der König schon in den Pactis Conventis beschworen hatte, daß derjenige für infam und vogelfrei erklärt werden solle, der fremde Heere ohne besondere Bewilligung der Republik in das Königreich führen würde, ward hier zum Reichstagsgesetz erhoben, dergestalt, daß August dasselbe Verfahren, durch welches er die Krone erworben hatte, in seiner Gegenwart und unter seiner Zustimmung und Unterschrift

*) Stanislaus starb am 23. Februar 1766 neun und achtzig Jahr alt, an den Folgen von Brandwunden, die ihm Entzündung seiner Kleider am Kamin bei unvorsichtiger Annäherung zugezogen hatte.

als ein todeswürdiges Verbrechen bezeichnen ließ. Da man dem Könige noch Vorliebe für die Confeſſion, von welcher er in ſeiner Jugend abgetreten war, zuſchrieb, ſo trug der Haß gegen ihn bei, daß die ſchon unter ſeinem Vater gemachten Geſetze zur Ausſchließung der Diſſidenten von allen Staatsämtern auf dieſem Reichstage verſchärft wurden. Mit Recht iſt bemerkt worden, daß man ein Regentenleben wie das des Königs Auguſt III. nicht eine Regierung nennen ſollte, da derjenige doch nicht regiere, der bloß durch ſein körperliches Daſeyn wirke*). Sein Aeußeres war ſchön, ohne die Herzen zu gewinnen; ſein Geiſt aber ſo träge oder ſtumpf, daß er niemals die Sprache ſeines Königreichs zu lernen vermochte. Seine einzige Leidenſchaft war die Jagd. In der Meinung ſelbſt zu regieren überließ er alle Staatsgeſchäfte ſeinem Günſtlinge, dem Grafen Heinrich von Brühl, der durch Gewandtheit ſeine Gunſt gewonnen und ſich durch den Schein ſclaviſcher Unterwürfigkeit in derſelben befeſtigt hatte. Dieſer war ſein ſteter Begleiter in den Wäldern. Oft brachte Brühl den ganzen Morgen bei dem König zu, ohne ein Wort zu reden, während Auguſt Taback rauchend im Zimmer auf und abging, und ſeine Blicke auf den Miniſter fallen ließ, ohne ihn zu ſehen. „Brühl, habe ich Geld?" — Ja, Sire! — war die ganze Unterhaltung**). Auguſt hatte aus Gewohnheit den Geſchmack ſeines Vaters an Pracht und Kunſtwerken beibehalten, ohne an jener Gefallen zu finden und ohne ſich auf dieſe zu verſtehen. Da es ihm ſelbſt aber Mühe machte, ſich der Bequemlichkeit des Privatlebens zu entziehen, ſah er es gern, daß ſein Miniſter, gleichſam für ihn, den grenzenloſeſten Aufwand in Feſten, Kleidungen, Equipagen und dergleichen machte. Die Indolenz des Gebieters und die Verſchwendungsſucht des Günſtlings boten ſich hierbei einander die Hände. Um das erforderliche Geld aufzutreiben, belaſtete Brühl Sachſen mit Schulden, und verkaufte in Polen die Staatsämter an den Meiſtbietenden. Als Fremder war er eigentlich in Polen von der Theilnahme an der Staatsverwaltung ausgeſchloſſen; er wußte aber durch eine Geſchlechtstafel, die er durch einen Rechtsſpruch bekräftigen ließ, die Rechte Polniſcher Abkunft zu erwerben, und übte ſeitdem auch in Polen die Macht aus, welche dem Könige zuſtand. Die Vergebung der Staatsämter war der vornehmſte, für das Ver-

*) Spittlers Europäiſche Staatengeſchichte, Th. II. S. 508.

**) Rulhière, Histoire de l'anarchie de Pologne, T. I. p. 177.

mögen des Miniſters ſehr einträgliche Beſtandtheil derſelben. Das politiſche Syſtem Auguſts und Brühls war gänzliche Ergebung an Rußland. Der König und ſein Miniſter buhlten nur um die Gunſt der Ruſſiſchen Günſtlinge und ſchienen ſich nur als untergeordnete Geſchäftsträger des Petersburger Hofes zu betrachten. Von dieſem wurde über Angelegenheiten Polens verfügt, z. B. ein neues von Rußland abhängiges Bisthum für die Bekenner der Griechiſchen Kirche in Polen errichtet, der Durchmarſch und die Verpflegung der Ruſſiſchen Truppen im Kriege gegen Preußen angeordnet, ohne die Regierung Polens nur zu befragen. Warſchau war die Hauptſtadt einer Ruſſiſchen Provinz. Der König zog den Aufenthalt in Dresden vor, weil die Wälder des Kurfürſtenthums beſſer zur Jagd eingerichtet waren als die Wälder Polens; alle zwei Jahre reiſte er nach Warſchau, um daſelbſt den verfaſſungsmäßigen Reichstag zu halten. Nach einigen ſtürmiſchen Sitzungen wurde derſelbe jedesmal durch einen der Landboten unter irgend einem Vorwande zerriſſen, und der König, durch die Gewohnheit getröſtet, kehrte, ſobald die Jahreszeit günſtig geworden war, nach Dresden zurück. Polen befand ſich dergeſtalt viele Jahre hindurch ohne eigentliche Staatsverwaltung. Der Adel verſank, nach dem Beiſpiele des Hofes, immer tiefer in Ueppigkeit und Prunkſucht, die Lage des Volks wurde gedrückter, weil die Grundbeſitzer darauf ausgingen, zur Beſtreitung ihrer größeren Ausgaben ihre Einkünfte zu vermehren. Der alte kriegeriſche Geiſt der Nation wich der Erſchlaffung, und die Verſammlung des allgemeinen Aufgebots würde ſchon im Mangel vollſtändiger Bewaffnung große Hinderniſſe gefunden haben, wenn es auch dem Hofe jemals hätte einfallen können, ſich zu ſolch einem kraftvollen Gedanken zu erheben.

Aber mitten in dieſem Verfall äußerer Bedeutſamkeit und innerer Stärke bildete Polen auch einen Gegenſatz der Freiheit gegen die Herrſchaft der Militär- und Finanzkünſte, welcher die benachbarten Staaten unterworfen wurden, und dieſer Gegenſatz allein war im Stande unter den nachdenkenden Polen nicht wenige über den Zuſtand ihres Vaterlandes zu tröſten. Während in den Ländern der Aufklärung das Staatsthum die Uebergewalt, die es über alle bürgerlichen, kirchlichen und menſchlichen Verhältniſſe erlangt hatte, dazu verwendete, die Selbſtändigkeit und moraliſche Schwungkraft des menſchlichen Geiſtes durch die Mechanik und Technik der Heer- und Staatsverwaltung zu erdrücken, während ein eiskalter Indifferentis-

mus über die Gemüther ſich ausbreitete, der neue Köhlerglaube an die Allmacht der Ziffern und Maſſen den Kirchenglauben überbot, und die moderne Staatswirthſchaft durch Handelsſperren, Waarenverbote, erzwungene Fabrication und ähnliche Förderungsmittel des Nationalreichthums von dem Zielpunkte ihrer Beſtrebungen ſich deſto weiter entfernte, je emſiger ſie demſelben nachjagte, — entbehrte Polen mit den Vortheilen des geregelten Staatsweſens auch die großen Irrthümer und Uebel, an denen das Zeitalter krankte. Diejenigen, welche in dieſem Lande ohne Regierung und Verwaltung zu dem Stande der Herren oder Freien gehörten, fanden ſich leicht über die politiſche Nichtigkeit des Staates durch die vollkommene Unabhängigkeit entſchädigt, deren ſie ſelbſt genoſſen. — Daher kam es, daß in der Folge ſo viele Polen, die nichts weniger als Sclavenſinn hegten, als entſchiedene Anhänger von Rußland handelten. Die Vormundſchaft, welche dieſe despotiſche Macht über Polen ausübte, gewährte die Bürgſchaft eines Maaßes von Freiheit, wie es ſonſt nirgends in Europa vorhanden war. Uebrigens gereicht es dem Nationalcharakter zur Ehre, daß der Mangel aller Staatsgewalt nicht zur Auflöſung der ſittlichen Ordnung führte, ſondern daß man, nach glaubwürdigen Zeugniſſen, von Verbrechen und Frevеln weniger als anderwärts hörte. Die Nation blieb den Grundſätzen kirchlicher Frömmigkeit treu, und der Einfluß der Geiſtlichkeit erſetzte die Abweſenheit polizeilicher Zucht- und Gewaltmittel. Auch die Nachbarn befanden ſich nicht übel. Der Verkehr mit Polen unterlag keinen Beſchränkungen, inſofern nicht etwa die künſtliche Staatswirthſchaft von der eigenen Seite hemmend eingriff. Kauf und Verkauf war nach dem vorhandenen Bedürfniß geſtaltet; Erwerb und Wohlſtand für die Grenzländer das natürliche Ergebniß. In Polen ſelbſt gab es keine Fabriken und Manufacturen, ſondern Ackerbau und Viehzucht. Die Grundbeſitzer ſtanden im Genuſſe und noch mehr im Rufe des Reichthums, und das Loos der Bauern, wie kümmerlich es war, mochte in der Regel nicht ſchlechter ſeyn, als das der zahlreichen Arbeiter, welche heute die Werkſtätte des erzwungenen Kunſtfleißes füllen. Es kann nicht die Rede davon ſeyn, Verhältniſſe wie die dargeſtellten als annehmlich oder wünſchenswerth bezeichnen zu wollen; aber wenn der Gegenſatz des Naturlebens der Germaniſchen Völker gegen einen verfeinerten Geſellſchaftszuſtand den größten Römiſchen Geſchichtſchreiber zu ſeiner berühmten Schilderung des erſtern begeiſtert hat, darf es auch nicht be-

fremden, daß eine Verfaſſung, die im Jahrhundert der Staatstechnik ein alteuropäiſches Volksleben in die Mitte künſtlicher, nach materialiſtiſchen Prinzipien geregelter Staatsmaſchinen hinſtellte, unter den Eingebornen ſelbſt ihre Freunde und Vertheidiger hatte.

---

5. Schweden nach Karl XII.

(1718—1751.)

Karls XII. Tod hatte Schweden in einem erſchöpften Zuſtande gelaſſen, in welchem, wie ſich die Reichsſtände in einem Ausſchreiben ausdrückten, dem Königreiche nichts übrig blieb, als die Barmherzigkeit des allmächtigen Gottes. Um dieſer aber den Zugang zu öffnen, glaubten ſie, die Macht des Regenten vorher beſchränken zu müſſen, und wählten daher Karls XII. Schweſter Ulrike Eleonore zur Herrſcherin, um unter einer weiblichen Regierung nicht nur ſich zu erholen, ſondern auf Koſten der königlichen Gewalt zu erheben. Indem ſie dabei das Maaß überſchritten, machten ſie das Unglück Schwedens nur ärger. Aus dem Getriebe ſtreitender Parteien, die nothwendig entſtanden, als die Macht der Regierung, ſtatt alle Glieder zu durchdringen und zu verbinden, allein auf den Adel überging, erwuchs eine politiſche Kraftloſigkeit, die das Reich Schweden, im ſiebzehnten Jahrhundert ſo bedeutend eingreifend in die Geſammtheit der Europäiſchen Staaten, zum untergeordneten Werkzeuge auswärtiger Ränke herabſetzte.

Nachdem man ſich durch die dem Nyſtädter Frieden vorangehenden Verträge mit Hannover, Preußen und Dänemark, worin faſt alle von Guſtav Adolf erkämpften Beſitzungen aufgeopfert wurden, Ruhe von außen verſchafft hatte, ging man an die neue Geſtaltung der innern Verfaſſung. Die unumſchränkte königliche Gewalt ward abgeſchafft, die geſetzgebende Macht den Reichsſtänden, die Regierung der Königin und dem Reichsrathe, deſſen Glieder vorher königliche Räthe hießen, übertragen. In dieſem Rathe ſollte die Königin zwei Stimmen führen, alle Sachen nach der Mehrheit entſchieden werden; die Entſcheidung über Krieg und Frieden, das Recht der Beſteuerung und der Vorſchlag zu erledigten Reichsrathsſtellen ward den Reichsſtänden vorbehalten. Im Jahre 1720, als die Königin ihrem Gemahl Friedrich I. die Regierung überließ, wurden

die Rechte der Krone noch mehr beſchränkt. Die Souverainetät kam ganz an die Reichsſtände. Alle Behörden wurden ihnen verpflichtet, alle Stellen im Reichsrathe, wie im Heere, vom Oberſten aufwärts, von ihrer Ernennung abhängig gemacht; jeder Angriff auf die Unabhängigkeit der Reichsſtände ward für ein Majeſtätsverbrechen erklärt. Waren die Reichsſtände nicht verſammelt, ſo herrſchte der Reichsrath, ein Ausſchuß, der den König völlig zum Dogen herabſetzte.

Im Schooße der herrſchenden Ariſtokratie entſtanden zwei Parteien, die Gyllenborgſche und die Hornſche (die der Hüte und der Mützen), die, um die Worte König Guſtavs III. zu gebrauchen, aus der Nation zwei verſchiedene Völker machten, welche vereinigt nach dem Verderben des Vaterlandes ſtrebten. Die Mützen waren an Rußland, die Hüte an Frankreich verkauft; die Politik Schwedens richtete ſich nach den Geldſummen, welche dieſe beiden Mächte an die eine oder die andere dieſer Parteien zahlten. Die Reichstage waren Schauplätze der Parteiwuth, und ſtatt an die zweckmäßigſten Mittel zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu denken, war die ganze Aufmerkſamkeit jeder Partei darauf gerichtet, ſich die Mehrheit der Stimmen zu verſchaffen, um ſich vor der Gewaltthätigkeit der andern zu ſchützen; nicht ſelten wurde Blut vergoſſen.

Nur unter ſolchen Umſtänden konnte ein Krieg mit Rußland entſtehen, der eben ſo unklug unternommen als kläglich geführt ward. Im Jahre 1735 hatte Frankreichs Einfluß geſiegt, und es war ein Vertrag mit dieſer Krone geſchloſſen worden, in welchem Schweden gegen jährliche 300,000 Thaler verſprach, weder Frankreichs Feinden Truppen zu geben, noch irgend eine Verbindung ohne Frankreichs Wiſſen zu ſchließen. Auf dem Reichstage 1738 triumphirte die Franzöſiſche Partei durch Erkaufung der Stimmen vollends über die entgegengeſetzte friedliche, welche damals von den kriegeriſchgeſinnten Hüten den Namen (Schlaf-) Mützen erhielt. Der Graf Teſſin ward zu der einflußreichen Würde eines Reichstags-Marſchalls erhoben, der Reichsrath auf ſtürmiſche Weiſe durch Ausſtoßung der friedlich Geſinnten gereinigt und mit Gyllenborgſchen beſetzt. Der Franzöſiſche Geſandte hatte die jungen Edelleute von der Garde für den Krieg zu erhitzen gewußt, und die Stimmung dafür verbreitete ſich ſelbſt über die Frauen. Der Schimpf und der Verluſt des Nyſtädter Friedens ward gebraucht, das Schwediſche Ehrgefühl aufzureizen, und in der bedenklichen Verwickelung Rußlands in den Krieg mit der Pforte die

Aussicht auf Ersatz des verlornen Ruhmes und Besitzes geöffnet. Das Schicksal des Schwedischen Majors Sinclair, eines großen Gegners der Russen, der in Constantinopel und in Polen gegen Rußland unterhandelt hatte, und auf der Rückreise in der Gegend von Crossen angefallen und ermordet ward, gewährte dem Hasse gegen Rußland neue Nahrung. Man gab dem Feldmarschall Münnich diese Ermordung schuld, so sehr auch der Russische Hof allen Verdacht der Theilnahme an derselben abzulehnen suchte.

Obgleich die Russen unterdeß ihren Frieden mit den Türken geschlossen hatten, wurden nun sogleich 6000 Mann nach Finnland geschickt. Eigentlich war die Gelegenheit zu erobern für die Schweden vorüber, und der Bewegungsgrund für die Franzosen, den Türken Luft zu machen, weggefallen. Aber die Leidenschaft war einmal aufgeregt. Der Tod der Kaiserin Anna und der Regentenwechsel in Rußland, bei dem auch der Französische Gesandte thätig war, schien den Schweden einen Krieg mit Rußland sehr leicht, der Tod des Kaisers Karls VI. aber und der darauf eintretende Erbfolgestreit auch den Franzosen die Beschäftigung Rußlands sehr nützlich zu machen. Aber indem man Alles aufbieten mußte, um die Gegner des Krieges im Zaume zu halten — theils durch schimpfliche Bestrafung einiger derselben, denen man den Schein des Hochverraths aufbürdete *), theils indem man die ganze Frage über Krieg und Frieden von den Reichsständen einem Ausschusse von gewonnenen Personen übertrug — wurde die gelegene Zeit abermals versäumt, und der Krieg erst am 4. August 1741 erklärt. Dennoch erwartete man, daß wenigstens Karelien, Kerholm, Wiborg und der Ausfluß der Newa nebst den Festungen Nöteburg, Petersburg, Kronstadt und Kronslot gewonnen werden würden.

Schon der Anfang des Feldzugs hätte diese Hoffnungen niederschlagen können. Die Russischen Generale Keith und Lascy brachen in Finnland ein, und siegten über die Schweden bei Willmanstrand den 3. September 1741. Allein, hatte man zuerst die Russische Macht falsch berechnet, so rechnete man nun fälschlich auf die Verwirrung, welche die abermalige Thronrevolution in Petersburg hervorgebracht haben werde. In der That ließ die neue Kaiserin, Elisabeth, einen Waffenstillstand antragen. Die Schweden glaubten nun, Rußland könne den Frieden nicht entbehren, und thaten hohe Forderungen, unterließen aber die in

*) Baron Gyllenstierna mußte zwei Stunden im Halseisen stehen.

jeder Rückſicht ſo nöthigen Rüſtungen. Die Ruſſen rückten hierauf wieder in Finnland ein, und trieben das Schwediſche Heer von einem Poſten zum andern bis nach Helſingfors. Hier ward das Heer, das auch von der ſchlecht bemannten Flotte keine Hülfe erhielt, von den Ruſſen eingeſchloſſen und mußte am 20. Auguſt 1742 ſich ergeben. Statt des gehofften Gewinnes war nun ſchwerer Verluſt zu erwarten, und ganz Finnland ſchien das Opfer zur Verſöhnung des mächtigen Feindes werden zu müſſen.

Aber ein weniger koſtſpieliger Weg zur Ausgleichung fand ſich. Der König Friedrich I. war ohne Erben, und es entſtand die ſchwierige Frage über die Nachfolge auf dem Throne. In dem Hauſe Holſtein-Gottorp war ein in weiblicher Linie dem Hauſe Waſa verwandter Prinz vorhanden, der Herzog Peter Ulrich, Enkel der ältern Schweſter Karls XII., deren Gemahl in der Schlacht bei Cliſſow erſchoſſen worden war. Da aber Peter Ulrich, nach dem Erbrecht ſeiner Mutter Anna, der Tochter Peters des Großen, ſchon zum Ruſſiſchen Throne beſtimmt war, kam ein anderer Prinz dieſes Hauſes, Adolf Friedrich, in Vorſchlag. Auch dieſer Fürſt war mit dem Hauſe Waſa verwandt, indem Karls IX. Enkelin, Chriſtine Magdalene, die ältere Schweſter Karl Guſtavs, mit dem Markgrafen Friedrich VI. von Baden vermählt, Großmutter der Gemahlin des Herzogs von Holſtein, Albertine Friederike, und Urgroßmutter Adolf Friedrichs war. Zwar wollte der Bauernſtand, beſonders die Dalbauern, die auch mit bewaffneter Hand in Stockholm erſchienen, den Däniſchen Kronprinzen erwählt und die Calmariſche Union hergeſtellt haben, und Dänemark bot für dieſen Fall zwölf Linienſchiffe und 12,000 Mann zur Fortſetzung des Krieges. Aber der Adel erklärte ſich gegen dieſen Vorſchlag; er fürchtete, ſeine Gewalt unter einem an Eigenmacht gewöhnten Könige zu verlieren. Die Ruſſiſche Kaiſerin ſah gleichfalls die Vereinigung dieſer Reiche ungern. Alſo näherten ſich beide einander; der Adel erklärte ſich für Adolf Friedrich, der nun zum Thronfolger erwählt ward, und Eliſabeth ſchloß einen billigen Frieden zu Abo (1743), in welchem ſie ſich mit einigen Abtretungen in Finnland zur Sicherung ihrer Grenzen, mit der Provinz Kymmenegard nebſt den Städten und Feſtungen Friedrichshamn, Willmanſtrand und Nyſlot begnügte. Für dieſen Ausgang büßten die Schwediſchen Generale Buddenbrok und Löwenhaupt, denen der Reichsrath alle Schuld beimaß, da ſie doch nur übel ausgeführt hatten, was übel entworfen worden war, mit ihren Köpfen. Acht Jahre nachher

(1751) ſtarb König Friedrich ohne Erben, und der zu ſeinem Nachfolger erwählte Herzog Adolf Friedrich von Holſtein-Gottorp beſtieg den Schwediſchen Thron

V. Der Oeſterreichiſche Erbfolgekrieg.

(1740—1748.)

1. Veranlaſſung und Ausbruch des Krieges.

Kaiſer Karl VI. tröſtete ſich unter den Verluſten und Kränkungen, welche den Abend ſeiner einſt glänzenden Regierung trübten, mit dem Gedanken, daß er durch das in den letzten Friedensſchlüſſen dargebrachte Opfer ſeiner Tochter Maria Thereſia *) wenigſtens eine ruhige Erbfolge geſichert habe. Alle Mächte Europas hatten der pragmatiſchen Sanction Gewähr übernommen, und der biederherzige Karl jenem warnenden Worte des erfahrenen Eugen, daß zweimal hunderttauſend Bajonette dieſelbe beſſer als eine Million Eidſchwüre aller Fürſten Europas verbürgen würden, den Glauben verſagt, während der nach Eugens Tode geführte unglückliche Türkenkrieg den Verfall des Heeres und der Finanzen vollendete. Am 26. October 1740 ſtarb Karl, der letzte des Hauſes Habsburg, welches ſeit dem im Jahre 1278 von Rudolf über Ottokar auf dem Marchfelde erſtrittenen Siege vierhundert und zwei und ſechzig Jahre über Oeſterreich geherrſcht und an daſſelbe die Kronen von Ungern und Böhmen, die Lombardei und die Niederlande geknüpft hatte. Europa war an weibliche Regierungen gewöhnt; in Rußland hatten zwei Kaiſerinnen, Katharina und Anna, kurz nach einander regiert, und die letztere hinterließ eben damals die Regentſchaft über das Reich wiederum einer Frau. Maria Thereſia, durch Geiſt und Schönheit ausgezeichnet, ſchien ganz geeignet, den gealterten Stamm der Monarchie zu einem kräftigen Leben zu erneuern. Alles blickte voll Hoffnung nach der jungen Königin von Ungern und Böhmen (dieſen Titel nahm Maria Thereſia an, da ſie das Kaiſerthum nicht erben

*) Geboren den 13. Mai 1717, vermählt am 12. Februar 1736 mit dem Herzoge Franz von Lothringen, der ein Jahr darauf Lothringen an Stanislaus Leszinski mit dem Erbanfall an Frankreich abtrat, und dafür das durch das Ausſterben der Mediceer in Erledigung kommende Großherzogthum Toscana erhielt.

konnte). Niemand ahnte, daß ein Anderer als ſie Gebieter Oeſterreichs zu werden trachte oder gar ſchon zu ſeyn ſich einbilde.

Aber wenige Tage nach dem Tode des Kaiſers erklärte der Baierſche Geſandte in Wien, Graf von Peruſa, daß ſein Herr, der Kurfürſt Karl Albrecht, die Erzherzogin Maria Thereſia als Erbin und Nachfolgerin des verſtorbenen Kaiſers nicht anerkennen könne, da ihm ſelbſt die Oeſterreichiſche Monarchie gehöre, und zwar ſowohl nach ſeiner Abſtammung von der älteſten Tochter Kaiſer Ferdinands I., als auch noch beſonders nach einer teſtamentariſchen Verfügung dieſes Monarchen, kraft deren, nach Abgang der männlichen Erben des Hauſes Habsburg, die Nachkommen dieſer Tochter in den Königreichen Ungern und Böhmen ſuccediren ſollten. Es war voraus zu ſehen, daß man Oeſterreichiſcher Seits die von Baiern aufgeſtellte Erbfolgeordnung durch die ſeither immer beobachtete Rechtsregel widerlegen würde, nach welcher das nähere Verhältniß eines Nachkommen zum letzten Beſitzer auch deſſen Näherrecht auf die Erbſchaft beſtimme. Die Berufung Baierns auf eine teſtamentariſche Verfügung Ferdinands I. wurde dadurch erledigt, daß ſich aus der Urkunde, als dieſelbe eingeſehen ward, ergab, die Erbfolge der Tochter Ferdinands ſollte nicht nach dem Abgange der männlichen, ſondern der ehelichen Leibeserben der Söhne dieſes Kaiſers eintreten, wonach von dem Anſpruche des Baierſchen Hauſes noch gar keine Rede ſeyn konnte. Deſſenungeachtet verließ der Geſandte Wien, nachdem er gegen die Erbfolge der Erzherzogin Proteſtation eingelegt und die Gerechtſame ſeines Herrn förmlich verwahrt hatte. So unbegründet dieſes Verfahren erſchien, war es jedoch nicht unerwartet, da der Kurfürſt ſchon bei Lebzeiten des Kaiſers die Anerkennung der pragmatiſchen Sanction verweigert und ſich der Genehmigung derſelben beim Reichstage in Regensburg widerſetzt hatte. Deſto weniger ward in Wien beſorgt, daß auch andere Mächte, welche die Sanction feierlich anerkannt und ſogar gewährleiſtet hatten, die Gültigkeit derſelben anfechten würden.

Dennoch geſchah dieß, vornehmlich auf Antrieb einer am Franzöſiſchen Hofe geſchäftigen Partei, deren Seele der nachher zum Marſchall erhobene Graf von Belleisle war. Dieſer Projectmacher hoffte, ſich durch den Umſturz der Oeſterreichiſchen Monarchie Wichtigkeit und einen unſterblichen Namen zu erwerben. Der dirigirende Miniſter, Cardinal Fleury, war der Sache entgegen und hätte gern Ruhe gehabt, wurde aber zum Nachgeben genöthigt. Frankreich ſelbſt ſollte

nicht mit eigenen Anſprüchen auftreten, wohl aber Spanien, das zwar auch die Sanction anerkannt und gewährleiſtet hatte, nun aber behauptete, daß dieſe Anerkennung und Gewährleiſtung, als den unveränderlichen Rechten der Spaniſchen Krone entgegen, unkräftig und nichtig geweſen ſey. Die Könige von Spanien aus dem Oeſterreichiſchen Hauſe und die nach Spanien vermählten Oeſterreichiſchen Prinzeſſinnen hätten nämlich ihre Rechte auf die Erbfolge der Deutſchen Linie für den Fall, daß der Mannsſtamm dieſer Linie erlöſche, vorbehalten, und der König von Spanien als Abkömmling jener gehe daher, für ſich und ſeine Prinzen, einer Fürſtentochter der Deutſchen Linie unzweifelhaft vor. Frankreich fand nun, daß ſeine Garantie der Sanction nur in ſo fern gültig ſey, als dieſelbe den Rechten eines dritten keinen Abbruch thue, und hielt ſich verpflichtet, für dieſe Rechte in die Schranken zu treten. Wie die Anſprüche Spaniens mit den Anſprüchen Baierns auf den Geſammtbeſitz der Monarchie Thereſias in der Folge vereinbart werden ſollten, blieb vor der Hand unentſchieden; wenn fürs Erſte nur die Monarchie ſelbſt erobert ſeyn werde, glaubte Belleisle, werde das Uebrige ſich ſchon finden. Um die Verwirrung vollſtändig zu machen, wurde auch König Auguſt von Polen und Kurfürſt von Sachſen durch die Einflüſterungen Frankreichs vermocht, die Anſprüche ſeiner Gemahlin, der älteſten Tochter des Kaiſers Joſeph I., der als älterer Bruder Karls VI. vor dem letztern die Monarchie beſeſſen hatte, zur Sprache zu bringen. Zugleich wurde der Kurfürſt von Baiern ermuntert, ſich um die erledigte Kaiſerkrone zu bewerben und ihm zur Erlangung und Behauptung derſelben die kräftigſte Unterſtützung Frankreichs verheißen. Am 18. Mai 1741 ſchloſſen die beiden Kronen Frankreich und Spanien mit dem Kurfürſten zu Nymphenburg ein förmliches Bündniß in der dem blödeſten Auge ſichtbaren Berechnung, daß der neue Kaiſer nichts als ein Geſchöpf Frankreichs ſeyn, und ſammt dem Deutſchen Reichskörper ganz in die Hände dieſer Macht gerathen werde. Außerdem wurden mit den Kurfürſten von Köln und von der Pfalz und mit den Königen von Sicilien und von Preußen Verbindungen angeknüpft.

Der Letztere befand ſich ſchon ſeit dem December 1740 mit Maria Thereſia im Kriege, nicht wegen der pragmatiſchen Sanction, deren Gültigkeit er nicht beſtritt, ſondern wegen der von derſelben unabhängigen Anſprüche des Brandenburgiſchen Hauſes auf die Schleſiſchen Fürſtenthümer Liegnitz, Brieg, Wohlau und Jägerndorf, zu deren Geltendmachung der Tod Karls VI. ihm eine willkommene Gelegenheit

darbot. Die weiter unten ausführlich zu erzählenden Erfolge, welche Friedrich in Schleſien davon trug, förderten den Baieriſch-Franzöſiſchen Eroberungsplan. Am 31. Juli 1741 begann der Kurfürſt von Baiern den Krieg gegen Oeſterreich durch Ueberrumpelung der Stadt Paſſau und der dabei liegenden Feſtung Oberhaus; durch die Ankunft eines Franzöſiſchen Heeres von 30,000 Mann verſtärkt rückte er ohne ſonderlichen Widerſtand, in Oeſterreich vor, und ließ als Erzherzog am 2. October 1741 zu Linz ſich huldigen. Der König von Polen und Kurfürſt von Sachſen, welcher kurz vorher, am 19. September, dem Bündniſſe der drei Höfe förmlich beigetreten war, beeilte ſich nun noch, eines Theils der großen Beute ſich zu bemächtigen, und ſandte ein Sächſiſches Heer unter Anführung ſeines Stiefbruders, des Grafen Rutowsky, nach Böhmen. Die Bundesgenoſſen, auf welche Maria Thereſia in ihrer Bedrängniß rechnen konnte, waren König Georg II. von England und die Regentin des Ruſſiſchen Reiches, die Großfürſtin Anna. Aber jener, der in der That 30,000 Hannoveraner in Norddeutſchland verſammelt hatte, wurde durch ein Franzöſiſches Heer unter dem Marſchall Maillebois von der einen, durch ein Preußiſches von der andern Seite eingeſchloſſen, und am 27. September 1741 zur Annahme eines Vertrages genöthigt, in welchem er ſich verpflichtete, der Königin von Ungern keinen weitern Beiſtand zu leiſten, und bei der bevorſtehenden Kaiſerwahl ſeine Stimme dem Kurfürſten von Baiern zu geben. Rußland aber wurde durch den bereits erwähnten im Juli 1741 von Schweden, auf Eingebungen Frankreichs, ihm erklärten Krieg von jeder thätigen Unterſtützung der Königin abgehalten.

---

3. Kaiſer Karl VII.
(1742—1745.)

In dieſer Bedrängniß erwuchs für Maria Thereſia Rettung aus den Fehlern ihrer Gegner. Anſtatt den Weg nach Wien längs der Donau hinab zu verfolgen, wandte der Kurfürſt von Baiern ſich plötzlich nach Böhmen, weil er beſorgte, wenn die Sachſen allein dieſes Königreich eroberten, möchten ſie daſſelbe behalten wollen. König Friedrich hatte dieſen vom Ziele abführenden Marſch widerrathen, aber die Franzöſiſchen Generale ſahen denſelben nicht ungern, da ihnen wenig daran gelegen war, dem Kurfürſten von Baiern die ganze Oeſterreichiſche Mo-

narchie in die Hände zu ſpielen; Auflöſung derſelben, nicht Veränderung der Dynaſtie, ſchwebte ihnen vor Augen. Am 26. November 1741 bemächtigten ſich die Sachſen durch einen glücklich ausgeführten nächtlichen Ueberfall der Hauptſtadt Prag und am 19. December empfing Karl Albrecht daſelbſt die Huldigung als König von Böhmen. Aber während er ſich in dieſem Prunke gefiel, und an den größern der Kaiſerkrönung dachte, fand Maria Thereſia Zeit und Mittel, das Erbe ihrer Väter zu retten. Auf einer Verſammlung der Ungerſchen Stände im Schloſſe zu Presburg, am 11. Sept., gewann ſie durch kluge Willfährigkeit die Gemüther. Als hierauf die junge Königin in einer eben ſo rührenden als würdevollen Rede die Hülfe der Nation in Anſpruch nahm, wurde ihr mit dem begeiſterten Ausrufe: Wir wollen ſterben für unſern König Maria Thereſia! geantwortet*). Schon vor dem Ende des Octobers fanden ſich 15,000 berittene Edelleute in Presburg ein, und aus den Geſpanſchaften ſtrömten zahlreiche Mannſchaften herbei. Zwei Heere wurden gebildet. Mit dem einen rückte Großherzog Franz, der Gemahl der Königin, in Böhmen ein, mit dem andern eroberte der General Bärenklau im Januar 1742 Oberöſterreich wieder. Hiermit nicht zufrieden, drangen die Oeſterreicher in Baiern vor. Am 24. Januar 1742 ward Karl Albrecht zu Frankfurt am Main zum Kaiſer erwählt und am 12. Februar als ſolcher gekrönt; aber Tags darauf mußte ſich ſeine Hauptſtadt München an die Oeſterreicher ergeben, und wenige Wochen ſpäter war ſein ganzes Land in den Händen derſelben. Als Kaiſer Karl VII. ſaß er nun in Frankfurt, auf die ſpärlichen Erträge des Kaiſerthums und den Beiſtand Frankreichs verwieſen. Die Ankunft eines neuen Franzöſiſchen Heeres unter dem Marſchall Harcourt und die Erfolge, welche der König von Preußen in Mähren und Böhmen über die Oeſterreicher davon trug, erhielten die Hoffnungen des unglücklichen Fürſten noch aufrecht; aber dieſer Bundesgenoſſe, dem Karl als König von Böhmen im Februar 1742 die Grafſchaft Glaz abgetreten hatte, ſchloß am 17. Juni zu Breslau mit der Königin einen Frieden, in welchem er gegen Abtretung des größten Theils von Schleſien dem Kriege entſagte. Bald darauf folgte Sach-

*) Daß die Königin bei Haltung dieſer Rede ihren einjährigen Sohn Joſeph auf dem Arme gehabt habe, iſt zwar eine allgemein verbreitete, aber von den glaubwürdigſten Nachrichten widerlegte Sage. Der Prinz wurde erſt zehn Tage ſpäter nach Presburg gebracht. Es iſt aber wohl möglich, daß die Königin noch bei einer andern Gelegenheit ſich mit demſelben mehreren Magnaten gezeigt und ihre Begeiſterung aufgeregt hat.

ſen dem Beiſpiel, und verſöhnte ſich, ohne förmlichen Friedensſchluß, mittelſt gegenſeitiger Erklärungen vom 23. und 28. Juli mit Oeſterreich.

Das Uebergewicht der Oeſterreichiſchen Waffen war hierdurch entſchieden. Die Franzöſiſche Armee in Böhmen unter den Marſchällen Broglio und Belleisle wurde genöthigt, ſich nach Prag zurück zu ziehen. Marſchall Maillebois kam ihr zwar mit der Armee, die in Weſtphalen geſtanden hatte, zu Hülfe; da ihm aber von dem alten eigenſinnigen Cardinal, in deſſen Händen ſich die Regierung Frankreichs befand, auf das beſtimmteſte unterſagt war, ein Treffen zu wagen, richtete er nichts aus, ſondern kehrte im October durch die Oberpfalz nach Baiern zurück.

Hier hatte das Glück dem Kaiſer einen Augenblick gelächelt. Der aus Oeſterreichiſchen Dienſten in die ſeinigen getretene Feldmarſchall Seckendorf hatte in den erſten Tagen des Octobers Baiern wiedererobert. Kräftige Unterſtützung von Seiten Frankreichs würde jetzt noch dem Kriege eine andere Wendung gegeben haben; befand ſich doch ſelbſt Eger, das Thor Böhmens, in den Händen der Verbündeten. Aber der Geiſt, der das Franzöſiſche Cabinet, auch nachdem der Cardinal Fleury geſtorben war, beherrſchte, und der den Feldherrn ſich mittheilte, war Maria Thereſias beſter Bundesgenoſſe. Marſchall Belleisle hatte in ſo langer Zeit keine Mittel gefunden, die Lage ſeiner Angelegenheiten in Böhmen zu verbeſſern, und ſah ſich in Prag mit 14,000 Mann dem Hungertode Preis gegeben, er beſaß aber Ehrgefühl und Muth, einen verzweifelten Entſchluß ſchimpflicher Ergebung vorzuziehen. Am 17. Dec. 1742, in einer finſtern Winternacht, zog er heimlich aus Prag, indem er nur eine ſchwache Beſatzung von etwa 1000 Invaliden zurückließ. Erſt ſpät gewahrten die Oeſterreicher unter Lobkowitz die Veränderung in der Stadt, und ſetzten den Ausgezogenen nach. Dieſe hatten jedoch einen zu großen Vorſprung gewonnen, und erreichten Eger nach elftägigem Marſche, obwohl ſie auf demſelben durch Kälte und Verfolgung viele Leute verloren. Die zurückgelaſſenen Invaliden capitulirten und erhielten freien Abzug nach Eger; der Oeſterreichiſche General war aber ſehr erſtaunt, als er ſah, wie gering ihre Zahl war. Belleisle, der ſich für einen neuen Xenophon hielt, wurde in Verſailles kalt empfangen, und auf ſein Gouvernement zu Metz verwieſen.

Im April 1743 kehrte der Kaiſer in ſeine Hauptſtadt München zurück. Aber die Befreiung Böhmens hatte den Oeſterreichern neue

Angriffsmittel verliehen. Geführt von dem Prinzen Karl von Lothringen, dem Bruder des Großherzogs Franz, wandten ſie ſich nach Baiern, ſchlugen, am 9. Mai, eine Abtheilung des Baierſchen Heeres bei Simpach und nöthigten den Kaiſer, (am 8. Juni) zum zweitenmal aus München zu fliehen. Seinem Feldmarſchall Seckendorf blieb nichts übrig, als (am 27. Juni) mit dem Prinzen von Lothringen einen Räumungsvertrag zu ſchließen, kraft deſſen der Ueberreſt des Baierſchen Heeres Quartiere bezog und das Land den Oeſterreichern überlaſſen ward. Zur Erwiederung der von Karl in Prag angenommenen Huldigung ließ ſich Maria Thereſia nun in München Huldigung leiſten. Während die Staatskunſt des Zeitalters in ihrem Gebahren ſich aller Treu und Rechtlichkeit entſchlagen hatte, wähnte ſie, die Treue der Unterthanen, die ſie ihren angebornen Beherrſchern entriß, durch erzwungene Eidſchwüre an neue Gebieter feſſeln zu können, die ihrerſeits kein Hehl daraus machten, daß ſie die Dauer derſelben nur von der Convenienz würden abhängen laſſen.

Inzwiſchen ergriff Frankreich in dem Kriege, welcher ſeit dem Jahre 1739 zwiſchen England und Spanien ſtatt fand, die Partei des letzteren, und beſtimmte dadurch das Engliſche Parlament dem Wunſche des Königs Georg II. gemäß, der Sache Oeſterreichs thätige Hülfe zu leiſten. Georg gewann die Republik der vereinigten Niederlande, ihre Waffen mit den ſeinigen zum Schutze der auch von ihr gewährleiſteten pragmatiſchen Sanction zu vereinigen. Im Herbſt 1742 verſammelte ſich eine Armee von 50,000 Mann, unter der ſonderbaren Bezeichnung einer pragmatiſchen, in den Niederlanden, und im Februar 1743 wurde ſie vom Könige Georg, der Proteſtationen des Kaiſers Karl und des Königs von Preußen ungeachtet, durch das Jülichſche und Kölniſche gegen den Main geführt. Auf die Kunde hiervon ſandte Frankreich den Marſchall Noailles mit 60,000 Mann nach Deutſchland. Bei Dettingen, in der Nähe von Aſchaffenburg, kam es am 27. Juni 1743 zwiſchen der Franzöſiſchen und der pragmatiſchen Armee zu einer Schlacht, welche zum Nachtheil der erſtern ausfiel und ihren Rückzug beſtimmte. König Georg zog ihr im Auguſt nach über den Rhein, über den auch der Prinz von Lothringen die Oeſterreicher geführt hatte. Dieſer Zug hatte die Folge, daß Frankreich, welches bis jetzt bloß als Hülfsmacht des Kaiſers oder Baierns thätig geweſen war, nunmehr ſelbſt als kriegführende Macht auftrat, und am 26. April 1744 der Königin von Ungern, ſo wie am 15. Mai deſſelben Jahres

England den Krieg erklärte. König Ludwig wurde durch ſeine damalige Geliebte, die Herzogin von Chateauroux, die ihn von kriegeriſchem Ruhm umglänzt ſehen wollte, beſtimmt ſich ſelbſt zur Armee zu begeben. Als Zweck des Krieges wurde jetzt die Eroberung der Niederlande ins Auge gefaßt. Im Laufe zweier Monate fielen vier feſte Plätze, Menin, Ypern, Knoke und Furnes. Unterdeß war der Prinz Karl von Lothringen nahe daran, das Erbe ſeiner Väter wieder zu erobern. Da verließ König Ludwig die Niederlande, um ihm die Spitze zu bieten. Aber während ſeines Aufenthalts in Metz warf ihn, am 4. Auguſt, ein Fieber aufs Krankenbett, und als er genas, waren die Oeſterreicher von den Grenzen Frankreichs entfernt. Weil König Friedrich von Preußen abermals gegen Maria Thereſia die Waffen ergriffen und Böhmen erobert hatte, wurde der Prinz von Lothringen eiligſt aus dem Elſaß zurückgerufen. Verſtärkt durch ein Sächſiſches Hülfscorps nöthigte er die Preußen noch in demſelben Jahre (1744) zur Räumung Böhmens.

Dennoch hatte dieſer Seitenkrieg dem Kaiſer ſo viel geholfen, daß er Frankfurt verlaſſen und am 23. October 1744 in München einziehen konnte. Auch dießmal würde ſeines Bleibens hier nicht lange geweſen ſeyn; denn nach dem Abzuge der Preußen aus Böhmen trugen die Oeſterreicher von Neuem ihre Waffen nach Baiern. Aber unerwartet machte der Tod, in Folge einer zurückgetretenen Fußgicht, am 20. Januar 1745, den politiſchen und körperlichen Leiden Karls VII. ein Ende. „Mich wird das Unglück nicht verlaſſen, bis ich es verlaſſe," hatte er oft zu den Seinen, wenn ſie ihn tröſten wollten, geſagt. Aber wenn ſein Tod ihn ſelbſt von allem irdiſchen Unglück befreite, ſo dauerte doch das Elend des Krieges, welchen ſein kraftloſer Ehrgeiz entzündet hatte, noch Jahre lang fort.

---

8. Ausgang des Erbfolgekrieges.

Wenige Tage vor dem Tode des Kaiſers, am 8. Januar 1745, war zu Warſchau ein förmliches Bündniß zwiſchen Oeſterreich, England, Sachſen und den Generalſtaaten der Niederlande geſchloſſen worden. Der Hauptzweck deſſelben war gegen Preußen gerichtet. Da der neue Kurfürſt von Baiern, Maximilian III., ſeiner anfänglichen Weigerungen ungeachtet, am 22. April 1745 zu Füſſen mit Oeſterreich Frieden ſchloß

unter Entſagung aller Anſprüche auf Thereſias Kronen, bekam die Königin nun freiere Hand, und durch Verſicherung der Baierſchen Kurſtimme zu den Stimmen der drei geiſtlichen Kurfürſten, Sachſens, Hannovers und Böhmens, die ihr ſchon gewiß waren, die Ausſicht ihrem Gemahle, dem Großherzoge Franz, die Kaiſerkrone zu verſchaffen. Zwar erlitten die Oeſterreicher im Juli Unfälle gegen die Franzoſen und Spanier in Italien, und am 11. Mai ward bei Fontenoy in den Niederlanden das vereinigte Heer der Oeſterreicher, Engländer und Holländer von den Franzoſen in einem ſehr blutigen Treffen geſchlagen. Doch hatte, nach der damaligen Kriegsweiſe, dieſe Niederlage die Folgen nicht, welche ſie gegen Heerführer aus der großen Schule des neunzehnten Jahrhunderts gehabt haben würde. Bald erſchien ein neues Oeſterreichiſches Heer am Rhein, um die nach Frankfurt ausgeſchriebene Kaiſerwahl zu decken. Der Großherzog Franz übernahm ſelbſt das Commando derſelben und nöthigte die Franzoſen zum Rückzuge über den Strom. Die Geſandten von Kurpfalz und Kurbrandenburg proteſtirten nun eben ſo vergebens gegen die Fortſetzung der Wahlhandlung, wie vier Jahre vorher die Böhmiſche Geſandtſchaft gethan hatte. Am 13. September wurde der Großherzog durch die ſieben anderen Stimmen zum Kaiſer erwählt und am 4. October als Franz I. gekrönt.

König Friedrich von Preußen entledigte ſich noch vor Ablaufe des Jahres, nach drei ſiegreichen Schlachten, durch den Frieden zu Dresden mit Oeſterreich und Sachſen, des ihm läſtigen Krieges. Der Kampf dauerte nun zu Lande nur noch in den Niederlanden und Italien, vornehmlich aber als Seekrieg fort. Nach dem Siege bei Raucour am 11. October 1746 eroberten die Franzoſen die Oeſterreichiſchen Niederlande bis auf Luxemburg und Limburg. In Italien hatten die Kaiſerlichen zwar mehr Glück, allein ein Zug, den der General Brown im December 1746 nach der Provence unternahm, lief eben ſo traurig ab wie alle ſeitherigen Verſuche, die Franzoſen in ihrem eigenen Lande zu bekriegen. Im Jahre 1747 eroberten die Marſchälle von Sachſen und von Löwendahl das ganze Holländiſche Flandern. Dieſe Bedrängniß der Republik der Niederlande gab Veranlaſſung, daß die Draniſche Partei ihr Haupt erhob und wie im Jahre 1672 gebieteriſch Wiederherſtellung der ſeit Wilhelms III. Tode erledigt gebliebenen Erbſtatthalterſchaft verlangte, weil der Staat eines Heerführers bedürfe. Die bürgerlichen Magiſtrate, welche ſeit 1702 regiert hatten, mußten nach-

geben, daß Wilhelm IV., Prinz von Naſſau-Oranien, ein Seitenverwandter Wilhelms III., zum Erbſtatthalter erhoben und dieſe Würde für die männlichen und weiblichen Nachkommen des Fürſten erblich erklärt ward.

Nun wurden Anſtalten zu einer nachdrücklicheren Führung des Krieges getroffen. Aber die Erſchöpfung der Mächte ſtimmte ſie alle zum Frieden. Ein Congreß trat zur Unterhandlung deſſelben im April 1748 in Aachen zuſammen. Am 30. April kamen die Präliminarien zu Stande, und am 18. October, hundert Jahre nach dem Weſtphäliſchen Frieden, wurde der Hauptfriede unterzeichnet. Das achtjährige Blutvergießen war ohne ein großes Ergebniß geblieben. Alle Eroberungen wurden gegenſeitig herausgegeben, bis auf Parma, Piacenza und Guaſtalla, welches Oeſterreich an den Spaniſchen Prinzen Philipp abtrat, (ſo daß Eliſabeth von Parma auch ihren zweiten Sohn noch mit einem Fürſtenthume verſorgt ſah) und bis auf ein Stück von Mailand, welches der König von Sardinien erhielt. Die Abſicht, die Krone Karls VI. vom Haupte ſeiner Tochter zu reißen und die Oeſterreichiſche Monarchie zu zertrümmern, war verfehlt, Frankreich, Baiern und Sachſen gingen gänzlich leer aus, und die Opfer, welche Maria Thereſia an Preußen, Sardinien und Spanien darbringen mußte, ſtanden in keinem Verhältniſſe zu den Verluſten, mit welchen ſie am Anfange des Krieges bedroht geweſen war.

---

4. Gleichzeitiger Krieg zwiſchen England, Spanien und Frankreich.

(1739—1748.)

Vermöge des während der Utrechter Friedensverhandlungen abgeſchloſſenen Aſſientovertrages zwiſchen England und Spanien, deſſen in der Geſchichte des Spaniſchen Erbfolgekrieges ſchon erwähnt iſt, hatte die Engliſche Südſeegeſellſchaft das Recht erhalten, Sclaven nach dem Spaniſchen America einzuführen und jährlich ein Schiff von fünf hundert Tonnen mit Europäiſchen Waaren auf die Meſſe von Portobello zu bringen. Dieſe Bewilligungen hatten die Folge, daß der Schleichhandel nach jenen Colonien ſehr zunahm. Als die Spaniſche Regierung denſelben zu hemmen ſuchte, wurde ſie von den Engländern beſchuldigt, dabei mit allzugroßer Härte zu verfahren, und ſich eine ver-

vragswidrige Unterſuchung der Schiffe auf offener See herauszunehmen. Zu den hierüber entſtandenen Mißhelligkeiten kam ein Streit über die Provinz Georgia, welche England als einen Theil von Carolina, Spanien als einen Theil von Florida anſehen wollte. Aufs höchſte aber wurde der Nationalſtolz der Engländer empört, als bei einer Schiffsunterſuchung einen oder mehreren Engliſchen Matroſen, welche Schleichhandel getrieben hatten oder getrieben haben ſollten, von den Spaniern die Ohren abgeſchnitten wurden. Indeß ſuchte der Miniſter Walpole, der wegen der Stärke der Oppoſition in einem Kriege ſich nicht behaupten zu können glaubte, den Frieden zu erhalten, und ſchloß mit Spanien einen vorläufigen Vertrag zu Pardo (1739), in welchem verabredet ward, es ſolle zu Madrid eine Zuſammenkunft gehalten werden, um die gegenſeitigen Anſprüche beider Völker auf Schiffahrt und Handel in Europa und Amerika, und die übrigen Streitpunkte auszugleichen, der König von Spanien aber für die Forderungen, welche Engliſche Unterthanen hatten, 95,000 Pfund bezahlen. Wenn nun ſchon die Geringfügigkeit der Summe, die durch eine Gegenrechnung der Spanier bis auf 27,000 Pfund herabfiel, beleidigte, ſo ſchmerzte es den Nationalſtolz noch mehr, daß nicht einmal das Wort Genugthuung in dem Vertrage vorkam; daher ward dem Miniſter Walpole im Parlamente Nichtbeachtung der Würde des Engliſchen Volkes und ſeiner Rechte auf das heftigſte vorgeworfen. Die Oppoſition ſprach um ſo lauter und kühner, weil ſie auf die allgemeine Stimmung der Nation rechnete; ſie war eines glücklichen Erfolgs ſo gewiß, daß Vernon, ein ſehr eifriges Mitglied derſelben, ſich anheiſchig machte, mit ſechs Schiffen in kurzer Zeit Portobello wegzunehmen. Der Miniſter mußte endlich nachgeben, da Spanien, aufgemuntert von Frankreich und beleidigt durch die ſtolzen Reden und Hoffnungen Englands, auf der neuen Zuſammenkunft ſowohl die Bezahlung der verſprochenen Geldſumme unter einem Vorwande verweigerte, als auch wegen der übrigen Streitpunkte einen hohen Ton anſtimmte. England kündigte daher den Krieg an, und Vernon hielt Wort. Am 3. December ergab ſich ihm Portobello.

Dieſer glückliche Vorfall erregte allgemeine Freude und größere Hoffnungen. Vernon ward mit Führung einer Flotte beauftragt, um in Weſtindien und an den Küſten des Spaniſchen America Angriffe und Eroberungen zu machen. Anſon ſollte an der andern Seite der Landenge von Darien und an den Küſten von Peru und Chili thätig

ſeyn. Die letztere Fahrt war noch nicht oft verſucht, und man hoffte daher, der unerwartete Schlag werde deſto gefährlicher die Spanier treffen, ja, in Berechnung ihrer geringen Macht in Südamerica, glaubte man durch dieſe kühne Unternehmung England in Beſitz deſſelben ſetzen zu können. Aber beide Unternehmungen entſprachen den Hoffnungen nicht. Nachdem Anſon, unter großen Gefahren und mit Verluſt eines Theils ſeines Geſchwaders, das Cap Horn umſchifft hatte, beunruhigte er zwar die ganze Küſte von Peru und Chili acht Monate lang, und eroberte einige Schiffe, unter andern das reiche, jährlich nach Manilla gehende Handelsſchiff von Acapulco; aber ſeinen größern Zweck führte er nicht aus. Er brachte nur anſehnliche Beute und den Ruhm, als glücklicher Abenteurer und Entdecker die ganze Südſee durchſchifft zu haben, nach einer vierjährigen Abweſenheit nach Europa zurück. Eben ſo vergeblich hatte Vernon einen Angriff gegen Carthagena gemacht, und ein anderer auf Cuba war gleichfalls mißlungen.

Das Volk ward über dieſe Fehlſchläge ungeduldig, die Kaufmannſchaft beſchwerte ſich über ſchlechte Beſchützung ihres Handels, die Unzufriedenheit gegen Walpole ward immer größer, und die Oppoſition, an deren Spitze ſelbſt der Prinz von Wales ſtand, erhielt ſo ſehr das Uebergewicht, daß Georg II. den Miniſter nur durch Entlaſſung von einer öffentlichen Anklage retten konnte. Er erhob ihn aber zum Grafen von Oxford. Indeß befriedigte auch das neue in ſich uneinige Miniſterium, deſſen Häupter Lord Carteret und der Graf Newcaſtle waren, die Hoffnungen des Volks nicht. Die Oppoſition beſchwerte ſich, da um dieſe Zeit auch der Oeſterreichiſche Erbfolgekrieg ausgebrochen war, daß der Krieg gegen Spanien mit geringer Anſtrengung geführt, und alle Sorge auf das feſte Land und auf die Vortheile des mit dem Könige Georg eng verbundenen Oeſterreichiſchen Hauſes gewendet werde; ſie nannte Hannover den Abgrund, der die Reichthümer Englands verzehre; ein hungriges und unfruchtbares Kurfürſtenthum werde durch die Schätze Großbritanniens bereichert; ſie tadelte es, daß König Georg II. am Tage der Schlacht bei Dettingen Hannöverſche Feldzeichen getragen habe. Eben ſo mißbilligte ſie, daß ein Theil der Seemacht unter dem Admiral Matthews gebraucht wurde, ſowohl den König von Neapel durch Bedrohung ſeiner Hauptſtadt zur Zurückziehung ſeiner Truppen von den Spaniern und Franzoſen zu zwingen, als auch die Spaniſchen Unternehmungen gegen Oberitalien

ie Don Philipp von Savoyen aus leitete, durch Beunruhigung der Italieniſchen und Franzöſiſchen Küſten zu hindern. Es ward ſogar m Parlament darauf angetragen, den König zu bitten, den Krieg auf dem feſten Lande zu enden. Doch fiel dieſer Antrag durch.

Dieſe Parteienkämpfe im Parlamente regten die Franzöſiſche Regierung, die von Fleury's friedfertigem Geiſte nicht mehr beſeelt ward und ſchon mit Spanien ein enges Bündniß geſchloſſen hatte, zu großen Hoffnungen auf. Nachdem der Krieg mit England durch einen Kampf des Admirals Matthews und der mit der Franzöſiſchen vereinigten Spaniſchen Flotte am 20. Februar 1744 begonnen und am 15. März förmlich erklärt worden war, beſchloß man in Frankreich, den Stuartſchen Prinzen Karl Eduard, Sohn des Prätendenten Jakob III. und Enkel Jakobs II., nach England zu ſchicken, um das Hannöverſche Haus vom Throne zu ſtoßen. Karl Eduard und eine große Landmacht unter dem Befehle des Marſchalls von Sachſen wurden eingeſchifft und näherten ſich der Küſte Englands, als ein Sturm und die Erſcheinung einer Britiſchen Flotte für dießmal den Plan vereitelte. Aber der Prinz ließ ſich nicht abſchrecken, ſondern landete am 27. Juni des folgenden Jahres 1745, als König Georg II. in Deutſchland, und der größte Theil ſeines Heeres mit dem Herzoge von Cumberland in den Niederlanden war, bei Moydart an der weſtlichen Küſte von Schottland. Er hatte nur ein Schiff und wenige Begleiter; bald jedoch ſammelten ſich um ihn die Häuptlinge der Hochländer mit ihren Stämmen. An ihrer Spitze rückte er zuerſt auf Perth, dann auf Edinburg, welches ſich am 19. September ergab. In der Nähe dieſer Stadt bei Preſton-Pans ſtellte ſich ihm der erſte Engliſche Heerhaufe entgegen. Die Hochländer, ohne Reiterei und Geſchütz, ſchlugen ihn mit ihren großen Schlachtſchwertern in die Flucht (20. Sept. 1745). Dieſer Sieg verſchaffte dem Prinzen Waffen und größeren Anhang. Viele der alten Freunde des Hauſes Stuart ſtellten ſich unter ſeine Fahnen. Zu Fuß, in der Kleidung eines Hochländers, führte er ſeine Getreuen vorwärts, und drang in England vor bis Derby, nicht fern mehr von London. Aber verkehrte Maaßregeln machten ſein Glück rückgängig. Er zeigte den Engländern, daß er die alten Geſinnungen und Grundſätze ſeiner Familie zu ihnen bringe. Der erwartete Zulauf blieb daher aus; ihm ſelbſt fehlte es an Geld und Geſchütz. Frankreichs Hülfe beſtand in einigen Truppenhaufen, welche in Schottland ausgeſchifft wurden. Dagegen bot das Engliſche Miniſterium alle

Vertheidigungsmittel auf, und rief den Herzog von Cumberland mit Engliſchen und Heſſiſchen Völkern aus den Niederlanden herbei. Nach der Ankunft deſſelben fürchtete der Stuartſche Prinz abgeſchnitten zu werden, und eilte, von dem Herzoge verfolgt, nach Schottland zurück. Bei Falkirk erkämpfte er zwar noch einmal mit ſeinem kleinen Haufen den Sieg (Januar 1746), aber zu ſchwach ihn zu benutzen, zog er ſich nach dem nördlichen Schottland. Hier wagte er bei Culloden (16. April 1746) eine entſcheidende Schlacht. Die Tapferkeit der Hochländer unterlag der Menge, ihre Schwerter den Bajonnetten und Geſchützen. Der Prinz ſelbſt floh vom Schlachtfelde nach den weſtlichen Eilanden. Nach vielen und großen Gefahren, ſtets verfolgt von Spähern, aber immer gerettet durch die Treue und Anhänglichkeit des Volks, das durch den auf ſeinen Kopf geſetzten Preis von 30,000 Pfund nicht gelockt wurde, gelang es ihm endlich ein Franzöſiſches Schiff zu erreichen, auf dem er am 10. October 1746 nach Frankreich zurückkam *).

Ueber ſeine Anhänger erging ein ſchweres Gericht. Das ſiegreiche Heer hatte ſchon gegen die Verwundeten und Gefangenen gewüthet, und nach der Schlacht die Beſitzungen und Güter der Schottiſchen Großen verheert; nun verloren noch viele ihr Leben auf dem Blutgerüſt, unter ihnen der Graf Kilmarnok und der Lord Balmerino; Andere, welche ihre Güter retten wollten, wurden im Kerker durch den Druck ſchwerer auf ſie gelegter Gewichte getödtet. Um dem Erfolge ſolcher Aufſtände für die Zukunft vorzubeugen, wurden die Hochländer von ihren Häuptlingen getrennt, und Mittel bereitet, ſie zu einer größern Gewerbſamkeit zu erziehen, um in ihnen den Geiſt, der ſie zu dem alten Königshauſe hinzog, zu ertödten.

Während dieſer Bewegungen war Carteret aus dem Miniſterium geſchieden, und Newcaſtle an die Spitze eines neuen getreten, in welchem ſich bald William Pitt ſehr auszeichnete. Auch von dem neuen Miniſterium wurde der Krieg auf dem feſten Lande unterſtützt, ſowohl

*) Dieſer Prinz lebte ſeitdem von Penſionen, die ihm Frankreich und Spanien zahlten, in Frankreich. Als er dieſes Königreich nach dem Frieden verlaſſen mußte, ging er nach Italien, wo der päpſtliche Hof ſchon ſeinen Vater, Jakob III., erhielt. Nach deſſen Tode (1766) vermählte er ſich, um ſein Geſchlecht nicht ausſterben zu laſſen, mit einer Gräfin Stolberg, die ihm aber keine Kinder gebar, und ſich ſpäter, ſeiner üblen Launen wegen, wieder von ihm trennte. Er führte den Namen Graf von Albanien, und ſtarb am 31. Januar 1788 zu Rom. Sein jüngerer Bruder, der Cardinal von York, ſtarb erſt 1807.

in Italien als in den Niederlanden. Die Franzoſen und Spanier hatten, nachdem ſich Genua für ſie erklärt und ihnen die Päſſe geöffnet, große Ueberlegenheit gewonnen, und Piemont, Mailand, Parma und Piacenza erobert (1745). Zwar entriß ihnen des Fürſten von Lichtenſtein Sieg bei Piacenza (1746) dieſe Vortheile, und Genua ſelbſt fiel am 5. September in die Hände der Oeſterreicher, die nun in Frankreich eindringen wollten; aber ein unbedeutender Zwiſt zwiſchen einem Genueſer und einem Oeſterreicher entzündete einen Volksaufſtand, durch den die Oeſterreicher am 5. December aus Genua wieder vertrieben und ſo am Vordringen in der Provence verhindert wurden. Vergeblich verſuchten ſie, durch eine Engliſche Flotte von der Seeſeite unterſtützt, Genua wieder zu erobern.

Nicht glücklicher waren Englands Bemühungen, den Siegeslauf des Marſchalls von Sachſen und der Franzoſen in den Niederlanden aufzuhalten. Nach den Siegen bei Fontenoi (1745) und Raucoux (1746) war ganz Belgien in der Gewalt der Franzoſen, und die Grenzwehre niedergeſtürzt, welche der Utrechter Friede zur Sicherung Hollands aufgerichtet hatte. Dieſe Bedrängniß bewirkte in dieſem Freiſtaate die ſchon erwähnte Wiederherſtellung der Erbſtatthalterſchaft. Dennoch bahnte der Sieg bei Laffeldt (1. Juli 1747) den Franzoſen den Weg zur Belagerung von Maſtricht, als am 30. April 1748 durch den unerwarteten Abſchluß des Friedens zu Aachen dem Kriege ein Ende gemacht ward. König Philipp V. von Spanien war im Jahre 1746 geſtorben; ſein Sohn Ferdinand VI. (1746 — 1759) hatte für die Italieniſchen Erwerbungen ſeines Halbbruders Don Philipp nicht den Eifer ſeiner Stiefmutter, und wurde von ſeiner Gemahlin, einer Portugieſiſchen Prinzeſſin, ganz für England gewonnen Dieß und das Glück, womit die Engländer die Seemacht und den Handel der Franzoſen vernichteten, erweckte in Verſailles friedliche Geſinnungen. Anſon, der eben mit Ruhm und Beute beladen von ſeiner Reiſe um die Welt zurückgekommen war, ſchlug nebſt dem Admiral Warren bei Cap Finisterre ein Franzöſiſches nach Weſtindien beſtimmtes Geſchwader, nahm ſechs königliche Kriegsſchiffe und ſieben der Indiſchen Compagnie gehörige, deren reiche Ladung und Schätze, über fünf Millionen an Werth, auf zwanzig Wagen von Spitehead nach London gebracht wurden; Admiral Hawkes führte einen zweiten Schlag aus, indem er ein Geſchwader von ſieben Franzöſiſchen Schiffen beſiegte, und ſechs derſelben nahm. Nicht lange darauf fielen vierzig

reich beladene Schiffe von S. Domingo in die Hände der Engländer. Die in einem Jahre erbeuteten Gelder beliefen ſich auf achtzehn Millionen Thaler.

Dieß waren aber auch für England die einzigen und zwar mit großem Aufwande von Geld und Blut gewonnenen Vortheile dieſes Krieges. Sogar das eroberte Cap Breton wurde im Aachner Frieden an Frankreich zurückgegeben, um die Verluſte der Vereinigten Niederlande damit auszulöſen. Ueber das Recht der Spanier, Britiſche Schiffe in Weſtindien zu viſitiren, worüber der Streit ausgebrochen war, ward gar nichts feſtgeſetzt. Der Aſſiento wurde den Engländern, für die Unterbrechung während des Krieges, auf vier Jahre verlängert, aber bald darauf von Spanien mit 600,000 Thalern abgekauft, um den Streitigkeiten, die aus demſelben entſtanden, ein Ende zu machen.

VI. Friedrich der Groſse bis zum Hubertsburger Frieden.

1. Der Preußiſche Staat unter Friedrich I. (1688—1713.)

Wir haben im vorigen Hauptſtücke die Theilnahme König Friedrichs von Preußen am Oeſterreichiſchen Erbfolgekriege nur im Allgemeinen berührt, da eine ausführlichere Darſtellung derſelben, wegen der Unabhängigkeit und Selbſtändigkeit, mit der ſie unternommen und ausgeführt wurde, der zuſammenhängenden Geſchichte dieſes großen Fürſten ſelbſt angehört. Indem wir uns jetzt zu dieſem wenden, ſey es erlaubt, vorher auf die Geſchichte ſeines Vaters und Großvaters einen Blick zu werfen; denn um ſeine Thaten und Schöpfungen begreifen und ſchätzen zu können, iſt es nöthig, die Grundlage zu kennen, die er vorfand. Er ſelbſt iſt billig genug, zu geſtehen (denn er hat uns, wie Cäſar, Bruchſtücke aus ſeiner Geſchichte hinterlaſſen), daß wenigen Staatengründern ſo trefflich vorgearbeitet worden ſey als ihm.

Wie im Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts unter dem Kurfürſten Johann Sigismund (1608—1619) durch den Anfall Preu-

gens und eines Theiles der Jülichschen Erbschaft der erste Grund zum Preußisch-Brandenburgischen Staate gelegt ward, ist an seinem Orte (Th. VIII. S. 272) berichtet. Aber schon unter Johann Sigismunds Sohne und Nachfolger, George Wilhelm (1619—1640), stürzte der Staat durch die zerstörende Wuth des dreißigjährigen Krieges und die Schwäche dieses Fürsten in Ohnmacht und furchtbares Verderben. Da erschien dem am Rande des Untergangs schwebenden Lande in dem nächsten Regenten, Friedrich Wilhelm dem Großen, ein Retter von hochstrebendem Geiste, seltener Einsicht, Geisteskraft und Besonnenheit. Ihm gelang es nicht nur, die völlig verödeten und menschenleeren Provinzen durch Begünstigung von Einzöglingen und weise Beförderung aller Gewerbe und Künste des Friedens wieder bevölkert und blühend zu machen, sondern er war es auch, der den bis auf ihn völlig geschiedenen und zu keiner Gesammtwirkung tauglichen Ländermassen durch Belebung und Zusammenfügung ihrer Kräfte eine Bedeutung gab, die sie erst zu einem Europäischen Staate erhob. Das stehende Kriegsheer, welches er schuf, und der treffliche Gebrauch, den er als ein tapfrer und erfahrener Feldherr davon machte, verschafften seinem Namen Bewunderung, seiner Macht Ansehen und seinen Ansprüchen auf eine unabhängige politische Stellung Nachdruck. Er sah ein, daß die freie Entwickelung seines Volkes ohne diese Unabhängigkeit unmöglich sey, und wenn zur Aufrechthaltung derselben die materiellen Kräfte seiner Staaten nicht hinzureichen schienen, so wußte er, daß der Geist die Masse ersetze und beherrsche. Durch dieses Vertrauen auf die Kraft des beseelenden Geistes hat er der Preußischen Monarchie den Weg vorgezeichnet, auf welchem sie zu ihrer Größe gelangt ist.

Am 29. April 1688 starb dieser treffliche Fürst. Seine umfassende Geistesgröße vererbte sich nicht auf seinen Sohn, Friedrich III., der indeß neben einem milden, für das Schöne und Edle empfänglichen Sinne einen richtigen politischen Tact besaß und der von seinem Vorgänger eingenommenen Stellung nichts vergab. Eine unüberwindliche Neigung zu Pracht und Glanz verleitete ihn, die Behauptung dieses Ranges zugleich in der prunkvollsten Darlegung seiner fürstlichen Hoheit zu suchen. Der Glanz, mit welchem Ludwig XIV. seinen Thron umgeben hatte, erschien ihm als der höchste Triumph irdischer Majestät, und nichts ging ihm über die Wonne eines feierlichen Einzuges, eines Beilagers oder einer Audienz, in der er die verschwenderische Pracht seines Hofstaates, seines Marstalls, seiner Kutschen, sei-

nes Schloſſes und ſeiner Garderobe zur Schau ſtellen konnte. Die Schönheit und Liebenswürdigkeit ſeiner Gemahlin Sophie Charlotte, einer Tochter des erſten Hannöverſchen Kurfürſten Ernſt Auguſt, ſorgte indeß für eine geiſtreiche Belebung dieſer Feſte, während ſie ſelbſt ruhigen Genuß und belehrenden Umgang mit kenntnißreichen Männern allem Prunke des Hoflebens vorzog. Sie war glücklich genug in dem von ihr bei dem Dorfe Lützow erbauten Luſtſchloſſe, um welches bald ein Ort, nach ihr Charlottenburg genannt, entſtand, wenigſtens einige Muße und Zeit für ernſte Beſchäftigung mit Wiſſenſchaften und Künſten zu finden und einen ausgezeichneten Kreis gelehrter und geiſtreicher Perſonen um ſich zu verſammeln, wie denn ihres Verhältniſſes zu Leibnitz ſchon im vorigen Bande gedacht worden iſt. Während des erſten Jahrzehends von Friedrichs Regierung erwarb der Prinz von Oranien die Engliſche (Th. IX. S. 454) und der Kurfürſt von Sachſen die Polniſche Königskrone (o. S. 175). Welch ein Sporn für den prunkſüchtigen Friedrich, auch ſein Haus mit dem königlichen Titel zu ſchmücken! Gab es auch für ihn keine Krone eines fremden Staates zu erwerben, ſo konnte er doch das mit völliger Unabhängigkeit von ihm beſeſſene Herzogthum Preußen zu einem Königreiche erheben. Es iſt ſchon oben (S. 8) geſagt, welche glückliche Umſtände zuſammentrafen, um den Kaiſer zur Einwilligung zu bewegen. Am 16. November 1700 unterſchrieb Leopold I. einen Vertrag, in welchem er den Kurfürſten als König in Preußen anerkannte, und dieſer dagegen ſich verpflichtete, ihm während des ganzen Spaniſchen Erbfolgekrieges zehntauſend Mann Hülfstruppen auf ſeine Koſten zu ſtellen, eine Compagnie Beſatzung in Philippsburg zu unterhalten, in allen Reichsgeſchäften mit ihm gemeinſchaftlich zu handeln, ſeine Deutſchen Staaten keiner der bisherigen Verbindlichkeiten gegen das Reich zu entziehen, auf alle noch rückſtändigen Hülfsgelder Verzicht zu thun, und endlich ſeine Stimme zur Kaiſerwahl immer dem Hauſe Oeſterreich zu geben. So ſchritt denn der Kurfürſt zum Werke. Die Pracht des feierlichen Einzuges in Königsberg und der Krönungsceremonie ſelbſt wird als ganz übermäßig beſchrieben. Herolde, reich bekleidet und beritten, riefen in den Straßen die Erhebung des Herzogthums zum Königreiche aus; zum Gedächtniß dieſer Begebenheit ward der ſchwarze Adlerorden geſtiftet und an die vornehmſten Perſonen vergeben (17. Januar 1701), und am 18. geſchah die Krönung ſelbſt. Friedrich der Dritte, als König der Erſte, ſetzte im Saale ſeines Schloſſes, vor allen

Großen des Reichs und den fremden Gesandten, sich und seiner vor ihm knieenden Gemahlin, die Krone selber auf. Er saß auf einem prächtigen Throne, und hielt Scepter und Reichsapfel in den Händen. Eine gewaltige Perücke und ein karmoisinrother Mantel, in welchen unzählige Adler und Kronen gestickt waren, bedeckten die Fehler seines Wuchses. Knieend mußten ihm selbst sein Sohn und seine Brüder die Huldigung leisten. Hierauf begab sich der ganze Hof in die Kirche, wo zu beiden Seiten des Altars gleichfalls zwei prächtige Throne standen, auf denen sich der König und die Königin niederließen. Zwei bloß dazu ernannte reformirte Bischöfe verrichteten hier die Salbung, worauf das Selbstaufsetzen der Krone noch einmal vor dem versammelten Volke wiederholt ward. Gesänge, Predigt und Abendmahl wurden mit dieser Ceremonie verbunden, und eine allgemeine Begnadigung aller Verhafteten und eine reiche Armenspende beschlossen das Fest. Die Lustgelage währten hierauf fast ununterbrochen bis zum 8. März. Am 6. Mai hielt der neue König seinen feierlichen Einzug in Berlin durch die Straße, die seitdem die Königsstraße heißt.

Ueber das ganze Unternehmen ward sehr verschieden geurtheilt. Einige lächelten, Andere fürchteten traurige Folgen, wenn die Behauptung der neuen Würde mehr Aufwand erfordern sollte, als das arme Land möchte erschwingen können. Die Nachwelt, die aus den Folgen urtheilen kann, muß den Gang des Schicksals bewundern, das sich der Eitelkeit dieses Regenten bediente, um der Wirksamkeit größerer Nachfolger die erste Bahn zu brechen. Schön sagt einer derselben *): „Es war eine Lockspeise, welche Friedrich allen seinen Nachfolgern hinwarf, und wodurch er ihnen zu sagen schien: Ich habe euch einen Titel erworben, macht euch dessen würdig; ich habe den Grund zu eurer Größe gelegt, ihr müsset das Werk vollenden."

Es ist zu bedauern, daß dieser sonst wohlwollende Fürst schwach genug war, eine Zeit lang Unwürdige über sein Volk schalten zu lassen, die ihm schmeichelten und die Unterthanen aus Habsucht aussogen. Sie führten Kopfsteuern ein, denen sogar arme Hirtenjungen unterworfen wurden; nächstdem wurden Perücken, Fontangen, Hüte, Schuhe, Stiefeln und Strümpfe mit Abgaben belegt. Eine Menge Geld ging mit den Brandenburgischen Truppen außer Landes, die am Rhein, in Flan-

*) Friedrich der Große Mémoires de Brandenbourg, in den Oeuvres publiées du vivant de l'auteur, T. I. pag. 178.

dern, in Italien und in Ungern für den Kaiſer fochten. Selbſt als der König ſeinen Liebling Wartenberg wegen offenbarer Schurkereien verbannen mußte, ließ er dieſen Elenden nicht nur ſein ganzes Vermögen mit ins Ausland nehmen, ſondern ihm ſogar noch ein Jahrgeld von 24,000 Thalern nach Frankfurt am Main ſchicken.

Der ehrenvollſten Erwähnung werth ſind dagegen eine Anzahl Denkmäler aus der Regierung Friedrichs I., welche ſeinen Sinn für die Kunſt bezeugen. Dahin gehören die herrlichen Werke der Baukunſt: das Schloß, das Zeughaus, die lange Brücke und mehrere Kirchen zu Berlin, und die metallene Bildſäule Friedrich Wilhelms des Großen zu Pferde, von dem trefflichen Schlüter geformt. Von dieſem, der als Baumeiſter und Bildhauer gleich ausgezeichnet war, rührt das Beſte her, was unter dieſer Regierung in Berlin an Bauten aufgeführt iſt. Er leitete die vorzüglichſten derſelben, bis er durch unwürdige Ränke verdrängt wurde. Auch die erſte Anlage zur Friedrichſtadt von Berlin ward unter Friedrich I. gemacht (ſeit 1691). Die Halliſchen Salzſiedereien wurden hergeſtellt, und die Spiegelmanufactur zu Neuſtadt an der Doſſe angelegt (1692).

Der Glanz dieſer Regierung und die hier geſtattete Duldung lockten auch treffliche Denker in die Brandenburgiſchen Staaten, und ſchon im vorigen Bande iſt der auf Veranlaſſung der Gemahlin Friedrichs geſtifteten Societät der Wiſſenſchaften in Berlin Erwähnung geſchehen (Th. IX. S. 428). Dieſer Stiftung war die Einrichtung der Akademie der Künſte und der Halliſchen Univerſität (1694), wozu die Vertreibung des Thomaſius aus Leipzig den nächſten Anlaß gegeben hatte, ſchon vorhergegangen. Halle wurde ein Sitz edler Geiſtesfreiheit, wie man ſie ſeit jener in der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts eingetretenen Erſtarrung der Lutheriſchen Kirche in Deutſchland vergebens geſucht hatte. Die theologiſchen Lehrſtühle wurden mit Freunden und Anhängern Speners beſetzt, ſo daß Halle nach dem Tode dieſes trefflichen Mannes der wiſſenſchaftliche Mittelpunkt der von ihm ausgegangenen Erneuerung des kirchlichen Lebens wurde. Zu dieſen Lehrern der Theologie gehörte der im vorigen Theile ſchon genannte Auguſt Hermann Franke (geb. zu Lübeck den 13. März 1663), den die Orthodoxen zuerſt aus Leipzig und ſpäterhin aus Erfurt verjagt hatten. Da Aufopferungen und Wohlthun ihm Bedürfniß waren, ſo machte er ſich in Halle um die Armen der Stadt ſehr verdient, unterrichtete ihre Kinder unentgeltlich im Chriſtenthum, und ſtellte eine Büchſe für

ſie in ſeiner Kirche aus. Als ſich in dieſer einſt eine Gabe von ſieben Gulden befand, ſagte der überraſchte Franke: „das iſt ein ehrlich Capital! davon muß man etwas Rechtes ſtiften; ich will eine Armenſchule damit anlegen.“ Er beſtellte einen armen Studenten wöchentlich für ſechs Groſchen zum Lehrer, kaufte von den fortgehenden Almoſen Schulbücher, und unternahm beſchwerliche Reiſen, um auch an fremden Orten zum Beſten ſeiner Anſtalt zu ſammeln. Ein feſtes Vertrauen auf den Beifall Gottes belebte die Seele des redlichen Mannes. Jedes Scherflein entlockte ihm Freudenthränen, und ſeines edlen Eifers willen trug Jedermann gern zu dem guten Werke bei. In kurzem ſah ſich Franke im Stande, ein Haus anzulegen, das ſich allmälig durch immer fortwährende Beiträge dergeſtalt erweiterte, daß ſchon nach zehn Jahren hundert fünf und zwanzig Waiſenknaben und fünf und ſiebzig arme Studenten darin ernährt und achthundert fremde Kinder unterrichtet werden konnten. Von den ſteigenden Fonds legte er eine Apotheke, eine Buchhandlung, eine Buchdruckerei, ein Wittwenhaus und ein Pädagogium für Kinder reicherer Eltern an, und entwickelte in der Einrichtung aller dieſer Anſtalten ſo helle pädagogiſche Einſichten, daß das Halliſche Waiſenhaus lange Zeit ein Muſter für alle auswärtigen Schulanſtalten geweſen iſt. Auch die Lehrmethode war neu, und größtentheils nach Speners Grundſätzen. Als er am 8. Junius 1727 ſein thatenreiches Leben beſchloß, beſtand das Pädagogium aus hundert zwei und funfzig Perſonen; in der Schule wurden 2125 Kinder von hundert dreißig Lehrern und acht Lehrerinnen unterrichtet; im Waiſenhauſe wurden hundert vier und dreißig Waiſenkinder, zweihundert fünf und funfzig Studenten und einige Hundert arme Schüler geſpeiſet; bei der Haushaltung, Meierei, Krankenpflege, Buchhandlung, Druckerei und Apotheke wurden drei und funfzig, und bei den Anſtalten für das weibliche Geſchlecht neun und zwanzig Perſonen unterhalten. Der Umfang aller dazu gehörigen Gebäude iſt ſo groß, daß der innere Hof, den ſie umſchließen, einer langen und breiten Straße gleicht. Und das Alles hat ein armer Mann gethan, der nichts als ſein redliches Gemüth, hellen Verſtand und feſten Willen hatte.

Neben Franke verdient unter den edlen Männern jener Zeit auch ſein und Speners Freund, Hildebrand Freiherr von Canſtein, geboren 1667 zu Lindenberg unweit Storkow, geſtorben 1719, genannt zu werden. Er legte ſein ganzes Vermögen zum Beſten der Menſchheit an. Damit die Bibel, dieſer Urquell aller chriſtlichen Religionserkenntniß,

auch in die Hände der Aermſten gebracht werden könne, ſchaffte er ſo viele Typen und Preſſen an, daß die ganze Lutheriſche Ueberſetzung in mancherlei Formaten immer geſetzt ſtehen bleiben, jeden Augenblick wieder abgedruckt, und mithin um einen ſehr billigen Preis verkauft werden konnte. Er übertrug dem Halliſchen Waiſenhauſe die Ausführung dieſes gemeinnützigen Werkes. Der Anfang ward 1710 gemacht, und von da bis zum 15. October 1825 ſind 2,310,986 Bibeln und 1,025,714 Neue Teſtamente in dieſer Offizin gedruckt worden. Außer dieſer Wohlthat vermachte der wackere Mann dem Halliſchen Waiſenhauſe ſein Haus in Berlin, ſeine Bibliothek und ſeinen Antheil an einem Kupferbergwerke.

Unter den damaligen Lehrern an der neuen Univerſität erlangte keiner einen größern und ausgebreitetern Ruf als der berühmte Philoſoph Chriſtian Wolf (geb. 1679). Er war der Sohn eines Gerbers in Breslau, hörte ſchon auf der Schule ſeiner Vaterſtadt von Descartes und Leibnitz, und machte deren Schriften und die Mathematik zu ſeinen Lieblingsſtudien. Nach vollendetem akademiſchen Curſus betrat er in Leipzig den philoſophiſchen Lehrſtuhl, und erwarb ſich durch die Klarheit ſeines Vortrags und die Gründlichkeit ſeiner Unterſuchungen in kurzem eine ungewöhnliche Achtung. Er verſuchte die Strenge der mathematiſchen Lehrart auf die Philoſophie überzutragen. Sieben und zwanzig Jahre alt erhielt er (1706) einen Ruf nach Halle als Profeſſor der Mathematik und Naturlehre, und bildete hier ſiebzehn Jahre lang eine unglaubliche Menge Schüler, von denen viele, durch ſeine eigene Freimüthigkeit aufgemuntert, die demonſtrative Lehrart ſeiner Philoſophie gegen einige Lehrſätze der Theologie kehrten, und dadurch beſonders mit den Pietiſten in die heftigſte Oppoſition geriethen. Dieß brachte Wolf ſelbſt in Gefahr. Joachim Lange, ein eifriger Halliſcher Theolog, reiſete im Namen ſeiner Facultät in Perſon nach Berlin, um den Nachfolger Friedrichs I. von den Irrlehren ſeines Amtsgenoſſen in Kenntniß zu ſetzen, und ſo erfolgte von dem Könige, der die Religion gefährdet glaubte, der Befehl, Wolf ſolle „bei Strafe des Galgens“ in vier und zwanzig Stunden die Stadt verlaſſen (1723. Dec.). Er ging mit ſeiner Frau nach Merſeburg, und erhielt hier in kurzer Zeit einen Ruf nach Leipzig und einen zweiten nach Marburg. Den letztern nahm er an. Friedrich II. rief ihn 1740 wieder nach Halle zurück. Der Kaiſer Karl VII. erhob ihn in den Reichsfreiherrnſtand. Er ſtarb als Vicekanzler der Univerſität Halle 1754.

2. Friedrich Wilhelm I.
(1713—1740.)

Friedrich I. ſtarb am 25. Februar 1713, ſechs und funfzig Jahre alt, nach einer fünf und zwanzigjährigen Regierung, und überließ die Zügel derſelben ſeinem fünf und zwanzigjährigen kraftvollen Sohne, Friedrich Wilhelm I., der ſchon längſt vor Begierde gebrannt hatte, die mannigfachen Unordnungen abzuſtellen, welche durch die Nachläſſigkeit und Prunkliebe ſeines Vaters veranlaßt worden waren. Dieſer Regent verdient als der trefflichſte Vorarbeiter ſeines großen Sohnes viel von dem Lobe, das der Letztere ihm in ſeinen Schriften, aus nicht unedler Abſicht nur allzureichlich, ertheilt. Er beſaß eine Heftigkeit der Sinnesart, die der Karls XII. und Peters des Großen ſehr nahe kam, und der ſein ſonſt ſo heller Verſtand oft unterlag. Weder von der Feinheit ſeiner gebildeten Mutter noch von der Prachtliebe ſeines Vaters war das Geringſte auf ihn übergegangen. Obgleich der Letztere ihn zum Rector der Univerſitäten Frankfurt und Halle gemacht, und die hohe Schule zu Oxford ihm das Diplom eines Doctors der Rechte überſandt hatte, ſo konnte ihn doch dieß Alles nicht zur Achtung des gelehrten Standes bewegen. Er zog vielmehr die meiſten Gehalte ſeiner Akademiker ein, machte ſeine Hofnarren zu Präſidenten der Berliner Societät, und ließ dieſe nur um der Kalender willen beſtehen, deren Herausgabe ſchon bei der Stiftung mit derſelben verbunden worden war. Ja es machte ihm Vergnügen, einmal bei ſeiner Anweſenheit in Frankfurt (1735) öffentlich den Satz vertheidigen zu laſſen, daß die Gelehrten Salbader und Narren ſeyen, wozu er die Profeſſoren der Univerſität durch Unterofficiere herbeiholen ließ. Die verachteten Wiſſenſchaften rächten ſich dafür an ihm durch ſeine auffallende Rohheit, welche gar ſehr die Bewunderung ſchwächt, die dieſer Monarch im Uebrigen durch die Kraft ſeines Charakters und durch ſeine unermüdete und immer zweckmäßige Thätigkeit verdient.

Voll unermüdlichen Eifers für Ordnung und Sparſamkeit, war er zuerſt darauf bedacht, Alles, was bloß zum Luxus gehört hatte, von ſeinem Hofe zu verbannen. Von dem übermäßig zahlreichen und koſtſpieligen Hofſtaate und der großen Dienerſchaft ſeines Vaters behielt er für den Dienſt bei ſeiner Perſon nicht mehr als einen Kammerherrn, zwei Pagen, zwei Kammerdiener, einige Reitknechte, zwei

Köche, einen Haushofmeiſter und zwei Kellermeiſter*). Viele Gehalte wurden eingezogen, viele herabgeſetzt. Das koſtbare Gold- und Silbergeräth in den Zimmern des Schloſſes, ſo wie die aufgehäuften Schätze von Edelſteinen und Perlen wurden verkauft, und von dem Gelde die Schulden bezahlt. Friedrich Wilhelm trug in der Regel keine andere Kleidung, als die Oberſten-Uniform des Potsdamſchen Grenadier-Regiments, und litt auch an ſeiner Umgebung keinen prächtigen Aufwand. Sein Haushalt ward mit einer unglaublich geringen Summe beſtritten; ſeine Lebensart war durchaus bürgerlich, ſeine Mahlzeiten beſtanden aus Hausmannskoſt. Seiner Gemahlin erlaubte er auf Reiſen nicht mehr Bedienung mitzunehmen, als eine einzige Kammerfrau; wünſchte ſie mehr, ſo ward noch eine und die andere unter Angſt und Zittern in einem Packwagen verſteckt. Seine Prinzen mußten ſchon als Knaben den Soldatendienſt von unten auf lernen, und wurden in ihrem Taſchengelde ſehr kurz gehalten. Die einzigen Vergnügungen, die er ſich erlaubte, waren die Jagd (in dem Gehölz bei Wuſterhauſen), das Spiel ſeiner Hautboiſten, und ein ſogenanntes Tabackscollegium, zu dem ſeine „guten Freunde" den Zutritt hatten, und in welchem gewöhnlich auf Koſten einiger Einfältigen oder Gutwilligen, die ſich dazu hergaben, unfeiner Scherz getrieben ward. Die Hofſchauſpiele, die unter Friedrich I. Statt gefunden hatten, wurden gänzlich eingeſtellt, die Capelle und die Oper verabſchiedet, die Garderobe an die Armen vertheilt. Was der König den Berlinern von Schauſpielen geſtattete, beſtand in der Regel aus Seiltänzerkünſten und Puppenkomödien **).

Man kann denken, daß dieſer König für ſeine Sparſamkeit von den Spöttern Manches habe leiden müſſen. Allein die gerechtere Nachwelt muß ihn dafür ſegnen und ſeine helle Einſicht bewundern. Die Verſchwendung ſeines Vaters hatte die Kräfte des Staats erſchöpft; wollte er die Würde, ja das Beſtehen des kleinen Königreichs retten, ſo mußte er die inneren Kräfte deſſelben verſtärken, und wollte er in vorkommenden Fällen ſeinen mächtigern Nachbarn gewachſen ſeyn, ſo konnte er dieß nur durch einen wohlgefüllten Schatz und durch ein furchtbares und gut abgerichtetes Heer erreichen. Er war aber billig genug, einzuſehen, daß er zuvor erſt recht viel für ſeine Unterthanen thun müſſe, ehe er ihre gegenſeitige Hülfe anſprechen dürfe. Zu dem

*) Förſter, Friedrich Wilhelm I., Bd. I. S. 175.

**) Daſelbſt S. 302. 308.

Ende war er mit wahrer Vaterſorge auf die Emporbringung des Nährſtandes bedacht. Er erließ die drückendſten Auflagen, und brachte das ganze Steuerweſen auf einen neuen Fuß. Er ordnete Kriegs- und Domänenkammern an, und gab ihnen eine vereinigende Oberbehörde in dem Generaldirectorium (1723). Die adeligen Güter, die vorher faſt ſteuerfreie Mannlehen waren, und nur im Kriege Lehnpferdegelder ſtatt des perſönlich zu leiſtenden Kriegsdienſtes zu ſtellen hatten, wurden jetzt nach Maßgabe der Ritterpferde, mit welchen ſie veranſchlagt waren, ſteuerpflichtig gemacht, aber auch dafür in freie Erbgüter verwandelt. Im Jahre 1722 wurde die Einführung des Stempelpapiers im ganzen Lande befohlen. Viele durch große Brandſchäden heruntergekommene Städte ließ er wieder aufbauen. Die Stadt Potsdam, vorher ein wenig bedeutender kleiner Ort, verdankt ihm ihre ganze jetzige Geſtalt; auch die von ſeinem Vater angefangene Friedrichſtadt zu Berlin hat er vollendet. Unter ihm ſtiftete (1713) ſein Finanzminiſter von Kraut das jetzt wieder aufgelöſte Berliniſche Lagerhaus, welches gegen fünf tauſend Menſchen ernährte, die ſo viele und ſo gute Tücher verfertigten, daß das ganze Heer davon gekleidet werden konnte. Durch Schwertfeger und Büchſenſchäfter aus Lüttich ließ der König in Spandau und Potsdam Gewehrfabriken anlegen, aus denen ſelbſt auswärtige Heere mit Waffen verſorgt wurden. Den irrigen Grundſätzen des Prohibitivſyſtems folgend, doch in der entſchiedenen Meinung, dadurch zum Beſten der inländiſchen Leinweber und Wollenfabrikanten zu wirken, verbot er alle baumwollenen Zeuge und zwar mit ſolcher Strenge, daß er, wenn er irgendwo einen kattunenen Bettumhang in einem Hauſe fand, ihn verbrennen, und den gemeinen Weibern die kattunenen Kleider auf öffentlicher Straße vom Leibe reißen ließ. Zur Bevölkerung des durch die Peſt ganz verödeten Litthauens nahm er viele arme Familien aus der Schweiz, aus Schwaben, Franken, Sachſen, Naſſau und der Wetterau auf, die theils durch die Gräuel des Krieges, theils durch unverſtändigen Religionszwang zum Auswandern genöthigt waren. Er gab ihnen Reiſegeld, wies ihnen Wohnplätze an, und ließ ihnen Baumaterialien, Geld und Ackergeräth reichen. Schon 1723 waren in Litthauen über zwanzig tauſend neue Familien angeſiedelt, zu denen in den folgenden Jahren noch ſiebzehn tauſend Salzburger kamen, die, wie oben ſchon erzählt iſt, von ihrem fanatiſchen Landesherrn vertrieben worden waren. Auch einige hundert Böhmen von der Brüdergemeine, meiſtens fleißige Weber, flüchteten ſich, der Oeſter-

reichischen Verfolgung zu entrinnen, in das Brandenburgische, und erhielten Wohnungen in der Friedrichstadt Berlins, wo ihre Nachkommen noch wohnen. Mit Freuden gab der sonst so sparsame Monarch Millionen zur Unterstützung dieser Ansiedler her*). Eben so bereitwillig ließ er neue Landschulen anlegen. Im Jahre 1722 ward das große Potsdamsche Waisenhaus für 2500 arme Soldatenkinder erbaut, 1717 das Berliner Cadettenhaus; 1734 gab der König allein zu Schulstiftungen in Preußen 150,000 Thaler. Ein von Friedrich I. im Jahre 1710, als die Pest sich auch nach der Hauptstadt zu verbreiten drohte, zur Aufnahme von Angesteckten angelegtes Gebäude wurde 1727 zu einem allgemeinen Krankenhause für Berlin erweitert, und zugleich zu einer sehr nützlichen Uebungsschule für Aerzte und Wundärzte eingerichtet. Es erhielt den Namen der Charité, den es noch gegenwärtig führt. Endlich setzte Friedrich Wilhelm seine vier Hauptfestungen, Wesel, Magdeburg, Stettin und Memel, in den besten Stand, kaufte für zwei Millionen Landgüter für die Prinzen seines Hauses, und für fünf Millionen neue Domänen zur Erhöhung der Staatseinkünfte, und wandte große Summen auf die Vermehrung und Unterhaltung seiner Kriegsmacht.

Auch wenn man, wie oben geschehen ist, die Klugheit dieser Maaßregel zugesteht, so darf man doch nebenbei wohl sagen, daß zugleich eine besondere Liebhaberei des Königs dabei im Spiele gewesen sey. Er wollte nicht bloß Soldaten haben, es sollten auch lauter schöne und große Leute seyn. Sein Leibregiment zu Potsdam bestand aus Riesen, die aus allen Ländern Europas mühsam zusammengesucht waren, von denen mancher Tausende gekostet hatte**) und täglich eine Löhnung von zwei Thalern (der Geringste von einem Gulden) bekam. Hier verschwendete der sonst geizige Friedrich Wilhelm fast unglaubliche Summen;

*) Einige Räthe von der Preußischen Kammer glaubten von den für die Salzburger bestimmten Geldern etwas für sich behalten zu können, allein ihre Unredlichkeit ward entdeckt, und sie wurden, als der König 1731 nach Preußen kam, auf die Festung geschickt. Einer derselben, ein Herr von Schlubhut, benahm sich so trotzig, daß der ergrimmte Friedrich Wilhelm ihm mit dem Galgen drohte. Schlubhut erwiederte, daß er das fehlende Geld ersetzen könne, und daß man einen Edelmann nicht hänge. Dafür ward er am folgenden Tage auf öffentlicher Straße, dem Kammergebäude in Königsberg gegenüber, Anderen zur Warnung wirklich aufgehängt.

**) Für die Anwerbung eines Irländers wurden dem Könige einmal 1266 Pfund Sterling (also fast 8500 Thaler) berechnet. Förster, Friedrichs des Großen Jugendjahre, S. 8.

von 1713 bis 1735 gingen an Werbegeldern zwölf Millionen Thaler in das Ausland. Der Flügelmann, Homann, hatte eine solche Höhe, daß August II., König von Polen, der nichts weniger als klein war, ihm mit der ausgestreckten Hand nicht an den Kopf reichen konnte. Die Ungerechtigkeiten, mit welchen die Preußischen Werber im In- und Auslande allen großen Leuten nachstellten, und die in wahre Menschendieberei ausarteten, machten dem Könige einen bösen Namen. In den Häusern, ja in den Betten wurden die Menschen überfallen; Löwensche Studenten, Italienische Edelleute, Polnische Priester wurden nach Berlin und Potsdam geschleppt und ohne Umstände eingekleidet. Vom Könige von Polen tauschte er sechshundert Dragoner gegen zwölf Gefäße von Japanischem Porcellan ein. Peter der Große schickte ihm zum Geschenke verschiedene Mal große Russen. Mit anderen Staaten kam er aber dadurch in unangenehme Reibungen, besonders mit Kurhannover und den Generalstaaten, und es fehlte nicht viel, so wäre es deswegen mit beiden zum Kriege gekommen.

Um in die Rekrutenlieferungen aus seinem eigenen Lande ein festes System zu bringen, richtete der König 1733 die Cantonverfassung ein, die erst 1814 ganz aufgehoben worden ist. Die Dressur solcher Soldaten, wie man sie damals verlangte, übernahm der durch seine Eigenthümlichkeit merkwürdige Fürst Leopold von Dessau, am meisten unter dem Namen des alten Dessauers bekannt (geb. 1676, gest. 1747). Eine heftige Leidenschaft für den Krieg, den er meisterhaft verstand, für den seine rauhe und derbe, aber zugleich höchst kernige und mannhafte Natur *) geschaffen war, trieb ihn früh in Preußische Dienste, wo schon sein Vater als Feldmarschall stand, eine Würde, die er späterhin gleichfalls bekleidete. Nachdem er die Preußen bei Höchstädt und Turin zum Siege und zu strahlender Kriegsehre geführt, stieg sein

*) Eugen, der ihn bei Höchstädt, Turin und Malplaquet kennen gelernt hatte, nannte ihn wegen seiner wilden Tapferkeit den Bullenbeißer; unter den Preußischen Prinzen hieß er der alte Routier. Friedrich II. sagt von ihm: „Er war die Seele aller kriegerischen Veranstaltungen, ein Mann von einem heftigen und eigensinnigen Charakter, lebhaft, aber vorsichtig in seinen Unternehmungen, und besaß neben der Tapferkeit eines Helden die Erfahrung der schönsten Feldzüge Eugens. Er war von wilden Sitten, einem übermäßigen Ehrgeiz, in der Belagerungskunst geschickt, ein glücklicher Krieger, aber ein schlimmer Bürger, und aller Unternehmungen eines Marius und Sulla fähig, wenn das Glück seinen Ehrgeiz eben so begünstigt hätte, wie den dieser Römer." Ueber das, worauf der König in den letzten Worten hindeutet, s. m. Varnhagen von Ense Biographische Denkmale, Th. II. S. 229 fg.

Ruhm noch höher, als er ſelbſt des allgefürchteten Karls XII. Anſtrengungen, Stralſund zu retten, zu Schanden gemacht, und, wie ſchon oben erzählt, dieſe Feſtung erobert hatte. Auch im Frieden blieb ihm die Uebung der Truppen das liebſte Geſchäft, das er mit leidenſchaftlicher, rückſichtsloſer Vorliebe trieb. Er iſt der Erfinder der eiſernen Ladeſtöcke und der Urheber jener außerordentlichen Fertigkeit und Abrichtung, wegen welcher das Preußiſche Heer als einzig in ſeiner Art bewundert ward, und andere Staaten zur Nachahmung reizte. Denn vermöge dieſer außerordentlichen Uebung feuerte ein Preußiſches Bataillon dreimal geſchwinder als andere, und auf einen Ruf waren die Schlachtreihen gebildet. Die fürchterliche Strenge der Subordinationsgeſetze bewirkte dieſe Wunder; aber fürchterlicher als jene Geſetze war die Unmenſchlichkeit der Befehlshaber, die im Vertrauen auf dieſelben dem ungelenken Rekruten keine andere Behandlung für zuträglich hielten, als die mit Stockſchlägen, Fauſtſtößen und Fußtritten; eine Theorie, die man ſich leider aus der Praxis des alten Deſſauers und des leidenſchaftlichen Königs ſelbſt bildete *).

Dieſer hatte die Freude, ſein Heer von etwa 40,000 Mann, die ihm ſein Vater hinterlaſſen, gegen das Ende ſeines Lebens auf 98,000 **) erhöht zu ſehen, die alle reinlich und gut gekleidet und trefflich exercirt waren. Er forderte für dieſen Stand ſo viel Achtung von den übrigen, daß unter andern einmal ein Geſetz ausging, welches Jeden zu hundert Ducaten Strafe verurtheilte, der die ihm verächtlich klingende Benennung Miliz davon gebrauchen würde. Doch iſt er nie in die Noth

*) Es iſt uns jetzt faſt unbegreiflich, wie man es damals natürlich finden konnte, einen Diener, der aus Unwiſſenheit oder Ungeſchick nicht ganz genau den Willen ſeines Herrn befolgte, anſtatt ihn ruhig zurecht zu weiſen, mit wüthenden Mißhandlungen zu überhäufen. Indeſſen Herr und Diener waren daran gewöhnt, und der Geiſt der Zeit brachte es ſo mit ſich. Strenge Herren und Väter pflegten, wenn ſie einmal allgemeine Abprügelung hielten, auch die Unſchuldigen mit zunehmen, damit dieſe, wenn ſie lange nichts bekommen hätten, nicht allzu ſicher werden möchten. Noch an ſeinem Todestage, als Friedrich Wilhelm durch das Fenſter bemerkte, daß die Stallknechte einigen Pferden nicht die rechten Sätze aufgelegt hatten, rief er: „Ach wenn ich nur geſund wäre, ich wollte die Schurken derb abprügeln! Geh doch einer hinunter und haue ſie tüchtig zuſammen.“ — Was indeß der König ſich und Andern in den Verhältniſſen des Hausvaters und des Befehlshabers geſtattete, wollte er den Beamten gegen die Bauern nicht geſtatten, und verbot 1788 den Pächtern und Schreibern, die Unterthanen bei den Hofdienſten mit Peitſchenhieben und Stockſchlägen zu beſtrafen oder anzutreiben, wobei er nur mit dem eigentlichen Preußen eine Ausnahme machte.

**) Förſter, Friedrich Wilhelm I. Bd. II. S. 295.

wendigkeit gerathen, von seiner Kriegsmacht einen angestrengten Gebrauch zu machen, und seine Länder haben während seiner Regierung meist eines glücklichen Friedens genossen. Nachdem er, wie oben schon erzählt ist, aus den Trümmern, in welche die Schwedische Macht an den Ostseeküsten zerfiel, den wichtigsten Theil von Vorpommern, ein Land, nach welchem der große Kurfürst so sehnlich getrachtet, an sich gebracht, war sein ganzer politischer Ehrgeiz auf die Erwerbung des Herzogthums Berg gerichtet. Denn das Haus Neuburg, mit dem sich die Brandenburgischen Fürsten über die Theilung der Jülich-Cleviſchen Erbschaft verglichen hatten, war dem Aussterben nahe, und es entstand die neue Frage, ob die Herzogthümer Jülich und Berg alsdann an Preußen oder an den Erben der übrigen Neuburgischen Lande, den Pfalzgrafen von Sulzbach, fallen sollten. Um sich den Besitz von Berg zu sichern, war Friedrich Wilhelm dem in der Geschichte Kaiser Karls VI. erwähnten Herrnhauser Bündnisse beigetreten, und aus derselben Ursache hatte er diese Verbindung mit Frankreich und England, die seinen Neigungen ohnehin nicht entsprach, wieder aufgegeben und sich dem Kaiser angeschlossen. Dieser hatte dagegen die Verpflichtung übernommen, dem Könige das gewünschte Bergische Land zu verschaffen. Zwar ging diese Verheißung nie in Erfüllung, aber der schlaue Gesandte Karls VI. am Berliner Hofe, der Graf von Seckendorf, wußte den König so geschickt zu behandeln, daß er seine Politik nicht änderte, und während seiner ganzen Regierung ein treuer Bundesgenosse Oesterreichs blieb. Doch fühlte er den ihm durch diese Wortbrüchigkeit angethanen Schimpf tief, und sagte eines Tages, auf den Kronprinzen zeigend: „Da steht Einer, der mich rächen wird."

Trotz der bedeutenden Ausgabe, die ihm die Erwerbung Pommerns verursachte, und des auf die Verbesserung seines Landes verwandten Geldes erlaubte ihm der treffliche Zustand seines Staatshaushalts einen Schatz zu sammeln. Nicht bloß baares Geld legte er zurück, sondern er verwandelte auch große Summen in Silberarbeiten, die dem Nachfolger nicht gleich so angreifbar seyn möchten als baare Münze, aber doch im höchsten Nothfall Dienste thun könnten. Man sah in dem sogenannten weißen Saale des Schlosses silberne Tische, Spiegel, Gefäße und Kronleuchter, ja eine ganze Galerie von gediegenem Silber für die Musiker. Von den massiven Kronleuchtern hatte der größte sechzehn Fuß im Durchmesser und drei Reihen Arme über einander; ihn zu halten, war eine eigene Winde im Hän-

gewerk des Daches angebracht. Der baare Schatz, den der Nachfolger vorfand, betrug 8,700,000 Thaler, und die jährlichen Einkünfte beliefen ſich auf 7,400,000 Reichsthaler.

In ſeiner Perſönlichkeit lag wenig Liebenswürdigkeit, ſondern mehr das Weſen eines ſtrengen Hausherrn. Seine hitzige Gemüthsart und ſein unermüdeter Hang zur Thätigkeit trieben ihn an, Alles ſelbſt zu ſehen, ſelbſt zu machen, ſelbſt zu leſen. Jeder Beſcheid mußte ihm zur Unterſchrift vorgelegt werden, und den Sitzungen der Kammern wohnte er oft perſönlich bei. Auf der Straße ging man ihm gern aus dem Wege, weil er oft Leute anredete und ſcharf ausfragte. Er hielt auf ſein Anſehen ſo eifrig, daß ein entſchiedener Widerſpruch ihn bis zu Thätlichkeiten aufbringen konnte; ja ſeine älteſte Tochter, die einmal eine Gegenrede wagte, war in Gefahr erſtochen zu werden. Ihm galt kein Anſehen der Perſon. Ein „Räſonnir er nicht!" in einem abſchreckenden Tone faſt unverſtändlich durch die Naſe geſchnarrt ſchnitt alle Einwendungen ab. Verbrecher wollte er ſchnell und ſcharf beſtraft wiſſen. Hausdiebe wurden vor der Thür des Hauſes, in dem ſie geſtohlen hatten, aufgehängt. Seinen eigenen Stock und ſeine Fäuſte hat Mancher gefühlt. Mit einem Worte, ſein bloßer Name erregte ſchon, wie einſt der des Sictus in Rom, Schrecken und Schweigen.

Podagra und Gicht untergruben früh ſeinen ſchönen und ſtarken Körper, der in den letzten Jahren durch eine unförmliche Dicke entſtellt ward; aber ſeine Thätigkeit erloſch erſt mit ſeinem Leben. Da er nicht mehr ausgehen konnte, mußte man ihm allerlei Arbeitszeug an ſeinen Stuhl bringen, und nun fing er an zu malen, zu drechſeln, und Käſtchen von Lindenholz zu verfertigen, wobei er ein ſolches Geräuſch machte, daß man es auf der Straße hören konnte. Den Frühling 1740 wollte er in Potsdam zubringen, aber der ſchöne Mai erheiterte ihn nicht. Am 27. Mai ließ die Königin den Kronprinzen aus Rheinsberg rufen. Er fand ſeinen Vater im Garten in einem Rollſtuhle, und ſtürzte ihm in die Arme. Alle Mißhelligkeiten, die bis dahin zwiſchen Beiden obgewaltet hatten, waren vergeſſen; Friedrich Wilhelm nannte den Prinzen „ſeinen lieben Fritz," und unterhielt ſich an dieſem und dem folgenden Tage mit ihm mehrere Stunden lang ohne Zeugen. Zwei Geiſtliche bereiteten ihn zum letzten Abſchiede vor. Er ſtarb mit der Ruhe eines Weiſen, Dienſtags den 31. Mai, in ſeinem zwei und funfzigſten Jahre.

8. Friedrichs II. Jugendjahre.
(1712—1740.)

Ehe wir ſeinen großen Nachfolger auf den Thron begleiten, iſt es nöthig, einige Jahrzehende zurückzugehen, und einige Augenblicke bei ſeiner Bildungsgeſchichte zu verweilen.

Friedrich II. (eigentlich in der Taufe Karl Friedrich genannt) war am 24. Januar 1712 zu Berlin geboren. Schon als Knabe machten ihn ſein Anſtand, ſeine glückliche Geſichtsbildung, ſeine lebhafte Wißbegierde und ſeine Geiſtesgegenwart ſehr anziehend *). In ſeinem Charakter vereinigte er des Vaters feſten Sinn und feuriges Temperament mit dem zarten, innigen Gefühl ſeiner Mutter, Sophie Dorothee, einer Schweſter König Georgs II. von England. Seine erſte Kindheit verlebte er unter den Augen einer ehrwürdigen Frau, der verwitweten Oberſtin von Rocoulles, die auch ſchon ſeines Vaters Erzieherin geweſen war. Es ſpricht ſehr für den Charakter dieſer Frau, daß ſie nicht nur beide ſo lebhafte königliche Knaben während ihres Oberhofmeiſteramts mit Liebe an ſich zu feſſeln gewußt, ſondern auch noch Friedrichs, des Mannes, Achtung bis an ihr Ende (ſie ſtarb 1741) behalten hat. Von ihr empfing er die Vorliebe für die Franzöſiſche Sprache, die überhaupt damals, obgleich von Friedrich Wilhelm gehaßt, die Sprache des Hofes und aller Gebildeten war. Im ſiebenten Jahre kam er unter männliche Leitung. Zwei hohe Militärperſonen führten die beſondere Aufſicht über ihn; ein Major von Senning unterwies ihn in der Feldmeß- und Kriegsbaukunſt, ein Cadet in den Waffenübungen. Fecht-, Reit- und Tanzmeiſter unterrichteten ihn zu gleicher Zeit. Ein eigenes kleines Zeughaus ward zu ſeinem Spielplatz eingerichtet. Der lebhafte Prinz fand an Allem Vergnügen; doch als er, etwas weiter im Knabenalter vorgerückt, durch einen geiſtreichen Franzoſen, du Han de Jandun, ſeinen Lehrer in den ſchönen Wiſſenſchaften, mit den geſchichtlichen und dichteriſchen Werken der Franzoſen bekannt wurde, gewann der Geſchmack an den Büchern in ihm ſo ſehr die Oberhand über alle anderen Beſchäftigungen, daß der Vater ſich

*) Hilmar Curas, ſein Schreibmeiſter, berichtet in dem ſeiner Univerſalgeſchichte beigefügten genealogiſchen Anhang im Jahre 1722, alſo im zehnten Jahre des Prinzen, ſo von ihm: „Friedrich, jetziger Kronprinz, welchen Gott mit ungemein ſchönen Gaben des Verſtandes geziert, und mit allen vortrefflichen Tugenden ſeiner Durchlauchtigen Voreltern begabet hat.“

ſchon mit bitterm Verdruß, anſtatt eines unternehmenden Kriegers, einen gelehrten Franzöſiſchen Gecken zum Nachfolger weiſſagte.

Er erhielt indeß früh eine Hauptmannsſtelle bei den Cadetten, und einige Zeit darauf eine Compagnie bei dem Potsdamer Leibregiment. Zwei Hofprediger, von welchen ihn der würdige Noltenius zum Abendmahl vorbereitete, unterrichteten ihn in der Religion *), und ein Organiſt unterwies ihn im Klavierſpiel. Die Neigung zu dieſem Inſtrumente verſchwand jedoch in ihm, als er im Mai 1728, bei einem Beſuche, den Friedrich Wilhelm in Dresden in Begleitung des Kronprinzen abſtattete, Auguſts II. berühmten Tonkünſtler Quantz auf der Flöte hörte. Durch der Mutter geheime Vermittelung wurde es veranſtaltet, daß dieſer von ſeinem Hofe die Erlaubniß erhielt, zweimal im Jahre nach Berlin reiſen zu dürfen und den lernbegierigen Kronprinzen zu unterrichten. Selten ward der Lehrer unter drei Stunden fortgelaſſen. Aber dieſe Lehrſtunden mußten vor dem Könige ſehr geheim gehalten werden. Es iſt übrigens bekannt, daß Friedrich in der Folge ein großer Meiſter im Flötenſpiel geworden iſt, und zwar ohne jemals eine Pflicht oder andere nöthige Studien über dieſe Liebhaberei verſäumt zu haben.

In eben dem Jahre ward er Oberſtlieutenant bei dem Leibregiment, und bekam nun mit dem unabläſſigen Einüben der Truppen viel zu thun. War dieß ſchon an ſich ein läſtiges Geſchäft, ſo mußte es ihm durch die unmenſchliche Härte noch widerlicher werden, mit welcher den beklagenswerthen Soldaten dabei von ſeinem Vater und dem Fürſten von Deſſau begegnet ward, und von der er täglich Zeuge ſeyn mußte. Der Vater im Gegentheil war mit des Sohnes mißbilligenden Mienen und Aeußerungen (z. B. auch über die Jagd, die er für ein rohes Vergnügen hielt), mit deſſen Ernſt, wenn er lachte, und mit dem kurzen Tone ſeiner Antworten nicht minder unzufrieden. Mit einem Worte, Beide ſtießen einander zurück, und der Vater, der ſein Anſehn am wenigſten von ſeinen eigenen Kindern gekränkt ſehen konnte, griff zu den härteſten Mitteln. Der Prinz ward ſehr ſtrenge gehalten, ſaß oft Schulden halber in der Wache, und mußte täglich die Vormittage auf dem Exercierplatze zubringen. Nur die Nachmittage

*) Als er das erſte Mal communicirte, wurde er öffentlich vor der ganzen Gemeine im Dom geprüft, und legte eben ſo auch das Glaubensbekenntniß ab. — Einige Monate vorher hatten die beiden militäriſchen Führer dem Könige geklagt, daß der Prinz von der feſtgeſetzten „Information im Chriſtenthum ſeit acht Monaten nicht viel profitiret.“

konnte er dem Studiren und seiner lieben Flöte widmen. Allein auch bei diesen Beschäftigungen überraschte ihn der lauernde Vater einst, ehe er noch die modische Frisur zerstören konnte, die er so gern statt des steifen Soldatenzopfes anlegte. Sein schöner Schlafrock von Goldbrokat, der hinter den Tapeten entdeckt ward, flog ins Feuer, die Bücher mußte der Buchhändler wieder zurücknehmen, und wohl eine Stunde lang währte die drohende Strafpredigt, von der der zitternde Quantz, der sich noch zeitig genug in einen nahen Schlupfwinkel versteckt hatte, ein unsichtbarer Zuhörer war. Ein andermal mußte der Hofchirurgus dem Prinzen in des Königs Gegenwart seine schönen langen Seitenhaare abschneiden, und wie sehr ihn auch des Prinzen schwer verhaltene Thränen rührten, so konnte er doch nur einen Theil derselben durch List retten.

Je mehr sich der königliche Jüngling fühlen lernte, desto unerträglicher ward ihm des Vaters Tyrannci. Er hatte damals noch nicht die Ueberzeugung, daß Schweigen und Dulden in solchen Verhältnissen das einzig geziemende Benehmen eines edlen Sohnes sey, und so kam es denn zu harten Reibungen. Der König verlangte zuletzt sogar von ihm, er solle der Thronfolge entsagen, und dieselbe seinem Bruder August Wilhelm abtreten, der mehr von dem väterlichen Blute habe als er. Friedrich erklärte dagegen, er wolle sich eher den Kopf abschlagen lassen, als in dieß Begehren willigen. Die Spannung erreichte den höchsten Grad im Sommer 1730, als von einer Vermählung des Kronprinzen die Rede war. Es war ein Lieblingsentwurf der Mutter, ihre beiden ältesten Kinder mit denen ihres Bruders zu verbinden, wodurch die geistreiche Prinzessin Wilhelmine in der Folge Königin von England, Friedrich II. hingegen der Gemahl der schönen Englischen Prinzessin Amalie*) geworden wäre, die er schon im Bilde und aus den Erzählungen seiner Mutter liebgewonnen hatte. Anfangs verwarf Friedrich Wilhelm diesen Gedanken nicht, als ihn aber später die Händel wegen der Werbungen zum Haß gegen seinen Schwager Georg II. stimmten, erklärte er sich entschieden dagegen, und ließ sich in der Wahl seiner Schwiegerkinder lieber von dem schlauen Oesterreichischen Gesandten Seckendorf leiten, der dabei natürlich nur den Vortheil seines Hofes zu Rathe zog. Der Gedanke, so von Fremden

*) Sie war ein Jahr älter als Friedrich, und ist ein Jahr nach ihm im jungfräulichen Stande gestorben. Man sagt, sie habe bis an ihr Ende sein Bildniß auf der Brust getragen.

an Fremde verhandelt zu werden, empörte den hochherzigen Jüngling bis zu dem kühnen Entſchluſſe, ſich durch eine heimliche Flucht nach England der väterlichen Gewalt zu entziehen, und dort unter dem Schutze ſeines Oheims eine veränderte Zukunft abzuwarten.

Einige junge Officiere, vertraute Freunde des Kronprinzen, und deſſen älteſte Schweſter Wilhelmine wurden von ihm in das Geheimniß gezogen. Gelegenheit zur Flucht ſchien eine Reiſe darzubieten, die der König im Julius 1730 mit dem Kronprinzen durch Sachſen, Franken, Schwaben und zurück durch die Rheinlande unternahm. Mehrere Male war der Prinz auf dieſer Reiſe in Begriff zu entfliehen, er wurde aber immer abgehalten. In Frankfurt wurde dem Könige ein Brief zugeſtellt, den der Kronprinz an einen ſeiner Vertrauten, den Lieutenant von Katte, geſchrieben, auf deſſen Aufſchrift er aber in der Eile den Beſtimmungsort vergeſſen hatte. Sofort ließ der König ihn auf ein Schiff bringen und als Gefangenen nach Weſel führen. Noch am folgenden Tage, wo er gleichfalls das Fahrzeug beſtieg, war er in einem ſo heftigen Zorn, daß er den Kronprinzen bei den Haaren faßte, und ihm mit dem Stockknopf die Naſe blutig ſtieß. In Weſel ließ er ihn nochmals vor ſich führen, nannte ihn einen feigen Ausreißer ohne Ehre, und zückte ſogar den Degen, als ihm der General Moſel noch in den Arm fiel. „Tödten Sie mich, Sire, rief er, aber verſchonen Sie Ihren Sohn!“ Nach Berlin erging ſofort der geheime Befehl, den Lieutenant Katte zu verhaften. Ein anderer Vertrauter des Prinzen, der Lieutenant von Keith in Weſel, der ihm bei der Flucht hatte behülflich ſeyn ſollen, wurde noch zur rechten Zeit durch ihn ſelbſt gewarnt. Der Prinz hatte Gelegenheit gefunden, ihm die mit Bleiſtift geſchriebenen Worte zu ſchicken: Sauvez-vous, tout est découvert! worauf Keith ſchnell nach Holland und von dort nach England entfloh. Den Kronprinz ſelbſt ließ der König auf einem Umweg nach Mittenwalde, drei Meilen von Berlin, bringen, wo er ſtreng bewacht und von einer Militärcommiſſion verhört ward. Empört durch die unziemliche Gewalt, die ſein Feind, der Feldmarſchall und Miniſter von Grumbkow, bei dieſem Verhör geltend machen wollte, antwortete er nur wenig und in den ſtärkſten Ausdrücken. Die Folge davon war, daß er immer härter behandelt, und nach Küſtrin auf die Feſtung gebracht ward, wo er bei magerer Koſt, die er auf hölzernem Schemel ohne Meſſer und Gabel verzehren mußte, volle Muße hatte, aus der Sinnesart ſeines Vaters und deſſen fruheren Planen die ſchrecklichſte

Zukunft zu ahnen. Dennoch blieb er ungebeugt, und der Officier, der am ersten Abend um acht Uhr auf Befehl hereintrat, um sein Licht auszulöschen, erhielt eine derbe Ohrfeige.

Friedrich Wilhelm wüthete unterdeß in Berlin und Potsdam gegen Alles, was seinem Sohne nur nahe gekommen war, mit ungezähmter Leidenschaftlichkeit. Ein Minister erhielt seinen Abschied, einige Herren und Damen vom Hofe wurden verhaftet oder fortgejagt; ein Küster, Friedrichs Bücherbesorger, verlor seinen Dienst; der erste Kammerdiener kam nach Spandau an die Karre; die wirklich unschuldige Tochter des Rectors in Potsdam, die nur ein Geschenk von dem Prinzen angenommen hatte, erhielt öffentlich in ihrer Vaterstadt den Staupbesen von Henkers Hand, und kam dann nach Spandau ins Zuchthaus, während ihre unglücklichen Eltern mit Schimpf und Schande aus dem Lande gejagt wurden. Dem Lieutenant von Katte, der dem Könige gleich nach seiner Ankunft in Berlin in einem leinenen Gensd'armenkittel vorgeführt ward, riß er das Ordenskreuz vom Halse, und trat ihn mit Füßen. Seine Tochter, die Prinzessin Wilhelmine, nachherige Markgräfin von Baireuth, erhielt, als Friedrichs Mitverschworne, Faustschläge ins Gesicht, und wurde nur durch eine beherzte Kammerfrau vor noch härteren Mißhandlungen gerettet. Der Großbritannische Gesandte erhielt den Auftrag, seinem Hofe zu melden, daß an keine Heirathsverbindung mit demselben zu denken sey; ein Schritt, der die erschrockene Königin von Preußen völlig niederbeugte.

Der Prinz hatte unterdessen in seinem öden Gefängnisse zu Küstrin immer mehr Ursach, einen traurigen Ausgang zu fürchten. Der König berief seinetwegen ein Kriegsgericht, und dieses, welches am 25. October zu Köpenik zusammentrat, sprach ihm mit siebzehn Stimmen gegen zwei das Leben ab. Friedrich Wilhelm hatte seinen Sohn nicht als Prinzen, sondern als „den Oberstlieutenant Fritz" gerichtet wissen wollen, und als solchem sprachen ihm die Kriegsgesetze für seine vorgehabte Desertion allerdings das Leben ab. Aber als der König zur Bestätigung des Blutur-theils geneigt schien, sprach der ehrwürdige Feldmarschall von Natzmer mit edler Wärme gegen dieses grausame Vorhaben, und der Generalmajor von Buddenbrock sagte unerschrocken, indem er seine Weste aufriß: „Wenn Ew. Majestät Blut verlangen, so nehmen Sie meines, jenes bekommen Sie nicht, so lange ich noch sprechen darf!" Fast auf dieselbe Art sprach auch der Fürst von Dessau, der dem Könige schon mehr als ein Anderer sagen durfte, worauf die-

ſer in Nachdenken verfiel, und hernach viel gelinder ſprach. Auch mehrere auswärtige Höfe verwandten ſich bittweiſe für das Leben des Prinzen. Friedrich ſelbſt faßte in ſeiner Schwermuth zuletzt den Entſchluß, durch freiwillige Unterwerfung und durch die ſo ſehr gewünſchte Verzichtleiſtung auf den Thron ſeinen Vater zu verſöhnen, und ſein Leben zu retten. Zum Glück für die Welt redete ihm der Küſtrinſche Kammerpräſident von Münchow, der ſich einen geheimen Zugang zu ihm zu verſchaffen gewußt, dieſen Gedanken wieder aus, und ermunterte ihn dagegen, ſich mit Beſeitigung alles unzeitigen Stolzes ſeinem Vater mit Reue und Ergebung zu nähern. Der Prinz folgte dieſem guten Rathe, ohne jedoch vor der Hand eine Wirkung davon zu erfahren.

Vielmehr ſtand ihm noch ein ſchmerzlicher Schlag bevor. Sein Freund Katte, dem jenes Kriegsgericht Caſſation und Feſtungsſtrafe zuerkannt hatte, ſollte nach Küſtrin gebracht, und dort vor Friedrichs Augen mit dem Schwerte gerichtet werden. So gebot des Königs Machtſpruch, und kein Fußfall des Vaters und Großvaters des Unglücklichen (Generallieutenants von Katte und Feldmarſchalls von Wartensleben) konnte den Unerbittlichen auf mildere Gedanken bringen. Es blieb dabei, daß dem Verbrecher noch Gnade widerfahre, der für ſein Vergehen glühende Zangen und den Galgen verdient habe. So ward er denn am 5. November in einer Kutſche, in Geſellſchaft eines Predigers und von einer Abtheilung Gensdarmen begleitet, nach Küſtrin abgeführt. Am andern Morgen, zwiſchen ſieben und acht Uhr, geſchah die Hinrichtung auf dem Walle hinter dem Schloſſe. Der Prinz ſtand am Fenſter, als der Unglückliche vorübergeführt ward. „Mein lieber Katte, rief er ihm weinend zu, vergeben Sie mir, daß ich Sie in dieſes Unglück geſtürzt habe!" — „Deſſen bedarfs nicht, gnädiger Herr, antwortete Katte. Wenn ich zehn Leben zu verlieren hätte, ſo wollte ich ſie willig für Sie hingeben!" Angekommen am Sandhügel, und eingeſchloſſen in den Kreis der Gensdarmen, hörte der junge Mann das Todesurtheil noch einmal mit Standhaftigkeit an, entkleidete ſich gelaſſen, kniete nieder, warf noch mit einer Hand einen Kuß nach dem Fenſter des Prinzen hin, zog mit der andern die Mütze über die Augen, und empfing in demſelben Augenblick den Todesſtreich. Daß Friedrich bis zu dieſem letzten ſchrecklichen Moment am Fenſter ſtehen geblieben ſey, iſt ſchon an ſich nicht wahrſcheinlich. Von der Menſchlichkeit der Begleiter Kattes iſt überdieß zu erwarten, daß ſie den Befehl: „unter den Fenſtern des Prinzen", nicht wörtlich erfüllt, wohl aber die wört-

liche Erfüllung ausgesprengt haben werden *). Und hieraus ließe sich denn der Widerspruch der gewöhnlichen Erzählung mit einer neuern Nachricht erklären, der zufolge der Ort der Hinrichtung aus dem Fenster des Prinzen gar nicht habe gesehen werden können.

Dessenungeachtet brachte der Kronprinz einen Theil des Vormittags in heftigen Ohnmachten zu. Als er sich wieder etwas gesammelt hatte, empfing er einen Besuch von dem Feldprediger Müller, der den Abgeschiedenen zum Tode bereitet hatte. Dieser wackere Mann überbrachte ihm die letzten Aufträge seines für ihn gestorbenen Freundes, in denen sich ein vom Schicksal gebeugtes und von der Religion wieder beruhigtes und veredeltes Gemüth offenbarte. „Er solle diese traurige Begebenheit nicht als Zufall, noch als Folge einer Unvorsichtigkeit, sondern als eine Veranstaltung Gottes zu seiner Besserung ansehen, sich seinem Vater unterwerfen, einen festen Glauben an einen heiligen Weltregierer zur Richtschnur seines Lebens machen, und sich nie bösen Schmeichlern hingeben." Der ganz zerknirschte Prinz fand so viel Labsal in dem Zuspruche dieses Mannes, daß er denselben nicht wieder mit den Gensdarmen nach Berlin zurückgehen lassen wollte, sondern ihn noch vierzehn Tage bei sich behielt, in welcher Zeit er sich täglich mit ihm über religiöse Gegenstände besprach. Dieß traf mit den Wünschen des Königs so gut zusammen, daß dieser selbst mit dem Prediger in einem Briefwechsel trat, und ihm auftrug, dem Prinzen sein Unrecht vorzustellen, ihm seinen schädlichen Glauben an eine blinde Nothwendigkeit aus dem Kopfe zu bringen, und über den Erfolg seiner Bemühungen täglich zu berichten. Sobald aber der Prinz etwas von diesen königlichen Aufträgen erfuhr, entstand die Besorgniß in ihm, daß der Prediger vielleicht auch ihn zum Tode bereiten solle. In diesem schmerzlichen Gefühle gab er den Lehren der Kirche willig nach, las mit dem Prediger in der Bibel, und unterdrückte allmälig seine früheren Gedanken. Er äußerte auch Reue über seinen im Verhör bewiesenen Trotz, versicherte aber, daß er ganz anders geantwortet haben würde, wenn man ihm beweglich und ohne harte Drohungen zugeredet hätte. Die Nachrichten des Predigers über diese Sinnesände-

*) Eben daher bedient sich auch der Prediger Müller in seinen Berichten an den König zweimal weislich, wie ich glaube, des Ausdrucks: „vor den Augen des Prinzen." In der obigen Erzählung bin ich den Gesandtenberichten in der Berl. Monatsschrift 1803, Mai gefolgt. Die neuere Nachricht steht in Gallus Brandenb. Gesch. Theil V. am Ende. B.

rung gefielen dem Vater ſo gut, daß er beſchloß, der Angſt des Sohnes ein Ende zu machen. Er verſprach ihm Begnadigung, wenn er einen Eid ſchwören wolle, ſich nie an irgend Jemanden wegen dieſes Vorfalls zu rächen, künftig ſtets ein gehorſamer Sohn zu ſeyn, und beſonders ſich nie ohne Wiſſen und Willen des Vaters zu verheirathen. Friedrich legte dieſen Eid am 19. November deutlich und ohne Rückhalt vor einer Commiſſion von Miniſtern und Generalen ab, und erhielt nun Orden und Degen zurück. Am folgenden Tage mußte er dem Gottesdienſt in der reformirten Kirche beiwohnen, und dieß war ſein erſter Ausgang. Als ſich der Feldprediger bei ihm beurlaubte um nach Wuſterhauſen zum Könige zurückzugehen, trug er demſelben auf, Se. Majeſtät auch um die Zurückgabe des Portepees zu bitten. „Was? ſchrie der König laut, als er die Bitte hörte, iſt denn Fritz auch ein Soldat? Nun, das iſt ja gut.“

Zur gänzlichen Verſöhnung wollte es der König indeſſen noch nicht ſo ſchnell kommen laſſen. Vielmehr hielt er zur völligen Dämpfung eines ſo hochfahrenden Sinnes noch eine fernere Abbüßung nöthig. Deshalb verordnete er, der Prinz ſolle einige Jahre in Küſtrin bleiben, ein Haus in der Stadt beziehen, in Civilkleidern gehen, nicht aus den Stadtthoren kommen und bei der Domänenkammer als wirklicher Kriegsrath arbeiten. Der Prinz that dieß mit dem größten Eifer, und es iſt kein Zweifel, daß er in dieſer trefflichen Schule einen ſchätzbaren Vorrath von Verwaltungskenntniſſen eingeſammelt habe. Sein Schloßgefängniß verließ er mit herzlichem Danke gegen die Familie des Präſidenten von Münchow, die alle erſinnliche Liſt aufgeboten hatte, ihm, trotz der ſtrengen Befehle, die ſeine Wächter hatten, ſeinen traurigen Aufenthalt ſo angenehm als möglich zu machen. Auf die Frage des Herrn von Münchow, wie er ſich einſt als König gegen ſeine gegenwärtigen Feinde zu verhalten gedenke, antwortete er: „Ich werde feurige Kohlen auf ihr Haupt ſammeln.“ Und er hat Wort gehalten, ſo wie er die Familie Kattes und den zurückgerufenen Keith gleich nach ſeiner Thronbeſteigung mit ausgezeichneten Gnadenbezeigungen überhäuft hat.

Faſt das ganze folgende Jahr (1731) verſtrich, ohne daß es den Fürſprechern des Prinzen gelang, ihm die Erlaubniß, daß er Küſtrin verlaſſen dürfe, auszuwirken. Unterdeß brachte Friedrich Wilhelm eine Heirath ſeiner älteſten Tochter Wilhelmine mit dem Erbprinzen Friedrich von Baireuth, leider auch durch Zwang, zu Stande, und da er

ich sehr auf das Vermählungsfest freute, so wagte man es, ihm vorzustellen, daß die Freude seiner Gemahlin an diesem Feste ohne die Gegenwart ihres Lieblings nur unvollkommen seyn würde. Er ließ ihn zu dem Ende heimlich aus Küstrin nach Berlin kommen, und hielt ihn an dem festlichen Tage (23. November 1731), an welchem er bei ungewöhnlich guter Laune war, bis gegen das Ende der Tafel versteckt. Dann trat er, gegen sieben Uhr, unerwartet mit ihm in den Saal, und führte ihn zur Königin mit den Worten: „Sehet Ihr, Madame, da ist nun der Fritz wieder.“ Mutter und Sohn und die zärtliche Schwester, die so Vieles um ihn erduldet, überließen sich den schönsten Ausbrüchen der Liebe und Freude. Man erkannte den Prinzen kaum, da er in Civilkleidern war. Vier Tage nachher (27. November) begaben sich alle in Berlin befindlichen Generale und Obersten, unter Anführung des Fürsten von Dessau, zum König, und baten ihn einmüthig, den Prinzen wieder in den Militärdienst aufzunehmen. Der König bewilligte die Bitte, und umarmte den Sohn unter väterlichen Ermahnungen. Aber zu Ende des Decembers sandte er ihn doch wieder nach Küstrin zurück, um ihn noch einige Monate bei der Kammer fortarbeiten zu lassen.

Als auch diese Prüfungszeit vorüber war, hatte der Groll ein Ende. Friedrich, der zum Obersten und Befehlshaber des Goltzischen Regiments ernannt wurde, setzte eine Ehre darein, seinem Vater Ergebenheit und Gehorsam zu bezeigen, und erfüllte besonders seine militärischen Dienstpflichten mit äußerster Pünktlichkeit. Der Vater suchte jetzt auch eine Braut für ihn, und wählte dazu die junge und liebenswürdige Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern *). Das Beilager geschah am 12. Juni 1733 auf dem Schlosse Salzdahlen. Der berühmte Mosheim verrichtete die Trauung. Obgleich eigentlich das Haus Oesterreich durch Seckendorf diese Wahl geleitet hatte, und Friedrichs Neigung gar nicht einmal befragt worden war, so fügte sich dieser doch gehorsam in den väterlichen Willen und begegnete seiner Braut sogar mit lebhafter Zärtlichkeit. Sein großer Geist war aber nicht für die engen Schranken eines häuslichen Zirkels gemacht; er befreite sich daher sehr bald aus denselben, sah seine Gemahlin selten, und erklärte gleich nach seiner Thronbesteigung seinen ältesten Bruder für den Erben des Thrones. Sein Vater gab ihm

*) Bevern war eine Nebenlinie des Hauses Wolfenbüttel, welche in die Regierung eintrat, als die Hauptlinie 1735 ausstarb.

1734 die Herrſchaft Ruppin zum Leibgedinge und kaufte für ihn das Luſtſchloß Rheinsberg.

Jetzt von allen läſtigen Feſſeln befreit und fern von der drückenden Nähe des Vaters überließ ſich der kraftvolle, feurige Jüngling allen den ſchönen Phantaſien, die in dieſem glücklichen Zeitraum des Lebens die Welt zu einem Paradieſe geſtalten, und die Zukunft mit Idealen füllen, die das Herz mit heißer Liebe umfaßt. Die Begierde nach Ruhm, der frühe Bürge künftiger Thaten und die Leidenſchaft aller großen Seelen, erfüllte ſein Inneres mit ſehnſüchtiger Ungeduld. Die Helden des Alterthums und der neuern Zeit, mit deren Thaten ihn ſein Lehrer du Han früh bekannt gemacht hatte, regten ſeine innigſte Sehnſucht auf. Aber faſt noch höher als Heldenruhm dünkte ihn das Glück, als der Urheber claſſiſcher Geiſteswerke im Munde der Mitwelt und Nachwelt zu leben. Beide Arten des Ruhms in ſich zu vereinigen ſchien ihm das höchſte Ideal menſchlicher Größe. Damals war Voltaire der geleſenſte aller Schriftſteller. Eine ſeltene Vielſeitigkeit und Geſchmeidigkeit des Geiſtes machten es dieſem Manne möglich, bei ſolchen, welche die ihm fehlende Tiefe und Gründlichkeit nicht vermißten, für den erhabenſten Geiſt zu gelten. Als ein ſolcher erſchien er dem jugendlichen Friedrich. Die fließende Sprache, der leichte Scherz, die feine Satire, der treffende Witz, die Beſtimmtheit des Ausdrucks, die Fülle der artigen Gedanken ſind Eigenſchaften, die ſich bei Voltaire in der That in einem ſeltenen Grade finden, Friedrich aber gehörte zu den Beurtheilern, die ihn in jeder Hinſicht bewundernswerth fanden. Ihm ſchien er alle Tiefen der Poeſie erſchöpft zu haben. Die Henriade, ein Franzöſiſches Heldengedicht nach dem Muſter der Aeneide, hielt er für das erſte Geiſtesproduct in der Welt, und ein einziger Gedanke darin wog nach ſeiner Meinung die ganze Iliade auf *). Außerdem las er die übrigen berühmten Schriftſteller Frankreichs, und faſt alle dichteriſchen und geſchichtlichen Werke der Griechen und Römer in Franzöſiſchen Ueberſetzungen, die, ſo ungenügend ſie auch waren, ihn doch den erhabenen Geiſt des Alterthums ahnen ließen und ſeine Begeiſterung für das Große und Unſterbliche nährten. Es fehlte damals am Hofe zu Berlin nicht an geiſtreichen Männern, die, theils ſelbſt Franzoſen, theils von Franzoſen gebildet, Friedrichs Intereſſe für die Wiſſenſchaften theilten. Dieſe wußte er

*) Hinterl. Werke Th. VI. S. 159

bald heraus zu finden, und aus ihnen bildete er seinen vertrauteren Hof in Ruppin und Rheinsberg. Dietrich, Freiherr von Kaiserling *), von seinem fürstlichen Freunde scherzweise Cäsarion genannt; Jordan, ehemaliger Französischer Prediger in Prenzlau**); der treffliche Baukünstler Freiherr von Knobelsdorf; der alte biedere Oberstwachmeister von Senning; der Ritter von Chasot, ein trefflicher Französischer Officier, den der Prinz am Rheine kennen lernte; der Hofprediger des Champs; die Maler Pesne und du Buisson; die beiden musikalischen Brüder Graun; der nicht minder berühmte Violinist Benda, und die geistreichsten Officiere von seinem Regimente — das waren die Gesellschafter des Prinzen. Ihre Gespräche waren die schönste Würze seiner Tafel und seine Erholung nach den Stunden der Arbeit. Witz und Scherz wechselten mit lehrreichem Ernste, und auf wissenschaftliche Verhandlungen folgten die ergötzlichsten musikalischen Unterhaltungen. Friedrich, jetzt ein Meister auf der Flöte, unterhielt seine Freunde nicht selten mit selbstgesetzten Concerten oder las ihnen mit seiner edlen, reinen Stimme ein schönes Gedicht, oder übte ihren Witz durch seine eigene unerschöpfliche Laune. Auch das süße desipere in loco ward nicht verschmäht, und mancher Jugendstreich des großen Mannes zeigt, daß seine große Kraft auch in den Spielen des Muthwillens gern weiter ging, als ein kalter oder grämlicher Moralist billigen kann.

Doch dergleichen Scherze gehören unter die Nebendinge. Das Verlangen des Jünglings nach der edelsten Ausbildung und der würdigsten Beschäftigung verrathen seine Freundschaften mit den besten Männern an seines Vaters Hofe, selbst wenn sie ihm an Jahren noch so weit überlegen waren. Der würdige Oberst Camas und der Sächsische Gesandte Suhm hatten ihn lediglich durch ihre Einsichten, jener in der Kriegskunst, dieser in der Philosophie, so an sich gefesselt, daß er auch getrennt von ihnen fast wöchentlich mit ihnen Briefe wechselte. Aus den Briefen an Suhm sieht man, daß er sich mit diesem trefflichen Manne oft bis tief in die Nacht über metaphysische Gegenstände unterhalten hat, und daß derselbe ausdrücklich für ihn Wolfs damals erschienene Metaphysik ins Französische übersetzt hat. Merk-

*) Er starb 1745 am 13. August als Oberst und Generaladjutant, zu Berlin, im acht und vierzigsten Lebensjahre. Ein Mann von der feinsten Bildung, mannigfaltigen Kenntnissen und liebenswürdigen gesellschaftlichen Talenten.

**) Starb zu Berlin 1745 am 23. Mai, im fünf und vierzigsten Lebensjahre, als geheimer Rath und Vicepräsident der Akademie der Wissenschaften.

würdig iſt dabei, daß Suhm bei dieſem Geſchäft oft Anlaß fand, zu klagen, die Franzöſiſche Sprache ſey viel zu arm für die ſo vielfach und ſcharf getheilten Begriffe des Deutſchen Philoſophen, daß aber Friedrich ſchon damals zu ſehr gegen die Deutſche Sprache eingenommen war, als daß ſelbſt dieſer wichtige Umſtand ihn hätte bewegen können, das Buch in der Urſchrift zu leſen.

Während ſeiner Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften vergaß er jedoch die Kriegskunſt keineswegs. Er ſtudirte die Feldzüge der berühmteſten Feldherren, und benutzte jede Gelegenheit, auch im Geſpräch mit Kennern und Erfahrnen ſich in dieſem Fache gründlich zu unterrichten. Der jugendliche Enthuſiasmus gab ihm den Gedanken ein, unter ſeinen militäriſchen Freunden einen ritterlichen Orden zu ſtiften, deſſen Schutzpatron der berühmte Bayard ſeyn ſollte. Außer ihm ſelbſt waren ſeine beiden älteren Brüder, desgleichen der Herzog Ferdinand von Braunſchweig, Herzog Wilhelm von Bevern, der Major von Fouqué und einige andere Officiere von gleichem Geiſte Mitglieder. Das Sinnbild dieſes Bayardordens war ein auf einem Lorbeerkranz liegender Degen mit der Umſchrift: Sans peur et sans reproche. Fouqué, als ein bereits erfahrner Krieger und ein Mann von ausgezeichneter Rechtſchaffenheit, ward zum Großmeiſter erwählt. Von ihm nahm ſelbſt Friedrich den Ritterſchlag an. Jeder hatte nach alter Sitte einen Ordensnamen; Friedrich hieß le Constant, Fouqué le Chaste, Herzog Ferdinand le Sobre, der Herzog von Bevern le Gaillard, oder auch der Ritter vom goldenen Köcher, u. ſ. w. Sie ſchrieben ſich Briefe im altfranzöſiſchen Stile, wovon ſich noch einer, von der Hand des talentvollen Herzogs von Bevern, erhalten hat, den man nicht ohne Intereſſe betrachten kann *).

Den Vater ganz zu befriedigen erſchien das kronprinzliche Regiment auf den Muſterungen als eins der beſterercirten und rekrutirten in der Armee, und aus der Holländerei und dem Garten zu Rheinsberg lief manch willkommenes Geſchenk, ſchöne Kälber oder Truthähne, Melonen, früher Spargel, Blumenkohl u. dgl. in die Berliner Schloßküche ein. Gehorſam begleitete der Sohn den Vater auf ſeinen Muſterungsreiſen, und beſonders 1734, während des zwiſchen dem Kaiſer und Frankreich ausgebrochnen Krieges (oben S. 94) in das Oeſterreichiſche Lager, wo er noch den Schatten des weiland großen Eugen

*) Er iſt Fouqué's Memoiren angehängt.

betrachtete. Er erhielt von hier aus die Erlaubniß, auch das Franzöſiſche Lager beſehen zu dürfen. Allenthalben zeigte er ſo viel Wohlgefallen an dieſen Schauplätzen des Krieges, daß Friedrich Wilhelm nun völlig von ſeinem Irrthum zurückkam. Die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes zog Aller Augen auf ihn. Ob er gleich nur wenigen Schlafes bedurfte, ſo beſchwerte er ſich doch oft darüber, daß dieß läſtige Bedürfniß dem Menſchen einen ſo großen Theil ſeines ohnehin ſo kurzen Lebens raube, und wollte den Verſuch machen, ob man nicht vermittelſt immerwährender Beſchäftigung dieſe Schwäche ganz überwinden und ſo das Leben verdoppeln könne. Mit Hülfe ſtarken Kaffees gelang es ihm, vier Tage lang munter zu bleiben, aber dann verlangte die Natur deſto ſtärker ihren Zoll, er ſchlief über Tiſche ein, und das unnatürlich erhitzte Blut erinnerte ihn, künftig ähnliche Ueberſpannungen zu vermeiden. In demſelben Jahre machte er auch noch mit dem Fürſten von Deſſau eine Reiſe nach Stettin, um die Feſtungswerke dieſer Stadt zu beſehen, und im folgenden Jahre beſuchte er den geflüchteten König Stanislaus zu Königsberg, mit dem er bis an deſſen Ende einen freundſchaftlichen Briefwechſel unterhalten hat.

Die Begierde nach Ruhm wurde indeſſen immer lebendiger in ſeiner Bruſt. Er ergriff die Feder; er ſchrieb an Voltaire, an Wolf, an den Geſchichtſchreiber Rollin, an die Mathematiker Graveſand und Maupertuis, an den geiſtvollen Italiener Algarotti, um ihnen zu ſagen, wie ſehr er ſie ſchätze und bewundere. Er wollte, daß die Berühmteſten und Beſten ihn kennen lernen, und daß die Welt aus der Geſellſchaft, die er ſich erwählt, auf ihn ſelbſt einen ehrenvollen Schluß machen ſollte. Die ſchmeichelhafteſten Antworten blieben nicht aus, und um ſich dieſen Genuß wiederholt zu verſchaffen, ſchmeichelte er wieder; ja er ließ ſich herab, Voltaires Freundin, die Marquiſe du Chatelet, zu beſchenken, ihre Briefe zu beantworten, und ſie mit den größten Geiſtern in eine Klaſſe zu ſetzen *), obwohl er ſie im Herzen verachtete (Hinterl. Werke VIII., 76). Voltaire ſelbſt nennt er den erſten Mann ſeines Jahrhunderts, einen Mann, der allein mehr werth ſey als ſeine ganze Nation, deſſen Beifall ihm mehr gelte als der des halben menſchlichen Geſchlechts; er ſagt ihm, es gebe nur einen Gott und einen Voltaire; er verſpricht ihm, ſeine Werke eben ſo köſtlich

*) Sie pfuſchte in die Phyſik, und hatte einige ſeichte Abhandlungen geſchrieben. Friedrich nennt ſie gewöhnlich die göttliche Emilie, und Hinterlaſſene Werke IX., 32 heißt es gar: Descartes, Leibnitz, Newton und Emilie.

aufzubewahren, wie Alexander die Werke des Homer; ja er ging wirklich damit um, die ganze Henriade von dem Engländer Pine in Kupfer ſtechen zu laſſen, ein Unternehmen, zu dem ſich der Künſtler ſieben Jahre Zeit ausbat. Er ſchreibt (1736): „Sehen Sie meine Handlungen künftig als die Früchte ihrer Lehren an. Durch dieſe iſt mein Herz gerührt worden, und ich habe es mir zum unverbrüchlichen Geſetz gemacht, ſie mein ganzes Leben hindurch zu befolgen.“ Wie ſehr auch dieſe Huldigungen übertrieben ſeyn mögen, ſo floſſen ſie doch alle aus einer ſchönen Quelle. Der jugendliche Geiſt will ſo gern enthuſiaſtiſch bewundern, und möchte ſich blindlings dem Ideal zu Füßen werfen; ja die erſten Aeußerungen des aufkeimenden Genies beſtehen eben darin, daß es von dem vollendeten Genie entflammt wird. Und Voltaire ſtand ihm damals noch fern genug, um ihm für ein Ideal gelten zu können. Gewiß ohne die mindeſte Affectation ſagt er in einem jener Briefe (H. W. VIII. 246): „Ich habe geringes Verdienſt und wenige Kenntniſſe, aber viel guten Willen, und eine unerſchöpfliche Quelle von Achtung und Liebe für Perſonen von ausgezeichneter Tugend.“ Und an einem andern Orte (VIII. 302): „Ich wünſchte ſehr, in einem gemäßigten Klima leben zu können, Freunde von Ihrer Art zu verdienen und von rechtſchaffenen Leuten geachtet zu werden. Gern entſage ich dem Hauptgegenſtande der menſchlichen Habſucht und Ehrbegierde; aber ich fühle nur zu ſtark, daß, wenn ich kein Prinz wäre, ich ſehr wenig ſeyn würde. Sie werden um Ihrer bloßen Verdienſte willen hochgeachtet, beneidet und bewundert, doch ich brauche Titel, Rang und beträchtliche Einkünfte, um die Augen der Menſchen auf mich zu ziehen.“

In der That ſcheint Friedrich damals, als er noch nicht wiſſen konnte, ob Gelegenheit und Glück ihn jemals auf die Heldenbahn führen würden *), nach der ſeine Seele dürſtete, nur von ſchriftſtelleriſchen Werken den einzigen ihm erreichbaren Ruhm erwartet zu haben. Die poetiſchen Briefe, die er an Brüder, Schweſtern, Verwandte und Freunde ſandte, athmen eine durchaus edle, moraliſche Geſinnung, herzliche Liebe für ſeine Freunde, und ein feines, oft erhabnes Gefühl. Aber das eigentliche Beſtreben ſeines großen Geiſtes

*) Man nehme an, daß Friedrich Wilhelm I., der ſeinem Alter nach noch lange hätte leben können, nur ein Jahr ſpäter geſtorben wäre, ſo war die ganze Gelegenheit, Schleſien zu erobern, vorüber und es iſt nicht abzuſehen, welchen andern Anlaß zu einem ſo glänzenden Kriege Friedrich nachher hätte finden wollen.

offenbart ſich erſt in ſeinen politiſchen und hiſtoriſchen Schriften. Seine „Bemerkungen über den Zuſtand des Europäiſchen Staatenſyſtems im Jahre 1736" und ſeine ſpäterhin geſchriebenen hiſtoriſchen Werke zeigen ihn in ſeinem wahren Elemente. Um der Welt einen recht glänzenden Beweis von dem Adel ſeiner Geſinnungen zu geben, ſchrieb er ſeinen Anti-Machiavell, die erſte Schrift aus ſeiner Feder, die öffentlich bekannt gemacht ward. Dieſes wurde ihm zwar wieder leid, und er wollte ſie noch vor ihrer Erſcheinung zurücknehmen; allein Voltaire, der die Handſchrift an einen Holländiſchen Buchhändler verhandelt hatte, war nicht geſonnen, dieſem das erhaltene anſehnliche Honorar dafür zurückzuzahlen, und ſchrieb dem Könige, der „eigennützige Buchhändler" verlange eine ungeheure Entſchädigungsſumme. Dieſe dem „eigennützigen Voltaire" auszuzahlen, bedachte ſich Friedrich mit Recht, und ſo ward das Buch gedruckt *).

Zum Schluſſe dieſer Einleitung in die Regierungsgeſchichte Friedrichs II. mögen hier einige Züge aus dem Gemälde ſtehen, welches der Herr von Suhm im Jahre 1739 von ihm, und zwar nicht für das Publicum, entworfen hat. „Ich glaube, ſagt dieſer ſeine Beobachter, daß ſeine größte Leidenſchaft die für den Ruhm iſt, der nach ſeiner Meinung darin beſteht, immer der ſtrengſten Vernunft gemäß zu handeln, und ſich von keinem Vorurtheil beherrſchen zu laſſen. Er iſt unerſchütterlich in den Entſchlüſſen, die er nach reifer Ueberlegung gefaßt hat. Er iſt gut, großmüthig, freigebig, und gefühlvoll für fremdes Unglück, und Ungerechtigkeiten empören ihn. In ſeiner frühen Jugend machte es ihm Vergnügen, die Fehler und das Lächerliche an Anderen aufzuſuchen, aber in der Folge habe ich ihn in dieſem Stück ſehr verändert gefunden, und er iſt der erſte, diejenigen zu tadeln, die von dieſem Geſchmacke ſind; über Alles aber verabſcheut er die Verläumdung. Ich ſagte ihm einmal, er habe ſich ein Ziel geſetzt, das er nie erreichen werde, nämlich die Vollkommenheit. Hierauf erwiederte er, es ſey damit, wie mit dem Stein der Weiſen; wer ihn

*) Bei dieſer Gelegenheit mag der Leſer eine Probe ſehen, wie dieſer boshafte Menſch aus niedriger Rachſucht in ſeiner weiter unten noch zu erwähnenden Vie privée de Fréderic II jeden Zug in dem Charakter ſeines königlichen Wohlthäters verſchwärzt. Er ſagt nicht nur nichts davon, daß ihm Friedrich die Handſchrift geſchenkt habe, ſondern erzählt auch das Obige ſo: J'allai en Hollande, uniquement pour lui rendre ce petit service; mais le libraire demanda tant d'argent, que le roi, qui d'ailleurs n'était pas fâché dans le fond du coeur d'être imprimé, aima mieux l'être pour rien, que de payer pour ne l'être pas.

ſuche, werde doch immer durch etwas Gutes belohnt, das er auf dem Wege finde. Und als ich hinzufügte, daß, wofern er nur die Hälfte der großen Geſinnungen behielte, die ich an ihm kennete, er immer ein großer König ſeyn würde, antwortete er mir, er werde zwar hoffentlich nie ſeine gegenwärtige Art zu denken ändern, aber das beweiſe noch nichts für meine Prophezeihung, denn — hier citirte er mir beſcheiden den Voltairiſchen Vers: Tel brille au second rang qui s'éclipse au premier. — — Er iſt ſtolz auf ſeine Feſtigkeit in der Freundſchaft. Als er mir einmal weitläufig die Urſachen ſeines Bruches mit einer gewiſſen Standesperſon erzählt hatte, fügte er ausdrücklich hinzu, er ſey mir dieß Détail ſchuldig, um keinen Argwohn über die Feſtigkeit ſeiner Freundſchaft in mir zurückzulaſſen. — — Nie läßt er in Unterhaltungen etwas von Staatsangelegenheiten einfließen, gleich als ob dieſe Dinge ihn noch nichts angingen. — — Einmal an der Tafel des Feldmarſchalls von Grumbkow, als des jungen kürzlich verſtorbenen Prinzen Eugen erwähnt ward, warf Jemand die Frage auf, ob derſelbe wohl jemals ein großer Mann geworden ſeyn würde. Der Kronprinz entſchied: Nein, denn er würde ſich nie einen Freund erworben haben, der es gewagt hätte, ihm die Wahrheit vorzuſtellen."

---

4. Friedrichs II. Regierungsantritt.

So erregte denn der Hintritt Friedrich Wilhelms I. bei Vielen geſpannte Erwartungen, bei den Unterthanen des Preußiſchen Staats aber große Hoffnungen. Wohl wiſſend, daß das erſte Auftreten Alles entſcheide, bemühte ſich der junge Monarch, dieſes mit der größten Würde zu thun. Der Scherz war auf lange Zeit von ſeinen Lippen verbannt; einem ehemaligen luſtigen Tiſchgenoſſen, der die gewohnten Vertraulichkeiten fortſetzen wollte, erklärte er kurz, die Zeit der Poſſen ſey jetzt vorüber. Mit kindlicher Ehrfurcht erfüllte er des Vaters letzte Aufträge und ſeiner Mutter ſetzte er mehr Einkünfte aus, als ſie jemals bei Lebzeiten ihres Gemahls gehabt hatte. Die Miniſter und Generale ſeines Vaters empfing er mit einer Anrede, die ſie mit Achtung und Bewunderung erfüllte. Seine Thätigkeit überſtieg noch die ſeines Vorgängers; die Raſchheit ſeiner Befehle, ſeiner Fragen und Antworten, ſelbſt ſeines Ganges und aller ſeiner Bewegungen *)

*) Seine Reiſen im Wagen mit acht Pferden waren Flüge; zu Pferde gings meiſten-

ſetzte ſeine Leute faſt außer Athem. „Um Ew. Excellenz einen richtigen Begriff von der neuen Regierung zu geben — heißt es in einem Geſandtenbericht aus jener Zeit — muß ich ſagen, daß bis jetzt der König von Preußen ſchlechterdings Alles ſelbſt thut, und daß, ausgenommen von dem Finanzminiſter Boden, der die Sparſamkeit predigt, Se. Majeſtät keinen Rath von irgend einem Miniſter leiden, ſo daß Herr von Podewils nichts zu thun hat, als die ihm unmittelbar aus dem Cabinet zukommenden Befehle zu expediren, ohne daß er über etwas befragt wird. . . . Unglücklicher Weiſe (!) iſt nicht Einer um den König, der ſein ganzes Vertrauen hätte, und deſſen man ſich bedienen könnte, um mit Erfolg die nöthigen Einleitungen zu machen, daher ein Geſandter hier weniger orientirt iſt, als an jedem andern Hofe."

Die erſten Gnadenbezeigungen, mit denen ein neuer Regent gewöhnlich ſeine Laufbahn eröffnet, wurden von ihm eben ſo zweckmäßig gewählt, als würdig vertheilt. Da der vorhergegangene, wegen ſeiner ſtrengen Kälte berühmte Winter die Noth im Lande ſehr groß gemacht hatte, ſo ließ er auf der Stelle ſeine Magazine öffnen, und überall Korn zu wohlfeilen Preiſen verkaufen. Sein Vater hatte einige Jahre vor ſeinem Tode, zu großer Unzufriedenheit des Volks, den Geiſtlichen die Chorhemden und die Lichter bei der Communion unterſagt: er ließ ihnen Alles wieder frei, und erklärte, daß er in Religionsſachen die größte Duldung beobachtet wiſſen wolle. Der Philoſoph Wolf ward aus Marburg zurückgerufen; den Mathematiker Maupertuis lud er ſelbſt in einem höflichen Schreiben ein, Paris mit Berlin zu vertauſchen. Dieſen hatte er zum Präſidenten der von ſeinem Großvater geſtifteten Geſellſchaft der Wiſſenſchaften auserſehen, die, unter ſeinem Vater ganz verfallen, jetzt wieder mit neuem Glanze ins Leben treten, und Akademie der Wiſſenſchaften heißen ſollte *). Er ſtiftete einen neuen Orden für das Verdienſt, eine Art von Adel, der nur durch perſönliche Würdigkeit erreichbar ſeyn ſollte. Das Potsdamſche Leibregiment von lauter Rieſen, das ſeinem Vater ſo außerordentliche Summen gekoſtet hatte, ließ er auseinander gehen. Nur ein Bataillon der Größten und Schönſten ward zum Andenken an ſeinen Vater

---

theils Galopp und Carriere. Zu einem Ritt von Berlin nach Potsdam, auf untergelegten Pferden, brauchte er noch im höhern Alter nie mehr als eine Stunde.

*) Sie hielt ihre erſte Sitzung am 23. Januar 1744.

der Garde einverleibt, die übrigen wurden unter andere Regimenter vertheilt. Die Tortur und das Säcken der Kindesmörderinnen (Erſäufen in einem Sacke, den ſie ſelber nähen mußten) hob er gänzlich auf. Die vormals übliche entehrende Strafe gefallener Jungfrauen, während des Gottesdienſtes vor allen Leuten am Altar zu knien, hatte ſchon ſein Vater abgeſchafft.

Im Julius trat der neue König ſeine Huldigungsreiſe nach Preußen an, und im Auguſt eine andere nach ſeinen Weſtphäliſchen Provinzen *). Auf dieſer Reiſe wollte er mehrere Zwecke vereinigen. Zuerſt beſuchte er ſeine geliebten Schweſtern in Baireuth und Anſpach; dann ging er unter fremdem Namen nach Strasburg, deſſen Feſtungswerke er genau beſah, und vielleicht wäre er noch etwas tiefer in Frankreich hineingegangen, wenn man ihn dort nicht erkannt hätte. Von Strasburg reiſte er über Frankfurt den Rhein hinunter nach Cleve, wo er Voltaire zu ſich kommen ließ, dem er ſchon vorher ſeine Thronbeſteigung in den leutſeligſten Ausdrücken gemeldet, auch ein Geſchenk von Ungerwein überſandt hatte, das aber dieſem geldſüchtigen Menſchen, nach ſeinem eigenen Geſtändniß, viel zu gering war. Mit jener Zuſammenkunft waren übrigens beide Theile gleich ſehr zufrieden. Der König ſchrieb ſeinem Freunde Jordan davon (H. W VIII, 75.): „Ich habe Voltaire geſehen, auf deſſen Bekanntſchaft ich ſo neugierig war. Er iſt beredt wie Cicero, ſo angenehm wie Plinius, und ſo weiſe wie Agrippa; ja ich glaube, er vereinigt in ſich die Tugenden und Talente der größten Männer des Alterthums. Sein Geiſt arbeitet unaufhörlich, und jeder Tropfen Tinte, der aus ſeiner Feder fließt, wird zu einem witzigen Ausſpruch. Er hat uns **) ſein herrliches Trauerſpiel Mahomet vorgeleſen, wir waren entzückt davon, ich konnte bloß bewundern und ſchweigen. Die Marquiſe du Chatelet iſt glücklich, daß ſie ihn beſitzt; denn aus den vortrefflichen Sachen, die ihm entfallen, könnte auch eine Perſon, die gar nicht zum Denken geſchaffen wäre und bloß Gedächtniß hätte, ein vortreffliches Werk

*) In Berlin empfing er die Huldigung am 2. Auguſt. Das Volk rief dreimal aus freudiger Seele: Es lebe der König! „Gegen die Gewohnheit und Etikette — erzählt der oben angeführte Geſandtenbericht — blieb der König nach der Ceremonie noch eine halbe Stunde auf dem Balcon, mit feſtem aufmerkſamem Blick auf die unermeßliche Menge vor dem Schloſſe hinabſchauend. Er ſchien in tiefe Betrachtungen verloren. Warum konnte man nicht ſeine Gedanken errathen? Sie waren ſicherlich ſeiner würdig.“

**) Algarotti, Kaiſerling und Maupertuis waren in des Königs Geſellſchaft.

zusammensetzen." — Voltaire selbst, der seine Geschichte freilich in einer andern Stimmung aufsetzte, sagt von dieser Zusammenkunft, er habe „einen kleinen Mann" *) in einem Schlafrocke von blauem Tuch gefunden, und kann des Königs Umgebung nicht ärmlich genug beschreiben. — Am 23. September traf der Letztere zu Potsdam wieder ein.

5. Der erste Schlesische Krieg. (1740—1742.)

Der junge Monarch ward den fremden Gesandten, die ihn mit Falkenaugen beobachteten, immer räthselhafter. „Alle, die von Rheinsberg kommen, schrieb einer derselben, sagen einstimmig, daß der König den ganzen Tag hindurch mit einer Emsigkeit, die einzig ist, arbeitet, und dann den Abend sich den Vergnügungen der Gesellschaft hingiebt, mit einer Munterkeit und geistvollen Laune, die diese Abendgesellschaften entzückend macht. Denn es ist die allgemeine Meinung, daß er unwiderstehlich ist, wenn er sichs vorgesetzt hat, Jemanden zu fesseln. Will er verreisen, so pflegt er die, welche ihm folgen sollen, nur wenige Stunden vorher von seiner Abreise zu benachrichtigen, und er findet sie bereit, da er weder einen Hof noch Höflinge, sondern lauter Generale, Prinzen und Adjutanten zu Begleitern hat." Die kriegerischen Uebungen seines Vaters wurden nicht eingestellt, sondern vermehrt; ja es wurden noch mehrere Regimenter errichtet. Man trug sich in Berlin und außerhalb mit vielen Vermuthungen, und die unruhigen Erwartungen erreichten ihre höchste Spannung, als die Nachricht einlief, Kaiser Karl VI. sey (20. Oct. 1740) gestorben. Außerordentliche Rüstungen wurden jetzt mit gewaltiger Schnelligkeit und noch größerer Verschwiegenheit betrieben. Sonst gingen doch großen Unternehmungen Bündnisse mit fremden Mächten voran; Friedrich sprach mit keinem Gesandten. Dieß vermehrte die Furcht vor seinen Planen, denn sein Vater hatte ihm einen Schatz von 8,700,000 Thalern und 89,000 Mann der wohlbewehrtesten Krieger hinterlassen, Zahlen, die das Gerücht, wie gewöhnlich, noch um vieles vergrößerte. Mit solchen Hülfsmitteln glaubte man ihn allerdings fähig, ohne alle Bundesgenossen einen großen Streich auszuführen. Im November

*) Friedrich maß doch fünf Fuß sechs Zoll.

ſetzten ſich die Truppen in Bewegung, und aus den Magazinen, die in Frankfurt und Kroſſen angelegt wurden, ſchloß man, daß es Schleſien gelte. Der König, der jetzt nach Berlin gekommen war, nahm unterdeß an allen Maskenbällen Theil, mit denen der Hof die Winterluſtbarkeiten feierte, tanzte mit allen Damen, und verließ plötzlich am 13. December die Hauptſtadt, um ſich an die Spitze ſeiner Macht zu ſtellen, die den 16. bereits auf Schleſiſchem Boden ſtand.

Die Veranlaſſung zu dieſer raſchen That war die durch Karls VI. Tod herbeigeführte Gelegenheit zur Vermehrung der Preußiſchen Macht. Als Kronprinz ſchon hatte Friedrich mit bitterm Unmuth die Geringſchätzung ertragen, mit der die größeren Mächte Europas den kleinen König von Preußen behandelten. Ueber Friedrich Wilhelm I. wurde an anderen Höfen verächtlich geſprochen. Man ſpottete über ſeine Soldatenliebe, und ſagte, er ſpanne ſeine Waffen beſtändig, drücke aber nie los. Georg II. von England hatte ihn immer nur ſeinen Bruder den Unterofficier und des heiligen Römiſchen Reiches Erzſandſtreuer genannt. Und in der That, ſollte der Preußiſche Staat ſeinen Titel mit Würde führen, ſo mußte er eine angemeſſene Macht zu erlangen ſuchen; widrigenfalls war er bei der erſten unglücklichen Gelegenheit einer ſchimpflichen Behandlung bloßgeſtellt. Friedrich Wilhelm I. hatte, wie wir geſehen haben, nach Berg getrachtet, aber vergeblich. Für Friedrichs Streben war übrigens die Ausſicht auf dieſe vom Herzen ſeiner Staaten ſo entlegene Erwerbſchaft eine geringe Befriedigung; auch hätte er zur Durchführung ſeiner Anſprüche einen Krieg am Rheine führen und ſeine Erbſtaaten ganz entblößen müſſen *). Deswegen wandte er den Blick lieber nach dem damals noch ganz dem Oeſterreichiſchen Scepter unterworfenen Schleſien, da das Brandenburgiſche Haus auf einige Fürſtenthümer deſſelben unzweifelhafte Anſprüche hatte. Kurfürſt Joachim II. hatte im Jahre 1537 mit dem Herzoge Friedrich II. von Liegnitz, Brieg und Wohlau eine Erbverbrüderung geſchloſſen, kraft welcher dieſe Fürſtenthümer im Fall des Erlöſchens des Liegnitziſchen Mannsſtammes an Kurbrandenburg kommen ſollten. Dieſer Fall war 1675 eingetreten, allein das Oeſterreichiſche Kaiſerhaus hatte das eröffnete Erbe eingezogen, weil Ferdinand I. jene Erbverbrüderung ſchon für nichtig erklärt hatte, wozu er indeß gar nicht berechtigt war, da die Schleſiſchen Fürſten ihre Länder der Krone

*) Histoire de mon temps, in den Oeuvres posthumes, T. I. p. 123.

Böhmen nur unter der ausdrücklichen Bedingung zu Lehn aufgetragen hatten, daß ſie eine völlig freie Verfügung darüber behielten. Ferner war das Fürſtenthum Jägerndorf dem Markgrafen Johann George von Brandenburg durch Ferdinand II. genommen worden und auch der Sohn dieſes Fürſten erhielt das väterliche Beſitzthum nicht wieder. Das Recht deſſelben vererbte ſich, da er kinderlos ſtarb, auf die Kurlinie, allein der große Kurfürſt konnte weder für dieſen noch für den erſtern Anſpruch Befriedigung erhalten, er, deſſen nicht durch Ländermaſſen, ſondern auf der Grundlage geiſtiger Kraft emporſtrebende Größe das Haus Oeſterreich mit Scheelſucht ſah und den es für alle der Sache Deutſchlands gebrachten Opfer übel bezahlte. Er mußte ſich für ſeine Forderungen zuletzt durch den Schwiebuſſer Kreis abfinden laſſen, und dabei erzwang man noch von dem Kurprinzen (dem nachmaligen König Friedrich I.) ein geheimes Verſprechen, daß er bei ſeinem Regierungsantritt dieſes Ländchen wieder herausgeben wolle. Dieſes geſchah; damit war aber das Haus Brandenburg wieder in den vollen Beſitz ſeiner Anſprüche getreten, und dieſe waren es, die Friedrich II. jetzt geltend machen wollte. So war es mit ſeinen Rechten beſchaffen; der Entſchluß, ſie auszuführen, wurde, wie er ſelbſt ſagt *), durch die Begierde herbeigeführt, Ruhm zu erwerben, und ſeinem Lande zu dem Titel auch die Macht eines Königreichs zu verſchaffen.

Zuerſt ließ er jedoch einen Geſandten, den Grafen Gotter, nach Wien gehen, und der jungen Königin von Ungern den Vorſchlag thun, ob ſie ihn nicht etwa in Güte für ſeine Anſprüche Schleſien oder doch einen Theil deſſelben abtreten wolle, wofür er verſprach, ihre Erbfolge mit allen ſeinen Kräften gegen jeden Angriff zu vertheidigen, ihr ſogleich zwei Millionen Gulden zu zahlen, und bei der bevorſtehenden Kaiſerwahl ſeine Kurſtimme ihrem Gemahl zu geben. Da man indeß ihre abſchlägige Antwort ſchon hatte vorherſehen können, ſo war das Heer bereits mit dem Geſandten zu gleicher Zeit abgegangen, und

*) Pour rassembler ici tout ce qui pouvoit animer la vivacité d'un jeune prince parvenu à la régence, ajoutons que Fréderic I., en érigeant la Prusse en royaume, avoit par cette vaine grandeur mis un germe d'ambition dans sa postérité qui devoit fructifier tôt ou tard. La monarchie qu'il avoit laissée à ses descendans étoit, s'il m'est permis de m'exprimer ainsi, une espèce d'hermaphrodite qui tenoit plus de l'électorat que du royaume. Il y avoit de la gloire à décider cet être, et ce sentiment fut sûrement un de ceux qui fortifièrent le roi dans les grandes entreprises où tant de motifs l'engageoient. Oeuvres posth, T. I. p. 123.

rückte, wie schon gesagt ist, im December in Schlesien ein. Ein Manifest machte die Gründe dieser Besitznehmung bekannt, ermahnte die Einwohner zur Furchtlosigkeit und Ruhe, und versprach ihnen ungekränkten Besitz ihres Eigenthums und ungestörte Religionsübung. Das letztere gewann den Preußen die Herzen aller evangelischen Schlesier, die unter der engherzigen und unduldsamen Oesterreichischen Regierung ihres Glaubens wegen manche Bedrückung erfahren hatten. Außerdem war die Mannszucht musterhaft, jeder Soldat bezahlte seine Bedürfnisse, aber die treuherzigen Schlesier gaben Vieles unentgeltlich.

Die Eroberung eines unvertheidigten Landes war freilich kein Heldenstück. Nur drei Festungen waren eines ernsthaften Widerstandes fähig, Glogau, Brieg und Neiße. Während der Erbprinz Leopold von Dessau die erstere eingeschlossen hielt, ging der König mit dem größern Theile des Heeres vorwärts nach Breslau. Diese große Handelsstadt genoß bedeutende Vorrechte und war sowohl von kaiserlicher Besatzung als von Rekrutenlieferungen frei. Friedrich, der sie sich zum Freunde machen wollte, gestattete ihr Neutralität. Hierauf ging er nach Ohlau, welches am 9. Januar 1741 von der schwachen Besatzung geräumt ward. General Jeez war unterdessen über die Oder gegangen und hatte Namslau besetzt. Der Feldmarschall Schwerin war nach Ottmachau vorausgezogen, und hatte die dortige kleine Besatzung aufgefordert. Sie ergab sich, als der König am 12. Januar mit dem schweren Geschütz nachkam. Der König war über so rasche Erfolge voll Entzücken: „Mein lieber Herr Jordan, mein süßer Herr Jordan, mein sanfter Herr Jordan, mein guter, mein milder, mein friedliebender, mein allerleutseligster Herr Jordan — schrieb er am 14. Januar von Ottmachau — ich melde deiner Heiterkeit, daß Schlesien so gut als erobert ist, und daß Neiße schon bombardirt wird. Ich bereite dich auf sehr wichtige Plane vor, und kündige dir das größte Glück an, das Fortunens Schooß je geboren hat. Das muß für dich jetzt genug seyn. Sey mein Cicero bei der Vertheidigung meiner Sache; in ihrer Ausführung will ich dein Cäsar seyn. Lebe wohl. Du weißt selbst, ob ich nicht mit der herzlichsten Liebe dein treuer Freund bin.“

Von Ottmachau gingen General Kleist und Feldmarschall Schwerin nach Oppeln und Troppau. Brieg und Neiße wurden vergeblich aufgefordert. Man beschoß die letztere Festung drei Tage lang, aber nachdem man 4200 Bomben und 3000 glühende Kugeln vergebens hineingeworfen hatte, mußte man sich begnügen, sie so wie Glogau

und Brieg einzuſchließen, worauf die Truppen auf kurze Zeit in die Winterquartiere gelegt wurden. Friedrich ging unterdeſſen nach Berlin zurück, um neue Anſtalten für den nächſten Feldzug zu treffen (26. Januar).

Die Königin von Ungern hatte bisher den raſchen Unternehmungen ihres Feindes faſt unthätig zuſehen müſſen. Sie war überraſcht worden; die meiſten kaiſerlichen Truppen ſtanden ſeit dem letzten Türkenkriege noch in Ungern, und der Feldmarſchall Browne, der ſchnell nach Mähren geſchickt worden war, hatte kaum 3000 Mann zuſammenbringen können. Aber mit dem Anfange des Jahres 1741 traf ſie beſſere Anſtalten. Der Feldmarſchall von Neipperg, ein erfahrener Feldherr aus Eugens Schule, zog bei Olmütz ein anſehnliches Heer zuſammen, und rückte damit im März in Oberſchleſien ein. Aber auch Friedrich war am 19. Februar ſchon wieder von Berlin abgegangen. Jetzt ſollte ſichs zeigen, ob er die ohne Widerſtand genommene Provinz auch gegen ein Heer würde behaupten können, welches damals zu den kriegserfahrenſten in der Welt gehörte, und gegen den Neid der Nachbarn. Um gegen die zweideutigen Geſinnungen der Sachſen und Hannoveraner gedeckt zu ſeyn, ließ er den alten Fürſten Leopold von Deſſau im Magdeburgiſchen einen Heerhaufen zuſammenziehen. Die Hoffnung des Schleſiſchen Heeres beruhte auf dem geübten Feldmarſchall von Schwerin *), der den Winter über in Oberſchleſien ſtehen geblieben war, um gleich in der Nähe zu ſeyn. Friedrich fand bei ſeiner Ankunft in Schleſien die Truppen voll Muth und Ungeduld. Der Erbprinz von Deſſau legte ihm einen Plan vor, das noch immer eingeſchloſſene Glogau mit Sturm zu erobern, und der König genehmigte denſelben. Am 9. März in der Nacht wurden die Feſtungswerke an fünf Orten zugleich berennt. Um Mitternacht waren die erſten Palliſaden erſtiegen, und um ein Uhr waren die Preußen in der Stadt. Auch hier empfahlen ſie ſich durch ihre ſeltene Mannszucht. Kein Haus ward geplündert, kein Bürger gekränkt. Friedrich, vergnügt über dieſe glückliche Eröffnung des Feldzuges, ließ unter die Sieger eine anſehnliche Summe austheilen, und ſchrieb ſeinem Freunde Jordan in Berlin Briefe voll der muthwilligſten Laune und der jugendlichſten Offenherzigkeit. Ueber die tadelnden Urtheile, die viele Berliner ſelbſt über ſein Unternehmen fällten, ſchreibt er ſehr

*) Kurt Chriſtoph, Graf von Schwerin, geboren 1684 im Mecklenburgiſchen, hatte in den Niederlanden unter Eugen und Marlborough ſeine Schule gemacht.

ehrlich (H. W. VIII., S. 85): „Du wirſt finden, daß ich ein beſſerer Philoſoph bin, als man denkt. Ich bin es immer geweſen, das eine Mal mehr, das andere weniger. Meine Jugend, das Feuer der Leidenſchaften, Begierde nach Ruhm, ſelbſt (um dir nichts zu verhehlen) Neugierde, und endlich ein geheimer Inſtinct, haben mich der ſanften Ruhe, die ich genoß, entriſſen, und das Vergnügen, meinen Namen in den Zeitungen, auch künftig wohl in der Geſchichte zu ſehen, hat mich verführt.“

Da man erfuhr, daß der Feind über Zuckmantel und Ziegenhain heranrücke, um Neiße zu entſetzen, ſo eilte der König, ſeine Mannſchaft zuſammenzuziehen, und ſich mit dem Feldmarſchall Schwerin in Neuſtadt bei Jägerndorf zu vereinigen. Die Belagerung von Brieg mußte aufgehoben werden, denn man brauchte die Truppen zur Verſtärkung des Hauptheeres. Am 5. April marſchirte man auf Steinau, erhielt aber ſo unſichere Nachrichten vom Feinde, daß der Marſch unaufhörlich verändert werden mußte. Den 8. April ging das Heer bei Michelau über die Neiße, um, im ſtärkſten Schneegeſtöber, auf Grottkau zu marſchiren. Da ſtieß man plötzlich auf feindliche Huſaren. Ein Scharmützel begann, man machte etwa vierzig Gefangene. Von dieſen hörte man, daß das Oeſterreichiſche Heer unlängſt in Grottkau angekommen ſey, und am folgenden Tage nach Ohlau gehen wolle, um das Preußiſche Hauptmagazin und die ſtarke Artillerie wegzunehmen, die der König dorthin geſchickt hatte. Dieß machte eine Schlacht immer nothwendiger. Aber am folgenden Tage (9. April) fiel der Schnee ſo ſtark, daß man nur wenig Schritte um ſich ſehen konnte. Man erfuhr indeß, daß der Feind ſich Brieg genähert habe. Am 10. April war endlich der Morgen klar und heiter. Schon früh um fünf Uhr zog ſich das Heer bei dem Dorfe Pogrel zuſammen, und rückte in fünf Colonnen in der Richtung auf die Ohlauſche Straße vor. Einige Gefangene ſagten aus, daß das feindliche Heer in den Dörfern Molwitz, Grüningen und Hünern gelagert ſey. Sobald die Colonnen ſich Molwitz auf zweitauſend Schritt genähert hatten, breitete ſich das Heer auseinander, um ſich in Schlachtordnung zu ſtellen, ohne daß man einen Feind im Felde erſcheinen ſah. Man hätte die Oeſterreichiſchen Heerhaufen einzeln in den Dörfern umzingeln können, ſo unerwartet war ihnen die Nähe der Preußen; aber Friedrich war noch zu ſehr Anfänger, um gleich das erſte Mal die rechten Maaßregeln zu treffen. So ließ man ihnen denn Zeit, ſich ordentlich zu ſtellen;

und nun begann erst, Nachmittags um zwei Uhr, die förmliche Schlacht. Sie war so blutig, und blieb so lange zweifelhaft, daß der junge Monarch, der hier zum ersten Male Ehre und Glück auf dem Spiele stehen sah, die Fassung schon verlor, und den Ausgang des fürchterlichen Auftritts seinem braven Feldmarschall von Schwerin überließ, der überhaupt bei dieser Schlacht sein Führer gewesen war. Die Oesterreichische Reiterei hatte schrecklich unter der Preußischen Infanterie gewüthet, und das feindliche Kanonenfeuer hatte ganze Reihen braver Preußen niedergestreckt *). Der linke Flügel der Preußen hatte schon fünf Stunden lang im Feuer gestanden, und sich ganz verschossen. Man sah den Augenblick voraus, wo diese herrlichen Truppen ohne Pulvervorrath sich dem Feinde würden ergeben müssen. In dieser Lage rieth Schwerin dem Könige, sich für den schlimmsten Fall zum Herzog von Holstein-Beck zu begeben, der mit sieben Bataillonen und sieben Schwadronen bei Strehlen stand, während er das Seinige thun wolle die Schlacht noch zu gewinnen. Gelänge dieß aber nicht, so würde der Rückzug über die Oder höchst mißlich seyn, der König dagegen könne denselben mit dem Holsteinischen Heerhaufen trefflich unterstützen, und zugleich noch Ohlau decken. Dem Könige gefiel dieser Vorschlag nicht. Er ritt wieder nach dem ganz geworfenen Flügel zurück. Es fing an dunkel zu werden, und der König wurde immer unruhiger. Endlich gab er den wiederholten Vorstellungen Schwerins, sich zu entfernen, nach, und beschloß, nach Oppeln, wegen der dortigen Brücke über die Oder, zu reiten. Eine Schwadron Gensdarmen folgte ihm ohne seinen Willen, vermuthlich auf Befehl des Erbprinzen von Dessau; aber er ritt mit seinem Gefolge so scharf, daß sie mit ihren ermüdeten Pferden nicht folgen konnten; sie blieben daher in dem Städtchen Löwen. Der König kam dagegen mit seinem Gefolge mitten in der Nacht an das äußere Thor von Oppeln. Hier vermuthete er Preußische Besatzung, und war daher verwundert, als auf die Ankündigung: „Preußen!" mit Flintenschüssen durch das Gatterthor geantwortet ward. Es waren Oesterreicher, die sich den Tag vorher hier eingefunden hatten, und die den König hätten gefangen nehmen können, wenn sie ihn still eingelassen hätten. Aber durch ihre Schüsse

*) Eigentlich hatten die Oesterreicher nur sechzehn Kanonen, die Preußen sechzig: aber die feindliche Reiterei hieb die Kanoniere nieder, und nahm viele Kanonen weg, die nun auf die Preußen selbst gerichtet wurden.

gewarnt, kehrte er ſchnell wieder nach Löwen zurück, wo er mit Tagesanbruch ankam, und die frohe Nachricht vernahm, daß die Schlacht gewonnen ſey. Sogleich begab er ſich nach Molwitz zurück, nicht ohne Scham und Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt, daß er dem Feldmarſchall nachgegeben. Er fand ihn von zwei Schüſſen verwundet. Der Erbprinz Leopold von Deſſau hatte die Schlacht beendigt. Auch zehn Schwadronen aus Ohlau, die zu ſpät gekommen waren, hatten durch ihr plötzliches Erſcheinen den Oeſterreichiſchen Feldherrn zum Rückzug beſtimmt. Der König ritt auf dem Schlachtfelde umher, von dem man die Todten und Verwundeten wegzubringen beſchäftigt war. Unter den letzteren erblickte er einen ſeiner Lieblinge, einen Hauptmann von Fitzgerald von der Garde, dem beide Beine weggeſchoſſen waren. Er ſchlug die Hände zuſammen, wofür der Sterbende ihm zurief: „Ich danke Ew. Majeſtät. Leben Sie glücklich und wohl! Mir iſt's vorbei!“ — „Aber, Fitzgerald, ſagte der König, welch ein Unglück hat Sie treffen müſſen!“ Man zählte von Preußiſcher Seite zwei tauſend fünfhundert Todte und drei tauſend Verwundete. Das ſchöne erſte Bataillon Garde, auf welches der Hauptangriff des Feindes gefallen war, hatte die Hälfte ſeiner Officiere verloren, und von den achthundert Mann, aus denen es beſtanden, blieben nur hundert und achtzig in dienſtfähigem Zuſtande übrig. Dieſer Sieg, freilich theuer erkauft, hatte zunächſt die Uebergabe von Brieg zur Folge, entſchied aber auch im Allgemeinen Alles für Friedrichs Sache. Ganz Europa ward aufmerkſam auf den jungen Monarchen, und da ſich Frankreich damals, wie wir wiſſen, mit Baiern gegen Maria Thereſia verband, ſo trat der Cardinal Fleury in Briefwechſel mit ihm, und ſandte ihm den Marſchall von Belleisle ins Lager bei Molwitz mit Vorſchlägen zu einem geheimen Bündniß, über deſſen Abſchluß indeß nichts Gewiſſes bekannt geworden iſt.

Neipperg hatte ſich nach der Schlacht bei Molwitz hinter Neiße zurückgezogen, und lag dort eine Zeitlang ſtill. Dann plötzlich machte er ſich auf, den König zu umgehen, und Breslau durch Unterſtützung von Mönchen, frommen katholiſchen Frauen, und zwei kaiſerlichgeſinnten Stadtſyndiken, mit denen er ein geheimes Einverſtändniß unterhielt, wegzunehmen, aber Friedrich war auf ſeiner Hut und kam ihm zuvor. Der Durchmarſch eines Preußiſchen Corps ward begehrt und zugeſtanden; während es ſchon in der Stadt war, drängten ſich andere Truppen durch ein anderes Thor ein (10. Auguſt). Der vorher

geſchloſſene Neutralitätsvertrag wurde für aufgehoben erklärt, und die Bürgerſchaft mußte dem Könige huldigen. Man wollte hierauf das Oeſterreichiſche Heer noch einmal angreifen, um es wo möglich ganz aus Schleſien herauszuſchlagen, allein Neipperg nahm ſo gute Stellungen, daß man ihm nicht beikommen konnte. Nur der kleine Krieg ward mit abwechſelndem Glücke fortgeführt, wobei beſonders der berühmte Zieten ſich hervorthat, der in dieſem Feldzuge innerhalb drei Wochen vom Oberſtwachtmeiſter bis zum Oberſten und Chef eines Huſarenregiments ſtieg. Der König füllte die Muße des Lagers mit Leſen, Flötenſpiel, Dichten und Briefſchreiben, beſonders an ſeinen lieben Jordan, aus, bei dem er ſich mit unerſättlicher Neugier nach Allem erkundigte, was in Berlin gethan und geſprochen wurde.

Indeß rückte, wie oben ſchon erzählt iſt, der Kurfürſt von Baiern an der Spitze eines durch Franzöſiſche Hülfstruppen verſtärkten Heeres in Oeſterreich ein, brandſchatzte das Land und ſetzte die Hauptſtadt in Schrecken. Der Hof flüchtete mit dem Archiv und den Koſtbarkeiten nach Pressburg. Außer dem Neippergſchen Heer, das mit den Preußen in Schleſien genug zu thun hatte, konnte man den vielen Feinden, denen ſich jetzt auch Sachſen zugeſellte, faſt nichts entgegenſtellen. In dieſer Noth gab Maria Thereſia den Engländern Gehör, welche ihr riethen, ihre Feinde zu trennen, und den gefährlichſten derſelben durch einige Aufopferungen zu einem beſondern Frieden zu bewegen. Lord Hyndford, welcher von Georg II. nach der Schlacht bei Molwitz in das Preußiſche Hauptquartier geſandt worden war, um wo möglich einen Frieden zu Stande zu bringen, machte den Vermittler. Noch im Juni hätte ſich Friedrich mit vier, ihm bequem gelegnen Schleſiſchen Fürſtenthümern *) begnügt, man hatte aber nicht einmal Glogau hergeben wollen, und ſo groß war die Leidenſchaft gegen Preußen, daß ein Oeſterreichiſcher Miniſter ſagte: man müſſe lieber alle Italieniſchen Beſitzungen dem Könige von Sardinien abtreten, als einen Fuß breit Land an Preußen. Wenige Monate nachher hatten ſich die Dinge ſo geändert, daß man ſich zu weit Mehrerem verſtehen mußte **). Der König, Lord Hyndford, und die beiden Oeſterreichiſchen Generale Neipperg und Lentulus hatten hierauf eine geheime Zuſammenkunft zu Klein-

*) Schleſien wurde früher in ſechszehn Fürſtenthümer und ſechs freie Standesherrſchaften getheilt.

**) v. Raumer, Beiträge zur Neuern Geſchichte, Bd. II. S. 131. 133.

Schnellendorf (9. Oct.), in welcher mündlich verabredet ward, es solle bis zum Schlusse des Friedens zwischen den Oesterreichern und Preußen ein geheimer Waffenstillstand seyn, und im künftigen Frieden solle ganz Nieder- und ein Theil von Oberschlesien an Preußen abgetreten werden. Der König fügte jedoch vor Allem die Bedingung der tiefsten Verschwiegenheit hinzu.

Gleich nachher verließ Neipperg Schlesien gänzlich, die Preußen rückten wieder vor Neiße, und am 31. October übergab der Befehlshaber die Festung auf die Bedingung eines völlig freien Abzugs. Um diese Zeit rückten die Baiern und Sachsen in Böhmen ein, und der bedrängte Oesterreichische Hof suchte durch die Enthüllung der geheimen Verabredung von Klein-Schnellendorf Mißtrauen unter seinen Feinden zu erregen. Hierüber aufgebracht, beschloß Friedrich nun, sich an jene vorläufige Besprechung nicht weiter zu binden, sondern verband sich am 4. November mit dem Kurfürsten von Baiern durch einen Vertrag, und setzte den Krieg gegen Maria Theresia kräftig fort. Der Feldmarschall Schwerin drang in Mähren ein und nahm am 27. December Olmütz. Der Erbprinz Leopold von Dessau bemächtigte sich im Januar 1742 der Stadt und Grafschaft Glatz und nahm dann in Böhmen seine Quartiere. Der König selbst begab sich, nach kurzer Winterruhe in Berlin, nach Dresden (19. Jan. 1742), um August III. (König von Polen), oder vielmehr seinen Minister Brühl, zur lebhaftesten Unterstützung aufzufordern. Von Dresden ging er nach Prag (21. Jan.), um auch mit den dortigen Französisch-Baierischen Generalen den Plan zum bevorstehenden Feldzuge zu verabreden. Das vereinigte Preußisch-Sächsische Heer rückte in der rauhesten Jahreszeit in Mähren ein, und belagerte Brünn. Preußische Reiter fielen in Ungern ein, und trieben den dort sich versammelnden Heerbann auseinander, ja die Zietenschen Husaren streiften sogar bis Stockerau, vier Meilen von Wien, und nahmen Lebensmittel weg. Indeß näherte sich der Prinz Karl von Lothringen mit einem Heere von 40,000 Oesterreichern zum Entsatze von Brünn. Friedrich schlug dem Sächsischen General vor, jenen in einem festen Lager bei Bohorlitz zu erwarten; aber dieser machte viele Einwendungen, und schützte die Schwäche seines Heeres vor. Bald darauf forderte der Französische Marschall Broglio die Sächsischen Truppen zu seiner Verstärkung, und der König fühlte keinen Beruf, das nach dem Theilungsplane dem Kurfürsten von Sachsen bestimmte Mähren für einen Fürsten zu erobern,

deſſen eigene Truppen dabei nicht thätig ſeyn wollten. Er verſtärkte ſich mit dem jetzt bei Magdeburg unnützen Heere des alten Fürſten von Deſſau, und theilte ſeine ganze Macht in zwei Hälften. Mit der einen ließ er den Prinzen Dietrich von Anhalt und den Feldmarſchall Schwerin ein feſtes Lager bei Olmütz beziehen, die andere verlegte er, nachdem er ſich am 17. April mit dem Prinzen Leopold zu Chrudim in Böhmen vereinigt hatte, zwiſchen die Elbe und Saſſawa. Vier Wochen hatten die Truppen in dieſen Quartieren geruht, als die Nachricht einlief, der Prinz von Lothringen ſey über Deutſchbrod und Zwittau im Anmarſche, und mache Miene, die Preußiſchen Magazine in Podiebrad und Nimburg wegzunehmen. Dieß zu verhindern, ſetzte ſich der König am 15. Mai mit einer zahlreichen Vorhut in Bewegung, und befahl dem Prinzen Leopold, ihm mit dem Hauptheere langſam zu folgen. Kaum war er aber in Kuttenberg angekommen, ſo wandten ſich die Oeſterreicher rechts und beſetzten die Stadt Czaslau ganz in der Nähe des Prinzen Leopold, den ſie angreifen wollten, und der nun in möglichſter Eile ſeinen Plan machen mußte, ſie zu empfangen. Noch in der Nacht ward der König zurückgerufen. Er kam um acht Uhr Morgens mit ſeinem Vortrab an, und fand beide Heere ſchon in Schlachtordnung (die Preußen hatten ihre Stellung bei dem Flecken Chotuſitz genommen) und eben im Begriff, das Treffen anzufangen (17. Mai). Die zwei und achtzig Kanonen, welche die Preußen bei ſich führten, gaben ihnen über den mit Artillerie ſchlecht verſehenen Feind ein Uebergewicht, das keine Tapferkeit aufheben konnte. Auch war der Prinz von Lothringen kein Eugen, ſonſt hätten den Preußen dennoch wohl alle ihre Kanonen nichts geholfen. Denn alle Zeugniſſe ſtimmen darin überein, daß die Verwirrung bei den letzteren ſchon ziemlich groß war. Aber die Oeſterreichiſche Reiterei plünderte zur Unzeit das Preußiſche Lager, und am Ende gab der König durch eine unvermuthete Schwenkung den Ausſchlag, und gewann den Sieg. Die Oeſterreicher verließen in großer Unordnung und mit Zurücklaſſung von achtzehn Kanonen das Schlachtfeld. Gegen tauſend Mann wurden noch beim Nachſetzen zu Gefangenen gemacht. Die Zahl der Todten und Verwundeten war auf beiden Seiten faſt gleich, ungefähr vier tauſend.

Dieſe Schlacht (die bei Czaslau oder bei Chotuſitz genannt) war die letzte Bewirkerin des Friedens. Maria Thereſia war nicht Willens gegen einen jungen, kühnen Monarchen, den das Glück ſo ausgezeich-

net begünſtigte, noch eine Schlacht zu wagen, ſondern ging jetzt williger als je in die Vorſchläge der Engliſchen Vermittler ein. Lord Hyndford ward zum zweiten Male an den König abgeſandt. Dieſer bevollmächtigte ſeinen Miniſter, Grafen von Podewils, in Breslau mit demſelben zu unterhandeln. Schon am 11. Junius unterzeichneten beide daſelbſt die Friedenspräliminarien. Der völlige Friedensſchluß kam am 28. Julius zu Berlin zu Stande, wo der König am 12. unter großem Jubel der Einwohner angekommen war. Der Hauptpunkt dieſes Friedens war die Abtretung von Ober- und Niederſchleſien und der Grafſchaft Glaz, mit Ausnahme des Fürſtenthums Teſchen und eines Theiles der Fürſtenthümer Troppau, Jägerndorf und Neiße an den König von Preußen, wogegen dieſer die Zahlung von 1,700,000 Thalern Oeſterreichiſcher Schulden übernahm, welche von den Engländern und Holländern pfandweiſe auf Schleſien geliehen waren. — Die Truppen des Königs räumten gleich nach Unterzeichnung der Präliminarien die kaiſerlichen Staaten und hinterließen in jeder Hinſicht daſelbſt einen ehrenvollen Ruf. Die verbündeten Mächte erhoben über dieſen Frieden ein gewaltiges Geſchrei, und nannten Preußen treulos; aber Friedrich hatte den Zweck, um den Er Krieg führte, jetzt vollkommen erreicht; um fernerer Eroberungen willen wollte er den Kampf nicht fortſetzen, und es war eben ſo wenig ſein Zweck, Oeſterreichs Macht zu brechen, als die Franzöſiſche auf Koſten Deutſchlands mit Deutſchem Blute zu vergrößern, um ſo weniger, weil er wußte, daß ſein Vortheil von dieſem Staate zuerſt würde aufgeopfert werden.

So hatte denn das Glück die kühn begonnene und kräftig durchgeführte Unternehmung des Königs mit dem ſchönſten Erfolge gekrönt. Auch das war ein glücklicher Umſtand, daß der Krieg nicht länger dauerte, als der Schatz Friedrich Wilhelms ausreichte. Nur 150,000 Thaler waren von den acht Millionen noch übrig. Die Unterthanen waren ungedrückt geblieben. Gern fügten ſich die neu hinzugekommenen in die Preußiſchen Geſetze; die milde Behandlung und die Religionsfreiheit belebten Handel und Gewerbe. Friedrich ließ fünf Schleſiſche Plätze ganz neu befeſtigen, und vermehrte ſein Heer um achtzehntauſend Mann. Durch die größte Sparſamkeit gelang es ihm noch außerdem, eine Summe für künftige Bedürfniſſe zurückzulegen. Denn er konnte wohl vorausſehen, daß der eben geendigte Krieg nicht ſein letzter ſeyn würde, und — die Wahrheit zu ſagen — er wünſchte es auch nicht.

Von seiner frohen, muthwilligen Laune in dieser Periode seines Lebens mag folgende Stelle aus einem Briefe zeugen, den er am 27. September 1742 von Breslau an seinen Jordan schrieb: „Ich habe in acht Tagen mehr Geschäfte abgemacht, als die Bevollmächtigten des Hauses Oesterreich in acht Jahren, und beinahe Alles ist mir glücklich von Statten gegangen. In meinem Kopf ist jetzt weiter nichts als Rechnungen und Zahlen; aber bei meiner Zurückkunft werde ich das Alles herausschaffen, um etwas Besseres hineinzubringen. — Ich habe Verse gemacht, und habe sie verloren, ein Buch zu lesen angefangen, und man hat es verbrannt, auf einem Klavier gespielt, und es ist zerbrochen, ein Pferd geritten, und es ist lahm geworden. Es fehlt nichts, um mein Mißgeschick zu vollenden, als daß Sie meine Freundschaft mit Undank bezahlen."

---

6. Der zweite Schlesische Krieg. (1744—1745.)

Wie die Trennung Preußens von den übrigen Feinden Oesterreichs für dieß letztere Haus der Anfang einer Reihe glücklicher Ereignisse wurde, ist oben in der Geschichte des Erbfolgekrieges erzählt. Diese Erfolge der Oesterreichischen Waffen und die Unterstützung, welche Maria Theresia in ihren Bündnissen mit England, Holland, Sardinien und Sachsen fand, schienen Friedrich II. um so bedenklicher, weil ein am 13. September 1743 zwischen Oesterreich, England und Sardinien zu Worms abgeschlossenes Bündniß eine Gewährleistung des Besitzstandes von 1739 enthielt, und ein am 20. December unterzeichneter Vertrag zwischen Maria Theresia und dem Dresdner Hofe in demselben Sinne abgefaßt war. Diese Bündnisse ließen ihn mit Recht fürchten, daß man damit umgehe, ihm Schlesien wieder zu entreißen. Daher faßte er den Entschluß, der Gefahr zuvorzukommen. Außerdem hielt er es seiner würdig, den Untergang des Kaisers, dem er selbst seine Stimme gegeben, nicht in träger Ruhe mit anzusehen, sondern sich durch eine nachdrückliche Einmischung in den allgemeinen Krieg Achtung im Rathe der Häupter Europens zu verschaffen. Nur ein Umstand machte dem Vorsichtigen Sorge: die ungewisse Gesinnung Rußlands, das damals von der Kaiserin Elisabeth regiert wurde, die sich leidenschaftlichen und bestechlichen Ministern überließ, und aus die-

ſem Grunde den Engländern mehr als jedem andern Volke geneigt war. Friedrich ſuchte ſich jedoch dadurch eine Partei an jenem Hofe zu machen, daß er eine Vermählung des Thronerben Peter mit der Prinzeſſin Katharina von Anhalt-Zerbſt (der nachmals ſo berühmten Kaiſerin) zu Stande brachte, deren Vater General in Preußiſchen Dienſten und ihm ſehr ergeben war. Als er ſich von dort her ziemlich geſichert glaubte, fing er an mit Frankreich zu unterhandeln, und erbot ſich, die Macht der Königin von Ungern durch einen Einfall in Böhmen zu theilen, wenn die Franzöſiſchen Heere dagegen zu gleicher Zeit in Weſtphalen und Baiern einrücken wollten. Ein Bündniß (die Frankfurter Union vom 22. Mai 1744) ſchloß er mit Karl VII. und dem Könige von Schweden, als Landgrafen von Heſſen, und ein zweites geheimes mit dem erſtern, nach welchem Böhmen erobert und unter die beiden Monarchen getheilt werden ſollte. Dieſem Vertrage trat auch Frankreich bei.

Nun brach Friedrich mit ſeiner gewöhnlichen Schnelligkeit auf (15. Aug. 1744), und rückte mit achtzig tauſend Mann „kaiſerlicher Hülfsvölker", wie es in dem Manifeſte hieß, in drei Colonnen in Böhmen ein. Die ganze Macht vereinigte ſich am 2. September vor Prag; Schwerin und Prinz Leopold berennten ſogleich die Stadt, und nach einem heftigen Bombardement ergab ſich am 16ten die Beſatzung. Jetzt rückte das Heer ohne Verzug den Oeſterreichiſchen Grenzen entgegen, und die Plätze Tabor, Budweis und Frauenberg wurden noch im September ohne große Mühe eingenommen.

Maria Thereſia, in gerechter Furcht, zum zweiten Male ihre Reſidenz verlaſſen zu müſſen, rief eiligſt den Prinzen von Lothringen vom Rheine herbei; auch 22,000 Mann Sachſen rückten in Böhmen ein, und ein großer Haufe leichter Ungerſcher Reiterei, durch welche die Feinde den Preußen in dieſer wichtigen Waffengattung außerordentlich überlegen wurden. Es war der Plan der Oeſterreichiſchen Feldherren, den König, ohne ihm ein Treffen zu liefern, aus Böhmen zu vertreiben, indem man ihm von Zeit zu Zeit durch Märſche und Stellungen Boden abzugewinnen und durch die Menge von leichten Truppen den Unterhalt abzuſchneiden ſuchte, und dieſer Plan gelang vollkommen. Bald rieth dem Könige die dringende Noth zum Rückzuge. Das Böhmiſche Landvolk haßte die Preußen, und entzog ihnen alle Lebensmittel. Die ſtreifenden Uhlanen und Panduren fingen alle Befehle und Berichte und alle Zufuhr auf. Die Truppen murrten; täglich hatte man eine Anzahl Entlaufener. Mit großem Verluſte

und unter unaufhörlichen Angriffen der Feinde, die ein entſcheidendes Treffen ſorgfältig vermieden, mußte man ſich bei Kollin und Kuttenberg über die Elbe zurückziehen. Ein ſchönes Magazin in Pardubitz ward von den herumſtreifenden Ungerſchen Reitern verbrannt. Das Oeſterreichiſche Hauptheer, von dem trefflichen Feldmarſchall von Traun angeführt, der unter dem Prinzen von Lothringen befehligte, folgte dem Könige immer nach, wußte ſich aber auch immer durch meiſterhafte Stellungen unangreifbar zu machen. So ward der König im November bis nach Schleſien zurückgedrängt, wo er in der traurigſten Verfaſſung ankam. Und ſelbſt in den Winterquartieren beunruhigten ihn die unaufhörlich ſtreifenden leichten Reiterſchaaren, die in Schleſien auf dem platten Lande ſengten und brennten, und Menſchen und Vieh todtſchlugen oder wegführten. Die Preußiſche Beſatzung in Prag hatte bei ihrem Abgange alles ſchwere Geſchütz den Feinden zurücklaſſen müſſen. Das war der Anfang eines Krieges, in welchem der junge Held Böhmen hatte erobern und das Deutſche Reich retten wollen! Er ſelbſt vergleicht dieſen Feldzug mit Philipps des Zweiten unüberwindlicher Flotte, nennt aber doch denſelben ſeine Schule, und den Feldmarſchall von Traun ſeinen Lehrer.

Nimmt man hinzu, daß dieſe ſo ganz fruchtloſe und vereitelte Unternehmung ſeinen Schatz ſo erſchöpft hatte, daß er, zur Beſtreitung neuer Kriegsbedürfniſſe, ſeines Vaters maſſives Silbergeräth aus dem Berliner Schloſſe in die Münze ſchicken mußte, ſo wird man ſeine damalige Lage doppelt mißlich finden. Die Franzoſen hatten ſich dießmal auch als treuloſe Bundesgenoſſen gezeigt, und der plötzliche Tod Kaiſer Karls VII. ſchien ein beſonders unheildrohender Umſtand, weil nun noch weniger zu hoffen war, daß der Franzöſiſche Hof den Krieg in Deutſchland mit Nachdruck fortſetzen würde.

Schleſien wurde jetzt von den Oeſterreichern mit der größten Lebhaftigkeit angegriffen. Die Croaten beſetzten Hirſchberg, Landshut und Schmiedeberg, und trieben überall ſtarke Brandſchatzungen ein. Am 27. Mai 1745 fiel auch die Feſtung Koſel in feindliche Hände, und ganz Oberſchleſien ward mit Oeſterreichern überſchwemmt. Dieß gab jedoch einzelnen Preußiſchen Helden ſchöne Gelegenheit, tapfere und kluge Unternehmungen auszuführen. Die berühmten Anführer Winterfeldt und Zieten vollbrachten hier mit einzelnen kühnen Reiterſchwärmen glänzende Thaten, und kehrten gewöhnlich mit großen Schaaren gefangener Feinde zurück. Hier war es unter andern, wo dem letz-

tern ein berühmter Meiſterſtreich gelang. Der König ſtand bei Frankenſtein, und war vom Markgrafen Karl, der 9000 Mann in Jägerndorf befehligte, durch 20,000 Oeſterreicher abgeſchnitten, die jede Gemeinſchaft mit ihm unmöglich machten. Da aber der König ſeines Beiſtands ſchlechterdings bedurfte, ſo befahl er dem kühnen Zieten mit ſeinem ganzen Regimente ſich durchzuſchlagen, und die Ordre an den Markgrafen jedem Einzelnen mitzutheilen, damit, wenn auch nur ein einziger Huſar durchkäme, der Befehl doch anlangte. Zieten, der ſich nicht dazu verſtehen konnte, ſeine braven Huſaren ſo grauſam, und vielleicht dennoch zwecklos, aufzuopfern, befahl denſelben, die neu angekommenen blauen Pelze anzuziehen, in denen ſie den Oeſterreichern noch nicht bekannt waren, ja, die ihnen ſogar eine Aehnlichkeit mit einem kaiſerlichen Regimente gaben. Dieſer Liſt vertrauend ritt er ganz ruhig fort, wartete eine Gelegenheit ab, wo er ſich an einen feindlichen Trupp, der von Neuſtadt abzog, anſchließen konnte, und zog ſo am hellen Tage mitten durch ein großes mit Feinden bedecktes Feld. Erſt gegen das Ende erkannte man ihn, aber nun ſchlug er ſich glücklich durch, und kam nicht nur mit geringem Verluſt, ſondern ſelbſt mit einigen gefangenen feindlichen Officieren in Jägerndorf an.

Während der König bei Frankenſtein ſein Heer zuſammenzog, erfuhr er, daß der Prinz von Lothringen ſich bei Trautenau in Böhmen mit den ſächſiſchen Truppen vereinigt habe, und über Schatzlar vorrücke, entſchloſſen, den Beſitz von Schleſien ſo bald als möglich durch eine Schlacht zu entſcheiden. Friedrich konnte ihm den Eintritt in dieß Land nicht mehr wehren, er ſtellte ſich daher, als zöge er ſich furchtſam zurück, und lockte ihn dadurch in die Falle. Am 1. Juni bezog er ein Lager zwiſchen Schweidnitz und Striegau, das wegen der vielen Anhöhen jener Gegend dem Auge des Feindes faſt verborgen blieb. Dieſer rückte immer näher heran, und zeigte ſich am 3. Juni in den Dörfern an der Landſtraße von Jauer nach Landshut, unter denen der Name Hohenfriedberg ſeitdem verewigt worden iſt. Hier überließ er ſich einer ſträflichen Sorgloſigkeit, auf welche bald Schrecken und Bangigkeit folgten. Denn am folgenden Tage (4. Juni 1745), da kaum der Morgen graute, erſchien das Preußiſche Heer in ſchönſter Schlachtordnung auf den Anhöhen von Striegau, und ehe die Oeſterreicher ſich noch völlig geſammelt hatten, erdonnerte ſchon, früh um vier Uhr, das Gebirge umher vom fürchterlichen Wiederhall der Preußiſchen Kanonen. Die Reiterei hieb wüthend ein, und vom Anfang an war

der Vortheil des Kampfes auf Preußischer Seite. Alle Soldaten hatten sich auf diesen Tag gefreut, und man hat es als eine beispiellose Merkwürdigkeit aufbehalten, daß in der Nacht vor diesem Treffen kein einziger Mann davon lief. Der rechte Flügel mußte durch Sümpfe und Wasser waten, und fiel den Feind mit gefälltem Bajonette an. Um neun Uhr war Alles entschieden. Fünftausend Feinde lagen auf dem Schlachtfelde, siebentausend waren gefangen, und eine außerordentliche Menge von Ueberläufern vermehrte das Preußische Heer. Sechs und sechzig Kanonen, acht Paar Pauken, sieben Standarten und über siebzig Fahnen fielen den Siegern in die Hände. Von den letzteren hatte das Dragonerregiment Baireuth, unter der Anführung des Generals Geßler, allein sechs und sechzig erbeutet. Der König ließ zur Dankbarkeit diesem braven Regimente noch auf der Wahlstatt ein Belobungsschreiben wegen seiner an diesem Tage bewiesenen Tapferkeit ausstellen, das auf ewige Zeiten bei demselben aufgehoben werden sollte, und in welchem die Namen aller dabei zugegen gewesenen Officiere verewigt wurden; auch erhielt das Regiment ein verändertes Siegel mit der Zahl 66. Seinem Jugendfreunde Chasot, der als Major bei diesem Regimente stand, veränderte der König gleichfalls das Wappen, indem er viele Fahnen, und dazu die Zahl 66 und den Namen Hohenfriedberg hineinsetzen ließ. Ja er meldete der Mutter dieses tapfern Officiers die Nachricht von dem rühmlichen Verhalten ihres Sohnes in einem eigenhändigen Schreiben, das er mit einer kostbaren Dose begleitete. So begeistert hatte ihn dieser Sieg, in der That auch einer der glorreichsten, den er je gewonnen, und von dem er mit Recht einen großen Theil des Ruhmes sich selbst zueignen konnte.

Der überwundene Feind mußte sich nach Böhmen zurückziehen. Friedrich, sein eigenes Land zu erleichtern, folgte ihm dahin. Bei Landshut trat ihn ein Schwarm von einigen tausend Bauern an, mit der Frage, ob sie ihre katholischen Nachbarn todtschlagen sollten, zur Vergeltung dafür, daß man ehemals sie, die Evangelischen, so hart gedrückt habe. Der König erinnerte sie daran, daß das Gebot des Evangeliums sey, seine Feinde zu lieben. Sie gaben ihm recht, und gingen ruhig nach Hause.

Der Prinz von Lothringen bezog ein festes Lager bei Königingrätz. Die Preußen lagen ihm immer gegenüber, zuerst bei Chlum, nachher bei Jaromirz. Beide begnügten sich ein Vierteljahr damit, einander zu beobachten, und im kleinen Kriege, besonders mit der Reiterei, Vor-

theile zu gewinnen. Friedrich wollte theils darum nichts Großes wagen, weil er ſich durch Abſendung ſtarker Haufen (von denen der eine unter andern die Feinde aus Oberſchleſien vertrieb und am 6. September Koſel wieder wegnahm) ſehr geſchwächt hatte, theils weil er ſo eben mit England in Unterhandlungen begriffen war, die vielleicht zum Frieden führen konnten. Der König Georg II. nämlich, der ſtarken Hülfsgelder müde, und ſchon mit Frankreich hinreichend beſchäftigt, wünſchte die Deutſchen Händel beendigt zu ſehen; und da Friedrich ſeit des Kaiſers Ableben keine neuen Eroberungen mehr bezweckte, und den Großherzog Franz als Kaiſer anerkennen wollte, ſo ſchloß Georg mit ihm am 26. Auguſt zu Hannover einen Vertrag, kraft deſſen England die Königin von Ungern zum Frieden zu bewegen, für ſich ſelbſt von dem Bündniſſe gegen Friedrich zurückzutreten, und dem letztern die Gewährleiſtung aller übrigen Mächte über den Beſitz Schleſiens auszuwirken verſprach. Aber Maria Thereſia, die unterdeß die Wahl ihres Gemahls zum Römiſchen Kaiſer (13. Sept. 1745), mit Ausſchluß der Brandenburgiſchen Stimme, durchgeſetzt hatte, wollte von der Hannöveriſchen Uebereinkunft nichts wiſſen, ſondern äußerte mit größter Lebhaftigkeit, eher wolle ſie den Rock vom Leibe, als Schleſien verlieren, und drang darauf, daß der Prinz von Lothringen eine Schlacht liefere. Und in der That, bequemer konnte der Zeitpunkt dazu nicht gewählt werden. Der Prinz war jetzt faſt vierzig tauſend Mann ſtark, und Friedrich hatte nicht viel über achtzehn tauſend bei ſich. Dazu beging der letztere die Unvorſichtigkeit, am 18. September ein Lager bei Staudenz zu beziehen, das auf der einen Seite durch nichts geſchützt war. Eben an dem Tage (30. September), da er die Zelte abbrechen laſſen wollte, erhielt er, ganz früh um vier Uhr, die Nachricht, der Feind rücke in voller Schlachtordnung an. Nur ein ſo braves Heer, als das Preußiſche, konnte einer ſo überlegenen Anzahl ohne Furcht entgegengeführt werden, und nur ein Feldherr von Friedrichs Beſonnenheit konnte in ſolcher Ueberraſchung einen Plan zur Vertheidigung entwerfen. Das Heer mußte ſich in der Geſchwindigkeit mitten unter den feindlichen Kanonenſchüſſen ſtellen, und die erſten Angriffe auf die Oeſterreichiſchen Batterien koſteten eine große Menge tapferer Krieger. Aber die Schnelligkeit der Preußiſchen Reiterei ſtürzte dafür ganze Schaaren der verwirrten Feinde auf einander; den braven Grenadieren glückte es, eine der fürchterlichſten Batterien wegzunehmen, und der nachmals ſo berühmt gewordene Herzog Ferdinand

von Braunſchweig gewann eine ſehr wichtige Anhöhe, von der er — ſeltſam genug! — ſeinen eigenen Bruder Ludwig vertrieb, der im Oeſterreichiſchen Heere diente. Beträchtliche Fehler des feindlichen Feldherrn während der Schlacht erleichterten den Preußen den Sieg, und nach einer Arbeit von fünf Stunden floh der Feind in das Gebirge. Das war die berühmte Schlacht bei Sorr, von der Friedrich ſelbſt geſteht, daß er ihren Gewinn einzig dem Glücke und der Tapferkeit ſeiner braven Truppen verdankte. Theure Leichen wurden freilich auch hier begraben. Auch einen Theil des Lagers hatten die Croaten während des Treffens geplündert, und ſelbſt des Königs Feldgeräth hatten ſie mit ſich genommen. Allein der Preußiſche Gewinn beſtand dafür in zwei und zwanzig Kanonen, zehn Fahnen und ſiebzehnhundert Gefangenen, und vor allen Dingen in der freudigen, heldenmüthigen Stimmung, die eine gewonnene Schlacht dem ſiegreichen Heere mittheilt.

Da indeß in der Gegend bei Sorr kein Unterhalt mehr zu finden war, beſchloß der König, ſich, nachdem er der Ehre wegen fünf Tage auf dem Schlachtfelde verweilt hatte, nach Schleſien zurückzuziehen. Dieſer Rückzug war beſonders wegen der engen Päſſe bei Schatzlar ſehr beſchwerlich (16. Oct.). Aus allen Büſchen feuerten Panduren auf die Vorüberziehenden, die ſich in den tiefen Hohlwegen nicht wehren konnten, und viele verbluteten ungeräcbt; auch ein Theil des Gepäckes ging verloren. Der König vertheilte darauf ſein Heer zwiſchen Schweidnitz und Striegau, und ging am 28. October nach Berlin, um dort die Unterhandlungen fortzuſetzen.

Aber eben, indem er den ſehnlich gewünſchten Frieden vorzubereiten ſtrebte, erhielt er Kunde von einer kühnen Abſicht des Feindes, in das Herz ſeiner Staaten einzudringen. Der Prinz Karl von Lothringen ſollte durch die Lauſitz nach Sagan und Croſſen gehen, und ein anderes Oeſterreichiſches Heer unter dem General Grünne in Vereinigung mit einem Corps Sachſen über Leipzig in die Kurmark einfallen, um den König noch in dieſem Winter auf die Bedingungen zum Frieden zu zwingen, daß er Schleſien an Oeſterreich, und das Herzogthum Magdeburg ſammt dem Gebiet von Kottbus und Peiz an Sachſen abtrete. Der Plan war von dem Sächſiſchen Miniſter Brühl entworfen und im Wiener Cabinet genehmigt. Aber wie geheim man ihn auch zu halten ſuchte, Friedrich erhielt doch davon Kunde, und eilte, der Ausführung zuvorzukommen. Am 14. November ging

er schon wieder nach Schlesien ab, zog seine Truppen schnell zusammen, besetzte alle Pässe nach Böhmen und der Lausitz, damit keine Kundschaft von ihm zu den Feinden kommen könne, ging am 23. November ganz still bei Naumburg über die Queis, und rückte auf Görlitz los. Den ersten feindlichen Haufen traf man bei Katholisch-Hennersdorf, vier Sächsische Cüraſſierregimenter und ein Regiment Fußvolk, die ganz erstaunt waren, die Preußen zu erblicken, die sie tief in Schlesien geglaubt hatten. Zieten war es, der mit seinen Husaren zuerst auf sie stieß, und sie ohne Rücksicht auf ihre überlegene Zahl angriff. Zwei Reiterregimenter, die der König ihm nachsandte, und General Winterfeldt mit einigen Bataillonen halfen sie in die Flucht treiben und den Sieg vollenden *). Man nahm den Sachsen sechs Kanonen, zwei Paar Pauken, drei Fahnen, drei Standarten, tausend Gefangene und das ganze Feldgeräth ab. Die Nachricht von diesem Gefechte verbreitete durch ganz Sachsen Furcht und Schrecken, und bewog den General Grünne, der sich schon den Brandenburgischen Grenzen genähert hatte, umzukehren, und sich mit dem Sächsischen Hauptheere, das unter den Befehlen des Grafen Rutowsky in Dresden stand, zu vereinigen.

Am 25. November rückte Friedrich in Görlitz ein, wo er ein treffliches feindliches Magazin fand. Der Prinz von Lothringen zog sich nach Böhmen zurück, General Winterfeldt erreichte seinen Nachtrab bei Zittau, und nahm ihm Gepäck und Gefangene ab. Oberst Brandeis nahm den Sachsen in Guben ein anderes Magazin weg, und schaffte es auf hundert und acht und dreißig Wagen nach Bautzen. Von Görlitz aus befahl der König dem alten Fürsten von Dessau mit seinem bei Halle versammelten Heere in das Kurfürstenthum einzufallen, und die Sachsen bei Dresden anzugreifen. Fürst Leopold nahm hierauf am 29. November Leipzig mit Capitulation ein, rückte — nicht mit Friedrichs Schnelligkeit — über Torgau nach Meißen, wo sich der General Lehwald aus der Lausitz mit ihm vereinigte (13. Dec.), und ging dann auf die Hauptstadt los. August III. war nach Prag geflohen, aber in solcher Verwirrung, daß die jüngsten Prinzen zurückgeblieben waren. Friedrich rückte am 15. December nach Meißen, um hier mit dem Hauptheere das Schicksal des Fürsten von Dessau abzuwarten.

*) Varnhagen v. Enſe, Leben Winterfeldts S. 82.

Gleich bei ſeiner Ankunft in Meißen erhielt er von dem Engliſchen Geſandten am Dresdner Hofe die Nachricht, daß Auguſt III., der bisher alle Friedenseröffnungen von ſich gewieſen, jetzt dieſelben anzunehmen bereit ſey. Er hatte kaum den Brief zu Ende geleſen, als ihm gemeldet ward, der ganze Horizont in der Gegend von Dresden ſtehe in Feuer, und man höre das ferne Krachen einer entſetzlichen Kanonade. Spät am Abend brachte ein Officier die Nachricht von der gewonnenen Schlacht bei Keſſelsdorf (15. Dec.). Der alte Deſſauer hatte das Sächſiſche Heer ſammt dem Grünneſchen Heerhaufen auf den Anhöhen dieſes Dorfes in einer trefflichen Stellung gefunden, aber dennoch (um zwei Uhr Nachmittags) den Angriff gewagt. Fürchterlich hatten die Kartätſchen unter den Preußiſchen Grenadieren gewüthet, indem aber die Sachſen und Oeſterreicher, weil ſie die Schlacht ſchon für gewonnen hielten, aus dem Dorfe hervorbrachen, hatten ſie ſich den Verluſt dieſer unerſetzlichen Verſchanzung zugezogen. Am linken Flügel hatte des Feldherrn wackerer Sohn, Prinz Moritz von Anhalt, zum Erſtaunen der Feinde, neun Bataillone durch das eiſige Waſſer eines nur halb zugefrornen Grabens geführt. Allenthalben waren die Preußen ſteile, mit Schnee und ſchlüpfrigem Eiſe bedeckte Berge hinangeklimmt, und hatten die Sachſen mit gefällten Bajonetten zurückgetrieben. Die Dunkelheit hatte dem wüthenden Gefecht ein Ende gemacht, das übrigens für die Sieger nicht minder blutig als für die Beſiegten ausgefallen war, weil die äußerſt ungünſtige Stellung ſie dem feindlichen Feuer gar zu lange ausgeſetzt hatte. Ueber 5000 Todte von beiden Seiten, die Verwundeten ungerechnet, bedeckten den Wahlplatz; die Preußen machten 5000 Gefangene und erbeuteten acht und vierzig Kanonen. Der Prinz von Lothringen hatte, eben ſo wie Friedrich, keinen Antheil an der Schlacht genommen, ſondern im Plauenſchen Grunde ſtill gelegen, und ging nachher, da er die Bundesgenoſſen geſchlagen ſah, über Pirna nach Böhmen zurück.

Friedrich ſtieß gleich am folgenden Tage (16. Dec.) mit ſeinem Heere zu dem des Fürſten von Deſſau, und ließ ſich von dieſem das Schlachtfeld zeigen. Am 18. hielt er in Dresden ſeinen Einzug, beſuchte den zurückgebliebenen Theil der königlichen Familie, tröſtete Alle auf das höflichſte, und ließ ihnen alle gewohnte Ehre erweiſen. Den Miniſtern legte er ſeinen urſprünglichen Friedensplan nochmals vor, ohne den geringſten Zuſatz in ſeinen Forderungen zu machen. Aus

Wien erſchien Graf Harrach mit Vollmachten; nun endlich war der Stolz der Kaiſerin-Königin gebeugt. Man war verwundert, den Sieger nichts weiter verlangen zu hören, als die Vollziehung des Hannöverſchen Vertrages. Allein er ſelbſt war erſchöpft, und eilte, mit ſeinen Feinden abzuſchließen, ehe Rußland, das ſchon längſt gedroht, ſich zu ihnen geſelle. So ward denn ſchon am 25. December zu Dresden der Friede unterzeichnet. Oeſterreich that zum zweitenmale auf Schleſien Verzicht, und der König von Preußen erkannte den Großherzog Franz als Kaiſer an. Auguſt III. verpflichtete ſich, ſeine Landſtände außer den bereits erhobenen Contributionen, noch eine Million Thaler dem Könige Friedrich zahlen zu laſſen, worauf die Truppen deſſelben Sachſen ſofort räumten.

Unter dem Jubelgeſchrei ſeiner Unterthanen kam Friedrich am 28. December 1745 zu Berlin an. Man holte ihn prachtvoll ein, erleuchtete die Stadt, und überließ ſich ganz dem Rauſche der Freude. Er ſelbſt, in dieſen feſtlichen Tagen zu jeder Handlung reiner Menſchlichkeit doppelt geneigt, fuhr noch am nämlichen Abend zu ſeinem ſterbenden Lehrer du Han de Jandun, deſſen Krankheit man ihm gemeldet hatte, und erheiterte durch dieſen Beſuch noch die letzten Tage dieſes würdigen Mannes. Wohin er ſich wandte, tönten ihm Lobſprüche, Bewunderung und Dank entgegen. Die Größe der Gefahr, und die Schnelligkeit, mit der er ſie abgewandt, hatten die Gemüther gleich ſtark bewegt. So hatten ſich die Bewohner der verſchiedenen von Preußens Königen beherrſchten Provinzen noch nie als *ein* Volk gefühlt. Ein Aufſchwung der Begeiſterung, ein Nationalgefuhl belebte ſie, welches ſie zu den größten Thaten fähig machte, und eine ehrfurchtsvolle Bewunderung des großen Königs, die ſich auf ihre Nachkommen vererbt hat und noch jetzt jedes braven Preußen Herz beim bloßen Namen Friedrich erhebt, erfüllte ihre Gemüther.

Die Koſten dieſes Krieges berechnet Friedrich ſelbſt auf acht Millionen. In ſeiner Caſſe fanden ſich nur noch 15,000 Rthlr. Den Sachſen hatte ihr Bündniß fünf Millionen gekoſtet. Der König machte von den vielen Gefangenen, die Preußiſche Dienſte nehmen wollten, ſeine Regimenter vollzählig, und legte ſogleich Hand ans Werk, um den Schaden wieder gutzumachen, den der Krieg in ſeinem Lande angerichtet hatte.

7. Friedrichs II. Privatleben.

(1746—1756.)

Auf Friedrichs Charakter hatten die glücklichen Erfolge seiner ersten Unternehmungen den günstigsten Einfluß. Sie stärkten sein Vertrauen zu sich selbst, und befestigten jenen edlen Stolz in ihm, nicht einen Augenblick den König zu vergessen, sondern durchaus selbst Alles zu thun und zu sehen, und auch in dem friedlichen Theile seiner Regierung dieselbe Einsicht und Kraft zu zeigen, durch die er im Kriege so Großes vollführt hatte. Als der erste Mann in seinem Staate, wollte er auch der thätigste seyn, wozu Natur und Gemüthsart ihn ohnehin führten. „Du hast Recht, schreibt er einmal an Jordan, wenn du glaubst, daß ich viel arbeite. Ich thue es, um zu leben. Denn nichts hat mehr Aehnlichkeit mit dem Tode, als der Müßiggang" (H. W. VIII, 182). Aber sein Arbeiten war nicht eine verworrene, planlose Geschäftigkeit. Der Geist der Ordnung waltete über seine kleinsten Beschäftigungen. Der früh entworfene Plan seines Lebens blieb bis an sein Ende unverändert. Fast jede Stunde hatte ihre genaueste Bestimmung. Nichts aufschieben war sein fester Grundsatz, von dem weder Müdigkeit, noch übles Wetter, noch eine Lieblingsneigung ihn abbringen konnten. Schon um vier Uhr des Morgens stand er im Sommer auf; ja zur Berliner Musterung war er um diese Zeit schon auf dem Pferde. Von dem Augenblicke an, da er das Bett verließ, bis zu dem, da er sich wieder niederlegte, war er gestiefelt. Zum An- und Auskleiden, ja selbst zum Frisiren bediente er sich keiner fremden Hülfe. Sein erster Gang war an den Schreibtisch, auf welchem er die in der Nacht eingegangenen Briefe fand. Die wichtigeren las er selbst, von den übrigen hatten die Cabinetsräthe kurze Auszüge zu machen. Dann hörte er die Berichte der Adjutanten an, gab Befehle, trank Kaffee, und griff zu seiner Flöte. Wohl zwei Stunden lang spazierte er blasend aus einem Zimmer in das andere, und oft hat er erzählt, wie ihm mitten unter diesen Phantasien unmerklich eine Menge ernster Gedanken und neuer Entschlüsse über die wichtigsten Gegenstände durch den Kopf gegangen seyen. Wenn er die Flöte weglegte, traten die Cabinetsräthe mit ihren Auszügen herein. Er sagte ihnen hierauf, was auf jeden Brief oder auf jede Eingabe eines Ministers geantwortet werden solle, schrieb auch oft ein Paar lakonische Worte an den Rand. So sehr er die Französische Sprache der

Deutſchen vorzog, ſo gab er doch auf alles Deutſch Eingereichte eine Deutſche Antwort, und die Deutſche Sprache war und blieb die Dienſtſprache. Alles ward mit Pünktlichkeit und Kürze abgemacht. Nach der Beendigung der Cabinetsgeſchäfte zog er die Uniform an, nahm ein Buch zur Hand, oder ſchrieb Briefe. Das Leſen geſchah laut, und mit reiner, deutlicher Stimme. Mit dem Schlag zwölf Uhr ging er zur Tafel, die mit mancherlei Leckerbiſſen ſeiner Köche beſetzt war, deren Küchenzettel er ſich ſchon Morgens früh zur Durchſicht hatte bringen laſſen. Dieſe Art des ſinnlichen Genuſſes erlaubte er ſich um ſo billiger, da er denſelben jedesmal durch die reizendſten geiſtigen Genüſſe veredelte. Seine Tiſchgeſellſchaften ſind berühmt. Er wählte dazu nicht bloß die geiſtreichſten und gebildetſten unter ſeinen Officieren, ſondern vergrößerte dieſen Zirkel auch durch mehrere ausgezeichnete Humoriſten und Gelehrte, beſonders aus Frankreich, die er an ſeinen Hof zog. Am liebſten führte er die Unterhaltung ſelbſt. Er ſprach ſchnell und fließend, und ſein ungeheures Gedächtniß, ſeine Erfahrung, ſeine Beleſenheit und ſein Witz ließen es nie an Stoff fehlen. Wer nicht geläufig Franzöſiſch ſprach, hörte bloß zu; von andern hörte er gern Einwendungen, und er haßte die Zuhörer, die nur Alles trocken bejahten. Nach der Tafel blies er wieder eine halbe Stunde auf der Flöte; dann unterzeichnete er die unterdeſſen im Cabinet abgefaßten Briefe, trank Kaffee, und beſah ſeine Anlagen. Die Stunden von vier bis ſechs waren gewöhnlich ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten beſtimmt. Von ſechs bis ſieben dauerte das Concert, in welchem er drei Solos zu ſpielen pflegte, auch wohl von Quantz oder einem andern Künſtler eins hörte, wobei aber kein Nichtmuſiker zugelaſſen ward. Nach dieſem ging die Abendmahlzeit an, die in ſo geiſtreicher Geſellſchaft oft bis Mitternacht währte, und in welcher ein witziger Einfall den andern jagte. Voltaire ſelbſt geſteht, daß dieſe Abendmahlzeiten wahre Sokratiſche Gaſtmähler geweſen ſeyen. Nach dem ſiebenjahrigen Kriege verſagte er ſich aus diätetiſchen Gründen das Eſſen zu Nacht, und dann verwandelten ſich die Tiſchſtunden in Leſeſtunden, in denen er ſich mit einem zu ſich gerufenen Gelehrten über das Geleſene unterhielt.

In der Eintheilung des Jahres machten die feſtgeſetzten militäriſchen Geſchäfte die Hauptabſchnitte. Hier blieb faſt Alles bei der von Friedrich Wilhelm I. eingeführten Ordnung. Beſtimmt am 17. und

18. Mai war bei Potsdam die Truppenmuſterung, am 21. bis 23. bei Berlin, am 26. bis 28. bei Magdeburg, am 2. Juni bei Küſtrin, am 3. und 4. bei Stargard, am 8. bis 10. in Preußen. Nach einer Brunnencur in Sansſouci, ſeinem Sommeraufenthalte, trat er am 14. Auguſt die Muſterungsreiſe nach Schleſien an. In der erſten Hälfte des September beſah er das Artilleriecorps, und vom 21. bis 23. war wieder in Potsdam Herbſtmanöver. Gegen das Ende des November bezog er das Schloß zu Potsdam, und während der Carnevalszeit (24. December bis 24. Januar) wohnte er in Berlin.

Auf ſeinen Reiſen erkundigte er ſich nach Allem, merkte ſich Alles, und überraſchte gern durch ſcheinbare Allwiſſenheit. Die Amtleute und Landräthe mußten oft neben ſeinem Wagen herreiten und von ihren Angelegenheiten erzählen. Mit Bauern und geringen Leuten redete er treuherzig, mit Vornehmen zurückhaltend und kurz. Einen Staatsrath hatte er nicht. Seine Miniſter mußten Alles ſchriftlich an ihn berichten, und erhielten die königliche Verfügung wieder ſchriftlich aus dem Cabinette. Seine Eiferſucht auf eigenes Anſehen war ſo groß, daß er ſelbſt einen guten Vorſchlag raſch verwarf, wenn ihm derſelbe nicht in der Geſtalt einer beſcheidenen Anfrage oder Muthmaßung vorgelegt ward; doch ließ er darum das Gute ſelbſt nicht verloren gehen, ſondern brachte es gewöhnlich bald darauf als ſeinen eigenen Gedanken wieder vor. Am wenigſten duldete er, wenn Andere in ſeinem Lande ſich eigenmächtige und willkürliche Handlungen erlaubten. Bauern, welche von ihren Edelleuten hart behandelt wurden, fanden in ihm gewiß den kräftigſten Vertreter.

Den Künſten wandte Friedrich gleichfalls ſeine Pflege zu. Mit dem Anfange ſeiner Regierung hatte der Geheime Finanzrath von Knobelsdorf den Bau des trefflichen Berliner Opernhauſes begonnen, und am 1. December 1742 ward ſchon die erſte Oper (Kleopatra und Cäſar von Graun) darin aufgeführt. Italien und Frankreich lieferten die Sänger und Tänzer. Der König beſchäftigte ſich ſo lebhaft auch mit dieſen Dingen, daß er ſelbſt die Proben beſuchte, mit den Sängern ſprach, und Vieles nach eigenen Gedanken anordnete. Die Bibliothek ward anſehnlich vermehrt, eine Münzſammlung angelegt, und 1742 eine ſchöne Sammlung von Antiken gekauft (für 22,500 Thaler), die der Cardinal Polignac in Italien zuſammengebracht hatte. Zu einer Bildergalerie ward erſt ſpäterhin ein Anfang gemacht, weil der

ſparſame Monarch ſich ſelbſt die Befriedigung einer Lieblingsneigung nicht eher erlaubte, als bis die dazu beſtimmte Caſſe wieder gefüllt war. Denn bis an ſein Ende hielt er an dem haushälteriſchen Grundſatz, nie die Caſſen zu vermiſchen.

Berlin und Potsdam verſchönerten ſich nun von Jahr zu Jahr. Das große und ſchöne Invalidenhaus ward 1747 fertig, und der Bau der katholiſchen und der Domkirche angefangen *). Das abgebrannte Schmiedeberg ward neu wieder aufgebaut. In Neuſtadt-Eberswalde ward eine ganze Vorſtadt von funfzig Häuſern für die Meſſer- und Scheerenſchmiede errichtet (1750). Im Jahre 1749 erhielt Berlin eine Zuckerſiederei. Den Oberbruch und andere Gegenden urbar zu machen, wurden viele Coloniſten ins Land gezogen.

Sansſouci, dieß ſchöne Sommerſchloß, deſſen Bau 1745 nach Knobelsdorfs Riſſen angefangen worden war, ward am 1. Mai 1747 durch ein fröhliches Feſt eingeweiht. Hier verlebte Friedrich im Schooße der Muſen und der Freundſchaft ſeine glücklichſten Stunden; aber es ſchien, als wollte das Schickſal ſelbſt ihn jener zarteren Gefühle immer mehr entwöhnen. Zwei ſeiner liebſten Geſellſchafter, Jordan und Kaiſerling, hatte ihm der Tod ſchon im Sommer 1745 entriſſen; ihnen folgte 1747 der gleich innig von ihm geſchätzte Generalmajor von der Golz, und 1751 der Generallieutenant Graf von Rothenburg. Beide letztere beſuchte der König ſelbſt mit ſichtbarer Bewegung in ihrer Krankheit, und oft hörte man ihn nachher noch ausrufen: „Warum mußte ich dieſe Männer verlieren!“ Mit großem Schmerze trennte er ſich auch von dem Schwediſchen Geſandten, Grafen von Rudenſkjold (1748), den man in Berlin nur den Ministre favori nannte. La Mettrie, welcher wegen ſeines rohen, leichtſinnigen und oberflächlichen Materialismus in Frankreich und Holland verfolgt wurde, in Berlin Schutz fand, und dem Könige wegen ſeines Witzes und ſeiner Scherze gefiel, ſtarb 1751. Algarotti, Darget und Chaſot verließen ihn das Jahr darauf, und es blieb ihm Niemand als der Marquis d'Argens, der Präſident Maupertuis, Lord Maréchall, ein Bruder des Feldmarſchalls von Keith **), und der Baron Pöllnitz. Der letz-

*) Als aus dem abgebrochenen alten Dom die meſſingenen Särge der Kurfürſten in den neuen gebracht wurden, ließ der König den des großen Friedrich Wilhelm öffnen, betrachtete lange ſchweigend die noch ſehr kenntlichen Züge, und ſagte dann zu ſeinen Begleitern: „Messieurs, der hat viel gethan.“

**) Dieſe beiden Schotten, welche bei der Empörung des Jahres 1715 (oben S. 89

tere diente nur zum Ziel des königlichen Witzes. An Maupertuis achtete Friedrich die Kenntnisse, und an Lord Maréchall die ausgezeichnet biedere Sinnesart. Von allen dreien vereinigte der hypochondrische Marquis d'Argens etwas in sich. Nur ein Charakter wie der seinige konnte eines Friedrichs Freundschaft beinahe dreißig Jahre lang festhalten. Er war geistreich genug, um den wohlgelaunten König zu unterhalten, biegsam genug, um dem übelgelaunten zu rechter Zeit auszuweichen, und gutmüthig genug, um seinem hohen Gönner, trotz manchem bittern Scherze, von ganzem Herzen ergeben zu bleiben.

Ohne diese letztere Eigenschaft mag der vertraute Umgang mit einem Könige von Friedrichs Geiste allerdings eine gefährliche Sache seyn. Wenn zu so viel Witz und so viel Aufgelegtheit, die Fehler Anderer hervorzuziehen, noch das Bewußtseyn der entschiedensten äußern Ueberlegenheit hinzukömmt, so sind Schonung und Mäßigung gewiß nicht mehr zu erwarten. Nun nehme man dazu, daß die Gereizten sich nicht waffenlos fühlten, daß aber der Gebrauch ihrer Waffen gegen den König eine sehr mißliche Sache war: so wird man es ganz begreiflich finden, daß die besten Köpfe sich in dieser peinlichen, wiewohl sehr glänzenden Gesellschaft nicht lange gefielen, und daß z. B. der Französische Mathematiker d'Alembert selbst einen Jahrgehalt von sechstausend Thalern ausschlug, um nur dieser Gesellschaft zu entgehen *).

Nicht so klug war Voltaire, und doch hatte dieser gerade das Meiste zu fürchten. Wir wissen, daß der König ihn gleich nach dem Antritt seiner Regierung in Cleve kennen lernte. Nachher kam er als Kundschafter, 1740 und 1743, zweimal auf acht Tage nach Berlin, von denen jeder Tag dem Könige, wie er in einem Briefe an Jordan klagt, fünfhundert funfzig Thaler kostete, und endlich ließ er sichs 1750, nach dem Tode der Marquise du Chatelet, auf vieles Zureden Friedrichs, gefallen, seine Wohnung in Sanssouci aufzuschlagen. Der sonst so sparsame Monarch gab ihm 4000 Thaler Reisegeld, und ein Jahr-

---

die Partei des Prätendenten genommen, und deswegen aus ihrem Vaterlande hatten fliehen müssen, nahm Friedrich in seine Dienste. Keiths Heldentod wird weiter unten vorkommen. Der ältere Bruder hatte während des siebenjährigen Krieges als Preußischer Gesandter in Madrid Gelegenheit, der Englischen Regierung einen so wichtigen Dienst zu leisten, daß ihm die Rückkehr gestattet ward. Auf Friedrichs Bitten ging er aber wieder an dessen Hof, wo er 1778 starb Lord Dover, Life of Frederic the second, Vol. I. p. 414.

*) Beispiele von Friedrichs muthwilligeren Scherzen kann man finden in Steins Charakteristik I. S. 101 und III., S. 220.

gehalt von 3000 Thalern für ſich und 2000 für ſeine Nichte, nebſt freier Wohnung im Schloſſe, auch freier Tafel und Equipage, und machte ihn zum Kammerherrn und zum Ritter des Verdienſtordens. Bei ſeiner Ankunft ging er ihm bis an den Wagen entgegen, umarmte ihn, und führte ihn ſelbſt in ſeine Zimmer. In ſeiner Geſellſchaft wollte er durchaus nicht König ſeyn; willig huldigte er dem Geiſte, den er über den ſeinigen ſetzte und war eine Zeitlang entzückt über ſeine neue Erwerbung. Aber die Nähe minderte die Bewunderung, da der Bewunderte ſo große Fehler und Mängel zeigte. Man erzählt, daß der Mann, der in ſeinen Werken die edelſten Geſinnungen zur Schau trug, heimlich die halb abgebrannten Wachslichter aus dem Schloſſe eingeſteckt habe, um ſich eine Ausgabe zu erſparen, ja daß er in ſtarken Verdacht eines betrügeriſchen Handels mit einem Berliniſchen Juden gerathen ſey. — Friedrich ſah dieſes geprieſene Genie mit der Wuth eines eiferſüchtigen Weibes auf jeden Andern losfahren, der ſich außer ihm anmaßte, mit dem Könige zu ſprechen, und mit der hämiſcheſten Bosheit diejenigen verläſtern, deren moraliſchen Werth er nicht aufzuwiegen ſich bewußt war. In den Abendunterhaltungen ließ er durchaus Keinen neben ſich aufkommen, als Friedrich allein, und ſchlug nicht ſelten, wenn Alles in der beſten Laune war, einen der Andern auf eine ſo unartige Weiſe nieder, daß es den König ſelbſt verdroß. Den giftigſten Neid ergoß er auf Maupertuis, und nicht genug, ihn perſönlich zu kränken, wollte er ihn in einer beißenden Schmähſchrift vor der ganzen Welt lächerlich machen. Der König nahm ſich des Gekränkten an, allein Jener gab die Schrift trotz dem Verbot heraus. Es kam hierauf zu heftigen Reibungen. Friedrich ließ die Schmähſchrift auf den öffentlichen Plätzen von Berlin durch Henkershand verbrennen, worauf Voltaire ihm das Jahrgehaltsverſprechen, den Orden und den Kammerherrnſchlüſſel zurückſandte. Es erfolgte zwar bald eine Verſöhnung, der König ſchickte ihm die Ehrenzeichen aufs Neue zu, aber das gute Verhältniß war nicht von Dauer und konnte es nicht ſeyn. Voltaire benutzte eine Gelegenheit, nach Frankreich zurückzugehen (1753), und um ſich noch einen Gewinn zuzueignen, ſteckte er heimlich ein Heft Gedichte vom Könige ein, die er in Frankreich gegen ein anſehnliches Honorar drucken laſſen konnte. Da der König die Gedichte vermißte, ward er ſo aufgebracht, daß er ihn in Frankfurt am Main ſo lange feſthalten ließ, bis er die Handſchrift, die noch in Leipzig war, herbeigeſchafft hatte; auch mußte er

Orden und Schlüssel wieder herausgeben *). Diese Behandlung von Seiten eines großen Königs, von dessen Freundschaft Voltaire vorher so viel Rühmens gemacht hatte, war ein Fest für die Pariser; aber eben darum machte sie den Poeten nur desto wüthender. Nach Voltaires Tode erschienen Memoiren über sein Leben, von ihm selbst geschrieben, die sich vorzüglich auf sein Verhältniß zum Könige von Preußen beziehen, und auch unter dem Titel „Privatleben Friedrichs II." ins Publicum gebracht worden sind. Sie sind ein wahres Meisterstück von boshafter Verläumdung, denn sie bestehen aus einer Menge Lügen, von denen jede mit etwas Wahrem künstlich vermischt ist, und diese Lügen sind alle so keck hingestellt **), daß auch ein Wohlunterrichteter irre geführt werden kann und dabei, nach Voltaires Art, anziehend genug erzählt. Und endlich, was den König am meisten verdroß, gab Voltaire 1758 zu Lyon dessen Gedichte heraus, von denen er zu diesem Zwecke wahrscheinlich schon in Sanssouci eine Abschrift hatte machen lassen.

Erfahrungen wie diese haben gewiß nicht wenig dazu beigetragen, Friedrichs der Freundschaft sonst so empfängliches Herz allmählig zu verhärten, und ihn gegen die Menschen mißtrauischer und verschlossener zu machen. Weiblichem Umgange hatte er sich ohnehin seit seiner Thronbesteigung schon entzogen. Die einzigen Geschöpfe, deren Liebkosungen er sich ohne allen Argwohn hingab, waren seine Windspiele, und aus der Anhänglichkeit und Sorgfalt, die er diesen Thieren erwies, kann man sehen, welch ein Bedürfniß treuer Liebe in seinem Herzen war. Es ist bekannt, daß seine jedesmalige Favoritbündin auf seinem Bette schlafen mußte, daß er ihr ein Paar gleichartige Gesellschafter hielt, daß die ganze kleine Gesellschaft täglich von einem Bedienten spaziren geführt, und dem Könige auf seinen Reisen nach Ber-

*) Preuß, Friedrich der Große, Bd. I. S. 257.

**) Von der Tafel des Königs z. B. sagte er, sie sey so gut gewesen, als sie es in einem Lande seyn könne, wo es weder Wildpret noch Hühner, noch erträgliches Schlachtfleisch gebe, und wo man den Weizen aus Magdeburg müsse kommen lassen.

Man hat die Aechtheit dieser Mémoires pour servir à la vie de M. de Voltaire, écrits par lui-même (in der Zweibrücker Ausgabe der Werke T. 100) zwar bezweifeln wollen, allein mit ungenügenden Gründen. In jedem Fall bleibt Beaumarchais Bemerkung sehr richtig, daß, weil diese Schrift Alles enthält, was die Rachsucht nur eingeben kann, sie dem, was der Verfasser nothgedrungen zum Lobe von Friedrichs Geist, Muth u. s. w. sagen muß, nur ein stärkeres Gewicht ertheilt. — Vgl. Preuß, a. a. O. S. 255.

lin in einer ſechsſpännigen Kutſche nachgefahren wurde, daß der Leichnam einer derſelben, die während ſeiner Abweſenheit geſtorben war, in einem Sarge in ſeinem Bibliothekzimmer bis zu ſeiner Rückkehr aufbewahrt werden mußte, und daß er allen ſeinen Lieblingen in dem Garten von Sansſouci kleine Grabſteine hat ſetzen laſſen, welche die Namen der Begrabenen zur Inſchrift führen.

---

8. Veranlaſſung und Ausbruch des ſiebenjährigen Krieges. (1756.)

Die Stellung, welche der König von Preußen durch eine Reihe erfolgreicher Siege und durch die Erwerbung einer anſehnlichen Provinz jetzt in der Reihe der Europäiſchen Staaten einnahm, war noch zu neu, und ſchien noch zu wenig befeſtigt, als daß nicht hier der Verdruß über die erlittene Einbuße und der gekränkte Ehrgeiz, dort der Neid, mit dem jede wachſende Größe betrachtet wird, ſich mit der Hoffnung hätten ſchmeicheln ſollen, ihn bald wieder in ſeine vorige Lage herabzudrücken. In Thereſiens Herzen war der Gedanke an Schleſiens Verluſt ein unverſchmerzlicher Dorn. Eliſabeth, Rußlands Beherrſcherin, betrachtete mit nicht minder eiferſüchtiger Regung das kühne Emporſtreben des Nachbars, und in Sachſen regierte noch, als Alles vermögender Miniſter, der Graf von Brühl, der Friedrichen, weil dieſer nie anders als verächtlich von ihm zu ſprechen pflegte, perſönlich haßte, und aus Rachſucht unaufhörlich den glühenden Haß der beiden mächtigeren Höfe zu vermehren ſuchte.

Schon am 2. Juni 1746 war ein Bündniß zwiſchen Rußland und Oeſterreich zu gegenſeitiger Hülfsleiſtung im Fall eines Angriffs geſchloſſen worden. Die wahre Abſicht des Vertrages aber war in einem der geheimen Artikel deſſelben enthalten. Vermöge deſſelben machte ſich die Kaiſerin Eliſabeth anheiſchig, der Kaiſerin-Königin zur Wiedereroberung Schleſiens und der Grafſchaft Glatz beizuſtehen, wenn Friedrich je den Dresdner Frieden durch einen Krieg mit Rußland, Oeſterreich, Sachſen oder Polen bräche. Eine Gewährleiſtung für den möglichen Fall, in welcher ſich der geheime Wunſch, ihn herbeigeführt zu ſehen, ſchwerlich verkennen läßt. Sachſen verſchob ſeinen Beitritt, bis es nach dem wirklichen Ausbruche des Krieges mit größerer Sicherheit handeln könne. Indeß unterließ Brühl nichts,

das von ihm besonders sehnlich gewünschte Ziel zu erreichen, und zeigte sich vorzüglich geschäftig, Elisabeths Abneigung gegen Friedrich zu erhalten und zu verstärken. Spottreden, welche diesem an der Tafel über die Kaiserin entfallen waren, wurden ihr mit Uebertreibungen hinterbracht, oder auch ganz erdichtet. Friedrich war mit allen diesen Umtrieben vollständig bekannt, da er durch einen bestochenen Secretär im Dresdner Cabinette Abschriften sowohl von den geheimen Artikeln jenes Vertrages als von Brühls vertrautem Briefwechsel mit den Gesandten an den beiden Kaiserhöfen und anderen Staatsmännern erhielt.

Während dieser Zunder zu einem neuen Kampfe bereit lag, kam, aus weiter unten zu erzählenden Ursachen, im Jahre 1755 ein Seekrieg zwischen Frankreich und England zum Ausbruch, und drohte, da Hannover den Franzosen einen Gegenstand des Angriffs darbot, sich auch auf das feste Land zu verbreiten. Hier kam die beiderseitige Absicht, sich Verbündete zu verschaffen, bald in Berührung mit jenem in den Absichten zu Preußens Verkleinerung liegenden Gährungsstoffe. Nach den Verhältnissen des Oesterreichischen Erbfolgekrieges wäre Oesterreich der wichtigste Bundesgenosse Englands in Deutschland gewesen; da diese Macht aber angefangen hatte, sich dem Französischen Hofe zu nähern, fürchtete König Georg II., daß sie sich einem Angriffe des letztern auf Hannover nicht widersetzen würde. Er wandte sich daher an Friedrich II., der den geringen Nutzen einer Verbindung mit Frankreich im zweiten Schlesischen Kriege erfahren hatte. Dem Englischen Botschafter Legge hatte er bei Gelegenheit des Aachner Friedens gesagt: er kenne die Weise des Französischen Hofes, welcher an seine Verbündeten stets die größten Forderungen mache, zu gut, und wisse, daß ein Verbündeter der Franzosen zu seyn, ihr Sklave seyn heiße *). Daher ging er jetzt auf jenen Antrag ein, und schloß am 16. Januar 1756 ein Bündniß mit England, in welchem beide Theile sich verpflichteten, nicht zu dulden, daß eine fremde Macht Truppen in Deutschland einrücken lasse. Friedrich hoffte, dadurch auch Rußland, als Bundesgenossen Englands, zu versöhnen. Hierin sah er sich aber völlig getäuscht. Elisabeths Haß gegen ihn war so groß, daß sie vielmehr darüber mit England brach.

Oesterreich dagegen gelangte durch den Vertrag zwischen Preußen

*) v. Raumer, Beiträge, Th. II. S. 227.

und England zu dem erſehnten Ziele einer Verbindung mit Frankreich. Der kaiſerliche Miniſter Graf (nachher Fürſt) von Kaunitz ſetzte ſeinen ganzen Ehrgeiz darein, dieſe von den Staatsmännern kaum für möglich gehaltene Vereinigung zu Stande zu bringen, und ſparte als Geſandter am Franzöſiſchen Hofe kein dazu führendes Mittel. Es gelang ihm, die damals allmächtige Buhlerin des Königs, die Marquiſe von Pompadour, für ſeinen Plan zu gewinnen, und ſelbſt die Kaiſerin vergaß aus Rachſucht gegen Friedrich ihren Stolz ſo ſehr, daß ſie der Pompadour die ſchmeichelhafteſten Briefe ſchrieb. Alle Einwendungen einſichtsvoller Franzöſiſcher Staatsmänner blieben fruchtlos. Am 1. Mai 1756 wurde zu Verſailles das Bündniß zwiſchen zwei Staaten abgeſchloſſen, deren gegenſeitige Eiferſucht ſeit Jahrhunderten den Mittelpunkt der Europäiſchen Politik ausgemacht hatte. Da es aber keine großartige, aus Friedens- und Gerechtigkeitsliebe hervorgehende Geſinnung war, welche dieſe Verſöhnung zu Stande brachte, ſo änderte ſich nur die Stellung der Staaten zu einander, nicht das alte Triebwerk der Europäiſchen Politik. Für Frankreich war bei der neuen Verbindung gar kein Vortheil abzuſehen. Weil es die Richtung, welche ſeine Staatskunſt durch Franz I., Heinrich IV., Richelieu und Ludwig XIV. gegen Oeſterreich genommen hatte, verließ, wurde es nicht gerechter; indem es aber zugleich ſeine politiſche Selbſtändigkeit aufgab, um den Zwecken ſeines bisherigen Gegners zu dienen, erſchien es verächtlich.

Um dieſelbe Zeit zog die Ruſſiſche Regierung in Livland und die Oeſterreichiſche in Böhmen zahlreiche Truppenmaſſen zuſammen. Friedrich, durch die Nachrichten, die er aus Dresden über die fortgehenden Verabredungen erhielt, aufgeregt, zweifelte nicht, daß das Ungewitter in kurzer Friſt losbrechen werde. In dieſer Ueberzeugung glaubte er der drohenden Gefahr nicht nachdrücklicher begegnen zu können, als wenn er ſelbſt den Angriff machte, um die Feinde zu überraſchen, ehe ſie ihre Rüſtungen vollendet haben konnten. Zuerſt wollte er ſich Sachſens verſichern, und es mit Gewalt zu ſeinem Bundesgenoſſen machen, dann über Böhmen herfallen. Allein ſchon auf der Hälfte des Weges hemmten ihn unerwartete Hinderniſſe.

Der Anfang war des großen Schauſpiels würdig, das ſich jetzt eröffnen ſollte. Sechzig tauſend Preußen brachen plötzlich auf, um in Sachſen einzufallen. Am 29. Auguſt 1756 hielt der Geſandte des Königs in Dresden um freien Durchzug an, und denſelben Tag be-

traten auch schon die Preußischen Colonnen den Sächsischen Boden. Wittenberg, Torgau, Leipzig und viele andere Städte wurden besetzt, und die Hauptstadt selbst sah am 9. September den Feind in ihren Mauern. Der erschrockene König von Polen flüchtete mit seinem Minister Brühl in das Lager seines Feldmarschalls, des Grafen Rutowsky, der in der Eil 17,000 Krieger zusammengebracht hatte. Brühls Gedanke war, mit dieser Schaar nach Böhmen hinüberzugehen, und daselbst den kaiserlichen Feldmarschall Browne zu verstärken. Aber auf des Französischen Gesandten Broglio umsichtigeren Rath beschloß man, ein festes Lager zwischen Pirna und Königstein zu beziehen, und dadurch den König aufzuhalten und Brownen Zeit zu verschaffen. Dieß geschah am 2. September.

Da es indeß Friedrichs Absicht Anfangs gar nicht war, gegen Sachsen feindlich zu verfahren, sondern vielmehr es auf seine Seite zu bringen, gebot er nicht nur seinen Truppen die größte Mäßigung, sondern trat auch mit August III. in einen Briefwechsel. Aber der König, d. h. Brühl, gelobte nichts als Neutralität, ein wenig genügendes Versprechen, das zu nichts führen konnte. Wie hätte man einem Brühl trauen, und einen Feind im Rücken lassen können, der die Zufuhr auf der Elbe, ja das Heer selbst so leicht abschneiden konnte! Es blieb also bei der Feindschaft, und so war es auch für Friedrich zuträglicher. Er konnte sich nun der Hülfsquellen dieses reichen Landes bedienen, ohne einem Bundesgenossen von seinen Unternehmungen Rechenschaft ablegen zu dürfen. Die wohlversehenen Zeughäuser zu Dresden, Weißenfels und Zeiz wurden ausgeräumt, und die Waffen sammt dem Geschütz nach Magdeburg geschafft. Das ganze Sächsische Conferenzministerium ward außer Thätigkeit gesetzt, und eine Preußische Landesverwaltung in Dresden angeordnet. In Torgau bildete sich ein Kriegscommissariat, welches durch Ausschreiben allen Einnehmern kurfürstlicher Gefälle im ganzen Lande gebot, dieselben nicht mehr an den Landesherrn, sondern an den König von Preußen zu entrichten. Allenthalben wurden die öffentlichen Cassen, desgleichen die Bergwerke, die Münze und die Porzellanfabrik in Beschlag genommen, und die Kanzleien versiegelt. Das Eigenthum der Unterthanen ward dagegen auf alle Weise geschont. Friedrich selbst legte in sein Betragen alle ersinnliche Artigkeit. Er ließ die Königin von Polen in Dresden höflich begrüßen, nahm von allen Stan-

desperſonen Beſuche an, und hielt offene Tafel vor unzähliger Zuſchauer Augen.

Unterdeß liefen ſchon kaiſerliche Mandate, Aufforderungen und Abmahnungen im Deutſchen Reiche umher. An Friedrich ſelbſt erging ein ſolches „Dehortatorium“ vom 13. September, worin er von dem Reichsoberhaupte ermahnt ward, von ſeiner „unerhörten, höchſt ſträflichen Empörung“ abzuſtehen, dem Könige von Polen alle Koſten zu erſtatten und ſeine Truppen wieder zurückzuziehen. In einem andern Schreiben ward allen ſeinen Generalen und Kriegsoberſten befohlen, ihren Herrn zu verlaſſen. Friedrich ließ dagegen eine ausführliche Erzählung aller gegen ihn geſchmiedeten Ränke ſammt den Urkunden drucken, deren Originale er ſich jetzt aus dem Dresdner Archiv, faſt mit Gewalt*), verſchafft hatte.

Jetzt aber, wo er ſo gern nach Böhmen geeilt wäre, hemmte ihn die Stellung der Sachſen in ihrem unangreifbaren Lager. Ueber vier Wochen mußte er ſie wie in einer Feſtung belagern, und nur vom Hunger konnte er ihre Uebergabe erwarten, wenn es nicht etwa gar den Oeſterreichern glückte, ſie noch aus ihrem Kerker zu befreien. Wirklich näherte ſich der Feldmarſchall Browne in dieſer Abſicht, und ging ſchon am 30. September bei Budin über die Eger. Den Plan des Feindes zu vereiteln, verließ Friedrich das Einſchließungsheer, und traf ebenfalls am 30. September bei ſeinem Beobachtungsheere ein, das in Böhmen eingedrungen war und unter dem Befehle des Feldmarſchalls von Keith bei Außig ſtand. Indem Preußen und Oeſterreicher einander entgegenrückten, trafen ſie am folgenden Morgen bei dem Städtchen Lowoſitz zuſammen (1. Oct.). Die gebirgige Gegend hinderte den Oeſterreichiſchen Feldherrn von ſeinem ganzen Heere Gebrauch zu machen. Schon früh um ſieben Uhr begann die Kanonade, aber ein dicker Nebel, der ſich erſt um Mittag ganz verzog, machte beide Feldherren verlegen, und verzögerte den Ausgang der Schlacht bis Nachmittags um drei Uhr. Ein ſchönes Manöver des Herzogs von Bevern, der die Infanterie des linken Flügels mit gefälltem Bajonett gegen den Feind führte, entſchied den Sieg, den erſten in dieſem Kriege, für die Preußen. Browne führte ſein Heer wieder über die Eger nach Budin zurück.

*) Die Königin von Polen deckte die Thür lange mit ihrem Rücken, bis der abgeſandte Officier auf ſeinen Knien ſagte, er habe Befehl, im Nothfall Gewalt zu brauchen. Darauf öffnete ein Schloſſer die Thür.

Des Königs Freude über den errungenen Vortheil war nur mäßig. Browne war nur halb geſchlagen, und noch immer mächtiger als er. Auf dem Schlachtfelde lagen mehr Preußiſche als Oeſterreichiſche Leichen. Der Feind hatte ſich ſo einſichtsvoll und tapfer vertheidigt, daß man wohl ſah, man habe nicht mehr die Oeſterreicher der beiden Schleſiſchen Kriege vor ſich. Aber auch Friedrichs eigene Truppen nöthigten ihm durch ihre Ordnung, Beſonnenheit und Tapferkeit Bewunderung ab. „Jetzt habe ich geſehen, was meine Truppen vermögen“ ſchrieb er in einem Berichte; und in einem Schreiben an den Feldmarſchall Schwerin ſagte er ſogar: „Nie haben meine Truppen ſolche Wunder der Tapferkeit gethan, ſeitdem ich die Ehre habe, ſie zu commandiren.“ Ein klug gewählter Ausdruck, um das Ehrgefühl ſeiner Krieger aufs feurigſte zu entflammen.

Die bedrängten Sachſen hörten mit tiefem Schmerze das ſtolze Victoriaſchießen der Preußen rings auf den Felſenhöhen, die ihr Gefängniß einſchloſſen. Schon längſt hatten ſie nur halbe Rationen bekommen, den Pferden blieb nichts als Stroh und Gras, und viele derſelben mußten ſogar niedergeſtochen werden, weil man ſie nicht ernähren konnte. Eine Ausſicht blieb noch übrig. Man wollte in einer Nacht über die Elbe gehen, und ſich jenſeits nach Böhmen durchzuſchlagen ſuchen; Browne ſollte den Abziehenden entgegen kommen. Aber es trat ein entſetzliches Regenwetter mit ſchauerlichen Stürmen ein; man konnte auch mit der Brücke nicht zur rechten Zeit fertig werden; unterdeß beſetzten die Preußen jenen Ausgang mit fürchterlichen Batterien, und Browne, der ſich ſchon bis Schandau vorgewagt hatte, und keine Sachſen kommen ſah, auch das Terrain höchſt nachtheilig fand, kehrte wieder um. Die Sachſen gingen indeß wirklich über die Elbe, und ſtellten ſich unter dem Lilienſtein auf, aber unaufhörlich verfolgt von dem heftigſten Kanonenfeuer der Preußen, kraftlos hinſinkend in dem Schlamm der bergangehenden, ausgeregneten Wege, zitternd vor Froſt und Näſſe, und faſt erſchöpft vor Hunger und Mattigkeit, denn ſeit drei Tagen hatten ſie weder gegeſſen noch geſchlafen. Und kein Oeſterreicher ließ ſich ſehen, alle Hohlwege waren von dem Feinde beſetzt. In dieſer Noth gereichte es den braven Männern nicht zur Schande, die Waffen von ſich zu werfen. Am 14. October bot ihr Anführer, Graf Rutowsky, dem Könige eine Capitulation an. Friedrich, jetzt mehr als jemals erzürnt, machte harte Bedingungen. Das ganze Heer, noch vierzehn tauſend Mann ſtark, mußte ſich mit Waf-

ſen und Vorräthen zu Kriegsgefangenen ergeben. Nur die Fahnen und Standarten erlaubte er im Zeughauſe aufzuſtellen. Die Officiere wurden auf ihr Ehrenwort, nicht gegen Preußen zu dienen, freigelaſſen; die Gemeinen, deren unnütze Einkerkerung in den Caſematten Millionen gekoſtet haben würde, wurden gezwungen, Preußiſche Dienſte zu nehmen. Man ſah dieſen wackeren Leuten den verbiſſenen Ingrimm an, mit welchem ſie den erzwungenen Eid der Treue ſchwuren, und da Friedrich den Fehler beging, ſie nicht einzeln unter ſeine Truppen zu ſtecken, ſondern ihre Haufen beiſammen zu laſſen, ſo entwichen bei der erſten Gelegenheit ganze Regimenter derſelben, und zogen, ihrem Könige treu, nach Polen. Dahin ging auch Auguſt mit ſeinen beiden Söhnen und ſeinem Miniſter Brühl, nachdem er dem Könige davon Anzeige gemacht. Dieſer traf ſogar Anſtalten, von ſeinem Wege durch Schleſien jeden Anblick Preußiſcher Waffen zu entfernen, eine Höflichkeit, die jenen für den erlittenen Schmerz wenig entſchädigen konnte.

Der Feldzug war nun für dieß Jahr zu Ende. Die Oeſterreicher zogen ſich tief in Böhmen zurück, die Preußen nahmen ihre Winterquartiere in Schleſien und Sachſen. Friedrich blieb in Dresden, beſorgte die Landesverwaltung, verlangte von den Landſtänden Kriegsſteuern und zehntauſend Rekruten, las, ſchrieb, dichtete, ſpielte die Flöte, und beſuchte die Oper, die Bildergalerie und Haſſens Concerte. Nach einer kurzen Reiſe zur Beſichtigung der Truppen und nach Berlin kehrte er ſchon im Januar wieder nach Dresden zurück.

---

9. Die Schlachten bei Prag und Kollin.

(1757.)

Der plötzliche Einfall in Sachſen hatte das größte Aufſehen in ganz Europa erregt. Die Oeſterreichiſche Regierung ergoß ihren Verdruß in Schmähungen, und klagte über Landfriedensbruch, über verletztes Völkerrecht, über unerhörte Gewaltthätigkeit. Von Wien und Regensburg gingen die heftigſten Schriften gegen Preußen aus. Frankreich fand in ſeiner Gewährleiſtung des Weſtphäliſchen Friedens, den Friedrich gebrochen haben ſollte, einen Vorwand zur Theilnahme am Kriege, und brachte durch ſein Geld und ſeinen Einfluß auch Schweden unter derſelben Angabe in die Waffen. In Rußland rüſteten ſich hundert tauſend Mann zum Beiſtande Oeſterreichs, und ſelbſt die Deutſchen Stände bewilligten der Kaiſerin eine Reichshülfe von ſechzig

tauſend Mann, von der jedoch nach Deutſcher Weiſe kaum die Hälfte zuſammen kam, über welche der Prinz Joſeph Friedrich von Hildburghauſen den Oberbefehl erhielt. Aus dem Schooße Oeſterreichs und Ungerns ſtrömten ganze Schaaren von Kriegern herbei, und Friedrich konnte berechnen, daß in dem nächſten Feldzuge gegen 500,000 Mann aus allen Weltgegenden über ihn herfallen würden, denen er doch mit aller Anſpannung ſeiner Kräfte, ſeine wenigen Bundesgenoſſen mit eingerechnet, höchſtens 200,000 entgegenſtellen konnte.

Und was war von der Barbarei der Ruſſen, von der Raubgier der Franzoſen und von dem beleidigten Stolze Thereſiens zu erwarten wenn endlich die ſchwache Kraft des kühnen Angreifers überwältigt ward! Es lag in dem Plane der Gegner, ihn bis zum Range eines Kurfürſten herabzudrücken, und ihm nichts als die Mark Brandenburg zu laſſen. Das Königreich Preußen ſollte an Rußland, Pommern an Schweden, Schleſien an Oeſterreich, Magdeburg und Halberſtadt an Sachſen, die Weſtphäliſchen Länder an Frankreich fallen. So groß war die Erbitterung zu Wien, daß allen Buchdruckern und Buchhändlern im Reiche bei ſchwerer Strafe verboten ward, Friedrichs Vertheidigungsſchriften zu verkaufen, und daß der Oeſterreichiſche General Haddik in einer Kundmachung alle Sächſiſchen Dörfer in Aſche zu legen drohte, die den Preußen ihre Deſerteure ausliefern würden.

Friedrichs einzige Freunde in dieſer unüberſehbaren Gefahr waren der König von England, der Landgraf von Heſſen-Caſſel und die Herzoge von Braunſchweig und Gotha. Ihnen allein mußte er vor der Hand die Abhaltung der Franzoſen überlaſſen; Preußen konnte er vor der Wuth der zu erwartenden Ruſſen nur durch vierzehn tauſend Mann ſchützen, die der alte Feldmarſchall Lehwald anführte, und gegen die Schweden hatte er nicht mehr als vier tauſend Mann übrig. Aber mit ſeiner Hauptmacht wollte er ſich auf den furchtbarſten Feind, die Oeſterreicher, werfen, und wo möglich durch eine glückliche Schlacht ſich auch in Böhmen feſtſetzen.

Die Anſtalten zu dem neuen Feldzuge wurden daher mit größter Lebhaftigkeit betrieben. Sachſen mußte Geld, Lebensmittel und Rekruten ſchaffen. Die Einziehung der Gehalte der kurfürſtlichen Sänger und Muſiker und die Verringerung vieler anderen hohen Beſoldungen brachten ſchon anſehnlichen Gewinn. Doch ward von dem Eigenthum des Landesherrn nichts genommen, noch weniger fiel es dem Könige ein, ſich von den Kunſtſchätzen, welche die Dresdner Samm-

lungen zur Freude aller Deutſchen Kunſtfreunde enthalten, etwas zuzueignen. Die Barbarei, Kunſtwerke als dem Eroberungsrechte verfallen zuſammenzurauben, ſollte das Jahrhundert erſt ein Menſchenalter ſpäter von dem Volke geübt ſehen, deſſen revolutionäre Frechheit jede Schranke durchbrach, welche die gebildeten Völker des neuern Europa ſonſt auch im Kriege unverletzlich achten.

Im März 1757 ging Friedrich nach Schleſien, und verabredete mit dem Feldmarſchall Schwerin in Hainau den Plan des bevorſtehenden Feldzuges. Der erſte Theil dieſes Plans war die Wegnahme Prags. Sie ſollte raſch und unerwartet geſchehen, und zu dem Ende ſollten vier Heerhaufen von verſchiedenen Seiten in Böhmen einbrechen und am 6. Mai ſich ſämmtlich vor Prag vereinigen. Es geſchah pünktlich. Ueberall nahmen die Eindringenden in der Ueberraſchung Magazine weg, ſo viel, daß das ganze Preußiſche Heer zwei Monate lang daraus verpflegt werden konnte, und die Abtheilung, welche der Herzog von Bevern anführte, warf ſogar ein feindliches Heer von achtzehn tauſend Mann bei Reichenberg über den Haufen. Die Vereinigung geſchah dem Entwurfe gemäß am Morgen des 6. Mai. Mit Vergnügen hörte Friedrich, daß nicht der erfahrene Browne, ſondern der ihm ſchon von Sorr und Striegau bekannte Prinz Karl von Lothringen den Oberbefehl habe, und mit Jenem in der größten Uneinigkeit war. Der König und ſein Liebling Winterfeldt, beide Freunde raſcher Thaten, wollten die Beſtürzung des Feindes durch einen raſchen Angriff nutzen. Schwerin und Andere riethen dagegen, das Terrain erſt beſſer zu erkunden, den ermüdeten Truppen einen Tag Ruhe zu gönnen, und dem Prinzen Moritz, der noch an dem linken Ufer der Moldau, bei Branik, ſtand, Zeit zu laſſen, eine Schiffbrücke über den Fluß zu ſchlagen. Aber Friedrich, der ſich einmal vorgeſetzt hatte, am 6. zu ſchlagen, rief: „Nichts, nichts! es muß noch heute ſeyn. Friſche Fiſche, gute Fiſche.“ Heftig, und wie von einer böſen Ahnung getrieben, erwiederte der alte Schwerin, den Hut in die Augen drückend: „Nun, ſoll und muß es denn heute ſeyn, ſo will ich den Feind gleich hier angreifen, wo ich ihn ſehe!“

Der König entwarf den Plan zur Schlacht, und die Regimenter ſtellten ſich. Aber ſchon beim Aufmarſchiren fand man in dem ſumpfigen und bergigen Erdreich unberechnete Schwierigkeiten. Erſt gegen ein Uhr Nachmittags konnte man zum Angriff kommen. Aber jetzt empfingen die wohlangebrachten feindlichen Batterien die Kommenden

mit einem so entsetzlichen Feuer, daß jeder Anlauf der Preußen vereitelt ward, und ganze Reihen, von den furchtbaren Kartätschen getroffen, niederstürzten. Kaum vermochte der wackere Zieten noch seine sonst so beherzten Schaaren heranzubringen. Gegen diese Feuerschlünde schien alle menschliche Tapferkeit vergeblich zu seyn. Die schönsten Regimenter waren schon gefallen, die Nachrückenden stiegen über die zuckenden Körper ihrer Kameraden weg, und bedeckten, wie sie, mit ihren Leichnamen den Boden. Nun wollte Niemand mehr vorwärts. Da war es, wo der dreiundsiebzigjährige Feldmarschall Schwerin einem fliehenden Fähnrich die Fahne aus der Hand riß, sie mit den ermahnenden Worten: „Heran meine Kinder!" dem verderbensprühenden Kanonendonner entgegen trug, und gleich darauf, von vier Kartätschenkugeln durchbohrt, seine Heldenseele aushauchte *). General Manteufel hob die Fahne auf, und führte die begeisterten Krieger weiter durch den blutigen Pfad. General Fouquet übernahm, an Schwerins Stelle das Commando des linken Flügels, aber auch ihm zerschmetterte eine Kartätschenkugel das Gefäß des Degens in der Hand. Ein Officier, dem eine Kanonenkugel beide Füße weggenommen hatte, reichte ihm seinen Degen, und bat sich dafür die Wohlthat aus, durch einen Pistolenschuß sein Leben zu enden. Fouquet ließ ihn verbinden, sich aber den Degen an der verwundeten Hand befestigen. Auch Prinz Heinrich, des Königs Bruder, sprang vom Pferde, führte seine Brigade zu Fuß gegen den Feind, und eroberte eine Batterie. Einen fürchterlichen Anfall that der Herzog Ferdinand von Braunschweig gegen den linken Flügel, und trieb ihn von Berg zu Berg. Lange schien der Sieg unmöglich, doch als endlich auf feindlicher Seite der alte Feldmarschall Browne tödtlich verwundet weggetragen ward, riß Schrecken und Verwirrung bei seinem Heere ein, und beide Flügel schwankten. Da durchbrach in einem glücklichen Augenblick Friedrich selbst den Mittelpunkt der Feinde, und entschied dadurch den langen Kampf **). Ein

*) Als sich Kaiser Joseph II. am 7. September 1776 zu einer Heerschau auf diesem Platze einfand, ließ er an der Stelle, wo Schwerin gefallen, fünf Grenadierbataillone eine dreimalige Salve aus dem kleinen Gewehr und den Kanonen geben, und nahm bei jedem Feuer mit allen seinen Officieren ehrfurchtsvoll den Hut ab.

**) Nur einem Heere, das so von Liebe für seinen Feldherrn beseelt war, als Friedrichs, konnte eine so heldenmüthige Ausdauer zugemuthet werden. Man höre hier den würdigen Prediger Küster, Verfasser der „Lebensrettungen Friedrichs II.", der bei Friedrichs Heere als Feldprediger stand, und der uns manchen schönen Zug von dem

Theil des geſchlagenen Heeres warf ſich in die Mauern von Prag, ein anderer zog ſich ſüdlich nach Kuttenberg, wo der Feldmarſchall Daun mit einem Hülfsheere ſtand. Daß jetzt der Prinz Moritz mit ſeiner Brücke noch nicht fertig war, rettete die Feinde von der gänzlichen Vernichtung. Friedrich war deſto unzufriedener darüber, da ſein Sieg, einer der blutigſten des achtzehnten Jahrhunderts, ſein Heer nicht viel weniger als das feindliche geſchwächt hatte. 16,500 Preußen waren theils todt, theils verwundet! Und nun war noch die mühſelige Arbeit übrig, eine große Hauptſtadt zu belagern, welche 46,000 Streiter in ſich ſchloß, und einen mächtigen Helfer (Feldmarſchall Daun) in der Nähe hatte. Friedrich ließ den Herzog Wilhelm von Bevern mit zwanzigtauſend Mann nach Kuttenberg gehen, um daſelbſt Daun zu beobachten; er ſelber blieb mit dem Hauptheere vor Prag, und ließ die Stadt fürchterlich beſchießen Der Oberſt Maier brach mit zweitauſend Mann nach Franken auf und verbreitete dort unter den ſich rüſtenden Reichsfürſten Schrecken. Er drang bis in die Oberpfalz vor, jagte überall die ſich ſammelnden Truppen auseinander, brandſchatzte die Reichsſtädte und Bisthümer, und kam mit reicher Beute beladen zurück.

Unterdeß liefen aus Weſtphalen und Preußen beunruhigende Nachrichten ein. Dort waren hundert tauſend Franzoſen, hier eben ſo viele Ruſſen im Anzuge, und Friedrich hatte ſchon fünf lange Wochen umſonſt vor Prag verſchwendet. Da faßte er den Entſchluß, Daun zu ſchlagen, überzeugt, daß dieß die Uebergabe von Prag zur Folge haben müßte. Er brach deshalb mit zwölftauſend Mann auf, und vereinigte ſich am 15. Junius bei Kaurzim mit dem Herzog von Bevern. Seine Ungeduld hatte ihn verſtimmt, und gegen ſeine beſten Generale zeigte er üble Laune. Bevern, der das größte Lob verdient hatte, wurde mit Tadel überhäuft, Prinz Moritz, der noch von Prag her übel angeſchrieben ſtand, durfte gar nichts ſagen. Die Hartnäckigkeit des mißmuthigen Monarchen ging ſo weit, daß alle Officiere Unrecht bekamen, die ihm die Stellung des Feindes anders, als er ſie wiſſen wollte, beſchrie-

---

Geiſte der Preußiſchen Truppen aufbehalten hat. „Die Officiere, ſagt er, ſprachen mit Verwunderung von der perſönlichen Tapferkeit des Königs. Dem einen war der Arm zerſchmettert, und der andere hatte eine eingeklemmte Kugel im Bruſtknochen. Beide waren dicht neben dem Könige ohnmächtig hingeſunken. Sie ſagten mir, daß, als ſie aus der Betäubung wieder zu ſich ſelbſt gekommen, und nur gehört hatten, der König lebe und ſey geſund, ihnen alle Schmerzen weniger fühlbar geweſen wären.“ S. 12.

ben. Dieſe unglückliche Stimmung, wie erklärlich ſie auch bei einem Manne von ſolchen Gemüthsbewegungen, dem ſo vielerlei und ſo wichtige Geſchäfte obliegen, erſcheint, ſchlug doch das ganze Heer nieder, und der redliche Zieten, der ſonſt nicht leicht ſein Urtheil laut werden ließ, ſagte mit ahnender Seele, er ſehe das Unglück des Königs deutlich vorher, da derſelbe ſeinen zuverläſſigſten Berichten nicht glauben wolle.

Und leider genugſam bekannt durch ſein Unglück iſt der Schreckenstag von Kollin (18. Juni). Wie uns die alten Tragiker die Heroen, denen ein ſchweres Schickſal bevorſteht, in einer gewiſſen Verdüſterung des Gemüths vorſtellen, ſo erſchien auch in den ahnungsſchweren Tagen vor dieſer unheilbringenden Schlacht des großen Friedrichs Seele. Der Plan zum Angriff wird indeſſen von allen Augenzeugen als ein Meiſterſtück gerühmt. Ihm zufolge eröffneten die Generale Hülſen und Zieten den blutigen Auftritt auf dem rechten Flügel, Nachmittags nach ein Uhr. Alles verſprach den beſten Erfolg, als auf einmal der König ſelbſt, man weiß nicht durch welche irrige Vorſtellung verleitet, von ſeinem eigenen Plane abwich, und den Regimentern, die zur Verſtärkung jener beiden Generale anrückten, Halt zurief. Der Prinz Moritz, der die Folgen dieſes Zögerns einſah, ſprengte zum König, und beſchwor ihn, den gefährlichen Befehl aufzuheben, ward aber zornig zurückgewieſen. Der Prinz bat zum zweiten, zum dritten Mal; der König widerſprach immer heftiger, und fragte endlich mit ſeinem drohendſten Blick, und indem er mit gezogenem Degen auf ihn losritt, ob er gehorchen wolle oder nicht. Das war die erſte Urſache des Verderbens, aber nicht die einzige. Auch einige Generale wichen von ihren Befehlen ab; die männlichſte Tapferkeit der Truppen konnte die Fehler ihrer Anführer nicht wieder gut machen. In dem Fußvolke des linken Flügels waren durch die Wuth des Oeſterreichiſchen Geſchützes ſchon beträchtliche Lücken entſtanden. Hier hieb die Sächſiſche Reiterei ein, und vollendete die ſchreckliche Niederlage. Zerſtreut und mit Hinterlaſſung alles Geſchützes flohen die Trümmer dieſes linken Flügels nach dem rechten hin. In halber Verzweiflung führte Friedrich ſelbſt etwa vierzig Mann von dieſen Flüchtlingen mit klingendem Spiele gegen eine Batterie; auch dieſe Wenigen flohen, als die feindlichen Kugeln ſie erreichten. Er ward es nicht gewahr, ſondern ritt immer weiter fort. Endlich rief ihm der Major le Grand zu: „Sire, wollen Sie denn die Batterie allein erobern?“ Ohne zu antworten, hielt er

ſein Pferd an, ſah ſich um, betrachtete die Batterie durch ſein Fernglas und ritt langſam nach dem rechten Flügel.

Dieſer war bisher ſo ſiegreich geweſen, daß Daun vor der unglücklichen Wendung auf der andern Seite bereits einen mit Bleiſtift geſchriebenen Laufzettel, mit den Worten: „Die Retraite iſt nach Suchdol," hatte umhergehen laſſen, den aber der Befehlshaber der in Oeſterreichiſche Dienſte übergegangenen Sachſen noch zur rechten Zeit angehalten hatte. Jetzt ordnete Prinz Moritz und Bevern den Rückzug der Preußen nach Nimburg an, wohin der König ſelbſt ſchon mit verhängtem Zügel vorangeſprengt war*). Daun ſtörte ſie nicht, vielmehr ſandte er ihnen noch die in Planian zurückgelaſſenen Verwundeten nach. Aber fünf und vierzig Stück Geſchütz fielen ihm in die Hände, von welchen die Pferde erſchoſſen waren.

Durch dieſe erſte verlorene Schlacht Friedrichs kamen zu den ſechzehn tauſend Kriegern, welche der Sieg bei Prag gekoſtet hatte, nun noch dreizehn tauſend andere, unter denen dreihundert ſechsundzwanzig treffliche Officiere und der Kern ſeiner Infanterie war. Von dem ſchönen Garderegiment waren nur noch zweihundertundfunfzig Mann übrig. Andere Regimenter hatten noch mehr gelitten. Woher ſollte ein Monarch von ſo wenigen Hülfsmitteln ſolche Verluſte erſetzen, und wie ſollte er ſich gegen ſo viele Feinde ſchützen, von denen dieſer eine ihm ſchon an Zahl ſo überlegen war? Bei Kollin hatten ſechsundſechzig tauſend Oeſterreicher gegen dreißig tauſend Preußen gefochten, und dieß war faſt während des ganzen Krieges das Verhältniß beider Heere zu einander. Wie ſollte er jetzt Sachſen und Schleſien decken? wie ſich gegen Ruſſen und Franzoſen ſchützen? Welche Zukunft ſtellte ſich ſeinen Blicken dar!

Die ſpät am Abend zurückkehrenden Officiere fanden den Monarchen, von dieſen Betrachtungen niedergebeugt, in Nimburg auf einer Brunnenröhre ſitzend, den Blick ſtarr auf den Boden geheftet, und mit ſeinem Stocke Figuren in den Sand ziehend. Endlich ſprang er auf, und gab mit Faſſung und erzwungener Heiterkeit die nöthigen Befehle

*) Auf dem Wege dahin hatte er auf einige Augenblicke abſteigen müſſen, damit die abgematteten Pferde getränkt werden konnten. Ein alter blutender Cavaleriſt brachte ihm hierauf ſelbſt auf dem Hute einen erfriſchenden Trunk aus dem Pferdeeimer, und ſagte: „Ew. Majeſtät trinken doch; laß Bataille Bataille ſeyn, es iſt nur gut, daß Sie leben; unſer Herrgott lebt gewiß, der kann uns ſchon wieder Sieg geben."

Bei dem Anblick des kleinen Restes seiner geliebten Garde traten ihm Thränen in die Augen. „Kinder, sagte er, ihr habt heute einen schlimmen Tag gehabt." Leider, antworteten sie; wir sind heute nicht gut angeführt worden. „Nun, habt nur Geduld, fuhr er fort, ich werde Alles wieder gut machen" *).

Die erste nothwendige Folge der verlorenen Schlacht war die Aufhebung der Belagerung von Prag, und die allmählige Räumung Böhmens. Der Prinz von Preußen, August Wilhelm, erhielt den Auftrag, einen Theil des Heeres langsam nach der Lausitz zurückzuführen. Bei dem Ausgange aus den Böhmischen Pässen erlitt er einen beträchtlichen Verlust, und konnte es nicht verhindern, daß der nachrückende Feind um eines in Zittau befindlichen Preußischen Magazins willen barbarischer Weise diese schöne Stadt verbrannte, und dadurch einen Schaden von zehn Millionen Thalern anrichtete (23. Juli). Bei dieser Gelegenheit war es, wo der König seinem würdigen Bruder unverdiente Kränkungen erwies, die den frühen Tod dieses allgemein geschätzten Prinzen zur Folge hatten, und die sich allerdings nicht rechtfertigen, wohl aber aus des Königs leidenschaftlichem Gemüth erklären lassen, dem nichts unerträglicher seyn mußte, als nach erlittenem Unglück die Klagen und Vorwürfe kälterer Beurtheiler zu vernehmen.

Aber auch in dieser bangen Periode seines Lebens sehen wir den so tief gebeugten königlichen Feldherrn Fassung behalten, und von der Dichtkunst seine schönste Beruhigung entlehnen. Es that ihm wohl, einigen seiner Vertrauten, besonders seiner ältesten Schwester, in elegischen Episteln das Hoffnungslose seines Zustandes recht rührend zu malen, und nur den Tod als das wahrscheinliche Ende

*) „Am nächsten Sonntag Morgens, im Lager bei Leutmeritz, erzählt der obengedachte Feldprediger Küster (Lebensrettungen, S. 155), früh um 6 Uhr, da ich schon zu Pferde saß, um Predigt und Communion im Lager zu halten, kam der ganz von Treue und Sorge für den König entbrannte Liebling, Oberst Balby, mir eiligst entgegengeritten, und brachte mir den königlichen Befehl, daß ich in der heutigen Predigt alle vernünftigen Gründe der Religion anwenden sollte, den durch die Kolliner Niederlage gesunkenen Muth wieder aufzurichten. Auch erhielt ich die schwere Ordre, ohne Schonung den Officieren und Gemeinen, welche am Schlachttage schlecht gethan hätten, ihre Pflichtvergessenheit vorzuhalten. Es ward mir zugleich eröffnet, daß sich der König einen genauen Rapport von meiner Erfüllung seines Befehls würde abstatten lassen. Noch mehr, ich mußte diese Predigt in dem Zelte des Fürsten Moritz von Dessau halten. Dieser wackere Herr rechtfertigte sich aber unmittelbar nach der Predigt so männlich und laut, daß er schon eine Stunde nachher die ihm bisher entzogene Ehrenwache wiederbekam."

ſeiner Leiden vorzuſtellen. Aber es war dieß nur ein Selbſtbetrug, denn ſeinem kräftigen Geiſte war die Verzweiflung ſo nahe noch nicht; ja eben darin beſtand ſeine wahre Größe, daß das Unglück, das kleine Seelen muthlos macht, ihn nur zu größeren Thaten entflammte.

---

10. Die Schlachten bei Roßbach und Leuthen.
(1757.)

Dauns und Lothringens vereinigte Heere waren den Preußen auf dem Fuße gefolgt, ohne etwas gegen ſie zu wagen. So furchtbar ſchien ihnen noch der geſchlagene Feind. Und ſie hatten Recht, wenn es ſein Zorn war, den ſie fürchteten, denn Friedrich brannte vor Begierde, trotz ſeiner Erſchöpfung durch zwei blutige Treffen, in einem dritten ſo bald als möglich ſeine Fehler gut zu machen. Aber der Feind verſchanzte ſich ſo feſt an der Neiße, daß es Tollkühnheit geweſen ſeyn würde, ihn dort anzugreifen. Bis zum 25. Auguſt hielt Friedrich in der Oberlauſitz aus, während aus ſeinen entfernteren Provinzen traurige Nachrichten einliefen. In Preußen waren die Ruſſen nun wirklich eingebrochen, hatten am 5. Juli Memel erobert, und plünderten und verheerten nach ächt Tatariſcher Sitte das Land. Weſtphalen, Heſſen und Niederſachſen waren bereits von Franzoſen überſchwemmt, die jenen an ſchlechter Mannszucht nichts nachgaben, und ſich allenthalben durch Schandthaten auszeichneten. Ihr Hauptheer unter der Anführung des Marſchalls d'Etrées, hatte am 26. Juli das von dem Herzoge von Cumberland ſehr ſchlecht angeführte aus Hannoveranern, Heſſen, Braunſchweigern, Gothaern und einigen Preußen beſtehende Heer der Verbündeten bei Haſtenbeck unweit Hameln geſchlagen, und breitete ſich nun in Niederſachſen aus. Friedrich mußte alſo nicht bloß für ſeine beiden ſchönen Länder in dieſem Kreiſe, ſondern auch für Sachſen fürchten, aus welchem ihn ein zweiter Franzöſiſcher Heerführer, der Prinz von Soubiſe, ein Günſtling der Frau von Pompadour, mit Hülfe der Reichstruppen vertreiben ſollte. Unter dieſen Umſtänden hielt er ſeine Gegenwart in Sachſen für nothwendiger als im Lager bei Görlitz. Er überließ das letztere dem Herzoge von Bevern mit ſechsunddreißig tauſend Mann, und ging mit zwölf tauſend nach Dresden (25. Auguſt). Von hier aus vertheilte er durch ganz Sachſen bis nach Halberſtadt hin kleinere Schaaren, er ſelbſt aber ging nach Erfurt

mit zehn tauſend Mann, die er in die Dörfer vertheilte, um dem nahen Soubiſe ſeine Schwäche zu verbergen.

Dieſer Franzöſiſche Held ſchien recht dazu beſtimmt zu ſeyn, den Deutſchen eine Nationalrache zu geben, für ſo manchen ihrer in Frankreich ausgelachten Brüder. Seine erſte Widerwärtigkeit war die, daß er am 19. September, da er Gotha mit acht tauſend Mann eingenommen hatte, und eben auf dem herzoglichen Schloſſe mit ſeinen Officieren zu Tiſche ſaß, von dem trefflichen General Seydlitz mit funfzehnhundert Preußen überfallen und durch ein äußerſt geſchicktes Manöver, trotz ſeiner großen Ueberlegenheit, in die Flucht geſchlagen wurde, worauf ſich Seydlitz mit ſeinen Officieren den Reſt der für Jene aufgetragenen Speiſen wohlſchmecken ließ.

Indem Friedrich noch immer in Sachſen ſtand, wagte es der Oeſterreichiſche General Haddik mit viertauſend Mann, meiſt Kroaten, von dem großen feindlichen Heere in der Oberlauſitz ins Brandenburgiſche zu ſtreifen, und, da er nirgends Widerſtand fand, ſelbſt Berlin zu brandſchatzen (16. Oct. Mittags). Die Ungeſchicklichkeit des Commandanten brachte die Stadt ganz unnöthiger Weiſe um die Summe von 215,000 Thaler und um etwa hundert brave Soldaten, denn ſchon waren Seydlitz und Prinz Moritz in Anmarſch, und Haddik hatte ſolche Eil, daß er bereits am folgenden Morgen früh um fünf Uhr den Rückweg über Kottbus antrat.

Das vereinigte Franzöſiſche und Reichsheer unter den Prinzen von Soubiſe und von Hildburghauſen machte jetzt in der That Anſtalt, die Winterquartiere in Sachſen zu nehmen. Sie hatten ſich von der Saale Meiſter gemacht, die Städte Weißenfels, Merſeburg und Halle beſetzt, und an allen drei Orten die Brücken abgebrochen. Jetzt eilte Friedrich, der ſich Haddiks wegen nach Torgau gewandt hatte, ihnen wieder entgegen. Er ging mit zwei und zwanzig tauſend Mann, die er zuſammengezogen hatte, auf anderen Brücken über die Saale (2. Nov.), und bezog ein feſtes Lager unweit Weißenfels, zwiſchen den Dörfern Bedra und Roßbach. Hier ſchien es den Franzoſen, vermöge ihrer dreifachen Ueberlegenheit, leicht, das kleine Häuflein einzuſchließen; und ſie hatten weiter keine Sorge, als daß der König ihnen entrinnen möchte. Am Morgen des 5. November brachen ſie auf, und fingen an die Preußen zu umgehen. Friedrich blieb ganz ruhig in ſeinem Zelte, und ſetzte ſich am Mittag noch eben ſo ruhig zu Tiſche, während die ganze Gegend von der luſtigen Feldmuſik der

aufmarſchirenden Franzoſen erklang. Dieſe erſtaunten über die Trägheit der Preußen, weil ſie deren Schnelligkeit noch nicht kannten. Erſt um zwei Uhr gab Friedrich den Befehl, die Zelte abzubrechen, und plötzlich ſtand jeder Soldat an ſeinem Platze. Durch ein meiſterhaftes Manöver wußte Friedrich ſeine Bewegungen dem Feinde ſo lange zu verbergen, bis es Zeit zum Angriff war. Auf einmal erdonnerten die Hügel von dem fürchterlichſten Kartätſchenfeuer der Preußiſchen Batterien, Prinz Heinrich griff die Franzöſiſche Infanterie in ihrer rechten Flanke an, und Seydlitz, der Hauptheld dieſes Tages, ſchlug mit der Reiterei die feindliche in die Flucht, und fiel ſodann dem Fußvolk in den Rücken. Die faſt unglaubliche Ueberraſchung machte die Verwirrung unter den Angegriffenen vollkommen. Das Reichsheer ergriff bei den erſten Kanonenſchüſſen die Flucht, die Franzoſen hielten ſich etwa anderthalb Stunden. Das Feuer des Fußvolks dauerte keine halbe Stunde. Die einbrechende Dunkelheit allein rettete die Fliehenden von ihrem gänzlichen Untergange. Doch ſetzte man ihnen noch am folgenden Tage bis an die Unſtrut nach, und bekam über ſieben tauſend gefangen, unter denen neun Generale und dreihundert und zwanzig andere Officiere waren. Viele ſollen erſt am Rheine Halt gemacht haben. Auf dem Schlachtfelde erbeuteten die Sieger drei und ſechzig Kanonen und zwei und zwanzig Fahnen und Standarten. Nur ein und neunzig Todte und zweihundert vier und ſiebzig Verwundete koſtete ihnen dieſe luſtige Schlacht; ein wahres Meiſterſtück der Kriegskunſt, indem eine genial entworfene Dispoſition pünktlich ausgeführt wurde. Seydlitz, dem der König, der ſeine ungemeinen Gaben und Verdienſte um die Ausbildung der Reiter vollkommen erkannte, an dieſem Tage den Befehl über die ganze Reiterei übergeben hatte, obſchon er der jüngſte General dieſer Waffe war, entſprach dieſem Vertrauen auf das glänzendſte. Er erhielt den ſchwarzen Adlerorden, den noch niemals ein Generalmajor bekommen hatte, und wurde nach einigen Tagen zum Generallieutenant ernannt. Die Reiterei war bei Roßbach in einer vorher nie geſehenen Größe erſchienen, und glaubte ſich unter einem ſolchen Anführer fortan unüberwindlich *).

Ganz Deutſchland jubelte über dieſen Sieg, den auch die Bewohner der mit Friedrich im Kriege begriffenen Reichsſtaaten als eine Nationalangelegenheit betrachteten, am meiſten aber die Sachſen, de-

*) Varnhagen v. Enſe, Leben des Gen. von Seydlitz, S. 68.

nen jene Franzoſen hatten zu Hülfe kommen wollen. Die Thüringiſchen Bauern, erbittert gegen dieſe Plünderer, brachten den Preußen ſelbſt eine Menge Gefangener, wobei ſie bittere Klagen über die Zügelloſigkeit dieſer Gäſte führten. Friedrich, ſehr erfreut, ſie und ſich derſelben entledigt zu haben, ging mit ſeinem begeiſterten Heere, das ihm trotz der rauhen Jahreszeit willig folgte, nach Leipzig zurück, und beſchloß nun, ſeinem erſten Feinde auf gleiche Weiſe die Stirn zu bieten.

Und wahrlich, in Schleſien that ſeine Gegenwart noth. Das Heer bei Görlitz hatte am 7. September, durch den Angriff des Generals Nadaſti auf den Holzberg bei Moys, einen harten Verluſt erlitten. Zwölfhundert tapfere Krieger waren gefallen, und, was noch weit unerſetzlicher war, der treffliche Winterfeldt, Friedrichs Liebling und einziger Vertrauter, war unter ihnen. Der Herzog von Bevern und Zieten hatten darauf das Heer nach Schleſien geführt, um dieß Land gegen den Feind zu decken, aber dieſer war ihnen auf dem Fuße gefolgt, in der Abſicht ihr kleines Heer ganz aufzureiben. Entſchloſſen, den Seinen die ſchleunigſte Hülfe zu leiſten, und Schweidnitz, das ſchon ſeit einigen Wochen belagert ward, zu entſetzen, brach Friedrich mit ſeinem ſiegreichen Heere am 12. November von Leipzig auf, um zum Bevernſchen Corps zu ſtoßen. Aber in Görlitz erfuhr er ſchon, daß ſich das wichtige Schweidnitz mit ſeinen reichen Kriegsvorräthen und ſeinen 6000 Vertheidigern an den General Nadaſti ergeben habe (11. Nov.), und nun ſah er auch Beverns Niederlage voraus. Wirklich erhielt er auch von dieſem zweiten Unglück ſchon in Naumburg am Queis den 24. November die erſchütternde Nachricht. Ein dreifach überlegenes Heer unter dem Prinzen von Lothringen und dem Feldmarſchall Daun hatte ihn am 22. November bei Breslau angegriffen und geſchlagen; er ſelbſt wurde zwei Tage darauf bei einer Recognoscirung gefangen genommen, und man glaubte, er habe dieß aus Furcht vor Friedrichs Zorn, ſo vorwurfsfrei er auch war, abſichtlich herbeigeführt. Zum Uebermaaß des Unglücks hatte ein unentſchloſſener Befehlshaber ohne alle Noth dem Feinde auch noch die Hauptſtadt Breslau mit ihren bis zum Ueberfluß gefüllten Magazinen und Zeughäuſern übergeben, und ſo ſchien nun ganz Schleſien für den König verloren zu ſeyn. Von dem ſchönen Bevernſchen Corps waren nicht mehr als 16,000 Mann übrig. Dieſe führte der brave Zieten dem aus Sachſen kommenden Könige den 2. December in Parchwitz

zu. Allein da Friedrich nur 12,600 Mann mitbrachte, ſo ſchien den Oeſterreichern ſeine Ankunft wenig furchtbar, und ſein kleines Häuflein hieß ihnen nur die Berliner Wachtparade.

Friedrich ſelbſt war durch ſeinen Roßbacher Sieg keineswegs ſo ſtolz geworden, daß er das Mißliche ſeiner Lage nicht tief gefühlt haben ſollte. Aber hier hatte er keine Wahl. Wollte er Schleſien nicht auf immer verloren geben, ſo mußte er noch in dieſem Feldzuge die Oeſterreicher daraus vertreiben. Darum war er entſchloſſen, ſie anzugreifen auf Leben und Tod, ſo kühn das Wagſtück auch war. Sein Heer kam an Zahl nur etwa dem dritten Theil des feindlichen gleich, und die darin befindlichen Bevernſchen Truppen waren entmuthigt. Doch eine große Seele weiß ihre Begeiſterung auch in die abgeſpanntſten Gemüther zu ergießen. Der König rief ſeine Generale und Stabsofficiere zuſammen, und hielt eine feurige Rede an ſie, worin er ihnen zuerſt für ihre bisherigen Dienſte dankte, dann die Lage ſeiner Angelegenheiten nachdrücklich ſchilderte, und zuletzt alſo ſchloß: „Laſſen Sie es ſich alſo geſagt ſeyn; ich werde gegen alle Regeln der Kunſt die beinahe dreimal ſtärkere Armee des Prinzen Karl angreifen, wo ich ſie finde. Es iſt hier nicht die Frage von der Anzahl der Feinde, noch von der Wichtigkeit ihres Poſtens; alles das, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen und die richtige Befolgung meiner Dispoſitionen zu überwinden wiſſen. Ich muß dieſen Schritt wagen, oder es iſt Alles verloren; wir müſſen den Feind ſchlagen, oder uns Alle vor ſeinen Batterien begraben laſſen. So denke ich, ſo werde ich handeln. Machen Sie dieſen meinen Entſchluß allen Officieren der Armee bekannt, bereiten Sie den gemeinen Mann zu den Auftritten vor, die bald folgen werden, und ſagen Sie ihm, daß ich mich berechtigt halte, unbedingt Gehorſam von ihm zu fordern. Wenn Sie bedenken, daß Sie Preußen ſind, ſo werden Sie ſich auch jetzt Ihres Namens würdig beweiſen; iſt aber einer unter Ihnen, der ſich fürchtet die letzte Gefahr mit mir zu theilen, der kann noch heut ſeinen Abſchied erhalten, ohne den geringſten Vorwurf von mir zu leiden.“

Auf allen Geſichtern war die Antwort der Helden in glänzenden Zügen zu leſen. Alle Augenzeugen verſichern, daß der Ton dieſes Königs, wenn er aus dem Herzen kam, ſelbſt denen unwiderſtehlich geweſen ſey, die mit ihm unzufrieden zu ſeyn gegründete Urſach gehabt hätten. Ehe die Begeiſterten von ihm gingen, fügte er noch im Tone

des Königs hinzu: „Das Regiment Cavallerie, das nicht gleich, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam in den Feind stürzt, lasse ich gleich nach der Schlacht absitzen, und mache es zu einem Garnisonregimente. Das Bataillon Infanterie, das, es treffe worauf es wolle, nur zu stocken anfängt, verliert die Fahnen und die Seitengewehre, und ich lasse ihm die Borten von der Montirung abschneiden. Nun leben Sie wohl, meine Herren; in kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder."

Hat je eine Rede Wunder gethan, so war es diese. Mit Ungeduld erwartete das kleine Heer den Befehl zum Aufbruch. Die, welche der Schlacht bei Roßbach beigewohnt hatten, erzählten den Anderen von ihren Thaten, und Alle fühlten sich durch den bloßen Anblick ihres Führers begeistert, denn ein größeres Vertrauen als Friedrich hat wohl nie ein Feldherr bei seinen Truppen gehabt *). Am 4. December rückte das Heer von Parchwitz nach Neumarkt. Hier erfuhr man, daß der Prinz Karl sein erstes Lager bei Breslau verlassen habe und den Preußen entgegenkomme. Am folgenden Tage (5. Dec.) ward früh um vier Uhr, noch in der Dunkelheit, aufgebrochen, und wenige Stunden darauf erblickte man in der Gegend des Dorfes Leuthen den Feind, dessen Schlachtordnung beinahe eine Deutsche Meile lang war.

Jetzt entwarf der Held den Plan zu der Schlacht, die sein Schicksal entscheiden sollte. Dieser Plan war ein Meisterstück taktischer Kunst, und wurde trefflich ausgeführt. Schöner hatte sich die Tapferkeit der Preußischen Krieger und das Genie ihres Anführers noch nie bewährt. In drei Stunden (von eins bis vier Uhr) war der glorreichste und vollständigste Sieg über jenes zahlreiche Heer erfochten, das seit der Schlacht bei Kollin dem bedrängten König so manche sorgenvolle Stunde gemacht hatte. Außer den Tausenden, die auf dem Schlachtfelde in ihrem Blute lagen, wurden ganze Bataillone umzingelt und zu Gefangenen gemacht; ja Viele ergaben sich freiwil-

*) Ein funfzehnjähriger Fahnenjunker, der erst um diese Zeit zum Militär kam, erzählte nachher, er habe beim Aufmarsch in der Schlacht bei Leuthen alle Besinnung dermaßen verloren gehabt, daß er am ganzen Leibe gezittert und kaum Kraft genug gehabt habe, die Fahne zu halten. Als aber der König herangesprengt gekommen, bei den Fahnen still gehalten, und gerufen habe: „Nun Kinder, frisch heran! in Gottes Namen!" sey dieß bloße Wort des Helden wie ein elektrischer Funke in ihn gefahren, und er habe die ganze Zeit ohne Furcht im Feuer ausgehalten.

lig, aus Unwillen über ihre ſchlechten Führer. Daraus allein läßt ſich die ungeheure Menge der Gefangenen in dieſer Schlacht erklären. Es waren über ein und zwanzig tauſend Mann. Beinahe das ganze feindliche Geſchütz ward erbeutet, hundert und ſiebzehn Kanonen. An den folgenden Tagen brachten Zieten und Fouquet, die den Feind bis nach Böhmen verfolgten, noch drei tauſend Packwagen ein. Fahnen und Standarten hatte man neun und funfzig erobert. Um keinen Augenblick unbenutzt zu laſſen, brach der König noch an demſelben Abend mit einem Trupp Huſaren nach Liſſa auf, und verhinderte dadurch das Abbrechen der Brücken über das Schweidnitzer Waſſer, über welches die Feinde geflohen waren *). Das ermüdete Heer aber ließ er auf dem Schlachtfelde ſtehen. Hier ſanken viele der braven Kriegsmänner, von Hunger, Froſt und Mattigkeit überwältigt, auf den feuchten Boden hin. Ringsum ſtöhnten Verwundete. Bei jedem Schritte ſtieß man auf Leichen. Die Dunkelheit der Nacht machte die große Scene noch ſchauerlicher. Auf einmal fing ein Soldat an laut und langſam zu ſingen: „Nun danket alle Gott.“ Von denſelben Gefühlen ergriffen fielen die Spielleute mit den Inſtrumenten ein, und in einer Minute ſang das ganze Heer das kräftige Lied mit. Es war ein kriegeriſcher Auftritt von der feierlichſten Erhabenheit. Mit neuem Muthe belebt verließen die frommen Streiter ihre Siegesgefilde, und zogen noch an demſelben Abend ihrem Führer nach.

Dieſer kam nicht ohne Lebensgefahr in Liſſa an, denn der Ort war ganz mit Oeſterreichern angefüllt, die theils von der Straße, theils aus den Fenſtern auf die Ankommenden feuerten. Er bog links ein über die Zugbrücke, die nach dem Schloſſe führt, und ſagte zu ſeinen Begleitern: „Meſſieurs, folgen Sie mir, ich weiß hier Beſcheid.“ An der Schloßthür kamen ihm eine Menge Oeſterreichiſcher Officiere mit Lichtern entgegen. Da er nur wenige Perſonen bei ſich hatte, ſo war er in der augenſcheinlichſten Gefahr, unmittelbar nach dem glorreichſten Siege gefangen oder erſchoſſen zu werden. Allein mit der ruhigſten Miene von der Welt ging er durch ſie hindurch, und ſagte: „Bon soir, Messieurs, Sie haben mich hier wohl nicht vermuthet? Kann man denn noch mit unterkommen?“ Ein ehr-

*) Die höchſt intereſſante Erzählung von dem Ritt nach Liſſa muß man in Nicolais Anekdoten I. S. 231, oder in Steins Charakteriſtik III., 40. nachleſen.

furchtsvolles Ah! war Alles, was sie erwiedern konnten. Seine bald nachher eintretenden Generale befreiten ihn von aller Besorgniß, und nahmen die Oesterreicher gefangen.

Hatten die Feinde ihren Sieg bei Kollin schlecht benutzt, so benutzte Friedrich den seinen dagegen trefflich. Auf der Stelle ward Breslau belagert, und in vierzehn Tagen ergab es sich mit allen seinen Vorräthen, einer vollen Kriegscasse und achtzehn tausend Mann. Zieten und Fouquet mußten mit der Reiterei ganz Schlesien reinigen. Einige noch vorhandene eigenhändige Nachschriften an den erstern zeigen, wie eifrig er dieß Werk betrieb. Z. B.

Vom 9. December. „Ein Tag Fatigue in diesen Umständen, mein lieber Zieten, bringt uns in der Folge hundert Ruhetage. Nut immer dem Feinde in die Hosen gesessen!"

Vom 12. December. „Mein lieber Zieten, nur immer dicht an den Feind, und will er sich bei Bogendorf setzen, so muß man Wernern mit zwei Bataillonen ins Gebirge schicken, denn die Armee muß nach Trautenau, und ist kein Rath mehr für ihn, in Schlesien zu bleiben, und bei dem Rückmarsch durchs Gebirge muß er Kanonen und Bagage verlieren, auch viele Desertion haben. Er kann ihn dann gleich verfolgen und wo möglich den Posten occupiren; dann ist Schweidnitz und Liegnitz abgeschnitten. Adieu!"

Vom 17. December zur Antwort auf einen Bericht von Zieten: „Das ist ganz gut. In Freiberg steht Bukow, den muß man wegjagen. In Hirschberg steht ein Unger, der muß auch fort; und etwas Cavallerie muß um Schweidnitz bleiben, um die Garnison in Respect zu halten."

Durch diese eifrigen Anstalten gelang es, das feindliche Heer in Zeit von zwei Wochen so zu zerstreuen, daß von neunzig tausend Mann nicht mehr als sieben und dreißig tausend Böhmen erreichten. Ganz Schlesien, bis auf Schweidnitz, war vom Feinde gereinigt, und Friedrich konnte nun ruhig die Winterquartiere daselbst beziehen.

So reich an Thaten und Glücksumschlägen dieser Feldzug des Königs auch ist, so umfaßt er doch noch nicht alle Kriegsbegebenheiten dieses merkwürdigen Jahres. Schon oben ist der durch den Herzog von Cumberland (einen Sohn Georgs II.) verlornen Schlacht bei Hastenbeck gedacht. Nach derselben ließ sich dieser ungeschickte Feldherr so in die Enge treiben, daß er unter Dänischer Vermittelung am 8. September zu Kloster-Seven einen schimpflichen Vergleich einging,

vermöge deſſen er gelobte, alle Truppen ſeines Heeres bis auf die Hannoveraner aus einander gehen zu laſſen, ſich mit dieſen über die Elbe zurückzuziehen, und den Franzoſen die bis jetzt beſetzten Länder einzuräumen. Dieſer Vertrag wurde zwar nicht ratificirt, da er keinem der betheiligten Höfe gefiel, aber die Franzoſen blieben im Beſitze des Kurfürſtenthums Hannover, und der Herzog von Richelieu, d'Estrées Nachfolger im Oberbefehl, ſog das Land mit der Geldgier eines Römiſchen Proconſuls aus. Auch Bremen, Braunſchweig und Wolfenbüttel wurden von den Franzoſen beſetzt. Der Landgraf von Heſſen-Kaſſel zog nach Hamburg, und überließ ſein Land den Franzöſiſchen und Oeſterreichiſchen Kriegscommiſſarien. Im Magdeburgiſchen und Halberſtädtiſchen wurden die Einwohner gleichfalls zu ſchweren Brandſchatzungen gezwungen.

Preußen ward einige Monate lang von den barbariſchen Koſaken- und Kalmückenſchwärmen fürchterlich heimgeſucht. Der alte Feldmarſchall Lehwald war viel zu ſchwach, dem großen Ruſſiſchen Heere zu widerſtehen; er verlor eine Schlacht bei Groß-Jägerndorf, unweit Welau (30. Aug.), und das traurigſte Schickſal ſchien bereits über Preußen und Pommern hereinzubrechen, als plötzlich der Feldmarſchall Apraxin von dem Ruſſiſchen Premierminiſter Beſtuchef zurückgerufen ward. So war ganz unerwartet ſchon zu Ende des September das ganze Land vom Feinde rein. Die Urſache dieſer auffallenden Erſcheinung war eine gefährliche Krankheit der Kaiſerin Eliſabeth. Beſtuchef haßte den Thronfolger, den Großfürſten Peter, und wollte ihn nach dem erwarteten Tode der Kaiſerin verdrängen; dazu ſollte ihm ſein Freund Apraxin mit dem Heere, welches er anführte, behülflich ſeyn *). Aber Eliſabeth genas, und die Entdeckung des vereitelten Planes führte Beſtuchefs Sturz und Verbannung herbei.

In Pommern hauſeten um dieſelbe Zeit, bis an die Ukermärkiſche Grenze hin, zwei und zwanzig tauſend Schweden. Aber ſie bezeigten ſehr geringen Eifer, ſich Heldenruhm zu erwerben, und als im November der alte Lehwald ſich mit ſeiner Schaar gegen ſie kehrte, gingen ſie ſchnell nach Stralſund und der Inſel Rügen zurück.

*) Biographie Peters III. Bd. I. S. 109.

11. Friedrich bei Olmütz, Zorndorf, Hochkirch und Neiße. (1758.)

Ein blutiger Feldzug war nun vorüber. Viele Tauſende lagen ſchon geſchlachtet, aber noch dachte keiner der Streitenden an den Frieden. Maria Thereſia rüſtete ſich vielmehr ſtärker als je, und trieb auch ihre Bundesgenoſſen zur lebhaften Fortſetzung des Kampfes an. In der That betrat auch das Ruſſiſche Heer ſchon im Winter den Preußiſchen Boden wieder, und Frankreich ſandte neue Truppen und einen neuen Feldherrn, den Grafen von Clermont, nach Deutſchland, um den König von Preußen wo möglich ganz zu erdrücken. Die Leidenſchaftlichkeit des Wiener Hofes ergoß ſich in unzähligen bitteren Anklageſchriften gegen Friedrich, welche dieſer in derſelben Weiſe beantworten ließ. Was über die große Angelegenheit des Tages in Druck erſchien, wurde mit der größten Begierde geleſen; für dieſen Streit intereſſirte ſich auch der geringſte Bürger, und daher ſahen ſich die Streitenden ſelbſt gezwungen, die Nation öffentlich zu ihrem Schiedsrichter aufzurufen. Aber welchen Richter hätten Friedrichs Thaten nicht beſtochen! Er war der Lobgeſang der Kinder auf den Gaſſen.

Die kurze Winterruhe benutzte er mit der angeſtrengteſten Thätigkeit, ſich neue Hülfsquellen zu eröffnen. Die Münze, mit der er ſeine Truppen beſoldete, ließ er beträchtlich verringern; eine Unredlichkeit, zu welcher ihn die Noth zwang*). Denn er ſelbſt ſchlägt die Koſten eines einzigen Feldzuges auf fünfundzwanzig Millionen Thaler in ſchlechtem Gelde an. Und wie wollte er eine ſo ungeheure Anſtrengung auf die Länge aushalten, da ſein Schatz ſchon ſo ziemlich wieder ausgeleert war? Sein Troſt war, daß ſeine Gegner alle nicht minder erſchöpft waren; und deshalb pflegte er oft zu ſagen: „Derjenige wird den beſten Frieden machen, der den letzten Thaler in der Taſche behält.“

Eine Hoffnung ging ihm jetzt in England auf. Dort war er ſeit der Schlacht bei Roßbach der Abgott des Volks geworden, und jeden Britten verdroß es, daß ein ſolcher Held nicht beſſer unterſtützt werde. Zum Glück führte ſeit dem verwichenen Herbſt der berühmte Pitt

*) Das Geld wurde mit der ſteigenden Verlegenheit immer ſchlechter ausgeprägt, beſonders war das unter Sächſiſchem und Bernburgiſchem Stempel äußerſt geringhaltig. Zuletzt wurden an manchen Orten für einen Ducaten neun Thaler bezahlt. Preuß, a. a. O. Bd. II. S. 391. Nach dem Frieden wurde dieſes ſchlechte Geld verrufen, wodurch viele Menſchen zu Bettlern wurden.

(nachmals Graf Chatam, nach Friedrichs Urtheil der größte Kopf in England) das Ruder des Staats. Dieſer rieth ſogleich ſeinem Könige, den ſchimpflichen Vergleich von Kloſter-Seven für aufgehoben zu erklären, brachte das entlaſſene Heer der Verbündeten wieder zuſammen, und bat ſich von Friedrich II. einen Anführer dazu aus. Friedrich ſandte ihm den trefflichen Herzog Ferdinand von Braunſchweig, der auch ſchon gegen das Ende des November 1757 in Stade ankam. Dem Könige von Preußen ſelbſt bewilligte das Parlament ein jährliches Hülfsgeld von vier Millionen Thalern.

Auf die glänzendſte Weiſe entſprach Herzog Ferdinand von Braunſchweig der Empfehlung ſeines Meiſters. Noch vor dem Ende des Jahres beſetzte er das ganze Land bis an die Aller, und ſchon im Februar 1758, da noch alle anderen Heere in tiefer Ruhe lagen, erhob er ſich aus ſeinem Lager, und überfiel in ihren Winterquartieren die Franzoſen, die mit großem Verluſte aus Hannover und Heſſen vertrieben wurden. In wenigen Wochen nahm er elf tauſend Mann von ihnen gefangen. Im März war das ganze Heer ſchon über den Rhein zurückgetrieben. Clermont war ein ſchlechter Feldherr, und ſein Heer kannte keine Mannszucht.

Wohin Friedrich dießmal zuerſt ſich wenden werde, erwartete Alles mit großer Begierde. In Böhmen ſtand der wieder geſtärkte Daun, Schweidnitz war auch noch in Oeſterreichiſchen Händen, und die ſchlimmſte Nachricht lief aus Preußen ein. Der Ruſſiſche General Fermor hatte ſich ſchon im Januar des ganzen Königreichs bemächtigt, und daſſelbe wie eine Provinz behandelt, die man nie wieder herauszugeben Willens ſey. Alle Magiſtratsperſonen hatten der Kaiſerin Eliſabeth ſchwören müſſen, und die beſtürzten Einwohner Königsbergs hatten dieß nicht nur willig gethan, ſondern auch noch am Tage des Ruſſiſchen Einzuges (22. Jan.) mit allen Glocken geläutet, und ihre Häuſer erleuchtet *). Zur Vergeltung dafür ließ ſich Friedrich von den Magiſtraten mehrerer Sächſiſchen Städte den Eid der Treue ſchwören; aber an eine Züchtigung der Ruſſen war nicht zu denken, ſo lange ein weit gefährlicherer Feind noch in der Nähe war. So blieben Preußen und Pommern ihrem Schickſal überlaſſen.

Zuerſt mußte Schweidnitz wiedererobert werden. Es geſchah mit

*) Dieſe Bereitwilligkeit kränkte den König ſo tief, daß er nie wieder nach Oſtpreußen kam.

Sturm, den 18. April. Jetzt aber, da Jedermann einen Angriff auf Böhmen erwartete, brach Friedrich plötzlich in Mähren ein, und belagerte Olmütz (3. Mai). Unſtreitig hatte der Gedanke, die ſtolze Thereſia mit Furcht und Schrecken aus ihrer Hofburg nach Ungern zu jagen, großen Reiz für ihn; allein der dadurch veranlaßte Entwurf gehörte zu den Uebereilungen dieſes großen Mannes, und wurde als ſolche hart beſtraft. Die Feſtung war für die Preußen unüberwindlich; in dem feindlichen Lande war ihnen Alles entgegen; in den gebirgigen Wegen wurde es dem Oeſterreichiſchen General Loudon *) leicht, dem König eine Zufuhr von drei tauſend Wagen wegzunehmen; ja man ſchmeichelte ſich ſchon, ihm ſelbſt den Rückzug abzuſchneiden, der durch dieſe Gebirgsſchluchten nur durch ein Wunder gelingen zu können ſchien. Doch verzagte Friedrich nicht. In der Nacht vom 1. zum 2. Juli brach das Heer auf. Alle nur erſinnliche Liſt ward aufgeboten, den überall auflauernden Feind durch verſtellte Märſche zu täuſchen. Man ging durch Böhmen, anſtatt durch Oberſchleſien, und nährte ſich dabei auf feindlichem Boden. Friedrichs Wachſamkeit ward von der Klugheit ſeiner Generale Keith, Fouquet, Retzow und Zieten trefflich unterſtützt. Stets fechtend mit dem Feinde, kam man doch allmälig immer weiter, bis endlich am 14. Juli das ganze Heer, ohne einen Wagen verloren zu haben, bei Königingrätz ankam, wo es geborgen war. Kenner rühmen dieſen Rückzug als ein Meiſterſtück.

Bei Landshut ward ein feſtes Lager bezogen, in welchem Friedrich einige Wochen verweilte, um Dauns Bewegungen abzuwarten. Aber jetzt wurden die Nachrichten von den Ruſſen ſo beunruhigend, daß man dieſem mehr durch ſeine Maſſen als durch ſeine Kriegskunſt gefährlichen Feind durchaus Ernſt zeigen mußte. Schon hatte er ganz Pommern und die Neumark überſchwemmt, Alles ausgeplündert und verwüſtet, und an Weibern, Kindern und Greiſen unmenſchliche Grauſamkeiten verübt. Vergebens hatte Graf Dohna das Lager vor Stralſund, wo er die Schweden eingeſchloſſen hielt, verlaſſen, und ſich ihm mit zwanzig tauſend Mann entgegengeſtellt; dieſer verheerende Strom verlangte ſtärkere Dämme.

Mit ſeiner gewöhnlichen Schnelligkeit verließ Friedrich am 10. Auguſt das Lager bei Landshut, ließ den Feldmarſchall Keith zur Deckung Schleſiens zurück, und ging mit vierzehn tauſend Mann in Eil-

*) So wird der Name geſchrieben und Laudon geſprochen.

märſchen auf die Neumark zu. Mit Schrecken und Abſcheu ſah er am 21. Auguſt ſein ihm ſo werthes Küſtrin bis auf drei Häuſer in Aſche liegen. Die Ruſſen hatten es am 15. beſchoſſen, und alle dorthin geflüchteten Güter der umwohnenden Landbeſitzer, ſammt denen der Einwohner, waren den Flammen Preis gegeben. Am 22. vereinigte er ſich mit Dohnas Heerhaufen*) bei Gorgaſt, und ſuchte alsbald den Feind auf; denn da man Daun im Rücken hatte, war nicht viel Zeit zu verlieren. Am 25. Auguſt fand man die Ruſſen, über funfzig tauſend Mann ſtark, bei dem Dorfe Zorndorf in Schlachtordnung. Der Preußen waren nur ſieben und dreißig tauſend. Um neun Uhr begann die fürchterliche Schlacht, die nicht eher als Abends um zehn aufhörte, da beiden Theilen die Kräfte fehlten, den blutigen Kampf noch länger fortzuſetzen. In dieſer Schlacht ward Friedrich zuerſt inne, daß er nicht mehr jenes erſte Geſchlecht von Kriegern habe, die bei Prag und Leuthen ſolche Wunder der Tapferkeit verrichtet hatten. Das Fußvolk des linken Flügels wich dergeſtalt, daß ohne die bewundernswürdige Tapferkeit der Reiterei die Schlacht vielleicht verloren geweſen wäre. Der treffliche Seydlitz erwarb ſich hier das zweite Verdienſt um Friedrich, der freiherzig genug war, zu geſtehen, daß er ihm allein den Sieg verdanke. Es war ein fürchterlicher Tag. Gegen dreißig tauſend Todte und Verwundete bedeckten das Schlachtfeld, und ein Drittel davon waren Preußen. Friedrichs Befehl, keinem Ruſſen Pardon zu geben, war die Urſach dieſes ungeheuren Gemetzels geweſen. Auch hatte er den Feinden, in der Abſicht, das ganze Heer aufzureiben, durch Abbrechung der Brücken den Rückzug erſchwert, und dadurch ihre Verzweiflung vermehrt. Fermor gab ſich indeſſen noch nicht für überwunden; und hätten die Preußen noch Schießbedarf gehabt, ſo wäre das Treffen am folgenden Tage wieder erneuert worden. Man hatte übrigens dem Feinde 103 Kanonen und ſeine Kriegscaſſe abgenommen, und damit begnügte man ſich. Mangel an Lebensmitteln in dem verödeten Pommern bewog Fermor, ſich über Landsberg an der Warte nach Polen und Preußen zurückzuziehen. Auch Friedrich hatte nicht einen Augenblick zu verlieren, denn ſeine kleinen Heere in Sachſen und Schleſien beſorgten jeden Tag, von Dauns überwiegender Macht ver-

*) Als er dieſen ſauber gekleideten, aber bei Großjägerndorf geſchlagenen Heerhaufen muſterte, ſagte er zum Grafen Dohna: „Ihre Leute haben ſich außerordentlich geputzt. Ich bringe welche mit, die ſehen aus wie die Erzteufel, aber ſie beißen.“

ſchlungen zu werden. Schon brandſchatzte General Loudon den Kottbuſſer Kreis, und plünderte die Einwohner bis auf die Schuhſchnallen und Theelöffel.

Prinz Heinrich war in ſeinem Lager unweit Dresden in der größten Gefahr. Zu ihm eilte alſo Friedrich von der Neumark her *), und auf die Nachricht von ſeiner Annäherung zog ſich Daun ſogleich in ein feſtes Berglager bei Stolpen zurück. Der Plan deſſelben war jetzt, den König von Schleſien abzuſchneiden, wo die Oeſterreicher Neiße und Koſel belagerten. Friedrich wollte ſchnell den Weg über Bauzen und Görlitz gewinnen. Die erſtere Stadt erreichte er glücklich, aber jenſeits derſelben, auf den Höhen von Kitlitz, zwiſchen Löbau und Gloſſen, lag Daun lauernd am Wege in einer Verderben drohenden Stellung. Friedrich hätte ihn umgehen können, allein ſein bisheriges Glück und ein allzugroßes Vertrauen auf Dauns bekannte Langſamkeit machten ihn ſo kühn, daß er ſich mit ſeinem ungleich ſchwächeren Heere vor ſeinen Augen lagern wollte (10. October). Der Quartiermeiſter-Lieutenant Marwitz, der das Gefährliche dieſes Poſtens deutlich einſah, weigerte ſich, das Lager abzuſtecken, aber er kam dafür ins Gefängniß. Die trefflichſten Männer, Keith, Zieten, Seydlitz, thaten beſcheidene Vorſtellungen: vergebens. Der König traute einem Kund-

*) Die Verheerungsſcenen, von denen er ſo eben herkam, hatten ihn dergeſtalt erbittert, daß er auf ſeinem Durchmarſche durch die Niederlauſitz, von Lübben aus, einen Huſarenſchwarm nach dem Städtchen Pförten ſchickte, mit dem Befehl, das daſelbſt befindliche Brühlſche Schloß in Brand zu ſtecken (5. Sept.) Der menſchlichgeſinnte Officier ließ zwar den Bewohnern eine Stunde Zeit, das Koſtbarſte daraus in Sicherheit zu bringen, allein den majeſtätiſchen Palaſt mußte er doch zerſtören. Das Jahr vorher hatte Friedrich die Brühlſchen Schlöſſer Belvedere in Dresden, Niſchwitz bei Wurzen und Grochwitz bei Herzberg ſeiner Garde zum „Ausräumen" Preis gegeben; ja an dem letztern Orte ſoll er eine prächtige Spieluhr in ſeinem Schlafzimmer mit eigener Hand zertrümmert haben. Man darf bei dieſen Handlungen des Königs nicht vergeſſen, daß über Brühl, als über den Ausſauger des ganzen Landes, in Sachſen ſelbſt nur eine Meinung war, und daß alſo Friedrich die Stimmung der Sächſiſchen Patrioten für ſich zu haben glauben durfte, wenn er dieſe Behälter des ungerechteſten Raubes zerſtörte. Der König ſelbſt erzählt in einem Briefe an Voltaire, die Sachſen hätten 1763 die Preußiſche, alſo eine feindliche Verwaltung, dennoch ungern und mit Zittern gegen die wiederkehrende Brühlſche vertauſcht. L'excès de son luxe en tous les genres, ſagt Rulhière von Brühl, paroîtroit exagéré dans un roman, et la vérité passe ici bien loin la vraisemblance. Eine nach ſeinem Tode angeſtellte Unterſuchung zeigte, daß in den öffentlichen Caſſen durch ihn mehr als fünf Millionen Thaler veruntreut worden waren. S. Dohms Denkwürdigkeiten, Bd. IV. S. 201.

ſchafter mehr als ſeiner eigenen Klugheit; aber gerade dieſer Kundſchafter war vom Feinde erkauft, ihn ſicher zu machen.

Drei Tage hatte das Preußiſche Heer im Lager zwiſchen den Dörfern Hochkirch und Rodewitz ruhig geſtanden, und ſchon war beſchloſſen, in der Nacht des 14. October den gefährlichen Poſten zu verlaſſen, als der verhöhnte Feind am Morgen dieſes Tages ſeinen längſt vorbereiteten Racheplan ausführte. Das ganze Heer der Preußen, und der König ſelbſt, ſchlief noch in tiefem Frieden, nur Zietens Reiterei hatte, auf den geheimen Befehl ihres wachſamen Führers, wider Willen des Königs, gerüſtet bleiben müſſen. Der Feind hatte ſich während der Nacht heimlich dem Dorfe Hochkirch genähert, und wartete auf den Glockenſchlag Fünf, das verabredete Zeichen zum Ueberfall. Das Niederſchießen der Vorpoſten und das Geräuſch im Lager erweckte die überraſchten Preußen. Sie traten aus den Zelten, allein noch konnte man nichts erkennen, und hörte nur den einbrechenden Feind. Erſt da ſich ein ſchreckliches Kanonenfeuer im Dorfe erhob, ward man inne, daß der Feind ſich bereits der großen Preußiſchen Batterie, die die Hauptgaſſe deſſelben beſtrich, bemächtigt habe, und mit derſelben alle Preußen niederſchmetterte, die ſich in dieſer Gaſſe zu ſammeln eilten. Die Verwirrung war fürchterlich *). Im Dorfe ſelbſt war das Gedränge am größten. Es gerieth in Flammen, und dieß diente zur Beleuchtung der fürchterlichen Scene. Indeſſen bemühten ſich die Feldherren, Ordnung in die geſchreckten Haufen zu bringen. Seydlitz und Zieten ſchwärmten außerhalb mit ihren Reitern herum, hieben viele Feinde nieder, und machten viele hundert Gefangene, aber in der Dunkelheit der Nacht entrannen ihnen die meiſten wieder. Im Dorfe ſuchten Andere feſten Fuß zu gewinnen, aber hier machten die Batterien allen Widerſtand vergeblich. Dem tapfern Prinzen Franz von Braunſchweig nahm eine Kanonenkugel den Kopf weg; der Feldmarſchall Keith fiel, von zwei Kartätſchenkugeln durchbohrt; Prinz Moritz von Deſſau ward ſchwer verwundet aus dem Feuer getragen. Der Major Lange vertheidigte wie ein zweiter Leonidas mit ſechshundert Preußen den Dorfkirchhof gegen acht Oeſterreichiſche Grenadier-Bataillone mit dem glänzendſten Erfolge. Erſt vier-

*) Ein recht lebendiges Gemälde dieſer Schreckensnacht findet man in der kleinen, höchſt intereſſanten Schrift des ſchon genannten Feldpredigers Küſter: „Bruchſtück aus dem Campagneleben eines Preußiſchen Feldpredigers. Berlin, 1791."

zehn andere Bataillone, die der Feind anrücken ließ, konnten das kleine Häuflein überwältigen. Noch jetzt versuchte Lange, sich durchzuschlagen, fand aber dabei, mit dem größten Theile der Seinen, den Heldentod.

Der Anbruch des Tages verbesserte nichts, denn ein undurchdringlicher Nebel trat an die Stelle der Dunkelheit. Dennoch muß man die Ordnung im Preußischen Heere und die Geistesgegenwart seiner Führer bewundern, denn bei allem Nachtheil, in dem sich dasselbe nothwendig befinden mußte, war doch der feindliche Verlust nicht so sehr viel geringer, als man hätte glauben sollen. Bis gegen neun Uhr suchten die Preußen ihren Platz zu behaupten, dann gab der König den Befehl zum Rückzuge. Lager und Gepäck konnten freilich nicht gerettet werden, auch von dem Geschütz ging das meiste (hundert und eine Kanone) verloren; übrigens aber geschah der Rückzug des geschlagenen Heeres, besonders durch die klugen Anordnungen der Generale Retzow und Seydlitz und des Obersten Saldern, in solcher Ordnung, daß der Feind sich nicht getraute, ihn zu stören. Daun selbst soll das Kunstreiche dieses schönen Manövers bewundert haben. Er zog sich sogar wieder in sein altes Lager zurück, und es schien, als hätte er keinen Sieg gewonnen.

Für Friedrich schien jedoch dieser „glupsche Streich", wie er ihn nannte, von bösen Folgen unzertrennlich. Er hatte dabei, außer dem Geschütz, neun tausend Mann seiner besten Truppen verloren. Wie schien es möglich, daß er jetzt noch nach Schlesien würde durchdringen können? Daun selber war darüber so sicher, daß er dem mit dem Angriff auf Neiße beauftragten General Harsch schrieb, er solle nur ganz getrost die Belagerung fortsetzen; jetzt habe er nichts mehr zu befürchten.

Der König stand gegen elf Uhr auf einem Hügel bei Klein-Bauzen, und sah nicht ohne Wehmuth die Reste seiner zusammengeschmolzenen Bataillone vorüberziehen. Aber schon mehr Meister in der Kunst sich selbst zu bezwingen, als nach der Schlacht bei Kollin, zeigte er seinen Officieren ein völlig heiteres Gesicht. Einigen vorüberziehenden Artilleristen rief er zu: „Kanoniere, wo habt ihr eure Kanonen gelassen?" Einer von ihnen antwortete: „Der Teufel hat sie bei Nachtzeit geholt." — „So wollen wir sie ihm bei Tage wieder abnehmen, erwiederte er. Nicht wahr, Grenadiere?" — „Ja, sagten diese im

Vorbeigehen, das iſt recht; ſie ſollen uns auch noch Intereſſen dazu geben!"

Man ſchlug indeſſen auf den Anhöhen bei Doberſchütz ein Lager auf, ſo gut es ohne Zelte gehen wollte, holte von den Einwohnern von Bauzen und den umliegenden Dörfern Kochgeſchirr und Stroh zuſammen, und vergaß den erlittenen Verluſt um des unverzagten Königs willen, den das ganze Heer anbetete. Und wirklich war er nach dieſem Unglück nicht minder bewundernswürdig, als nach der mißlungenen Unternehmung auf Olmütz. Durch die künſtlichſten Märſche täuſchte ſein Bruder Heinrich den Feind, und ſtieß mit ſieben tauſend Mann und friſchen Kriegsvorräthen von Dresden aus zu ihm (21. Oct.). Am 24. Abends um zehn Uhr brachen beide nun in aller Stille auf, umgingen (über Ullersdorf) das Dauniſche Lager, und erreichten Görlitz glücklich. Daun ſah ſich hintergangen, und Europa wartete nun auf die Früchte des Hochkircher Sieges vergebens. Jetzt konnte dem Könige Niemand mehr den Eintritt in Schleſien verwehren. Er ließ ſeinen Bruder bei Landshut ſtehen, erſchien vor Neiße, und verjagte durch ſein bloßes Erſcheinen die Belagerer (6. Nov.). Auch die Belagerung von Koſel wurde aufgehoben.

Daun, deſſen Plan durch ſeine Unthätigkeit und die Verſchlagenheit ſeines Gegners ganz vereitelt war, wollte nun Sachſen zu befreien ſuchen, das jetzt der wachſame Heinrich verlaſſen hatte. Er zog das Reichsheer ins Land, dieß ſollte die Preußen, die an der Elbe verſchanzt ſtanden, von vorn angreifen, indeß er ſelbſt ihnen in den Rücken fallen wollte. Aber Graf Dohna jagte die Reichstruppen von Leipzig fort; General Wedel befreite Torgau von Haddiks Schaaren; General Fink beobachtete Dauns großes Heer, und als dieſes Miene machte, Dresden zu erobern, ließ der Commandant dieſer Stadt, Graf Schmettau, einen Theil der ſchönen Vorſtädte derſelben abbrennen (10. Nov.), um den Feind abzuhalten, ſich darin feſtzuſetzen; ja als er aufgefordert ward, ſich zu ergeben, gab er die entſchloſſene Antwort: er werde ſich von Straße zu Straße vertheidigen, und ſich im äußerſten Falle unter den Trümmern des kurfürſtlichen Schloſſes begraben. Auf dieſes Aeußerſte wollte es Daun nicht ankommen laſſen; er zog ſich zurück, und als bald darauf gar die ſchreckende Nachricht einlief, Friedrich ſey ſchon wieder von Schleſien her im Anzuge nach Sachſen, ging er ſchnell nach Böhmen, und überwinterte dort. Der König traf wirklich am 20. November ſchon wieder in Dresden ein,

beſorgte alles Erforderliche zur Vertheidigung Sachſens, ließ ſeinen Bruder wieder daſelbſt zurück, und nahm ſeine eigenen Winterquartiere zu Breslau, wo er in der Mitte des Decembers ankam.

So endigte ſich dieſer thatenreiche Feldzug, trotz der Unfälle von Olmütz und Hochkirch, noch eben ſo ehrenvoll, wie der vorige. Zur Erhöhung der Freude liefen auch aus Weſtphalen und Pommern gute Nachrichten ein. Herzog Ferdinand war über den Rhein gegangen, und hatte den Grafen von Clermont am 23. Juni bei Crefeld völlig geſchlagen; da aber ein anderes Franzöſiſches Heer unter Soubiſe und Broglio in Heſſen einfiel, auch die wieder bis auf 80,000 Mann verſtärkte Rheinarmee an dem Marquis von Contades einen beſſern Feldherrn bekam, als der abgerufene Clermont es geweſen, ſo konnte ſich Ferdinand auf dem linken Rheinufer nicht länger halten. Er zog ſich zurück, nahm aber an der Lippe eine ſo meiſterhafte Stellung, daß die Franzöſiſchen Heere ſich nicht vereinigen konnten, ſondern Contades ſeine Winterquartiere zwiſchen dem Rhein und der Maas nehmen, und auch Soubiſe Heſſen wieder räumen mußte. Ferdinand verlegte ſein Heer in die Weſtphäliſchen Bisthümer, und ſchützte Deutſchland gegen die Ausführung der barbariſchen Befehle des Franzöſiſchen Kriegsminiſters Belleisle, die dahin gingen, daß „ganz Hannover und Weſtphalen in eine Wüſte verwandelt, und darin Alles bis auf die Wurzeln in der Erde ausgerottet werden müßte."

---

12. Kay, Kunersdorf, Maxen.

(1759.)

Aber bis jetzt hatte der Held nur erſt den kleinſten Theil der Unfälle erfahren, die in dieſem Kriege über ihn verhängt waren. Auf ganz andere Angriffe mußte er von ſeinen Feinden bei der nächſten Wiederaufnahme der Waffen gefaßt ſeyn. Maria Thereſia reizte die Pompadour durch den neuen Franzöſiſchen Premierminiſter Choiſeul, ehemaligen Geſandten in Wien, zur lebhafteſten Fortſetzung des Krieges auf. Eliſabeth von Rußland wollte den Flecken, den der Ruhm ihrer Krieger bei Zorndorf erhalten, gleichfalls durch Siege getilgt wiſſen, und ſchickte neue Schaaren und einen neuen Feldherrn, den General Soltikow, nach Preußen. Durch ihn und Daun ſollte der zwiſchen beiden eingeſchloſſene Löwe erdrückt werden.

Nur ein vollzählig gemachtes Heer und Vorrath an allen Bedürfniſſen des Krieges hätten dem bedrängten Helden Muth geben können, ſo furchtbar drohenden Gefahren mit feſtem Schritte entgegen zu gehen. Ueber die Wahl der Mittel, Geld und Soldaten aufzubringen, entſchied jetzt freilich nur die Noth, und die Menſchlichkeit mußte verſtummen. In den eigenen Provinzen wurde die junge Mannſchaft mit Härte ausgehoben, und die Hülfsquellen der beſetzten Länder wurden ſo viel als möglich benutzt. Sachſen und Anhalt mußten liefern, was die Preußiſchen Bevollmächtigten verlangten, und Mecklenburg-Schwerin, deſſen Herzog die Unbedachtſamkeit gehabt hatte, ſich in Regensburg an die Spitze der Preußenfeinde zu ſtellen, mußte dafür mit ſchweren Kriegsſteuern und Natural-Lieferungen büßen *).

So zu rechter Zeit gerüſtet, wollte Friedrich dießmal, gegen ſeine Gewohnheit, die Feinde erwarten. Er verlegte zu dem Ende 45,000 Mann zwiſchen Schweidnitz und Löwenberg in Cantonirungsquartiere, während ihm gegenüber 83,000 Oeſterreicher unter Daun und Loudon in Böhmen längs der Grenze aufgeſtellt wurden, um alle Zugänge von Schleſien zu bewachen. Preußiſcher Seits deckte dagegen Oberſchleſien General Fouquet, Sachſen Prinz Heinrich. Der Letztere gab in dieſem Feldzuge die herrlichſten Proben ſeiner militäriſchen Meiſterſchaft. Durch die verdeckteſten und ſchnellſten Märſche überliſtete er den vorſichtigen Daun in Böhmen, und zerſtörte ihm einige Magazine, aus denen funfzig tauſend Mann fünf Monate lang hätten unterhalten werden können, brach dann eben ſo raſch in Franken ein, jagte viele Haufen des Reichsheeres aus einander, trieb Brandſchatzungen ein, machte Gefangene, zerſtörte Magazine, und kehrte wieder nach Sachſen zurück, ehe Daun mit ſeinen achtzig tauſend Mann es gewagt hatte, etwas gegen dieſes Land zu unternehmen.

Friedrichs Geſchäfte im Lager bei Landshut beſtanden während deſſen in einem fortwährenden Berichtempfangen und Befehlertheilen. Nur Zwiſchenſtunden waren der Muſik, dem Leſen, der

*) Der Verſuch eines kleinen Hauptes, ſich gegen ihn zu erheben, erbitterte Friedrich bis zur Wuth. Ein polniſcher Edelmann in der Poſener Woiwodſchaft, Namens Smikowski, ſchüttete auf ſeinen Gütern für die Ruſſen Getraide auf, und wollte ihnen ſogar Kanonen zuführen. Dafür ließ ihn der König von Preußen durch den General Wobersnow mitten in Polen überfallen, die Magazine zerſtören, und ihn ſelbſt nach Glogau bringen, wo er in die Feſtung geſperrt ward.

Dichtkunst und dem Briefwechsel, besonders mit Fouquet und dem Marquis d'Argens, gewidmet. Endlich erscholl die Nachricht von dem Anmarsche der Russen. Mit ihnen sich zu vereinigen, war Loudon mit zwanzigtausend Mann schon bis Lauban vorgegangen. Sogleich erhielt Graf Dohna, der eben die Schweden in Stralsund belagerte, Befehl, sich nach Polen zu wenden, die Vereinigung zu hindern, und wo möglich die Russen in einzelnen Heerhaufen zu schlagen. Er konnte aber nichts weiter ausrichten, als daß er mehrere kleine Magazine zerstörte, und eine Menge Polen mit Gewalt zum Preußischen Dienste aushob. Unzufrieden mit seinem Zaudern sandte Friedrich an seine Stelle den General Wedel mit der Vollmacht eines Dictators, und mit dem Befehl, die Russen zu schlagen, wo er sie fände. Kenner zweifelten schon damals, ob dieser Mann dem wichtigen Geschäft gewachsen seyn möchte. In der That war der Erfolg sehr unglücklich. Wedel traf die Russen bei dem Dorfe Kay, unweit Züllichau, griff sie unverzüglich aus einer sehr unvortheilhaften Stellung an (23. Juli), ward völlig geschlagen, und verlor mehr als fünf tausend Mann und den braven General Wobersnow. Soltikow rückte nun sofort nach Krossen vor; der Weg nach Berlin stand ihm offen, und die gefürchtete Vereinigung mit Loudon war gar nicht mehr zu hindern. Sie erfolgte den 3. August.

Friedrich mußte eilen, das Unglück seines Dictators wieder gut zu machen. Einen Theil der Truppen seines Bruders Heinrich in Sachsen ließ er unverzüglich in der schrecklichsten Hitze den Eilmarsch nach der Neumark antreten. Prinz Heinrich selbst ward nach Schlesien gerufen, um den König im Lager bei Schmottseifen abzulösen. Er selbst wollte sich nämlich an die Spitze des geschlagenen Wedelschen Heeres stellen, und ging deshalb am 30. Juli mit einem Trupp Husaren nach Sagan ab. Aber als ob ihm sein bevorstehendes Unglück geahnet hätte, machte er vor seiner Abreise sein Testament, und forderte seinem Bruder ein feierliches Versprechen ab, nach seinem Tode in keinen dem Preußischen Hause schimpflichen Frieden zu willigen.

An der Oder fand er vierzig tausend Mann. Er führte sie am 11. August über den Fluß, und sah die vereinigten Feinde, über sechzig tausend Mann stark, auf den Anhöhen zwischen Frankfurt und Kunersdorf verschanzt und durch eine sehr große Zahl Kanonen gedeckt. Trotz ihrer sichtbaren Ueberlegenheit beschloß er, sie am folgenden Tage anzugreifen. Es geschah, und am 12. August Mittags nach 11 Uhr be-

gann die unglückſelige Schlacht. Das höchſt unbequeme Terrain, das man vorher nicht ſorgfältig genug unterſucht hatte, und die drückende Hitze dieſes Tages erſchwerten den Angriff über alle Erwartung. Die zahlloſen Feuerſchlünde, mit denen die zu erſteigenden Anhöhen beſetzt waren, ſprühten Tod und Verderben auf die Angreifenden. Ganze Rotten ſtürzten auf einmal nieder. Dennoch ſiegte zuletzt die Preußiſche Tapferkeit, und um ſechs Uhr war der ganze linke Flügel der Ruſſen geworfen, und alle ihre Batterien erobert. Siebzig Kanonen waren in Preußiſchen Händen. Der König fertigte einen Courier nach Berlin ab, um die vorläufige Siegesbotſchaft zu überbringen

Nie aber hat ſich wohl in kürzerer Zeit ein Glück ſchrecklicher gewendet. Noch ſtand der rechte Flügel der Ruſſen unerſchüttert, und die Oeſterreicher waren noch gar nicht zum Schlagen gekommen. Auch die Flüchtigen vom linken Flügel ſammelten ſich wieder, da ihnen Friedrich, der ſie durchaus vernichtet wiſſen wollte, die Flucht durch Frankfurt verſperrt hatte. Mehrere treffliche Generale, beſonders Fink und Seydlitz, riethen dem Könige, jetzt den Kampf abzubrechen, da das Volk ermattet ſey, und von den geſchlagenen Ruſſen zu erwarten ſtehe, daß ſie ſich in der Nacht wohl von ſelbſt zurückziehen würden. Aber Friedrich, der ſeine Sache mit dieſem verhaßten Feinde ein für allemal entſchieden wiſſen wollte und nichts halb thun mochte, beſtand auf der Fortſetzung der Schlacht.

Und jetzt begann ein furchtbarer Glücksumſturz. Die ermatteten Preußen ſollten die von Loudon unterdeß mit Oeſterreichiſchen Grenadieren wieder beſetzten Anhöhen erſtürmen, von denen aus Hunderten von Kanonen ein wahrer Todesregen ſich auf ſie ergoß. Sie ſollten es mit den friſchen Oeſterreichiſchen Truppen aufnehmen, die alle Vortheile der Stellung vor ihnen voraus hatten. Nicht einmal ihr Geſchütz konnten ſie nachziehen. Der König ergriff jetzt das letzte Mittel, welches er in ſeiner Gewalt hatte, er befahl ſeiner Reiterei anzugreifen. Zweimal weigerte ſich Seydlitz, dem Befehle Folge zu leiſten, Ort und Augenblick, ließ er melden, ſeyen ungünſtig; als aber der König ihn zum drittenmale mit großer Heftigkeit wiederholte, ſtürmte er gegen die Ruſſiſchen Schanzen an *). Doch von den mörderiſchen Kartätſchenkugeln ſtürzten Mann und Roß zu Boden. Seydlitz ſelbſt ſank, an der rechten Hand ſchwer verwundet, vom

*) Varnhagen von Enſe, Leben des Generals v. Seydlitz, S. 109.

Pferde und mußte fortgetragen werden. Noch einmal sammelte der König, was er von dem Fußvolk zusammenbringen konnte, und führte es gegen den Feind, aber eben so vergeblich. Die sonst so festen Linien brachen, die Unordnung ward allgemein, und nun vollendete die Oesterreichische Reiterei die schreckliche Niederlage. Die Flucht im Preußischen Heere ward allgemein. Kein Rückzug, wie bei Kollin oder Hochkirch, ward geordnet. Jeder eilte, sich selbst zu retten. Ein panischer Schrecken betäubte alle Gemüther, obgleich der Feind von aller Verfolgung abstand. Umsonst suchte der König, den der Anblick dieser Flucht aus aller Fassung brachte, einige Bataillone zum Stehen zu bringen. Er setzte sich selbst dem größten Feuer aus. Zwei Pferde wurden ihm unter dem Leibe erschossen, und als er das dritte besteigen wollte, zerschmetterte ihm eine Musketenkugel sein goldenes Etui in der Westentasche. Zuletzt von allen seinen Truppen verlassen, rief er verzweifelnd aus: „Kann mich denn keine verwünschte Kugel erreichen?" Er sah, wie nicht bloß alles eroberte Geschütz, sondern auch noch fast alles Preußische dazu stehen blieb, denn Jeder suchte nur sein Leben zu retten. Indeß kam ein Trupp Oesterreichischer Reiter daher gesprengt, und der König wäre sicher getödtet oder gefangen worden, hätte ihn nicht der Rittmeister Prittwitz mit einem Trupp Husaren umringt und in Sicherheit gebracht. Mehrmals rief er auf diesem Schreckenswege aus: „Prittwitz, ich bin verloren!" und auf dem Rücken dieses treuer Gefährten schrieb er mit Bleistift die bekannten Worte an seinen Minister Finkenstein in Berlin: „Alles ist verloren, retten Sie die königliche Familie; Adieu für immer!"*)

Er kam spät am Abend in dem Dorfe Oetscher an, wo die Schiff-

*) Einige Stunden später schrieb er ebendemselben, von Oetscher aus, auf einem noch vorhandenen Stück Papier, folgenden ausführlichern Bericht: „Ce 12 Août 1759. J'ai attaqué ce matin à 11 heures l'ennemi. Nous l'avons poussé au cimetière des juifs auprès de Frankfort; toutes mes troupes ont donné et ont fait des prodiges, mais ce cimetière nous a fait perdre un prodigieux monde. Nos gens se sont mis en confusion, je les ai ralliés trois fois; à la fin j'ai pensé être pris moi-même, et j'ai été obligé de céder le champ de bataille. Mon habit est criblé de coups, j'ai deux chevaux tués. Mon malheur est de vivre encore. Notre perte est très-considérable. D'une armée de 48000 hommes je n'ai pas 3000 dans le moment que je parle; tout fuit, et je ne suis plus maître de mes gens. On fera bien à Berlin de penser à sa sûreté. C'est un cruel revers, je n'y survivrai pas. Les suites de l'affaire seront pires que l'affaire même. Je n'ai plus de ressources, et à ne point mentir, je crois tout perdu. Je ne survivrai point à la perte de ma patrie. Adieu pour jamais! Frédéric."

brücken waren. Hier fanden ſich etwa fünf tauſend Mann bei ihm ein, die übrigen hatten ſich aufgelöſt, oder lagen in ihrem Blute. Unter den letzteren war auch der liebenswürdige Dichter Kleiſt, der von Kartätſchenſchüſſen verwundet, dann von Koſaken rein ausgezogen und in einen Sumpf geworfen worden war, und wenige Tage nachher den Geiſt aufgab. Hundert fünf und ſechzig Kanonen waren verloren. Der unglückliche Monarch warf ſich in ſeinen Kleidern auf ein Strohlager in einer halb zerſtörten Bauernhütte hin; rings um ihn ſchliefen ſeine Adjutanten auf bloßer Erde. Die ſchrecklichen Bilder der Zukunft ließen ihn nicht ſchlummern. Einem Officier, der ihm am folgenden Morgen berichtete, daß man noch einiges Geſchütz gerettet habe, rief er entgegen: „Herr, er lügt! ich habe keine Kanonen mehr!“ Jeder fürchtete ſich, ihm nahe zu kommen. Den alten Artillerie-Oberſten Moller fragte er in dieſen bangen Tagen einmal, wie es doch zugehen möge, daß ſeine Truppen nicht mehr das leiſteten, was ſie ehemals gethan hätten. Der fromme Moller erwiederte ſchüchtern, es ſey vielleicht die Sündenſchuld des Heeres, bei welchem ſchon ſeit einiger Zeit die Betſtunden ganz eingegangen wären. Und von dem Tage an ward der ehemalige Feldgottesdienſt bei den Regimentern wieder eingeführt.

Am 13. Auguſt Nachmittags um vier Uhr ging das geſchlagene Häuflein über die Oder nach Reitwein. Hier ſammelte der König noch viele Flüchtlinge, zog einige in der Nähe ſtehende Truppenabtheilungen an ſich, ließ Geſchütz aus Berlin und Küſtrin herbeiſchaffen, und ging nach Fürſtenwalde zurück. An dieſem Orte war Friedrich entſchloſſen, mit ſeiner kleinen Schaar die Feinde zu erwarten und für die Rettung ſeiner Hauptſtadt ſein Leben aufzuopfern. Denn auch gefangen wollte er ſeinen Ruhm nicht überleben, und für dieſen Fall führte er während des ganzen Krieges ein Giftpulver bei ſich, das man noch nach ſeinem Tode gefunden hat *).

*) Sehr merkwürdig iſt es, was der obengenannte Feldprediger in den „Lebensrettungen“ S. 154 über dieſen Umſtand erzählt: „Im Lager bei Leutmeritz, auf dem gefährlichen Rückmarſch von der Kolliner Schlacht im Juni 1757 ward mir zuerſt unter dem Siegel der höchſten Verſchwiegenheit dieß ſchreckliche Geheimniß durch einen hohen Vertrauten des Königs eröffnet. Meine Seele bebte. Mit Ehrerbietung, aber auch mit pflichtmäßigem Muthe, ſagte ich das, wovon ich wünſchte, daß es dem Monarchen ſchnell möchte wieder geſagt werden. Und dieß war geſchehen; denn ich bekam durch den ſeligen Oberſt Balby Befehl, den Nachmittag vor dem Könige zu erſcheinen. Furcht und Muth kämpften bei mir mächtig, und nur nach und nach konnte ich es dahin bringen, daß ich mir ruhig und deutlich das dachte, was ich ihm über dieſen Gegenſtand zu ſagen hätte.

Aber es war nicht im Rathe der Vorsehung beschlossen, daß er seinem Unglück erliegen sollte. Was Jedermann, und er selbst, erwartete, daß die Russen und Oesterreicher ungesäumt nach Berlin gehen, die ganze Mark in Besitz nehmen, und so den Krieg in acht Tagen endigen würden, das geschah nicht. Die Russen nämlich, die schon Preußen inne hatten, waren nicht Willens, für Oesterreich Eroberungen zu machen. Daun, der dieß verlangte, erhielt von Soltikow die Antwort: „Ich habe zwei Schlachten gewonnen, und warte nur noch, um weitere Bewegungen zu machen, auf die Nachricht zweier Siege von Ihnen, denn es ist nicht billig, daß die Truppen meiner Kaiserin ganz allein handeln sollen.“

In diesem gefährlichen Zeitpunkte zeigte sich das Genie des königlichen Bruders Heinrich, der eigentlich zu der unscheinbaren Rolle eines Hüters und Vertheidigers verurtheilt war, in dem glänzendsten Lichte. Während nämlich Daun nach Triebel gerückt war, fiel er ihm durch kluge Bewegungen so rasch in den Rücken, daß es ihm gelang, die beträchtlichen Oesterreichischen Magazine in Böhmen zu zerstören, wodurch derselbe in Kurzem zum Rückzug gezwungen und die Mark für dießmal gerettet ward.

Auch Friedrichs Muth kehrte bald wieder zurück, da er das Betragen seiner Feinde wahrnahm. Er schämte sich seines Kleinmuths, und ließ die wackeren Männer, die ihn in seiner Schwäche gesehen hatten, jetzt desto empfindlicher den König wieder fühlen. Da Daun sich nach Böhmen zurückzog, ließ sich auch Soltikow nicht länger halten, und anstatt nach Berlin zu gehen, kehrte er durch Niederschlesien nach Polen zurück. Friedrich folgte ihm bis Glogau, und ließ ihn ruhig über die Oder ziehen.

Thätiger als diese zwei mächtigen Feinde, betrug sich unter diesen Umständen das kleine Reichsheer unter dem Herzog von Zweibrücken. Es brach in das ganz von Feldtruppen entblößte Sachsen ein, eroberte Leipzig, Torgau und Wittenberg, und belagerte Dresden. Der Befehlshaber der letztern Stadt, der tapfere Graf Schmettau, hatte gleich

---

Aber es fand diese erhebliche Audienz den Sonnabend nicht Statt, denn ein unvermutheter Ueberfall, den ein heraneilendes Oesterreichisches Corps auf unsere Vortruppen that, nöthigte den König, sich eilend zu Pferde zu setzen, und durch seine Gegenwart den Feinden Furcht und unseren Truppen Muth zu geben. Er begegnete mir unweit dem Schlosse, grüßte mich sehr freundlich und nun ward meine ganze Seele Wonne, denn ich sah ihn durch diesen Zufall der Schwermuth entrissen.“

nach der Niederlage bei Kunersdorf vom Könige Befehl erhalten, es nicht aufs Aeußerſte kommen zu laſſen, da man ihm doch keinen Beiſtand ſchicken könne, ſondern nur die königlichen Caſſen zu retten, die fünf, nach Andern ſieben Millionen Thaler enthielten. Späterhin aber fand der König Gelegenheit, den General Wunſch nach Sachſen zu ſchicken, der Torgau und Wittenberg glücklich wieder eroberte, und auch Dresden entſetzt haben würde, wenn nicht Schmettau, der von ſeiner Ankunft nichts wußte, unglücklicher Weiſe den Tag vorher die Capitulation abgeſchloſſen hätte (4. Sept.). So ging Friedrichs Hauptſtützpunkt in Sachſen verloren, und obgleich das Geld gerettet ward, ſo fielen doch dem Feinde ſo reich gefüllte Magazine und Kriegsvorräthe in die Hände, daß Daun dießmal nicht nöthig hatte, ſeine Winterquartiere in Böhmen zu ſuchen.

Dieſer neue Verluſt, der einzige unerſetzliche im ganzen Feldzuge, brachte Friedrich außer ſich. Sobald er in Schleſien der Ruſſen und ſeines Podagras los war, eilte er ſelbſt nach Sachſen, um wo möglich den Schaden wieder gutzumachen, und auch dieſen unglücklichen Feldzug mit einem kühnen und glücklichen Streich, wie die beiden vorigen, zu enden. Schon hatte Prinz Heinrich den ängſtlichen Daun durch geſchickte Wendungen nach Wilsdruf zurückmanövrirt, als der König im Lager bei Hirſchſtein ankam (13. Nov.). Vergebens ſuchte der beſonnenere Bruder ſeine Hitze zu mäßigen. Er jagte dem weichenden Feinde ſelber nach, und richtete noch eine Niederlage in deſſen Nachzuge an. Den General Fink ließ er mit funfzehntauſend Mann über Dippoldiswalde nach Maxen ziehen, um dem Feinde, der im Plauenſchen Grunde lag, in den Rücken zu kommen. Dieſer einſichtsvolle General fühlte ſelbſt das Gefährliche ſeines Auftrages. Er machte Vorſtellungen, doch Friedrich ließ ſich nicht von Jedem rathen. So war ein neues Unglück unabwendbar. Fink ward von allen Seiten angegriffen und eingeſchloſſen (20. Nov.), und nachdem er viertauſend Mann eingebüßt hatte, mußte er ſich mit den übrigen elftauſend, gerade ſo wie vor drei Jahren die Sachſen bei Pirna, auf Capitulation ergeben. Einige Tage nachher hatten vierzehnhundert Preußen unter dem General Dierecke bei Meißen das nämliche Schickſal. Friedrich war hier ganz in dem Falle eines unglücklichen Spielers. Je mehr er verlor, deſto mehr wagte er, und deſto verhaßter wurden ihm alle kälteren Spieler. Der geweihten Creatur *) zum Trotze lagerte er ſechs Wochen

*) So (oder auch den Mann mit der geweihten Mütze) pflegte er Daun zu nennen,

lang bei Wilsdruf in der fürchterlichsten Kälte unter eisigen Zelten, in denen die Soldaten sich auf einander drückten, um sich zu erwärmen, aber dennoch zu Tausenden erkrankten und starben. Seine Freude war, daß Daun dadurch gezwungen wurde, das Nämliche zu thun, und mithin auch den nämlichen Schaden zu leiden. Endlich da die Kälte immer heftiger ward, ließ er am 10. Januar 1760 die Winterquartiere beziehen, wobei er das Hauptquartier nach Freiberg verlegte.

Es sind noch einige poetische Episteln aus dieser Zeit, an die Prinzessin Amalie und den Marquis d'Argens, vorhanden, in welchen Friedrich mitten in diesen Drangsalen seine damalige Gemüthsstimmung verewigt hat. Der Gedanke an eine eherne Nothwendigkeit, der sich der Weise zuletzt, wenn alles Gegenstreben fruchtlos sey, blindlings unterwerfen müsse, ist darin der herrschende, und der, daß ja zuletzt der Tod der Befreier von allen Uebeln sey, seine Beruhigung. Seine prosaischen Briefe aus dieser und der folgenden Periode verrathen die höchste Gleichgültigkeit gegen das Leben. Nur sein natürlicher Frohsinn und sein immer reges Ehrgefühl schützten ihn vor Muthlosigkeit. So wie er entschlossen war zu sterben, so war auch das sein Vorsatz, bis zum letzten Augenblicke seiner Ehre und seiner Pflicht genug zu thun.

---

18. Friedrich vor Dresden, bei Liegnitz und bei Torgau. (1760.)

Aber mit welchen Hoffnungen konnte er jetzt wohl in die Zukunft blicken? Der nächste Feldzug drohte noch unglücklicher als der vorige zu werden. Der Muth seiner Feinde stieg mit ihrem Glücke; Russen und Oesterreicher verstärkten sich, und hatten den Plan, Schlesien und die Mark zu erobern. Friedrich hatte im vorigen Feldzuge ganze Heere eingebüßt, welche die Kaiserin schlechterdings nicht auswechseln wollte, und obgleich seine Werber das ganze Reich in Anspruch nahmen, so konnten doch die zusammengebrachten Rekruten die alte trefflich geübte und disciplinirte Preußische Infanterie nicht ersetzen. Um Geld zu erhalten, mußte Sachsen fortwährend gebrandschatzt werden. Sogar die Wälder des Landes wurden umgehauen, und das Holz zu Gelde gemacht. Die Münze ward von Jahr zu Jahr mehr verringert, und

---

weil derselbe nach der Schlacht bei Hochkirch vom Papste ein geweihtes Baret und einen Degen erhalten hatte.

da die Holländer und Engländer dieſen Kunſtgriff nachahmten, ſo ward ſogar aus der Fremde noch die Maſſe des ſchlechten Geldes vermehrt. Nur der Ruf von Friedrichs Thaten, und die Zauberkraft, mit der er alle Herzen an ſich zu feſſeln wußte, bewirkten es, daß die Tauſende von Menſchen, die durch Liſt und Gewalt täglich zu ſeinen Fahnen geſchleppt wurden, gehorſam aushielten, und ſich willig in die Preußiſche Disciplin fügten, was um ſo mehr zu bewundern iſt, da an Officieren ſchon ein auffallender Mangel war, und man ſelbſt Knaben, die man unter den Cadetten auswählte, bei dem Heere anſtellen mußte.

Schmerzlicher konnte wohl nichts für Friedrichs thätigen Geiſt ſeyn, als ſich nun ſchon zum zweiten Male auf den bloßen Vertheidigungskrieg zurückgeführt zu ſehen. Dießmal wollte er Sachſen beſchützen, Schleſien und die Mark ſollten Fouquet und der Prinz Heinrich decken. Er lag deshalb ruhig bis zur Mitte des Junius in ſeinem Lager bei den ſogenannten Katzenhäuſern zwiſchen Meißen und Noſſen, bewacht von Dauns großem Heere, das bei Dresden ſtand; dann bezog er ein andres Lager bei Schlettau. Der kleine Krieg ging unaufhörlich fort und im Lager wurden die täglich ankommenden Rekruten geübt. Unterdeſſen lauteten die Nachrichten aus Schleſien ſehr beunruhigend. Glatz, der Schlüſſel zu dieſem Lande, ward vom General Harſch eingeſchloſſen, und Fouquet verzweifelte daran, mit ſeinen achttauſend Preußen ſein Lager bei Landshut gegen Loudons dreißigtauſend Mann zu behaupten. Er zog ſich zurück, allein nun riefen die Gebirgsſtädte um Hülfe, und ſo mußte er auf des Königs ausdrücklichen Befehl wieder in jenes unrettbare Lager zurückgehen. Er that es mit der Ergebung eines Leonidas, indem er ſein Schickſal deutlich vor Augen ſah.

Friedrich brach indeß plötzlich aus ſeinem Lager bei Schlettau auf, überließ Sachſen der Vertheidigung ſeines Generals Hülſen, und ging in der Nacht vom 15. Juni bei Zehren über die Elbe. Sein Marſch ging auf die Lauſitz zu. Ihm zur Seite ging Dauns großes Heer, mit dem die Scharmützel kein Ende nahmen. Am 6. Juli ging das Heer bei Bauzen über die Spree. Die Hitze war ſo außerordentlich, daß an dieſem einen Tage hundert und fünf Mann in ihren Gliedern mitten im Marſche todt niederfielen. Erſt jetzt erhielt er die traurige Nachricht von Fouquets Niederlage. Er unterdrückte ſeine Beſtürzung darüber, und ſagte in einem feſten Tone zu ſeinen Officieren: „Fouquet iſt gefangen, aber ſeine Gefangennehmung macht ihm und uns Ehre; er hat ſich wie ein Held gewehrt.“

Loudon hatte diesen trefflichen General mit vierfach überlegener Macht am 23. Juni früh um zwei Uhr angegriffen. Bis Mittag hatte der verzweiflungsvolle Kampf gedauert. Das Preußische Fußvolk ward theils niedergemacht, theils gefangen, die Reiterei schlug sich durch. Fouquet fiel unter sein erschossenes Pferd, und die feindlichen Dragoner hieben auf ihn ein. Sein treuer Reitknecht Trautschke warf sich über ihn, fing mit seinem Leibe die Hiebe auf, und schrie unaufhörlich: „Wollt ihr denn den commandirenden General umbringen?" bis ein feindlicher Oberst ihn rettete. Die Oesterreichische Mannszucht zeigte sich bei dieser Gelegenheit gegen die Preußische in einem schlechten Lichte. Die Kroaten hieben nicht nur viele wehrlose Preußen, die bereits das Gewehr gestreckt hatten, nieder, sondern Loudon ließ auch nach dem Siege die Stadt Landshut plündern, und alle Fabriken derselben zerstören.

Friedrich kehrte plötzlich um, und eilte wieder nach Sachsen. Am 14. Juli erschien er vor Dresden, das er durch die Ueberraschung wegzunehmen hoffte. Aber das gelang nicht. Daun erhielt volle Zeit, ihm wieder nachzukommen, und sich ihm gegenüber zu legen. Es ward darauf eine Belagerung angefangen, und die schöne Stadt durch unaufhörliches Bombenwerfen verwüstet. Umsonst stampfte Friedrich vor Ungeduld den Boden, umsonst ließ er einem Regimente, das er der Feigheit beschuldigte, die Seitengewehre, und den Officieren die Huttressen abnehmen: der Oesterreichische Befehlshaber ergab sich nicht. Vielmehr wurden funfzehnhundert Preußen erschossen, acht von Magdeburg kommende Kornschiffe auf der Elbe weggenommen, Daun erschien auf der Seite der Neustadt, und durch einen gefangenen Officier erfuhr man, daß General Harsch die Festung Glatz am 26. Juli erobert habe. Diese Nachricht war ein neuer Donnerschlag für Friedrich. Doch unterdrückte er auch hier seine Bestürzung, und sagte: „Sey's! Im Frieden werden sie es uns ja wohl wiedergeben. Wir müssen nach Schlesien gehen, damit wir nicht Alles verlieren."

In der Nacht vom 30. Juli brach er von Dresden auf, und trat seinen vorigen Marsch durch die Lausitz wieder an. Vor ihm her ging Daun, hinter ihm Lascy; die drei Heere schienen einem Herrn zu gehören. Nach vielen Gefahren kamen die Preußen glücklich in Schlesien an, und lagerten sich in der Gegend von Liegnitz. Aber ihnen gegenüber, jenseits der Katzbach, stand das nun vereinigte Daunsche und Loudonsche Heer, und verlegte ihnen die Wege nach Breslau und Schweidnitz Und gerade dahin mußte man gehen, weil dort die großen Magazine

waren, und man nur noch auf wenige Tage Lebensmittel hatte. In einer mißlichern Lage war Friedrich noch nie geweſen. Er mußte hier, wenn Alles geſchah, was geſchehen konnte, das Schickſal Finks bei Maxen erwarten. Denn außer jenen ihm dreifach überlegenen Oeſterreichern ſtand auch noch jenſeits der Oder, unweit Breslau, der Feldmarſchall Soltikow mit ſechzig tauſend Ruſſen, den nur die Eiferſucht auf Daun noch etwas zurückhielt. Der König, der jeden Tag angegriffen und umzingelt zu werden befürchtete, mußte wie ein Parteigänger faſt alle Nächte ſeine Stellung ändern, um den zögernden Daun irre zu machen. Gerade ſo that er es auch in der Nacht vom 14. auf den 15. Auguſt. Er ließ ganz in der Stille ſein Lager bei Jeſchkendorf abbrechen, welches die Oeſterreichiſchen Generale den Tag vorher ſorgfältig erſpäht hatten, und zog ſich weit von den täuſchenden Wachtfeuern auf die Anhöhen von Pfaffendorf. Hier legte ſich die Mannſchaft ruhig nieder, Jeder behielt ſein Gewehr im Arm, und da ſie nicht ſingen durften, plauderten ſie. Die heitere, milde Nacht machte Alle guter Dinge. Auch der Feind war dieſe Nacht nicht müßig. Er hatte dem König eine Scene wie die bei Hochkirch zugedacht, und zu dem Ende brach Loudon mit ſeinem ganzen Heere um Mitternacht auf, um die nämlichen Höhen bei Pfaffendorf zu beſetzen, die, ihm unbewußt, ſo eben von den Preußen eingenommen waren. Etwa um zwei Uhr entdeckte ihn eine Preußiſche Huſarenpatrouille. „Wo iſt der König?“ rief der zurückſprengende Major Hund. „Was giebts?“ fragte der erwachende Friedrich. — „Ew. Majeſtät, der Feind iſt da, und ſchon ganz nahe!“ — „Pferd her!“ rief Friedrich, und jeder General flog an ſeinen Platz. — „Wie wirds gehen, mein lieber Schenkendorf?“ fragte er denjenigen von ihnen, der den Angriff machen ſollte. „Ich will einmal die Burſchen fragen,“ antwortete dieſer. „Nun Grenadiere, was meint ihr, werdet ihr als ehrliche Kerle fechten?“ — „O ja, wenn Sie uns anführen!“ war der allgemeine Ausruf. Schenkendorf war einer der erſten unter den Verwundeten. Aber ſeine Grenadiere rächten ihn hundertfältig. Loudon, erſtaunt ſich ſo empfangen zu ſehen, und unvermögend, in dem Dämmerlicht des Morgens den wahren Stand des Feindes zu erkennen, hatte hier das Schickſal Friedrichs bei Hochkirch, nur daß er noch in weit kürzerer Zeit geſchlagen ward. Früh um fünf Uhr war Alles vorüber; der Feind hatte zehntauſend Mann an Todten und Verwundeten, ſechstauſend Gefangene und zweiundachtzig Kanonen eingebüßt. Daun war zu entfernt zur

Hülfe geweſen, auch hatte ein widriger Wind den Donner des Geſchützes von ſeinen Ohren abgehalten.

Für den Geiſt der Ehre, der auch die Gemeinen in Friedrichs Heer beſeelte, iſt der Zug bezeichnend, daß einige alte Grenadiere aus jenem Regimente, dem bei Dresden die Seitengewehre abgenommen worden, jetzt hervortraten, und auf ihre bewieſene Tapferkeit ſich berufend, ihre Ehrenzeichen bittend zurückforderten. „Ihr ſollt ſie wieder haben, Kinder!“ war Friedrichs gütige Antwort, und das ganze Heer nahm Theil an der dieſem würdigen Regimente widerfahrnen Gerechtigkeit.

Die Schlacht bei Liegnitz war für den König der erſte heitere Sonnenblick nach einem Jahre voller Trübſal. Als der wackere Zieten herantrat, ihm Glück zu wünſchen, fielen beide, von ihren Gefühlen überwältigt, einander in die Arme, und der treue Gehülfe ward noch auf dem Schlachtfelde zum General der Cavallerie ernannt. Aber der große König war weit entfernt, ſich an jenem Sonnenblick unthätig zu wärmen. Nur einen kleinen Theil der ihm drohenden Gewitterwolke hatte ſein Sieg zerſtreut. Erſt von der geſchickten Benutzung deſſelben hing ſeine völlige Rettung ab.

Mit einer Schnelligkeit, die dem Feinde Bewunderung einflößte, war das ganze Heer ſchon um neun Uhr Vormittags wieder im Marſch nach Parchwitz zu. Man erreichte Neumarkt glücklich, und nun war man vor dem Hunger geborgen. Bei Breslau hatte man noch die Ruſſen zu treffen gefürchtet; allein ſie hatten ſich, aufgebracht über Dauns Zaudern, bereits über die Oder zurückgezogen. In Breslau fand man die Vorſtädte abgebrannt, und viele Häuſer in der Stadt verwüſtet. Dieß rührte von einer Belagerung Loudons her, die der tapfere Preußiſche Befehlshaber, General Tauenzien, während Friedrichs Aufenthalt in Sachſen, glücklich abgeſchlagen hatte.

Daun zog ſich nun ins Gebirge, und machte Miene den König von Schweidnitz abzuſchneiden. Dieſer mußte ihm dahin folgen, und lagerte ſich bei Dittmannsdorf. Die beiden Lager berührten hier einander faſt, und alle Tage gab es Scharmützel. In dieſen trüben Tagen waren d'Argens Briefe ein Labſal für Friedrichs troſtbedürftiges Herz. „Die Kriſis (ſchrieb er dieſem Freunde unterm 18. Sept.) hat eine andere Geſtalt gewonnen, aber noch iſt nichts entſchieden. Ich verzehre mich langſam; ich bin wie ein Körper, dem täglich einige ſeiner Glieder abgenommen werden. Der Himmel ſtehe uns bei, es iſt uns ſehr nöthig. Sie erinnern mich immer an meine Perſon. Sie

ſollen wiſſen, daß es nicht nöthig iſt, daß ich lebe, wohl aber, daß ich meine Schuldigkeit thue, und für mein Vaterland ſtreite, um es zu retten, wenn es noch möglich iſt. Sie können ſich keinen Begriff von unſeren entſetzlichen Mühſeligkeiten machen; dieſer Feldzug übertrifft alle vorigen; bisweilen weiß ich nicht, wohin ich mich wenden ſoll. Meine Fröhlichkeit iſt mit den lieben und würdigen Perſonen begraben, an denen mein Herz ſo feſt hing. Schmerzhaft und traurig iſt das Ende meines Lebens. Vergeſſen Sie Ihren alten Freund nicht, lieber Marquis!"

Während Friedrichs Aufenthalt in Schleſien war Sachſen den Reichstruppen gänzlich Preis gegeben. Sie eroberten Leipzig mit leichter Mühe, und drängten zuletzt auch Hülſens kleinen Heerhaufen aus Torgau und Wittenberg fort. Zu dieſem Verluſte kam noch eine weit größere Gefahr. Man hatte es endlich von dem Feldmarſchall Soltikow erlangt, daß dieſer eine Schaar von zwanzig tauſend Ruſſen in Verbindung mit funfzehn tauſend Oeſterreichern nach Berlin ſchicken wollte. Am 3. October kam dieſer gefürchtete Feind vor den Thoren von Friedrichs Hauptſtadt an. Obſchon die Beſatzung nur 1500 Mann zählte, wurde die Uebergabe doch verweigert, worauf die Ruſſen die Stadt zwar beſchoſſen, aber wieder abzogen, da ſich ein Preußiſcher Heerhaufe näherte. Da ſich dieſer indeß zu ſchwach glaubte, den zahlreichen Feinden die Spitze zu bieten, kamen ſie am 8. zurück, und die Stadt ergab ſich, ſchloß aber den Vertrag nicht mit den Oeſterreichern, ſondern mit den Ruſſen. Preußens guter Genius wollte, daß der Anführer der letztern, der General Tottleben, ein Mann von edler Geſinnung und feiner Bildung war, der durch ſeine Mannszucht und Ordnung den mit ihm erſchienenen Oeſterreichiſchen General Laſcy ungemein beſchämte. Die Ruſſen waren hier die ehrliebenden Feinde, die Oeſterreicher die Barbaren, den einzigen General Eſterhazy ausgenommen, der in Potsdam befehligte, und das dortige Schloß, ſo wie Sansſouci, ohne die geringſte Verletzung zurückgab, wogegen in Schönhauſen, und beſonders in Charlottenburg, wo die Sachſen hauſeten, Alles verwüſtet, und unerſetzliche Gemälde und Antiken bis zur Vernichtung verſtümmelt wurden. Friedrich vergaß den Sachſen dieſen Frevel nicht, und er, der außer den Brühlſchen Schlöſſern bisher nichts ohne Noth verderbt hatte, ließ dafür, ſobald er wieder nach Sachſen kam, das Jagdſchloß Hubertsburg rein ausplündern.

Wie viel in bedrängten Umſtänden der gute Wille und die Klug-

heit eines Mannes vermag, das zeigte während der Einnahme Berlins der patriotiſche Kaufmann Gotzkowski, der, mit edler Aufopferung ſeines eigenen Vermögens, durch ſeine klugen Vorſtellungen unendliches Uebel abgewandt hat, das dieſer Stadt noch zugedacht war, und deſſen Name um ſo mehr in der dankbaren Erinnerung der Nachwelt fortzuleben verdient, da es ſeinem Könige nicht gefallen hat, ihn für ſeine Treue zu belohnen. Man konnte Friedrichen nicht mehr mißfallen, als durch gewiſſe, ſelbſt edle, Anmaßungen, die er ſich — vermöge ſeiner Eiferſucht — gern allein vorbehalten hätte. Auch der Holländiſche Geſandte Verelſt legte bei Laſcy ein wirkſames Fürwort ein, als ſchon vom Plündern der Stadt die Rede war.

Drei Tage hatte man die gefürchteten Gäſte geherbergt, als das Schreckenswort: Friedrich kommt! ſie eiligſt verjagte (12. Oct.). Laſcy ging nach Sachſen, Tottleben über die Oder zurück. Von beiden ward das platte Land furchtbar verwüſtet; die Oeſterreicher plünderten ſelbſt die Leichname in den Begräbnißgewölben. Friedrich ſtand bei Guben, als er von ihrem Abzuge hörte. Jetzt wollte er ſich ſogleich nach Sachſen wenden. Er ging daher über Lübben in das Anhaltſche, wo er das Heer mit Lebensmitteln aus Magdeburg verſorgte. Sachſen ſollte nun von Neuem erobert werden. Aber bei Torgau lag Daun verſchanzt, der dem Könige aus Schleſien gefolgt war. Auch das Reichsheer hatte noch einen großen Theil von Sachſen inne, und bei Landsberg an der Warte ſtanden die Ruſſen, die, wenn dem Könige jetzt ein Unglück begegnete, bereit waren, ſammt den Oeſterreichern ihre Winterquartiere in der Mark zu nehmen. Er ſelber ſah für dieſen Fall keine andere Ausſicht, als den Tod. Und wahrlich, Dauns furchtbare Stellung auf den Weinbergen bei Torgau drohte einen Auftritt wie den bei Kunersdorf zu geben. „Nie, ſchreibt der König am 28. Oct. an d'Argens, werde ich den Augenblick ſehen, der mich nöthigen wird, einen nachtheiligen Frieden zu ſchließen; kein Bewegungsgrund wird im Stande ſeyn, mich dahin zu bringen, daß ich meine Schande unterſchreibe. Entweder laſſe ich mich unter den Trümmern meines Vaterlandes begraben, oder, wenn dem Geſchick, das mich verfolgt, dieſer Troſt noch zu ſüß ſeyn ſollte, ſo werde ich mein Unglück zu endigen wiſſen, wenn es nicht mehr möglich ſeyn wird, es zu tragen. Stets handelte ich einer innern Ueberzeugung und den Gefühlen der Ehre gemäß, und auch meine letzten Schritte werden mit dieſen Grundſätzen übereinſtimmen. Nachdem ich meine Jugend meinem Vater, meine

männlichen Jahre dem Vaterlande aufgeopfert habe, glaube ich berechtigt zu ſeyn, über mein Alter zu gebieten. Es giebt Leute, die gegen das Geſchick folgſam ſind, das iſt nicht meine Sache. Habe ich für Andere gelebt, ſo will ich für mich ſterben, unbekümmert, was man davon ſagen wird; ja ich ſtehe Ihnen ſogar dafür, daß ich es nie erfahren werde. Wie? ich ſollte ein kraftloſes Alter vorziehen, voll Verdruß und Schmach, voll Betrübniß über vergangenes Glück, und voll Beleidigungen? Nein, Marquis:

Wenn Alles uns verläßt, die Hoffnung ſelbſt zerbricht,
Dann iſt das Leben Schimpf, und Sterben wird uns Pflicht." *)

Am 26. October ging das Heer bei Deſſau über die Elbe, und rückte auf Düben vor, um dort ein Magazin zu errichten. Hülſen ging mit ſeiner Schaar nach Leipzig, welches nun wieder von Preußiſchen Bataillonen beſetzt ward (31. Oct.), und trieb die Reichstruppen zurück. Dem Könige ſelbſt blieb nichts übrig, als Daun in ſeinen Verſchanzungen anzugreifen. Er nahm am 2. November das Lager bei Langen-Reichenbach, zwiſchen Schilda und Torgau. Daun hielt es für unmöglich, angegriffen zu werden; er wollte daher den König hinhalten, und ihn, da der Winter vor der Thür war, durch ſein bloßes Zaudern zwingen Sachſen zu verlaſſen.

Friedrich ſchwankte einige Augenblicke, ob er Leben oder Tod dem Schickſal einer Schlacht überlaſſen ſollte. Er berief ſeine Generale zuſammen, und wollte ihre Meinung hören. Alle ſchwiegen; endlich ſagte der alte Zieten feſt und laut: „Alle Dinge ſind möglich, nur eins iſt ſchwerer als das andere." Jetzt ward die Schlacht beſchloſſen, und der Befehl zum Aufbruch bekannt gemacht.

Der 3. November war der große, entſcheidende Tag. Das Preußiſche Heer theilte ſich, nach Friedrichs Plan, in zwei Hälften; mit der einen wollte der König ſelbſt von vorn über Neiden und Elsnig das Oeſterreichiſche Lager ſtürmen, mit der andern ſollte Zieten durch einen Umweg demſelben bei Siptitz und Groswig in den Rücken fallen. Die langen Märſche verzögerten den Angriff bis nach zwei Uhr Nachmittags. Ein unſeliges Mißverſtändniß drohte gleich zu Anfang dem Heer des Königs Verderben. Man hörte nämlich ein ſtarkes

*) Verſe aus Voltaires Merope:
Quand on a tout perdu, quand on n'a plus d'espoir,
La vie est un opprobre, et la mort un devoir.

Schießen auf der andern Seite, und dieß verleitete zu glauben, Zieten sey schon an seinem Platze. Ihn rasch zu unterstützen, wartete Friedrich nicht die ordentliche Stellung des ganzen Treffens ab, sondern führte einzelne Bataillone gegen den Feind. Aber dieser empfing ihn mit einem Donner aus mehr als zweihundert Kanonen, der mehrere Personen auf der Stelle des Gehörs beraubte, und desgleichen der König selbst nie gehört zu haben betheuerte. Die Bataillone stürzten Mann vor Mann nieder, frische wurden herangeführt, aber sie hatten dasselbe Schicksal. Weder Reiterei noch Fußvolk konnten sich gegen diese Kartätschen sprühenden Feuerschlünde halten. Rechts und links neben dem Könige schlugen die feindlichen Kugeln in die Erde, so daß sein Pferd in beständiger Bewegung blieb. Auch traf ein Streifschuß seine Brust, aber ein Pelz und ein Sammtrock schwächte die Wirkung der Kugel. Es war ein blutiger Tag, und mit jeder Viertelstunde sank Friedrichs Hoffnung mehr. Die Nacht brach ein, und man hatte sich der feindlichen Verschanzungen nicht bemeistert. vielmehr lag der Kern der Preußischen Infanterie auf dem Blutfelde hingeschlachtet, und schon war ein Oesterreichischer Courier auf dem Wege nach Wien, der Kaiserin die Siegesbotschaft zu bringen.

Die Verwirrung nach dem Eintritt der Dunkelheit war fürchterlich. Preußen schossen auf Preußen, und Oesterreicher auf Oesterreicher, und der König selbst war oft in Gefahr, einem feindlichen Haufen in die Hände zu gerathen. Gegen die Schauder einer langen und feuchtkalten Novembernacht wurden unzählige Feuer in der Torgauer Heide angezündet, um die sich Oesterreicher und Preußen lagerten, entschlossen, sich am Morgen denen zu ergeben, für die sich der Sieg erklären würde. Zehntausend Verwundete mußten diese lange kalte Nacht auf feuchter Erde in ihrem Blute liegend verseufzen.

Man hörte indessen noch bis halb zehn Uhr auf der andern Seite kanoniren. Hier hatte Zieten *), Saldern und der Oberstlieutenant

*) Beiläufig einige Spartanische Charakterzüge von diesem Helden. Ehe noch sein Corps zum Angriff kommen konnte, ward es von den Batterien des Feindes schon erreicht. Gleich der erste Schuß kostete einem Officier das Leben. Ein Cornet, der noch nie einer Schlacht beigewohnt hatte, meldete es erschrocken dem General, erhielt aber den kaltblütigen Bescheid, es würden wohl noch mehrere erschossen werden. Bald darauf nahm eine Kanonenkugel einem Cüraſſier den Kopf weg. Um diesem Anblick, bei dem die Anderen zu verweilen Muße hatten, das Abschreckende zu benehmen, sagte Zieten in seinem zutraulichen Tone: „Kinder, der da hatte einen sanften Tod.“

Möllendorf die Anhöhen von Siptitz glücklich erſtiegen und den Feind in ſo große Verwirrung gebracht, daß Daun, der ſelber am Schenkel verwundet worden war, ſein völlig aufgelöſtes Heer um Mitternacht durch Torgau über die Elbe zurückgehen ließ. Friedrich brachte unterdeſſen die bängſte aller Nächte in der kleinen Kirche des Dorfes Elsnig zu, weil alle Bauernhäuſer voll Verwundeter waren, und ſetzte hier, auf der unterſten Stufe des Altars ſitzend, bei dem Schimmer eines ſchwachen Lichts Befehle und den Entwurf zur morgenden Erneuerung des Angriffs auf. Er ſchickte einmal über das andere hinaus, um zu erfahren, ob es denn nicht bald tagen würde; endlich warf er ſich aufs Pferd, und ritt im grauen Duft der erſten Dämmerung zum Dorfe hinaus. Da ſah er von fern Reiter in weißen Mänteln. Es war Zieten, der im Tone eines Bericht erſtattenden Officiers zum Könige ſagte: „Ew. Majeſtät, der Feind iſt geſchlagen, er zieht ſich zurück.“ Dann ſprengte er zu ſeinen Kriegern zurück, und rief: „Burſchen, unſer König hat die Schlacht gewonnen, und der Feind iſt völlig geſchlagen. Es lebe unſer großer König!“ Alle antworteten einſtimmig: „Ja ja! unſer König Fritz ſoll leben! Aber unſer Vater Zieten auch, unſer Huſarenkönig auch!“ *)

Friedrich vergaß nicht, ſeinen braven Truppen für ihre Treue zu danken, und ſie nach ſeinen Kräften zu belohnen. Sie waren vergnügt, trotz aller Mühſeligkeiten, und ſcherzten mit ihm; eine Freiheit, die er ihnen öfters geſtattete. Er hieß ihnen nicht anders als Fritz, und ward oft mit Du angeredet. Er ſelbſt ſah mit Recht dieſen Sieg — den er mit vierzehntauſend Mann hatte erkaufen müſſen — nur als eine Hülfe für den Augenblick an. Glück genug, daß Daun nach Dresden zurückgetrieben und Soltikow von der Mark abgehalten war, und daß man noch einmal die Winterquartiere in Sachſen nehmen konnte. Friedrich wählte dießmal Leipzig zu ſeinem Aufenthalte, und weihte hier, mitten im Gewühle der ſchwierigſten Geſchäfte und der

*) Auch unſer oft genannter Feldprediger hat uns aus dieſer Schlacht einige Züge von gemeinen Soldaten aufbehalten, welche die allgemeine Liebe zum Könige rührend bezeugen. „Als derſelbe, erzählt er, am folgenden Morgen über das Wahlfeld ritt, und den Verwundeten ſein Mitleid bezeugte, riefen ſchwer verwundete Officiere und Gemeine ihm zu: Ach! wir freuen uns nur und danken Gott, daß Ew. Majeſtät leben! — Ein durch den Leib geſchoſſener, ſeinem Tode naher Grenadier eines Magdeburgiſchen Regiments ſagte: „nun will ich gerne ſterben, da ich nur weiß, daß wir geſiegt haben, und der König lebt.“

bangsten Sorgen, manche Stunde den Musen und der litterarischen Unterhaltung*), unter andern auch mit den Leipziger Gelehrten, von denen ihm jedoch nur der bescheidene Gellert gefiel.

---

14. Schweidnitz und Kolberg verloren. (1761.)

Im Laufe des verflossenen Jahres hatte der erschöpfte Held einige Friedensversuche gemacht. Aber eben nun glaubten seine beiden Feindinnen ihn am wenigsten loslassen zu müssen, da sie ihn in dem nächsten Feldzuge ganz gewiß aufzureiben hoffen durften. Und wahrlich, diese Hoffnungen schienen sehr gegründet: denn schon hatten die Oesterreicher durch Glatz und Dresden festen Fuß in Schlesien und Sachsen; Friedrichs zuverlässigste Krieger lagen auf den Schlachtfeldern verscharrt, oder schmachteten gefangen in den Ungrischen Festungen, aus denen man keine Auslösung gestattete; König Georg II. von England war gestorben (25. Oct. 1760), und der Günstling seines Nachfolgers, Lord Bute, bewilligte keine Hülfsgelder mehr; nur aus einem kleinen Theile seiner Staaten konnte Friedrich noch Einkünfte beziehen, und auch von Sachsen stand ihm nur noch die Hälfte zu Gebote. Aus dieser, und namentlich aus der Stadt Leipzig, mußten die erforderlichen Kriegssteuern — so wollte es die unerbittliche Nothwendigkeit — mit einer dem so menschlichen Friedrich sonst nicht gewöhnlichen Strenge eingetrieben werden.

Der Feind wollte dießmal schlechterdings Schlesien erobern, und dann nach Berlin gehen. Dieß sollte Loudon in Vereinigung mit dem Russischen Feldmarschall Butturlin vollbringen. Damit aber das Preußische Heer in Sachsen dem in Schlesien nicht beispringen könne, sollte Daun dasselbe bei Dresden beschäftigen. Gegen den Herzog Ferdinand von Braunschweig — der die Flanke des Königs trefflich deckte, 1759 gegen die Franzosen zwar am 13. April bei Bergen ein Treffen verloren, aber am 1. August über sie bei Minden einen herrlichen Sieg errungen, und auch 1760 Westphalen und Hannover gegen die weit zahlreicheren Feinde geschützt hatte — zogen dieß-

*) Er ließ unter andern seine Kammermusik und den Marquis d'Argens zu sich kommen. Dieser fand ihn eines Abends auf plattem Boden sitzend, und mit einem Stöckchen seine Hunde regierend, die ein Fricassee aus einer großen Schüssel fraßen.

mal zwei Franzöſiſche Heere unter Broglio und Soubiſe, zuſammen 155,000 Mann ſtark.

Friedrich überließ Sachſen deſſen altem Hüter, dem vorſichtigen und gewandten Prinzen Heinrich, um in eigener Perſon die Vertheidigung Schleſiens zu übernehmen. Am 10. Mai kam er bei dem Heere in Löwenberg an. Die Ruſſen ſtanden an der Polniſchen Grenze, und eilten nicht ſehr, ſich mit den Oeſterreichern zu vereinigen. Drei Monate vergingen jetzt unter künſtlichen Märſchen und Manövern, durch welche Loudon und der König wetteiferten, jener, die Ruſſen an ſich zu ziehen, dieſer, ſie abzuhalten. Endlich, am 17. Auguſt, geſchah doch die Vereinigung in der Gegend von Striegau. Friedrich ſtand jetzt mit funfzig tauſend Mann hundert dreißig tauſend gegenüber, die ihn erdrückt haben würden, wenn Loudon allein über ſie zu gebieten gehabt hätte. Daß dieß nicht der Fall war, rettete ihn. Butturlin, ſtolz auf ſeinen alten Adel und ſeine Feldmarſchallswürde, während Loudon nur Feldzeugmeiſter war, hatte keine Luſt, dem Genie des letztern, der ſich auszuzeichnen brannte, mit ſeinen Ruſſen zur Erringung eines Heldenruhms behülflich zu ſeyn, von dem vielleicht nur wenig auf ihn ſelbſt gefallen ſeyn würde.

Der bedrängte Held ſtellte ſich indeſſen die Gefahr, in der er ſchwebte, doch nicht ſo klein vor, denn allenfalls war ſchon der einzige Loudon mit ſeinen zwei und ſiebzig tauſend Oeſterreichern hinreichend, ihn zu Grunde zu richten. Er that in dieſer Noth, was er noch nie gethan; er verſchanzte ſich bei Bunzelwitz vor Schweidnitz ſo feſt, daß ſein Lager einer Feſtung glich. Des Nachts mußten die Soldaten in Schlachtordnung ſtehen, und am Tage ſchliefen ſie. Friedrich ſelbſt, der wenig Nachrichten vom Feinde erhalten konnte, machte ſich die finſterſten Vorſtellungen von der Zukunft. Sein Kummer war ſo groß, daß er, wie öfters in ſolchen Fällen, den König vergaß, und ſich zur Freundſchaft herabließ. Oft ſuchte er bei Zieten in deſſen nächtlicher Hütte Troſt. Der wackere Krieger ſetzte dann immer dem verzweiflungsvollen: „Es wird nicht gehen, es kann nicht gehen," die männliche Verſicherung entgegen, daß gewiß einſt noch Alles ein gutes Ende nehmen werde. Friedrich, der zu dieſer Hoffnung gar keinen Grund mehr vor ſich ſah, fragte darauf einſt ſpöttiſch, ob er ſich etwa einen neuen Alliirten verſchafft habe. „Nein, antwortete Zieten, nur den alten da oben, und der verläßt uns nicht." — „Ach, ſeufzte der König, der thut keine Wunder mehr!" — „Deren brauchts auch nicht,

verſetzte der fromme Zieten, er ſtreitet dennoch für uns, und läßt uns nicht ſinken."

Zwanzig Tage lang hielt der vereinigte Feind das Preußiſche Heer in dem Lager bei Bunzelwitz eingeſchloſſen, ohne es anzugreifen, denn Butturlin wollte durchaus nichts thun, was Loudon wünſchte, und was den Oeſterreichern mehr als den Ruſſen gefrommt hätte. Man hatte ja, was man haben wollte, nämlich das Königreich Preußen; daß Oeſterreich Schleſien bekäme, hielt man für ſo nöthig nicht. So blieben alſo die hundert dreißig tauſend Mann unthätig ſtehen, und endlich ſah Butturlin ſich aus Mangel an Lebensmitteln genöthigt, ſich wieder von Loudon zu trennen, und über die Oder zurück zu gehen (9. September). Bloß zwanzig tauſend Mann ließ er unter Anführung des Generals Czerniſchef bei Loudon zurück. Friedrich ſah dieſe ſeine Befreiung für ein Werk des Himmels an, und ſagte zu Zieten, jenes Geſprächs ſich erinnernd: „Er hat damals doch Recht gehabt, und Sein Alliirter hat Wort gehalten."

Noch war von Butturlin zu beſorgen, daß er mit ſeinem Heere nach der Kurmark gehen werde. Dieß zu verhindern, erhielt der Preußiſche General Platen den Auftrag, mit acht tauſend Mann plötzlich in Polen einzubrechen, und die Magazine im Rücken des Feindes zu verbrennen; ein kühnes Unternehmen, das aber mit unerwartetem Glück ausgeführt ward. Butturlin war nun für dieß Jahr außer Stande, etwas zu unternehmen, und die Mark war noch einmal gerettet.

Aber leider ließ ſich Friedrich von ſeiner Freude über zwei Unfälle, denen er glücklich entronnen war, zur Sorgloſigkeit gegen einen dritten verleiten, der ihm noch bevorſtand. Er verließ ſein feſtes Lager, und zog ſich gegen Neiße hin, vermuthlich um die Oeſterreicher in die Ebene zu locken und ſie dann zu überfallen und zu einer Schlacht zu zwingen. Loudon verließ auch wirklich die Gebirge, aber nicht um ihm nachzugehen, ſondern um die Feſtung Schweidnitz plötzlich zu überrumpeln. Er führte dieſe Unternehmung in der Nacht auf den 1. October ſo geſchickt aus, daß die Werke von allen Seiten glücklich erſtiegen wurden, und innerhalb einer Stunde Alles geſchehen war. Oeſterreichiſche Kriegsgefangene, die ihre Kæker erbrachen, trugen zum Gelingen des Unternehmens bei. Der Commandant Zaſtrow wurde mit der ſchlechten Beſatzung von drei tauſend Mann ohne alle Capitulation gefangen genommen, und ein reicher Vorrath von allen möglichen Kriegsbedürfniſſen fiel dem Sieger in die Hände, der ſich aber

damit nicht begnügte, ſondern auch noch die Häuſer plündern ließ; eine Kroatenſitte, an der die Ruſſen — zu ihrer Ehre ſey es geſagt — dießmal nicht Theil nahmen.

Friedrichs Schrecken über die Nachricht von dieſem Unglück war um ſo größer, da er dieſen Streich gar nicht für möglich gehalten hatte. Eine Belagerung hatte er erwartet, wohl gar gewünſcht, aber an eine Ueberrumpelung in einer Nacht war ihm kein Gedanke gekommen. Daß er indeſſen die Schuld an dem Unglück dießmal, wie nicht immer, ſich ſelbſt zuſchrieb, bewies ſein gelindes Verfahren gegen den Commandanten. Gewiß iſt, daß dieſer Unfall alle ſeine Entwürfe zerrüttete. Er konnte jetzt gar nicht mehr darauf denken, die Oeſterreicher aus Schleſien zu vertreiben, ſondern mußte nur auf die Rettung der Hauptſtadt und der übrigen Feſtungen bedacht ſeyn. Zu dem Ende ließ er ſeine Truppen in den Dörfern bei Strehlen lagern, und nahm in dem Dorfe Woiſelwitz, nahe an der letztgenannten Stadt, ſein Hauptquartier.

Hier war es, wo ein Elender, der Baron Warkotſch, deſſen Güter in jener Gegend lagen, ſich den Heroſtratenruhm erwerben wollte, den König ſeinen Feinden in die Hände zu liefern. Friedrich ſollte in der Nacht entführt werden; ein hinter dem Garten der ſchlecht bewachten königlichen Wohnung befindlicher Wald, in welchem Warkotſch alle Stege kannte, erleichterte die Unternehmung. Schon war deshalb mit einem Oeſterreichiſchen Officier und einem katholiſchen Prieſter das Nöthige verabredet, und die Nacht vom 30. November zur Ausführung des Bubenſtücks feſtgeſetzt. Zum Glück ſchlug Tags vorher dem Jäger des Barons das Gewiſſen, daß er den letzten Brief nicht zu dem Prieſter, ſondern zu einem rechtſchaffenen Lutheriſchen Prediger, Namens Gerlach, trug, der ihn damit unverzüglich an den König ſchickte. Warkotſch entſprang, und endete ſpät, nach langem Umherirren, in Verachtung und Dürftigkeit, ſein unwürdiges Leben in Ungern.

Am 10. December legte Friedrich ſein Heer längs der Oder zwiſchen Brieg und Glogau in die Winterquartiere. Er ſelbſt nahm ſeine Wohnung in Breslau. Hier hörte er bald ſehr unangenehme Nachrichten aus Pommern. Ein Ruſſiſcher Heerhaufe unter dem Grafen Romanzow hatte ſchon ſeit dem 20. Auguſt Kolberg mit Hülfe einer Ruſſiſch-Schwediſchen Flotte belagert. Der Befehlshaber der Feſtung, der Oberſt Heyden, zeigte große Entſchloſſenheit; auch der Prinz von

nur seine poetischen Briefe aus dieser Zeit, sondern auch Abschiedsreden im Namen Catos und des Kaisers Otho (vom 1. und 8. Oct.), jener Männer, die in ähnlichen Lagen denselben Ausweg aus dem Gedränge eines feindseligen Geschicks gesucht hatten. Aber daß er seine Gedanken noch poetisch ordnen konnte, beweiset schon für seine Fassung, und die Dichtkunst selbst leitete den Schwermuthsstoff aus seiner Seele ab, indem sie seinen Kummer selbst zum Gegenstand süßer Beschäftigungen machte. Dem Heere zeigte er übrigens nie ein trübes Gesicht; selbst seinen Freunden, Zieten ausgenommen, entdeckte er sich wenig. „Sie sind nicht genug von den Umständen unterrichtet, schreibt er dem Marquis d'Argens, um sich einen richtigen Begriff von den Gefahren zu machen, die dem Staate drohen; ich kenne sie, und muß sie verschweigen; alle Besorgnisse behalte ich für mich, und theile dem Publicum bloß die Hoffnungen und die wenigen guten Nachrichten mit, die ich ihm geben kann."

Es ist übrigens gewiß, daß das männliche Verhalten seiner wackeren Officiere und Gemeinen, ja seines ganzen Volks zusammengenommen, eben so mächtig auf ihn eingewirkt habe, als sein Geist auf sie alle zurückwirkte. „Seitdem man sich einander ins Ohr sagte, erzählt der würdige Feldprediger Küster, daß vom König eine Selbstvergiftung zu besorgen sey, so zeigten einige edle Männer klugen und gutherzigen Muth, indem sie laut vom Selbstmorde als von einer ehrlosen That sprachen, welche nur aus Wahnsinn oder aus Feigheit hervorgehen könne. Und der König achtete sehr auf solche Stimmen. Wenn die neu aus dem Lande ausgehobenen Rekruten bei dem Heere ankamen, so ließ er sich durch die Flügeladjutanten oder Befehlshaber gern erzählen, was der Bürger und Bauer von dem Kriege spräche, ob sie noch guten Muth und Hoffnung hätten, daß endlich Alles gut gehen würde. Und da hörte er denn oft mit Vergnügen, daß die Stadt- und Landprediger den Gemeinsinn noch immer muthig zum Vertrauen auf Gott und zur Liebe für den König stimmten. Als man einst deutlich bemerkt hatte, daß diese Aeußerungen ihm Freude machten, so sagte ein verständiger Kriegsmann laut: „Der König und wir können so lange muthig bleiben, als der Gemeinsinn der Prediger, Bürger und Bauern noch für uns spricht. Ist das Land nicht verzagt, so kann das Heer leicht tapfer bleiben." — Und da haben sich denn wahrlich die damaligen Preußischen Geistlichen ein nie genug erkanntes, ein ewig denkwürdiges Verdienst erworben. Ihre Krieges-

und Siegespredigten athmeten unerschütterliche Vaterlands- und Königsliebe, und Alles um sich her befeuerten sie mit Vertrauen auf Gott, um so mit dem Könige und seinem braven Heere vereint den Preußischen Nationalgeist zu einer nie vorher gesehenen Höhe hinaufzuschwingen." *)

15. Friede mit Rußland und Schweden.
(1762.)

Maria Theresia betrachtete unterdeß Schlesien als ihr Eigenthum. Den Theil des Landes, den ihre Truppen noch nicht besetzt hatten, zu erobern, hielt sie für das unfehlbare Werk des nächsten Feldzuges, und in Erwägung des Russischen Beistandes und des schwachen Zustandes der Preußischen Truppen wagte sie es sogar, zwanzig tausend Mann von den ihrigen abzudanken, um die Unterhaltungskosten zu ersparen. Friedrich, in seiner höchsten Noth, wandte sich dagegen an den Tartar-Chan und den Türkischen Sultan, und suchte sie zu einem Einfalle in die Russischen und Ungrischen Provinzen zu bewegen. Er rief England noch einmal um die Fortsetzung der sonst bezahlten Hülfsgelder an, aber der ungünstige Lord Bute verweigerte sie zum Verdrusse des Englischen Volks.

Von keiner Seite her zeigte sich eine Aussicht zum Frieden. Vielmehr griff die Flamme des Krieges immer weiter um sich. Choiseul und die Pompadour bewogen Spanien, England unter einem leeren Vorwande den Krieg anzukündigen, und Portugal anzugreifen, welches Land schon seit dem Anfange des Jahrhunderts ganz von den Engländern abhing. Mit der gespanntesten Erwartung harrte Europa der Begebenheiten des neuen Jahres, deren Keime auf etwas Außerordentliches hindeuteten.

Aber so wie funfzig Jahre früher die Ungunst einer Fürstin (der Königin Anna von England) die Lage von Europa plötzlich geändert hatte, so that dieß jetzt der Tod einer andern, der Russischen Kaiserin Elisabeth (5. Jan. 1762). Die Nachricht von diesem Todesfalle war ein Donnerschlag für Theresien, und ein Strahl der Morgenröthe für Friedrich. Jetzt bestieg Elisabeths Neffe, Peter III., den Russischen

*) Lebensrettungen ꝛc. S. 170.

Thron, der ſo für Friedrich und ſeine Thaten begeiſtert war, daß er faſt täglich die Preußiſche Generals-Uniform und den ſchwarzen Adlerorden trug, Friedrichs Bildniß vor allen Ruſſen küßte, und voll Freude war, daß er mit ſeinem angebeteten Vorbilde ſofort auf die uneigennützigſte Weiſe Friede und Freundſchaft ſchließen konnte. Das Erſte war, daß er alle Preußiſchen Gefangenen ohne Löſegeld frei ließ, das fernere Aushauen der Preußiſchen Wälder verbot, ja den verarmten Pommerſchen Ständen Geldſummen ſchenkte, und ihnen ſein Magazin in Stargard einräumte. Friedrich erwiederte dieſe Freundſchaftsbezeigungen auf alle Weiſe. Er gab die Ruſſiſchen Gefangenen gleichfalls los, und zahlte dem Fürſtenthum Anhalt-Zerbſt, dem Geburtslande der neuen Kaiſerin Katharina, alle Brandſchatzungen und Lieferungen zurück. Am 16. März ward hierauf zu Stargard ein Waffenſtillſtand, und am 5. Mai zu Petersburg ein völliger Friede geſchloſſen, in welchem alle Eroberungen zurückgegeben wurden. Ja Peter III. ging in ſeinem freundſchaftlichen Eifer ſo weit, daß er ein Bündniß mit Friedrich ſchloß, und ſeinem General Czerniſchef in Polen Befehl gab, mit zwanzig tauſend Mann zu dem Preußiſchen Heere zu ſtoßen.

Die nächſte Folge dieſer glücklichen Begebenheit war die, daß die Schwediſche Regierung, jetzt ihrer größten Stütze beraubt, und des unrühmlichen Krieges müde, trotz aller Franzöſiſchen Ränke gleichfalls Frieden begehrte, der auch, da beide Theile ſich aller Entſchädigungen begaben, (zu Hamburg am 22. Mai) mit leichter Mühe zu Stande kam.

Jetzt konnte Friedrich alle ſeine Kräfte gegen Oeſterreich kehren, und aus Allem, was er von der Geldnoth der Kaiſerin erfuhr, hoffen, daß, nach ſeinem oben erwähnten Ausſpruch, er wohl derjenige ſeyn möchte, der den letzten Thaler in der Taſche behalten werde. Der General Belling aus Pommern verſtärkte mit ſeinem gegen die Schweden gebrauchten Heerhaufen den Prinzen Heinrich in Sachſen, zu dem ſich auch Seydlitz begab; Werner und der Prinz von Würtemberg wurden nach Schleſien gerufen, und auch der Herzog von Bevern, den der Wiener Hof aus der Gefangenſchaft entlaſſen hatte, ward jetzt wieder in Thätigkeit geſetzt.

Die vielen Unterhandlungen verzögerten dießmal die Eröffnung des Feldzuges ungewöhnlich lange. Friedrich benutzte ſeine Muße in Breslau zum Studium der Fleuryſchen Kirchengeſchichte, des Geſchicht-

ſchreibers de Thou, des Philoſophen Gaſſendi, und zur Wiederholung ſeiner Lieblingslectüre, des dritten Buchs des Lucrez, und unterhielt ſich darüber in freundſchaftlichen Briefen mit dem Marquis d'Argens, in einem Tone, als ob er ſonſt kein anderes Geſchäft mehr hätte. Aber vom Juni an, nachdem Czerniſchef mit ſeinem Heerhaufen zu ihm geſtoßen war, richtete er ſich plötzlich auf, und hoffte nun, mit raſchen Schlägen und verdoppelter Kraft den letzten Feind aus Schleſien und Sachſen zu verjagen. Seine erſte That ſollte die Wiedereroberung von Schweidnitz ſeyn. Daun, der jetzt wieder an Loudons Stelle in Schleſien den Befehl führte, rückte herbei, dieſe Feſtung zu decken. Um ihm die Gemeinſchaft mit derſelben abzuſchneiden, mußte der Theil ſeines Heeres, welcher die Höhen bei Burkersdorf beſetzt hielt, geſchlagen werden. Voll der ſchönſten Hoffnungen rückte Friedrich mit ſeinen neuen Verbündeten heran, als plötzlich eine zweite Nachricht aus Rußland der Lage der Dinge wiederum eine neue, ganz unerwartete Wendung gab.

Peter III. nämlich, ſein treuer Freund, war nicht mehr. Derſelbe Ungeſtüm, mit dem er alle Plane ſeiner Vorgängerin gegen Friedrich umgeſtürzt, hatte ihn auch zu andern Neuerungen verleitet, welche die Nation in den erſten Tagen ſeiner Regierung gegen ihn aufgebracht, und ihm, wie im folgenden Bande ausführlicher erzählt werden wird, nach ſechs Monaten Thron und Leben gekoſtet hatten. Seine Gemahlin Katharina II., die ihm den Ihrigen geraubt hatte und nun Beherrſcherin Rußlands war, ſtand in dem Glauben, daß Friedrich dem abgeſetzten und ermordeten Kaiſer die verhaßten Neuerungen und ein hartes Verfahren wider ſie ſelbſt angerathen habe. Es ging demnach von der neuen Regierung ſogleich ein Manifeſt aus, in welchem Preußen der Hauptfeind Rußlands genannt, und Alles, was wegen der Einräumung des Königreichs Preußen kund gemacht worden, widerrufen und vernichtet wurde. Allein wie erſtaunte man, als man bald darauf unter Peters Papieren die Briefe Friedrichs fand, in denen dieſer ſeinen unbedachtſamen Freund auf das dringendſte zu einem vorſichtigeren Betragen ermahnt und ihm beſonders eine edlere Behandlung ſeiner Gemahlin anempfohlen hatte. Dieſe Entdeckung beſänftigte die Kaiſerin, und das kaum abgeſandte Manifeſt ward zurückgenommen. Es blieb bei dem Frieden, nur ward Czerniſchef von dem Preußiſchen Heere abgerufen.

Es war am 19. Juli, als dieſer General den Befehl erhielt, das Preußiſche Heer unverzüglich zu verlaſſen. Er zeigte ihn dem Könige. Friedrich ward beſtürzt, faßte ſich jedoch ſchnell, und bat ihn, die Sache nur noch drei Tage verſchwiegen zu halten, bis der Angriff auf die Anhöhen bei Burkersdorf und Leutmannsdorf geſchehen ſey. Czerniſchef verletzte aus Liebe zu Friedrich ſeine Pflicht gegen ſeine Monarchin, und war noch, wenn auch nicht Theilnehmer, doch Zuſchauer des Unternehmens (21. Juli), bei dem er durch die bloße Gegenwart ſeines Haufens einen Flügel des Daunſchen Heeres in Unthätigkeit erhielt. Daun ward glücklich vertrieben, und den Tag darauf trennte ſich Czerniſchef mit ſchwerem Herzen vom Könige, der ihn reich beſchenkte, und führte ſeine Truppen nach Rußland zurück.

Jetzt ſchritt Friedrich zur Belagerung von Schweidnitz (8. Aug.). Sie koſtete außerordentlich viel Mühe, Geld, Menſchenblut und Zeit; denn erſt am 9. October, alſo nach neun Wochen, ergab ſich der tapfere Befehlshaber mit ſeiner Beſatzung. Daun hatte nur einen ſchwachen Verſuch zum Entſatze gemacht, und ſich nach dem Mißlingen deſſelben nach der Grafſchaft Glatz gezogen.

In Sachſen hatte ſich die Preußiſche Tapferkeit in vielen kleinen, mit Kühnheit und Glück ausgeführten Unternehmungen gezeigt. Seydlitz, Belling und Kleiſt hatten manchen ſtarken feindlichen Poſten mit weit ſchwächerer Mannſchaft geworfen: ja ſie waren ſogar tief in Böhmen eingedrungen, und hatten dort manches Magazin zerſtört. Die Hauptheere unter dem Prinzen Heinrich und dem Grafen Serbelloni (nachmals unter Haddik) drängten einander in der Gegend von Dresden, welches zu belagern der erſtere nicht ſtark genug war. Am 29. September bezogen die Preußen ein Lager bei Schlettau. Hier wurde ihre Lage bedenklich, da das Reichsheer unter dem Prinzen von Stolberg, durch Oeſterreichiſche Regimenter verſtärkt, ihnen in den Rücken zu fallen drohte. Nur durch eine glückliche Schlacht konnte man ſich aus dieſer unangenehmen Lage retten. Prinz Heinrich entſchloß ſich raſch dazu, griff den Feind am 29. October in der Nähe von Freiberg an und ſchlug ihn mit Hülfe des tapfern Seydlitz völlig in die Flucht.

Bald nach dieſer ſchönen That langte ſein königlicher Bruder aus Schleſien in Sachſen an, ſchloß einen Waffenſtillſtand mit Oeſterreich (24. Nov.) und vertheilte ſeine geſammten Kriegsſchaaren dergeſtalt in die Winterquartiere, daß ſie eine Kette von Thüringen an durch Sach-

ſen und die Lauſitz bis nach Schleſien bildeten. Er ſelbſt hielt ſich anfänglich einige Wochen in Meißen auf, dann aber nahm er ſein Hauptquartier zu Leipzig.

In den Waffenſtillſtand waren die Reichstruppen nicht mit eingeſchloſſen worden. Vielmehr benutzte man denſelben eben dazu, auf ſie loszugehen. Der Oberſt Kleiſt brach ſchon im rauheſten Winter mit zehn tauſend Preußen in Franken ein. Bamberg, Nürnberg und viele andere Städte wurden hart gebrandſchatzt. Die Preußiſchen Huſaren ſtreiften bis an die Thore von Regensburg. Ganz Baiern und Franken zitterten, und der Herzog von Würtemberg, der am wenigſten eine ſchonende Behandlung zu hoffen hatte, dachte auf Flucht. Die nächſte Folge dieſes Streifzuges war die, daß ſich mehrere Reichsfürſten von dem Bunde gegen Friedrich losſagten, und ihre Contingente abriefen. Dieß thaten namentlich die Kurfürſten von der Pfalz, von Baiern und von Mainz, die Biſchöfe von Bamberg und Würzburg, und die Herzoge von Mecklenburg.

Herzog Ferdinand von Braunſchweig, der auch in dieſem Jahre rühmlich gegen die Franzoſen gefochten hatte, endigte am 1. November mit der Eroberung von Kaſſel den Feldzug und ſeine damalige kriegeriſche Laufbahn, denn am 3. deſſelben Monats wurden die Friedens-Präliminarien zwiſchen England und Frankreich unterzeichnet. Mit bewundernswürdiger Geſchicklichkeit hatte der Herzog während des Krieges die Anführer der verſchiedenen Truppen, aus welchen ſein Heer beſtand, für ſich zu gewinnen gewußt. Dieß gelang ihm vorzüglich dadurch, daß er ſelbſt ſich ihnen einzig von dem Intereſſe für die allgemeine Sache, ohne allen Eigennutz, durchglüht zeigte, und jedes Verdienſt mit neidloſer und unparteiiſcher Gerechtigkeit anerkannte. Oft theilte er nach einer gewonnenen Schlacht unter ſeine Officiere zur Ermunterung, aus ſeinem eigenen Vermögen, wahrhaft königliche Geſchenke aus. Die Triebfeder der Ehre wußte er eben ſo meiſterhaft als Friedrich zu benutzen, und auch in der leutſeligen Behandlung der Gefangenen ſtellte er ſich ihm gleich. Als er einige Tage nach dem Treffen bei Wilhelmsthal (24. Juni 1762) die gefangenen Franzöſiſchen Officiere, welche ſämmtlich ihr Gepäck verloren hatten, an ſeiner Tafel ſpeiſete, öffnete er zum Nachtiſch einen großen verdeckten Aufſatz, und ermunterte ſie zuzugreifen. Sie fanden darin zu ihrem Erſtaunen eine Menge goldener Uhren, Doſen, Ringe, Börſen und ähnlicher Dinge.

So waren denn alſo alle Feinde Friedrichs, nach ſiebenjährigem

Streite, endlich vom Kampfplatze abgetreten, und Maria Thereſia ſtand, von ihren mächtigen Bundesgenoſſen verlaſſen, noch allein da. Friedrich ſuchte ſich noch Kräfte zu einem achten Feldzuge zu verſchaffen, in dem er den Frieden auf kaiſerlichem Grund und Boden zu erkämpfen hoffte. Aber glücklicher Weiſe war dieſer Kampf nicht mehr vonnöthen.

---

16. Der Hubertsburger Friede.

Maria Thereſia erwog die geringe Wahrſcheinlichkeit, ohne Bundesgenoſſen zu einem Zwecke zu kommen, den ſie mit ſo vielen nicht hatte erreichen können; ſie erwog die kränkliche Leibesbeſchaffenheit ihres Gemahls, und die Nothwendigkeit, ihrem Sohne Joſeph ſobald als möglich die Römiſche Königswürde zu verſchaffen; vor allen Dingen aber den Anwuchs ihrer Staatsſchuld, die durch dieſen Krieg bereits um hundert Millionen vermehrt worden war; ihr ſtolzes Herz beugte ſich unter die Nothwendigkeit, und ſie hielt es nicht mehr unter ihrer Würde, die erſten Schritte zur Verſöhnung zu thun. Durch den Kurprinzen von Sachſen (Friedrich Chriſtian Leopold) geſchahen die erſten Eröffnungen. Friedrich hegte anfangs noch einiges Mißtrauen über die wahren Abſichten des Wiener Hofes; da er aber wegen des Zuſtandes ſeiner ſo hart mitgenommenen Provinzen das Ende des Krieges nicht minder ſehnlich wünſchte, gab er bei einer Wiederholung des Antrages ſogleich ſeine Einwilligung zur Eröffnung eines Congreſſes. Man beſtimmte hierauf das Jagdſchloß Hubertsburg, zwiſchen Meißen und Wurzen, zum Zuſammenkunftsort, und noch im December 1762 fanden ſich der Preußiſche Geheime Legationsrath Herzberg, der kaiſerliche Hofrath Kollenbach und der Sächſiſche Geheimerath Fritſch als Bevollmächtigte daſelbſt ein. Am letzten Tage des Jahres wurden die Unterhandlungen eröffnet. Es gab hier keine beſonderen Schwierigkeiten zu überwinden, und hätte nicht der Oeſterreichiſche Hof einige Verſuche gemacht, Glatz zu behalten, ſo wäre man in wenigen Tagen am Ziele geweſen. Aber Friedrich ging nicht davon ab, daß Alles auf den Stand vor dem Frieden zurückgeführt werden müſſe, und dieß ward zuletzt ſo vollkommen erreicht, daß Kollenbach ſogar verſprach, nichts von den neu hinzugefügten Feſtungswerken von Glatz einzureißen; eine Großmuth, die er noch durch die Erklärung erhöhte, daß

ſein Hof ſich kein Verdienſt daraus zu machen gedenke. Am 15. Februar ward die Friedensurkunde unterzeichnet, und drei Wochen nachher war Sachſen von den Preußiſchen, und Schleſien von den kaiſerlichen Truppen geräumt. Friedrich gab ſeine Stimme zur Römiſchen Königswahl Joſephs II.; Auguſt III. kehrte aus Polen in ſein Kurfürſtenthum zurück, und die hocherfreuten Berliner rüſteten ſich, ihren ſieggekrönten König nach ſiebenjähriger Abweſenheit recht feſtlich zu empfangen. Er aber, ihres gutgemeinten Prunks nicht achtend, traf gefliſſentlich erſt ſpät am Abend ein (30. März), und entſchlüpfte durch einen Umweg allen ihm mit ſo vieler Liebe und Sorgfalt zubereiteten Freudensbezeugungen.

Die zerrüttenden Folgen des ungeheuren Kampfes waren in mehr als einem Lande Europas ſichtbar. Spanien, Frankreich und Schweden waren dem Bankerotte nahe, die Engliſche Nationalſchuld war außerordentlich vergrößert worden; Sachſen, von Feinden und Freunden ausgeſogen, berechnete ſeine Kriegsſchäden auf ſiebzig bis achtzig Millionen Thaler. Aber das Meiſte hatten doch diejenigen Länder gelitten, in denen die Franzoſen und Koſacken geweſen waren. In Heſſen und Weſtphalen ſtanden ganze Dörfer leer, in Pommern und der Neumark waren viele in Aſchenhaufen verwandelt. Die Felder lagen brach, weil es an Saatkorn, an Vieh und an Händen fehlte, ſie zu bebauen. In den Preußiſchen Staaten rechnete man gegen dreißig tauſend Menſchen, die wehrlos von den wilden Schwärmen, welche die Ruſſiſchen Heere begleiteten, niedergemacht worden waren. Die blühendſten Gegenden waren Einöden geworden. Hie und da waren nur noch Weiber zur Beſtreitung der Feldarbeiten übrig.

Allein der Gedanke, es iſt Friede, und Friedrich lebt! erfüllte das Herz jedes wackern Preußen mit neuem Muth und neuen Hoffnungen. Werther als er iſt wohl nie ein bewunderter König ſeinem Volke geweſen. Der Muth, ſich gegen einen halben Welttheil zu vertheidigen, die Gefahren, denen er ſo wunderbar entronnen, die Heiterkeit, die er auch in den trübſten Stunden gezeigt, und ſein unbefangenes Weſen gegen Jedermann hatten ihm alle Herzen gewonnen. Auch die als Krüppel nach Hauſe kamen, bereueten es doch nicht, ihm gefolgt zu ſeyn, und erzählten mit Thränen des Entzückens von ihren Thaten, von dem allgemeinen Geiſt des Frohſinns, der in den Lagern geherrſcht, und wie der alte Fritz mit ihnen geſcherzt oder ihnen gutmüthig zugeredet, und was der Vater Zieten, der kühne Seydlitz,

Kleiſt, Werner, Belling und hundert andere Officiere für herrliche Streiche ausgeſonnen. Selbſt die Schreckenstage von Kollin, Hochkirch, Kunersdorf erfreuten jetzt, überſtanden, zehnfach in der Erinnerung. Und was den Ruhm dieſes Krieges krönte, war, daß er nicht aus Eigennutz eröffnet, auch nicht mit einem Erwerb beſchloſſen, ſondern bloß zur Rettung der Nationalehre geführt worden war. Wo der Unterthan ſolche Zwecke ſieht, kämpft er mit ganzer Kraft und ganzem Willen, und giebt freudig Gut und Blut für ſeinen König hin. So war die Geſinnung der Preußen für Friedrich. Was auch Jeder gelitten hatte, es war doch Alles vergeſſen, ſobald man Ihn gerettet ſah. Noch wird faſt in jeder Bauernhütte bei uns ſein Bildniß gefunden, und die wenigen Zeitgenoſſen, die ihn noch geſehen, erzählen Kindern und Enkeln von ihm mit Freude und Erhebung.

So der Stolz und die Liebe ſeines Volkes, erhöhte er in dieſem, durch den ſo glorreich beendigten Krieg, das Gefühl für den Nationalruhm, und flößte ihm die Begierde ein, auch in den Werken und Künſten des Friedens zu glänzen. Aus den Fußtapfen des verheerenden Krieges blühten der Handel, die Fabriken, die Künſte und Wiſſenſchaften auf; ein neuer Geiſt ſchien den langſamen Ernſt der Niederdeutſchen zu beflügeln. Das Nähere über Friedrichs ſegensreiche Wirkſamkeit nach dem Frieden behalten wir einem der folgenden Hauptſtücke vor.

---

17. Der gleichzeitige Kampf auf dem Meere und in den Colonien.

(1756—7162.)

Die erſten Keime zu dieſem Kampfe zwiſchen Frankreich und England, der in die Verhältniſſe des in Deutſchland von halb Europa gegen Preußen geführten mannichfaltig hineinſpielt, ſind in der durch den Aachner Frieden nur unvollkommen geſchehenen Löſung einiger unter jenen beiden Mächten ſtreitigen Punkte zu ſuchen. Die Theilung der ſogenannten neutralen Inſeln und die Abgrenzung von Acadien war nicht geſchehen. Das letztere Land war im Utrechter Frieden ohne genaue Grenzbeſtimmung an England überlaſſen worden. Die Franzoſen behaupteten, ſie hätten nur die Halbinſel Neu-Schottland ab-

getreten, die Engländer machten auf alles Land bis an den Lorenzſtrom Anſpruch.

Hierzu kam ein anderer, noch wichtigerer Gegenſtand des Zwiſtes. Die Franzoſen, als Entdecker des Miſſiſippi, eigneten ſich das ganze Land zu, deſſen Flüſſe ſich in dieſen Strom ergießen, und trafen Anſtalt, ihre Niederlaſſungen, die am Miſſiſippi hinauf bis zu den großen Seen reichten, durch eine Reihe von Befeſtigungen mit Canada in Verbindung zu ſetzen. Erſt dadurch wurden ihnen beide Beſitzungen nützlich, da der Miſſiſippi einen ſchwer zu beſchiffenden Eingang hat, und der Lorenzſtrom während des Winters unfahrbar iſt.

Aber dieſe Anſtalten erregten bei den Engliſchen Anſiedlern große Unruhe, und ſie hielten durch dieſelben ſowohl ihre Sicherheit als ihren Vortheil bedroht. Canada mit Louiſiana vereinigt umzog die Engliſchen Niederlaſſungen; es machte, im Fall eines Krieges, die Vertheidigung wegen der weiten Ausdehnung koſtſpielig, und wegen der Indianer, die nun dem Einfluſſe Frankreichs offen ſtanden, gefährlich. Zugleich wurde England mit dem Verluſt des einträglichen Pelzhandels bedroht. Auch ſein Recht ward, ſeiner Meinung nach, verletzt. Die Engländer machten als Entdecker der Küſte Anſpruch auf alles im Weſten liegende Land jenſeits des Apalachiſchen oder Alleghany-Gebirges und die Regierung ſchenkte um dieſe Zeit einer Geſellſchaft, die den Namen Ohio-Compagnie führte, 600,000 Morgen, gerade in den Gegenden, welche zwiſchen England und Frankreich ſtreitig waren. Die Franzoſen widerſetzten ſich dieſen neuen Anſiedlungen, nahmen die Engliſchen Kaufleute gefangen und befeſtigten und verſtärkten ſich in ihren Niederlaſſungen.

Der Major Waſhington, der bald auf einem höhern Schauplatze glänzen ſollte, ward von Virginien aus an den Franzöſiſchen Befehlshaber geſchickt, erſt, um Vorſtellungen zu machen, dann, um an der Spitze eines Regiments einen wichtigen Punkt am Zuſammenfluſſe des Monongahela und Ohio zu beſetzen. Die Franzoſen waren aber ſchon zuvorgekommen, und hatten hier die Feſtung du Quesne angelegt. Waſhington mußte weichen. Von Europa aus erging hierauf an die Engliſchen Provinzen Befehl, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und die Mittel zu ihrer Sicherheit zu berathen. Bei dieſer Gelegenheit war es, wo auf einer Verſammlung zu Albany Franklin einen Gedanken entwickelte, der erſt in der Zukunft reifte. Er that den Vorſchlag zu einer Gemeinverſammlung aller Engliſchen Anſiedlungen; ſie

ſollte beſtehen aus den Abgeordneten der verſchiedenen Landſchaften und aus einem, mit einer bloß verneinenden Stimme verſehenen, von dem Könige zu ſetzenden Obervorſteher. Dieſer Rath ſollte allgemein verbindende Anordnungen zur gemeinſchaftlichen Vertheidigung treffen. Der Vorſchlag ward aber verworfen, weil die einzelnen Provinzen für ihre Freiheit, die Krone für ihre Herrſchaft Gefahr ſah. Statt dieſer Vereinigung ward von der Regierung beſchloſſen, den Krieg mit Europäiſchen Truppen zu führen, und dieſe durch Zuzüge, welche die Provinzen freiwillig ſtellen ſollten, zu verſtärken.

Mit dem Anfang des Jahres 1755 ſchiffte ſich General Braddock mit einem anſehnlichen Heerhaufen in Cork ein, und Admiral Boscawen ſegelte mit vier und zwanzig Kriegsſchiffen nach den Küſten von Nordamerica, um dem Franzöſiſchen Geſchwader aufzulauern, welches von Breſt aus Verſtärkungen nach dem Lorenzſtrome bringen ſollte. Bei Neufundland griff er es an, erreichte aber ſeinen Zweck nicht. Noch weniger glücklich für die Engländer liefen die Unternehmungen zu Lande ab. Braddock, zu wenig bekannt mit der Kriegsweiſe in dieſen Ländern, ward, als er du Quesne angriff, mit großem Verluſt geſchlagen und ſelber getödtet. Die Niederlage verbreitete Schrecken bis an die Küſte. Das Mißglücken zweier anderer Unternehmungen, gegen Crown-Point und Niagara, vermehrte jene Beſorgniſſe. Nur die Vertreibung der Franzoſen aus Neu-Schottland war gelungen. Auch hatte man ihnen auf dem Meere einen ſchweren Schlag beigebracht, indem England, noch ehe die förmliche Kriegserklärung am 15. Mai 1756 erſchienen war, durch ſeine Kaper 250 Franzöſiſche Kauffahrteiſchiffe wegnehmen ließ.

Die Franzoſen beklagten ſich über dieſe Widerrechtlichkeit und trafen Anſtalten, ſie zu rächen. Eine Flotte lief von Toulon aus, die 12,000 Mann unter des Marſchalls Richelieu Oberbefehl ſchnell und unerwartet nach der Inſel Minorca führte. Admiral Byng Sohn desjenigen, welcher 1718 bei Meſſina geſiegt hatte, eilte herbei, dieſen für die Herrſchaft im Mittelländiſchen Meere ſo wichtigen Punkt zu retten. Allein er ward von der Franzöſiſchen, von Galiſſonniere befehligten Flotte geſchlagen (20. Mai), und Port Mahon ergab ſich nach einem Sturme am 28. Juni 1756.

Dieſer Verluſt, verbunden mit den fortdauernden Nachtheilen in America, wo die Franzoſen Oswego genommen hatten, und mit den Anſtalten, die Franzöſiſcher Seits zu einer Landung in England ge-

troffen wurden, erregten in dem Engliſchen Volke eben ſo viel Furcht als Unwillen. Um es zu beruhigen, ward die Schuld des Unglücks auf den Admiral Byng geſchoben und dieſem der Proceß gemacht. Wiewohl Richelieu eine Rechtfertigung für ihn einſchickte, ward er durch ein Kriegsgericht verurtheilt, und am Maſte ſeines Schiffes erſchoſſen.

Um die Furcht vor einer Landung zu heben, wurden Hannöverſche und Heſſiſche Truppen herbeigeholt. Allein die Gegenwart dieſer fremden Soldaten wurde um ſo mißfälliger, weil die Regierung ſich zugleich mit Hartnäckigkeit einem im Unterhauſe gethanen Geſetzesvorſchlage zur Erneuerung und beſſern Anordnung der einheimiſchen Miliz widerſetzte. Der durch den bisherigen ſchlechten Gang des Krieges erregte Unmuth des Volkes ward aufs höchſte geſteigert, und ſprach ſich laut gegen das Miniſterium aus. Der König mußte es daher auflöſen und ein neues bilden, in welchem jedoch William Pitt abermals eine Stelle erhielt (4. December 1756).

Aber dieß Miniſterium war von kurzer Dauer. Des Königs perſönliche Abneigung gegen Pitt ward erhöhet durch den Widerſpruch deſſelben gegen ſeine und des Herzogs von Cumberland Anſicht über den Krieg auf dem feſten Lande. Pitt legte (am 5. April 1757) ſeine Stelle wieder nieder. Das Volk, welches den Geiſt, die Einſicht, Uneigennützigkeit und Vaterlandsliebe dieſes Mannes als das einzige Rettungsmittel aus der gegenwärtigen Noth anſah, gerieth dadurch in Bewegung. Während ihm die Städte und Körperſchaften des Königreichs zum Zeichen ihrer Verehrung ihre Bürger- und Geſellſchaftsrechte in goldenen Kapſeln überreichten, beſtürmten ſie den König durch Bittſchriften um die Wiederanſtellung deſſelben. Noch bedenklicher war die Stimmung des Parlaments, und Georg II. mußte endlich dem allgemeinen Wunſche Erfüllung gewähren. Ein neues Miniſterium ward gebildet, in welches, durch eine Vereinigung aller Parteien, der Herzog von Newcaſtle, Fox und Pitt aufgenommen wurden. Der Letztere ward die eigentliche Seele des Ganzen, und es begann ein glänzender Zeitraum, mit Recht Pitts Verwaltung genannt, in welcher der neubelebte Genius Englands über die Macht des vereinigten Bourboniſchen Hauſes triumphirte.

Wie von jetzt an Englands Theilnahme an dem Kriege in Deutſchland und die Verbindung mit Friedrich II. durch Aufhebung der Uebereinkunft zu Kloſter-Seven erneuert ward, iſt oben erzählt worden. Nicht minder glänzend war (1758) der Umſchwung des Glücks zu

den übrigen Schauplätzen des Krieges, beſonders in Nordamerika. Während die Engliſchen Geſchwader die Küſten Frankreichs durch Landungen beunruhigten, die Werke von Cherbourg zerſtörten, und die für Canada beſtimmten Verſtärkungen nicht aus den Franzöſiſchen Häfen ließen, führte der Admiral Boscawen ein Brittiſches Heer von zwölftauſend Mann unter dem General Amherſt nach Halifax. Mit dieſer anſehnlichen Landmacht, die durch die Amerikaniſche Landwehr verſtärkt wurde, nahm er das feſte Frontignac an der nördlichen Seite des Ontarioſees ein, und bemächtigte ſich der Feſtungen du Quesne und Louisbourg, wodurch er ſich den Weg zu weiteren Unternehmungen auf Canada ſelbſt bahnte.

Dieſe begannen im folgenden Jahre (1759). Von drei Punkten aus ſollte eingedrungen werden, Quebec das gemeinſame Ziel ſeyn. Allein die beiden Abtheilungen, die vom Ontario und vom Champlainſee herbeiziehen ſollten, rückten, nachdem ſie Ticonderaga und Niagara erobert hatten, nicht weiter. Für den General Wolf, der den dritten Heerhaufen, am Lorenzſtrom hinauf, unmittelbar gegen Quebec geführt hatte, wurde nun die Ausführung ſeines Auftrags ſehr ſchwer, aber gelang dennoch durch den Geiſt und den Muth dieſes Anführers. Er überwand alle Schwierigkeiten, womit Natur und Kunſt den Ort umgeben hatten, und brachte das Franzöſiſche Heer, das eine vortheilhafte Stellung vor der Stadt behauptete, zum Treffen (13 Sept.). Als er mitten in demſelben durch eine dritte Verwundung genöthigt ward, ſich hinter das Heer tragen zu laſſen, empfand er keinen Schmerz, als über die Ungewißheit des Sieges, ſtarb aber mit der größten Zufriedenheit, als er hörte, der Feind ſei im Fliehen. Die Eroberung der Stadt erfolgte nun unter Mithülfe der Flotte. Einen Verſuch der Franzoſen, Quebec wieder einzunehmen, vereitelte General Murray. Amherſt vollendete durch Eroberung von Montreal die gänzliche Vertreibung der Franzoſen aus Canada (8. September 1760) und die Vernichtung der Macht, welche den Engliſchen Niederlaſſungen einſt den Untergang gedroht hatte.

Während England Frankreichs Amerikaniſche Beſitzungen eroberte, vernichtete es in Europa deſſen Hoffnungen. Der lang gehegte Plan, eine Landung in England oder Irland zu machen, ſollte endlich zur Ausführung gebracht werden. Ein Heerhaufe verſammelte ſich zu Dünkirchen, die Hauptmacht in Bretagne; die Flotte von Toulon ſollte ſich mit der zu Breſt vereinigen. Allein das groß angelegte Un-

ternehmen ſchlug fehl. Die Touloner Flotte unter dem Admiral de la Clue ward den 18. Auguſt 1759 von Boscawen bei Cap Lagos geſchlagen; noch vollſtändiger ſchlug Hawke am 20. November den Admiral Conflans in der Quiberonsbay. Nur Thurot, der als Kaper ſich furchtbar gemacht, und deshalb den Oberbefehl über die zu Dünkirchen ausgerüſteten Landungstruppen erhalten hatte, lief ungehindert aus, und kam mit ſeinem kleinen Geſchwader wirklich an die Küſte von Irland, wo das Volk wegen der Furcht vor einer Vereinigung mit England ſchwierig war, fiel aber, ohne etwas ausgerichtet zu haben, am 28. Februar 1760 in die Hände der Engländer.

Dieſe Unfälle machten die Franzöſiſche Regierung zum Frieden geneigt. Sie ließ Unterhandlungen mit England anknüpfen. Allein zu gleicher Zeit, wohl vorausſehend, daß ſie bei der Lage ihrer Angelegenheiten, beſonders in Amerika, auf hohe Forderungen Englands ſich gefaßt halten müſſe, ward mit Spanien eine Verbindung angeknüpft, um im Fall das Friedensgeſchäft mißglücken ſollte, mit verſtärkter Macht auf dem Kriegsſchauplatz auftreten zu können. Spanien war, ſo lange Ferdinand VI. unter dem Einfluſſe ſeiner Gemahlin regiert hatte, in dem Kriege parteilos geblieben. Aber ſein Bruder Karl III. (welcher ihm 1759 gefolgt war) war den Franzoſen perſönlich ergeben, und empfänglicher für die Vorſtellung, daß Spanien durch Bande des Bluts und der Staatskunſt zur Theilnahme am Kriege gegen England verpflichtet ſey.

Die Unterhandlung zwiſchen Frankreich und England hatte indeß ihren Fortgang. Die erſtere Macht ſtellte, mit ſcheinbar großer Mäßigung, als erſte Bedingung auf, daß beide Kronen im Beſitze deſſen bleiben ſollten, was ſie, eine von der andern, erobert hätten, mit Vorbehalt eines gegenſeitigen Austauſches. Man war nur noch uneinig über die Zeitpunkte, von denen an die Gültigkeit der Eroberungen gerechnet werden ſollte. Die Engliſchen Bevollmächtigten machten Schwierigkeiten gegen die Franzöſiſchen Vorſchläge über dieſen Punct; denn Pitt, der nach Georgs II. Tode (25. Oct. 1760) durch die Kraft ſeines Geiſtes den Einfluß des Lord Bute, der den jungen König Georg III. leitete, noch niederhielt und im geheimen Rathe ſeine Stelle behauptete, wünſchte den Abſchluß zu verzögern, um durch Eroberung der Inſel Belle-Isle an der Franzöſiſchen Küſte ein Ausgleichungsmittel für das verlorne Minorca in die Hand zu bekommen. In der That wurde dieſe Inſel durch den Admiral Keppel

erobert. Inzwiſchen war es dem Franzöſiſchen Miniſter Choiſeul gelungen, den Bourboniſchen Familienpact mit Spanien zu Stande zu bringen (15. Aug. 1761), der eine ſo enge Verbindung beider Reiche bezweckte, daß ſie fortan dem Auslande gegenüber nur eine und dieſelbe Macht bilden ſollten. Beide leiſteten ſich Gewähr für ihre gegenſeitigen Beſitzungen, und die Macht jedes Theils ſollte dieſer Gewährleiſtung Nachdruck geben, im Fall der eine oder der andere einen feindlichen Angriff erleiden würde. Der achte Artikel ſetzte feſt, daß Spanien, wenn Frankreich in Deutſchland oder im Norden in Krieg verwickelt würde, ihm nur dann beiſtehen ſollte, wenn irgend eine Seemacht an dieſem Kriege Theil nähme — was augenſcheinlich allein gegen England gerichtet war. In einem beſondern Vertrage hatte ſich auch Spanien verpflichtet, am 1. Mai 1762 den Krieg gegen England zu erklären, wofern zu dieſer Zeit der Friede zwiſchen Frankreich und England noch nicht zu Stande gekommen ſein ſollte. Dagegen verſprach Frankreich, in ſeiner jetzigen Unterhandlung zu London Spaniens Beſchwerden mit zur Sprache zu bringen. Dem gemäß trat nun der Franzöſiſche Geſandte, ohne jedoch dieſes Vertrages zu gedenken, alsbald mit der Forderung auf, es ſey zur Befeſtigung des Friedens nöthig, zu gleicher Zeit die zwiſchen England und Spanien ſtreitigen Punkte auszugleichen. England verwarf dieſen Vorſchlag aufs Entſchiedenſte, und damit wurden alle weiteren Unterhandlungen abgebrochen.

Pitt verlangte, daß man an Spanien, das ſo viele Zeichen ſeiner zweideutigen Geſinnung habe blicken laſſen, lieber ſogleich den Krieg erklären, als abwarten ſolle, bis es, nach geſchehener Vorbereitung, ihn an England erkläre. Er behauptete, wenn irgend ein Krieg ſich ſeine eigenen Hülfsquellen ſchaffe, ſo ſey es ein Krieg mit Spanien, ſo lange deſſen Silberflotte noch nicht angekommen ſey und weggenommen werden könne. Jetzt ſey eine Gelegenheit, das ganze Haus Bourbon zu demüthigen, wie ſie nie wiederkehren würde; verſage man in dieſem Falle ſeinen Vorſchlägen Gehör, ſo ſey er entſchloſſen, nicht ferner dem geheimen Rathe beizuwohnen. Er ſey durch die Stimme des Volks ins Miniſterium berufen; er glaube alſo, daß er demſelben Rechenſchaft wegen ſeines Verhaltens ſchuldig ſey, und könne daher nicht länger in einem Amte bleiben, das ihn wegen Maaßregeln verantwortlich mache, die man ihm nicht länger zu leiten erlaube.

Dieſer letzte Zuſatz war dem Lord Bute, dem Haupte des gehei-

men Raths, besonders mißfällig. Dieser beschränkte Staatsmann, der Pitt's große Ansichten nicht zu würdigen verstand, bewog daher den König, die Abdankung desselben anzunehmen. Aber nur zu bald bewährte sich die Richtigkeit dessen, was Pitt vorausgesagt hatte. Nachdem die beiderseitigen Gesandten noch einige Zeit hindurch Noten gewechselt, und die Spanische Silberflotte unterdeß mit einer reichen Landung eingelaufen war, trat Spanien mit seinen feindlichen Gesinnungen unverhohlen hervor. Es erklärte im December 1761 den Krieg nicht allein an England, sondern, in Verbindung mit Frankreich, auch an Portugal, als dieses sich weigerte, seine Häfen zu schließen.

Wie Portugal diesen Kampf bestand, wird im folgenden Bande erzählt werden. England richtete seine Aufmerksamkeit nun doppelt nach Westindien. Hier konnte man den Französischen Handel an seiner verwundbarsten Stelle treffen, und vollends zu Grunde richten. Die gänzliche Eroberung Nordamerikas ließ den Engländern ein freieres Spiel, und gab ihnen die dazu nöthigen Mittel. Bei dem Feldzuge selbst lag Pitts Plan zum Grunde. Man eroberte Martinique (14. Februar 1762), Ste. Lucie, Grenada und St. Vincent. Guadeloupe war schon 1759, Dominique am 6. Juni 1761 genommen; so war England nun im Besitz dieser ganzen Inselgruppe. Um Spanien gleich beim ersten Angriff einen bedeutenden Schlag zu versetzen, ward der Angriff auf die Havannah, den Mittelpunkt des Spanisch-Westindischen Handels, gerichtet. Die Unternehmung war schwierig wegen des ungesunden Klimas, der Festigkeit des Orts und der guten Vertheidigung der Spanier, aber am 11. August 1762 ergab sich die Stadt mit einer ganzen Flotte, die sich im Hafen befand. Zwei Monate später, am 6. October, eroberten die Engländer Manilla, die Hauptstadt der Philippinen. Die Beute, die an beiden Orten gemacht ward, belief sich auf fünf Millionen Pfund Sterling. Dennoch überstiegen die Kosten des Krieges die jährlichen Einnahmen um Vieles, und die Nationalschuld wuchs von achtzig Millionen auf hundert und vierzig.

Frankreich, in seinen Hoffnungen getäuscht, kehrte zu Friedenswünschen zurück, denen die Verhältnisse des Englischen Ministeriums sehr günstig waren. Das Spiel, welches den Utrechter Frieden herbeigeführt hatte, wiederholte sich; England, siegreich auf allen Meeren, ließ über dem Parteienkampf im Cabinet die errungenen Vortheile fahren, und gab, zu seiner höchsten Unehre, seinen Bundes-

genoſſen Preis, um ſich auf das ſchnellſte mit einem entwaffneten Feinde zu vertragen. Lord Newcaſtle, der als ein Haupt der Whigs und als Beförderer der proteſtantiſchen Erbfolge unter dem vorigen Könige Alles gegolten hatte, und als erſter Lord der Schatzkammer allein vom alten Miniſterium übrig geblieben war, hatte dem Lord Bute ſeinen Einfluß bei dem neuen Könige am längſten ſtreitig gemacht. Da er zuletzt aber doch ſein Amt niederlegen mußte, beabſichtigte er, ſich mit den übrigen Whigs zu vereinigen, und das Miniſterium bei Fortſetzung des Krieges und bei Aufbringung der dazu nöthigen Ausgaben in große Verlegenheit zu ſetzen. Dieſer auszuweichen, ſchien der Friede das beſte Mittel. Das Miniſterium weigerte ſich deßhalb, denjenigen Artikel des jährlichen Vertrags mit Preußen zu erneuern, wodurch England ſich verbindlich machte, ohne Theilnahme des Königs von Preußen keinen Frieden zu ſchließen. Da Friedrich mit edlem Unwillen die ihm noch angebotenen Hülfsgelder zurückwies, wenn dieſer Artikel nicht erneuert würde, ſo war die Engliſche Regierung, nicht eben rühmlich, von dieſer Seite aller Hinderniſſe des Friedens mit Frankreich entledigt. Derſelbe wurde am 3. Nov. 1762 zu Fontainebleau zwiſchen England einer, und Frankreich und Spanien anderer Seits geſchloſſen, und am 10. Febr. 1763 in einen Definitiv-Frieden verwandelt. England behielt ganz Canada und die Inſel Cap Breton, in Weſtindien trat ihm Frankreich die Inſel Grenada ab, auch die vormals neutralen Inſeln St. Vincent, Dominique und Tabago blieben ihm. Auch Florida erhielt es von Spanien, welches dafür von Frankreich durch Louiſiana entſchädigt wurde. Durch dieſe Abtretungen war Englands Macht in Nordamerika ungemein verſtärkt worden. In der Benutzung des einträglichen Fiſchfangs an der Küſte von Neu-Fundland wurden die Franzoſen ſehr beſchränkt, und auf den Inſeln St. Pierre und Miquelon, welche ihnen abgetreten wurden, durften ſie keine Feſtungswerke anlegen.

Mit dieſen Vortheilen war indeß die Oppoſitionspartei in England nicht zufrieden. Pitt, der nach ſeinem Austritt aus dem Miniſterium Mitglied des Unterhauſes geblieben war, bewies dem Parlament in einer dreiſtündigen Rede, daß die Bedingungen weder den gemachten Eroberungen noch den gehegten Erwartungen angemeſſen ſeyen. Er war zu Anfang dieſer Rede ſo ſchwach, daß ihn zwei ſeiner Freunde halten mußten. Da während der Fortſetzung derſelben ſeine Schmerzen zunahmen, erhielt er die beiſpielloſe Erlaubniß, ſitzend ſprechen

zu dürfen. Er erklärte, obgleich er in dem Augenblicke die größten Martern leide, und sogar sein Leben aufs Spiel setze, habe er sich doch entschlossen, an diesem Tage zu erscheinen, um seine Stimme, seine Hand und seinen Arm gegen die Bedingungen eines Friedens zu erheben, der allen Ruhm des Krieges verdunkele. Aber das Ministerium hatte sich so viele Anhänger verschafft, daß die Opposition unter Pitt und Newcastle nichts ausrichten konnte. Zwar legte bald darauf Lord Bute seine Stelle nieder, weil er sich theils der durch das Anleiheweſen sehr verwickelten Staatsverwaltung, theils dem öffentlichen Hasse nicht gewachsen fühlte, der ihn als den Gegner des von der Nation vergötterten Pitt traf, und sich sogar in einem Anfalle auf seine Person äußerte; aber die Meinung blieb vorherrschend, Lord Bute habe der Regierung nur seinen Namen, nicht seinen Einfluß entzogen. Daher sagte Pitt öffentlich noch im Jahre 1769: „es sey Etwas hinter dem Throne, was größer sey als der Thron selbst.“ Georg III. aber verlor durch seine Neigung zu Bute gleich Anfangs die Volksbeliebtheit, welche ihm sonst, um vieler trefflichen Eigenschaften willen, unfehlbar zu Theil geworden seyn würde.

Empfehlenswerthe Werke und Schriften, welche bei den Verlegern dieser Weltgeschichte erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's

Vorlesungen

über die

Philosophie der Geschichte.

Herausgegeben von

Dr. Eduard Gans.

Berlin. gr. 8. 1837. 2 Thlr. 20 Sgr.

Indem das System der Hegelschen Philosophie heut zu Tage der Mittelpunkt — wir können wohl sagen — aller höheren wissenschaftlichen Bestrebungen geworden ist, welche sich in die Nothwendigkeit versetzt finden, sich, sei es in anschließender, sei es in abgewendeter Weise, zu ihr ein Verhältniß zu geben, indem aus seiner reichen, die ganze geistige Welt umfassenden Fülle die Specialwissenschaften sich zu befruchten beginnen, und auf diese Weise die Resultate desselben (wie es bei philosophischen Systemen von allgemeiner Bedeutung stets der Fall gewesen ist und sein muß) in das allgemeine Bewußtsein überzugehen im Wege sind, muß auch für diejenigen, welche zunächst nicht sich der strengen Arbeit des philosophischen Begreifens unterziehen wollen, sondern nur in der Sphäre ihrer einzelnen Disciplinen arbeitend, dennoch mit dem Fortschritt der allgemeinen Wissenschaft in Verbindung zu bleiben sich gedrungen fühlen, ja, indem jene Resultate der Philosophie einer Zeit, auch für das sociale Leben derselben, nichts weniger als gleichgültig bleiben können, auch für alle die, welche dem weiteren Kreise der Gebildeten überhaupt angehören, das Bedürfniß erwachen, sich über die Ergebnisse dieser Philosophie ein Verständniß zu erwerben, sich über die Art und die Methode ihrer Entwickelungen eine Anschauung zu verschaffen. Dieses Bedürfniß nun — glauben wir — möchte zunächst und am leichtesten seine Befriedigung an dem vorliegenden Werke finden. Denn auf gleiche Weise eignet es sich durch Stoff und Darstellung dazu, sowohl in das Studium der Hegelschen Philosophie einzuführen, als auch dem, der sich näher mit ihr nicht beschäftigen will, Genuß und Befriedigung zu verschaffen. Der Stoff — die Geschichte — ist von vorn herein ein bekannteres Feld, und der noch nicht philosophisch gebildete Leser findet sich nicht sogleich in ein ihm ganz fremdes Gebiet versetzt, sondern nur das Bekannte unter einem neuen, dem würdigsten und interessantesten Gesichtspunkte dargestellt. Die Form aber, da es ursprünglich Vorlesungen sind, die hier dargeboten werden, in denen also sogleich das Bedürfniß des Lernenden im Auge gehabt worden ist, hat nichts von dem Schwerfälligen, das sonst wohl den in die Philosophie Eintretenden anfänglich vom Studium Hegels abzuschrecken pflegt, sondern zeichnet sich aus durch die höchste Klarheit und Präcision, die den Leser mit Leichtigkeit der tiefsten Auffassung der historischen Begebnisse folgen läßt. Zugleich werden ihm diese rein und unverfälscht dargeboten und gewinnen, in ihrem höchsten Zusammenhang dargestellt, einen neuen, von Anfang bis zu Ende fesselnden Reiz. So erscheint dieß Werk zugleich — wie schon die lit. Zeitung 1837. Nr. 40. bemerkt hat — als allgemein belehrend und als ein übersichtliches Compendium der Weltgeschichte für jeden Denkenden.